


# Westermanns Monatshefte

George Westermann, Adolf Glaser,
Friedrich Spielhagen, Gustav Karpeles, Friedrich Düsel



*DF
Westermanns

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

# Jahrbuch

der

# Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Herausgegeben von Friedrich Spielhagen.

Ein Familienbuch

für

das gesammte geistige Leben

der Gegenwart.

**Fünfzigster Band.**

Der vierten Folge sechster Band.

April 1881 bis September 1881.

246364

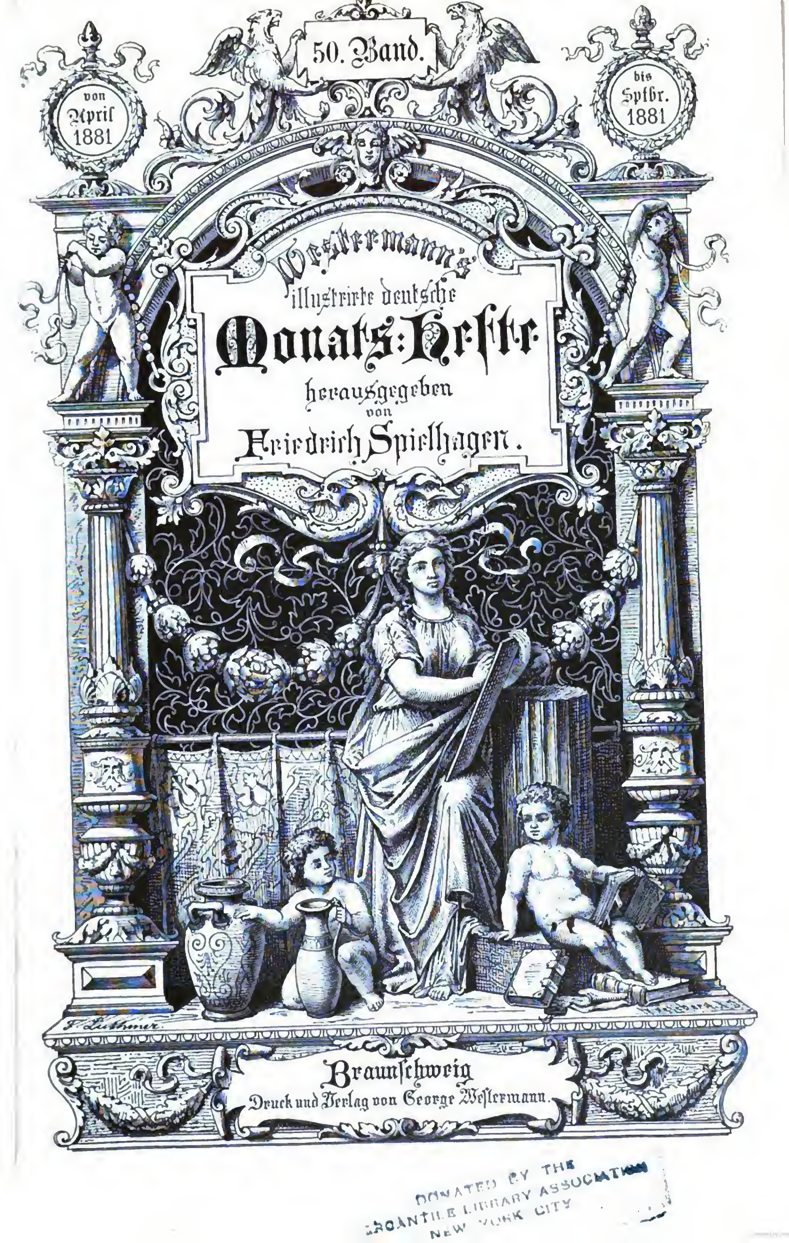
LIBRARY

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1881.





DONATED BY THE
MERCANTILE LIBRARY ASSOCIATION
NEW YORK CITY

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
972444
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L



# Verzeichniß der Mitarbeiter

am

fünfzigsten (der vierten Folge sechsten) Bande

der

## Illustrirten Deutschen Monatshefte.

---



---

# Inhalt

## des fünfzigsten (der vierten Folge sechsten) Bandes.

---

# Namen- und Sachregister

## zum fünfzigsten (der vierten Folge sechsten) Bande.



# Der verkaufte Gesang.

Novelle

von

**Paul Heyse.**






Daß die Kunst des Gesanges unter Brüdern wohl ein Schloß oder Rittergut werth sei, wird von Denen, die sie jemals geübt oder geliebt haben, Niemand leugnen, während Diejenigen, die den Klang des Goldes oder Silbers aller Musik von Saiten- oder Menschenstimmen vorziehen, nicht einen rothen Heller dafür zu geben und sie als die brotloseste und unnützeste aller Künste zu betrachten pflegen. Den Ersteren werden wir also nichts Neues sagen und die Letzteren nicht bekehren, wenn wir ein Geschichtchen erzählen, das davon handelt, in wie hohem Preise einst der Gesang gestanden hat, freilich zu einer Zeit, da auch die Dichtkunst noch einen goldenen Boden hatte und ihren Mann nährte, da Hoch und Gering sie zu ihrer Lebensnothdurft rechneten und schöne neue Lieder so wenig missen konnten wie vom Bäcker das Brot. Immerhin aber möchte es tröstlich und erbaulich sein, daran zu denken, daß die Welt nicht zu allen Zeiten so krämerhaft gesinnt und nur auf den handgreiflichsten Nutzen gerichtet war, sondern daß es einmal Menschen gab, die das Ueberflüssige für das Unentbehrlichste hielten und alle Reichthümer und Herrlichkeit der Welt gering achteten gegen einen Lippenhauch, der aber Macht besaß, die goldenen Schätze der Seele an den Tag zu bringen.

In der Auvergne lebte, bald nachdem die wilden Albigenserkriege vertobt hatten, ein Brüderpaar auf einem sonnig gelegenen, mit Wäldern und Fruchtfeldern breit umgürteten Schlößchen, an welchem der Kriegssturm vorübergeweht war, ohne ihm auch nur eine Thurmzinne zu brechen. Dies war um so wundersamer, als der alte Burgherr, ein Herr von Maensac,

von Herzen der ketzerischen Partei ergeben war und seine heftige Gesinnung gegen Rom und die päpstlichen Kreuzfahrer in mehr als Einem tapferen Sirventes mit den künstlichsten Reimen ausgesprochen hatte. Das Wunder wurde freilich gemindert, da diese flammenden Proteste nicht über die Mauern des Schlosses hinausdrangen und daher wie eine Faust in der Tasche den Gegner nicht reizen konnten. Es war nicht Feigheit, was den wackeren Baron daran hinderte, seine singenden Brandraketen frei und offen in den schwarzumwölkten Himmel steigen zu lassen. Er hätte, Aug' in Auge dem grimmen Simon von Montfort gegenüber, aus seiner Herzensmeinung kein Hehl gemacht. Doch trug er überhaupt, so eifrig er in seinen Mußestunden sich mit der Versmacherei abgab, eine tiefe und gerechte Scheu, seine verstohlene Kunstübung irgend einem fremden Auge zu verrathen, da er sich in aller Demuth für nicht viel Besseres hielt, als was man heutzutage einen Dilettanten zu nennen pflegt. Die Lust war groß, die Kraft gering, und seitdem einmal ein wirklicher Troubadour, dem er seine Exercitien schamhaft und zögernd vorgelegt, bittend, ihm reinen Wein einzuschenken, dem redlichen Manne alle poetische Phantasie abgesprochen und nur seinen reinlichen Versbau gelobt hatte, begab er sich des geliebten Zeitvertreibes gänzlich und wandte seinen Fleiß desto nachdrücklicher auf die Ausbildung seiner beiden Söhne Austorc und Peire,* die schon als Knaben eine besondere Lust zu allerlei Reimwerk zeigten und in denen er die Erfüllung alles dessen zu erleben hoffte, was in ihm selbst nur Traum und Wunsch geblieben war. Da er nun das Technische der Poeterei ganz wohl inne hatte, konnten seine Söhne in der That keinen besseren Lehrmeister erlangen als den eigenen Vater, und so waren sie denn auch zu ganz fertigen jungen Meistern herangereift, als der treffliche Alte starb, nichts lebhafter bei seinem Scheiden aus der Welt beklagend, als daß es ihm nicht mehr vergönnt sein sollte, sich am Dichterruhme, der durch ihn selbst dem Hause Maensac nicht hatte blühen sollen, wenigstens in seinen Kindern zu weiden.

Die beiden Jünglinge, die gerade auf dem Punkt gestanden hatten, als flügge junge Sänger sich aus dem Nest zu schwingen, ließen sich durch die Trauer um den Tod des Vaters nicht lange zurückhalten, zumal ihnen die Burg nun doppelt öde und die Höfe und Fürstenschlösser der Provence um so verlockender erschienen. Sie übergaben ihren heimathlichen Besitz einem Verwalter, der hoch und heilig gelobt, des Gutes so getreu zu pflegen, als ob der verklärte Ritter noch überall selbst nach dem Rechten sähe, und zogen mit wohlgespicktem Beutel auf ihre erste Sängerfahrt aus. Da sie sich sehr lieb hatten und von Kind an nie getrennt worden waren, gedachten sie auch auf ihrer Wanderschaft und bei der Ausübung ihres Berufes brüderlich verbunden zu bleiben. Doch schon nach kurzer Zeit erkannten sie, daß dieser ihr Vorsatz nicht wohl durchzuführen sei, ohne ihrer bisherigen einträchtigen Liebe und Treue Gefahr zu bringen. Es konnte nicht fehlen, daß sie in eine unholde Nebenbuhlerschaft geriethen, sowohl bei schönen Frauen als auch in der Gunst der Großen, davon zu schweigen, daß auch ihre Spielleute oder Jongleurs sich mit schelen Blicken ansahen, wenn der Eine besser sang oder spielte als der Andere oder einen fetteren Bissen erschnappte. Als es zum ersten Mal so weit kam, daß sie die Burschen, die sich jählings in die Haare gerathen waren, mit Gewalt wie zwei in einander verbissene Doggen trennen mußten, sprach der ältere und allzeit weisere Austorc zu seinem Bruder:

* Die provenzalische Form für Pierre.

„Lieber, es wird gut und heilsam sein, daß wir verschiedene Wege gehen, so hart es uns ankommt. Wir müssen versuchen, Jeder auf eigene Hand unser Glück zu machen, da zwei Maensacs an einem Orte des Guten zu viel zu sein scheinen. Willst du also nach dem Süden ziehen, so wende ich mich gen Norden, oder umgekehrt, je nach deinem Belieben. Wenn das Jahr verstrichen ist, wollen wir uns auf unserer väterlichen Burg wieder zusammenfinden und ohne Neid und Eifersucht eine fröhliche Woche mit einander verleben und unsere Abenteuer austauschen.“

Peire, der Jüngere, der ein Träumer war und auf diesen klugen Einfall noch lange nicht gekommen wäre, war es gleichwohl zufrieden, da es ihm heimlich wehe that, daß er seinen lieben Bruder mehr als einmal ausgestochen hatte. So umarmte er Austorc, setzte sich mit seinem Spielmann zu Pferde und zog gen Süden, während sich Austorc nach den schönen Auen der Durance begab, wohin ein Verwandter ihres Vaters die beiden Brüder geladen hatte. Auch ihn hatte es im Stillen schwer verdrossen, sich durch seinen Bruder in den Schatten gestellt zu sehen, zumal da er früher, noch in der väterlichen Lehre, für den Begabteren gegolten hatte. Und freilich war er an Kenntniß und Führung des Handwerkszeuges, bei seiner umsichtigen, kühlen und verständigen Natur, dem Jüngeren weit voraus gewesen und konnte für etwas Rechtes gelten, so lange sich's nur um pünktliche und peinliche Ausführung der Uebungsaufgaben handelte. Jetzt aber, im freien Menschenverkehr und großen Weltleben, drang die vollsaftigere Natur seines Bruders mit Ungestüm durch, und Frauen und Herren ließen sich willig durch das Wehen seines Geistes fortreißen, ohne sich viel Gedanken darüber zu machen, ob auch nirgend gegen eine Regel der Kunst verstoßen sei und jeder Vers auf seinen richtigen vier oder fünf Füßen stehe. Von nun an hoffte Austorc, seine Kunst, an der er durchaus nicht irre geworden war, ungehindert zur Geltung zu bringen, wie etwa ein kluger Gärtner dafür sorgt, einen schönen Springbrunnen, der in mannigfachen zarten Strahlen aufschießt und sich kreuzende Bogen und Figuren bildet, nicht an einem Orte anzubringen, wo ganz in der Nähe ein freier Wildbach in natürlichem Fall über steile Klippen sich ergießt und mit seinem heftigen Rauschen jenes gemäßigte Rieseln, Sprudeln und Verstäuben übertönt.

Als nun das Probejahr verstrichen war und die Brüder, ihrem Gelöbniß gemäß, sich auf Schloß Maensac wieder zusammenfanden, war zuerst die Freude, daß sie sich wieder von Angesicht sahen, groß, und sie konnten nicht müde werden, mit verschlungenen Armen überall herumzuwandeln und alle Stätten ihrer Knabenspiele wieder aufzusuchen. Nur die Erfahrung, die sie machten, daß sie in ihrer Abwesenheit von dem spitzbübischen Burgpfleger schmählich betrogen worden waren, da er den Ertrag all' ihrer Ernten in einem schmalen Beutelchen vor sie hinstellte, unter Vorgeben eines allgemeinen Mißwachses, trübte bedenklich den ersten Abend, wo sie beim Becher einander gegenübersaßen. Zumal der weltkluge Austorc, dem auch noch ein anderes heimliches Ungenügen nachzugehen schien, gerieth bei der Entdeckung dieser argen Tücke in hellen Zorn, schlug dem ungetreuen Mann den armseligen Zehnten, den er ihnen gönnen wollte, um die Ohren, hieß ihn auf der Stelle sein Bündel schnüren und die Burg mit dem Rücken ansehen und hielt dann, während Peire in den verschütteten Wein mit seiner Dolchscheide zierliche Figuren zeichnete, dem Bruder eine seiner wohlerwogenen Standreden, in denen er Meister war, da auch jener Ausbruch gerechten Ingrimms das Gleich-



LIBRARY

gewicht seiner Seele nicht bis zum Grunde hatte erschüttern können.

„Liebster Bruder," sagte er, „die Lehre, so dieser ungetreue Knecht uns gegeben, hat uns ein zu theures Lehrgeld gekostet, als daß wir sie in den Wind schlagen und es in der alten Weise leichtherzig forttreiben könnten. Wenn dieser in unserem Hause altgewordene Diener hinter unserem Rücken gehaust hat wie Hagelschlag und Ungewitter, wie sollen wir uns von einem Wildfremden, dem wir das Vogtamt übertrügen, eines Besseren versehen? Nicht, daß mein Herz auf Geld und Gut stände, zumal ich mir getraue, mit meinem Gesang reichlich zu erwerben, was zu meiner Nothdurft, ja darüber hinaus zur Führung eines freien ritterlichen Lebens gehörte. Es ist aber ein unerträglicher Gedanke, sich von einem Wicht betrogen und um das Seinige gebracht zu sehen, und unser theurer Vater, den Gott selig haben möge, würde, wenn er herabblicken könnte, das Haupt schütteln und über seine Söhne ungehalten sein, die ihr Erbgut verwahrlosen lassen. Hierzu kommt, daß ich auch während der Zeit, da wir getrennt herumzogen und unsere edle Kunst betrieben, mehrfach Gelegenheit hatte, zu gewahren, wie bedenklich und unzukömmlich es ist, wenn zwei Dichter desselben Namens zur selben Zeit ihr Wesen treiben. An manchen Orten bin ich als ein schon bekannter und beliebter Sänger empfangen worden um einer Canzone willen, welche du gedichtet hattest, und dir ist es vielleicht nicht anders ergangen."

Er hielt inne, auf Peire's Zustimmung wartend. Da diesem aber niemals das Gleiche begegnet war und er doch seinen Bruder nicht betrüben wollte, begnügte er sich mit einem stummen Kopfnicken, worauf Austorc fortfuhr: „Nun, siehst du wohl, wenn dies schon im Beginn unseres Dichtens geschehen, wie sollen wir, wenn wir es zehn oder zwanzig Jahre so fort getrieben haben, der Verwirrung steuern und Jeder seinen Ruhm genau und wohlabgegrenzt für sich behalten? Und gesetzt auch, wir fragten nichts danach und ließen unseren Erwerb an Lob und Ehre brüderlich beisammen, wie wir uns ja auch über die Theilung anderen Besitzes nie verfeindet haben, so ist noch der böse Haken dabei, daß Jeder von uns seine eigene Art und Uebung im Dichten hat, wonach man uns kaum für Söhne **einer** Mutter halten sollte. Nun ist auch die Neigung und Gewöhnung Derer, die uns hören, verschieden, und Diejenigen, die deine Art vorziehen, wissen sich in die meine nicht sogleich zu finden, wie ich es hin und wieder schon habe erleben müssen. Ich habe meine schönsten Strophen in schweren Reimen und den künstlichsten Weisen in Montpellier einer Dame vorgetragen, die nur mit halbem Ohre zuhörte, weil sie etwa ein leichteres Liedchen deines Stils erwartet hatte, und die gleiche Erfahrung wirst auch du wohl gemacht haben."

Wieder antwortete Peire nur mit einem kurzen Brummen, aus welchem ja oder nein zu deuten war, und zeichnete immer eifriger den Anfangsbuchstaben eines Namens auf den Tisch, während Austorc, der in dem Zimmer langsam auf und ab geschritten, jetzt vor ihm stehen blieb.

„Es wird dir vielleicht seltsam scheinen, Lieber," sagte er, „aber ich mag sinnen und denken, so viel ich will, ich finde keinen besseren Ausweg aus dieser Verstrickung. Ich meine nämlich, daß wir gleich heute eine redliche Theilung alles dessen vornehmen sollten, was uns von unserem guten Vater vererbt worden ist, und zwar indem wir fortan nicht seine liegenden Güter, Schloß und Landschaft zusammt dem Gesange gemeinsam besitzen, sondern der Eine die Burg erhält, der Andere den Gesang, was auch dich wohl eine gerechte Theilung zu sein bedünken

wird. Jeder Theil giebt seinem Besitzer ein reichliches und ehrenvolles Leben. Der auf dem Schlosse hier zurückbleibt, wird die Pflicht übernehmen, den Namen unseres Hauses nicht erlöschen und den väterlichen Besitz nicht zu Grunde gehen zu lassen, was unfehlbar zu befürchten steht, wenn wir Miethlinge hinter unserem Rücken schalten und walten lassen. Das Auge des Herrn macht die Kühe fett und hält die Spatzen vom Weizenfelde fern. Wer aber das andere theure Vermächtniß unseres verklärten Erzeugers, den Gesang, davonträgt, der ist in anderer Art geborgen, und zu den irdischen Vortheilen, die ihm von Gönnern und edlen Frauen erblühen und die vielleicht an Goldwerth dem gesicherten Grundbesitz nicht die Wage halten, kommt der Gewinn an Ruhm und die Lust des fahrenden Lebens, so daß er eher zu beneiden als zu beklagen wäre. Um aber jeden Anlaß zu Streit oder späterer Reue abzuschneiden, wollen wir das Los befragen und seine Entscheidung als den Willen des Himmels ansehen. Nun sprich, lieber Bruder, was dünkt dich von meinem Vorschlage?"

Peire saß still am Tische, das Haupt in die linke Hand gestützt. Zuerst war ihm das Ansinnen, auf seine bisherigen Lebensfreuden zu verzichten, falls das Los so entschiede, dergestalt unerhört und ungeheuerlich erschienen, daß er trotz der guten Gründe seines Bruders geneigt war zu erwidern, hiervon könne nun und nimmer die Rede sein. Je länger indessen Austorc in ihn hineinsprach, desto überzeugender schien ihm der sonderbare Einfall, da er überdies gewohnt war, in Allem, was Lebensklugheit und Weltverstand erfordert, den Aelteren für den Erfahreneren zu halten und sich ihm ohne viel Bedenken zu fügen.

Nun aber kam noch ein gewichtiger Stein, der ihm auf dem Herzen gelegen, ins Rollen und beschwerte die Wagschale zu Gunsten jener Theilung. Er hatte am Hofe des Grafen von Roussillon eine Zeit lang leidenschaftlich der schönen Gräfin gehuldigt, bis das edle und freundschaftliche Betragen ihres Gatten sein Gemüth bezwang und ihm die frevelhaften Wünsche darin erstickte. Da er eine feine, redliche Seele hatte und von seinem Vater in guter Zucht gehalten worden war, brachte er es nicht übers Herz, nach der zügellosen Sitte jener Zeit einzig und allein auf die Mahnung seiner Leidenschaft zu lauschen, sondern hielt es für ehrlos, in das Haus, das ihn gastlich aufgenommen, Sünde und Verstörung zu bringen. Also schied er mit schwerem Herzen von da, wo ihm, wenn er sich gewissenloser betragen, wohl jede erwünschte Gunst geblüht hätte; er nahm aber die Erfahrung mit hinweg, daß ihm immerhin trotz seines schönen Gesanges Einiges fehle, um als Troubadour sein Glück zu machen, zumal die Wunde, die er dort empfangen, ihn lange Zeit verhinderte, sich einer anderen Schönen zuzuwenden. Nicht minder auch war es dem Freigeborenen zu Anfang beschämend, als ein Schranze und Dienstsucher sich den Reichen und Mächtigen vorzustellen. Als daher Austorc seinen Spruch zu Ende gebracht, däuchte es Peire schier eine Eingebung höherer Weisheit, auf diese Art vielleicht ein für alle Mal aus dem Streit seines Inneren erlöst zu werden. Er verwischte also rasch mit dem Dolchknauf den Namenszug der heimlich noch immer ersehnten Frau, stand hurtig vom Tische auf und erwiderte, den Bruder frei und fröhlich anblickend, dieser weise Plan habe seinen ganzen Beifall, und sie wollten ohne Zögern an die Ausführung schreiten.

Austorc war es zufrieden, nur drang er darauf, daß sie vorher sich mit Handschlag gelobten, gegen den Ausfall des Geschickes weder jetzt noch später zu murren, vielmehr ihre brüderliche Liebe un-

erschütterlich aufrecht zu erhalten, auch alljährlich einmal in diesem Schlosse zusammenzukommen und Jeder dem Anderen, was er inzwischen erworben oder genossen, vorzuweisen und mitzutheilen. Auch wollten sie das Los nicht auf die gemeine Entscheidung durch den Würfelbecher stellen, sondern Arm in Arm in den Schloßhof hinaustreten; welchen von ihnen der alte Haushüter, ein langhaariger navarresischer Wolfshund, zuerst anspringen und zuthulich begrüßen würde, der sollte von nun an alleiniger Besitzer des Schlosses sein, während der Andere den Gesang behielte. Da sie Beide den Hund gleichmäßig gepflegt und ihn stets auf ihren gemeinsamen Jagdzügen mit sich gehabt hatten, schien das ein richtiges und gerechtes Gottesurtheil.

Dasselbe entschied sich nun aber zu Gunsten des Jüngeren, der im ersten Augenblick davon nicht eben freudig betroffen war, zumal er zu bemerken glaubte, daß auch sein Bruder auf eine andere Entscheidung gehofft hatte. Als aber Austorc versicherte, ihm hätte nichts Lieberes werden können, als nun ganz auf sich selbst gestellt zu sein, und er gedenke jetzt erst recht all' seine Kraft zu entfalten, daß die Welt genau wisse, wie sie mit den Canzonen des Herrn von Maensac daran sei, ergab auch Peire sich in sein Los, das ihm fürs Erste um so weniger hart vorkam, da er immer noch einige Zeit brauchte, jene schöne Frau zu vergessen. Er ließ es sich nicht nehmen, seinen lieben Bruder mit Allem, was er wünschen oder brauchen konnte, zur Reise auszustatten, und blieb, da Austorc geschieden, in ziemlich weichmüthiger und unwirscher Verfassung auf der Heimatherde zurück, wo er freilich alle Hände voll zu thun hatte, um den von ihrem ungetreuen Vogt angerichteten Schaden wieder gut zu machen.

Als aber das Gröbste geschehen, das aus der Zucht gerathene Gesinde wieder zur Pflicht zurückgeführt, dazu die wichtigste Feldarbeit bestellt war, überschlich den jungen Schloßherrn eine standesgemäße Langeweile, die er nicht, wie er ehemals gepflegt, mit Verskünsten bannen durfte und daher auf andere Weise sich vom Halse halten mußte. Er ritt auf den Nachbarschlössern herum, die edlen Vettern oder Gefreundeten seines Hauses zu begrüßen, gab artige Feste in seinem Schlößchen oder veranstaltete große Jagdlustbarkeiten, und da er ein schöner, schlanker Mann, von ritterlichem Anstande, dazu ledig und von untadeligem Rufe war, konnte es nicht fehlen, daß töchterfrohe Elternaugen sich fleißig auf ihn richteten und er vor Einladungen rings umher kaum zu Athem kam.

Hieran ergötzte er sich eine Zeit lang, obwohl unter all' den heirathbaren adeligen Fräuleins auf sieben Meilen in der Runde ihm keine sonderlich einleuchtete. Da er aber nicht zu eilen brauchte und die Wahl bei seiner Jugend noch Jahre und Tage offen bleiben durfte, ließ er sich's gefallen, als die Goldforelle, nach welcher zwanzig Angeln ausgeworfen wurden, ruhig in seinem kühlen Element hin und her zu gleiten und nur, wenn ihm ein Widerhaken allzu nahe an die Haut kam, unter dem schützenden Steinwall seiner Burg für eine Weile zu verschwinden.

Sein Liebesungemach war ihm nach und nach aus dem Herzen gewichen und hatte keine andere Spur hinterlassen, als einen gewissen wehmüthigen Abscheu gegen ähnliche Wehen und Wonnen, der ihn in der Gesellschaft seiner Nachbarinnen gegen alle verliebten Anwandlungen feite. Dagegen meldete sich, als es wieder Frühling wurde und die adeligen Vergnügungen ihren ersten Reiz verloren hatten, eine andere Sehnsucht, die ihm zumal am grauen Morgen, wenn er einsam, mit seinem Jagdspeer bewaffnet, in den Wald ging und die noch verschlafenen Athem-

züge der Natur behorchte oder das erste Regen der Vögel in Büschen und Zweigen betrachtete, gewaltig zu schaffen machte. Wohl hatte er schon zahlreiche Lieder damit begonnen, das erste Grün und die ganze sprossende Lieblichkeit des jungen Jahres zu begrüßen, und da schon hundert Jahre vor ihm lo gens temps de pascor — die holde Frühlingszeit — den Poeten der Languedoc genau wie denen unserer Tage ein unerschöpfliches Thema zu lyrischem Gezwitscher gewesen war, mußte er sich sagen, daß die Welt nicht viel daran verlor, wenn er durch den Vertrag mit seinem Bruder verhindert wurde, zu tausend Frühlingsliedern das tausendunderste zu fügen. Er glaubte nämlich, nicht nur die Anwartschaft auf Dichterruhm, sondern auch die Erlaubniß, ganz im Stillen seine geliebte Poeterei zu üben, ein für alle Mal verspielt zu haben. Und freilich that er klug daran, da nicht nur Husten, Rauch und Liebe nach dem Sprüchwort sich verstecken lassen, sondern auch das dichterische Feuer sich nicht damit begnügt, unsichtbar fortzuglimmen, sondern mit Gewalt durch die kleinste Ritze hinauszulodern sucht.

So verzichtete er denn lieber auf diese Streifereien vor Thau und Tage, in denen ihm das Herz allzu verlangend schwoll und in Tönen sich auszuströmen begehrte, und wartete den lauten, nüchternen Tag heran, der die Stimmen in seinem Inneren nicht zu Worte kommen ließ. Als er aber gemerkt hatte, daß er durchaus nicht ganz sicher sei vor einem Rückfall in das poetische Fieber, hütete er sich geflissentlich, ja nicht mit einer der Nachbartöchter einen verliebten Handel anzuzetteln, da er bisher für das Beste bei einer richtigen Liebschaft die Verse angesehen, die den Gegenstand der Anbetung verherrlichten, und eine reimlose Leidenschaft für eine Suppe ohne Salz oder, um schwunghafter zu reden, für eine Rose ohne Duft erklärt hatte.

Dies hatte nun zur Folge, daß ihm in seiner künstlich erhaltenen Einsamkeit, deren Muße er nicht zu erheitern wußte, von Tag zu Tage übler zu Muthe wurde, bis endlich ein fast krankhafter Trübsinn sich seiner bemächtigte. Er hatte nur die eine Erleichterung seines Zustandes, sich ein Pferd zu satteln und auf wilden, abenteuerlichen Ritten, oft bis tief in die Nacht hinein, sein unstätes Blut durch Ermattung ein wenig zu zügeln. Kehrte er dann in die Burg zurück, wo Alles seinen geregelten Gang einhielt und die Knechte, die ihm um seines milden Wesens willen herzlich anhingen, ihre Schuldigkeit pünktlicher thaten als vor Zeiten unter der Fuchtel des geizigen Vogtes, so überfiel ihn die Oede und Stummheit seines Daseins oft mit solcher Gewalt, daß ihm die Thränen aus den Augen stürzten. Er verschloß sich dann in sein Gemach, warf sich auf sein Bett und verbrachte die Stunden des Tages in dumpfer Bewußtlosigkeit, dann und wann eine klagende Rede vor sich hinstammelnd, die unwillkürlich sich zu Versen gestaltete, bis er dann, wie durch den Klang des Reimes erschreckt, jählings abbrach, einen Speer oder eine Armbrust von der Wand riß und wieder in den Forst hinausstürmte, seinen tödlichen Kummer an irgend einem unschuldigen Wild oder einem Raubvogel auszulassen, als ob er ihnen das freie Schweifen und den trotzigen Schrei neidete, die sein eigenes stummes Nisten und Brüten zu verhöhnen schienen.

In einer schwülen Sommernacht nun hatte der unstäte Mann den Heimweg aus dem Walde in sein unerwünschtes Haus nicht gefunden oder zu suchen verschmäht und sich im Moose am Fuß eines uralten Ahorns gebettet. Als er nach einem tiefen Schlaf im ersten Morgenlicht die Augen aufschlug, übersah er die Stelle, wo er genächtigt hatte. Der Wald stieg zu einem Thalgrunde hinab, den ein

schmales Flüßchen durchrieselte, und vom Ufer drüben ging eine sonnige Halde sanft wieder in die Höhe, auf welcher smaragdgrünes Gras und schöne Kräuter wuchsen. Die ganze Wiese war mit weidenden Schafen bedeckt, deren Glöckchen lustig durch einander bimmelten, und auf der Höhe sah man den Pferch, der die Heerde über Nacht einzäunte, und einen Schäferkarren auf zwei Rädern. Unten aber, wo das Wasser an kleinen Haselbüschen vorbeifloß, saß die Hirtin auf einem alten Weidenknorren so dicht am Ufer, daß ihre nackten Füße von den Wellen überspült wurden. Sie hatte ihr langes schwarzes Haar aufgelöst, um es von Neuem zu zöpfen, und neben ihr im Grase lag ihr Hirtenstab und der Schäferhund, der sie während ihres gemächlichen Geschäftes beständig anstarrte, halb wie ein ernster väterlicher Freund, halb wie ein andächtiger Verliebter, und jedes Mal, wenn der Blick seiner Herrin ihn streifte, seinen buschigen Schweif bewegte. Sie schien noch ein wenig verschlafen, denn sie gähnte ein paar Mal recht herzlich, wobei sie einen nicht gar kleinen, aber frischrothen Mund mit den weißesten Zähnen zeigte. Dann aber schien sie auf die erwachenden Vogelstimmen rings umher zu horchen und fing an, die einzelnen nachzuahmen, dazwischen lachend, wenn es ihr gelang, mit diesem oder jenem Fink oder Rothkehlchen, die sich etwa täuschen ließen, in eine längere Zwiesprach zu gerathen. Als sie nun ihr Haar in zwei langen, schweren Zöpfen aufgesteckt hatte, bückte sie sich zum Wasser hinab und kühlte sich, mit den hohlen Händen schöpfend, das Gesicht und den braunen Hals, der aus dem weißen Hemd voll und kräftig hervorblühte. Dann lockte sie den Hund herbei, zog ihre Füße aus dem Wasser und trocknete sie an dem rauhen Fell des Thieres, das dieser Liebkosung schon gewohnt zu sein schien. Als sie dies Alles vollbracht hatte, zog sie ein Stück Brot aus ihrer Tasche und machte sich daran, große Stücke davon abzubeißen, dem treuen Gesellen an ihrer Seite dann und wann einen Bissen zuwerfend.

Diese friedliche Scene beobachtete Peire aus seiner umschatteten Lagerstätte gegenüber mit so gespanntem Blick, als ob sich die größten Wunder der Welt vor ihm ereigneten. Er konnte jeden Zug in dem jungen Gesicht deutlich erkennen und wunderte sich selbst, warum es ihn so fesselte, da es nicht von ungewöhnlicher Schönheit war, sondern hundert anderen Mädchengesichtern jener glücklichen Gegend glich, in welcher freilich Jugend allein schon Anmuth und Lebensfülle bedeutet. Doch schienen ihm die beiden Augen drüben, die wie zwei Tollkirschen am Zweige glänzten, und das trutzige Stumpfnäschen, dazu das volle und doch zarte Kinn das Lieblichste, was er lange gesehen, und das einsame Zwitschern des armen Kindes und ihr Lachen und Schäkern mit dem Hunde bezauberte ihn vollends, daß er viel darum gegeben hätte, an der Stelle des vierfüßigen Freundes zu sein, von ihren Füßen sich den Rücken krauen zu lassen und die Brocken aufzufangen, die sie erst mit ihren weißen Zähnen abgebissen hatte.

Auch verhielt er sich ganz still, um sie nicht etwa zu verscheuchen. Als sie aber ihr Brot verzehrt hatte und nun aufstand, sich wieder nach ihrer Heerde zu wenden, sprang auch er hastig in die Höhe, eilte den Waldabhang vollends hinab und schwang sich in solchem Sturm an seinem langen Jagdspeer über das Wasser, daß es ein großes Rauschen gab und der Hund, der ihn sofort erblickte, in ein lautes Bellen ausbrach.

Auch das Mädchen war in seinem Gang die Halde hinauf stehen geblieben, zeigte aber, als sie den ritterlichen Herrn so im Sturm daherkommen sah, nicht die ge-

LIBRARY

ringste Bestürzung oder Verlegenheit, nur das Hemd zog sie ein wenig fester über der jungen Brust zusammen und stand, auf ihren Hirtenstab gestützt, ruhig still, den Hund beschwichtigend, der im Begriff war, zähnefletschend auf den Fremden loszufahren.

Nun begann Peire, der sich alsbald überzeugt hatte, daß die Heerde sammt der jungen Hirtin zu dem Dorfe gehörten, das an sein Schloßgut grenzte, mit der sicheren Vertraulichkeit, wie man ein halb und halb leibeigenes Geschöpf behandelt, ein Gespräch mit dem Mädchen, zugleich im Stile der idyllischen Conversationen, die unter dem Namen Pastorellen damals vielfach gedichtet wurden. Denn da er immer noch mit stiller Sehnsucht in die verscherzte poetische Welt sich zurückträumte, kam es ihm gelegen, hier nun einmal in morgenheller Wirklichkeit zu erleben, was er bisher, etwa in den sechs berühmten Pastorellen Guiraut Riquier's, nur als eine reizende Erfindung betrachtet hatte.

„Mädchen (Tosa)," fing er an, — „ich habe dein Thun und Treiben unten am Wasser mit angesehen und glaube, daß du von innen ein ebenso sauberes Herzchen bist wie von außen. Und doch bist du zu hübsch, um noch nichts von Liebe zu wissen, und gewiß wartet jetzt dein Liebster oben im Gebüsch, daß du ihm den Morgenkuß bringst."

„Herr," erwiderte sie flink, „Ihr täuscht Euch sehr. Ich bin noch so frei und ledig wie mein jüngstes Milchlämmchen und denke auch meinen Stand nicht sobald zu verändern."

Und Peire darauf: „Aber so jung bist du doch nicht mehr, daß dir das Alleinsein nicht leid werden sollte. Sage, wie alt du bist?"

„Genau so alt wie mein kleiner Finger."

„So gieb ihn mir einmal her, daß ich ihn ausfrage."

„Herr, Ihr nähmt wohl gar die ganze Hand. Ich brauche sie aber, um meinen Stab zu regieren." — Und sie erhob den Stab mit einer schalkhaft drohenden Geberde.

„Da ich nicht zu deiner Heerde gehöre," sprach Peire lachend, „magst du den Stecken nur immer wegwerfen und dich zu mir auf den Rasen setzen. Ich möchte dich allerlei lehren, was du noch nicht kannst."

„Herr, ich bin ein dummes Kind und habe keine Zeit, um das zu lernen, was man auf den Schlössern der Vornehmen thut. Bitte, gehet mir von der Seite, mein Esparviers wird ungeduldig, da er Eure feinen Reden so wenig versteht wie ich selbst."

„Warum hast du deinen Hund ‚Sperber' genannt?"

„Weil er wie ein Stoßvogel zufährt, sobald der Heerde oder der Hirtin selbst eine Gefahr droht."

„Dann mag er heute nur ruhig sein. Denn ich selbst will dir nichts Böses thun, vielmehr nur Liebes und Holdes. Im Ernst, Mädchen, du gefällst mir sehr, und da ich kein Liebchen habe, du aber keinen Liebsten, so meine ich, wir Zwei taugten zusammen."

„Nimmermehr, Herr. Ihr seid mir nicht ebenbürtig."

„Kennst du mich denn? Und wie heißest du selbst?"

„Viernetta, Herr, zu dienen. Ihr aber seid Herr Peire von Maensac, der Herr der Burg droben, und darum taugt Ihr nicht zu mir."

„Bin ich dir nicht vornehm genug?"

„Allerdings. Denn ich bin eine Königin und Ihr nur ein Ritter. Sehet, dort mein Volk gehorcht mir auf den ersten Ruf, und wenn der Feind in mein Reich einbricht, brauch' ich nur meinem Feldherrn zu pfeifen, so verjagt er ihn, und wenn er zehnmal stärker wäre als er

selbst, weil er auch den Tod für seine Königin nicht scheute. Und droben auf der Höhe steht mein Thron, und jeden Abend vergoldet ihn die Sonne von Neuem. Wenn es mir aber an diesem Ort nicht mehr gefällt, verpflanze ich mein Reich an einen anderen, wo meine Unterthanen frische Nahrung finden."

„Du bist eine glückliche Fürstin, Viernetta, und hast Recht, stolz zu sein und dich kostbar zu machen. Wenn du mich aber zu deinem getreuen Vasallen annehmen wolltest, es sollte dein Schade nicht sein, vielmehr dein Glück noch erhöhen; auch würde ich deinen Feldherrn da hinführen, wo er gute Beute machen könnte, also daß er mich nicht für einen Feind ansähe. Dein Thron aber, dünkt mich, hat Platz für Zwei."

„Herr, das sind thörichte Reden. Lasset mich nun meiner Wege gehen. Denn seht, dort kommt meine Mutter, die noch bösere Augen machen würde als Esparviers, wenn sie hörte, wessen sich der Herr von Maensac erdreisten möchte. Geht mit Gott und vergesset das Wiederkommen, denn die Krone, die ich trage, ist für Euch zu hoch, und ich weiß sie bei Tag und Nacht zu hüten."

Sie wandte sich gelassen von ihm ab und stieg die Halde vollends hinauf, dem Schäferkarren zu, bei welchem soeben eine alte Frau, die einen Korb am Arme trug, wie aus dem Erdboden aufgetaucht war, mit vorgeschützter Hand in die Runde spähend und den Namen Viernetta rufend. Peire war unmuthig zurückgeblieben. Es lüstete ihn nicht danach, mit der Alten zusammenzutreffen und vielleicht noch unsanftere Reden von ihr zu hören als von der Jungen. Nachdenklich schritt er die Halde entlang und wieder an das Flüßchen hinab, dessen Lauf er nur zu verfolgen brauchte, um nach einer kleinen Stunde sein Schloß wieder zu erreichen.

Er war aber kaum in seinem stillen Gemach angelangt, so holte er Schreibgeräth hervor und machte sich daran, das Gespräch, das er mit dem spröden Kinde geführt, in zierlichen Reimen aufzuzeichnen. Denn ihre Antworten schienen ihm das Munterste und Anmuthigste, was jemals eine Hirtin in einer Pastorelle zum Besten gegeben, und dies söhnte ihn fast damit aus, daß er kein besseres Glück gehabt und der Muthwilligen nicht die kleinste Gunst abgewonnen hatte. Als das Gedicht fertig war, wurde er nicht müde, es durchzugehen und daran herumzufeilen, doch immer bemüht, ja nichts an ihren eigenen Worten zu ändern. Dann speiste er, zum ersten Mal seit langer Zeit, wieder mit gesundem Appetit und trank mehrere große Becher des feurigen weißen Weines, den er selbst an den mittägigen Abhängen seines Geländes zog, beständig an das morgendliche Abenteuer denkend und in seinen Gedanken alle die Reize musternd, die er an der stolzen Barfüßigen wahrgenommen. Es kam ihm je länger je mehr so vor, als habe er nicht die beste Figur gemacht neben dem selbstgewissen Kinde, und er beschloß, morgen um dieselbe Stunde abermals sein Heil zu versuchen und sich seines Herrenrechtes kecker zu bedienen. Als aber die Nacht gekommen war, fand er es unleidlich, die langen dunklen Stunden, da der Schlaf sich nicht einstellte, unthätig hinzuwarten. Also stahl er sich, selbst dem Blick des Thorwarts ausweichend, als müsse ein Jeder schon wissen, was er im Sinne habe, aus der Burg und schritt weitausgreifend dem Flüßchen nach, das ihn trotz des sternenlosen Himmels sicher an die ersehnte Stelle führte.

Als er die Anhöhe hinaufschlich, von deren oberstem Rande das dunkle Gehäuse, das seinen Schatz verbarg, ihm stumm entgegensah, klopfte ihm das Herz stärker als zu der Zeit, da er noch der vornehmen Frau in Dämmerstunden nachzu-

wandeln pflegte. Der Hund Esparviers schlug an; Peire rief ihn leise bei Namen, da kam er besänftigt ihm entgegengelaufen und betrachtete den nächtlichen Gast mißtrauisch, aber nicht feindselig, da er am Morgen von ihm geliebkost worden war. Er folgte ihm jedoch auf der Ferse und rieb seine Nase an dem Bein des vorsichtig Schreitenden, wie um ihn zu warnen, daß er nicht durch einen dreisten Streich das gute Einvernehmen stören möge. Peire aber war dicht an den Schäferkarren herangetreten, dessen Thür fest verschlossen war. Er drückte sein Ohr an die Bretterwand und hörte drinnen das ruhige Athmen des schlafenden Mägdleins. In der Hürde wurden die schlummernden Thiere unruhig und hoben ein wenig die Köpfe bei der ungewohnten Störung. Der Hund aber ließ ein kurzes scharfes Knurren vernehmen, das sie versichern sollte, er sei da und sie brauchten sich keine Sorge zu machen. Dann setzte er sich mit gespitzten Ohren zwischen die Deichselstangen des Wägleins, die auf die Erde gestützt waren, und sah starr auf die kleine Thür.

Peire aber, nachdem er eine Weile gewartet, entschloß sich endlich, sacht an das Häuschen zu pochen, worauf es sich im Inneren zu regen begann. Doch erhielt er auf seinen Ruf und die Bitte, ein wenig herauszukommen, da er etwas Wichtiges zu verhandeln habe, keine Antwort. Er wußte indessen, daß man drinnen wach sei, und fing nun an, eine leidenschaftlich dringende Beichte zu stammeln, zu sagen, daß er keine Ruh' und Rast mehr habe, seit er sie gesehen, und sich hoch und theuer zu verschwören, die Stille der Nacht und die einsame Stätte nicht zu mißbrauchen, um ihr nur die kleinste Huld abzutrotzen, die sie ihm nicht gern gewährte. Diese flüsternde Beschwörung währte eine geraume Zeit, ohne daß man sie aus dem Inneren des Kastens der geringsten Erwiderung würdigte. Der verwöhnte Herr, der bei weit vornehmeren Damen schwerlich so lange ohne Erhörung gefleht haben würde, gerieth endlich in eine heiße Empörung, da er merkte, daß seine nächtliche Rolle noch weniger ehrenvoll ablief als seine morgendliche. Er ließ sich daher von seiner Beschämung verführen, einige Drohungen auszustoßen und den verschlossenen Starrkopf vor seinem Zorn und etwaiger Rache zu warnen. Alsbald klang ein schrilles Pfeifen aus dem stummen Kämmerchen heraus, und im selben Augenblicke sprang Esparviers von seinem Wachtposten hinweg, mit wüthendem Gebell den erschrockenen Nachtschwärmer anspringend, doch ohne noch seine scharfen Zähne zu brauchen. Peire sah wohl ein, daß es nicht ritterlich sein würde, das Jagdmesser, das er im Gürtel trug, gegen das treue Thier zu kehren, vielmehr ein Rückzug mit heiler Haut das Einzige sei, was noch zu retten bliebe. Also fing er laut und lustig an zu singen, suchte das ungestüme Thier durch Koseworte zu besänftigen und machte sich mit unterdrücktem Ingrimm, indem er der unsichtbaren Herrin eine gute Nacht zurief, hinweg wie der Fuchs vom Taubenschlag, den er fest verwahrt gefunden hat.

Auch hütete er sich wohl, dies nächtliche Abenteuer in Reime zu bringen, zumal eine Pastorelle, in welcher die Hirtin auf alle Fragen und Bitten nicht ein armes Wort erwidert, etwas Unerhörtes gewesen wäre. Statt dessen machte er seinem mißhandelten Herzen in einigen Strophen Luft, in welchen er die grausame Sprödigkeit des Mägdleins mit Allem verglich, was in der todten und lebendigen Natur als rauh, hart und undurchdringlich bekannt ist, vor Allem aber mit dem Magnetstein, der sein ehernes, gegen alle Weiberlockung festumpanzertes Herz sich auf Schritt und Tritt nachzöge. Diese langentbehrte Uebung seiner gelieb-

ten Dichtkunst goß ein wenig Balsam in seine Wunde und Schlafthau auf seine Augenlider. Doch als er am anderen Morgen das Blatt vor seinem Bette liegen sah, zerriß er es in heftiger Beschämung, daß ein geringes Landkind ihn so weit habe bringen können, und schwur sich feierlich zu, ihr nicht zum dritten Male nachzulaufen, sondern die schwarzen spitzbübischen Augen, die braune, mit blühendem Roth durchschossene Haut und den großen lachenden Mund mit all' seinen blanken Zähnen ein für allemal sich aus dem Sinn zu schlagen.

Nun wollte es leider sein Unstern, daß er auf seinem Abendgange, den er trotzig und seines Eides eingedenk nach der entgegengesetzten Richtung unternahm, schon nach einer kurzen Weile auf eine Wiese zwischen wogenden Kornfeldern gerieth, über welche ein schwarzer Klumpen, scharf gegen den röthlichen Himmel abgezirkt, ihm schon von Weitem entgegenragte. Wie er das Unwesen näher betrachtete, war es nichts Schlimmeres als ein Schäferkarren, und kein anderer als der, an dem er in der letzten Nacht sich seinen harten Kopf vergebens wund gestoßen. Richtig saß auch die Eignerin dieses wandelnden Hauses in aller Unschuld auf einer der Deichselstangen, hatte ein Hemd auf den Knieen, das sie zu flicken bemüht war, und winkte zuweilen ihrem getreuen Esparviers mit den Augen, wenn eines der Schafe sich zu lüstern dem Weizenacker näherte. Peire blieb augenblicklich stehen und war noch Manns genug, der Gefahr auszuweichen zu wollen. Als er aber sah, daß auch das Mägdlein ihn schon bemerkt hatte und in ein Lachen ausbrach, vermuthlich weil es ihr drollig vorkam, daß sie Beide einander dergestalt erst recht entgegengeflohen waren, däuchte es ihn wenig ehrenvoll, ihr das Feld zu lassen, ohne einen Streich zu wagen, näherte sich ihr also möglichst unbefangen und führte wieder ein Gespräch mit ihr, das ihn freilich um kein Haar weiter brachte. Da er dieses Geplauder nachher wieder aufschrieb, immer in der Meinung, für den reinen Wein, den sie ihm einschenkte, sei das Gefäß der Dichtung gerade edel genug, mag diese neue Pastorelle hier mitgetheilt werden, obwohl sie in der Verdeutschung Einiges von ihrem Schmelz und Klang verloren hat.

Heut', da ich ging die Au' entlang,
Traf ich die Hirtin wiederum.
Es pocht' ihr wohl das Herzchen bang,
Da querfeldein ich zu ihr sprang,
Doch sah sie hellen Blicks sich um,
Es lachte keck ihr frischer Mund,
Sie sah mir bis in Herzensgrund,
Und als ich nahe vor ihr stund,
Nicht allzu lange blieb ich stumm.

Mägdlein, wie schliefst du diese Nacht? —
Dank, Herr! Wie alle Nacht fürwahr. —
Mich dünkt, ein Liebster klopfte sacht;
Was hast du ihm nicht aufgemacht? —
Mir däucht', daß es der Wind nur war:
Ein Wehn und Wispern her und hin,
Ein Flehn und Drohn aus wind'gem Sinn;
Ein armes Ding, wie ich es bin,
Nimmt sich vorm Sausewind in Acht. —

Mägdlein, die Windsbraut wirft dich um! —
Herr, meine Hütte steht wohl fest. —
Sag', lose Wetterhex', warum
Du nicht von deinem Trutzen läßt? —
O Herr, ein Vöglein warnte mich:
Wohl scheint die Hand im Handschuh zahm
Und kost und streichelt wonnesam,
Doch wenn sie erst den Dorn dir nahm,
Dann, Haidenrose, bricht sie dich. —

Mägdlein, so treibst du mit mir Spott?
Und soll ich ohne Hoffnung gehn? —
Herr, hofft auf den barmherz'gen Gott,
Der auch den Sünder will erhöhn. —
Wann wird's geschehn? — Am jüngsten Tag. —
Der ist noch weit! — Und Ihr noch jung,
Und habt noch Zeit zur Besserung. —
So bin ich dir nicht gut genung? —
Herr, mehr verschweig' ich, als ich sag'.

In diesem Tone ging es noch durch ein halb Dutzend Strophen fort, da der Dichter jedes spitze Wort, das seiner schlagfertigen Liebsten entfahren, sorgfältig in sein Herz gedrückt mit forttrug, wie ein weltlicher Sanct Sebastian, der, mit goldenen Pfeilen gespickt, gleichwohl seines

Martyriums froh war. Da es aber so ziemlich immer auf dasselbe hinausläuft, mag es mit obiger Probe sein Bewenden haben.

Auch verzichten wir darauf, den Fortgang dieses unfruchtbaren Liebeshandels durch die sieben oder acht Tage, die er noch währte, mit umständlicher Chronistenfeder zu schildern oder gar die gereimten Zeugnisse seiner wachsenden Verblendung hier einzuschalten, da dem kühleren Zuschauer nicht jedes Härchen, Fältchen oder Muttermal in Viernetta's bräunlichem Gesicht so wichtig sein kann wie dem schwärmenden Poeten, der nun einmal glaubte, in diesem schlichten Kinde den Inbegriff alles dessen entdeckt zu haben, was dem Manne am Weibe reizend, tröstlich und nöthig ist: gesunde Jugend und Anmuth, Ehrbarkeit und festen Sinn und dazu einen Mutterwitz, der das gleiche Wesen täglich und stündlich als ein neues erscheinen läßt. Er wurde durch den Verkehr mit ihr je mehr und mehr entflammt und sogar nicht abgekühlt, als sie ihn eines Tages, da Esparviers, im Kampf mit einem großen Metzgerhund verwundet, seitwärts hinter dem Karren lag und seine Herrin mit der verbundenen Pfote nicht beschützen konnte, ziemlich derb erfahren ließ, aus welchem Holz ihr Hirtenstab geschnitzt sei. Denn verstohlener Weise waren seine Lippen ihrer runden Schulter zu nahe gekommen, die ein wenig aus dem Hemd hervorsah. Kaum aber hatte er nur flüchtig an die verbotene Frucht gerührt, so wurde ihm eine scharfe Buße zu Theil. Das Mädchen blitzte ihn an wie einen Missethäter, dem der Hals nicht mehr sicher auf den Schultern steht, schlug heftig mit ihrem Stecken ihm auf den Arm, der ihre Hüfte umspannen wollte, und zog sich sofort in die feste Burg ihres Schäferkarrens zurück, obwohl der Mond eben erst aufgegangen und die Zeit noch nicht gekommen war, wo sie ihren vornehmen Gesellschafter unerbittlich heimzuschicken pflegte.

Nun versuchte es Peire, durch diesen thätlichen Beweis von der Tugend seiner Liebsten erst recht entzündet, auf eine andere Art, indem er sich an die Mutter wandte, die in einer der ärmsten Hütten des Dorfes ganz allein hauste und sich kümmerlich genug mit Spinnen und Weben durchbrachte. Da er sie an ihrem dürftigen Herde bei einem Lichtspan überraschte und sie ihn als den Vogelsteller, der ihre wilde Taube umschlich, nicht zum freundlichsten empfing, rückte er sofort, als ob er der erfahrenen Alten gegenüber die Umschweife sparen könne, mit seinem Anerbieten heraus: er wolle die Tosa auf seiner Burg haben, als Beschließerin und Haushälterin über allem Gesinde, da er sie doch einmal seines ritterlichen Standes wegen nicht zu seiner Gemahlin erheben könne. Sie solle es gut haben und allezeit in Ehren bei ihm gehalten werden, und wenn er je, was nicht denkbar sei, eine Hausfrau heimführe, neben der sie keinen Raum haben würde, sollte sie ihr Lebelang versorgt werden, wie es keine Wittwe eines Barons besser wünschen könne. Auch die Mutter werde nicht leer ausgehen, wessen zur Bekräftigung er sofort einen kleinen Haufen Goldes gleichsam zum Drangelde für den ehrenwerthen Handel auf die Steine des Herdes legte.

Hier aber gerieth es ihm noch schlechter als bei der Jungen. Denn nachdem die Alte, die ihn erst mit einem festen Kopfschütteln abzuweisen versucht, seine ganze hartnäckige Verranntheit in diesen Plan inne geworden war, erwachte in ihr eine solche Wuth und Empörung, daß sie, ohne ein Wort zu sagen, das Gold zusammenraffte und es dem Versucher ins Gesicht warf. Er mußte eilig den Rückzug antreten, denn die Alte, deren kluges und wohlgebildetes Gesicht sich unheimlich verzerrte, schien den Wocken, den sie gerade in Händen hielt, nicht träger zu

schwingen als ihre Tochter den Hirtenstab, so daß in der Hütte nicht mehr Ehr' und Gewinn zu hoffen war als auf dem freien Felde.

Am anderen Morgen aber klopfte ein kleiner Bub an Herrn Peire's Thür, der hatte einen Korb am Arm, wie ihn die Kinder tragen, die auf den Landstraßen den verstreuten Hinwurf der Rinder und Schafe aufsammeln. In diesem Korbe, den er vor den jungen Baron hinstellte, schickte ihm die Alte das Gold, das gestern in allen Winkeln ihrer Hütte herumgerollt war und von dem nicht das kleinste Stück fehlte.

Peire rächte sich für diesen Schimpf, indem er den ganzen Inhalt des Korbes dem kleinen Boten schenkte. Es hatte ihn aber so tief gekränkt und gedemüthigt, daß in der That ein Fieber bei ihm ausbrach und er mehrere Tage das Haus nicht verlassen konnte.

Zu dieser Zeit empfing er den Besuch eines Mönches, der im Lande auf und ab bekannt und überall gern gesehen war, da er mit dem Geschäft des Terminirens für sein Kloster noch ein einträglicheres und menschenfreundlicheres verband. Er suchte nämlich, was er selbst durch sein Gelübde verscherzt hatte, anderen Kindern Gottes zuzuwenden, indem er adeligen Jungfrauen zu Männern und eheschenen Junggesellen zu Gattinnen verhalf. Da ihn sein geistliches Vagantenthum von Burg zu Burg, von Rittersitz zu Edelhof führte, waren ihm alle mannbaren Töchter von sechzehn bis zu sechsunddreißig Jahren bekannt, wie auch die ledigen Candidaten des anderen Geschlechts, und in seinen wohlmeinenden Gedanken führte er gleichsam Buch über diese Geschäfte, indem er zwei Listen, einander gegenüber geordnet, beständig vor seinem inneren Auge hatte, wie seinem weltklugen Dafürhalten die Jungfrauen und Junggesellen am füglichsten sich paaren sollten.

In diesem Register nun stand seit einiger Zeit der junge Herr von Maensac obenan und ihm gegenüber auf dem Ehrenplatz unter den Fräuleins eine gewisse Germonde von Lomagne, die Erbtochter eines alten, ehrenfesten Hauses, des einzigen, das Peire bei seinem Umritt in der Nachbarschaft geflissentlich übergangen hatte. Er wußte nämlich, daß sein Bruder Austorc dort ein gern gesehener Gast sei, und wollte, ihrer Verabredung gemäß, nicht daran erinnern, daß es einst noch einen zweiten Troubadour gleichen Namens gegeben habe.

Als nun der Mönch ihn in schwerer Mißlaune, von seinem Fieber kaum genesen, auf dem einsamen Krankenzimmer antraf und sogleich mit seinem Universalmittel gegen alle krankhaften Anfechtungen des jungen Blutes herausrückte, auch die schöne Germonde aus allen Tonarten pries als einen Ausbund ihres Geschlechts, wies ihn der düstere junge Hagestolz zuerst heftig ab, indem er von seinem Bruder zu reden anfing. Der Mönch aber beruhigte ihn sofort: Austorc sei längst aus Lomagne weggeritten und werde sich schwerlich je wieder dort einfinden, da er inzwischen in Narbonne eine ansehnliche Stellung erlangt und seinen Sinn auf eine Gräfin von Poitiers gerichtet habe. Dessenungeachtet blieb Peire scheinbar taub für alles Zureden des Vermittlers. Als dieser aber achselzuckend sich entfernt hatte, fuhr es ihm durch den Kopf, dies sei vielleicht die beste und sicherste Art, die Verzauberung, in die ihn das Landkind verstrickt, abzuschütteln und von der ziellosen Narrheit zu genesen. Zugleich dünkte es ihn wohlgethan, der Viernetta zu beweisen, welch ein thörichtes Gänschen sie gewesen, da sie ihren hochgeborenen Liebhaber so verstockt und rauh von sich gewiesen, und wenn sie ihn zur Seite einer schönen Braut den Weg am Flusse hinsprengen und die Geigen und Flöten

aus dem hochzeitlichen Schlosse herüberklingen höre, werde sie nachträglich doch wohl etwas wie Reue und Sehnsucht anwandeln.

Um diesen löblichen Vorsatz nicht wieder durch ein zufälliges Begegnen mit ihr zum Wanken zu bringen, ritt er gleich am nächsten Tage nach dem Schloß des Herrn von Lomagne hinüber, wurde dort von Vater und Mutter und dem schönen Fräulein selbst so artig empfangen, daß nicht einmal ein Wort über seine frühere Vernachlässigung fiel, und nicht so viel Tage, als er bei seiner Hirtin verloren, waren ins Land gegangen, als schon die Verlöbniß zu Stande kam und auf Peire's Dringen die Hochzeit auf den nächsten Sonntag über drei Wochen festgesetzt wurde.

Zu solcher Eile bewog den Bräutigam nicht sowohl die Ungeduld einer übergroßen Liebe, die er zu seiner Braut gefaßt hatte, als vielmehr einzig und allein die Rücksicht, daß in der dritten Woche das alljährliche Wiedersehen mit seinem lieben Bruder bevorstand, den er doch bei seiner Feier nicht entbehren wollte. Er hatte seitdem nichts wieder von ihm selbst vernommen, rechnete aber so sicher auf sein Kommen, daß er es nicht für nöthig fand, ihm durch einen Boten, der ihn von Ort zu Ort hätte suchen müssen, die Nachricht von seiner Verlobung und die Einladung zur Hochzeit nachzuschicken.

Die Zeit, die noch dazwischenlag, verging ihm durchaus nicht so schleichend und ungeduldig wie sonst einem Liebenden, der den Tag der Erfüllung all' seiner Wünsche kaum erwarten kann. Vielmehr sah er mit wachsender Angst einen Abend nach dem anderen herandämmern und wieder einen Markstein auf dem Leidenswege verschwinden, den zu durchwandern er sich selbst verdammt hatte. Nicht daß seine Braut ihm unlieblich erschienen oder ihre Eltern nicht Alles gethan hätten, ihm ihre Genugthuung über seine Wahl zu bezeigen. Obwohl aber Alles so beschaffen war, selbst anspruchsvolleren Wünschen zu genügen, nistete und nagte doch ein brennender Unmuth in seiner Seele.

Denn das wohlgeborene und wohlerzogene schöne Fräulein, das sogar, wie wir heute sagen würden, einige literarische Bildung besaß, da sie etliche Namen und Dichtungen der gefeiertsten Troubadours kannte, vermochte das Bild des wildaufgewachsenen Liebchens nicht aus seinem Herzen zu verdrängen. Während ihm jedes flinke Wort, das von den Lippen der braunen Viernetta erklang, so kostbar schien, als ob sie das arme Kind im Märchen wäre, dem Perlen und Edelsteine aus dem Munde fielen, sobald es ihn zum Sprechen öffnete, schien ihm das Zierlichste, was seine Braut vorbrachte, nicht besser als geschliffene Kiesel oder vergoldete Scheidemünze. Das schöne junge Geschöpf merkte bald, daß sein Freier zuweilen an ihrer Seite in eine böse Zerstreutheit versank, und wenn er daraus geweckt wurde, ihr wie einer völlig fremden Person ins Gesicht starrte. Sie selbst schien zu Anfang nicht allzu froh über diese glänzende Bewerbung gewesen zu sein, nachher aber den besten Willen gefaßt zu haben, ihren Verlobten liebzugewinnen. Da er es ihr nun so unbillig erschwerte, fiel sie gleichfalls in ihre alte kühle Scheu und Unfreude zurück, und so konnte das junge Paar oft halbe Stunden lang so steif und stumm wie zwei geschnitzte Heiligenfiguren am Portal der Kirche neben einander sitzen, da es Herrn Peire kaum beim Kommen oder Gehen einfiel, daß er das Recht und sogar die Pflicht erlangt, dieses schöne Mädchenbild zu küssen, ohne daß ein tugendhafter Hirtenstab sich dazwischendrängen durfte.

Das Härteste däuchte ihn aber, daß er in der Nähe seiner Erwählten nie die leiseste Versuchung spürte, den Pact mit

seinem Bruder zu umgehen und sein Liebesglück und die Schönheit und Tugend seiner Braut in heimlichen Versen zu verherrlichen. Die Stelle in seinem Inneren, wo ein klingender Quell aufsprudelte, sobald er nur von fern Viernetta's Kopftüchlein hatte flattern oder gar nur den Schweif des guten Esparviers im Grase hin und her wedeln sehen, schien urplötzlich für immer eingetrocknet, und es wucherten dort Nesseln und Dornen, und ein Centnerstein war über die Brunnenstube gewälzt, an dem der Eigner schwer zu tragen hatte.

Doch zeigte er, als wenige Tage vor der Hochzeit sein Bruder Austorc wieder in der alten Burg sich einfand, dem Heimgekehrten ein fröhliches Gesicht, das auch nur zur Hälfte erheuchelt war, da das Wiedersehen ihm seit langer Zeit den ersten warmen Sonnenschein ins Herz leuchten ließ. Auch Austorc, auf dessen Stirn eine trübe Falte sich eingegraben hatte, war sichtlich von Freude bewegt, als er den Bruder umarmte. Er kam in einem stattlichen Aufzuge auf einem Prachtpferde angeritten, da er von jeher auf Glanz der Erscheinung viel gehalten hatte, und erwiderte auf die Frage nach seinen Umständen, daß er alle Ursach' habe, mit denselben zufrieden zu sein. „Nun denn," versetzte Peire mit erzwungenem Lächeln, „so ist der Handel uns Beiden nach Wunsch gediehen." — Und er erzählte, daß er in dreien Tagen Hochzeit machen wolle und nur auf den Bruder dazu gewartet habe. Dieser wünschte ihm mit aufrichtiger Freude Glück; als er aber nach dem Namen der Braut fragte und vernahm, Germonde von Lomagne werde in Schloß Maensac als Herrin einziehen, erblaßte er plötzlich und mühte sich umsonst, seine Erschütterung zu beherrschen, indem er zugleich verworrene Entschuldigungen stammelte, daß er an der Feier nicht theilnehmen könne, da ihn ein festes Versprechen schon am nächsten Tage wieder zu scheiden zwinge. Er täuschte aber das Auge des Bruders nicht, der nicht eher ruhte, bis er den wahren Grund dieser plötzlichen Unstäte erfahren hatte. Er könne unmöglich den Zuschauer machen, gestand der peinlich Befragte, wenn ein Anderer, und wäre es auch sein liebster Bruder, ein Weib heimführte, das er selbst vergebens umworben, aber noch immer nicht verschmerzt habe. Und nun erzählte er, daß er etliche Monate lang dem Fräulein von Lomagne aufs inständigste den Hof gemacht, auch ihre Neigung gewonnen habe, vom Vater aber, der sein einziges Kind keinem hab- und hauslosen höfischen Sänger geben wollen, entschieden und ohne jede Hoffnung abgewiesen worden sei.

Dies hörte Peire in tiefen Gedanken mit an, ohne sogleich etwas zu erwidern. Auch als sein Bruder eifrig betheuerte, er gönne ihm von Herzen das Glück, das ihm selbst versagt geblieben, und werde vielleicht übers Jahr so völlig geheilt sein, daß es ihn kein Herzblut mehr kosten würde, seiner Schwägerin die Hand zu reichen und ihren Erstgeborenen auf den Knieen zu schaukeln, verharrte der Jüngere noch immer in seinem Brüten. Endlich aber, statt hiervon weiter zu reden, that er ganz aus dem Blauen die Frage, wie Austorc es mit seiner Sängerschaft ergangen sei und ob er in dieser nicht Trost und Ersatz für die verlorene Hoffnung gefunden habe. „O Bruder," versetzte Austorc, „Gesang ist wie ein Putz, in welchem ein wohlbekleideter Mensch sich wohlgefallen mag, der aber zum Hohne wird, wenn man der nothdürftigsten Gewande entbehrt. Ich kam mir in meiner Blöße so armselig vor, daß ich mich am liebsten in die Erde verkrochen hätte, statt mich an Höfen zu zeigen und den Kunstreichen zu spielen, da es mir an der Nothdurft meiner armen Seele gebrach. Wäre ich nicht zum Grafen von Narbonne gerathen, der unseren Vater

gekannt und hoch gehalten und auch von unserem früheren Singen wußte, wer weiß, welch ein Ende es noch genommen. Nun hat man mich dort gefüttert, gekleidet und geehrt, immer in Hoffnung, daß die Zeit der Stummheit ein Ende nehmen werde. Auch habe ich das verrostete Saitenspiel jüngst wieder hervorgesucht, um es zu probiren, bin aber erschrocken, wie rauh und unhold es klingt, und Gott mag wissen, ob ich ihm noch jemals wieder einen vollen Ton ablocke. Dies aber soll dir dein junges Glück nicht trüben, Bruderherz. Laß mich ziehen und grüße mir die Frau Schwägerin und sag' ihr nicht, daß ich dir Einiges vorgewinselt habe. Das Los hat über uns entschieden, nun muß Jeder das Seine hinnehmen."

„Bruder," sagte Peire und hielt ihn am Arme fest, „und wenn das Los nun ein blinder dummer Spuk oder ein boshafter Teufel gewesen wäre, der in den ehrlichen alten Hund gefahren, um uns Beide zum Narren zu halten? Was unter redlichen Kaufleuten und Geschäftsfreunden geschieht, daß ein Handel, der beide Theile reut, rückgängig gemacht wird, das sollte unter Brüdern nicht möglich werden?" — Da sah ihn Austorc betroffen an. Peire aber fuhr fort und setzte ihm aus einander, daß er selbst zum seßhaften Burgherrn so wenig tauge, wie Austorc am fahrenden Poetenthum bisher Geschmack gefunden, und daß er ihm einen ehrlichen Handel anbiete: er wolle ihm seinen Gesang wieder abkaufen gegen Schloß und Herrschaft Maensac nebst allen Steuern, Gaben und Vortheilen, die daran hingen.

„O Bruder," seufzte der Aeltere, „was ist mir jetzt die Burg unserer Väter? Eine Nuß, aus der man den Kern herausgebrochen, da ich als ein lediger Mann hier meine öden Tage zubringen soll. Du aber, wie magst du denken, wenn du die Herrschaft verloren, die Braut zu behalten, die man, wie ich dir ja gesagt, keinem Landfahrer gönnen will?"

Hierauf umarmte Peire seinen Bruder lachend und bat ihn, er möge dies seine Sorge sein lassen, überhaupt sich alles weiteren Nachdenkens entschlagen und nur geloben, die nächsten drei Tage noch auf der Burg auszuharren. Als Austorc sich dem gefügt, verging den Brüdern der Rest des Tages in großer Herzlichkeit bei einem guten Trunk und traulichen Gesprächen.

Am anderen Morgen aber, da der Aeltere sich spät erhob und nach dem Hausherrn fragte, erfuhr er, daß Peire schon früh hinweggeritten sei. Doch hatte er Niemand gesagt, wohin. Er kam aber diesen ganzen Tag nicht wieder, denn der Weg nach Lomagne war eine halbe Tagereise weit, und er hatte dort die Braut abzuholen, die sich mit Eltern und Brautjungfern, Knechten und Mägden und der ganzen Ausstattung nicht so im Handumdrehen aufs Pferd setzen ließ.

Ehe es aber so weit kam, wollte der Bräutigam noch einmal die Herzen prüfen. Er nahm eine verlegene Miene an und erzählte mit niedergeschlagenen Augen seinen Schwiegereltern in Gegenwart ihrer Tochter, daß sein Bruder zur Hochzeit gekommen und ihn daran erinnert habe, wie sie durch einen brüderlichen Vertrag sich verbunden, abwechselnd Jahr um Jahr sich den Besitz der Burg wieder abzutreten. Es sei ihm dies ganz aus dem Gedächtniß geschwunden und er nun genöthigt, seine junge Frau gleich nach der Hochzeit mit auf die Wanderung zu nehmen, was ihr aber hoffentlich nicht unlieb sein werde, da es die lustigste Lebensart von der Welt und für junge Leute ersprießlicher sei, als von Anfang an in dem gleichen alten Familiensitz zu hocken.

Er sah an der Wirkung dieser Rede, sowohl auf die Eltern als auf seine Ver-

lobte, daß es allen Theilen weit mehr um das Schloß und die Herrschaft Maensac als um den Besitzer derselben zu thun sei, ja an den Thränen, die schon im Begriff waren, aus Germonde's blauen Augen vorzubrechen, daß diese, selbst wenn Alles gleich gestanden, dem früheren Bewerber bei Weitem den Vorzug gegeben hätte und jetzt dem bitteren Gedanken nachhing, Austorc abgewiesen zu haben, ohne dadurch zu einer standesgemäßen Versorgung gelangt zu sein. Da dies Alles war, was Peire zu wissen begehrte, ließ er die betroffene Familie nicht lange in ihrer peinlichen Lage, sondern erklärte mit lachendem Munde, es sei Alles nur ein Scherz gewesen, Maensac werde fortan nicht mehr den Herrn wechseln und jedenfalls die schöne Germonde nur des Schloßherrn Gattin werden, da sie viel zu gut und kostbar sei für einen singenden Vaganten, der nicht habe, wo er sein Haupt hinlege.

Was hierauf folgte, ist so leicht zu errathen, daß es mit wenigen Worten berichtet werden mag. Als der schimmernde Hochzeitszug der Burg sich nahte, wo Austorc einsam zwischen Bangen und Hoffen zurückgeblieben war, gedachte dieser noch im letzten Augenblick sich davonzuschleichen. Aber gerade auf der Schwelle des Thors stieß er auf die festliche Cavalcade und mußte nun stehen bleiben und sich geberden, als sei er zum Empfang des jungen Paares ihm so weit entgegengekommen. Peire aber sprang alsbald aus dem Sattel, führte das Pferd, das die Verlobte trug, dem Bruder entgegen und sagte so laut, daß Alle es vernehmen konnten: „Hier, lieber Bruder, bringe ich dir deine liebe Braut, bei der ich nur den Freiwerber für dich gemacht. Denn da du nun für alle Zeit der einzige erbgesessene Herr von Maensac sein wirst, die schöne Blume dieses Landes aber nur blühen kann, wenn sie in fester Erde eingepflanzt und von einem dauerhaften Sonnenschein erwärmt wird, so hast du allein dieses Glück verdient, welches ich dir aus brüderlichem Herzen gönne, nur bittend, daß ihr in der Halle unserer Väter ein warmes Plätzchen offen halten wollt, wenn ein umgetriebener Landstreicher einmal danach verlangt, an eurem Herde sich die Hände und das Herz zu wärmen."

Wir schweigen von dem frohen Aufsehen und Tumult, dem Lachen und Weinen, Kopfschütteln und Umhalsen, das diese Worte hervorriefen. Als der Sturm sich aber ein wenig gelegt hatte, sah man, daß er nichts in Verwirrung gebracht, vielmehr Alles an seinen richtigen Platz gerückt hatte. Und so wurde unverzüglich und ohne daß von irgend einer Seite Einsprache geschehen, die Trauung in der Schloßcapelle vollzogen, und als Peire bei der hochzeitlichen Tafel der Neuvermählten gegenübersaß, statt, wie sie noch gestern gedacht, an seiner Seite, grüßte ihn über den Rücken des gebratenen Pfauen hinüber ihr Blick so holdselig und warm, wie er sich's aus der ganzen Brautzeit nicht entsinnen konnte.

Er war auch selbst so guter Dinge wie lange nicht, trank mit Maßen von dem süßen Hochzeitswein, plauderte aber unaufhörlich, als wäre er in einem frühzeitigen Rausch befangen, und trug zum Nachtisch ein Brautlied vor, das er auf das Glück des jungen Paares erst über Tische gedichtet hatte, wozu die Musikanten nach jeder Strophe einen lieblichen Refrain geigten. Als dann aber die Tafel aufgehoben und der Tanz beginnen sollte, stahl er sich nach einem flüchtigen Händedruck von dem glückseligen Bruder fort, winkte einen der Knechte herbei, dem er einen heimlichen Auftrag gab, und wandelte dann, nichts mit hinwegnehmend als einen Beutel mit Gold, so viel vorm Jahre Austorc davongetragen, in den dämmernden Abend hinein, ohne jeden Kummer, daß er diese Stätten, die ihn als Herrn

gesehen, hinfort nur als Gast wieder betreten sollte.

Auch besann er sich keinen Augenblick, wohin er seine Schritte wenden sollte. Da er zu Mittag den Brautzug nach dem Schlosse geführt hatte, war er an einem mageren Grasanger vorbeigekommen, fernab von den guten Weideplätzen des Dorfes. Hier stand unfern von der Straße eine uralte Capelle, die das Galgencapellchen hieß, weil der Weg nach dem Richtplatz an ihr vorüberführte. Hatte man nun einen Armensünder abgethan und kehrte von der Execution zurück, so pflegte man hier bei dem Heiligthum anzuhalten und ein paar stille Vaterunser für die Seele des soeben Gerichteten zu beten. Um dieses schlichte Gotteshäuschen herum hatte Peire die Schafe seiner geliebten Hirtin weiden sehen, ihren Schäferkarren aber und sie selbst konnte er nicht erspähen und vermuthete nur, daß sie sich hinter dem wilden Lorbeerbusch, der den Rücken der Capelle überwucherte, verborgen hielt, um den Zug zu sehen, ohne sich selber sehen zu lassen. Auch war ein Laut von daher gedrungen wie eines knurrenden Hundes, dem man das Maul zuhält, um ihn still zu machen. Desto lauter hatten die Schafe, die mit sichtbarem Mißvergnügen das saure Gras abnagten, die prachtvollen Menschen und Pferde angeblökt.

Nun sank die Nacht schon herein, und im nahen Busch fing eine Nachtigall an so weich und schmachtend zu schlagen, daß dem einsamen Ritter das Herz vor Sehnsucht und stiller Wonne schwoll. Zugleich aber war es ihm nicht ganz geheuer dabei, daß er jetzt vor das schlichte Kind hintreten und es auf Tod und Leben befragen sollte, wie es zu ihm gesinnt sei. Denn es stand ihm in seinen Gedanken so hoch wie das vornehmste Edelfräulein, und viel weniger hatte er sich vor einem Korb gefürchtet, als er bei der schönen Germonde sein Gewerbe anbrachte, denn jetzt, da er Hand und Herz der Hirtin anzubieten kam. Wie er aber dem Capellchen ganz nahe gekommen war, sah er Viernetta auf der kleinen Bank davor eingeschlafen, und sie schien ihm jetzt, obwohl er von all' den hochzeitlich geschmückten Damen kam, noch tausendmal lieblicher als je zuvor. Sie hatte ein Stück schwarzes Brot in der Hand, in welches sie eben eingebissen zu haben schien, ehe sie, von kummervollen Gedanken abgelenkt, darüber einschlief. Denn auf ihren bräunlichen Wangen schimmerte es wie ein leichter Thau, und im Schlaf erschütterte dann und wann ein Schluchzen ihre junge Brust, und das Hemd, das sie verhüllte, schien naß geweint. Esparviers hatte sich wedelnd herangeschlichen, als ob er seinen wohlbekannten alten Freund fragen wollte, was der Herrin denn so das Herz abdrücke. Der aber betrachtete gerührt das gute Wesen und wagte nicht gleich, sie zu wecken. Als er sich aber sacht neben sie auf die Bank setzte, fuhr sie erschrocken auf und wollte, da sie ihn erkannte, hinwegeilen. Er hielt sie aber sanft und nöthigte sie, wieder neben ihm niederzusitzen, worauf eine gute Weile Keines ein Wort sprach. Er sah wohl, daß ihre Augen trübe waren, und ihre alte Munterkeit hatte sie ganz verlassen.

„Herr," sagte sie endlich, „was suchet Ihr hier außen?"

„Meine Frau!" versetzte er.

„Da müßt Ihr ins Hochzeitshaus zurückkehren."

„Das will ich auch, Viernetta. Du aber sollst mich begleiten; denn es ist kein Hochzeitshaus, worin die Braut fehlt."

„Herr, sie ist droben auf dem Schloß und wird Euch vermissen."

„Nein, Kind, sie ist hier beim Galgencapellchen, und ich merke freilich, daß sie mich ein wenig vermißt hat, da ihre Augen noch ganz roth sind vom Weinen."

„Ihr spottet meiner," sagte die Hirtin,

das Gesicht ganz in Gluth getaucht, und stand hastig auf. „Komm, Esparviers, hier ist nicht unseres Bleibens. Man verfolgt uns selbst an diesen armen Ort."

„Und wird euch bis ans Ende der Welt verfolgen, wenn ihr nicht stille haltet und dem Sausewind erlaubt, euch die Wange zu streicheln. So wahr mir Gott helfe, Viernetta, ich bin hier, um dich zu fragen, ob du mich zum Manne willst?"

Sie blitzte ihn zornig an. „Denkt, was Ihr vor wenig Stunden eine Andere gefragt habt," sagte sie. „Lasset mich gehen!"

Er lachte übermüthig und haschte ihre Hand. „Die Andere hat mich nicht gewollt," sagte er, „weil mein Bruder ihr lieber war. Wirst du nun einem armen Verstoßenen, der Hab' und Haus verloren hat, deine Thür weisen, oder willst ihm aus christlichem Erbarmen einen Unterschlupf gönnen in deinem Herzen und deine Hirtenstreu mit ihm theilen?"

Sie war todtenbleich geworden und stand sprachlos vor ihm. Auch hatte sie nicht Zeit, sich auf eine Antwort zu besinnen, denn eben jetzt kam der Abt des nahen Cistercienserklosters, der die Trauung des Herrn Austorc mit der schönen Germonde vollzogen, auf seinem kleinen Pferdchen dahergetrabt, einen Knaben hinter sich auf der Kruppe, der ihm als Ministrant gedient hatte. Er pflegte von allen Hochzeiten sich zu entfernen, sobald die Musik den ersten Reigen zu spielen begann. Nun war er sehr erstaunt, sich plötzlich anrufen zu hören, und noch mehr, als er Herrn Peire erkannte, der, das ländliche Mädchen an der Hand, vor der Capelle stehend also zu ihm sagte:

„Hochwürdiger Herr, ich bitte Euch, daß Ihr, eh' Ihr weiterreitet, noch ein anderes junges Paar zusammengebt: mich, den jüngeren Herrn von Maensac, einen fahrenden Poeten seines Zeichens, und dies Euch wohlbekannte Mägdlein, dem Ihr oft genug die Beichte abgenommen habt, um zu wissen, daß sie eines weit besseren Mannes werth wäre. Da nun aber keiner zur Stelle ist und gegenwärtiger Peire von Maensac sie so herzlich liebt, wie er von ihr wiedergeliebt wird, so waltet Eures heiligen Amtes und macht aus uns Zweien eine Creatur und sprechet Euren Segen über uns. Amen!"

Der Abt, der anfangs glaubte, Herr Peire spreche in der Weinlaune und wolle seiner Vermittelung sich zu unehrbarer Posse bedienen, suchte Ausflüchte, die jedoch der Liebende mit festem Betragen zu Schanden machte. Der kleine geistliche Knabe und ein Dorfmädchen, das zufällig des Weges kam, mußten als Zeugen dienen, und so wurde vor dem hölzernen Bilde des Gekreuzigten in dem Galgencapellchen der edle Herr von Maensac mit seiner Schäferin, wie sie ging und stand, unauflöslich verbunden.

„Ich dank' Euch, hochwürdiger Herr," sagte der junge Ehemann, nachdem er seine Braut umarmt und sammt ihr, die kaum das Ja über die Lippen gebracht, dem Abt die Hand geküßt hatte. „Und hier habt Ihr eine Gabe für die Armen Eures Klosters, so gut ein fahrender Mann es hat und vermag. Jetzt aber wollen wir uns noch einen anderen Segen holen."

Er beschenkte auch den Knaben und Viernetta's Brautjungfer, der diese die Sorge für ihre Heerde übertrug, und wanderte dann mit seiner jungen Frau über die Wiesen und durch den Wald dem Häuschen zu, das Viernetta's Mutter bewohnte. Als sie aber dort eintraten, fanden sie die alte Frau vor einem Tische stehend, auf dem ein reiches Mahl aufgetragen war in silbernen Schüsseln, von Kerzen erleuchtet, die in silbernen Armleuchtern brannten. Dies hatte der Diener, auf Peire's Befehl, heimlich nach der Hütte geschafft und der Alten kein Wort dazu sagen dürfen, so daß diese noch von ihrem Staunen sich nicht hatte erholen können.

Wie nun das junge Paar bei ihr eintrat und sie Alles begriff, wurde sie durch das unverhoffte Glück ihres Kindes ganz so erheitert und floß so unerschöpflich von munteren Worten über, wie ihre Tochter ihren Mutterwitz plötzlich eingebüßt zu haben schien. Auch war die junge Frau kaum zu bewegen, etwas von den Speisen anzurühren oder aus einem Becher zu nippen, während die Mutter ihrem Eidam zu beweisen suchte, daß sie sich wohl auf Lebensart verstände, wenn sie ihn auch bei seinem ersten Besuch so unhöflich abgewiesen. Also blieben die Drei einträchtig beisammen, bis es nahe an Mitternacht ging. Dann stand Herr Peire auf, und die Alte fragte, wo sie denn zu bleiben gedächten; in der Hütte sei schwerlich ein schickliches Brautbett zu rüsten.

„Wir gehen nach Hause," versetzte Peire lachend. „Meine liebe Frau hat ja ein eigenes Dach, unter dem wird wohl auch Platz für ihren Gatten sein."

Damit verabschiedete er sich von der Schwiegermutter, umfaßte seine Liebste und wandelte mit ihr zum Dorf hinaus unter allerlei halblauten, scherzenden Reden, auf die sie die Antwort schuldig blieb. Die Sterne flackerten hoch am Himmel wie hunderttausend Hochzeitsfackeln, und der Wind, der über das schlafende Land hinstrich, harfte ein Brautlied in den hohen Wipfeln. „Horch!" sagte Peire, „klingt es nicht lustiger und feierlicher als alle Flöten und Geigen auf Schloß Maensac?" — Sie aber schwieg und drückte sich zitternd an ihn. Dann verbrachten sie die Nacht in dem Schäferkarren, der einsam auf dem Hügel stehen geblieben war; denn selbst der treue Esparviers konnte sie dort nicht bewillkommnen, da er die Heerde nicht verlassen hatte. Sie wohnten aber in dem engen Häuschen drei Tage und drei Nächte, und es däuchte ihnen, als ob sie es mit keinem Schlosse vertauschen möchten. Als dann eine andere Hirtin gefunden war, zog Peire mit seinem jungen Weibe, das nun die Sprache und das Lachen und ihren Gesang wiedergefunden hatte, aus der Gegend hinweg, wo nach und nach seine Heirath ruchbar geworden war und Neugierige kamen, das seltsame Schäferglück zu begaffen. So lange der Sommer noch währte, dachte er nicht daran, sich irgendwo seßhaft zu machen. Er wollte seiner Frau Liebsten, die nie über das nächste Weideland hinausgekommen war, erst ein Stück Welt zeigen, und so ward er der Erfinder der sogenannten Hochzeitsreise, die dazumal noch durchaus nicht im Brauche war. Er war dabei so guter Dinge, daß er fast immer im Wandern dichtete und sang. Die Schlösser der Vornehmen aber vermied er, hielt sich dafür in den Herbergen, wenn er gute Gesellen dort traf, nicht für zu kostbar, ihnen ein Lied zum Besten zu geben, das neueste, das ihm unterwegs eingefallen war, und erwarb sich überall große Gunst. Damit aber auch Viernetta ihre Kunst zeigen könne, hatte er ein paar Gsätzlein gedichtet, bei denen sie die zweite Stimme sang und den Refrain dazwischen, der in nichts Anderem als in Vogelstimmen bestand. Das klang nun folgendermaßen:

Wenn Busch und Hain von Liedern klingt,
Tiriwitt! Kuku! Tirili!
Die Nachtigall im Flieder singt,
Tjo tjo! Ziküh! Ziküh!
Wer da noch hockt und Grillen fängt,
Sein Hütlein nicht ins Blaue schwenkt,
Der ist ein Narr, daß Gott erbarm'!
Die Drossel spottet: Narr! wie arm!
Der Häher höhnt ihn spät und früh:
Hehe! Tiriwitt! Ziküh!

Ich ging des Morgens durch den Hain,
Tiriwitt! Kuku! Tirili!
Da saß und sang ein Mägdelein:
Tjo tjo! Ziküh! Ziküh!
Ich frug sie: Holde Schäferin,
Bist du mir gut, wie ich dir bin? —
Und sie: Du Narr, daß Gott erbarm'!
Bist mir zu schlecht, bist mir zu arm,
Die Drossel spottet spät und früh —
Hoho! Tiriwitt! Ziküh!

> Da rief ich einen Priester an,
> Tiriwitt! Kuku! Tirili!
> O hilf mir, heil'ger Gottesmann!
> Tjo tjo! Zitüh! Zitüh!
> Er sprach: Du Narr, daß Gott erbarm'!
> Nimm flugs das Mägdlein in den Arm,
> Mein Segen macht aus euch ein Paar,
> Und Niemand spottet mehr: du Narr!
> Nun herze sie so spät wie früh!
> Haha! Tiriwitt! Zitüh!

In diesem harmlosen Schelmenliedchen haben wir zugleich eine Probe gegeben von Herrn Peire's Dichtungsart, mit welcher er sich die Gunst der guten Bürger und kleinen Leute eroberte, so daß seine Reise durch das Land ihm so viel Freuden und Ehren brachte, wie er als ein höfischer Sänger zuvor nie erlangt hatte. Als aber der Winter kam und sein Weib überdies nicht mehr so leichtfüßig neben ihm herschritt, auch das Reisegeld auf die Neige zu gehen drohte, miethete er mit dem Reste seiner Barschaft für seine junge Frau ein Häuschen in einer kleinen Stadt und sandte ihrer Mutter Botschaft, daß sie kommen und ihre Tochter pflegen möge. Er selbst begann wieder beim Adel des Landes als ein richtiger Troubadour zu erscheinen, der um der wunderlichen Abenteuer willen, die von ihm verlauteten, eher besser als übler aufgenommen wurde. Denn viele von den Edeldamen, Gräfinnen und Vizgräfinnen sahen es als eine Ehrensache an, den edlen Herrn von Maensac seiner niedrigen Gefährtin abspenstig zu machen. Peire ließ sich alle Gunst und zuvorkommende Güte wohl gefallen, zeigte sich dankbar dafür, indem er im besten Stil der Courtoisie Canzonen dichtete, die den schönen Frauen alles Süße und Ehrenvolle nachsagten, hütete sich aber wohl, sich mit seinem Herzen und seiner Person in eines der Netze verlocken zu lassen, die ihm zahlreich gestellt wurden. Vielmehr sobald der Frühling wiederkam, verschwand er plötzlich, auch wo ihm am sanftesten gebettet war, und erschien in dem bescheidenen Hause seiner Viernetta, der er die reichen Gaben seiner vornehmen Gönner in den Schoß schüttete. Er wußte, daß sie ihn immer in gleicher Lieb' und Treue erwartete und die Kinder, die sie ihm geboren, so wachsam behütete wie vor Zeiten die Schafe auf ihrer heimathlichen Flur. Und als er endlich in hohen Jahren starb und seine alte Frau ihm die Augen zudrückte, lag ein lächelnder Frieden auf seinem Gesicht, zum Zeugniß dafür, daß er es lebenslang nicht bereut hatte, ein ritterliches Schloß und eine stolze Braut hingegeben zu haben, um ein treues Herz und einen freien Gesang dafür einzutauschen.





# Olympia.

Von

**Otto Roquette.**

---

### Archippos.


Sei willkommen dahier und zwiefach freudig empfangen,
Da dich Pherias schickt, mein syrakusischer Gastfreund!
Klug auch war es, bevor zu Athen du mich suchtest, den Umweg
Einzuschlagen, das Fest der Olympien mit uns zu feiern.
Was die Geschäfte betrifft, wir berathen das Ein' und das Andre,
Und wir verständigen uns, so denk' ich, zu ruhiger Stunde,
Wenn vorüber die Tage des Fests, und nach allem Geräusch man
Wieder zu denken beginnt auf gewohnt alltäglicher Straße.
Denn uns Alle benimmt und erhebt hochfestlicher Antheil
Um wetteifernde Kraft und der Schönheit göttliches Anschaun
Unserer Jugend. Du siehst selbst mich, der den Greisen gesellt ist,
Freud'ger Erwartung voll, denn Geringes nicht hoff' ich für mich auch.
Aber da fremd du am Ort, nimm mich zum kundigen Führer,
Der ich hier wie zu Haus, dem Tempel und Hain von Olympia
Ward durch Ruhm und Geschick zur geweihtesten Stätte der Erde.
Zeit noch bleibt uns genug, zu beschaun, zu bewundern, bis morgen
Heroldsruf den Beginn uns des Fests lautschmetternd verkündet.

### Gorgias.

Gütiges Walten erkenn' ich des höchsten der Götter, an seinem
Feste, beglückter nur, dir, Gastfreundlicher, schon zu begegnen!
Fühlt' ich, ein Fremder, mich doch wie verloren in diesem Getümmel,
Bis Entelides mir, mein Reisegenoß, dem Erfreuten
Zeigte den würdigen Mann. Wie wüßt' ich ein schönres Empfangen?
Wie auch rühmlicher mir, als in deinem Geleite, die Wandrung?
Welch ein Leben umher! Noch Vorspiel Alles, und dennoch
Schon ein Wechsel der Bilder, das Auge verwirrend, das Auge
Fesselnd, die Seele mit Lust an des Daseins Kränzen erfüllend!
Zelte, zur flüchtigen Wohnung, gereiht von der Menge der Gäste;
Köstliche Waaren, gesellt dem Bedarf für Tausende, die sich
Einzurichten verstehn, mit heitrem Verzicht des Gewohnten.
Welch ein Gewirr, welch Lachen! Erwartung in allen Gesichtern!
Drüben auf ebnem Plan hochbäumende Rosse, versucht von

Jünglingen, welche die Kraft sich erproben, die wilden zu bänd'gen.
Hier schönlockige Knaben, ersehnend den Tag, der auch sie einst
Sieht in der Kämpfenden Schar, um den Kranz, vor Augen des Volkes.
Aber, das Staubesgewölk zertheilend, erscheint von der Straße
Zug um Zug, mit Rossegespann, lasttragendem Maulthier,
Sclaven und Reisigen, kriegerisch halb, halb mußebelustigt.
Welch ein Schauspiel heut' schon! Erfreuend auch in der Verwirrung!

Archippos.

Laß uns dem Staub uns entziehn und der Sonne! Geordnet erscheint dir
Morgen nur schöner das Bild. Da drüben auch bei der Platane,
Wo man den Brunnen gefaßt und mit Marmorstufen den Ruhplatz
Schmückte, verlohnt sich mehr uns ein Rundblick. Simmias wartet
Dort, mein Sclave. Mit Botschaft hieß ich ihn kommen. Da ist er
Schon, und erwünscht auch die Rast. Nun, Simmias, hast das Geschäft du
Richtig gemacht? Sind schön auch die Kränze? Die Hüter des Haines
Kannten dich hoffentlich noch? Nun, gut. Ich führe den Gastfreund
Mit zu dem heiligen Platz, um das Werk zu beschauen. Doch du sollst
Zum Gymnasion mir voraus, nach Charinos zu sehen.
Geh', dort treff' ich dich wieder! — Verzeih' mir, Gorgias, daß ich
Häusliches trieb und besorgt'! Man muß sich behelfen. Gewohnheit
Lehrte den Ort und den Tag mich nützen, und Simmias kennt das
Dreißig Jahre mit mir. Doch nun in dem mauerumschloßnen
Tempelbezirk laß freier uns athmen! Erreicht ist die Pforte.

Gorgias.

Ewige Götter! Es faßt ein Schauer in dieser geweihten
Schattigen Kühle das Herz! Hochragende Stämme, verloren
Fast, unendlich erhöht, im Gewölb grünlaubiger Aeste,
Wo sieht euresgleichen die Welt? Stillathmende Ruhe
Dämpft der Bewundrung Ruf zu beseligtem Staunen. Es theilt sich
Plötzlich der Dämmrung Grün, und die Strahlen der Sonne beleuchten
Matten, Gebüsch, und im Glanz hellschimmernder Säulen und Giebel
Hebt sich ein Marmorhaus, hochragend, in reiner Vollendung!

Archippos.

Das ist Phidias' Werk, Zeus' Tempel. Des Gottes gewalt'ges
Bild im Inneren schaun und das Werk ins kleinste bewundern
Wollen wir künftig. Du mußt dich der Führung heute bequemen,
Die auf dem eigenen Weg mir beliebt und nach eignem Bedürfen.

Gorgias.

Ganz vertrau' ich mich dir! Du führe nur! Zeigt doch ein jeder
Schritt mir Wunder der Kunst und des Anschauns nimmer ein Ende:
Diese Gestalten, wie groß und erhaben! Mit menschlichen Zügen
Götter, in heiliger Ruh'! Hochsteigende Rosen zu Füßen,
Drüber des Lorbeers Dach und den Schirm breitästiger Fichten.
Marmorschimmernde Kammern mit zierlichen Säulen, gestiftet,
Weihegeschenke des Danks zu empfangen der Fürsten und Städte.
Horch! Ein erquickendes Rauschen! Es gießt die Najad' aus dem Kruge
Felsengeborene Fluth, kühl rinnend, in glänzende Schalen

Und vielarmig vertheilt zum schönummrandeten Becken.
Dort, ein mächtiges Werk! Ein Vierspann eherner Rosse
Vor reichgoldenem Wagen! Er trägt den beglückten Gewinner
Ewig dauernden Ruhms. Doch nun entzückt sich das Auge,
Schweifend, verlockt und gebannt, endlos an junger Gestalten
Herrlichem Bau. Das lebt, als wär' durch göttliches Machtwort
Plötzlich erstarrt zu Gestein der lebendigen Glieder Bewegung,
Doch durchfluthen, so scheint's, warmquellende Pulse den Marmor.
Knaben und Jünglinge, schlank, und die Wucht herkulischer Männer,
Alle gekrönt durch Sieg! Die zu Ehren der Götter geübt ward,
Schöndurchbildete Kraft, zum Denkmal ewiger Zeiten
Steht sie gewürdigt, erhöht durch die Kunst, im Kreise der Götter.
Wahrlich ein Heiligthum für Hellas' Väter und Söhne!

Archippos.

Wohl, du sagst es! Auch mir ein Heiligthum! Doch in Ruhe,
Wählend den Steinsitz hier und den Schatten der Eiche, betrachte
Dir genüber das Werk, mir werth, und das liebste von allen.

Gorgias.

Werth des Beschauens! Vereint drei jugendschöne Gestalten,
Jüngling eine, doch Knaben die andern, verschiedenen Alters.
Sinnend hält der erwachs'ne die Leier gesenkt, und zu lauschen
Scheinen die jüngeren. Ist es Apollon? Sind es Eroten?
Aber ich seh' sie geschmückt, und es einen sich Rosen und Lorbeer
Frisch noch, als käm' erst heute von liebender Hand das Gewinde.
Sieger im Wettstreit einst sind sie wohl auch, und von Neuem
Schlingt sich der festliche Kranz am Erinnrungstag um die Schläfen.

Archippos.

Sieger im Wettstreit, ja! So ist es. Und Sieger an einem
Tage! Zugleich als Brüder erwachsen, die Fröhlichen — meine
Söhne! Du staunst? Ja, drei! Drei Söhne bescherten die Götter
Gütig mir, und drei Söhne gewannen am Fest der Olympien
Einst sich den Kranz, und vereint sieht Hellas die glücklichen Sieger!
Aristophon, mein ältester, zwanzigjährig, erwarb sich
Durch hochfestlichen Chorlieds Macht für die Stirne den Lorbeer;
Prokles siegte, der zweit', in des Speerwurfs Kunst und des Ringens;
Aber der jüngste, Diagoras, flog, der Gelenkige, windschnell
Allen vorauf an das Ziel, und im Sprung auch hascht' er den Kranz auf.
Diese da sind's, die Drei! Jetzt Eins, unlöslich verbunden.

Gorgias.

Göttergesegnetes Haus, dem so Hohes gewährt! Und beglückt, wer
Sich mit dem Stolze des Vaters berühmt so edler Entsproßnen!
Aber wo sind sie uns heut'? Soll unter den Kämpfern auch ich sie
Morgen von Neuem erschaun, sie noch einmal grüßen als Sieger?

Archippos.

Nicht mehr wirst du sie sehn, mein Gastfreund! Lange, schon lange
Sind sie dahin! Doch es war noch ihr Tod ein rühmliches Siegen.

Aristophon zog mit zum heiligen Kampf gen Platää
Wider Mardonius' Heer. Groß war uns der Tag. Doch den Sohn nicht
Bracht' ich mir heim. Er stritt und er fiel für hellenische Freiheit.
Lange noch währte der Krieg. Zehn Jahre vergingen. Die Knaben
Wuchsen zu Jünglingen auf. Wir hatten die Heere der Perser,
Die uns verwüstet das Land und die Städte, zerschlagen, verjagt aus
Hellas, mit siegender Kraft, und die Flotte des Königs vernichtet.
Aber sie rüsteten fort, die Barbaren des Ostens, und drohten
Rache. Da schickten wir selbst nach Asiens Küsten die Schiffe,
Heimzusuchen den Feind im eigenen Lande. Die beiden
Söhne, den Waffen vertraut, aufjauchzend, zum Kampfe begeistert,
Riefen mir Abschied zu vom schnell sich wendenden Schiffsbug.
Am Eurymedon war's, wo der Strom pamphylischen Ufern
Hurtig entflieht ins Meer, dort traf man die persischen Segel,
Hob sich der Kampf und entschied sich für uns die gewaltige Seeschlacht.
Niedergebohrt und zerschellt war die Flotte des Königs. Die Unsern
Kehrten als Sieger zurück. Doch Diagoras nicht und nicht Prokles
Kamen mir heim. Es empfing die Getroffenen rauschend die Welle.

Gorgias.

Die dir so Großes verliehn, allwaltende Götter, verlangten
Größeres Opfer von dir, als der Sterbliche trägt, der das Glück sich
Dauernd erhofft. So viel hingeben, ist Alles verlieren!

Archippos.

Ihnen nur waren geweiht, nur ihnen, die Hellas beschirmen,
Ihnen und Hellas, die drei hochherzigen Söhne! Gewannen
Ehren und Kränze sie einst, so war es in froher Bereitung
Für den erhabenen Ernst und den größeren Kampf um die Freiheit.
Sterben im heiligen Kampf ist Ruhm. Ihr Ruhm ist der meine.
Aber das Standbild, welches Olympia ihnen errichtet,
Zeigt sie mir ewig verklärt in erfreuender Blüthe der Jugend,
Nimmer verwelkend, so lange der Stein und das Wort für die Zeiten
Namen und Formen bewahrt. So leben sie mir, und so bring' ich
Stets am olympischen Fest frisch blühende Kränze den Söhnen.

Gorgias.

Besser versteh' ich dich nun, daß Olympia's Tempelbezirk dir
Ward durch Ruhm und Geschick zur geweihtesten Stätte der Erde!
Aber vereinsamt denk' ich daheim dich, und stilles Betrüben
Fühl' ich, das Haus, so belebt einst, nun so verödet zu wissen!

Archippos.

Nicht so vereinsamt bin ich, noch steht mein Haus so verödet.
Leben noch tummelt sich drin, reich sprossendes, durch die Gemächer.
Denn ein Geschenk ließ mir zum Ersatz, ein köstliches, sterbend
Aristophon. Sein Weib, das jung ihm vermählte, so jung auch
Wittwe, gebar mir im Haus, erst nach des geliebtesten Gatten
Tod in der Schlacht, aufs Neue den Sohn in den Zügen des Enkels,
Meinen Charinos. Er wuchs uns heran, er erfüllt uns die Räume
Täglich mit Leben und Licht. Kraft gaben die Götter und Schönheit

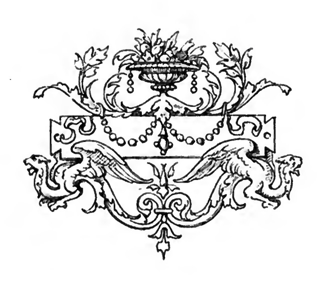
Ihm auch, und Hohes begehrt sich die Seele des Knaben. Du wirst ihn
Morgen im Kampfspiel sehen der Jüngsten. Denn tüchtig befunden
Ward er vom prüfenden Kreis, der die Besten nur wählt für ein Schauspiel,
Dem ganz Hellas sich eint, um das Würd'ge zu schaun und das Schönste.
Stolz noch siehst du mich heut' und den Ewigen dennoch in Demuth!
Ihm auch wünsch' ich den Kranz und die holdesten Gaben der Götter!
Aber auch was sie verhängen, den Wünschen entgegen, es sei mir
Heilig! Du hörtest zu lang schon den Alten geschwätzig von seinem
Antheil reden am Fest, mein Gastfreund! Mag es genug sein!

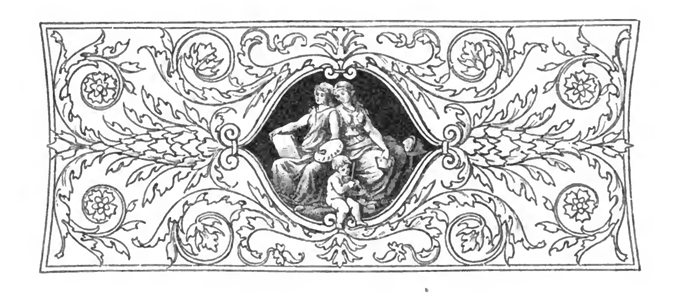
Gorgias.

Kann ich zum festlichen Tag mich besser bereiten? Erhebst du
Mir nicht das Herz, daß ich groß auch fasse, was Alle begeistert?
Gabst du so viel mir, laß mich den Enkel auch, deinen Charinos,
Sehn, daß ich morgen im Zuge der Knaben ihn wiedererkenne!

Archippos.

Im Gymnasion weilt er, wo all' die Gewählten sich sammeln,
Jünglinge, Knaben, die Zeit in den Höfen und Hallen verbringend.
Doch es ist spät, und zu lange schon ließ ich ihn dort. Des Gedränges
Ist in den Hallen auch viel von den Tausenden, welche des Schauens
Freude schon heut' anlockt. Zwar mangelt es nicht an der Aufsicht
Ueber die Jüngsten; voraus auch hieß ich Simmias gehen —
Dennoch bitt' ich dich, komm! Doch horch! Die Stimmen erkenn' ich!
Simmias bringt ihn mir schon. Nun magst du, Gorgias, selber
Prüfen, ob arm mein Haus! Hier stehn im Gebilde des Marmors
Drei von den Meinen, die heut' ich bekränzt'; und die Augen des Knaben
Haften mit strahlendem Blick an den Kränzen; er hofft sich des Preises
Werth, um würdig zu stehn mit den Seinen im Haine des Gottes!





# Die Sculpturen von Pergamon.

Von

**Gustav Hirschfeld.**

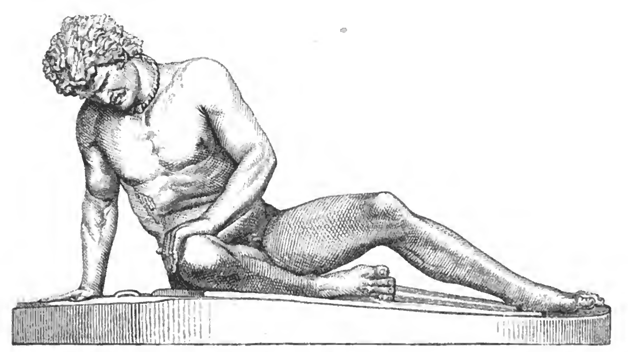
*Μνῆμα καὶ ἐσσομένοισιν ἀοίδιμον.*

ie pergamenischen Alterthümer, welche seit Jahresfrist etwa in das Berliner Museum gekommen sind und dort die staunende Bewunderung aller Betrachter erregen, sind, wie natürlich, sogleich der Gegenstand lebhaftester Theilnahme und Besprechung geworden. Es könnte daher auf den ersten Blick spät erscheinen, eine Bekanntschaft mit denselben erst jetzt vermitteln zu wollen; aber wenn auch der Aufschub zunächst in äußeren Umständen zu suchen ist, so hofft man doch, daß durch denselben die Sache eher gewonnen als verloren hat. Auch sind erst jetzt die glücklichen Vollführer des Unternehmens, die Herren Conze, Humann und Genossen, mit einem vorläufigen Berichte hervorgetreten, dessen Motto ich mir übrigens aus vollem Herzen zu eigen mache. Erst jetzt, obgleich wir immer noch im Eingang der Kenntniß und des Genusses stehen, dringt allmälig mehr Klarheit in das große wunderbare Werk; und schließlich mag eine eingehendere Rücksicht auf das Thatsächliche, wie sie in Folgendem genommen ist, für das spätere Erscheinen entschädigen. Mit Absicht ist dabei die Behandlung ausschließlich auf pergamenische Sculpturen beschränkt worden, ohne Vergleiche mit anderen Werken anzustellen, die zunächst nur beirren und in eine falsche Bahn leiten könnten. Ich habe mich aber der Arbeit um so lieber unterzogen, als von den Verfassern des officiellen Berichtes eine Betheiligung auch Anderer am Verarbeiten des Stoffes ausdrücklich gehofft und gewünscht wird.

Infolge unserer ersten mit Ernst Curtius und Anderen unternommenen kleinasiatischen Reise im Herbst des Jahres 1871 schaffte der Ingenieur Carl Humann, mit dem wir in freundschaftliche Beziehung getreten waren, zwei Fragmente von Hochreliefs nach Berlin, welche er, seit längerer Zeit in Pergamon ansässig, auf der Burg der Stadt in einer nicht antiken Mauer bemerkt hatte. Es waren in kolossalem Maßstabe die Obertheile von zwei im Kampfe fallenden Männern, einem jüngeren und einem älteren, die durch ihr Pathos, ihren großartigen und lebensvollen Ausdruck die Aufmerksamkeit Aller auf sich

zogen, die überhaupt Verständniß für antike Kunst hatten. Und mit Recht: denn abgesehen von dem absoluten Werthe dieser Werke war man auch erst einige Jahre vorher wieder nachdrücklich auf die pergamenische Kunstschule hingewiesen worden, nachdem H. Brunn im sterbenden Fechter des Capitols, in der „Arria und Paetus“ genannten Gruppe der Villa Ludovisi und in sieben bis acht anderen Statuen in Venedig, im Vatican, in Neapel und in Frankreich Werke der pergamenischen Zeit und zwar Bestandtheile umfangreicher, von pergamenischen Königen zeichnen dürfen. Mit dem allgemeinen Begriff, den wir mit dem Wort „Antike“ zu verbinden pflegen, war da so wenig auszukommen wie etwa beim Laokoon, dem zeitlich so lange räthselhaften, beim farnesischen Stier und so vielen anderen äußerlich pathetischen und doch noch lebendig und innerlich entwickelten Werken, für welche das Auge erst allmälig anfing sich zu schärfen.

So empfing ich für meine größere kleinasiatische Reise im Jahre 1874 von der Generaldirection des Berliner Museums den Auftrag, mich auch in Pergamon um-



Sterbender Gallier. (Rom, Capitol.)

geweihter Kampfesgruppen nachgewiesen hatte.* In Pergamon, so fühlte man seitdem, ist neben anderen Eigenthümlichkeiten ein neues Moment in die Plastik gedrungen und entwickelt worden, das wir kurz als rhetorisches Pathos** bezusehen, und im Juli desselben Jahres habe ich den Auftrag erfüllt.

Drei Stunden östlich von der äolischen Küste,* oberhalb des gesegneten Thales des Kaikos, des nördlichsten der Parallelflüsse an der kleinasiatischen Westküste, steigt ein oblonger Kegel, ein ὄρος στροβιλοειδὲς εἰς ὀξεῖαν κορυφὴν ἀπολῆγον, wie Strabo sagt, fast 1000 Fuß hoch empor, nur nach Süden fällt er gelinder ab, im Osten und Westen wird er durch

* Vergleiche Annali dell' instituto di corrispondenza archeolog. 1870, S. 292 ff.; s. auch J. Overbeck, Geschichte der griechischen Plastik II, Fig. 95. Der sterbende Gallier und der andere, welcher, verfolgt, erst sein Weib getödtet hat und nun Hand an sich selber legt, sind hier abgebildet (s. S. 29 u. 31), einmal, um mehrere der Haupterzeugnisse der pergamenischen Kunstepoche im Zusammenhange vorzuführen, und dann, weil dieselben auf einen Schlag zeigen werden, welchen leidenschaftlichen und naturwahren Charakter die betreffenden Gruppen gehabt haben.

** Ich nenne dies Pathos rhetorisch, nicht in schlechtem Sinne; pathetisch, was zugleich eine größere oder geringere Leidenschaftlichkeit in sich begreift, ist auch z. B. schon die so viel frühere Niobe. Ich habe hier die Bezeichnung hauptsächlich deshalb gewählt, weil sich das Pathos der pergamenischen Werke, zumal der neu gefundenen, ausdrücklich an die Außenwelt wendet und auf sie berechnet ist. Etwas Mißliches behält ja freilich jedes Schlagwort.

* Vergl. die Kartenskizze S. 33, nach der Karte Carl Humann's zu Dr. C. v. Scherzer's „Smyrna“. Wien 1873.

zwei kleine Flüsse, den Selinus und Ketios, isolirt, im Norden stürzt er zunächst jäh und felsig ab und wird dann durch einen Sattel mit der Gebirgsmasse verbunden, welche man wohl als einen Ausläufer des alten Temnosgebirges betrachten kann. Das ist die luftige Burg von Pergamon, ein Asyl landflüchtiger Griechen unter den Persern (Xenophon, Anab. VII, 8, 8), die Schatzwacht, das γαζοφυλάκιον des Lysimachos, der dort dem Pontier Philetairos die Bewachung von 9000 Talenten anvertraut hatte.* Von dem gealterten mißtrauischen König fällt Philetairos ab; durch kluge Benutzung der Umstände und bei der ausgezeichneten Lage seines Sitzes, dem es in der Bucht von Eläa auch nicht an einem trefflichen Hafen fehlte, wird er zum Stifter einer Dynastie, die ihre allmälige Ausbreitung und Blüthe ihrer inneren Einigkeit und eigenen Besonnenheit, vor Allem aber dem treuen Bunde mit den Römern verdankt, welchen alsdann auch das ganze Reich im Jahre 133 v. Chr. zufällt. In den etwa hundertundfünfzig Jahren des Bestehens herrschen zuerst zwei Neffen des Philetairos, Eumenes I. (bis 241) und Attalos I. (bis 197), zugleich der erste „König"; dann zwei Söhne des Letzteren, Eumenes II. (bis 158) und Attalos II. (bis 137), dem zuletzt für vier bis fünf Jahre des zweiten Eumenes Sohn, Attalos III., folgte. Unter ihnen breitet sich die Stadt allmälig südlich unterhalb der Burg über beide Ufer des Selinus aus und reicht wohl im Südosten bis an das alte Heiligthum des Asklepios. („Dorische Ruine"; vergl. den beifolgenden Plan S. 39 nach der Aufnahme Carl Humann's in den „Abhandlungen der Berliner Akademie" 1872.) Die Stadt wird ummauert, der Selinus auf längere Strecke überbrückt und an und über ihm, freilich wohl erst in frührömischer Zeit, ein Bezirk mit einem großen Bau hergestellt, die sogenannte Basilica, welche später in eine christliche Kirche umgewandelt ward.**

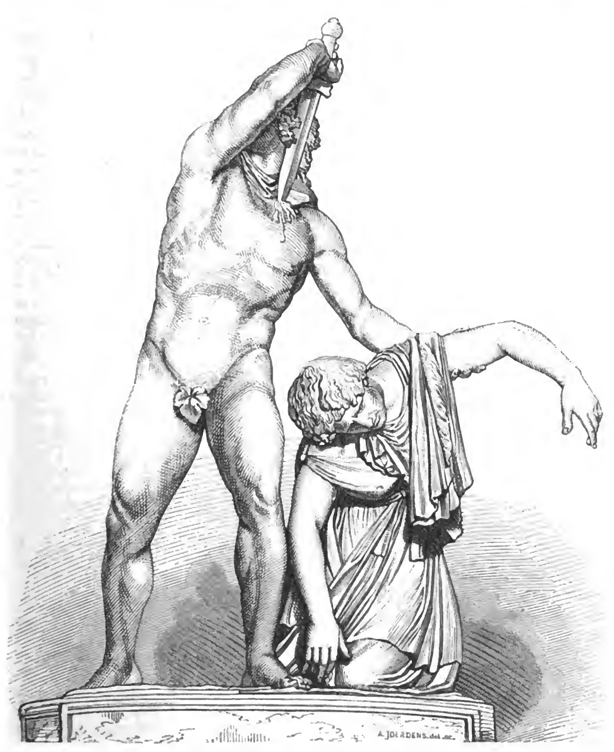
Nach uralter Landesweise lassen die pergamenischen Fürsten, die auch ihren angeblichen mythischen Zusammenhang mit Pergamons Vorzeit besonders gern betonten, unter mächtigen Erdhügeln, tumuli, sich begraben, von denen mehrere im Süden der Stadt — zum Theil jetzt mit mythischer Benennung — erhalten sind. Mit Tempeln und anderen Bauten schmückt vor Allem Eumenes II. seine Stadt, und nicht bloß Bücherschätze werden im Wetteifer mit Alexandrien zusammengebracht, Gelehrte aller Art nach Pergamon und an den Hof der Könige gezogen, sondern auch Werke alter und athenischer Künstler in der neuen Hauptstadt aufgestellt und die zeitgenössische Kunst durch hohe Aufgaben gefördert.

Griechisch gebildete Dynastien haben während dieser Zeit auch in anderen Ländern geblüht, besonders in Syrien und Aegypten; aber wenn auch das letztere in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen und Erfolgen Pergamon übertraf, so ist es doch in seiner Kunst ganz den einheimischen ägyptischen Traditionen gefolgt; und so hat überhaupt eine gleichmäßige Pflege von Wissenschaft und Kunst, wie sie in Griechenland selbst stattgefunden, nirgends mehr in dem Maße geblüht wie in Pergamon. In diesem Sinne kann man die pergamenische Periode so recht eigentlich als die Fortsetzung der hellenischen Cultur bezeichnen und — neben Griechenland selbst — bei der fortwährenden Berührung mit Rom als eines der hauptsächlichsten Bindeglieder und Vermittler zwischen der hellenischen und römischen Bildung; das ist es, was den Hervorbringungen der pergamenischen Zeit ihren hohen relativen Werth neben ihrem absoluten giebt. Von dieser Zeit sagt der unselbständige Plinius: „cessavit deinde ars"; wir mögen daraus nur schließen, daß die Tradition die Kunst von Pergamon ebenso stiefmütterlich behandelte wie seine Geschichte. Daß wir darüber jetzt

* Die begleitende Ansicht S. 37 ist vom Thale des Amphitheaters aus aufgenommen; vgl. auch den Plan S. 39.

** Diesem Umstande verdankt sie, wie so viele andere Bauten des Alterthums, ihr Bestehen; als die weitaus am besten erhaltene Ruine Pergamons ist sie hier S. 41 abgebildet nach einer von Süden her genommenen Photographie; links erscheinen die Tonnengewölbe der Selinusüberbrückung, rechts ein westliches Stück der Burg. Die Hütten neben den gewaltigen Backsteinresten zeigen auf einen Schlag die typische Thatsache, wie hier überall das Moderne fast nur ein Parasitendasein fristet und winzig und unvermittelt neben den großen Ueberbleibseln des classischen Alterthums liegt.

richtiger urtheilen, daß wir die stetige Entwickelung der griechischen Kunst vom Anfang an bis zu ihren römischen Ausläufern jetzt endlich in ihrem wahren Zusammenhange vor uns sehen, gehört nicht zu den kleinen Verdiensten der pergamenischen Funde.



Gallier und sein Weib. (Rom, Villa Ludovisi.)

Zu den zwei bisher angesetzten Perioden der Blüthe hellenischer Plastik, welche sich an den Namen des Phidias, dann an diejenigen des Praxiteles und Skopas knüpfen, mag man nun eine dritte kleinasiatisch-hellenistische fügen. Wenn auch nach dieser, wie eigentlich zu erwarten, kein Verfall eintrat, sondern noch eine lange und vielfach erfreuliche, wenn auch nicht originale Kunstübung, so kommt das zumeist daher, daß nun die römische Cultur eine ungeheure Nachfrage mit sich brachte, eine Nachfrage, die zum Theil in der Richtung gerade dieser dritten Periode sich bewegte, gegen die denn aber auch die Reaction nicht gefehlt hat, welche der

LIBRARY

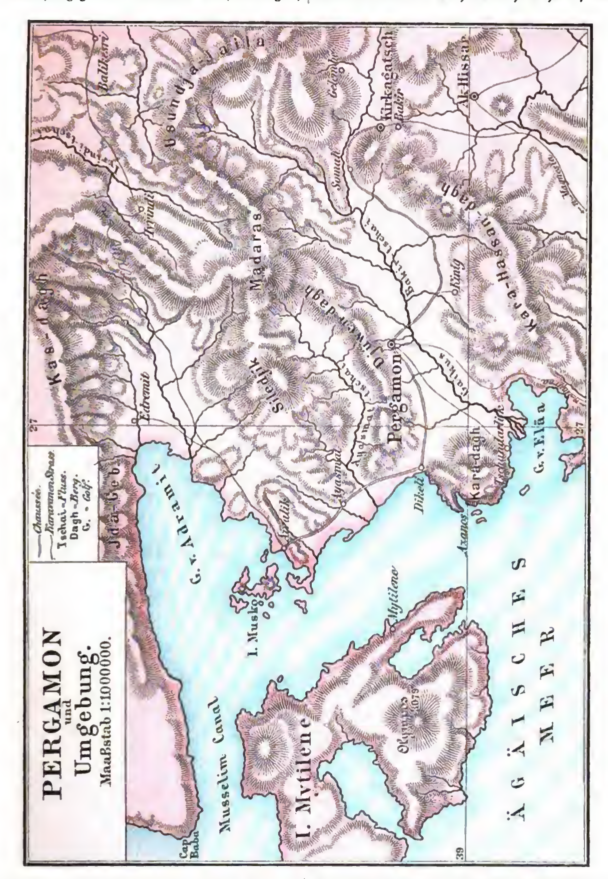
Leidenschaftlichkeit der Auffassung wieder die alte Ruhe, ja Gebundenheit der Werke entgegensetzte.

Nur selten finden wir antike Werke so wieder, wie sie ursprünglich hingestellt waren; ein fortwährender Umbau auch in alter Zeit — ein Gesichtspunkt, der besonders in Olympia jetzt scharf zu Tage tritt —, dann eine weitgehende Benutzung des antiken Materials nach dem Falle der alten Welt hat den ursprünglichen Zusammenhang gestört, auch da, wo Menschenhände und die größere Zerstörerin Natur noch ansehnliche Reste des ehemaligen Bestandes übrig gelassen. Auf der Burg von Pergamon folgt ansteigend Quermauer auf Quermauer, Verschanzungen für übriggebliebene Bewohner, errichtet in Zeiten der Gefahr aus bereitliegendem Material. Wo etwa inmitten des 1000 m langen bebauten Burgraumes unmittelbar unter der höchsten Burgkrone (ὀξεῖα κορυφή) die Höhe von 272 m erreicht ist, da zieht sich in mehrfach gebrochener Linie eine 4 bis 6 m starke, durch harten Mörtel gebundene Mauer entlang. (Plan b.) Aus dieser stammten die zwei ersten Reliefs, aus ihr eine Platte mit einem Seepferde, die zwischen 1871 und 1874 durch Humann bloßgelegt worden, an ihr endlich habe ich selber vierzehn bulgarische Arbeiter im Juli des Jahres 1874 demoliren lassen und aus dem festen Mauerverbande außer einem großen Reliefstück noch einige Fragmente gelöst, die offenbar zu dem gleichen Werke wie die ersten gehörten und durch Humann ebenfalls ins Berliner Museum gelangten.

An der Wichtigkeit der pergamenischen Funde hatten Einsichtige schon früher nicht zweifeln können; jetzt schien mir auch die Reichhaltigkeit der Mauer und damit der Erfolg eines auf sie gerichteten Unternehmens sichergestellt, und deshalb ist von da an Jahre lang unablässig versucht worden, die Erlaubniß zur Ausbeutung der pergamenischen Burg von der türkischen Regierung zu erhalten. Ich selber blieb einzig deswegen sechs weitere Monate in Kleinasien und habe auch später in und über Olympia Pergamon nie vergessen, sondern alle meine Mittel erschöpft, um das so hoffnungsvolle Unternehmen ins Werk zu setzen.* Aus welchen mannigfachen äußeren

* Ich würde das hier gar nicht erwähnen, wenn nicht auch im officiellen Bericht in Bezug auf diese Periode einige Irrthümer untergelaufen wären, welche nach meiner über drei Jahre (Sommer 1874 bis Sommer 1877) ausgedehnten bezüglichen Correspondenz berichtigt werden können, und wenn man so ohne Weiteres den Schein auf sich sitzen lassen dürfte, die Sachlage in Pergamon und den Werth der Sculpturen verkannt zu haben. Nicht um die Beendigung der Verhandlungen wegen Olympia abzuwarten, die bereits am 25. April 1874 stattfand, bin ich vom August 1874 bis Januar 1875 in Kleinasien geblieben, sondern Pergamons wegen. Damals wurde mit Hülfe Dr. Schröder's in Konstantinopel jener Ankauf gemacht, von welchem im officiellen Bericht allein die Rede ist. Damals suchte ich Dr. Déthier, welcher gerade Director des Antiken-Museums in Konstantinopel und im Ministerium angestellt war, für den Plan zu gewinnen und durch einen Freund auf den Minister Edhem-Pascha zu wirken. Damals begab ich mich zum Vali (Statthalter) von Smyrna, ihn zu bitten, doch den weiteren Zerstörungen auf der Burg von Pergamon Einhalt zu thun; aber da kam ich schön an: der Vali fand es höchst vergnüglich, daß in Kleinasien so viele marmorne Antiken seien, um sogar Kalk daraus brennen zu können. Humann kennt diese zum Theil sehr merkwürdigen Wendungen nicht, weil er sich gerade damals in Deutschland befand. — Aber es blieb nicht bei jenem Ankauf; im Gegentheil, es wurde weiter gearbeitet: schon im November 1875 schrieb mir Herr von Derenthall, damals Botschaftsrath in Konstantinopel, dem ich die pergamenische Angelegenheit im Februar in Athen besonders ans Herz gelegt hatte, nach Olympia: „Der Ferman für Pergamum ist uns noch im Laufe dieser Woche in Aussicht gestellt.“ Unter dem 13. December 1875 heißt es: „Der Ferman für Pergamum ist heraus und bereits am 9. d. M. nach Berlin abgegangen“; und am 7. Februar 1876: „Der Ferman ist auf Ihren Namen ausgestellt.“ Auch von Berlin aus schrieb man mir Ende December 1875 nach Olympia: „In Pergamon wartet Ihrer dann die Sommerernte“; aber am 1. März 1876 hieß es von Berlin aus: „Mit dem Ferman für Pergamon ist so nichts zu machen (er gab zu wenig Rechte). X. will jetzt einen Plan hinschicken mit Bezeichnung der Mauer, wo die Steine sind. Er hofft so etwas zu erreichen.“ Und man hielt sogar für nöthig — in Beziehung auf mein fortwährendes Drängen wegen Pergamon von Olympia aus —, hinzuzufügen: „Schreiben Sie nicht zu viel von Pergamon, sonst glauben die Anderen, welche Ihre Briefe lesen, Sie wären nicht mehr mit ganzer Seele bei den Schätzen von Olympia.“ Ich ließ mich dadurch nicht abschrecken; aber die günstige Gelegenheit war für den Augenblick vorüber, und darauf bezieht sich, was mir Herr v. Derenthall, der mittlerweile an die Botschaft nach Rom versetzt war, im Juli 1877 schrieb: „Daß ich, wenn ich Ihnen für Pergamum hätte nützlich sein können, alle Hindernisse überwunden und Zeit gefunden haben würde, ist selbstverständlich. Indessen sind uns durch die Zeitverhältnisse die Hände gebunden“ u. s. f. Aber trotzdem hoffte

Gründen damals alle Bemühungen scheiterten, gehört wohl nicht hierher; genug, unabhängig von meinen Bestrebungen, wenn auch angeregt durch meinen Freund Humann, gelang es endlich dem an das Berliner Museum berufenen Professor Al. Conze, im Verein mit dem jetzigen Generaldirector Geheimrath Schöne, im Jahre 1878 die gewünschte Erlaubniß zu erlangen.




und wünschte ich immer noch die pergamenischen Schätze zu heben; da es durch Verknüpfung von Umständen einmal nicht hat sein können, so konnte ich es freilich Niemandem lieber gönnen als dem ebenfalls unablässig um Pergamon besorgten Humann, dem damit nur ein verdienter Lohn zu Theil ge-

Mittlerweile war in der übrigens elenden Compilation eines Scribenten des zweiten christlichen Jahrhunderts, im liber memorialis des Ampelius, eine Beziehung zu den bisher gemachten Funden glücklich entdeckt worden; dieser nennt unter den Weltwundern einen großen, vierzig Fuß hohen Marmoraltar zu Pergamon cum maximis sculpturis, continet autem gigantomachiam. Also unterliegende Giganten stellten die Reliefs dar, die offenbar zu diesem Altar gehört hatten, und so konnte man Humann gleich bestimmt anweisen, was er zu suchen habe.

Am 9. September 1878 begann die Arbeit; vier Tage darauf war etwas nördlich oberhalb der betreffenden Mauer neben dem westlichen Burgrande der Altar gefunden (Plan c), und wenig über ein Jahr später lagen zwei große Räume des Berliner Museums angefüllt mit einer fast unübersehbaren Reihe von Reliefs und Fragmenten der Gigantomachie, mit kleineren Platten, welche den Telephosmythos behandeln, während in den Magazinen Köpfe und Torsen von Menschen und Thieren verschiedenen, auch attischen Stiles, Vasen, Architekturstücke und Inschriften sich häuften. Diese Fülle übertraf die kühnsten Erwartungen; der Schnelligkeit des Erfolges gab aber die Schnelligkeit in der Anordnung und einer wenigstens vorläufigen Bearbeitung der Schätze nichts nach; und wenn auch in der überaus mühsamen Zusammenreihung des Vorhandenen trotz unermüdlicher Ausdauer noch nicht einmal das Mögliche ganz erreicht werden konnte, so sind wir doch glücklicher Weise schon im Stande, uns von dem Aufbau des Ganzen ein der Wahrheit nahes Bild zu entwerfen.*

worden ist und auf den ja auch schließlich meine Anregung zurückging. Wie freundschaftlich auch er seinerseits bei dem pergamenischen Unternehmen immer an mich gedacht hatte, geht noch aus einem Schreiben vom März 1877 hervor, wo es in Bezug auf einen unserer Aufseher, einen sehr braven und tüchtigen, des Orients kundigen Mann, der in Olympia gestorben war, heißt: „Sollten Sie mal in Pergamos graben, so wird er Ihnen sehr abgehen." — So viel zur Lebensgeschichte des pergamenischen Unternehmens, die übrigens noch außerdem manches für den Orient interessante und charakteristische Detail enthält.

* Ich entlehne die Zahlen und Angaben über den architektonischen Aufbau, aber nur diese, dem im Anfang erwähnten Berichte.

Umhegt von einem Peribolos, der 67 m im Geviert hatte, stieg ein viereckiger, im Kern erhaltener Unterbau etwa 5,50 m hoch empor, der von West nach Ost 34,60, von Nord nach Süd 37,70 m an seiner Grundfläche mißt. Dieser Unterbau zerfiel in zwei Theile: der untere, ein glatter, mit Ablauf und Gesims versehener Sockel, erhob sich auf drei marmornen Stufen, über ihm dann — 2,60 m über dem Boden — zog als oberer Theil das 2,30 m hohe Reliefband mit der Gigantomachie sich hin, nach oben und unten hin ebenfalls mit Ablauf und Gesims abgeschlossen, die fein gegliedert, aber, wie auch die anderen, ohne Sculpturarbeit sind. Auf diesem Unterbau erst erhoben sich zierliche Säulenhallen ionischer Ordnung, zwischen sich ließen sie einen unbedeckten Raum von mehr als 20 m im Geviert frei, und hier stand der Altar, anscheinend unter freiem Himmel, sub divo, geweiht, wie sich aus anathematischen Inschriften wohl mit Sicherheit ergeben hat, der Stadtgöttin, der Athena, welche zugleich Polias und Nikephoros benannt ward. Von diesem Altarbau aus, der, ein decorativer Prachtbau, bezeichnend genug nicht auf altheiliger Stelle, sondern über einem älteren Profanbau sich erhob, überschaute man im Süden die blühende Stadt am Selinus bis zur geehrten Heilstätte des Asklepios (Plan „Dorische Ruine") und die Festanlagen, Theater und Stadium; im Norden darüber stieg später auf höchster Höhe, wo früher der Palast der Könige, vielleicht auch ein Heiligthum gelegen haben mochte, der reich gebildete korinthische Tempel des Augustus auf. (Plan a: durch ein Versehen ist auch die Terrasse im Süden der Burg, der Platz des Gymnasiums, mit a statt mit d bezeichnet.)

Umsäulte Räume auf hohem Unterbau sind ganz im Stile anderer kleinasiatischer Anlagen, des Nereidenmonumentes von Xanthos und mehrerer Grabdenkmäler in Lycien und Carien. Doch ein Altar mußte zugänglich sein: eine eingeschnittene Treppe führte, wie die Architekten des Unternehmens voraussetzen, wohl im Süden, bestimmt nicht im Osten, empor; das Reliefband, das aus einzelnen, eng an einander gefügten Marmortafeln von verschiedener Breite (bis 1,10 m) besteht,

folgte auch der Treppe, den Stufen sich anschließend und dabei immer mehr sich verkleinernd. Von den zwei so entstandenen Treppenwangen ist die eine ziemlich vollständig erhalten, dadurch ist zugleich die Steigung des Aufganges gegeben und die ganze Höhe des Unterbaues einfach zu berechnen. Wir haben hier also einen jener seltenen Fälle vor uns, in denen wir außer dem ursprünglichen Orte auch noch den außerordentlich wichtigen Factor der Art und Höhe der Aufstellung kennen; dann aber ist ja auch der Inhalt des Kunstwerkes unzweifelhaft, und endlich kommt zu diesen günstigen Umständen als der bedeutendste noch hinzu, daß wir auch die Zeit der Schöpfung wenigstens annähernd anzugeben vermögen. Nur den oder die Künstler hat ein tragischer Zufall ihres verdienten Nachruhmes beraubt. In Bezug auf die oben (S. 29) erwähnten Weihgeschenke sagt Plinius (Histor. nat. 34, 81): „Plures artifices fecere Attali et Eumenis adversus Gallos proelia, Isigonus, Pyromachus, Stratonicus, Antigonus“ — „Mehrere Künstler bildeten des Attalos und Eumenes Schlachten gegen die Gallier (das sind die Galater im Inneren Kleinasiens), Isigonus“ u. s. w. Aber diese Künstler bildeten noch mehr als die Galaterkämpfe, denn offenbar Nachbildungen ihrer Bronzegruppen sind es, von welchen Pausanias (I, 25, 2) schreibt: „Auf der Akropolis von Athen an der Südmauer steht der Gigantenkampf ..., dann die Schlacht der Athener gegen die Amazonen, ferner die Schlacht von Marathon gegen die Meder und die Niederlage der Galater in Mysien; diese sind Geschenke des Attalos. Jede Figur ist zwei (griechische) Ellen hoch“, das sind etwa 93 cm. Die Originale aller dieser Gruppen, nicht bloß der Galater, werden sich aber auch zu Pergamon befunden haben, und Copien dieser werden im sterbenden Gallier sowie in der Gruppe der Villa Ludovisi zu erkennen sein. Die von den Pergamenern nach Athen gestifteten Nachbildungen mögen in Marmor gewesen sein, und von ihnen sind wohl zum Theil jene im Anfang (S. 29) erwähnten, weit verstreuten Statuen von etwa drei Fuß Höhe übrig geblieben (kämpfende und fallende Perser und Galater, eine getödtete Amazone und ein gefallener Gigant), welche von Brunn nach Größe, Stil und Arbeit als zusammengehörig erkannt worden sind. Ein kämpfender und ein gefallener Perser mögen hier eine Anschauung von diesen Statuen geben. (S. 43 u. 45.) Diese bieten neben gewissen Härten, welche ihren Grund vielleicht wirklich in der Uebertragung aus Bronze haben, eine lebensvolle, naturwahre und doch noch ideale Auffassung der Körperformen und Bewegungen, wenn wir auch Brunn nun nicht mehr darin Recht geben können, daß die pergamenische Kunst zu Attalos' Zeit vollständig entwickelt war. Die pergamenischen Fürsten fundamentirten also nach alter griechischer Weise ihre eigenen Thaten im Mythos und in der Vorgeschichte; es ist echt hellenisch und mehr als einmal beliebt worden, den Sieg über Barbaren symbolisch durch Giganten- und Amazonenkämpfe auszudrücken.

Die Feindschaft zwischen einem Theile der Galater und den Pergamenern war freilich beinahe erblich, aber namhafte Siege haben über sie nur Attalos I. um 229 und Eumenes II. zwischen 168 und 166 erfochten. Diesen zwei Perioden also verdankten die bei Plinius genannten Bronzegruppen ihre Entstehung, und in der That sind jetzt auf der Burg von Pergamon Stücke von Inschriften gefunden worden, welche zu jenen Erzwerken gehörten und demnach auch einen zwiefachen Schriftcharakter, einen älteren und einen jüngeren, zeigen. Andererseits sind aber auch zum Altar gehörige Beischriften erhalten: am Gesims über dem Relief Namen der Götter, am Ablauf darunter die der Giganten und — beklagenswerth genug — nur ein Fragment des Künstlernamens Δι . . . Die hier gebrauchten Schriftzüge aber stimmen mit jenen jüngeren sowie mit einer anderen Inschrift überein, welche ebenfalls Eumenes II. angeht. In die Regierungszeit dieses ausgezeichneten Fürsten, also zwischen 197 und 159 v. Chr., fällt die Erbauung des Altars, und so hätten wir denn in den übrig gebliebenen Schöpfungen der pergamenischen Kunst die Mittelglieder zwischen dem Moment, da im eigentlichen Griechenland die großen Aufgaben der Kunst und damit ihre lebendige Entwickelung aufhörten, und dem, in welchem die griechische Kunst nach Rom hinüberzog. Nebenbei bemerkt,

veranschaulichen schon die Fundstätten von Künstlerinschriften deutlich genug diese Wanderung der Kunstübung nach Kleinasien im dritten und zweiten vorchristlichen Jahrhundert.

Doch die Zeit des Altarbaues scheint mir noch genauer bestimmbar: es liegt ja nach dem oben Erwähnten nahe, auch hier die entscheidende Besiegung der Galater als Veranlassung zu denken; aber erstens hat Eumenes ja diese in bedrängter Zeit und vielleicht eben deshalb, der Tradition des ersten Attalos folgend, in Bronzen andeutend verewigt, wie Plinius erwähnt, und dann scheint mir die ruhigste Periode von Eumenes' Regierung, zwischen 180 und 170, überhaupt ein viel wahrscheinlicherer Zeitpunkt für einen so großen und kostbaren Bau. Damals hatte Eumenes nach den Kriegen gegen Antiochos, gegen die Galater und gegen Prusias I. Frieden im Lande, sein Reich war größer und mächtiger als je zuvor; seine Freundschaft mit Rom, die ihn gegen alle Eventualitäten des Schicksals sicher zu stellen schien, war gerade damals, und nur damals, in voller Blüthe; eine solche Zeit ist nicht wiedergekehrt, und dem Fürsten, dessen Bau- und Verschönerungslust hinlänglich bekannt ist, konnte es wohl nahe liegen, die überstandenen, oft sehr drohenden Fährnisse durch den Sieg der Götter über die Giganten zu verkörpern. Lag doch darin neben der Huldigung an die Athena zugleich ein Dank gegen die Götter alle. Denn wahrlich, kaum einer der Unsterblichen scheint bei dieser Darstellung des Göttersieges gefehlt zu haben. Wie in einer späteren dichterischen Gigantomachie die Götter der Erde, des Meeres und der Unterwelt verbündet sich in den furchtbaren Kampf stürzen, den letzten, der ihre Herrschaft entschied, so ist auch hier, neben den großen bekannten olympischen Göttern und dem Halbgott Herakles, von dem das Orakel den endlichen Sieg abhängig machte, eine Fülle anderer größerer und geringerer Gottheiten, wie Poseidon und Okeanos, Eos und Selene, Triton und Enyo, Dione und Leto, Themis und Asterie, durch die gebliebenen Reste oder durch Inschriften als betheiligt gesichert. Es galt ja auch einen sieben Fuß hohen Fries, wenn man so sagen darf, von mehr als 100 m Länge mit den Kämpfen zu schmücken, wenn man die abgekehrte, dem Mauerrande nahe Westseite der Ara hinzurechnet (s. S. 46), sogar über 130, und freilich ist selbst von so viel mehr als die Hälfte in über neunzig großen Platten und Tausenden von Splittern und Fragmenten erhalten. Auf dem abfallenden Terrain im Süden des Altars bis zur späten Mauer lagen die Stücke zerstreut unter einer allmälig gewordenen Erdlage, mehr als dreißig große Stücke enthielt die Mauer, glücklicherweise mit den Bildflächen nach innen gekehrt; vor der Ostseite des Altars wurden besonders vier je zusammengehörige Gruppen bis hinauf zur Nordostecke gefunden; viele kleine Fragmente lagen im Norden, so gut wie nichts an der Westseite, wo das Terrain überhaupt am meisten einen abgenutzten Charakter trug.

Das Relief der Bildwerke ist ein sehr hohes, bei welchem Köpfe und Extremitäten der Gestalten nicht selten ganz frei hervortreten; diese sind daher gewiß hier und da schon verhältnißmäßig früh und absichtlich abgebrochen und nur theilweise wiedergefunden worden. Im Allgemeinen ist die Oberfläche der frei unter Erde gelagert gewesenen Stücke stark corrodirt, bisweilen auch so, als wäre man lange darüber hinweggegangen; die Oberfläche der verbauten ist sehr viel besser, nicht selten untadelhaft erhalten und braucht nur vom harten Mörtel gereinigt zu werden, um wieder im alten Glanze hervorzutreten.

Innerhalb des Hautreliefs findet die größte, oft bis zum Malerischen getriebene Mannigfaltigkeit statt im Hervortreten, Zurücktreten, im Verkürzen und theilweisen Verschwinden der Gestalten und ihrer Gliedmaßen.

Erst allmälig wird das Gesammtbild der Darstellung klarer; auch das ist als eine Gunst des Zufalls zu preisen — wenn es nicht mehr und etwas Anderes ist (s. S. 45) —, daß von den Resten doch so viele zunächst zu kleineren Gruppen zusammengefügt werden können.

Ich will versuchen, den ersten allgemeinen Eindruck der gewaltigen Decoration in Worte zu fassen, obgleich ich mir wohl bewußt bin, daß es auch dann noch zur richtigen Vorstellung einer Phantasie be-

Akropolis. Amphitheater. Ara. Kirchhof (türkisch). Moderne Brücke.

**Akropolis von Pergamon.**

darf, welche dem hier schaffenden Genius adäquat ist. Wenn es mir nur gelingen möchte, einen Begriff von dem Leben zu geben, das diese Schöpfung durchrauscht wie ein ungeheurer Accord; jede Beschreibung, welche dem Werke zu folgen sucht, nimmt daher wie von selbst einen mehr dithyrambischen Charakter an.

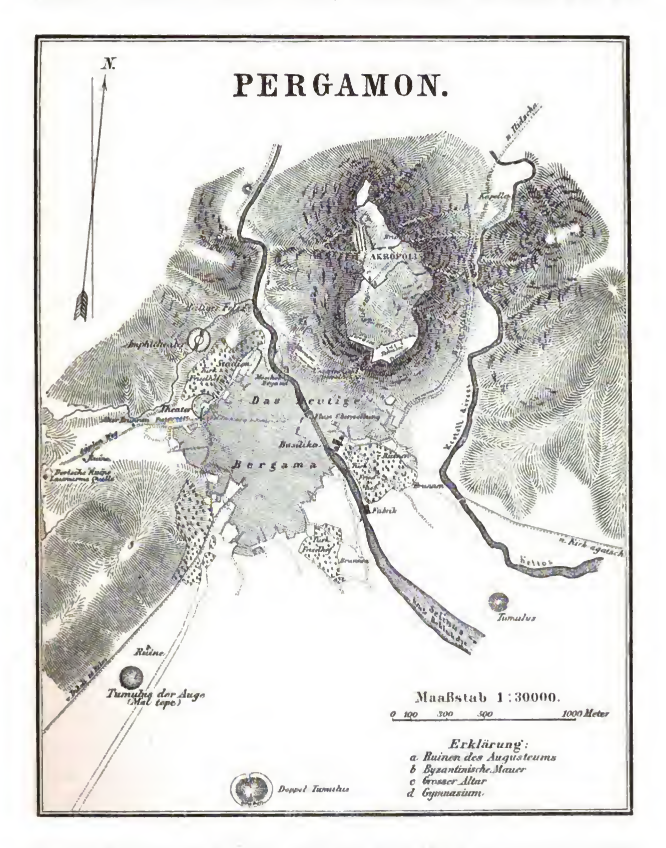
Wie die orientalischen Märchen uns deshalb ganz gefangen nehmen, weil über sie hinaus auch die geschäftigste und reichste Phantasie Befriedigenderes, Vollkommeneres nicht schaffen könnte, so ist hier der Kampf der Götter und der erdgeborenen Giganten auf so vollkommene Weise gegeben, daß unserer Vorstellung noch Größeres und Kunstreicheres sich auszumalen unmöglich ist. Hätte je zwischen Wesen dieser Art ein Kampf stattgefunden, dann müßte er, denken wir uns, so ausgesehen haben, wenn er schön und groß zugleich und würdig des Siegers wie des Besiegten gekämpft worden wäre.*

Die ganze Kraft der Künstler ist auf die Darstellung des Kampfes gerichtet; keine Nebendinge sollen beirren, und so ist nur hier und da eine Andeutung des Schlachtfeldes, des Bodens gegeben, obgleich die Sage Vieles und Staunenswerthes auch von ihm zu singen wußte. Aber wie gewaltig wogt der Kampf! Schon die großen Dimensionen der Gestalten steigern diesen über alle früheren Kampfdarstellungen auf Friesen hinaus. Mag man nun auf die Hoheit der göttlichen Wesen, ihre Kampfesart und Siegesgewißheit, mag man auf die bunte Mannigfaltigkeit ihrer Gegner blicken, die bald jugendlich, bald gereiften Alters, hier geflügelt, dort ohne Schwingen, zu einem Theile menschlich gebildet sind, zum anderen in Schlangenleiber ausgehen, welche in Schlangenköpfe endigen — immer erscheint die großartige Einbildung und künstlerische Einsicht völlig gedeckt durch ein ebenso großes Können. Wunderbar genug, an diesem ganzen ausgedehnten Werke, an welchem doch zahlreiche Hände betheiligt gewesen sein müssen und offenbar auch betheiligt waren, giebt es nur wenige einzelne Stellen, an welchen die Ausführung nachläßt, so verschiedenartig sie im Uebrigen ist. Sehen wir auf die nackten Leiber, die idealeren der Götter, die mehr irdischen muskulösen und naturalistischen (vergl. die Hautfalten und die Behaarung) der Giganten, die weichen vollen Formen der göttlichen Weiber; sehen wir auf die hoheitsvollen mächtigen Bewegungen der kämpfenden Götter, auf die behutsameren oder rascheren der Frauen, auf die drohenden, schleudernden, zum Tode getroffenen und hingesunkenen Giganten — überall die gleiche, oft hinreißende Meisterschaft in der Form, die gleiche Beherrschung auch der kühnsten leidenschaftlichen und augenblicklichen Bewegungen, ebenso viele Beweise, daß die Künstler Triumph und Sieg, aber auch Kampf und Sterben mit eigenen Augen geschaut hatten. Fragt man sich, wie es nur komme, daß Körper und Gewand so voll von warmem Leben und Natur sind, so ist nicht der kleinste Grund technischer Art, daß nämlich überall die Spur der letzten Feile stehen geblieben; das ist es, was den Marmorgestalten ihre wunderbare unmittelbare Frische verleiht. Und wir erkennen wieder einmal, wie außer anderen Gründen die glatte, todte Politur es ist, welche die Sculpturwerke unserer Zeit oft so leblos und puppenartig erscheinen läßt, wobei freilich zu bemerken, daß ja die Behandlung von Galeriewerken von solchen verschieden sein muß, welche zur Aufstellung im Freien bestimmt sind.

Wie fein sind hier die Gegner gegen einander abgewogen: wohl ruht der Nachdruck durchgehends auf dem Siege der Götter; da erscheint kaum einer der Unholde auch nur vorübergehend im Vortheil, wie das bei früheren Kämpfen geschah, z. B. im Westgiebel zu Olympia, weil die Künstler noch nicht vermochten, auch ohne diesen Behelf die Ebenbürtigkeit der Gegner auszudrücken. Wie ist auch hier die Würde der Unterliegenden gewahrt: nur zweimal ist ihre Kraft als eine thierische bezeichnet, der Eine hat Kopf und Tatzen eines Löwen, ein Anderer den Nacken und die vorwärts stoßende Kopfbewegung eines Stieres; und in Uebereinstimmung mit ihrer Bildung vergreift eine Schlange des Einen, die Tatzen des Anderen sich selbst an den

* Ob das so hier zum ersten Male geschah, ist freilich eine ganz andere Frage (s. S. 45, Anm.); den Charakter der Originalität im engeren Sinne sichert dem pergamenischen Werke allerdings schon von vornherein die Art seiner Ausführung.

Göttern; aber im Uebrigen treten unter ihnen die edelsten Jünglingsgestalten auf, gewappnet und behelmt wie hellenische Krieger, so daß man fast zweifeln kann, das oft an Schildes Statt um den linken Arm gewickelt ist, Beigaben, mit denen sie schon die dramatische Poesie ausgestattet, während das frühere Epos wie




ob man Giganten vor sich habe. Und auch die schlangenfüßigen Jünglinge und Männer unter ihnen verrathen ihre Wildheit beinahe nur durch ihre Waffen, Felsblöcke und Baumstämme, und durch das rauhe Thierfell, ihre einzige Bekleidung, die frühe Kunst sie nur als gerüstete Krieger kennt. Ihnen aber als Söhnen der Erde Schlangenfüße, dieses stehende Symbol der Autochthonie, zu geben, lag nahe genug, und es mag nur zufällig sein, daß wir dieselben vor dem perga-

menischen Werke nur ganz vereinzelt nachweisen können, da wir doch die Spuren dieser Bildung schon bis in die alexandrinische Poesie zu verfolgen vermögen.

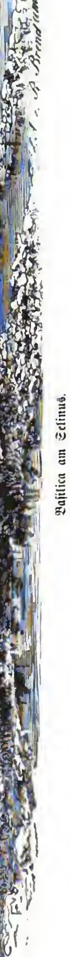
Wäre es nicht das wirre ungeordnete Haupt- und Barthaar der Giganten, so würden ihre Köpfe von denen der Götter nur im Ausdruck verschieden sein;* diesem aber geben zumeist die Augen, welche tief eingeschnitten und daher tief beschattet und zugleich oft etwas schräg gegen einander gestellt sind, einen schmerzlich melancholischen Charakter — wie es unsere Sagen bei den ebenfalls an ihr Element gefesselten Wassergottheiten kennen. Das bittere Weh über ein unvermeidliches Schicksal, das man im sterbenden Gallier des Capitols so eindrucksvoll gefunden hat, hier spricht es, zumal in den Unterlegenen, mit tief ergreifender Kraft und Wahrheit.

Ruhig schauen die Götter darein, wenigstens die älteren bärtigen, die freilich gering an Zahl sind und weniger bedeutenden Gottheiten anzugehören scheinen; das einzig erhaltene jugendliche Antlitz des Helios, der eben den emporrollenden Wagen besteigt, blickt starr und zürnend. Die Köpfe der Göttinnen mit ihren weit geöffneten Augen und weichen Umrissen belebt ein Ausdruck ruhiger siegesgewisser Heiterkeit, während in dem leicht geöffneten Munde die Spannung des Kampfes sich ausspricht. Schwerter, Speere und Pfeile sind die göttlichen Waffen, doch auch der Blitz und Fackeln, selbst ein Gefäß.

Wie die griechische Kunst sich wandelt, wird zumal an den Köpfen erkennbar; in einer früheren Zeit giebt ihnen die Bewegung des Körpers erst ihr Leben, isolirt erscheinen sie leblos und allgemein; dann dringt der Ausdruck auch in sie, lange bleibt er einfach und typisch, endlich differenzirt er sich, das ferne und hohe Ziel ist erreicht, das Haupt ist nun nicht bloß der Träger des Gedankens, sondern wird jeglicher Stimmung gerecht. Das ist hier der Fall, und doch nicht so, daß die Leiber darüber vernachlässigt werden oder verlieren. Klein erscheinen auf den ersten Blick die Götter; das Gewand, das ihnen absichtlich gegeben ist, weil es keinem von ihnen fehlt, und das sie breiter erscheinen lassen könnte, umschließt eben nur selten einen größeren Theil ihrer Körper, die, meist wenig verhüllt, in ihrer strahlenden, idealen jugendlichen oder männlichen Schönheit hervortreten; überdem ist ja auch ihre Ueberlegenheit keine körperliche, irdische. Größer erscheinen die Frauen, nicht bloß weil sie den Männern an Wuchs gleichstehen, sondern auch weil sie von weiten, wallenden Gewändern umhüllt sind, die meist nur kleine Theile der Schultern, die vollen Arme und die zierlich beschuhten Füße frei lassen. Ueber einem fein sich kräuselnden Unterkleide, als dessen Stoff vielleicht rohe Seide gedacht ist und das, eng sich anschmiegend, am Körper hinfließt, liegt oft erst das weite obere Gewandstück in tiefen schweren Falten; auch in diesem ist durch die eigenthümlichen Kniffe, die vom Zusammenlegen herrühren, ein bestimmter starker Stoff angedeutet.* Hier nun offenbart sich das Wollen und Können der Künstler aufs Neue; wohl umhüllt auch hier noch das Gewand die Körper, ohne sie zu verhüllen, denn voll und deutlich treten ihre Formen und Contouren darunter hervor, aber daneben hat die Bekleidung ihr eigenes Leben, ohne doch — bis auf einige wenige Fälle — in ein barockes Ueberwuchern selbständiger Motive auszuarten, fällt in unzähligen, immer tieferen Falten herab, gleich als könnten die Künstler sich gar nicht genug thun in der Erfüllung der schwierigsten und mühevollsten Aufgaben; und die Unterhöhlungen, die nach menschlicher Berechnung nie ein sterbliches Auge hätte prüfen können, sind gerade so sorgsam und vollendet wie die Oberflächen der Kleider. Da ist kein Stück nachlässiger gearbeitet, weil etwa die Glieder einer anderen Figur es verdeckten; Helios' unteres Gewand ist, wo es der davorstehende Wagenstuhl auf immer unsichtbar machte, ausgeführt, als wäre es bestimmt, am vollen Tage zu liegen; unter und hinter dem einen Pferdekopfe seines Zweigespannes war eine geschickte Hand Tage lang geschäf-

* Lange galt in Berlin ein Gigantenkopf, der erst später seinen sicheren Platz fand, für den des Gottes Poseidon.

* Bei einzelnen, so bei dem umgeschlagenen Gewandbausch über dem nicht sichtbaren Gürtel der Hekate, glaubt man noch im Marmor die Fingereindrücke an einem danach vorauszusetzenden Thonmodell zu erkennen.



Basilica am Selinus.

tig, zu höhlen und zu glätten, was nie gesehen werden, kaum wirken konnte. Dieser selbstlose Fleiß kehrt im Kleinsten wieder: die Verzierungen von Schilden und Schuhen, die Schwerter und Köcher, die Flügel und Schlangen, die rauhe Außenseite und die glatte Innenfläche der Thierfelle, die elastischen Gürtelschnüre der Frauen, die Anschirrung der Gespanne — Alles ist mit gleicher Liebe, mit gleicher Sorgfalt, mit gleicher technischer Vollendung und Gewissenhaftigkeit gearbeitet; überall eine selbstbefriedigte Freude am eigenen Schaffen, wie nur die Natur und von größeren Kunstschöpfungen nur noch die Werke des Parthenon sie zeigen. Von den pergamenischen Künstlern bringen sie uns den höchsten Begriff bei; sie erscheinen in gewisser Beziehung auf dem Höhepunkte künstlerischen Vollbringens: glückliche Erben jeder Art von Technik und Vortragsweise, konnten sie Alles und dies Alles wiederum auf sehr verschiedene Weise, wie das z. B. in der Haarbehandlung, aber auch bei der Gewandung ohne Weiteres hervortritt. Aber trotzdem ist da nichts von Manier, von bloßer Mache, sondern ein Jedes ebenso direct und frisch empfunden wie zur Ausführung gebracht. Und zeigt ein Vergleich mit Werken, wie der sterbende Gallier — dessen Original wir nun einmal der Zeit des Attalos zuschreiben wollen —, daß wir es hier noch mit einer lebendigen, aufwärts strebenden Entwickelung zu thun haben,* die wir eben als hellenistisch-kleinasiatische Kunst bezeichnen können, so werden wir zugleich mit Staunen gewahr, wie eine Zeit, die wir schon als wesentlich reproductiv anzusehen pflegten, in einer bestimmten Sphäre nach längerem bewußten Streben gerade erst das Höchste erreicht hat, und zwar in einer Sphäre, die unseren künstlerischen Anschauungen und Anforderungen — vielleicht leider — im Ganzen doch näher liegt als das, was wir bisher mit dem unzureichenden Worte „der Antike" ganz allgemein zu bezeichnen gewohnt waren. Das ist, wie schon im Eingang bezeichnet, die Sphäre des rhetorischen Pathos, als deren Ausläufer und Endpunkt im Alterthum wir wohl die Gruppe des Laokoon anzusehen haben, deren freie, originale und naturwahrste Bethätigung wir jedoch von nun an stets in den Pergamenern bewundern werden. Und selbst dieser Zeit sind die Göttergestalten noch nicht zur Phrase geworden, wenn auch durchaus nicht alle gleich inhaltsvoll sind. Damit ist uns ein ganz neues Licht erstanden, dessen Beleuchtungsgebiet noch gar nicht einmal abgegrenzt werden kann. Unter wie neuem Gesichtspunkte erscheint uns dadurch jetzt schon die ältere Kunstübung Kleinasiens; möglich selbst, daß diese Werke mehr als alle seit der Renaissance gefundenen bestimmt sind, praktisch und treibend auf unsere eigene Kunstentwickelung zu wirken.*

Für die gesammte Erscheinung darf man nicht vergessen, daß Farben an Geräthen und Gewändern, ein warmer Ton auch am Nackten, Zusätze von Schwertern, Binden, Gehängen, Schuhknöpfen in Bronze zum Theil wahrscheinlich, zum Theil gewiß auch an den pergamenischen Werken verwendet waren. Was beim praxitelischen Hermes, den wir im Mai des Jahres 1877 zu Olympia fanden, noch auffallen mußte, nämlich die Anstückung des Gewandes aus kleinen Marmorstücken, erscheint hier als Regel: Arme und Hände, Finger und Locken, Bauch- und Kopfstücke, Schlangenzähne und Gewandfalten, genug Alles, wozu der Marmorblock gerade nicht ausreichte, ist ohne Scheu in besonderen Stücken angesetzt. Was dem Alterthum unwesentlich schien, darin war es frei von Pedanterie oder Rigorosität; und wie es z. B. kein Bedenken darin fand, die nächste Umgebung des Parthenon als einen rauhen, unebenen Felsen zu belassen, so nahm es auch keinen Anstoß an der Stückung seiner bedeutendsten Werke.

Blickt man endlich auf das Ganze der Composition, so muß man freilich sagen, ihr werden wir erst dann gerecht werden,

* Man vergleiche z. B. die immerhin steife Lage der linken Hand des Galliers mit der Fingerbewegung fallender Giganten.

* Ich weiß, daß ich damit in Gegensatz zu Mehreren trete, deren Urtheil ich schätze; auch können wohl meine Worte nicht so verstanden werden, als ob ich für Nachahmung der pergamenischen Werke plaidirte. Aber wie frisch Empfundenes unmittelbar in Plastik übersetzt sich ausnehmen muß, das kann man allerdings von ihnen lernen. Wer das auf einen Schlag sehen will, dem ist zu rathen, sich von den Pergamenern einmal direct in die Nationalgalerie zur Prometheusgruppe zu begeben, für die übrigens hierin gar kein besonderer Vorwurf liegen soll.

die rechte Freude, weil den rechten Einblick werden wir erst dann haben, wenn der Zusammenhang und die Folge der Bilderreihe näher wird erkannt werden können, wie das auf viel beschränkterem Gebiete und in etwas anderer Weise bei der Balustrade des athenischen Niketempels der Fall gewesen ist. Aber schon jetzt darf man für das Aeußerliche so viel sagen, daß durch eine weise Benutzung nicht allzu vieler Mittel auch hier eine wundervolle Mannigfaltigkeit ohne Uebermaß, ein völlig der Giganten eine unversiegbare Quelle: ihre großen Fittiche — bisweilen Fledermausflügel wie bei unseren Dämonen — füllen in schönen Linien den Raum, ihre vielfach und wie empört geringelten Schlangenbeine, welche sich dem Körper bald einfach schuppig, bald unter überfallenden flossenartigen Blättern ansetzen, bäumen sich empor, schießen in gieriger Schwingung auf die Gegner und greifen mit scharfem Biß thätig ein in den Kampf; freilich scheinen sie mit ganz vereinzelten



Kämpfender Perser. (Vatican.)

selbstbewegtes leidenschaftliches Leben ohne Unruhe erreicht worden ist. Die Kampfart des Alterthums gab auch für dieses Werk wie für so viele andere die einfachen, aber malerischen Vorbilder her: Mann kämpft gegen Mann, oder der Streit erhebt sich um und über einem Gefallenen — ein besonders bevorzugtes Motiv —, mehrere Götter erlegen den Feind aus größerer Ferne mit Pfeilen, andere ergreifen den sich wendenden Gegner am Kopf, ihn zurückzureißen, oder sie treten zu neuem Kampf auf Haufen Erschlagener. Unerschöpflich sind die Stadien solcher Kämpfe. Um aber der Composition äußerlich Abwechselung und Fülle zugleich geben zu können, bot zuerst die Gestaltenbuntheit Ausnahmen sich nur an die Gewänder und Waffen der Götter wagen zu dürfen. Aber ein Gleiches fehlt nicht auf Seiten der Götter; nicht bloß ihre Gespanne tragen sie sausend zum Kampf, Zeus' Adler durchfliegen das Schlachtfeld, tragen Blitze und krallen sich fest an ihren Erbfeinden, den Schlangen, neben Bacchus springt sein Panther in den Kampf, ihre Hunde folgen der Hekate, Löwen, diese Freunde der Götter, werfen sich auf die Unterliegenden, Eos reitet hinein und Selene, und auf herrlichem, weit ausgreifendem Löwen stürmt eine pfeilbewehrte Göttin zu Kampf und Sieg. So sind denn in Wahrheit alle Elemente entfesselt; Götter und Giganten streiten den letzten,

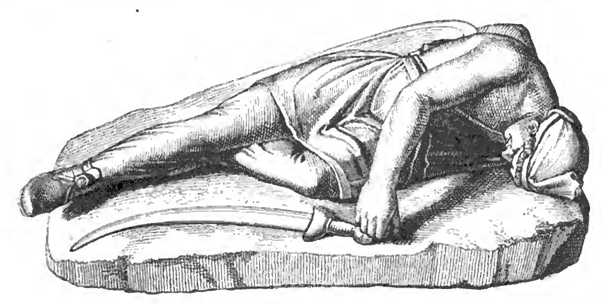
aber schwersten Kampf um die Herrschaft der Welt, beide mit gleicher Leidenschaft und die Sieger ohne Erbarmen. Man kann es allerdings wohl zum Theil als ein Zeichen der Zeit betrachten, daß Züge so rührender gegenseitiger Theilnahme — wie z. B. auf dem Friese von Phigalia — hier bis jetzt wenigstens nicht vorkommen.

Auch von den Titanen und ihrer Besiegung durch die Götter wußten die Sagen zu melden, aber diese haben nie plastische Gestalt erhalten, und nur die Gigantomachie war ein gleich beliebter Gegenstand der Poesie und Kunst. Indessen so zahlreiche Darstellungen derselben auf uns gekommen sind, so ist doch kaum eine im Stande, uns bei der Anordnung des pergamenischen Bildwerkes auch nur einen Schritt vorwärts zu bringen, wenige weisen eine nähere Verwandtschaft mit demselben auf. Das kann freilich zunächst deshalb nicht überraschen, weil die meisten derselben Vasenmalereien — theilweise von ausgezeichneter Schönheit — sind, welche einer früheren Zeit angehören. Ihnen mögen denn wohl auch größere Darstellungen des Gigantenkampfes, der aus naheliegenden Gründen besonders von der religiösen Kunst vielfach verwendet wurde, hier und da zu Grunde liegen; das Vorhandensein bedeutender Darstellungen der Art kann man jedenfalls aus ihnen folgern, und es ist gut, das hier zu betonen. Aber im Ganzen darf man doch überhaupt fast niemals an directe Entlehnung denken. Die Werke der großen Kunst übten nur anregende Kraft, im Uebrigen kann man sich die eigene schöpferische Fähigkeit selbst griechischer Kunsthandwerker gar nicht groß genug vorstellen; da will jedes Werk zuerst für sich allein genommen und individuell beurtheilt sein. Die Sage gab im vorliegenden Falle, wie in vielen anderen, nur das allgemeine Thema und daher gewisse einzelne wiederkehrende Züge: die Gäa zürnt den Göttern, bringt die Giganten zur Welt und reizt sie gegen die Olympischen zum Kampf, in dem sie unterliegen. Von der den Mythos weiter entwickelnden und ausbildenden Kraft der griechischen Kunst und dann wiederum von ihrer Rückwirkung auf die Poesie darf man nicht zu gering denken. Dieses selbständige Leben der Kunst und ihrer Werke ist es auch, was uns anräth, jedes möglichst aus sich selbst zu erklären und Schlüssen aus Analogien zu mißtrauen. Wenn wir uns also schließlich fragen, ob es nicht möglich sei, wenigstens einen Begriff von der Anordnung des großartigen Werkes im Einzelnen zu geben, so sind wir zur Beantwortung fast lediglich auf das Werk selbst angewiesen.

Die Kampfschemata bringen eine Auflösung in einzelne Gruppen mit sich, was sie daher in älterer Zeit besonders zum Schmuck von Metopen geeignet erscheinen ließ, und ihnen scheinen sich die Vasenzeichnungen des strengen sowie des schönen Stiles (fünftes und viertes Jahrh. vor Chr.) anzuschließen, welche immer nur Paare von Kämpfern zeigen, während noch ältere Vasenbilder einen selbständigeren Charakter tragen. Aber auf mehreren Vasen des reichen Stiles (vom dritten Jahrhundert an) ist die Gigantomachie als große zusammenhängende Composition dargestellt, und zwar, wenn nicht Alles täuscht, mehr durch Gemälde beeinflußt, von denen wir freilich gar nichts wissen, als durch die Plastik. Wenn wir nun wahrnehmen, daß das Werk der Pergamener — abgesehen von seinem gesammten malerischen Charakter — mit diesen Bildern manche, zunächst äußerliche Berührungen hat, so erscheint die Frage berechtigt: zerfiel auch die so freie, ohne architektonische Trennung sich entwickelnde Schöpfung der pergamenischen Künstler durchgehends in einzelne selbständige Scenen, wie bei der älteren Kunst, oder vereinigte sie ein gemeinsames Band? Oder, da schon jetzt bestimmt einzelne Scenen sich erkennen lassen, haben wir nur eine epische Aneinanderreihung von Kampfmomenten vor uns, zugleich nicht ohne Beachtung des uralten Gesetzes der Symmetrie, oder herrschte daneben und gleichsam darüber — vielleicht an jeder Seite — eine der Tragödie ähnliche Auffassung, deren Handlung erst leiser anhebt, dann wächst und erregter wird, bis sie zur lösenden Katastrophe führt? Dies anzunehmen, ist verführerisch genug, nicht bloß weil es mehr dem Charakter dieser Kunst zu entsprechen scheint, sondern auch weil doch schon hier und da eine so erstrebte Einheit durch die Verschiedenheit der Stadien ersichtlich ist. Denn so gewiß ein großer Zug es ist, der durch den

ganzen Bildercyklus geht, so gewiß eine schöpferische, aufs höchste gesteigerte Phantasie hier kaum an einer Stelle erlahmt scheint,* so gewiß ist doch auf der anderen Seite, daß wir hier und da, z. B. am Ende der Treppenwangen, ein Abnehmen, ein Verebben der Handlung bemerken können, gleichsam ein weniger lautes Kampfgeräusch zu vernehmen meinen; doch da ist das so natürlich und geboten.

Aber gehen wir mit Vorsicht nur den Andeutungen des Werkes selber nach; schon eine einfache Erwägung legt den Schluß nahe, daß viele Züge des gesammten Bildes nicht gesichert sein **können**.



Gefallener Perser. (Neapel.)

Wohl ist es auf den ersten Blick überraschend, daß so viele der gefundenen Fragmente sich als zusammengehörig erweisen, daß selbst ein größerer Theil der Götternamen an den Gesimsen den gefundenen Gestalten zu entsprechen scheint; aber bei näherer Untersuchung dürfte das vielmehr bloß bezeugen, daß zur Zeit der letzten Zerstörung überhaupt nur noch einige bestimmte Theile des Gebäudes vorhanden waren. Nichts darf uns zu dem Glauben verleiten, ein Ganzes oder auch nur den größten Theil desselben vor uns zu haben. Denn eine Gigantomachie, in welcher nach Inschriften und Resten eine ganze Reihe geringerer und fast unbekannter Gottheiten auftrat und in der wir doch bisher mehrere der größten Olympier, wie z. B. Hera und

* Ich sage das — zugleich unter Berufung auf die Anm. S. 38 — trotz aller Anerkennung, daß es sich in der Gigantomachie um einen vielfach durchgearbeiteten Gegenstand handelt, und ich sage es, obgleich ich wenigstens fest überzeugt bin, daß die pergamenischen Künstler sogar sehr wesentliche Motive — die klagende Gäa, die Gespanne der Götter und zwar vielleicht auch ihre Verwendung als Mittelpunkte u. a. — in früheren Gigantenkämpfen vorfanden. Auch stand die verschiedene Ausrüstung der Giganten schon ebenso fest wie die dichte Bekleidung der Göttinnen, die geringere der Götter, ja sogar die sorgfältige Behandlung und Verzierung der Schilde. (Auf die sich natürlich ergebenden Kampfmotive dehne ich die Bemerkung nicht aus.) Aber die Alten stellten an ihre Künstler auch gar nicht die beängstigende Forderung absoluter Originalität und Neuheit aller Elemente, konnten sie bei der je nach Perioden feststehenden Auffassung der meisten göttlichen oder halbgöttlichen Gestalten auch gar nicht stellen. Kennten **wir** die vorausgehenden Darstellungen der Gigantenkämpfe — wohl zum Theil Malereien, von denen wir freilich in der gesammten Wandmalerei keine Spur mehr finden —, so glaube ich allerdings, daß in unseren modernen Augen die Pergamener wesentlich verlieren würden, weil sie an Originalität eingebüßt und nicht mehr wie eine plötzliche Erscheinung überraschend und unvermittelt vor uns ständen. Ich deute dies hier nur an, weil, wie die Sache nun einmal liegt, es sich da zunächst mehr um eine interne Angelegenheit der Archäologie handelt. Indessen will ich doch im Vorübergehen die Frage aufwerfen, ob es nicht am Ende doch möglich wäre, daß die oben erwähnten Vasenbilder reichen Stiles, besonders eines im Louvre, vielleicht erst **nach** dem pergamenischen Werke entstanden wären? Die Beflügelung und Schlangenfüßigkeit der Giganten müßte dann auf den Vasen absichtlich vermieden worden sein und ist es wohl auch, denn es giebt unzweideutige Beweise, daß die Vasenmaler jenes Stiles beide Motive kannten. Dieselben sind wohl mit Bewußtsein und Absicht auf Reliefs beschränkt geblieben.

Demeter, Poseidon und Ares, Persephone und Hades, Asklepios und Hygieia — zwei ganz besonders pergamenische Gottheiten — nicht nachweisen können, kann nicht vollständig sein. Deshalb halte ich auch weiter für durchaus wahrscheinlich, daß das Reliefband alle vier Seiten des Altarbaues umzogen hat trotz dem Fehlen von Funden und Fragmenten an der Westseite.

Allerdings lege ich im Uebrigen auf Fundorte und Fundthatsachen auch bei der Anordnung dieses Bildwerkes ein großes Gewicht. Bei der letzten Zerstörung desselben, welche wohl zum Behufe des Mauerbaues stattfand, wurden die Reliefs der Südseite unmittelbar nach Süden herabgestürzt; die Platten der westlichen Hälfte an der Nordseite und diejenigen der Westseite schleifte man zum Weststücke der Mauer, wo sie zum Theil noch neben einander, zum Theil aber auch mit den übrigen gemischt lagen, doch bisweilen so, daß man ihren Weg in einzelnen Fragmenten verfolgen kann. Nur eine Anzahl kleinerer, vielleicht schon früh losgesplitterter Stückchen verräth dann noch öfter durch ihren Fundort den ursprünglichen Stand, für den endlich auch oft eine unverkennbare Analogie in der Ausführung ins Gewicht fällt; doch mahnen in dieser Beziehung manche Fälle zur Vorsicht.

Zu diesen rein äußerlichen Kriterien kommen für die Anordnung noch zwei andere hinzu: das alte selbst gegebene und recht eigentlich griechische Gesetz der Symmetrie hat auch hier — wohl je an den einzelnen Seiten — gewaltet, und dann ist gewiß, daß der Abstammung oder auch nur dem Sinne nach verwandte Gottheiten öfter auch räumlich einander nahe standen.

Hiernach gebe ich einige der Hauptzüge des Bildes, wie sie mir theils als wahrscheinlich, theils auch nur als möglich sich ergeben haben. Ich greife dabei nur einiges Wesentliche heraus, wie es sich für einen Moment ziemt, in dem wir doch erst am Eingang der Kenntniß uns befinden. Fest stehen bisher nur zwei Ecken — eine des Altars und eine der Treppen — sowie die Thatsache, daß zwei Platten sicher an Ecken gehören und zwar rechts von ihnen.*

Nicht die südliche Seite des Baues, in welcher wohl aus besonderen räumlichen Gründen die Treppe angelegt worden, war die feierlichste, sondern auch hier war das die östliche, an welcher vorüber wie jetzt so im Alterthum der Weg den Besucher zur Burgkrone hinführte. Hier war — merkwürdig genug — vielleicht schon in der Nähe der Nordostecke, wohin auch die ganz kleinen Fragmente weisen, der Höhepunkt des ganzen Kampfes dargestellt — sollte ihn der vorübergehende Beschauer erst am Ende seiner Wanderung als Abschluß finden? — Athena mit gewaltigem Schritt nach rechts eilend, ohne Waffe, nur noch den Schild am Arm, faßt mit der Rechten einen geflügelten, vor ihr gestürzten Jüngling hinten am Kopfe; ihre Schlange hat ihm das rechte Bein zusammengeschnürt und gebrochen und ringelt sich nun empor, ihm in die Brust zu beißen. Vergebens sucht er die Hand der Göttin wie mit unwillkürlichem Griff seiner Rechten zu entfernen; der schmerzliche Ausdruck des herrlichen, von wirren Locken umwallten Antlitzes würde den völligen Sieg der Göttin verrathen, auch wenn nicht der Künstler Alles gethan hätte, um zu zeigen, daß an dieser Stelle, und zwar nur an dieser, der Sieg endgültig entschieden sei. Denn schon fliegt die beschwingte Nike von der anderen Seite hinzu, die Göttin zu kränzen, und vor ihr steigt die Gestalt der Gigantenmutter, der Gäa, aus dem Boden empor, die klagenden Augen aufwärts gerichtet, die Hände erhoben, die siegende Göttin um Gnade anzuflehen. (S. Illustr. S. 47.) Freilich hatte die Sage diesen Zug insofern vorbereitet, als die Gäa für die eigentliche Anstifterin des Kampfes galt, und es ist vielleicht erst der rückwirkende Einfluß der Kunst, wenn römische Dichter auch die Gestalt der Klagenden kennen; denn schon auf einem schönen Vasenbilde steigt sie so vor dem siegenden Poseidon auf. Aber es ist menschlich und gewiß mit Bedacht, daß hier das Weib sich auch an

* Es wäre undankbar, an dieser Stelle nicht zu erwähnen, daß die Zusammenfügung ganzer Gruppen und einzelner Figuren zum Theil aus ganz kleinen Stücken besonders der unermüdlichen Ausdauer und dem geübten Auge des Italieners Herrn Freres (im Berliner Museum) verdankt wird. Auch ist es eine Pflicht der Dankbarkeit, nicht zu verschweigen, wie bereitwillig und entgegenkommend Herr Conze ein eingehendes Studium der Bildwerke und Fundthatsachen gestattet, erleichtert und gefördert hat.

ein Weib unter den Gottheiten wendet, die allerdings als Inhaberin des Altars



Athena im Gigantenkampf. (Pergamon.)

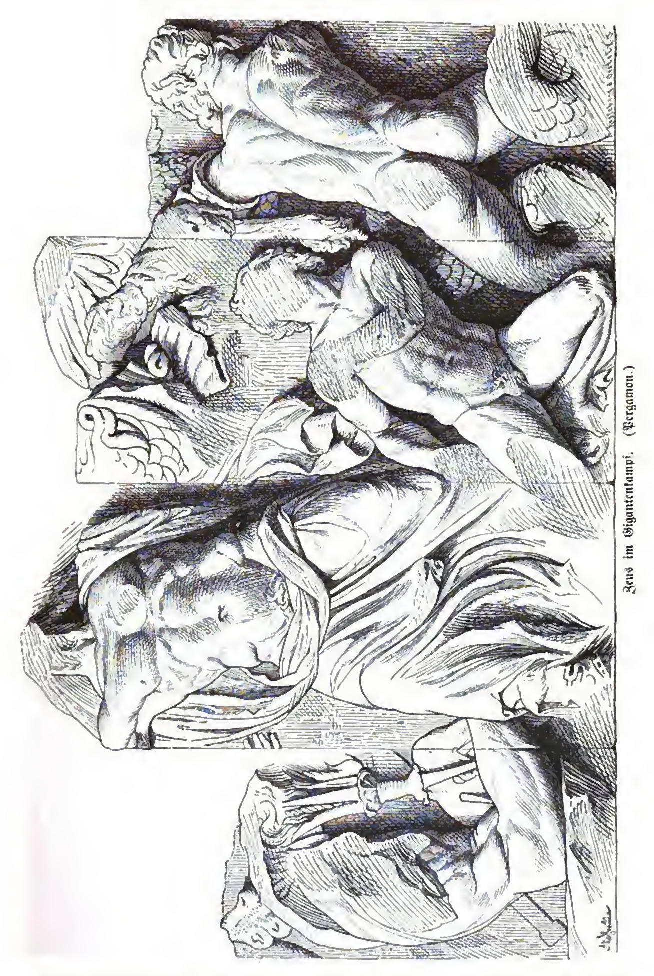
schon von vornherein an dem entscheidendsten Punkte dargestellt sein mußte. Zu beiden Seiten der vier Platten umfassenden Scene sieht man noch Fragmente erschlagener Giganten, denn die größeren olympischen Götter zeigen ihre besondere

Macht auch darin, daß sie mit mehreren der gewaltigen Unholde zugleich fertig werden. So vor Allem Zeus, dessen Kampf auf vier Platten fast ganz erhalten geblieben durch eine der wunderbaren Fügungen, an welchen das Unternehmen so reich gewesen ist. (S. Illustr. S. 49.) Diese Gruppe mit fast entschiedenem Siege hat gewiß der Athena nicht fern gestanden — der Vater nahe der Tochter —, auch der Fundort weist darauf hin, wenn auch schon der inneren Verschiedenheit wegen aus der Entsprechung mehrerer Hauptlinien nicht gefolgert werden darf, daß Athena und Zeus als Gegenstücke gebildet waren. Mit stürmischer Bewegung schreitet der Gott, dessen mächtige Brust frei bleibt vom wallenden Mantel, nach links; seine erhobene Rechte schleudert den Blitz; der flammt nieder, und mit durchbohrtem Oberschenkel sinkt ein menschlich gebildeter, gewaffneter Gigant zusammen; die Linke des Donnerers schüttelt die Aegis, und vor ihm stürzt ein zweiter Gigant wie getroffen oder auch in Krämpfen zu Boden, während ein schlangenfüßiger Genosse, der uns den herrlichen Rücken zeigt, noch drohend den linken, vom Fell umhüllten Arm gegen den Gott erhebt, dem ein Adler zufliegt. Diesem Gegner scheint noch ein vierter auf der anderen Seite des Zeus entsprochen zu haben. Wohl an der gleichen Ostfaçade brauste ein Viergespann geflügelter Rosse über gefallene Giganten hinweg; krampfhaft greift noch die Hand des einen Todten in die Harnischfransen seines Genossen, der noch erstarrt den Schild wie schützend über der Brust hält. Es scheint nach Analogie anderer Gigantomachien wohl annehmbar — doch nicht mehr! —, daß dieses Gespann, etwa von Iris gelenkt, dem siegenden Zeus zueilte, um nach vollbrachtem Kampf den Gott wieder aufzunehmen; denn „sie selber, sie bleiben in ewigen Festen.“ *

Unzweifelhaft gehört der Ostseite, und zwar ihrem südlichen Ende, eine Reihe von Platten an, welche in Handlung und Ausführung den zwei Hauptgöttern nichts nachgeben. Hier ist Alles Kampf, Spannung und Erregung. Der Ecke zunächst streitet die dreigestaltige Hekate gegen einen gewaltigen Schlangengiganten, ihre linken Hände tragen Schild und Schwertscheide, von ihren rechten führt die eine das Schwert, die zweite zückt eine Lanze, die dritte hoch erhobene fährt mit brennender Fackel dem Giganten entgegen; dieser, ein bärtiger Mann mit etwas geneigtem Haupt von trübem Ausdruck, erhebt in der Rechten einen Stein gegen die Göttin, seine linke Schlange ringelt sich mit gewaltigem Reif empor und zischt mit gierig geöffnetem Rachen der Göttin entgegen, die rechte aber faßt mit wüthendem Biß in den Rand ihres Schildes; aber auch der Göttin sind ihre Thiere, die Hunde, gefolgt, und schon greift der eine mit scharfen Zähnen und Klauen tief in den Oberschenkel des Giganten. Hinter dieser Gruppe eilt ein jugendlicher gewappneter Krieger von vollkommener menschlicher Schönheit mit Schild und Speer einer anderen Göttin entgegen; der Kampf entbrennt über einem älteren Schlangengiganten, den ein zweiter Hund der Hekate umgerissen und im Genick gepackt hält; dahin greift der Geworfene angstvollen Ausdrucks mit der Rechten; der schwere Oberkörper ist auf den linken Arm gefallen, dessen Ellenbogen in malerischer Weise im Hintergrunde verschwindet und der durch die Belastung gleichsam außer Dienst gestellt ist; bewunderuswerth erscheint, wie das die gelösten und nur noch willenlos bewegten Finger ausdrücken. Aber noch leben die Schlangen; rückwärts zur Hekate ringelt sich die eine in mehrfachen Bogen und faßt ihr Gewand, am herbeieilenden Jüngling gleitet sie unschädlich vorüber, und das würde ihn als Genossen der Giganten auch dann kennzeichnen, wenn seine Gegnerin fehlte. Diese ist Artemis, kenntlich an ihrer typischen, anmuthig jugendlichen Erscheinung, am kurz geschürzten Gewande und der Bewegung des Bogenspannens; ihr nacktes rechtes Bein von vollendeter Wahrheit und Schönheit tritt mit energischem Schritt weit vor auf einen gefallenen Körper. Hinter ihr erscheint in ähnlichen Linien, nur nach der anderen Richtung gewendet, eine dritte weibliche Gottheit.

---

* Sollten wir einen Rest der Iris in dem wunderschönen Obertheile einer weiblichen Figur besitzen, bei welcher der halb erhaltene, seitwärts gewendete Kopf mit unvergleichlicher Anmuth dem Körper sich anfügt? — Uebrigens bemerke ich, daß nach den Anschauungen des Alterthums auch der Athena das Flügelgespann gehören könnte.



Zeus im Gigantenkampf. (Pergamon.)

Welche Gestalten hier etwa den weiteren Raum von der Ostseite bis zum Flügelgespann eingenommen, ist unmöglich zu sagen; nur waren es gewiß mehrere der großen und bedeutenden Götter, ja man könnte nach dem Stile

der Arbeit vermuthen, daß das Gespann von Hippokampen — und mit ihm dann Poseidon oder Okeanos — hier Gegenstücke zum Zeus gebildet. Aber unzweifelhaft ist die Fortsetzung des Hekatekampfes nach der anderen Seite; hier bildete er die südöstliche Ecke, die einzige bisher gesicherte des Altars mit einer Gruppe auf vier Platten, mit welcher somit die südliche, die Treppenseite, beginnt. Da greift der dritte Hund der Hekate thätig ein in den Zweikampf einer Göttin und eines Giganten; dann dringt mit erhobener Fackel ein diademgeschmücktes Weib auf einen geflügelten bärtigen Giganten ein, welchen Tritonsohren und Hörner auszeichnen; hinter ihm sinkt mit unendlich schmerzbewegtem Ausdruck ein jugendlicher Schlangengigant zusammen, welchem ein tödtlicher Pfeil oben in die Brust gedrungen, den er wohl krampfhaft faßte und vergebens herauszuziehen gesucht hat. Hier enden die Platten, aber dieses letzten Motives wegen muß man, denke ich, als seinen Gegner eine mit Pfeilen bewehrte Gottheit annehmen, unter den vorhandenen die Löwenreiterin oder Apollon, den „fernhin treffenden", eine herrlich bewegte ideale Jünglingsgestalt, die nicht zu ihrem Nachtheil mit der belvederischen Statue verglichen wird; seine Rechte griff in den Köcher, wie um aufs Neue zu schießen; die Linke, von der das Gewand herabsinkt, richtet sich, weit vorgestreckt, einem mächtigen Feinde entgegen, der mit hoch erhobener Rechten, unbekümmert um einen vor ihm Gefallenen, sich gegen den Gott heranwälzt. Läßt man diese ausgezeichneten Platten — denen vielleicht noch andere sich anschließen — den Eckgruppen folgen, so rundet sich Alles aufs schönste ab. Apollon und Artemis fassen die Eckgruppen beiderseits ein; dann aber ist die erste Göttin der Südseite, die auf Hekate gerichtet ist und der noch ein Hund beisteht, keine andere als der Hekate Mutter, Asterie, deren Name auf einem Gesimsstück erhalten ist; und die matronale Göttin mit Diadem und Fackel ist ihre Schwester, Leto, des Apollon und der Artemis Mutter. So hätten wir hier eine ganze Götterfamilie bei einander, ein zusammengehöriges Stück innerhalb des Ganzen; deshalb springen auch die Hunde bald hier bald da bei. Dadurch, daß man gerade eine Familie, die also ein antiker Mensch auch vereinigt sich dachte und suchte, um die Ecke herum vertheilte, mochte man glauben, die Ununterbrochenheit der Bilderreihe da noch am besten gewahrt zu haben.

Vielleicht ist auch in der Nähe des Apollon der gelockte jugendliche und nur geschürzte Gott zu suchen, welcher wie Herakles den nemeischen Löwen, so den löwenköpfigen Giganten in engster Umarmung zu erwürgen sucht; der hat die Tatzen in Leib und Arm des Gottes geschlagen, während die Wuth und der grimmig geöffnete Rachen seinem Haupte einen über dem Thiere stehenden bewußten Ausdruck verleihen. Oder wir haben unmittelbar nach dem Apollon vielleicht auch den Kampf des Dionysos zu suchen, der, auf einer Eckplatte allein erhalten, im kurzen Gewande mit Nebris weit zum Schlage ausholt; hinter ihm stehen ängstlich zwei klein und mehr realistisch gebildete Satyrn, während neben dem Gotte sein Panther in den Kampf springt. Mag nun Dionysos hierher gehören oder die rechte Seite der Nordwestecke des Altarbaues bilden, immer bleibt wahrscheinlich, daß an jeder Seite des Treppeneinschnittes die Bilderreihe eine Länge von etwa 12 m hatte (= 34 philetairische Fuß, wie er in Pergamon gebräuchlich war), wenigstens gewiß nicht mehr. Dann bliebe für die Treppe eine Breite von etwa 6 m, und in der That betragen auch die Reliefs der Treppenwangen genau so viel. Von der rechten derselben ist nur ein sehr wohlerhaltener, mit Thierfell bekleideter Gigant übrig, gegen dessen eine Schlange ein Adler in der innersten Ecke mit Kralle und Schnabel streitet. Die linke Treppenwange ist zum großen Theil erhalten: zwei Seegottheiten, Mann und Weib, durch eigenthümliche Tracht und Schuhe charakterisirt, machen einem jugendlichen Schlangengiganten den Garaus; ein zweites Götterpaar bekämpft zwei in die äußerste Ecke wie in die Enge getriebene Gegner — der räumliche Zwang wird da zu einer neuen Quelle von lebensvollen Motiven —, wo am Ende wiederum Adler und Schlange im Kampf sind — der deutlichste Hinweis, daß auch in diesem so durchaus freien Werke das ordnende Gesetz der Entsprechung gewaltet hat, wenn auch nicht überall so streng, wie hier gefordert war. Die

äußere Treppenecke, dem vorausgesetzten Dionysos drüben entsprechend und unmittelbar anstoßend an die Seegottheiten, nahm hier der Kampf einer Göttin ein, anscheinend der Amphitrite — ein neuer Beweis dafür, daß verwandte Gottheiten zusammengerückt waren, ein Princip, das den Unholden gegenüber zugleich einen innerlichen und gemüthlichen Sinn haben kann, obgleich auch sie im Kampfe sich einander beistehen. Auch ein Seecentaur, ein Helfer der Götter (Triton?) scheint hierher gestellt werden zu müssen; dieser kämpft über einem Gefallenen, dessen großartiger Ausdruck an die Alexanderköpfe gemahnt. Ob in dieselbe Folge auch die Auffahrt des Meergottes mit dem Hippokampengespann (s. oben) gehört, ist ganz ungewiß; und ich wende mich gleich zur Nordseite der Ara, nahe welcher so viele Platten gefunden worden sind und wohin durch kleine Fragmente so viele andere gewiesen werden, daß mir wenigstens zweierlei sicher erscheint, daß wir dort nämlich weder die Athenagruppe noch auch die Treppenanlage zu suchen haben. Nahe der Nordostecke und der Athena scheint da eine Folge von neun Platten gestanden zu haben, die zum großen Theile etwas ostnordöstlich von ihrem ursprünglichen Standort gefunden wurden. Göttinnen — unter ihnen eine mit Schild und Speer — treten auf Gefallene und theilen Todesstreiche aus, Götter kämpfen mit Schwert und Schild, einen umringelt und umarmt ein gewaltiger Schlangenmann und hält ihm den beschildeten Arm mit den Zähnen fest, bisher die einzige Stelle, an der ein Gott vorübergehend in Noth ist. Dann tritt ein gewaltiger Recke auf, nur zum geringen Theil erhalten, der mit beiden Händen als Waffe eine Keule zu schwingen scheint. Wenn Einige mit Recht Spuren des Löwenfelles an seinem Kopfe sehen und dieser Held danach Herakles ist, so erscheint seine räumliche Nähe bei den zwei Hauptgottheiten des Kampfes, Athene und Zeus, zunächst doppelt gerechtfertigt: denn einmal knüpfte ein altes Orakel an ihn den Sieg in der Gigantomachie, dann aber galt er als Vater des pergamenischen Heros Telephos und damit zugleich als Stammvater der pergamenischen Fürsten. Ja, erwägt man dies und erinnert sich dabei noch, wie nahe dem Zeus und der Athena der Heros in den meisten anderen Darstellungen der Gigantomachie erscheint, so kann man wohl fragen, ob er nicht auch hier vielmehr auf der Ostseite gesucht werden müßte. An die Nordseite gehört auch ein feuriges Zweigespann — bildeten Gespanne etwa den Mittelpunkt jeder Seite? —, dahin auch, nach den kleinen Fundstücken, eine Gruppe, die ich auf Kriegs- oder Rachegötter beziehen möchte: eine geflügelte Göttin (Nemesis?), die mit schnellem Schritt einem fliehenden Giganten gefolgt ist, reißt ihn am Kopfe zurück, und ihre erhobene Rechte treibt mit starkem und sicherem Stoß ihm von oben her einen Speer in die Brust; dann folgt ein Zweikampf Bewaffneter, im Harnisch der Gigant, im leichten kurzen Gewande der weit ausholende Gott, Schild klirrt auf Schild, zum Tode getroffen bricht zwischen Beiden ein jugendlicher Körper zusammen in Linien von ergreifender Schönheit. Eine lang bekleidete Göttin, das schöne Haupt hinten umschleiert, schreitet mit hastigem Schritt vor, sucht dem vor ihr Gestürzten den deckenden Schild wegzureißen, während sie mit erhobener Rechten ein schlangenumwundenes Gefäß auf ihn zu schleudern im Begriff ist. Dann stößt ein halb gefallener Gott dem stiernackigen Koloß sein Schwert in die Brust. An die Nordseite scheint endlich noch die etwas schwächere Gruppe eines Zweikampfes zwischen einer Göttin und einem Schlangengiganten zu gehören, und die auch in der Arbeit verwandte Göttin, die einen Speer gegen einen Schlangenmann erhebt, während vor ihr ein gewaltiger Löwe sich auf einen menschlichen Giganten geworfen und hinter ihr ein anderer Gigant — wohl auch als Monstrum gebildet — im Kampfe begriffen ist. Nicht nur des Löwen wegen rücke ich diese Gruppe nahe an die Ecke im Nordwesten und lasse jenseits derselben an der Westseite die Göttin im fließenden Gewande folgen, welche auf mächtigem Löwen über einen Gefallenen hinweg in den Kampf hineinreitet. Gleich als hätte sie eben abgeschossen, hebt sie einen neuen Pfeil aus dem Köcher, und während der so entstehenden Pause hält eine vor ihr hereilende Göttin* einen andringenden

* Das im Bogen über ihrem Haupte flatternde Gewand ruft eine große Reihe ähnlicher Gestalten

Gegner auf. Der blitztragende Adler hinter der Löwenreiterin scheint das Eintreten einer anderen Richtung anzudeuten und kann hier zugleich die Führung um eine Ecke vermittelt haben. An diese westliche Seite mag man auch die erhabene Auffahrt vom Zweigespann des Helios stellen, das ein jugendlicher Gigant mit erhobenem Fell scheu zu machen sucht; vor dem Sonnengotte ritt Eos — man vergleiche ihren Gürtel mit dem der Löwenreiterin —, an derselben Seite ist die Schwester Selene zu suchen, die vielleicht mit Recht in einer seitwärts reitenden, vom Rücken gesehenen Göttin erkannt wird. Nur muß man diese drei Gottheiten nicht einfach hinter einander aufgereiht denken; das würde dem Charakter dieser Kunst nicht entsprechen.

Nicht weiter will ich ausdehnen, was doch im besten Falle zunächst nur die Wahrscheinlichkeit einer Vermuthung für sich haben kann; auch werden diese Andeutungen genügen, um von der möglichen Entwickelung der Bilderreihe wenigstens einen Begriff zu erwecken. Die Fülle künstlerischer, kunstmythologischer, historischer und technischer Gesichtspunkte ist im Augenblick noch unübersehbar. Wahrlich prophetisch waren die Worte Brunn's, wenn auch in etwas anderem Sinne gemeint, daß die pergamenische Kunstschule nicht verfehlen würde, uns noch in Zukunft und in verschiedenem Sinne zu beschäftigen.

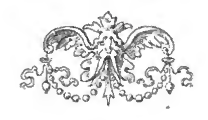
So groß in jeder Beziehung sind die Reste der Gigantomachie, daß wir zunächst für die anderen Funde, so vielsagend auch diese sind, so sehr sie uns unter anderen Umständen fesseln würden, kaum einen Blick übrig haben. Die Frauenstatuen stellen wohl zum Theil Priesterinnen dar, eine Richtung, in welcher wir die Kunst dieser Periode auch in Rhodos vielfach thätig finden. Die kleineren (1,58 m hohen) Reliefs gehen die Telephossage und wohl noch einen Theil der mythischen Vorgeschichte Pergamons an; diese scheinen oben, innerhalb der Säulenhallen des Altarbaues, angebracht gewesen zu sein. In ihnen steckt noch viel von der „antiken Ruhe und Einfachheit", ein neuer Beweis von der theilweise eklektischen Vielseitigkeit dieser Zeit und Schule. Hier, wenn irgendwo, haben wir die Vorbilder für das gute römische Relief, z. B. an den älteren Triumphbogen, vor uns. Aber sie will ich diesmal nur erwähnt haben wie die schon im Eingang genannte Fülle anderer Funde.

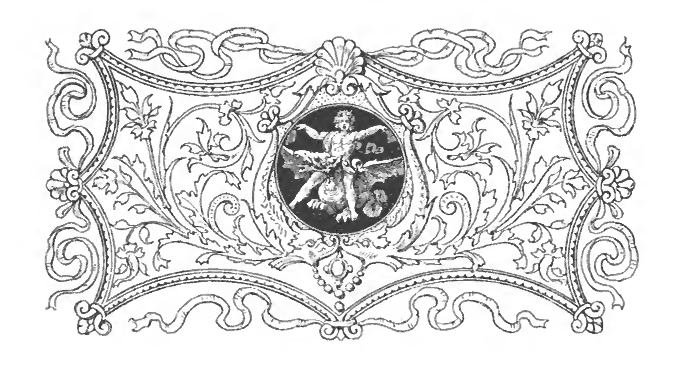
Wieder sind die Arbeiten aufgenommen; es liegt im Plane, das Bild der alten Stadt im Zusammenhange herauszuarbeiten, wie es uns in Olympia mit einem antiken Festplatze gelungen ist.

Man neide uns diese Erfolge nicht: wir haben gegen andere große und früher gesicherte Culturnationen Europa's auch auf diesem Gebiete noch so viel nachzuholen; mögen auch sie nicht bloß an dem Unserigen Antheil nehmen, sondern auf gleichem Felde zu wetteifern, uns zu überbieten suchen. Auch das werden wir als eine willkommene und köstliche Frucht unserer Unternehmungen begrüßen, wie es seinerseits nicht verfehlen kann, den Sinn für das Ideale bei Stumpferen zu erwecken, bei Anderen wach zu erhalten.

Wir aber wollen es als ein gutes und verheißungsvolles Zeichen begrüßen, daß gleich nach der Zeit, in welcher unser Vaterland aus harten Kämpfen erneut hervorgegangen ist, uns ein Bildwerk geschenkt ward, das den endgiltigen Sieg wenigstens über irdische Feinde in der eindringlichen und erhabenen Sprache der Kunst verewigt.

auf römischen Sarkophagen ins Gedächtniß. — Man vergleiche übrigens die Verschiedenheit der Gewandbearbeitung bei ihr und der reitenden, also zwei unmittelbar neben einander befindlichen Figuren.





# Reise-Erinnerungen.

Von

**Rudolf Lindau.**

## VI.

### Die chinesischen Vertragshäfen.

Südlich von Shanghai, zwischen diesem Hafenplatze und Hongkong, liegen die Küstenstädte Ningpo, Futschau, Amoy und Swatow, die dem fremden Handel unter denselben Bedingungen geöffnet sind wie Shanghai. Hongkong ist englische Colonie; Macao, das an der Südspitze der Cantonstraße in geringer Entfernung von Hongkong gelegen ist, gehört seit Jahrhunderten den Portugiesen. Die große chinesische Stadt Canton endlich liegt zwischen Hongkong und Macao, nördlich von diesen beiden Plätzen und in geringer Entfernung von denselben. Auch Canton gehört zu den sogenannten Vertragshäfen. — Von all' diesen Städten, die ich während der Jahre 1859 bis 1869 kennen lernte und verschiedene Male besuchte, habe ich nach dem, was ich über das Leben in Shanghai gesagt, hier nur wenig zu berichten. Ich fand die Fremden an den genannten Orten unter ähnlichen Bedingungen etablirt wie in Shanghai und erfreute mich bei allen der gastlichsten Aufnahme.

In Ningpo, wohin ich mich zum ersten Male an Bord eines kleinen, schnell segelnden, stark bewaffneten Opiumschiffes, der „Rosina", begeben hatte, erzählte mir mein Wirth haarsträubende Geschichten von den Missethaten der Piraten. Auch lernte ich dort, im Vorübergehen, einen französischen „Sturmvogel" kennen, einen Mann, der einen historischen Namen führte und in der That wie vornehmer Leute Kind aussah. Er war groß und schlank und von bleicher Gesichtsfarbe. Er hatte regelmäßige, edle Züge, schwarzes, glänzendes Haar und auffallend helle Augen, die von dem südländischen Hautcolorit und den dunklen Haaren seltsam abstachen. Man hielt ihn für einen gefährlichen Menschen und erzählte schlecht verbürgte und schwer glaubliche Sachen von ihm. Er sollte eine Zeit lang mit den Taiping-Rebellen und später sogar mit den berüchtigten Ningpo-Piraten ge-

meinschaftliche Sache gemacht haben. Aber man hatte keine positiven Beweise seiner Schuld gegen ihn vorzubringen, und Niemand fühlte sich aus Interesse für das Gemeinwohl geneigt, sein Ankläger zu werden. So lebte er seit einigen Monaten in Ningpo, mißtrauisch beobachtet und ängstlich gemieden, aber thatsächlich unbehelligt. Er gab, als ich ihm auf der öffentlichen Promenade begegnete, einem schmächtigen, hübschen, elegant gekleideten jungen Menschen den Arm, der mit seinen winzigen Füßen und seinen dreisten, großen, schwarzen Augen wie eine verkleidete Frau aussah und allgemein als eine solche galt. Der Graf und sein jugendlicher Gefährte verschwanden eines Tages aus Ningpo. Man wußte nicht, wohin sich das abenteuerliche Paar gewandt haben mochte, und Niemand kümmerte sich sonderlich darum. — Einige Wochen später begegnete ein Dampfschiff auf dem Wege von Shanghai nach Ningpo einem verlassenen Boote, das mit der Ebbe aus dem breiten Strome, an dem Ningpo gelegen ist, in die offene See hinaustrieb. Der Capitän des Dampfschiffes hielt an und ließ durch einige seiner Leute das treibende Boot heranholen, um es ins Schlepptau zu nehmen. In dem Fahrzeug fand man einen Leichnam, der von dem Capitän und von mehreren der Passagiere als der des französischen Grafen erkannt wurde. — Der Mann war ermordet worden. Er hatte eine Kugel in der Brust, und sein ganzer Körper war mit Hieb- und Stichwunden bedeckt. Der französische Consul leitete der Ordnung halber eine Untersuchung ein, die jedoch, wie die meisten ähnlichen Untersuchungen in China und Japan, erfolglos blieb. Es wurde nur festgestellt, daß der Graf und sein Gefährte, als sie Ningpo mit ihren wenigen Habseligkeiten verlassen, sich in eines jener offenen Fischerboote begeben hatten, die sich zu Tausenden auf dem Strome und an der Küste umhertreiben. Der Besitzer des Fahrzeuges konnte nicht ermittelt werden. Man vermuthete, der Graf sei von Piraten überfallen und ermordet worden. Was bei der Gelegenheit aus der Frau geworden sein mochte, die ihn begleitete, darüber war nichts zu ermitteln. Sie hatte wahrscheinlich sein Schicksal getheilt.

Es sei hier beiläufig bemerkt, daß sich in den zahlreichen und dichten Schwärmen von Sturmvögeln, welche zu Anfang der sechziger Jahre — das heißt zur Zeit der Taiping-Rebellion, des englisch-französischen Krieges gegen China und der Eröffnung von Japan — aus allen Welttheilen nach dem fernen Osten gezogen kamen — daß sich in diesen Schwärmen, wie in denen anderer Wandervögel, auch einige Weibchen befanden. Von diesen wilden, geheimnißvollen Wesen läßt sich jedoch an dieser Stelle nicht viel mehr sagen, als daß es Sturmvögel von reinstem Blut, richtige „Küchlein der Mutter Carey“ waren und als solche ohne Familie, heimathlos und unberechenbar. — Die Gefährtin des Grafen mochte eines dieser abenteuerlichen Wesen gewesen sein. Sie wurde, nachdem sie verschwunden war, von Niemand reclamirt, vermißt oder betrauert.

Ningpo-fu, die „freundliche Wellenstadt“, eine der schönsten Städte der reichen Provinz von Tschekiang, liegt in einer fruchtbaren, sorgfältig cultivirten, bergumschlossenen Ebene. Sie ist wie Shanghai von einem an dreißig Fuß hohen, mit Gras bewachsenen, von zahlreichen Thürmen überragten Mauerwall umgeben und hat ungefähr eine halbe Million Einwohner. Ningpo besitzt viele Klöster und Tempel, darunter den in ganz China berühmten Tempel, welcher der Göttin Ma-tsu-pu geweiht ist und aus dem zwölften Jahrhundert datirt; ferner die uralte, sechzehneckige Pagode Tien-fung-tah — die vom Himmel geschenkte Pagode —, welche um das Jahr 750 errichtet sein soll. Von der Höhe dieses Thurmes überblickt man ganz Ningpo. Die Stadt gewährt dem Europäer einen eigenthümlichen und imposanten Anblick: mit ihren engen Straßen und dem starken Ringwall, der sie umgiebt, gleicht sie einer großen, mittelalterlichen Feste.

Die Fremden, denen Ningpo durch den Friedensvertrag von 1842 geöffnet wurde, haben sich außerhalb der Ringmauer der chinesischen Stadt niedergelassen. Das „Settlement“ liegt zwischen zwei Flüssen, von denen aber nur der kleinere auf einer Schiffbrücke überschritten werden kann; um den zweiten Strom zu passiren, bedienen sich die Fremden ihrer sogenannten „Hausboote“ oder eines öffentlichen Fährkahnes.

Im Jahre 1861 wurde Ningpo von den Taiping-Rebellen erobert. Sie richteten dort große Verwüstungen an, so daß sie auch den fremden Kaufleuten, welche auf den Handel mit der chinesischen Stadt angewiesen sind, erheblichen Schaden zufügten. Die Klagen darüber fanden Gehör, und im Jahre 1862 wurden einige französische und englische Truppenabtheilungen nach Ningpo expedirt, denen es nach kurzem Kampfe gegen eine erdrückende Uebermacht gelang, die Rebellen aus Ningpo zu verjagen, in ähnlicher Weise, wie ihre Waffenbrüder im Norden die Rebellen aus der Umgegend von Shanghai vertrieben hatten.

Ningpo ist eine reiche Handelsstadt. Ihre Opium-, Thee- und Seidehändler stehen mit der ganzen Welt in Verbindung. Doch hat Ningpo für den fremden Verkehr nicht annähernd dieselbe Wichtigkeit wie Shanghai, was hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben ist, daß der Hafen von Ningpo klein und der Strom, an dem die Stadt liegt, nur für Schiffe mit flachem Boden passirbar ist. — Besonders charakteristisch für Ningpo ist, daß ein unverhältnißmäßig großer Theil der Bevölkerung — man sagt ein Fünftel — dem Gelehrtenstande angehört. Ferner ist zu erwähnen, daß die Kunsttischler von Ningpo weltberühmt sind. Es giebt kaum ein europäisches Haus in China oder in Japan, in dem man nicht „Ningpo-Betten", „Ningpo-Bilderrahmen", „Ningpo-Stühle" oder „-Tische" finde. Aber auch in Europa, namentlich in England, sind diese Möbel unter dem Namen „Ningpo-Furniture" wohl bekannt und verbreitet. Sie sind gewöhnlich aus gelbem oder hellbraunem, kunstreich durchbrochenem, mit grotesken Elfenbeinschnitzereien verziertem Holze. Ich erinnere mich, in einem Möbelmagazin in Ningpo das größte Bett gesehen zu haben, das mir in meinem Leben zu Gesicht gekommen ist. Es war volle fünfzehn Fuß lang und zehn Fuß breit und bildete ein kleines Gemach, das dazu bestimmt schien, einer ganzen Familie als Schlafstätte zu dienen. Im Allgemeinen sind jedoch die Ningpo-Möbel kleiner, eleganter und billiger, aber auch weniger dauerhaft als die massiven, gewöhnlich mit Marmorplatten versehenen Tische, Stühle und Bänke aus schwerem, hartem, dunklem Holze, welche von Canton aus auf die fremden Märkte gelangen.

Unter den Fremden, die sich in und vor Ningpo niedergelassen haben, befinden sich viele französische und einige englische und amerikanische Missionäre. Letztere führen ein ganz behagliches Leben. Sie machen von Amtswegen auf die Hochachtung ihrer Landsleute Anspruch und werden von diesen respectvoll behandelt. Die meisten von ihnen haben Frau und Kinder, sind comfortabel eingerichtet, beziehen ein gutes Gehalt, essen und trinken, was ihnen schmeckt, und erfüllen ihre Obliegenheiten — möglichst viel chinesische Kinder in der christlichen Religion zu erziehen — mit Pflichttreue und Eifer, aber ohne übergroße geistige oder körperliche Anstrengung. Man würde sich eine falsche Idee von ihnen machen, wenn man sie für Apostel hielte, welche das Evangelium unter erschwerenden Umständen in heidnischen Ländern predigen. Sie leben wie in England und Amerika unter den Augen ihrer Mitbürger und unter dem starken Schutze der Gesetze ihrer Heimath. — Mit den französischen Missionären verhält es sich anders. Diese führen in Ningpo ein geheimnißvolles Klosterleben, und man weiß nur aus ihren eigenen freiwilligen Mittheilungen, was sie im Inneren von China, wohin sie vordringen und wo sie sich festsetzen, thun und treiben. Ihre Sittenreinheit, sowie ihr Eifer und ihre Unerschrockenheit werden allgemein anerkannt, und diejenigen unter ihnen, die Hunderte von Meilen weit von der Küste unter den Chinesen leben, um diese zum Christenthum zu bekehren, führen zweifellos eine höchst traurige Existenz. Ob ihre Bemühungen, denen sie Alles aufopfern, was nach gewöhnlichen Begriffen das menschliche Glück ausmacht, von großem Erfolge gekrönt seien, dafür fehlt mir jeder feste Anhaltspunkt. Ich kann nur verbürgen, daß die wenigen christlichen Chinesen, die ich als Diener in den Vertragshäfen hier und da angetroffen habe, sich vor ihren Landsleuten keineswegs in vortheilhafter Weise auszeichneten. Man erkannte sie am leichtesten an einer eigenthümlichen Dreistigkeit, mit der sie ihren europäischen Herren gegenüber auftraten. — Ein richtiger chinesischer „Boy", der mit der Behand-

lung, die ihm in einem europäischen Hause zu Theil wird, nicht zufrieden ist, verläßt seine Herrschaft unter einem beliebigen höflichen Vorwande; gewöhnlich sagt er, sein alter Vater oder seine alte Mutter sei krank und er müsse deshalb nach Hause gehen. Der getaufte Chinese dagegen, wenn er sich schlecht behandelt glaubt, pflegt zu drohen, daß er sich bei dem Pater N. N. beklagen werde. Die meisten in China ansässigen Fremden ziehen deshalb auch vor, heidnische Chinesen in ihre Dienste zu nehmen. Ich will jedoch nicht unerwähnt lassen, daß nach den übereinstimmenden Aussagen französischer Missionäre die im Inneren von China lebenden Christen sich durch moralische und intellectuelle Eigenschaften über die anderen Chinesen erheben sollen. — Der gute Einfluß, den die Bekehrung ausgeübt haben mag, ist aber von den Fremdenniederlassungen aus nicht zu constatiren. Alle Chinesen, die man dort kennen lernt, erscheinen als Menschen ohne Religion und vollständig gleichgültig gegen jeden Cultus. China kennt überhaupt kein Glaubensbekenntniß, keine feierliche Verpflichtung, sich zu irgend einer bestimmten Religion zu bekennen. Es ist das denkbar freisinnigste Land der Welt. Ein jeder chinesische Staatsbürger hat einfach diejenigen Pflichten zu erfüllen, welche ihm als weltlichem Unterthan des Kaisers auferlegt sind. Im Uebrigen mag er verehren, was er will: die Ahnen, die Geister, den Himmel, die Lehren des Confucius oder die des Lao-tse, Buddha oder Mohamed. Auch das Christenthum würde nicht so angefeindet werden, wie dies der Fall ist, wenn es nicht in dem Verdacht stände, einen Staat im Staate bilden zu wollen und Tendenzen zu verfolgen, welche der bestehenden Ordnung der Dinge gefährlich werden könnten.

In einem Lande, in dem die religiöse Gleichgültigkeit seit Jahrhunderten bis zum Aeußersten, bis zum Unglaublichen getrieben wird, muß es schwer halten, Proselyten für die christliche Religion zu machen. Die Missionäre haben nicht nur die Aufgabe, zu bekehren, sie müssen den in tiefsten Schlaf versunkenen religiösen Sinn erwecken, ja gewissermaßen erst erzeugen. Aus diesem Grunde wird auch von den besten Kennern China's angenommen, daß die Civilisation des Landes eine vollständige Umwandlung erfahren muß, ehe von wirklich erfolgreichen Bekehrungsversuchen daselbst die Rede sein kann. Bis heute ist in dieser Beziehung verhältnißmäßig wenig erzielt worden. Nach den Mittheilungen französischer Missionäre zählt ganz China augenblicklich ungefähr dreimalhunderttausend Christen. Das ist aber wenig in einem Lande, dessen Einwohnerzahl auf vierhundert Millionen geschätzt wird, und unter Berücksichtigung der historischen Thatsache, daß im Jahre 650 bereits nestorianische Christen nach China kamen und daß Franciscaner und nachher Jesuiten seit dem dreizehnten, respective sechzehnten Jahrhundert unausgesetzt bemüht gewesen sind, die christliche Religion in dem großen „Reiche der Mitte" zu verbreiten. Sämmtliche Christen des bei Weitem größten und bevölkertsten Staates der Erde würden bequem in einer mittelgroßen Stadt unterzubringen sein; — und dies ist das Resultat zwölfhundertjähriger Bekehrungsversuche! Man muß den Muth der Missionäre bewundern, die sich durch ein so geringfügiges Resultat nicht zurückschrecken lassen und ihre Bemühungen, die heidnischen Chinesen zum Christenthum zu bekehren, unausgesetzt und eifrig fortsetzen.

Die Umgegend von Ningpo trägt scharf ausgeprägt den Charakter der chinesischen Landschaft. Das zum Reisbau vorzüglich geeignete Land ist auf das sorgfältigste cultivirt und von vielen Canälen durchschnitten, die es in große und kleine Inseln zertheilen. Allerorten, auf jeder größeren Landparcelle, erblickt man vereinzelt dastehende alte Bäume und Baumgruppen, welche kleine, grüne Hügel, die geheiligten Ruhestätten der Vorfahren, beschatten. Dort spielen auch die Kinder und ruhen während der Mittagshitze Feldarbeiter und Hausthiere, darunter der kolossale, schwerfällige Büffel. — Die zahllosen Grabhügel, welche sich jährlich vermehren, geben der chinesischen Landschaft einen ganz eigenthümlichen und traurigen Charakter. Die Todten nehmen dort einen so unverhältnißmäßig großen Raum ein, daß man glauben könnte, man befände sich auf einem alten Schlachtfelde.

* *
*

Futschau — „die glückliche Stadt" — im Süden von Ningpo gelegen und von allen Vertragshäfen aus durch Küstendampfer leicht zu erreichen, macht aus der Entfernung einen äußerst angenehmen Eindruck. Sie ist die Hauptstadt der reichen Provinz Fukiang, und ihre Bevölkerung wird auf achtmalhunderttausend Seelen geschätzt. — Futschau liegt am nördlichen Ufer des Min, am Fuße eines großen, mit Klöstern, Villen und uralten Bäumen bedeckten Berges, und ist wie die Schwesterstädte Shanghai und Ningpo von einem alten, malerischen Mauerwall umgeben. Die Fremdencolonie, die zur Zeit, als ich sie besuchte, einige vierzig Mitglieder zählte, hat sich auf einem freundlichen Hügel, der chinesischen Stadt gegenüber, niedergelassen. Der Anblick, den Futschau von dort aus gewährt, ist überraschend und gefällig. Auf dem schönen Minstrom wimmelt es von unzähligen Booten und Dschunken, von denen viele schwimmende Wohnungen bilden; in den Straßen der Stadt bemerkt man ein reges, geräuschloses Leben, wie in einem Ameisenhaufen. Bemerkenswerth ist auch eine alte, an tausend Fuß lange Brücke, die über den Min führt und deren Joche aus enormen Granitquadern aufgeführt sind. — Wenn man aber in die Stadt tritt, so zeigt sich ein anderes, häßlicheres Bild. Die engen Straßen sind von abschreckender Unreinlichkeit, und die meisten Häuser scheinen arme Händler und Handwerker zu beherbergen. Nur hier und da erblickt man ein stattliches Wohnhaus. Futschau ist durch seinen kolossalen Opiumverbrauch berüchtigt. Man sagt, die Hälfte der Bevölkerung werde dadurch vergiftet und an den Bettelstab gebracht. Dies mag die Ursache des traurigen Aussehens der Einwohnerschaft sein.

Futschau besitzt wie Ningpo und Shanghai einige Etablissements, in denen sich christliche Missionäre niedergelassen haben. Es ist diesen nicht gelungen, sich mit der chinesischen Bevölkerung auf guten Fuß zu setzen, und fortwährend hört man von Klagen der Missionäre über gewaltthätige, schlechte Behandlung, die ihnen von dem düsteren, wilden Futschauer Pöbel zu Theil geworden ist. Auch in neuester Zeit erinnere ich mich, in den Zeitungen gelesen zu haben, daß in Futschau ein Missionsgebäude von einheimischen Mordbrennern zerstört worden sei.

Die großen fremden Kriegsschiffe und Kauffahrer können nicht bis nach Futschau vordringen, da der reißende Minstrom an vielen Stellen nur für Fahrzeuge mit flachem Boden passirbar ist. Die Löschung und Verladung der europäischen und amerikanischen Schiffe findet an dem sogenannten „Pagoda Anchorage" statt, einem überaus freundlichen Hafenplatze, der zwischen Futschau und der Mündung des Min gelegen ist. Dort kann man zur Zeit, wenn der neue Thee verschifft wird, die schnellsten Segler der Welt, die besten und berühmtesten englischen Thee-Klipper sehen. Sie veranstalten alljährlich die größten Seewettfahrten unter sich — von Futschau nach London —, und die Capitäne wie die Matrosen der Fahrzeuge entfalten dabei nicht selten geradezu bewunderungswürdige Sachkenntniß, Energie, Ausdauer und Unerschrockenheit. Daher gilt es aber auch unter den englischen Schiffscapitänen für einen Ehrentitel, einen englischen Thee-Klipper zu commandiren oder geführt zu haben. — Zu Anfang der sechziger Jahre ereignete es sich einmal, daß die vier ersten Schiffe, welche den neuen Thee nach London brachten, die viele tausend Meilen lange Reise von Futschau nach London in fast genau derselben Zeit zurückgelegt hatten. Trotz Sturm und Wetter, mit denen sie zu kämpfen gehabt, und wennschon sie sich gleich nach der Abfahrt aus den Augen verloren und verschiedene Wege eingeschlagen hatten, fanden sie sich nach neunzigtägiger Ueberfahrt am Ausfluß der Themse wieder zusammen, so daß das erste Schiff vor dem zweiten nur einen Vorsprung von drei und einer halben Stunde hatte, als „The winner of the great China-tea-race" in Greenwich signalisirt wurde.

* *
*

Swatow und Amoy, zwischen Futschau und Hongkong gelegen, sind für den Reisenden ohne Interesse. Ich erinnere mich nur, daß Amoy einen sehr großen Hafen besitzt und daß Swatow kurz vor meiner Ankunft von einem Orkan heimgesucht worden war, der innerhalb weniger Stunden erschreckliche Verwüstungen an-

gerichtet und Hunderte von Dschunken, Schiffen und Häusern und Tausende von Menschenleben zerstört hatte. — Dagegen fand ich in Hongkong Vieles, was mich fesselte und mir in der Erinnerung geblieben ist.

Die kleine Insel Hongkong — sie ist kaum zwei Meilen lang und ungefähr ebenso breit — hatte im Jahre 1859 einen schlechten Ruf. Man bezeichnete die Insel damals noch als eine der ungesundesten der Küste. Seitdem hat sich herausgestellt, daß das berüchtigte „Hongkong-Fieber" infolge der vielen Neubauten entstanden war, die man während der Jahre 1844 bis 1854 in Victoriatown, der Hauptstadt von Hongkong, unternommen hatte. Die bösartige Krankheit ist aber nun verschwunden, und Hongkong gilt für nicht ungesunder als die meisten anderen Küstenstädte China's, in denen Fremde sich niedergelassen haben. — Nach meiner Erfahrung ist das Klima im südlichen China nicht gerade ein schlechtes zu nennen; doch sagt es den Europäern auf die Dauer nicht zu. Ankömmlinge mit guter Gesundheit, die einen ungeschmälerten Vorrath nördlicher Energie und Widerstandsfähigkeit besitzen, fühlen sich gewöhnlich ganz wohl in der feuchten, warmen Luft und sind geneigt, die Vorsichtsmaßregeln zu verspotten, welche sie Andere gegen Erhitzung oder Erkältung treffen sehen; aber diese, die älteren Einwohner, wissen, daß sie sich nicht ungestraft den Gewalten des tropischen Himmels aussetzen dürfen. In Südchina spricht Niemand von der „freundlichen lachenden", sondern nur von der „heißen, stechenden Sonne", und wer gezwungen ist, auszugehen, so lange sie hoch am Himmel steht, der sucht sich durch luftige Hüte, durch Schirme, durch helle Tücher, die den Nacken bedecken, und durch gefärbte Gläser vor den Augen gegen die Sonnenstrahlen zu schützen. Im Allgemeinen werden die Kräfte der Europäer in China schneller verbraucht als in der Heimath, und es giebt wenige unter ihnen, die nach einem Aufenthalte von fünf bis zehn Jahren in Hongkong, Ningpo oder Shanghai nicht gezwungen wären, einen längeren Urlaub zu nehmen und nach Europa zurückzukehren, um dort in der Luft, in der sie geboren sind, neue Kräfte zu sammeln. Versäumen sie dies, so werden sie häufig vor der Zeit alt und gebrechlich und siechen schnell dahin. — Ich will hier nicht unerwähnt lassen, daß Brandy und Soda, Cocktail, Sherry-Cobler und ähnliche Getränke zu den wesentlichsten Factoren des ungesunden Klimas von China gerechnet werden dürfen. Man ist durstiger in China als in Europa, und man kann dort nicht so viel Spirituosen vertragen wie hier. Die Eingeborenen trinken fast nur Thee und befinden sich dabei ganz wohl. Aber es sind kalte, ruhige Menschen, und wenn man ihnen auch emsigen Fleiß und zähe Ausdauer nachrühmen kann, so besitzen sie doch nur wenig von der aufzehrenden Energie der Europäer. Ein junger Engländer, der in der Frühe einen scharfen Ritt gemacht und am Tage angestrengt gearbeitet hat, ohne sich einen Moment Ruhe zu gönnen, will am Abend etwas Stärkeres trinken als „schwachen Thee". Man kann es ihm kaum verdenken, aber in vielen Fällen muß er dies theuer bezahlen. Ich habe in der kleinen Gesellschaft, in der ich mich in China und Japan bewegte, in wenigen Jahren mehrere Personen Opfer des Trunkes werden und am Delirium tremens zu Grunde gehen sehen; und ich glaube, die Leute tranken nicht mehr, als sie es in ihrer Heimath ungestraft hätten thun können.

Victoriatown, die einzige englische Stadt in China, ist die reinlichste und in jeder Beziehung bestgehaltene Stadt des ganzen „Himmlischen Reiches". In der prachtvollen Bai, die von hohen Bergen vollständig eingeschlossen erscheint und einem See gleicht, wimmelt es von Schiffen aller Nationen. Am Ufer erheben sich inmitten blühender Gärten stattliche Häuser, Paläste und Kirchen. Die Stadt zieht sich längs dem Meere hin und lehnt sich an einen siebzehnhundert Fuß hohen, mit einer dunkelgrünen Moosdecke überzogenen Felsen, auf dessen Spitze die englische Flagge weht. Dieser Berg ist so steil, daß eine jede Straße die dem Meere näher gelegene Häuserreihe vollkommen überragt und man von der Bai aus die ganze Stadt auf einen Blick übersehen kann. Der Victoria-Pic ist kahl. Die ersten Häuser erscheinen vereinzelt dreizehnhundert Fuß unter dem

Gipfel. Es sind große, luftige Gebäude, von Säulengängen und Terrassen umgeben. Dem Meere näher vereinigen sich die Häuser, um schöne, freie Straßen zu bilden, wie man sie bei uns in den vornehmsten Theilen größerer Badeörter findet. Ganz dicht am Strande und parallel mit demselben befindet sich Queens-Road, die einzige Straße in Hongkong, an der man erkennt, daß Victoriatown eine große und reiche Handelsstadt ist. In der Mitte von Queens-Road, der über drei englische Meilen lang ist, wohnen die europäischen Kaufleute; an den beiden Enden, hauptsächlich an dem westlichen, die Chinesen. In dieser Straße sieht man Kinder aller Zonen: Engländer, Amerikaner, Deutsche, Schweden, Italiener, Franzosen, Chinesen von Peking, von Shanghai und von Canton, Indier von Madras, Calcutta und Bombay, Parsis, Malaien aus Batavia, Singapore und Manilla, Türken 2c. Sie eilen schnell vorüber in Ausübung einer aufzehrenden Geschäftsthätigkeit, die den armen Mann manchmal in kurzer Zeit reich macht und den wohlhabenden in unerwarteter Weise zu Grunde richtet.

Hongkong wurde den Engländern durch den Friedensvertrag von 1842 abgetreten. Die Stadt Victoriatown erstand darauf wie durch einen Zauberschlag. Sie ist heute der Sitz der englischen Regierung in China und hat als ostasiatische Hauptstation der britischen Kriegsflotte und als Entrepot für europäische Waaren in kurzer Zeit große Bedeutung gewonnen. Im Jahre 1870 belief sich die Einwohnerzahl auf ungefähr hundertundzwanzigtausend Seelen, von denen viertausend Europäer und Amerikaner waren. Viele von diesen hatten bedeutende Vermögen erworben; die meisten von ihnen waren äußerst freigebig mit ihrem Gelde, und Victoriatown machte in jeder Beziehung den Eindruck einer Großstadt. In den Straßen sah man schöne Pferde, elegante Equipagen, sorgfältig gekleidete junge Männer und neben diesen Frauen, denen die Kleider, Hüte und Schuhe, die von den besten Pariser und Londoner „Künstlern" geliefert worden waren, gerade gut und theuer genug erschienen. Die Frauen erblickte man jedoch nur selten zu Fuß. Sie fuhren entweder oder saßen auf hübschen offenen oder verdeckten Bambussesseln, die von starken chinesischen Kulis schnell und sicher durch das Straßengewühl getragen wurden. — Ich vermuthe, das Straßenleben in Hongkong ist heute auch nicht mehr so anregend wie vor zwanzig Jahren, denn die Colonie hat das Schicksal der chinesischen Vertragshäfen getheilt, und ihre Bewohner müssen sich jetzt mit verhältnißmäßig kleinen Einnahmen begnügen.

Am Ostende von Victoriatown befindet sich ein schöner Rennplatz. Dicht dabei, nur durch einen schmalen Graben davon getrennt, liegen vier Kirchhöfe: für die Protestanten, die Katholiken, die Parsis und die indischen Soldaten. Die chinesischen Gräber sind auf dem Berge zerstreut. — Es ist mir fortwährend in China aufgefallen, welchen großen Platz dort das Grab einnimmt; aus dem Grunde habe ich auch in Hongkong unwillkürlich auf die Kirchhöfe geachtet, wogegen ich von den wenigsten europäischen Städten, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe, zu sagen wüßte, wo sich deren Todtenäcker befinden.

* * *

Der Weg von Hongkong nach Canton, den Perlfluß hinauf, schlängelt sich zwischen Hunderten von kleinen, mit grünem Moos bedeckten, baumlosen Felseninseln, die den Anblick der Landschaft jeden Augenblick verändern. Die Entfernung zwischen den beiden Städten beträgt neunzig englische Meilen und wird von bequemen und eleganten amerikanischen Dampfbooten in ungefähr zehn Stunden zurückgelegt.

Canton, das über eine Million Einwohner hat, ist größer und reicher als Shanghai, Ningpo und Futschau, ohne sich jedoch wesentlich von diesen Städten zu unterscheiden. Ich fand dort dieselben alterthümlichen Ringmauern, engen Straßen, kleinen Häuser, großen Tempel, uralten Pagoden, und dieselben Chinesen, die ich nun an zwanzig verschiedenen Orten kennen gelernt hatte, ohne daß es mir möglich gewesen wäre, mich mit ihnen zu befreunden. — Besser gefielen mir die cantonesischen Bootsmädchen: hagere, flinke, junge Creaturen mit kleinen sehnigen Händen und Füßen. Sie werden auf dem Flusse geboren und sterben dort, und sie

regieren die schmalen schnellen Boote, in denen sie leben, mit erstaunlicher Geschicklichkeit und Ausdauer. Viele von ihnen sprechen „Pidjon English“, eine abscheuliche Sprache, die aber den Vortheil hat, daß sie von Jedermann, der Englisch versteht, mit Leichtigkeit erlernt werden kann. — Ich besuchte in Canton viele Tempel und Pagoden. Sie sehen sich so ähnlich wie ein Chinese dem anderen, und ich konnte ihnen, nachdem ich Hunderte solcher Gebäude gesehen hatte, kein Interesse mehr abgewinnen. — Man führte mich auf dem Fluß in die berühmtesten Blumenboote und in der Stadt in die berüchtigtsten Opium- und Spielhäuser. Auch lernte ich viel schöne und große Läden kennen. Ich fand dort dieselben Seidenstoffe, Elfenbeinschnitzereien, Lack-, Porzellan- und Bronzewaaren, die mir überall, seitdem ich zum ersten Male Fuß auf chinesischen Grund und Boden gesetzt hatte, zum Kauf angeboten worden waren. — Ich hielt mich nun seit geraumer Zeit in China auf, und meine Empfänglichkeit für chinesische Eindrücke war erheblich abgestumpft. So kam es, daß ich in Canton, vielleicht einer der interessantesten Städte des großen „Reiches der Mitte“, kaum noch etwas sah, was mir bemerkenswerth erschien. Ich erinnere mich des Gewühls und Gedränges in den engen Straßen und des lauten, befremdenden Treibens auf dem Flusse, auf dem dreimalhunderttausend Cantonesen leben sollen. — Bootsmädchen mit bunten Tüchern um den Kopf und lang herabhängenden, pechschwarzen Zöpfen winken und schreien, ich möge sie zu einer Fahrt miethen: — „Für einen Dollar, Herr! für einen halben Dollar!“

Ich stieg in eins der Boote, streckte mich dort bequem aus und ließ mich eine Stunde lang spazieren fahren. Als ich wieder ans Land trat, traf ich am Quai mit einigen französischen Offizieren zusammen, die ich in Cochinchina kennen gelernt hatte. — Es war zur Zeit des englisch-französischen Krieges gegen China, und eine französische Truppenabtheilung unter dem Befehl des Capitäns zur See Coupvent du Bois hielt Canton besetzt. Die kosmopolitischen Einwohner behandelten die siegreichen Feinde ihres Vaterlandes mit vollständiger Gleichgültigkeit. Wir passirten in kleinen Gruppen unbehelligt die engen Straßen, in denen wir uns einen Weg durch dichte Massen von Chinesen bahnen mußten. Meine Begleiter luden mich ein, ihr Quartier, einen alten Tempel, der mitten in der Stadt gelegen war, in Augenschein zu nehmen. Ich folgte ihnen und fand in ihrer Wohnung eine kleine Gesellschaft französischer Offiziere versammelt. Sie saßen in der schattigen Vorhalle des Tempels zwischen zwei riesigen Götzenbildern und hießen mich als einen alten Bekannten aus Saigun freundlich willkommen. — Vor uns breitete sich ein sorgfältig unterhaltener Garten aus, mit künstlich verkrüppelten kleinen Bäumen von uraltem Aussehen. In der Mitte des Gartens stieg ein dünner Wasserstrahl einige Fuß hoch in die Luft. Es war der kläglichste Springbrunnen, den ich in meinem Leben gesehen habe. Er sprang einige Minuten lang, wurde dann allmälig kleiner und schwächer und drohte zu versiechen. Dann aber begannen die Offiziere zu toben und auf Französisch und Chinesisch zu schelten, bis die Fontaine von Neuem ihre klägliche Thätigkeit entwickelte. — Ich erfuhr, daß der Springbrunnen ein von den Offizieren ausgeführtes Werk war. Das Reservoir — eine kleine Tonne — stand oben im Tempel, und sobald Besuch erschien, mußten zwei unglückliche Kulis fortwährend Wasser hinaufschleppen, damit den Gästen zu Ehren die „großen Wasser“ spielen könnten. — Ich sprach meine Verwunderung darüber aus, daß man zwei Menschen beschäftige, um ein so winziges Resultat zu erzielen; aber die Offiziere meinten, es wäre doch ganz amüsant, von Zeit zu Zeit einen Springbrunnen zu sehen; man könne dabei leichter an Versailles, Saint-Cloud oder an den Place de la Concorde denken; und die beiden Kulis solle ich nur nicht bedauern, es wären Faulenzer, denen die kleine Extrabeschäftigung, die man ihnen auferlegte, nur gut thäte. — Der Springbrunnen von Canton ist mir als ein curioses Erzeugniß der Langweile des Garnisonslebens in China im Gedächtniß geblieben.

* * *

Macao ist von Canton aus leicht zu erreichen. Ein Dampfboot brachte mich in wenigen Stunden dorthin. Die kleine Stadt, die seit über dreihundert Jahren den Portugiesen gehört, machte auf mich einen überaus angenehmen Eindruck. Dem europäischen Reisenden, der dort zum ersten Male Fuß auf chinesischen Boden setzt, mag sie fremd und sonderbar erscheinen; mich erinnerten die geräumigen und gut gepflasterten Straßen, die große Anzahl von Kirchen, Klöstern und Schulen und anderen öffentlichen Gebäuden an die Heimath. Die stille, alterthümliche Stadt liegt an einem kleinen Hügel, angesichts vieler kleiner, mit immerfrischem Moos bedeckter Felseninseln; und ihre reinlichen, luftigen, hellen Häuser spiegeln sich freundlich in der klaren, von einer fortwährenden kühlenden Brise sanft bewegten See. Alles athmet Ruhe und Frieden. Die Straßen sind fast leer. Im Hafen wiegen sich nur wenige Schiffe und Dschunken. In den Thorwegen und unter den Bäumen liegen und sitzen müßige Männer; um sie herum spielen zerlumpte, lustige Kinder. Der Anblick der nackten, schmutzigen, keuchenden Kulis, der mir in Shanghai, Canton und Hongkong jede Freude an einem Spaziergang verleidete, störte mich in Macao nicht. Auch entbehrte ich dort gern die sorgenvollen Geschäftsgesichter nach Reichthum jagender Thee- und Seidenkäufer und Opiumhändler. Alles ging friedlich und freundlich zu in der nur wenig handelskundigen portugiesischen Colonie. Die Wache zog mit Musik auf wie in Dessau und Rudolstadt. Ich zählte zwanzig Musiker, vier Offiziere und zwölf Soldaten. Letztere waren dunkle, wohlgenährte Burschen mit harmlosen, freundlichen Gesichtern und makellos weißen Beinkleidern. Man sah es ihnen an, daß sie vom Landesherrn, dem Gouverneur, mit großer Sorgfalt und Liebe gehegt und gepflegt wurden. — Des Abends spielte die Musik unter den Bäumen, und dann versammelten sich dort alle weißen, gelben und braunen Schönheiten des Landes. Die Herren der Colonie sind wohl etwas heruntergekommen, und viele von denen, die ich sah, hatten dumme, aufgedunsene, häßliche, grüngelbliche Gesichter. Aber unter den blassen, schwarzäugigen portugiesischen Mädchen erblickte ich manch hübsches Kind, und die harmonischen Bewegungen der schlanken, in weite Mantillen gehüllten Gestalten erinnerten an die iberische Heimath. — Die englischen und amerikanischen Damen blicken zwar mit tiefer Verachtung auf die dunklen Töchter Macao's herab, nennen sie „half casts“ und in ungerechtem Zorn sogar „Niggers“; aber es ist vielleicht sogar etwas Neid in diesem harten Urtheil, denn die jungen Portugiesinnen werden von vielen Europäern hochgeschätzt und werthgehalten. Auch die chinesischen Mädchen sind in Macao hübscher und liebenswürdiger, als ich sie irgend wo anders in China gesehen habe. Einige von ihnen sprechen Portugiesisch oder „Pidjon“-Englisch.

Man hatte mir in Canton ein englisches Hotel in Macao empfohlen, aber ich fand dort schlechte Aufnahme und zog deshalb in das alte, verfallene portugiesische „Oriental-Hotel“, wo mir die wohlgenährte Wirthin ein schönes kühles Zimmer anwies, in dem ich drei Wochen lang die angenehmsten Ruhetage zubrachte, die ich überhaupt in China verlebt habe. — Ich pflegte des Morgens in aller Frühe ein kleines Boot zu nehmen und in das Meer hinauszufahren, um dort zu baden. Während des warmen Tages blieb ich in meinem halbdunklen, wunderbar stillen Zimmer mit prachtvoller Aussicht auf die grünen Hügel und das blaue Meer und beschäftigte mich abwechselnd und angenehm mit Lesen, Schreiben, Rauchen, Essen, Theetrinken und Schlafen; und in der Abenddämmerung machte ich lange Promenaden auf den malerischen Klippen von Macao. Ich kannte keinen Menschen in der Stadt, und der Zufall führte mich eines Tages nach einem freistehenden kleinen Felsen, dessen Gipfel ich auf einem gut unterhaltenen Fußsteg erreichte. Dort fand ich ein häßliches hölzernes Brustbild auf einem einfachen Piedestal errichtet; darunter standen einige Verse und eine Inschrift, aus der hervorging, daß ich das Bildniß Camoëns' vor mir habe, der hier im Jahre 1560 sein großes Epos, „Die Lusiaden“, vollendet habe.

Ein anderes Mal brachte mich mein Weg nach einem schönen Platz dicht am Meere, in der Nähe einer verlassenen chinesischen Pagode, wo vier alte, große

indische Feigenbäume Tausenden von Vögeln Asyl gaben. Der Ort gefiel mir so wohl, daß ich am nächsten und während der folgenden Tage dorthin zurückkehrte. Eines Abends, als ich mich der Pagode näherte, erkannte ich schon von Weitem, daß ein Anderer meinen gewöhnlichen Sitz eingenommen hatte. Es war ein junger portugiesischer Offizier in koketter Uniform, der meinen Gruß höflich erwiderte und mich einlud, neben ihm Platz zu nehmen. Ich hatte seit mehreren Tagen kaum Gelegenheit gehabt, mit einem civilisirten Menschen zu sprechen — denn mein alter portugiesischer Wirth konnte nicht für einen solchen gelten — und gesellte mich gern zu dem artigen Offizier. Er war sehr redselig, und ich erfuhr einen guten Theil seiner Lebensgeschichte, noch ehe ich die Cigarre zur Hälfte ausgeraucht, die ich mir angesteckt, als ich mich zu ihm gesetzt hatte. Er erzählte mir, er habe in Lissabon etwas leichtsinnig gelebt, und sein Vater, der unglücklicherweise ein einflußreicher und strenger Mann sei, habe ihn nach Macao versetzen lassen, damit er, der Sohn, Muße habe, in der Stille des einförmigsten aller Garnisonsleben über seine vergangenen Sünden nachzudenken. Er versicherte, er gebe sich dieser ebenso heilsamen wie wenig reizvollen Beschäftigung seit vollen achtzehn Monaten hin und könne sich nun als ein gründlich gebesserter Mensch betrachten. Er habe deshalb um seine Begnadigung gebeten, und da sein Gesuch von den besten Zeugnissen des Gouverneurs unterstützt sei, so dürfe er sich der Hoffnung hingeben, bald nach Europa zurückberufen zu werden. Am Tage seiner Abreise beabsichtige er, ein großes chinesisches Freudenfeuerwerk abbrennen zu lassen.

Als wir den Heimweg antraten, lud ich Dom Miguel ein, mit mir im „Oriental-Hotel“ zu essen, was er bereitwillig annahm, unter der Bedingung, daß ich ihm das Vergnügen machen würde, am nächsten Tage mit ihm zu speisen. Wir wurden darauf schnell ganz gute Freunde, und er widmete mir während der folgenden Tage einen großen Theil seiner zahlreichen Mußestunden, um mich in alle Geheimnisse von Macao einzuweihen. Eines Abends führte er mich auch in die zu Ehren des „Marien-Monats“ hell erleuchtete Kathedrale. Die Frauen, die ich dort zahlreich versammelt fand, trugen schwarze oder buntfarbige Mantillen, die vom Scheitel bis über die Kniee herabfielen und ihnen ein nonnenartiges Aussehen gaben. Stühle waren in der Kirche nicht vorhanden. Eine jede der Beterinnen hatte einen kleinen Teppich mitgebracht, auf den sie sich knieend niederließ. Das reine, helle, stark gesteifte Kleid bildete dabei einen weiten Kreis um die Figur. — Die Männer standen an den Pfeilern angelehnt oder saßen auf hölzernen Bänken am äußersten Ende der Kirche. Die Frauen sowohl wie die Männer waren mit Fächern versehen, die während des ganzen Gottesdienstes in ununterbrochener Bewegung blieben.

Eines Sonntags, als ich mit meinem neuen Freunde am Quai stand, um die Passagiere landen zu sehen, die mit dem Dampfschiff von Hongkong herübergekommen waren, erblickte ich unter den Angekommenen einen Bekannten, einen jungen Holländer, Namens Eduard S., mit dem ich mehrere Reisen gemacht und den ich wegen seines eigenthümlich gelassenen, sicheren Wesens, das bei seiner großen Jugend komisch und noch mehr rührend wirkte, liebgewonnen hatte. — S. war damals fünfzehn oder sechzehn Jahre alt und lebte schon seit geraumer Zeit „für eigene Rechnung und Gefahr“, wie er sich ausdrückte. Er nickte mir vom Stege aus wohlwollend zu und wandte sich dann nach einem großen Neufundländer Hund zurück, der ihm angehörte, aber im Landungsboote geblieben war und nun ins Wasser sprang, um seinem Herrn zu folgen. Ich machte den jungen Holländer mit Dom Miguel bekannt, und wir verabredeten, zu Drei zu Mittag zu essen. S. erzählte mir, er sei in wichtigen Geschäften von Yokohama, wo er ein Handelshaus gegründet habe, nach Hongkong gekommen und beabsichtige, mit dem nächsten Steamer, in drei oder vier Tagen, nach Japan zurückzukehren. Da er in Hongkong nichts mehr zu thun gehabt habe und es dort sehr heiß gewesen, so sei er auf achtundvierzig Stunden nach Macao herübergekommen, um den Ort, den man ihm sehr angepriesen habe, aus eigener Anschauung kennen zu lernen. — Der kleine Mann mit den klaren blauen Augen und dem kindlichen Munde, dem man einen Vater oder eine Mutter

zur Seite gewünscht hätte, der aber den harten Kampf ums Leben auf eigene Faust so früh und so tapfer begonnen hatte, erklärte mir dies mit dem Ton eines gereiften Mannes, der in seinem Leben ernsten Geschäften sowohl wie erlaubten Vergnügungen den ihnen gebührenden Theil zuzumessen weiß.

Nach dem Essen, das wir gegen vier Uhr einnahmen, führten Dom Miguel und ich unseren kleinen Freund nach unserem Lieblingsplatze, der alten chinesischen Pagode. Wir gingen dabei eine kurze Weile am Meere entlang. Der Neufundländer Hund folgte uns; aber von Zeit zu Zeit trat er einige Schritte vor und warf seinem Herrn sehnsüchtige Blicke zu. Das Benehmen des Hundes war so auffallend, daß ich S. fragte, was es zu bedeuten habe.

„Es ist ein junges Thier," erklärte der reife Mann von sechzehn Jahren, „und es spielt gern. Wenn ich mit ihm spazieren gehe, so werfe ich ihm manchmal ein Stück Holz ins Wasser, das er dann apportirt. Er bittet nun, ich möchte ihm dies Vergnügen verschaffen."

S. bückte sich, nahm ein Stück Holz auf, das im Sande lag, und warf es ins Meer. Der Hund stürzte sich mit freudigem Geheul ins Wasser, fischte das Holz auf und trug es ans Land, schüttelte sich dort zunächst und legte sodann den Fund zu Füßen seines Herrn nieder. Darauf sprang er vor dem Holzstück hin und her, nahm es in die Schnauze, ließ es wieder fallen, sah uns mit den freundlichsten Blicken an und trieb es so arg, daß ich mich seiner erbarmte und ihm zum zweiten Mal etwas zu apportiren ins Meer warf. Darauf wiederholte sich dieselbe Scene, die ich soeben beschrieben habe, mehrere Male. Jeder von uns warf dem Hunde das Holz ins Wasser, bis sein Herr befahl: „Genug, Ducky! ruhig! kusch dich!" — Ducky gehorchte traurig.

„Lassen Sie doch dem Thier sein Vergnügen," sagte der gutmüthige Dom Miguel.

„Da hätte ich viel zu thun," erwiderte S. — „Ich könnte hier den ganzen Tag stehen und ihm Holz zuwerfen, und er würde immer noch verlangen, daß ich mich mit ihm beschäftige."

„Nein," meinte Dom Miguel, „so schlimm kann es nicht sein. Ducky würde bald müde werden. Es erfordert eine nicht geringe Muskelanstrengung, durch die Brandung zu schwimmen; und dann ist auch zu berücksichtigen, daß das Thier jedesmal, wenn es nach dem Holze schnappt, eine große Masse Salzwasser einschluckt."

„Muskelanstrengung — Salzwasser!" meinte S. „Ducky macht sich aus alledem nichts. Wenn Sie es probiren wollen, so thun Sie es nur. Der Hund steht Ihnen dazu von heut' bis übermorgen zur Verfügung."

„Das würde ein passender Gegenstand zu einer Wette sein," sagte ich.

„Die proponire ich gern," unterbrach Dom Miguel. „Was gilt's? Ein Diner?"

„Gehalten!" antwortete S.

Wir stellten darauf die einfachen Bedingungen der Wette fest.

Am nächsten Morgen erschienen wir pünktlich auf dem Kampfplatze. S. hatte mehrere Stücke Holz mitgebracht, die er neben sich auf die Erde legte und die Ducky mit liebevollen Blicken betrachtete.

Es war zu Ende des Monat Mai. Der Tag versprach heiß zu werden. Kein Wölkchen stand am Himmel, und die ersten Sonnenstrahlen, die uns trafen, genügten bereits, um die Luft bemerkbar zu erwärmen. Dom Miguel zog sich Rock und Weste aus. Ich sah nach der Uhr und sprach die sacramentalen Worte:

„Ready? — Off!" (Fertig? — Los!)

Der Offizier warf das Holz ins Wasser, und Ducky brachte es ihm triumphirend zurück. Ein zweiter, dritter — ein zwanzigster, dreißigster Wurf! — Dreiviertel Stunden waren dahingegangen. Dom Miguel wischte sich den Schweiß von der Stirn. Ducky stand drei Schritte vor ihm mit halboffenem Munde, die Augen leidenschaftlich erregt auf das Stück Holz gerichtet, das sein Gegner in der Hand hielt. — Der Kampf dauerte fort und fort. — Ich war müde geworden und hatte unter einem Baume, der dicht am Meere stand, Schatten und Kühle gesucht. S. gesellte sich zu mir. Am Ufer standen die Duellanten, aber nicht mehr in gleicher Weise gefechtbereit.

Es war zehn Uhr. Der Kampf währte seit nahe an vier Stunden. Die Sonne

brannte am weißen Himmel, das Meer blitzte im hellsten Lichte. Miguel war in Schweiß gebadet. Das Haar lag ihm feucht auf der Stirn, und das Stück Holz, das vorher weit ins Wasser geschleudert worden war, fiel nun, mit erschlafftem Arm geworfen, nahe am Ufer in das Wasser. — Ducky aber war ganz außer sich vor Freude. Ein solches Vergnügen war ihm nie in seinem Leben geboten worden. In seinen kühnsten Träumen hatte er nicht hoffen dürfen, je einen Menschen zu finden, der einen halben Tag lang mit ihm spielen würde. Nach jedem neuen Wurf stürzte er mit ungeschwächter Kraft ins Wasser und wartete, nachdem er das Holz zurückgebracht hatte, mit kaum zu bändigender Ungeduld auf die Fortsetzung des wunderschönen Zeitvertreibs.

„Der Hund wird den Mann tödten," meinte S. gelassen.

Noch eine halbe Stunde ging hin, und dann wandte sich Dom Miguel, ein Bild des Jammers, zu uns, näherte sich schwankenden Schrittes dem Baume, unter dem wir saßen, und fiel dort halb ohnmächtig nieder. — Das war das Ende einer Wette, die trotz des geringen Einsatzes auf der ganzen Küste bekannt wurde und deren sich mancher Fremde erinnern wird, der im Jahre 1861 in China gelebt hat. Sie hatte keine üblen Folgen. Dom Miguel, ein kräftiger junger Mann, an ein heißes Klima gewöhnt, erholte sich in wenigen Stunden von der Anstrengung, der er sich unterzogen hatte, und machte mit gewohnter Liebenswürdigkeit die Honneurs seines Diners.

S. verließ uns am folgenden Tage. Bald darauf nahm ich ebenfalls von Macao und Dom Miguel Abschied, um nach Hongkong und von dort nach Shanghai zurückzukehren. — Ich beendete während des drückend heißen Sommers von 1861 die Geschäfte, die mir noch oblagen, und bereitete mich darauf zur Rückreise nach Europa vor. Ich hatte den Chinesen keine der liebenswürdigen Seiten abgewinnen können, die Walsh mir an ihnen gerühmt, und sehnte mich fort aus dem heißen, feuchten Lande, in dem ich in verhältnißmäßig kurzer Zeit einen beträchtlichen Theil meiner guten Laune und auch meiner Gesundheit eingebüßt hatte.

Meine Abschiedsvisiten waren bereits beendet, und ich überwachte den Boy, der damit beschäftigt war, in meiner Stube aufzuräumen und meine Koffer zu packen, als Thomas Walsh in das Zimmer trat. Er war vor wenigen Stunden von einer langen Reise auf dem Yangtsekiang zurückgekehrt, und ich hatte ihm noch nicht sagen können, daß ich beabsichtigte, direct nach Europa zurückzukehren. Als er es erfuhr, suchte er mich zu überreden, auf diesen Plan zu verzichten. Er theilte mir mit, daß er soeben ein Dampfschiff von Hongkong nach Nagasacki expedirt habe, das er an die japanische Regierung zu verkaufen hoffe. Bevor er jedoch den Handel abschließe, wolle er auf dem Steamer eine Reise um Japan machen. Er lud mich ein, ihn zu begleiten, und sagte mir, ich könne, wenn ich es wünsche, den „St. Louis" in Nikolajewsk verlassen und von dort über Sibirien nach Europa zurückkehren; oder es stände mir frei, in Yokohama zu landen, wo ich sichere und gute Gelegenheit nach San Francisco finden würde.

Ich ließ mir nicht lange zureden. Mir lag vorläufig nur daran, mich von China zu entfernen. Rußland sowohl wie Amerika waren mir unbekannt, und ich befreundete mich schnell mit dem Gedanken, meine Rückreise über Sibirien oder durch den nordamerikanischen Continent zu bewerkstelligen. Endlich versprach ich mir auch Vergnügen davon, Japan wiederzusehen, das ich vor zwei Jahren, unmittelbar nachdem das Land den Fremden geöffnet worden war, besucht und das mir damals gut gefallen hatte. — Ich versprach Walsh, in Nagasacki auf ihn zu warten; einstweilen trennte ich mich jedoch von ihm, da er noch einige Tage in Shanghai zu thun hatte, während ich die erste Gelegenheit benutzen wollte, um nach Japan zu gehen. Walsh hatte im Laufe unseres Gespräches erwähnt, daß ein gutes Segelschiff, der Schoner „C. E. Tilton", am nächsten Tage die Reise nach Nagasacki antreten werde. Ich kannte den Capitän des Schiffes und begab mich unverzüglich zu ihm, um ihn zu fragen, ob in seiner kleinen Kajüte ein Platz für mich frei sei. Er bejahte dies; wir einigten uns schnell über die Passagebedingungen, und am Abend desselben Tages schiffte ich mich an Bord des „C. E. Tilton" ein.

## Japan.

### Reise von Shanghai nach Nagasacki. Ankunft in Nagasacki.

Ich hatte Shanghai am 23. August 1861 verlassen und langte am 2. September nach einer stürmischen Ueberfahrt, die volle zehn Tage gedauert hatte, vor dem Hafen von Nagasacki an. Dort, in einer Entfernung von etwa zwanzig englischen Meilen vom Ziele meiner Reise, fiel der Wind, der bis dahin frisch geweht hatte, so daß der „Tilton" bald darauf mit schlaff herabhängenden Segeln unbeweglich auf der ruhigen blauen See dalag. Als die Windstille nahe an vierundzwanzig Stunden gedauert hatte und der Capitän immer noch kein Anzeichen bemerkte, das eine Aenderung des Wetters wahrscheinlich gemacht hätte, verlor sich die Geduld.

Rings um den Schoner wimmelte es von kleinen Fischerbooten; einige hatten sich uns bis auf wenige Schritte genähert, um uns Fische zum Verkauf anzubieten. Ich verstand genug Japanisch, um ein einfaches Anliegen vorbringen zu können, und hatte mich bald mit einem der Bootsführer geeinigt. Er übernahm es, mich für die bescheidene Summe von einem Itzebu — ungefähr zwei Mark — nach Nagasacki zu führen. Ich packte darauf einige Toilettengegenstände in meine Reisetasche, um im Nothfall meine Koffer, die ich an Bord des „Tilton" ließ, zwei oder drei Tage entbehren zu können, sagte dem Capitän Adieu, versprach, ihn in Nagasacki bei seinem Consignator anzumelden, und ließ mich dann in das Boot hinunter, in dessen Vordertheil ein bequemer Sitz für mich eingerichtet worden war.

Die Bemannung des Bootes bestand aus sechs jungen Fischern, die sich mit großer Energie auf die schweren Ruder legten, sobald ich ihnen bedeutet hatte, sie könnten sich nun auf den Weg machen. Sie waren beinahe vollständig nackt, mittlerer Größe, rothhäutig wie amerikanische Indianer, kräftig und wohlgebaut, sehr unähnlich in dieser Beziehung den Japanern aus vornehmen Familien, die man in Europa antrifft und von denen die meisten eine hellere Hautfarbe und weit schlechtere und schwächlichere Figuren haben als ihre abgehärteten, zähen Landsleute, die Jahr ein, Jahr aus auf der See leben und ein Gewerbe treiben, das die Entwickelung aller Muskeln außerordentlich begünstigt. — Ich sah den Bootsleuten eine Weile zu. Sie arbeiteten tapfer, und das kleine scharfe Fahrzeug wurde von ihnen rasch durch das Wasser getrieben. Doch schien es mir, wenn ich mich wieder orientiren wollte, als kämen wir nur langsam vom Fleck. Der große „Tilton" lag noch immer in geringer Entfernung hinter mir, und auf dem hohen Ufer von Kinsin konnte ich nichts erkennen als dieselben großen Linien der Berge, die auch auf dem „Tilton" schon klar und deutlich vor mir gestanden hatten. Ich beugte mich aus dem Boote auf das Wasser hinab, so daß ich nur den blauen glitzernden Spiegel sehen konnte. Er erschien mir grenzenlos, und es war mir, als triebe ich auf einer unermeßlichen Wasseröde. Nach einigen Stunden der einförmigen Fahrt wurde ich schläfrig. Einer der Fischer war mir behülflich, aus meinem Sitze ein Lager zu machen. Ich streckte mich darauf aus und schlief fest ein. Als ich wieder erwachte, war es dunkel geworden. Im Vordertheil des Bootes hatte man eine große Laterne aus Papier angezündet. Bei dem schwachen Lichte, das sie um sich verbreitete, sah ich die sechs Fischer noch immer unermüdlich bei ihrer Arbeit. Die dunklen Körper beugten und hoben sich langsam und regelmäßig wie Maschinenwerk bei jedem Schlag der langen, schweren Ruder. Die Leute lachten gutmüthig, als sie sahen, daß ich mir die Augen rieb, und machten mir verständlich, daß ich drei volle Stunden geschlafen habe, aber daß wir nun auch bald, in einer Stunde etwa, in Nagasacki sein würden.

Ich will hier bemerken, daß die japanische Sprache, deren gründliches Studium dem Philologen große, fast unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet, dem Touristen bald geläufig wird, wenn er sich, wie dies gewöhnlich der Fall ist, auf Sprachforschungen gar nicht einläßt, sondern zufrieden ist, sich über die gewöhnlichsten Angelegenheiten und Lebensbedürfnisse mit seiner japanischen Umgebung ungefähr verständigen zu können. Wenn man einige fünfzig Phrasen und vielleicht zweihundert Vocabeln im Kopfe hat, so bedarf es nur

noch eines einigermaßen intelligenten Zuhörers, um so ziemlich Alles ausdrücken zu können, was für einen primitiven Hausbedarf nothwendig ist. Die japanischen Worte sind reich an breiten reinen Vocalen, die jeder Europäer mit Leichtigkeit richtig aussprechen lernt, und die japanische Sprache klingt sehr hübsch, besonders wenn man sie von den artigen, freundlichen Mitgliedern der besseren Classen sprechen hört.

Gegen zehn Uhr Abends passirten wir den engen Canal, der die Schwesterinseln Iwosima, die sich am Eingange der Bai von Nagasacki befinden, von einander trennt; bald darauf fuhren wir an der kleinen Insel Papenberg vorbei, auf der gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts eine Massenermordung japanischer Christen stattgefunden haben soll, und um elf Uhr endlich, acht Stunden, nachdem ich den „Tilton" verlassen hatte, setzte ich in Oora, der Vorstadt von Nagasacki, in der sich die Fremden seit 1859 niedergelassen haben, Fuß auf japanischen Boden. — Ich kannte die Gewohnheiten meines alten Freundes, des amerikanischen Consuls John Walsh, des jüngeren Bruders von Thomas Walsh in Shanghai, und wußte, daß ich ihn trotz der späten Stunde doch nicht stören würde. Ich nahm also meinen Reisesack, lohnte den Bootsführer ab und stieg auf einer bequemen Treppe den kleinen Hügel empor, auf dem Walsh's Bungaloo gelegen war. Von Weitem schon sah ich, daß die Veranda noch hell erleuchtet war; und als ich mich dem Hause genähert hatte, hörte ich, daß man sich dort noch eifrig unterhielt. Ich rief Walsh beim Namen, denn ich wollte nicht unangemeldet in den Hof treten, da ich nicht ganz sicher war, von Tiger, Walsh's großer Dogge, nach achtzehnmonatlicher Abwesenheit als ein guter Freund wiedererkannt zu werden.

„Halloh! — Wer ist da?" tönte Walsh's Stimme.

Ich nannte meinen Namen. — Darauf freundliches Rufen.

„Herein! herein mit Ihnen! — Tiger, sei ruhig!"

Walsh kam mir an dem großen Thorweg entgegen, den der Monban (Portier) geöffnet hatte, und hieß mich auf das herzlichste willkommen. Tiger beschnüffelte mich lange und aufmerksam und drückte dann seinen großen Kopf an mich, um sich von mir streicheln zu lassen. — Ich fühlte mich wohl, als wäre ich nach Hause zurückgekehrt, und meine ersten Worte waren:

„Ich komme von Shanghai; das ist ein abscheulicher Ort! Ich lobe mir Nagasacki!"

Nachdem ich darauf eine Menge Fragen über gemeinschaftliche Freunde in Shanghai beantwortet und erklärt hatte, auf welche Weise ich allein angekommen sei, wurde ich in dasselbe niedrige, kleine, mit reinen japanischen Matten bedeckte Zimmer geführt, das ich im Jahre 1859 bereits bewohnt hatte und in dem mich ein kolossales, mit Mosquito-Gardinen versehenes Ningpo-Bett gastlich zur Ruhe einlud. Auch derselbe Kotzkoi (Diener), dessen Reinlichkeit und stilles gewandtes Wesen noch von meinem ersten Besuche her in guter Erinnerung bei mir war, kam mir dort entgegen, ließ sich auf die Kniee nieder, berührte den Boden mit der Stirn und begrüßte mich mit der üblichen freundlichen Begrüßungsformel: „Sindate allingato!" („Für ehemals" — d. h.: für alte erwiesene Gutthaten — „Dank!") — Es ist erfreulich, auf diese Weise bewillkommnet zu werden, zu hören, daß der Mensch, den man gern wiedersieht, eine dankbare Erinnerung der alten Beziehungen zu ihm bewahrt hat. Ich fühlte mich geneigt, dem braven To die Hand zu geben; aber ich erinnerte mich noch rechtzeitig, daß eine so unerhörte Familiarität ihn nur befremdet haben würde, und begnügte mich damit, ihm einige freundliche Worte zu sagen, denen er, so schlecht japanisch sie auch sein mochten, mit einer Art zerknirschter Freude zu lauschen schien; denn er athmete tief und hörbar auf, als könne er sich vor Ehrerbietung kaum fassen. — Das war im Jahre 1861, und der alte Kotzkoi hatte erst einen fremden Herrn gekannt, und zwar einen sehr guten. Seitdem hat sich dies Alles geändert. Die Japaner, denen die „Pioniere der Civilisation" nicht immer ein gutes Beispiel in Bezug auf Höflichkeit und Sitte gegeben haben, sind diesen gegenüber sehr dreist geworden, und es bedarf nicht selten großer Strenge, um Untergebene in Ordnung zu halten,

LIBRARY

und bedächtiger Ruhe, um den Anmaßungen einer gewissen Classe japanischer Beamten gebührende Grenzen zu setzen.

### Nagasacki.

Nagasacki ist der freundlichste Hafen im fernen Osten. Er hat einen geringen Umfang, so daß er leicht ganz übersehen werden kann, und ist rings von schönen grünen Hügeln eingeschlossen, die mit stolzen, mächtigen Bäumen und frischen, üppig treibenden Sträuchern bedeckt sind, und auf denen sich Dorf an Dorf und Landhaus und Tempel an Landhaus und Tempel reihen. Die Landschaft ist nicht großartig, aber sie ist vollkommen schön. Zwar erblickt der Beschauer weder Vulcane noch schneebedeckte Bergriesen, aber er verlangt auch nicht danach. Sein Blick ruht befriedigt auf dem lieblichen Bilde, das sich vor ihm ausbreitet; denn das Land ist unbeschreiblich anmuthig in seiner friedlichen, freundlichen, immergrünen Pracht. Man begreift, wenn man es sieht, daß seine Bewohner Jahrhunderte lang in gänzlicher Abgeschlossenheit leben konnten und sich nur ängstlich den geheimnißvollen Fremden näherten, die ihnen Wunderdinge versprachen und erstaunliche Kunstwerke vor ihnen ausbreiteten, um sie aus ihrer Zurückgezogenheit herauszulocken. Die Japaner hatten nichts zu gewinnen, wenn sie Freunde der Fremden wurden. Sie besaßen Alles, was ihre genügsamen Herzen wünschten; dagegen durften sie fürchten, bei einer plötzlichen Umwälzung der alten Verhältnisse das zu verlieren, was sie Jahrhunderte lang zu einem der glücklichsten Völker der Erde gemacht hatte.

Auf der Westseite des Hafens von Nagasacki befindet sich die japanische Maschinenfabrik von Akonura, die seit längerer Zeit von holländischen Ingenieuren geleitet wird. Die großen, rothen, rauchenden Schornsteine, die sich über der Fabrik erheben, geben diesem Theil der Landschaft einen Charakter, der den europäischen Beschauer lebhaft an den Westen erinnert.

Im Norden von Nagasacki, ebenfalls auf der Westseite der Bai, in der unmittelbaren Nähe eines kleinen Fischerdorfes mit Namen Inassa, haben sich die Russen festgesetzt. Die Niederlassung ist durch die Bai von der Stadt Nagasacki und von Oora, dem eigentlichen Fremdenquartier, getrennt, und ihre Lage zeigt deutlich, daß die Russen ursprünglich nicht beabsichtigten, sich als Handelstreibende in Nagasacki zu etabliren. — Noch weiter nördlich, am äußersten Ende der Bai, erblickt man ein wohlcultivirtes Thal, das von einem kleinen Bache, der sich in den Hafen ergießt, durchflossen wird und in dem sich zahlreiche, wohlhabende Ortschaften befinden.

Nagasacki erstreckt sich längs der Ostseite der Bai. Es ist eine bedeutende Stadt, die nahe an zehntausend Häuser und ungefähr fünfundsiebzigtausend Einwohner zählt. Sie liegt in einem großen Thale von unregelmäßiger Form, das durch malerische Hügel von fünfhundert bis tausend Fuß Höhe gebildet ist. An manchen Stellen klimmt die Stadt den Hügel hinauf und bedeckt diesen bis zu einer Höhe von zweihundert bis dreihundert Fuß mit ihren kleinen weißen, reinlichen Häusern. Dazwischen erheben sich zahlreiche Tempel, die an ihren mächtigen, in der Sonne glänzenden, schwarzen Dächern leicht zu erkennen sind. An anderen Stellen, da, wo die Stadt in der Ebene geblieben ist, sieht man auf den Hügeln wohlunterhaltene Todtenäcker mit Tausenden von kleinen, weißen Grabsteinen; ferner vereinzelte, von großen Gärten oder Höfen umgebene Tempel, freundliche Landhäuser und im Schatten hoher alter Bäume die kleinen, friedlichen Wohnungen einfacher Ackerbürger. Ueberall, wo nicht ein Gebäude steht, grünt und blüht es. Alles auf den Anhöhen von Nagasacki athmet volles, kräftiges, ungetrübtes Leben.

Um die Landschaft ganz würdigen zu können, muß man eine Anhöhe ersteigen, welche die Südgrenze der Stadt bildet und an deren Fuß zu meiner Zeit das englische Consulat errichtet war.

Ein bequemer Steig führt bis zu einer Höhe von ungefähr fünfhundert Fuß; dann hat man sich seinen Weg durch Bäume und Sträucher zu bahnen, und bald erreicht man eine Plattform mit herrlicher Aussicht. Auf der einen Seite erblickt man die blaue Bai und die freundliche weiße Stadt von Nagasacki. Große

Kauffahrer und mächtige Kriegsschiffe des Westens wiegen sich im Hafen. Zwischen und hinter diesen Fahrzeugen liegen Hunderte von Dschunken vor Anker. Leichte japanische Boote durchkreuzen die stille Fluth in allen Richtungen, und der monotone Gesang, mit dem die Fischer und Bootsleute ihre Arbeit zu begleiten pflegen, dringt harmonisch gedämpft zur Höhe herauf, auf der der Schauende weilt. Auf der gegenüberliegenden Seite der Bai sieht man Akonura, Inassa, den von den Russen occupirten Tempel, das grüne Thal, das sich am Nordende des Hafens befindet, und die zahlreichen Ortschaften, die in demselben gelegen sind. Nagasacki selbst zeigt sich in seiner ganzen Ausdehnung. Dem Mittelpunkt der Stadt gegenüber und durch einen schmalen Canal von derselben getrennt, liegt die kleine Insel Decima, die alte, wohlbekannte holländische Factorei; — am Südende der Stadt, am Fuße des Berges, breitet sich Oora, das neue Fremdenquartier, aus.

Das alte, pittoreske Decima, das Decima der Kämpfer Thunberg und Siebold, ist durch Feuersbrünste zerstört worden. Das neue Decima ist eine kleine holländische Stadt. Die wenigen Straßen sind schnurgerade, äußerst reinlich, todtenstill und schneiden sich in rechten Winkeln. Die Häuser, eines dem anderen gleich, sind weiß getüncht, haben kleine, bescheidene Fenster, braun angestrichene Fensterläden und sehen wie Scheunen oder Casernen aus. Nichts in Decima erinnert daran, daß man sich im fernen Osten befindet; und wären nicht die zahlreichen, jungen japanischen Mädchen, die man in den Thüren der Häuser stehen oder in den Straßen umherwandeln sieht, so könnte man sich in eine unbedeutende niederländische Stadt versetzt glauben. — Dort lebten im Jahre 1861 einige dreißig holländische Kaufleute und mehrere Beamten. Sie bildeten eine von den in Oora lebenden Fremden fast gänzlich abgesonderte Gesellschaft. Sie verließen Decima nur selten, hatten ihre Privatinteressen und Privatvergnügungen und kümmerten sich wenig oder gar nicht um Engländer und Amerikaner. Diese machten ihrerseits keinen Versuch, sich den Holländern zu nähern, und sahen ohne jeden vernünftigen Grund mit einer gewissen Geringschätzung auf die ruhigen Geschäftsleute hinab, welche sie „Decima-Krämer“ nannten.

Oora war, als ich es kennen lernte, noch im Entstehen. Es existirten dort nur fünf oder sechs fertige Gebäude, die im Stile der europäischen Häuser von Shanghai, aber nach einem bescheideneren Maßstabe erbaut waren. Seitdem ist eine große Anzahl neuer Wohngebäude und feuerfester Waarenlager in Oora errichtet worden, und jetzt erhebt sich am Südende von Nagasacki eine fremde Stadt, in der Engländer, Amerikaner und Deutsche sich für alle Zeiten festgesetzt zu haben scheinen.

Die Bai, Akonura, Inassa, Nagasacki, Decima und Oora bilden die eine Seite des großen Bildes, das man zu seinen Füßen sieht, wenn man den Berg des englischen Consulats erstiegen hat. Wendet man sich nun nach der anderen Seite, so erblickt man einen wahren Inselgarten vor sich ausgebreitet. Die See erstreckt sich, so weit das Auge reicht; aber nicht die großartig einförmige See, sondern ein Meer, in dem das Land seine Rechte stark geltend macht. Ueberall längs der Küste von Kiusiu erheben sich grüne Inseln aus dem dunklen, blauen Meer; dazwischen öde, rauhe, unfruchtbare Felsen. — Wenn das Meer bewegt ist, dann bricht sich die See brausend und schäumend an dem felsigen, nacktgewaschenen Fuß der Inseln und stürzt laut heulend über die Klippen, die sie mit schneeweißem Schaum bedeckt, um sie gleich darauf wieder in ihrer schwarzen Nacktheit zu zeigen. Ist der Himmel klar und die See ruhig, so umgiebt sie Insel und Felsen mit einem breiten geschmeidigen Gürtel von Azur und flüssigem Silber, und ihr leises Murmeln scheint ewige Ruhe und ewigen Frieden zu versprechen. Aber das japanische Meer ist falsch und tückisch. Es verschlingt alljährlich zahlreiche Opfer und wird von den Schiffern gefürchtet.

* *
*

Nagasacki wird dem Fremden bald heimisch. Eine Straße gleicht der anderen, ein Haus dem anderen. Der öffentlichen Gebäude giebt es nur wenige. Diejenigen, die man findet, zeigen nichts

Bemerkenswerthes und gleichen mit ihren weißgetünchten Mauern und kleinen, vergitterten Fenstern einem Gefängniß, einer Caserne oder einem Waarenlager. — Die Häuser der Kaufleute und Bürger sind klein und haben gewöhnlich zwei Stockwerke. Sie sind außerordentlich leicht gebaut. Die inneren Wände bestehen aus dünnen, hölzernen Rahmen, die mit Papier überzogen sind, — aber sie sind mit großen, schweren Ziegeldächern bedeckt, die auf starken Holzpfeilern ruhen. Eine Jahrhunderte alte Erfahrung hat diese Bauart als die zweckmäßigste erwiesen, um den in Japan häufig wiederkehrenden Erdbeben einigermaßen zu widerstehen.

Das japanische Papier, das zur Bekleidung der Thüren und Fenster benutzt wird, ist zwar außerordentlich zähe und stark, so daß man es beinahe mit leichtem Baumwollenstoff vergleichen kann, aber es besitzt doch nicht annähernd die Widerstandsfähigkeit des Glases und muß in verhältnißmäßig kurzen Zwischenräumen immer wieder erneuert werden. Dies trägt wesentlich dazu bei, auch den ärmlichen japanischen Häusern das reinliche, freundliche Aussehen zu geben, welches den Fremden beim Eintritt in japanische Ortschaften angenehm auffällt. — Das Papier, welches bis zum Jahre 1859 das Fensterglas ganz allgemein ersetzte, ist gerade durchsichtig genug, um so viel Licht in die Wohnungen gelangen zu lassen, wie nöthig ist, um dort die Verrichtung der gewöhnlichen Haushaltungsarbeiten zu gestatten. Die angenehme Halbdämmerung, die in den Zimmern herrscht, ladet zur Beschaulichkeit und Trägheit ein, und der Japaner ist, im Allgemeinen wenigstens, keineswegs ein Mann, der sich durch energische Thätigkeit auszeichnet. Die Handwerker, welche sehr geschickt sind und an gutem, sicherem Geschmack mit den besten französischen Arbeitern wetteifern können, verrichten ihr Gewerbe gewöhnlich bei offenen Thüren und Fenstern. Ueberhaupt kann das Leben des Japaners nicht als ein geheimnißvolles bezeichnet werden. Er pflegt sogar Vieles bei offenen Thüren und Fenstern zu verrichten, was das europäische Anstandsgefühl verletzt. Daher kommt es auch, daß man dem Japaner häufig vorgeworfen hat, schamlos zu sein. Dieser Vorwurf scheint mir jedoch unbegründet.

Die Japaner waren, bis sie mit den Fremden in Verbindung traten, ein harmloseres Völkchen als die Nationen des Westens; und mancherlei Natürliches, was in civilisirten Ländern schicklicherweise verschleiert wird, zeigte sich dort unverhohlen auf offener Straße und am hellen Tage. Ich will in dieser Beziehung nur eines alten Gebrauches erwähnen, nämlich des Badens von Männern und Frauen in denselben engen Räumen und des Badens von jungen Mädchen und alten Weibern auf offener Straße. — Die Japaner pflegten darauf gar nicht zu achten, und die Badenden erregten kein Aergerniß. Seit dem Tage aber, an dem es ihnen auffiel, daß die Fremden ihnen ungewohnte Aufmerksamkeit zollten, wurden die Bäder auf offener Straße immer seltener, und ich glaube nicht, daß ein Europäer heute noch Grund haben wird, in dieser Beziehung über japanische Schamlosigkeit und Sittenlosigkeit zu klagen. Das Schamgefühl war bei den Japanern im Jahre 1859 nur höchst unvollkommen entwickelt. Eine auffällige Sittenverderbniß existirte keinesfalls unter ihnen, und nach ihrer Art hatten sie in dem halbparadiesischen Zustande, in dem sie in ihrer glücklichen Zurückgezogenheit lebten, ebenso viel Zucht und Sitte wie wir.

Das Innere der japanischen Häuser ist sauber und reinlich; auch ist Ordnung und Reinlichkeit leicht aufrecht zu erhalten, denn man findet dort fast keines der bei uns gebräuchlichen Möbel, als da sind Sopha, Tisch, Stuhl, Schrank, Bett. — Die Zimmer sind mit hellgelben Strohmatten bedeckt und beinahe gänzlich leer. Auf der Matte, in der Nähe eines Kohlenbeckens (Chibats), kauert der unthätige Japaner, stundenlang aus einer Miniaturpfeife rauchend und mit anderen, ebenfalls unthätigen Freunden harmlos plaudernd. Handelt es sich darum, einen Brief zu schreiben oder eine Rechnung auszustellen, so wird aus einer der Nischen, die sich in großer Anzahl in den meisten Zimmern befinden, eine Tafel hervorgeholt, die einen halben Fuß hoch, einen Fuß breit und zwei bis drei Fuß lang ist. Der Japaner hockt vor diesem Möbel nieder, zieht aus seinem Gürtel

ein kleines, längliches, kupfernes oder silbernes Gefäß, einem französischen Pfeifenetui nicht unähnlich, und findet in demselben einen Schreibpinsel und Tinte. Ist der Brief geschrieben, so wird die Tafel bei Seite gesetzt, und das Zimmer ist wieder leer. — Zur Zeit der zahlreichen, aber gewöhnlich einfachen Mahlzeiten, die der Eingeborene im Laufe des Tages zu sich nimmt, werden andere Tische in das Zimmer getragen, groß wie eine Fußbank oder vielleicht ein Bischen größer. Darauf stehen in hübschen, lackirten, hölzernen Tassen und Schalen und in eleganten porzellanenen Fläschchen: Gemüse und Fisch, Reis, Früchte, Zuckergebäck, Sakki (Reisbranntwein) und Thee. Das Mahl, aus winzigen Gerichten bestehend, ist schnell eingenommen; Tische und Schalen verschwinden, und wiederum ist das Zimmer rein und ordentlich. Der „Chibats" und „Tabaccobon" allein verlassen dasselbe nie; denn der Japaner ist ein großer Raucher und muß immer Tabak und Feuer in seiner Nähe haben. — Der Tabaccobon ist ein kleines, häufig sehr geschmackvoll und kostbar gearbeitetes Möbel. Er enthält ein Miniaturkohlenbecken und ein Gefäß, in dem die ausgerauchte Pfeife gereinigt wird; ferner ein oder mehrere Kästchen, in denen man den Tabak aufbewahrt.

Kommt die Nacht und wollen sich die Bewohner des Hauses zur Ruhe begeben, so werden seidene oder baumwollene Steppdecken auf dem Boden ausgebreitet. Auf diese Decken wird für jeden der im Hause Wohnenden ein hölzernes, hartgepolstertes Kopfkissen von der Form eines Bügeleisens und ein sehr weiter und langer, dick gefütterter seidener oder baumwollener Schlafrock bereit gelegt. Der Japaner entledigt sich seiner Oberkleider, wickelt sich im Winter in den warmen Schlafrock, streckt sich im Sommer auf demselben aus und ruht bald unbeweglich, einem Todten ähnlich, das Haupt auf das acht bis zwölf Zoll lange und anderthalb bis drei Zoll breite Kopfkissen gestützt. So liegen in einem und demselben Zimmer, das Gesicht aufwärts gekehrt, Männer, Weiber und Kinder neben einander. In einer kleinen Stube, in die wir nicht zwei Betten stellen möchten, würden wohl ein Dutzend und mehr Japaner Raum genug zum Schlafen finden. Wie die Chinesen, vor denen sie sich übrigens durch ihre große Reinlichkeit vortheilhaft auszeichnen, können die Japaner sich mit sehr wenig Raum begnügen und scheinen den Mangel an frischer Luft nicht im mindesten zu fühlen. — Am frühen Morgen werden Decken, Schlafröcke und Kopfkissen aus dem Gemach geräumt; die großen Schiebethüren werden nach allen Seiten hin weit geöffnet, die Matten mit großer Sorgfalt gereinigt und das Zimmer kann alsdann für den Tag wieder als Wohn-, Schreib- und Eßstube dienen. Decken, Kopfkissen, Schlafröcke, Tische, Bänke werden in einem besonderen Gelaß aufbewahrt. Diese Möbel, Geräthschaften und Kleidungsstücke nehmen einen geringen Raum ein, und der Fremde, der in die Stube tritt, in der sie aufgestapelt sind, wundert sich darüber, wie wenig zu einem japanischen Bürgerhaushalt gehört.

Die großen Herren des Landes setzen einen gewissen Stolz darein, viele Möbel und dergleichen zu besitzen. Wenn ein vornehmer Mann im Lande reist, so ist er oft von Hunderten von Bedienten gefolgt, welche leichte, schönlackirte Kisten aus Holz oder Bambusrohrgeflecht tragen, in denen sich die zu des Prinzen Haushalte nöthigen Effecten befinden. Darunter befinden sich aber viel Luxusmöbel und Galakleidungsstücke. Die wirklichen Haushaltungsbedürfnisse des Japaners können durch sehr Weniges vollkommen befriedigt werden.

Wenn ein Reisender ein oder zwei japanische Häuser gesehen hat, so genügt ihm dies in der Regel. — In den Läden von Nagasacki findet er des Kauf- und Sehenswürdigen auch nur wenig. Man zeigt ihm dort lackirte Tassen, Schalen, Teller, Schränke, Kasten &c., die mit den schön gearbeiteten Waaren, welche in Yokohama und Yeddo zum Verkauf angeboten werden, nicht zu vergleichen sind. Manchmal hat man das Glück, einen Kaufmann anzutreffen, der soeben von Osakka oder von Miako zurückgekehrt ist und von dort schöne alte Kunstgegenstände mitgebracht hat. Aber für diese wurden selbst im Jahre 1861 schon hohe Preise gefordert, Preise, die in Europa nur ein Kunstliebhaber oder Curiositätensammler bezahlen würde. Bei anderen Händlern

findet man die gewöhnlichen japanischen Waaren, hier und da eine hübsche Elfenbein- oder Holzschnitzerei; und wenn man nicht Kaufmann oder eifriger Sammler ist, so wird man des „Shopping" bald überdrüssig und sucht sich andere Zerstreuungen in Nagasacki.

Man muß die Tempel, die größten Mia und Tera noch besuchen. Eine Mia ist ein religiöses Gebäude, das dem Sintoismus, dem alten japanischen Cultus, geweiht ist. Die Tera sind Buddhisten-Tempel. — Wenn man eine Mia und zwei bis drei Tera gesehen hat und die japanische Religion nicht gerade zum Gegenstand eines besonderen Studiums machen will, so ergeht es Einem mit den religiösen Gebäuden wie mit den Wohnhäusern: man findet kein besonderes Interesse mehr an ihnen. Die Tempel unterscheiden sich in der That auch nur sehr wenig von einander. Die größten unter ihnen sind leidlich besucht. In der Umgebung der kleineren herrscht Einsamkeit. Man findet dort schöne, stille Plätze mit uralten, mächtigen Bäumen, in deren Schatten im Sommer sanftes Ruhen ist.

Die Mia sind große leere Gebäude, die gar keine Götzenbilder enthalten. Man bemerkt dort einen einfachen polirten Metallspiegel als Symbol der höchstmöglichen Reinheit der Seele, des Körpers und des Lebenswandels, welche die Sintoreligion ihren Anhängern als vornehmstes Gesetz vorschreibt.

In den Buddhisten-Tempeln findet man dem Eingang gegenüber einen Hauptaltar, auf dem eine, zwei oder drei kolossale Figuren aus Holz und zahlreiche kleinere Götzenbilder aufgestellt sind; ferner Weihbecken, Rosenkränze, kleine Glocken, Betstäbe, Leuchter, Lampen, Gebettafeln &c. Der Hauptaltar ist in der Regel reich geschmückt, mit seidenen Decken und Vorhängen versehen und mit den kostbarsten Geräthschaften bedeckt, die sich im Besitz des Tempels befinden. Rechts und links vom Hauptaltar sind Seitenaltare angebracht, die wie jener, aber bescheidener ausgeschmückt sind. In den meisten Tera findet man große Laternen aus Papier; hier und da sieht man auch Aquarelle auf Holz, Seide oder Papier. Einige dieser Bilder stellen einen Schiffbruch oder einen Menschen in Lebensgefahr dar und sind augenscheinlich Weihgeschenke.

Am Eingang der Tera steht ein großer Kasten, in den Jeder, der in den Tempel tritt, einige Kupfermünzen zu werfen pflegt, die zum Unterhalt der den Tempel bedienenden Priester verwandt werden. An der Thür der großen Tera findet man gewöhnlich einen oder mehrere Mönche, welche geweihte Rosenkränze, Bilder der Heiligen, welche im Tempel verehrt werden, und andere religiöse Gegenstände verkaufen.

Die zahlreichen Sinto- und Buddha-Mönche und -Nonnen — man sagt, daß es deren an viermalhunderttausend gäbe — erfreuen sich keines besonderen Ansehens und thun wenig, um die Hochachtung ihrer Mitbürger zu verdienen. Am populärsten unter ihnen ist eine Brüderschaft von Blinden, deren Mitglieder über ganz Japan verbreitet sind und das Gewerbe des Massirens mit großer Geschicklichkeit betreiben. Sie gehen des Abends mit einer brennenden Laterne umher, und man erkennt sie schon von Weitem an ihrem schlürfenden Schritt und an dem schrillenden Pfiff, den sie von Zeit zu Zeit auf einem kleinen Holzinstrument ausstoßen. Wenn ein Japaner sich körperlich stark angestrengt hat und Müdigkeit in den Gliedern fühlt, so ist sein erster Gedanke, einen blinden „Bo-san" zu rufen und sich von ihm massiren zu lassen. Diese Mönche treiben sich deshalb auch viel in der Nachbarschaft der Wirthshäuser umher, wo ihre Dienste von vielen der Reisenden in Anspruch genommen werden. Vor den anderen Priestern hat das Volk eine Scheu, wie man sie bei uns im Mittelalter vor Hexen und Zauberern hatte und wie sie heute noch in Italien Mönchen gegenüber existirt.

### Ein japanisches Volksfest.

Der japanische Olymp enthält eine bedeutende Anzahl von Göttern und Halbgöttern, und der Kalender ist mit Festtagen reichlich gesegnet. Die größten darunter fallen in den ersten, zweiten und fünften Monat des Jahres. Der Neujahrstag wird wie bei uns gefeiert. Man macht sich Gratulationsvisiten und Geschenke, und der Gebrauch der Visiten-

karten bei dieser Gelegenheit ist in Japan mindestens ebenso verbreitet als bei uns. Im zweiten Monat (Ni-guats) wird das Fest der Frauen, im fünften (Go-guats) das der Männer gefeiert. Den in letzterem Monat geborenen Kindern männlichen Geschlechts soll nach japanischem Glauben ein besonderer Glücksstern leuchten. Viele der kleinen Festtage gehen ohne sonderlichen Prunk vorüber; aber bei den großen, den sogenannten „Madzuri", ist die ganze Bevölkerung in freudiger Aufregung.

Der Zufall wollte, daß während meines Aufenthaltes in Nagasacki das Fest des Stadtpatrons gefeiert und mir Gelegenheit geboten wurde, der größten „Madzuri" des Jahres beizuwohnen. — Der Gouverneur der Stadt, der mit meinem Wirthe, dem amerikanischen Consul, auf freundschaftlichem Fuße stand, ließ ihm am Tage vor dem Feste sagen, er habe in der Nähe seiner Loge Sitze bereiten lassen, von denen aus wir in aller Bequemlichkeit den Schauspielen beiwohnen könnten, die in freier Luft zu Ehren des göttlichen Schutzherrn der Stadt aufgeführt werden sollten. — Walsh nahm die Einladung an, und am nächsten Tage begaben wir uns rechtzeitig an den bestimmten Ort. Der Stadttheil, den wir bei dieser Gelegenheit durchschritten, war wie ausgestorben. Die Läden waren geschlossen, und die wenigen Japaner, die wir noch erblickten, eilten festlich geschmückt dem Schauplatze zu, wo die „Madzuri" gefeiert werden sollte. Wir fanden, als wir dort ankamen, eine zahlreiche heitere und harmlose Gesellschaft versammelt. Mit jener Höflichkeit, die damals dem Japaner noch angeboren erschien, von der er aber leider während der letzten zwanzig Jahre einen großen Theil eingebüßt hat, beeilte man sich, uns überall Platz zu machen. Es war, als ob sich die Leute sagten: „Hier kommen Fremde; wir wollen sie als Gäste mit schuldiger Zuvorkommenheit behandeln." — So durchschritten wir einen großen Platz und gelangten nach einer Tribüne, von der aus man denselben vollständig übersehen konnte. Ein Offizier erwartete uns am Eingang und führte uns in eine bedeckte Loge, neben der des Gouverneurs und seiner Offiziere gelegen. Im Hintergrund derselben waren Tische aufgestellt, die mit den ausgewähltesten Speisen und Leckerbissen der japanischen Küche bedeckt waren: Reis, roher und gekochter Fisch, Eier, Gemüse, Obst, Zuckergebäck, süßer Wein von Osakka, Sakki (Reisbranntwein) und Thee. Kaum hatten wir uns gesetzt, so brachten uns die Bedienten Pfeifen und Tabak. Einige Minuten später erschien ein Offizier in Begleitung eines Dolmetschers, um Namens des Gouverneurs dafür zu danken, daß wir seiner Einladung Folge geleistet hatten. Darauf blieben wir uns selbst überlassen, um in Ruhe und Behaglichkeit das bunte Schauspiel zu unseren Füßen zu betrachten.

Vor uns befand sich ein weiter, leerer Raum, da die japanische Sitte nicht gestattet, daß das Volk sich unmittelbar der Loge des Gouverneurs nähere; und um diesen Raum drängte sich die schaulustige Menge. Den Kindern hatte man die besten Plätze eingeräumt. Es war ein Vergnügen, diese kleinen Japaner zu sehen; sie waren alle mit vollkommener Sauberkeit gekleidet, und man hatte ihnen die niedlichen Köpfe in putziger Weise frisirt. Hinter den Kindern standen die Eltern und Verwandten: die Männer, Gesicht und Haupt glatt rasirt, in langen dunkelfarbigen Kleidern, die an der Hüfte durch einen schmalen Gürtel (Obi) zusammengehalten werden; die Frauen in gefälliger und auffallenderer Tracht. Die schönen Haare, sorgfältig geglättet, waren zu pyramidalen Frisuren aufgesteift, mit langen, vergoldeten Nadeln geschmückt und um Kämme aus gelbem Schildpatt gewunden. Frauen und Mädchen waren über die Maßen geschminkt und augenscheinlich ohne jede Absicht, dies zu verheimlichen; denn die rothe und weiße Schminke bildet leicht bemerkbare Schichten auf Hals und Wangen. Einige besonders kokette junge Personen hatten ihre Lippen vergoldet; die bescheideneren sich damit begnügt, dieselben mit Carmin zu röthen.

Die jungen japanischen Mädchen sind sehr anmuthig. Sie haben schöne, kleine, weiße Zähne, prachtvolles, schwarzes Haar, winzige Hände und Füße, sanfte, dunkle Augen und feingezeichnete Brauen. Sie sind klein und zart, von schlankem, symmetrischem Wuchse und ihre Manieren dürfen geradezu als vorzüglich bezeichnet

werden. In ihrer Art zu grüßen, zu danken, zu bitten ist eine abgerundete, gefällige Höflichkeit, wie man sie bei uns nur in den besten Classen der Gesellschaft findet. Wenn man sieht, wie die einfachen Bürgerstöchter sich mit Verbeugungen bis zur Erde, mit gewinnendem Lächeln und artigen Worten begrüßen; wenn man hört, wie sie im Vorübergehen „Ma-pira gomen assaï" flüstern, für eine illusorische Störung um Verzeihung bittend, so drängt sich jedem Unbefangenen die Bemerkung auf, daß das japanische Volk in seiner großen Mehrheit aus außerordentlich wohlerzogenen Menschen zusammengesetzt ist.

Plötzlich erhebt sich großer Lärm. Die Menge lichtet sich und macht einem Trupp herumziehender Bänkelsänger Platz. Die Einen spielen die Pfeife, Andere die dreisaitige Guitarre (Sam-sin) oder schlagen die Pauke. Mehrere sind mit Werkzeugen und Brettern beladen. Endlich kommen drei große Männer, von denen ein jeder auf den Schultern rittlings ein wunderlich geschminktes und herausgeputztes Kind trägt. In wenigen Augenblicken haben die Maschinisten die Bretter aufgeschlagen, die Decorationen aufgestellt und die ganze Bühne hergerichtet. Die Handlung des Schauspiels, dem ich beiwohnen soll, wird inmitten eines Gartens vor sich gehen. Ich erblicke Buschwerk, Bäume, ein kleines Haus, Ackergeräthschaften &c. Die Musikanten haben ihre Plätze eingenommen, die Kinder recken und strecken sich auf der improvisirten Bühne und überlassen es den Männern, von deren Schultern sie herabgestiegen sind, das, was an ihrer Toilette etwa in Unordnung gerathen ist, wieder herzustellen. Der Director steht auf seinem Posten; drei Schläge auf der großen Pauke geben das Signal, und die Vorstellung beginnt.

Ueber den literarischen Werth des Stückes, das man gab, muß ich mich jedes Urtheils enthalten. Es war, wie ich mich erinnere, ein Gewebe von langathmigen Declamationen und Unwahrscheinlichkeiten. Eine Sache fiel mir besonders auf, nämlich die unerschütterliche Ruhe und Sicherheit der jungen Schauspieler, die sich durch nichts aus der Fassung bringen ließen. Sie sprachen und spielten ohne die geringste Spur von Scheu und Verlegenheit, wie ein Kind, das eine Fabel auswendig gelernt hat, diese vor nachsichtigen Verwandten und Freunden hersagt und sicher ist, damit zu gefallen. Das erste Drama war sehr einfach. Ein junger Mann macht einem jungen Mädchen eine Liebeserklärung; das verliebte Paar wird von einem Greise überrascht. Es folgt ein heftiger Auftritt. Die beiden Männer ziehen blank und kreuzen die Säbel. Dabei überschütten sie sich mit Injurien. Das junge Mädchen schluchzt und weint, bis es sich plötzlich erhebt und den Greis von hinten meuchlings überfällt. Dieser taumelt und sinkt zu Boden; der Liebhaber versetzt ihm den Gnadenstoß. Gleich darauf erscheint der Getödtete aber wieder unter dem Costüm einer Gottheit und segnet das junge Paar. Sodann lassen es sich alle Drei angelegen sein, den glücklichen Tag durch einen Tanz zu feiern, dessen Ausgelassenheit sich mit dem wachsenden Lärm des Orchesters steigert. Plötzlich verstummt die Musik, und mit ihr hört der Tanz auf. Die Kinder steigen wieder auf die Schultern ihrer Träger, das Theater wird abgebrochen und die kleine Gesellschaft zieht mit klingendem Spiel auf und davon. Sie macht einer neuen wandernden Truppe Platz, um ihr kleines Drama vor anderen Zuschauern aufzuführen, die an einem entlegeneren Punkte der Stadt auf diesen Genuß warten. Eine jede Vorstellung dauert etwa zwanzig Minuten, das Aufschlagen und Abbrechen der Bühne mit eingerechnet. Die Pause zwischen den Vorstellungen der einen und der anderen ambulanten Truppe währte kaum zehn Minuten. Seit neun Uhr Morgens hatte das Publikum schon mehr denn ein Dutzend dramatischer Gesellschaften bewundert und war darauf vorbereitet, bis zu Sonnenuntergang noch einige zwanzig vorübermarschiren zu sehen.

Nachdem wir fünf dieser Aufführungen beigewohnt hatten, die sich alle darin glichen, daß die Rollen drei darstellenden Kindern anvertraut waren, verließen wir das Schauspiel, um andere Belustigungen der großen „Madzuri" in Augenschein zu nehmen. Wir verabschiedeten uns vom Gouverneur, der einen seiner Offiziere beauftragte, uns durch das Gewühl bis zum Circus zu begleiten, wo eine berühmte Truppe von „starken Männern" Vorstellungen angekündigt hatte. Auf dem

Wege dorthin sahen wir einen Seiltänzer, einen Wahrsager, einen Taschenspieler, eine Frau mit abgerichteten Vögeln, einen Mann, der wilde Thiere zeigte &c.

Der Circus war mit Menschen überfüllt; aber man hatte uns auch dort gute Plätze reservirt. — In der Mitte der Arena befand sich eine kreisförmige Estrade, die vielleicht zwei Fuß über dem Erdboden erhaben war und einen Durchmesser von ungefähr zwanzig Fuß zählen mochte. Ueber den Boden aus starken Brettern war eine Lage Stroh gebreitet und darauf eine dicke Schicht Sand gestreut. Man erklärte mir, daß dies der eigentliche Ringplatz sei. Was die Ringer anbetrifft, die auf der einen Seite der Estrade, am Fuße derselben, saßen, so habe ich selten in meinem Leben so schwere, dicke Gesellen gesehen. Es waren wahrhafte Ungethüme, nicht so sehr durch ihre Größe als durch ihre Corpulenz. Der schmächtigste wog zweihundert Pfund, der Häuptling der Gesellschaft, wie man uns mit Stolz erzählte, nicht weniger als dreihundertundvierzig! Die Wahl von solch unbeholfenen Burschen zu Ringern muß seltsam erscheinen; aber sie erklärt sich aus der Art und Weise des japanischen Wettkampfes. Es handelt sich dabei nämlich weniger darum, den Gegner niederzuwerfen, als denselben aus dem kleinen Ringplatze zu stoßen oder zu verdrängen; deshalb werden die Ringer unter den schwersten Menschen, die man auffinden kann, recrutirt. Diejenigen, die sich vor uns producirten, waren fast ganz nackt; sie trugen nichts als eine schmale grünseidene Schärpe, die um die Hüften geschlungen war. Am Boden kauernd, anscheinend gleichgültig für die Menge, die sie umgab, boten sie einen sonderbaren, aber keineswegs gefälligen Anblick dar.

Als wir uns im Circus niedersetzten, war ein Ringkampf soeben beendet worden. Ein Offizier trat auf die Estrade und verkündete dem Publikum die Namen der beiden Athleten, die nun vor ihm erscheinen würden. Darauf verlas er eine lange Reihe von Eigennamen und Zahlen. Es war die Angabe der für den nächsten Kampf eingegangenen Wetten, die, dem japanischen Gebrauche gemäß, dem Festordner angezeigt worden waren, um den Ringern mitgetheilt zu werden und diese dadurch anzufeuern, bei dem bevorstehenden Wettringen mit Aufgebot aller Kräfte zu kämpfen. — Nach beendigter Lectüre stellte sich der Offizier abseits, um die Mitte der Arena frei zu lassen. Zwei Ringer traten hervor, begrüßten das Publikum, indem sie die Arme über den Kopf erhoben, und schickten sich zum Kampf an. Die Vorbereitungen währten lange. Die Menge, die daran gewöhnt war, beklagte sich nicht darüber, aber die Fremden verloren die Geduld, und ihr Ruf: „Haiakko!“ (Beeilt euch!) wurde zur großen Belustigung der Japaner, die so gern und laut wie Kinder lachen, mehrfach wiederholt. — Die Ringer begannen damit, einige Reiskörner und Wassertropfen auf die Arena zu werfen, um den Gott der Gladiatoren günstig für ihr Beginnen zu stimmen. Darauf befeuchteten sie ihre Schultern, Arme und Beine, rieben die Hände mit Sand und führten einige groteske Bewegungen aus, die zu bezwecken schienen, die Glieder geschmeidig zu machen und deren Gelenkigkeit und Kraft dem Publikum zu zeigen. Endlich stellten sie sich in der Mitte der Arena einander gegenüber, in der Stellung von Menschen, die sich mit aller Gewalt Bahn brechen wollen. Auf der Spitze ihrer breiten Füße niedergehockt, die Ellenbogen fest an den Körper gedrückt, mit ausgestrecktem Hals, den Brustkasten nach vorn gebeugt, erinnerten sie an zwei sich gegenüberstehende Kampfhähne. Auf ein vom Festordner gegebenes Signal stießen sie einen rauhen Schrei aus und warfen sich auf einander. Der Zusammenstoß war äußerst heftig; der dumpfe Widerhall davon ertönte im ganzen Circus, und die Körper der Ringer bedeckten sich an den Stellen, wo sie sich berührt hatten, mit dunkler Röthe. Aber der Stoß war auf beiden Seiten mit gleicher Geschicklichkeit und Kraft ausgeführt und die Wirkung dadurch neutralisirt worden. Die beiden Menschen waren gegen einander geprallt wie zwei Massen von gleicher Schwere, die mit gleicher Geschwindigkeit an einander getrieben werden. — Dieses Gegeneinanderrennen wurde mehrere Male wiederholt, ohne daß es einem der beiden Kämpfer gelungen wäre, den anderen aus der Arena zu stoßen. — Eine kurze Pause trat ein, um den Riesen Zeit zu geben, sich zu

verschnaufen. Dann, unter den stürmischen Beifallsrufen der Menge, die allen Phasen des Kampfes mit fieberhafter Aufregung gefolgt war, packten sich die beiden Männer. Einige Secunden lang, Brust gegen Brust, die Arme umschlungen, die Beine gespreizt, standen sie unbeweglich. Darauf schoben sie sich schwerfällig, mit gewaltiger Kraftanstrengung, hin und her, ohne sich jedoch erheblich vom Mittelpunkte der Estrade zu entfernen, bis es endlich dem Einen gelang, seinen Gegner von der Erde zu heben. Er hielt ihn einige Secunden schwebend in der Luft, schleppte ihn keuchend bis an den Rand der Estrade und schleuderte ihn dann gewaltsam in die Reihen der übrigen Ringer, die aufgestanden waren und dem Kampf, wenn auch nicht mit dem Interesse des Publikums, so doch mit einer gewissen Neugier, zugesehen hatten. Schwer athmend, in Schweiß gebadet, trat darauf der Sieger in die Mitte der Arena zurück, grüßte wie bei seinem Antritt, indem er die Arme über den Kopf erhob, und zog sich unter lautem Beifallssturm zurück.

Die japanischen Athleten, S'mos genannt, bilden eine besondere Kaste. Sie genießen eines gewissen Ansehens; die kleinen Bürger sind stolz darauf, in ihrer Gesellschaft gesehen zu werden, und laden sie nicht selten ein, bei ihnen zu schmausen. Selbst die Edelleute verschmähen ihren Umgang nicht. Die Reichen und Mächtigen des Landes nehmen sie in ihre Dienste und lassen sich von ihnen als Leibgarden auf ihren Reisen begleiten. Es sind im Allgemeinen freche Burschen, die mit Verachtung auf ihre leichteren Mitmenschen herabblicken.

Es giebt verschiedene Ringergesellschaften. Der Stärkste einer jeden ist gleichzeitig auch ihr Chef. Er besitzt wie die Helden des englischen „Ring" einen Ehrengürtel, der ihm gewöhnlich von dem Herrn seines Geburtslandes geschenkt worden ist und mit dem er sich bei dem Beginn und nach der Beendigung einer jeden Festlichkeit schmückt. Das Ringen als Profession ist nicht gewerbefrei; ein jeder Ringer muß einer bestimmten Gesellschaft angehören und sich mit dem ihm gezahlten Lohne begnügen. Die Führer der Ringergesellschaften haben Offiziersrang und waren früher berechtigt, wie alle anderen japanischen Edelleute, zwei Schwerter zu tragen. Sie reisen mit ihren Gesellschaften im Lande umher und verweilen in den Hauptstädten der verschiedenen Provinzen, um dort Vorstellungen zu geben. Sie scharren viel Geld zusammen, denn die Japaner sind leidenschaftliche Verehrer von gymnastischen Schauspielen.

Nachdem wir eine Stunde im Circus verbracht und mehreren Wettkämpfen beigewohnt hatten, machten wir uns auf den Heimweg. Der Tag nahte seinem Ende, und die Straßen waren leer; aber aus vielen der Häuser, an denen wir vorübergingen, erscholl fröhlicher, wenn auch nicht gerade melodischer Gesang. Die Japaner haben ein feines musikalisches Gehör und singen ihre nationalen Weisen von eigenthümlicher Melodie und complicirtem Rhythmus in so vollkommenem Einklang, daß es in geringer Entfernung von den Musicirenden schwer und oft gar nicht möglich ist, zu erkennen, ob man den Gesang von einem oder von mehreren Menschen hört; aber die Lieder sind nach unseren Begriffen nicht melodisch zu nennen, und die hohen, langgezogenen, bis zum Meckern tremulirenden Fisteltöne, für welche die Japaner eine ganz besondere Vorliebe zu haben scheinen, sind dem europäischen Ohr befremdlich, wenn nicht geradezu unangenehm. Mit der Zeit, in sehr kurzer Zeit sogar, gewöhnt man sich aber vollkommen daran. — Walsh fragte mich, ob ich Lust verspüre, einem japanischen Concert und Ballet beizuwohnen, und führte mich demnächst in ein großes, wohlrenommirtes Theehaus, wo wir an der Thür von einer alten Frau, der „Obasan", empfangen wurden. Diese geleitete uns in einen geräumigen, leeren Saal, der durch einige Papierlaternen und mattbrennende japanische Lichter spärlich erleuchtet war.

In der einen Ecke des Saales kauerte auf der reinlichen Matte, die den Fußboden bedeckte, ein anständig gekleideter Europäer. Er hatte ein niedriges Tischchen vor sich, auf dem ein einfaches Mahl angerichtet war, und blies aus einer kurzen japanischen Pfeife nachdenklich dicke Rauchwolken vor sich hin. Er begrüßte uns durch ein leichtes, aber artiges Kopfnicken und bekümmerte sich dann nicht weiter

um uns. — Es war so auffallend ruhig in dem „Vergnügungsorte“ und der stille einsame Mann in der Ecke machte einen so befremdlichen Eindruck, daß Walsh und ich unsere Stimmen dämpften und unsere Unterhaltung flüsternd fortsetzten.

Nach wenigen Minuten erschienen sechs Gheko (weibliche Musikanten) und zwei Odoori (Tänzerinnen). Sie begrüßten uns nach japanischer Sitte, indem sie niederknieten und den Kopf bis zum Fußboden neigten. Dann wurden die dreisaitigen Guitarren, welche die Gheko mitgebracht hatten, gestimmt, und die Vorstellung begann. — Von der Musik kann ich nicht viel mehr sagen als von den japanischen Liedern. Die barbarischen Weisen waren mir aber nicht mehr befremdlich, und ich lauschte ihnen nicht ohne ein gewisses Vergnügen. — Die japanischen Ideen von Grazie sind grundverschieden von den unserigen. Die Tänzerinnen, die eine Art von Pantomime aufführten, bei der der Fächer und die Schärpe eine große Rolle spielten, bewegten sich Automaten gleich mit bewunderungswürdiger Sicherheit und Präcision. Sie schritten oder schlichen vielmehr mit einwärts gedrehten Füßen und gebogenen Knieen hin und her, und ihre Bewegungen, die übrigens immer züchtig blieben, waren nach unseren Schönheitsbegriffen in hohem Grade grotesk. Auffällig war auch der geschäftsmäßige Ernst, mit dem der Tanz ausgeführt wurde.

Der stille Fremde in der Ecke hatte sich dem Schauspiele zugewandt und beobachtete es aufmerksam und ohne eine Miene zu verziehen. Ich konnte nun, nachdem sich mein Auge an das Halbdunkel gewöhnt hatte, sein Gesicht erkennen. Es war mir bekannt: ein mildes und trauriges Gesicht, das man so leicht nicht wieder vergaß, wenn man es einmal gesehen hatte.

Der Mann war ziemlich groß, hager und von vornehmem Anstand. Er hatte schlichtes braunes Haar, das wie Seide glänzte, sanfte blaue Augen und sah aus wie Einer, dem großes Leid widerfahren und der trostbedürftig ist, aber der Niemand in sein Leben einweihen mag und dessen schwere Last allein tragen will.

Als das Concert und der Tanz beendet waren, erhob er sich geräuschlos, bezahlte seine Zeche, nickte den anwesenden Mädchen freundlich, aber nicht etwa vertraulich zu und verließ den Saal mit einer stummen, höflichen Verbeugung, die meinem Begleiter und mir galt. Wir folgten ihm und sahen ihn gesenkten Hauptes auf der langen und zu jener Stunde verödeten Straße dahinschreiten, die von Nagasacki nach Oora führt. In der Nähe von Walsh's Wohnung verloren wir ihn aus den Augen.

Ich war dem Manne häufig auf meinen Spaziergängen begegnet, und wennschon ich nicht einmal einen Gruß mit ihm gewechselt, so hatte ich doch eine gewisse Sympathie für den einsamen Menschen gefaßt. Er war ein Schotte und nannte sich Alexander Young. — Das war so ziemlich Alles, was man in Nagasacki von ihm wußte. Ein holländischer Schiffscapitän hatte ihn vor mehreren Monaten in Batavia kennen gelernt und für ein billiges Passagegeld mit nach Japan genommen. Während der Reise hatte Alexander Young das Wohlwollen des Capitäns hauptsächlich dadurch gewonnen, daß er ihm bei Tische, ohne ein Wort zu sprechen, Stunden lang gegenüber gesessen und eine Flasche nach der anderen geleert hatte. Capitän Voß hatte eine gründliche Verachtung für Leute, die ihren Wein nicht „tragen“ können. Er bezeichnete seinen Passagier, Herrn Young, wie er ihn respectvoll, mit besonderem Nachdruck auf das Wort „Herr“, nannte, als den „angenehmsten Trinker“, der ihm in seinem vielbewegten Leben begegnet sei.

Wenige Tage nach seiner Ankunft in Nagasacki hatte Young ein kleines japanisches Haus gemiethet und sich dann Monate lang in Oora und Decima umhergetrieben, ohne auch nur den Versuch zu machen, sich bei den leichten Geschäften zu betheiligen, die damals manchen der fremden Kaufleute in kurzer Zeit zum wohlhabenden Mann machten. — Bei schönem Wetter war Young nur selten in der Stadt zu erblicken. Er zog dann früh Morgens in die Berge und kehrte erst mit einbrechender Nacht von seinen einsamen Spaziergängen zurück. — Walsh, ein wohlwollender Mann, hatte ihn vor den Gefahren solcher Wanderungen gewarnt. Man begegnete damals viel fremdenfeindlichen Japanern in der Nähe der neu eröffneten Vertragshäfen und mußte stets

eines Anfalls von ihnen gewärtig sein. — Young hatte Walsh gedankt und gesagt, er werde seine Warnung berücksichtigen; aber das waren leere Worte gewesen, und er hatte nichts an seiner Lebensweise geändert. — Stürmte es, so war sein Lieblingsplatz am äußersten Ende des Hafendamms, wo er, unbekümmert um den sprühenden Gischt, Stunden lang verweilte und unverwandt in die wüthende See hinausschaute.

Walsh hatte ein eigenthümliches Wohlwollen für Young gefaßt und ihm zu verschiedenen Malen deutlich zu verstehen gegeben, daß er ihm gern in irgend einer Weise nützlich sein würde. Einmal hatte er ihm sogar eine gut bezahlte Stelle als Buchhalter angeboten. Young hatte geantwortet, er erwarte Briefe, die seine sofortige Abreise nothwendig machen würden, und könne deshalb keine feste Stellung annehmen. — Seitdem waren Monate vergangen. Walsh hatte sein Anerbieten nicht wiederholt, und auch Young war nicht darauf zurückgekommen, aber er bezeugte Walsh seine Dankbarkeit, indem er ihn vor allen anderen fremden Einwohnern von Nagasacki dadurch auszeichnete, daß er ihm von Zeit zu Zeit einen formellen Besuch abstattete.

Der Tag nach der großen Madzuri war drückend heiß. Die schwere, schwüle Luft hatte auch Walsh und mich ermüdet, und wir hatten uns nach dem Essen auf bequemen Sesseln auf der Veranda ausgestreckt und waren dort eingeschlafen. Gegen zehn Uhr wurde ich durch ein halblautes Anschlagen des Hundes geweckt, der sich mit uns auf die Veranda zurückgezogen hatte. Walsh beruhigte das Thier, und ich hörte, wie Jemand leichten, langsamen Schrittes in das Haus trat. Gleich darauf erblickte ich Young's Gestalt im Salon. Er sah sich schüchtern um und wollte sich augenscheinlich wieder zurückziehen, da das Zimmer leer war, als Walsh's Stimme sich vernehmen ließ:

„Kommen Sie heraus, Herr Young! Es ist hier kühler als drinnen. — Es freut mich, Sie zu sehen."

Young trat näher und begrüßte uns, aber er blieb in der Flügelthür, die vom Salon auf die Veranda führte, stehen und lehnte sich dort an einen Pfosten.

„Setzen Sie sich doch," fuhr Walsh fort.

„Nein," antwortete Young; „ich bin nur gekommen, um von Ihnen Abschied zu nehmen. Die Briefe — Sie wissen, die Briefe, die ich so lange erwartete — sind nun eingetroffen... Ich bin recht froh, daß ich endlich nach Hause gehen kann..."

Es war etwas unbeschreiblich Trauriges in der Stimme und in dem ganzen Wesen des Mannes. Walsh wollte ihm in irgend einer Weise sein Wohlwollen bezeugen.

„Sie wissen," sagte er, „daß die Stelle, die ich Ihnen neulich anbot, noch heute frei für Sie ist. — Wollen Sie Ihr Glück nicht bei mir probiren?"

Young schwieg einen Augenblick. Dann schüttelte er den Kopf. „Ich habe mir die Sache reiflich überlegt," sagte er; „seit Monaten denke ich daran ... es ist schon besser, daß ich gehe. Japan ist ein schönes Land — aber offen gesagt, ich langweile mich hier ... und seit den letzten Tagen bin ich recht müde geworden."

Eine Pause trat ein. Dann fuhr Young leise fort, indem er Walsh's großem Hunde, der sich ihm genähert hatte, sanft den Kopf streichelte: „Ich glaube, es ist ein Taifun in der Luft. Ich fühle mich wie zerschlagen. Ich bin nie in meinem Leben so müde (mit schwerem Ausdruck auf das Wort „so") gewesen wie heute. — Und deshalb will ich mich jetzt nach Hause begeben, denn ich habe noch Manches zu ordnen vor meiner Abreise ... und ich möchte bald schlafen gehen... Morgen bin ich schon weit von hier ..."

Er blickte mit seinen großen, traurigen Augen starr in die dunkle Nacht hinaus, als erspähe er dort das Ziel der Reise, die er antreten wollte. Dann sprach er noch leiser weiter:

„Ich habe wohl gemerkt, daß Sie mir freundlich gesinnt sind ... Sie und Capitän Voß... Capitän Voß war auch immer sehr gut für mich... Ich werde ihn wohl nicht wiedersehen. Grüßen Sie ihn von mir. — Gute Nacht, Herr Walsh; angenehme Ruhe!"

Er wandte sich zögernd ab. Es war, als habe er noch etwas auf dem Herzen; — aber er behielt es für sich.

„Kann ich irgend etwas für Sie thun?" fragte Walsh sanft aufmunternd.

Young schüttelte noch einmal den Kopf,

winkte zum letzten Male mit der Hand und war gleich darauf in der Dunkelheit verschwunden.

Während der Nacht brach ein furchtbarer Orkan los. Walsh und ich hatten unsere Betten verlassen, weil wir fürchteten, der leichte Bungoloo könne einstürzen.

„Young hatte Recht," sagte Walsh. „Der Taifun war seit vierundzwanzig Stunden in der Luft. Morgen werden wir einen schönen Tag haben. — Es freut mich, daß Young die Heimreise mit gutem Wetter antritt."

Aber für Young gab es kein Heute und kein Morgen mehr. — Im Laufe des Vormittags erfuhren wir, daß er sich am vorhergehenden Abend, wahrscheinlich unmittelbar nachdem er uns verlassen hatte, erhängt habe. Niemand wußte, warum — und Niemand fragte danach. — Ich folgte mit Walsh und wenigen Anderen dem Begräbniß des Unglücklichen, der sein schweres Leid still getragen hatte und unter der Last zusammengebrochen war. — Ich habe seitdem noch oft an ihn gedacht, als an einen jener geheimnißvollen Wanderer, die zu bewegten Zeiten in fernen Ländern auftauchen, ohne daß man sagen könne, woher sie kommen noch wohin sie gehen. — Ein harter Windstoß hatte ihn auf die hohe See getrieben; aber er war kein richtiger Sturmvogel, kein starkes „Küchlein der Mutter Carey", nicht kampfbereit und kampfeslustig, Männern gleich wie Wood, Bourquard, Closmaduec und Westwood. Die Flügel waren ihm schnell erlahmt, als der Orkan ihn gepackt hatte, und er war nach fremden, ungastlichen Meeren verschlagen worden. Kurze Zeit noch hatte er mit ermattenden Kräften auf der bewegten Oberfläche um sein armseliges Leben gerungen, und dann, mit verzweifelndem Blick auf die furchtbare Oede rings umher, war er, ohne einen Laut der Klage, ohne einen Ruf um Hülfe, hinabgesunken in die stille Tiefe, die ihre dunklen Wasser für ewig über ihn geschlossen hatte.

* * *

Mein Aufenthalt in Nagasacki wurde durch ein unvorhergesehenes Ereigniß in die Länge gezogen. Ich erkrankte an einem Nervenfieber und mußte während mehrerer Wochen Bett und Zimmer hüten. Die beiden Walsh — Thomas war seitdem von Shanghai nach Nagasacki gekommen — pflegten mich auf das beste; aber selbst als ich alle Gefahr überstanden hatte, blieb ich noch immer so schwach, daß der holländische Arzt, der mich behandelte, einen Klimawechsel für nothwendig erklärte, um meine Reconvalescenz einigermaßen zu beschleunigen. — Der „St. Louis" lag im Hafen. Walsh hatte das Project, auf dem Dampfboot eine Rundreise um Japan zu machen, nicht aufgegeben. Er erinnerte mich an mein Versprechen, ihn zu begleiten, und da mein Arzt der Ansicht war, daß eine längere Seereise mir nur wohlthun könnte, so nahm ich von Nagasacki Abschied und begab mich am 25. October 1861 an Bord des „St. Louis", um in Gesellschaft von Walsh die kleinen russischen Ansiedelungen an der Ostküste von Asien und später Hakodate, Yokohama und Yeddo zu besuchen.





# Die Ausstellungs-Frage.

Von

**Bruno Bucher.**



Seit etwa zwölf Jahren erfreut sich unsere so fragenreiche Zeit auch einer Ausstellungs-Frage, welche mit so mancher anderen das gemein hat, daß die Bemühungen, zu einer Lösung derselben zu gelangen, sie wenigstens scheinbar immer mehr verwickelt haben. Während und nach der zweiten Pariser Weltausstellung, 1867, war es, daß zuerst Zweifel darüber laut wurden, ob denn der Weg, auf welchen man gerathen war, wirklich zu dem Ziele führe, welches 1851 gezeigt worden war und die ganze civilisirte Welt enthusiasmirt hatte. Und kaum irgend Jemand besaß den Muth, zu sagen: Ja, der Weg ist der rechte, geht nur getrost vorwärts. Höchstens erklärte man die Untersuchung der Angelegenheit für verfrüht, für nicht opportun aus diesem oder jenem Grunde, suchte man der Erörterung auszuweichen, während ernsthafte Betrachter der Sache einander in der Ansicht begegneten, es müsse so bald als möglich Halt gemacht und Umschau gehalten werden. Dies Verlangen ging — das darf wohl ohne Scheu ausgesprochen werden — von aufrichtigen und unbefangenen Freunden der Kunst und der Industrie aus, welche sich für die Ausstellungen überhaupt nur insoweit interessiren, als diese den Gewerbfleiß und den Kunstsinn zu fördern geeignet sind; auf der anderen Seite aber hatte sich eine große, weitverbreitete Partei gebildet, welcher die Ausstellungen Selbstzweck oder Mittel zu Sonderzwecken waren. Die Reformpartei behauptete nun, daß Ausstellungen allerdings eine sehr nützliche Institution sein können und daß man eben deshalb dahin trachten müsse, sie nicht von ihrer eigentlichen Aufgabe abschweifen, sich nicht vor der Zeit abnutzen zu lassen. Dies Beides aber schien unvermeidlich bei dem bisherigen Entwickelungsgange. Die Losung war daher: Der ursprüngliche Zweck der großen Ausstellungen muß wieder fest ins Auge gefaßt, sie dürfen nicht zu Schaustellungen für die müßige Neugier werden, dürfen einander nicht in zu kurzen Fristen folgen. In den Zwischenzeiten mögen Local- und Specialausstellungen als die Canäle dienen, welche die Früchte der großen Expositionen den entlegeneren Gegenden zuführen, Vorbilder verbreiten, den Wetteifer rege erhalten. Auf solche Weise kann der Industrie großer Nutzen gebracht werden, ohne daß man ihr übermäßige Opfer auferlegt und gleichzeitig das Förderungsmittel, die Weltausstellungen, vorzeitig abnutzt.

So lautete in Kürze das Programm einer Agitation, welche ohne Verabredung von den verschiedensten Punkten aus gleichzeitig ins Werk gesetzt wurde. Mit welchem Erfolge, das liegt vor Jedermanns Blicken offen da. Man forderte längere Ruhefristen zwischen den großen Ausstellungen, und diese sind sich in immer kürzeren Intervallen gefolgt. In den beiden

Centren, welche bis dahin das Monopol besaßen, haben sich fort und fort andere gesellt; von Europa sind die Weltausstellungen nach Amerika und Australien verpflanzt worden, und Niemand würde sich wundern, wenn demnächst von Bombay oder Yeddo, von Alexandrien oder Capstadt aus an die Völker des Erdballs Einladungen zum friedlichen Wettkampf ergehen sollten. — Man forderte weiter die Aufstellung gewisser Schranken, damit die allgemeinen Ausstellungen im Sinne der ersten Londoner treue Bilder der jeweiligen gewerblichen und künstlerischen Production sein könnten, nicht aber zu internationalen Volksbelustigungen würden, deren Kosten die Industrie zu bestreiten hätte; und thatsächlich haben sie, mindestens bis zum Jahre 1878, immer mehr von eben diesem perhorrescirten Charakter angenommen, und ist das Mißverhältniß zwischen den Opfern, welche die Industrie bringen mußte, und dem Gewinn derselben ein immer schwereres geworden.

Glänzender Erfolge hat sich also die Reformpartei nicht zu rühmen, und selbst wo einzelne Punkte ihres Programms erfüllt worden sind, kann sie entweder nicht sich das Verdienst zuschreiben oder hat sie doch keine Freude an der Art, wie der ausgestreute Samen aufgegangen ist. Es ist wahr, in mancher Beziehung hat eine nüchternere Betrachtungsweise die Oberhand gewonnen. Die Illusion, daß Minerva den Mars entwaffnen werde, wie man sich gern poetisch ausdrückte, daß die Völker künftig anstatt mit Kanonen nur noch mit Arbeitsmaschinen gegen einander zu Felde ziehen werden: diese Illusion aus den Frühlingstagen des Ausstellungswesens wagt jetzt Niemand mehr Anderen, geschweige sich selbst auszuspielen. Aber diese Aufklärung verdankt man nicht den Deductionen der Reformer, sondern dem Argument, daß drei Jahre nach der ersten Weltausstellung die noch nicht abgelaufene Periode der großen Kriege ihren Anfang nahm. Und wenn in den letzten Sommern Jemand auf einer Reise durch Europa täglich eine andere Industrieausstellung besuchen konnte, so war bei dem Rufe nach Pflege der Regional- und Fachausstellungen eine derartige Fruchtbarkeit weder erwartet noch gewünscht worden.

Hiernach hat es den Anschein, als sei die Reformpartei von den Thatsachen fast vollständig verleugnet worden. Und dennoch ist dem keineswegs so. Jede Niederlage hat sich noch schließlich in einen Triumph für sie verwandelt, indem ihr Scharen neuer Anhänger zuströmten. Jeder will die Erfahrung persönlich und in der Regel mehr als einmal gemacht, die Hände in die eigenen Wunden gelegt haben, bevor er sich bekehrt. Vorher calculirt er nämlich: ich werde es gescheidter einrichten als die Anderen, ich werde mir deren Erfahrungen zu Nutze machen. Und wirklich hat sich neuerdings wiederholt gezeigt, daß die Lehren der Vergangenheit nicht ganz verloren gewesen sind. Man geht bei der Aufstellung der Präliminarien vorsichtiger zu Werke, richtet sich so ökonomisch ein, daß schon bei einem nur halbwegs günstigen Erfolge der Ausstellung der Aufwand gedeckt werden muß, und anstatt des sonst herkömmlichen Deficits können die kleineren Unternehmungen jetzt meistens einen Ueberschuß ausweisen. Das ist recht erfreulich. Aber das Deficit, welches gewöhnlich aus dem Staats- oder Gemeindesäckel gedeckt werden mußte, war doch nur einer von den vielen Beschwerdepunkten, und wenn dieser eine aus der Welt geschafft ist, darf uns das nicht gegen das Fortbestehen der ernsteren und schwereren Bedenken blind machen. Wir dürfen nicht vergessen, daß in dieser Angelegenheit das Wohl und Wehe der Industrie allein maßgebend ist, und daß bei einem guten Rechnungsabschluß des einzelnen Unternehmens das große Ganze dennoch geschädigt sein kann. Deshalb ist die Frage weder zu ignoriren noch auch leichten Sinnes zu erledigen, etwa mit dem Votum: Man lasse die Dinge gehen, wie sie wollen; wenn jede Stadt ihren Ehrgeiz befriedigt, ihre Ausstellungslust gebüßt hat, so wird die Mode erlöschen wie jede andere. So kann man sich die Frage nicht vom Halse schaffen, einmal weil, wie gesagt, die Industrie die Kosten des Experiments zu tragen hätte, und zweitens, weil eben im Interesse der Industrie gewünscht werden muß, daß das Ausstellungswesen nicht wie eine alte Mode, deren die Welt überdrüssig geworden, bei Seite geworfen werde. Vielleicht werden in Zukunft die Productions- und

Verkehrsverhältnisse eine Entwickelung nehmen, innerhalb deren für Industrieausstellungen kein Raum bleibt; wahrscheinlicher ist es, daß die neuen Verhältnisse auch neue Formen für denselben Zweck schaffen werden, sowie unsere Ausstellungen die jüngste Phase einer Entwickelung sind, welche sich durch die Messen der früheren Jahrhunderte zurückverfolgen läßt bis zu den Krambuden im Tempel zu Jerusalem und den Märkten, welche an griechischen Wallfahrtsorten, z. B. in Delos, abgehalten wurden. Vorläufig aber können wir sie noch nicht entbehren. Daher der abermals ohne Verabredung von allen Seiten geäußerte Wunsch, die Staatsgewalten möchten die Hand bieten behufs internationaler und interner Regelung des Ausstellungswesens.

Manchem mag es ein widerwärtiger Gedanke sein, daß wiederum der Staat förmlich gebeten werden soll, seine Befugnisse auf ein Gebiet auszudehnen, welches sich bisher noch einer mehr oder weniger weitgehenden Unabhängigkeit zu erfreuen hat. Gewiß wäre es besser, wenn wir nicht nöthig hätten, seine Hülfe anzurufen, und sollte uns ein Mittel gezeigt werden, um ohne ihn das gewünschte Ziel zu erreichen, würden wir es gern willkommen heißen. Doch müssen wir die Existenz eines solchen Geheimmittels bezweifeln. Ohne Parallelen zu ziehen oder Seitenblicke über die Grenzen unseres Themas hinaus zu werfen, müssen wir behaupten, daß in dieser Angelegenheit die Autonomie nicht das geleistet hat, was man im Allgemeinen von ihr zu erwarten pflegt, und daß noch viel weniger gehofft werden kann, sie selbst werde den Schaden, den sie angerichtet hat, wieder gut machen. Das soll nicht als Argument gegen das Princip der Selbstbestimmung und Selbstverwaltung geltend gemacht werden; es beweist nur, daß es Fälle giebt, in welchen die Völker von den ihnen eingeräumten Rechten einen verkehrten oder gar keinen Gebrauch machen und endlich dankbar sind, wenn man sie von deren Ausübung förmlich entbindet. Nehmen wir etwa die beiden großen Ausstellungen in Paris in den Jahren 1855 und 1878 aus, welche von der jeweiligen französischen Regierung zu politischen Zwecken in Scene gesetzt wurden, so begegnen wir nach der ersten Londoner von 1851 (welche ja unter besonderem Gesichtspunkte zu betrachten ist) nur Privatunternehmungen; viele behielten diesen Charakter bei, für andere ließ sich später der Staat engagiren, wenn auch oft recht ungern und nach langem Weigern. Die Unternehmungen gingen also aus freier Initiative des Publikums hervor, keine Behörde nöthigte die Veranstalter, keine die Aussteller, keine schrieb ihnen Gesetze vor. Hier also kann die Schuld, wenn eine vorhanden ist, nicht auf diejenigen Schultern abgewälzt werden, welche sonst alle Verantwortung auf sich nehmen müssen, falls etwas schlecht ausgegangen ist, und man muß es als ein wahres Glück bezeichnen, daß bei jeder Ausstellung Directoren, Commissionen, Vorstände, Juroren u. s. w. fungiren, sonst wäre manchmal Niemand dagewesen, an dem man seine schlechte Laune hätte auslassen können. In politischen und Fachzeitschriften ist — wir wiederholen es — seit zwölf Jahren besprochen worden, daß und warum die Ausstellungen so, wie sie sind, ihrem Zwecke nicht entsprechen: in der Praxis ist davon, den einen oben erwähnten Punkt, die Finanzirung, abgerechnet, so viel wie gar keine Notiz genommen worden. Und wenn, wie 1880 in Wien, der Versuch gemacht wurde, einer landläufigen Beschwerde durch Ausdehnung der Autonomie abzuhelfen, war das Resultat ein einigermaßen tragikomisches. Es wird also, wenn überhaupt geholfen werden soll, schwerlich ein anderer Helfer übrig bleiben als der Staat.

Die Willkür im Veranstalten allgemeiner Ausstellungen war es zuerst und zumeist, was das Verlangen nach einer Schutzwehr gegen dergleichen Ueberfälle entstehen ließ. Wie weit auch die Formen der Höflichkeit zwischen den Regierungen gewahrt werden mochten: der Hergang war doch im Wesentlichen immer der, daß ein Staat es in seinem Interesse fand, eine Ausstellung auszuschreiben, und daß die anderen sich mehr oder weniger ungern der Zumuthung fügten, an den Kosten im weitesten Sinne zu participiren. Ein einziges Beispiel ist bis jetzt vorgekommen, daß ein großer Staat, welchem die Betheiligung nicht räthlich erschien, sich auch wirklich nicht betheiligte, und dies Vorgehen erregte, wie noch allge-

mein erinnerlich sein wird, als etwas ganz Unerhörtes das größte Aufsehen und wurde wie eine flagrante Verletzung der internationalen Anstandsgesetze besprochen. Sehr bald urtheilte man allerdings ruhiger, und gegenwärtig wird wohl kaum noch bestritten, daß es ein Verdienst um die Allgemeinheit war, in das Herkommen Bresche zu legen. Bisher wurde dem einzelnen Staate die Befugniß eingeräumt, der ganzen Welt eine Steuer aufzuerlegen, eine Steuer, welche zum Theil von den Staaten direct, zum Theil von den Industrien der Länder geleistet werden mußte; jetzt reclamirt man für sich das Steuerbewilligungsrecht. Anerkannt war das letztere zwar jederzeit, ausgeübt aber wurde es nie. Der Gang der Dinge war, wir wiederholen es, fast immer derselbe. Irgendwo fand man die Veranstaltung einer großen Ausstellung opportun; überall sonst kam der Einfall unvermuthet und ungelegen. „Schon wieder!“ seufzten die Gewerbtreibenden; „kaum haben wir uns von der letzten erholt, die Wunden, die sie uns geschlagen, sind noch nicht vernarbt; laßt uns in Ruhe, wir bedürfen derselben.“ Aber die Personen, welche nicht bloß den Namen für solche Unternehmungen hergeben, sondern das Beste für dieselben thun, die Ausstellungsobjecte machen sollen, — die sind selten geneigt oder geeignet, auch das laute Wort zu führen und lassen es nur zu oft geschehen, daß über ihre Köpfe und ihre Taschen hinweg verhandelt und entschieden wird. Es ist ja begreiflich, daß Jemand, der so wenig persönlichen Einsatz zu leisten hat, wie er persönlichen Vortheil erwartet, geneigter ist, die Dinge vom „höheren“ Standpunkte aus zu betrachten und zu übersehen, daß das allgemeine Beste, dessen Sache er gegenüber den Sonderinteressen zu vertreten meint, doch schließlich die Summe aller Sonderinteressen ist.

„Wer nur sä't, was er selbst will essen,
Der sä't mit einer Todtenhand,“

mahnt uns ein Dichter. Aber wollte man immer nur für die Zukunft säen, so würde die Gegenwart Mangel leiden. Genug, Idealisten von weitem Blick, welchen das Nächstliegende zu gering und gemein ist, und Personen, welche sich von Interessen, aber nicht denen der Industrie, leiten lassen, pflegen sich enthusiastisch jeder neuen Ausstellungsidee zu bemeistern und so lange und so beredt auseinanderzusetzen, daß die Machtstellung, die diplomatischen Beziehungen, die Ehre, der Credit des Staates, die Zukunft der Industrie &c. &c. die Betheiligung erheischen, bis endlich die Regierungen dem entschiedenen Verlangen der öffentlichen Meinung nicht länger widerstehen können; und ist einmal officiell die Betheiligung proclamirt, so folgen die Aussteller halb willig, halb gezwungen, zuletzt sich mit dem Spielertrost beschwichtigend, daß Niemand die Chancen voraussagen könne, daß möglicherweise dieses eine Unternehmen für die früheren Entschädigung bringen werde. Und gerade über dieses Raisonnement darf man sich am wenigsten wundern, denn etwas von einer Lotterie hat ja jede große Ausstellung an sich: ungünstige Witterung, Krankheiten, ein kleines Wölkchen am politischen Horizont können alle Mühen und Arbeiten von Jahren schon um die Möglichkeit des Erfolges betrügen.

Und jahrelange Mühen und Arbeiten werden unter allen Umständen erfordert. Früher spiegelte man sich gern vor, ein Jeder solle herzubringen, was er täglich macht, nicht im Feierkleide, sondern im Werktagskittel solle sich die Arbeit zeigen. Das war allerdings die ursprüngliche Idee, allein die Größe und die rasche Folge der Ausstellungen haben diese Idee längst antiquirt. Die großen Massen des Publikums, welche sich einfinden müssen, um nur einigermaßen den Aufwand einer Weltausstellung zu decken, wollen ja nicht Fachstudien machen, sondern schauen, unterhalten sein, in dem großen Bilderbuche blättern. Und der Zuwachs an Bildung, welcher von den Ausstellungen mitgebracht wird, kann durchschnittlich auch nicht höher veranschlagt werden als der Gewinn aus dem Durchblättern illustrirter Prachtwerke. Die Weltausstellungen gleichen auch darin schon den alten Messen, daß der Besucher betäubt wird von dem gleichzeitigen Eindringen aller möglichen Effecte. Wie dort die Stimmen der Verkäufer und alle erdenklichen musikalischen Productionen durch einander tönten, so schreien hier Formen und Farben um die Wette, und wer keine

kräftige Lunge hat, sie nicht ausgiebig gebraucht, wer sich auf sein stilles Verdienst verläßt, oder wen man abseits von der großen Straße postirt hat, der bleibt unbeachtet.

Zu große Ausdehnung und zu rasche Folge, die beiden Hauptursachen aller der Uebel, welche sich stets neu fühlbar machen, hängen so innig zusammen, daß man hoffen darf, eine mit der anderen zu beseitigen. Darum Schutz gegen die Veranstaltung von Ausstellungen mit zu kurzen Intervallen. Nach Verlauf von zehn oder fünfzehn Jahren wird man Anderes, Neues vorlegen können, ohne par force Ausstellungsstücke zu machen; da wird Gelegenheit geboten sein, die Bestrebungen, Versuche, Richtungen vergleichend zu überschauen und die Ergebnisse zu prüfen; die Industrie und die mehr und mehr in den Ausstellungswirbel gezogenen gewerblichen Lehranstalten werden von dem hastigen, auf Schau und Schein berechneten Schaffen wieder zu ruhiger, gesammelter Thätigkeit gelangen, und beide werden sich nicht mehr gezwungen sehen, fast Jahr für Jahr beträchtliche Summen für Repräsentation auszugeben oder auf den Verlustconto zu bringen. Längere Zwischenräume heben aber zugleich das Concurrenzverhältniß zwischen den einzelnen Ausstellungen auf und machen es unnöthig, die Anziehungskraft jeder späteren durch größeren Umfang, größere Mannigfaltigkeit, größeren Luxus zu verstärken.

Man könnte einwenden, allen diesen Uebelständen sei auszuweichen, ohne daß die Regierungen incommodirt zu werden brauchten, es werde ja Niemand gezwungen, sich an einer Ausstellung zu betheiligen. Das ist insofern richtig, als die Gesetzentwürfe wegen Eröffnung eines Credits für Ausstellungskosten keine Bestimmung zu enthalten pflegen, welche die Gewerbtreibenden zur Theilnahme verpflichten und die Säumigen mit Strafen bedrohen würde. Allein es giebt ja Formen des sanften Zwanges genug. Der Appell an den Patriotismus, an den Bürgersinn, die Mahnung an das „Noblesse oblige“ beugen so manchen Widerstand. Aber auch rein geschäftliche Rücksichten können dazu nöthigen, Opfer zu bringen. Ein Concurrent zieht den anderen nach, weil die Frage nicht mehr so lautet: „Was kann dir mehr nützen?“ sondern: „Was kann dich mehr schädigen, die Betheiligung an der Ausstellung oder das Fernbleiben von derselben?“

Es hat daher wenig praktischen Werth, wenn nach einer großen Ausstellung Tausende feierlich geloben, sich künftighin auf keine solchen Abenteuer einlassen zu wollen: im Momente der Versuchung sind die Einen doch wieder schwach und müssen die Anderen sich der Bewährung ihrer Stärke entschlagen. Auch der Bestand der Spielbanken wurde dereinst mit dem Argument vertheidigt, im freien Staate müsse einem Jeden unbenommen sein, sich auf seine Façon zu ruiniren; wolle das Volk keine Banken, so brauche es ja nur dem Spiele zu entsagen. Aber man verzichtete doch lieber auf jenes Freiheitsrecht, wollte lieber nicht in Versuchung geführt sein, als siegreich aus derselben hervorgehen. Ebenso denken im vorliegenden Falle die meisten Industriellen. In Deutschland hat man sich aus jenen Kreisen bereits an die Regierung gewendet und sich principiell ausgesprochen gegen die Unterstützung von europäischen Ausstellungsunternehmungen, welche nicht mindestens durch eine zehnjährige Frist von den nächstvorausgegangenen getrennt wären. Wünschenswerth wäre es allerdings, daß eine internationale Verständigung über diesen Punkt erzielt werden könnte (und ich selbst habe unmittelbar nach der letzten Pariser Ausstellung für diesen Gedanken Propaganda zu machen gesucht); allein es leuchtet ein, daß die Cabinete von anderen Sorgen genug in Anspruch genommen werden, und das Ansinnen, sich zu binden, dürfte auch an mancher Stelle einer entschiedenen Abneigung begegnen. Umgekehrt wäre der Zweck zu erreichen, sobald nur einige der wichtigen Staaten sich zu dem ausgesprochenen Grundsatze bekennen wollten. Ein Land, welches dem Trotz bieten wollte, müßte dann von vornherein darauf verzichten, „die Welt“ zu Gaste zu laden; und dem Beispiele einiger großen würden sicherlich zahlreiche kleine Staaten folgen. Im Jahre 1878 konnte man ja in allerlei Sprachen die Klage vernehmen, daß Deutschland seine Absage nicht eher erlassen habe, da man sich sonst derselben mit Freuden angeschlossen haben würde.

Die Weltausstellungen waren es bis vor Kurzem allein, deren Ueberhandnehmen die Industrie bedrohte, und mit welchen sich daher die Reformpläne beschäftigten. Dabei wurde gewöhnlich der Pflege von Special- und Landesausstellungen das Wort geredet. Und von dem Guten, was man über diese Institution sagte, braucht auch nichts zurückgenommen zu werden. Nur ist auch diese Wohlthat bereits zur Plage geworden. Die Rivalität, welche dort Staaten und Weltstädte zu einer ihnen selbst und der Industrie wenig zuträglichen Ueberproduction an großen Ausstellungen verführte, hat sich in immer engere Kreise und kleinere Verhältnisse fortgepflanzt. Die unglückliche Maxime: „Wenn die in A. und B. sich den Luxus gestatten konnten, werden wir es doch auch dürfen"; die Sehnsucht, eine Rolle zu spielen, die Hoffnung, Geschäfte zu machen, vereinigen sich mit besseren Motiven, dem Drange zu nützen 2c., genau so in Provinzorten wie in den Residenzen; die Schlagwörter sind ganz die nämlichen da und dort, und der Schlußeffect pflegt verhältnißmäßig auch derselbe zu sein. Ja, wenn wir genau hinsehen, finden wir die Gefahren für den Gewerbfleiß fast größer bei dem Wuchern der kleinen als bei der zu raschen Folge der großen Ausstellungen, und um so dringender erhebt sich der Ruf nach Regelung dieses Wesens.

Unmöglich kann es einer jeden Stadtgemeinde oder jedem Gewerbeverein gänzlich anheimgestellt werden, wann und so oft es ihnen beliebt, die Gewerbetreibenden ihres Bezirkes aufzustören. In der Sprache der Programme heißt das: zum Wetteifer anspornen, Zeugniß von den Fortschritten ablegen und dergleichen mehr, was, in nüchternes Deutsch übertragen, häufig lauten müßte: den Industriellen und Handwerker vor und während der Ausstellung von seiner Thätigkeit abziehen, zu übertriebenen Ausgaben veranlassen. Im Kleinen wiederholt sich zunächst, was wir im Großen beobachtet haben. Es werden Ausstellungsstücke gemacht, die viel Zeit, Arbeit und Geld verschlingen und nur zu oft überhaupt unverkäuflich sind. Der Gewerbsmann, welcher den von einer kleinen Stadt gestellten Anforderungen ganz gut genügt, glaubt zeigen zu müssen, daß er auch Höheres leisten könne, und bringt ohne genügende Vorbildung, ohne Vorbilder, ohne Berather irgend ein Curiosum zu Stande, dessen Zwecklosigkeit durch die Kühnheit entschuldigt werden soll, mit welcher es sich über jegliche Stilbedingungen hinwegsetzt. Der Bewunderung sind dergleichen Kunststücke sicher, und wenn sie, wie begreiflich, keine Käufer finden, so glaubt der Verfertiger sich vollberechtigt zu der Klage, daß höheres Streben ohne Anerkennung bleibe. Gerade die kleinen Ausstellungen bergen in sich die Gefahr, anstatt Klärung der Begriffe, Läuterung des Geschmackes, bewußtes Vorwärtsstreben vielmehr Selbstgenügsamkeit und Ueberschätzung der Kräfte und Leistungen zu verbreiten. Von der fremden Beurtheilung wird Billigkeit gefordert, da heißt es gar bescheiden: An unser schlichtes Werk darf kein hoher Maßstab angelegt werden; ist aber der Localpatriotismus unter sich, so schrickt er vor Parallelen mit dem Allerbesten nicht zurück und weiß weniger enthusiastische Urtheile leicht zu entkräften, indem er sie für befangen, parteiisch, den Kritiker für böswillig oder unwissend erklärt. Einen nicht förderlichen, sondern die gesunde Entwickelung störenden Einfluß werden aber Ausstellungen um so eher haben, je kleiner das Gebiet ist, dessen Production zur Anschauung kommt, und die Gebiete müssen immer enger umschrieben werden, je häufiger die Ausstellungen werden. Die Ankündigungen besagen meistens zur Rechtfertigung, daß der betreffende Ort noch nie oder doch nur vor längerer Zeit eine Ausstellung gehabt habe; verschweigen es hingegen, wenn vielleicht im vorigen Jahre die Nachbarstadt im Osten, vor zwei Jahren jene im Westen der Schauplatz einer solchen gewesen, oder wenn es gar darauf abgesehen ist, einer solchen Nachbarin das Prävenire zu spielen. An solche Umstände erinnert man natürlich nicht gern, weil sie zu laut gegen das Bemühen sprechen würden, denselben Bezirk so häufig oder gar gleichzeitig von verschiedenen Seiten her in Mitleidenschaft zu ziehen. Doch kommt es auch vor, daß dasjenige, was von dem Project zurückhalten sollte, wahrheitsgetreu als Hauptmotiv für dasselbe aufgezählt wird.

Denn mitunter präsentiren sich neben den vorgeschützten, mehr oder weniger idealen Beweggründen die wahren in verblüffender und entwaffnender Naivetät. Daß die Ehre der Stadt engagirt sei, daß man nicht den X-xern allein den Ruhm lassen dürfe, ist noch das Wenigste. Man erfährt auch: es seien zwar diese und jene Bedenken laut geworden, und dieselben entbehren allerdings nicht der Begründung; aber die Leitung des Gewerbevereines erkenne die Verpflichtung, für denselben neue Mitglieder zu gewinnen, und für das geeignetste Mittel hierzu habe man eine Gewerbeausstellung gehalten, natürlich nur für Mitglieder oder solche, die es werden wollen. Diese Berechnung habe leider getäuscht, weder Mitglieder noch Aspiranten haben sich in genügender Zahl gemeldet; indessen habe „man" sich einmal an den Gedanken, die Stadt mit einer Ausstellung zu beglücken, gewöhnt, und so seien die Pforten weit geöffnet worden für Alle, die da kommen wollten, Einheimische und Fremde, Gerechte und Ungerechte. Die Frivolität eines solchen Gebahrens war den Veranstaltern — denn das Beispiel ist nicht etwa erfunden — gar nicht zum Bewußtsein gekommen, so wenig wie der über alle Beschreibung klägliche Erfolg ihrer Bemühungen. Und sollten in diesem oder in ähnlichen Fällen die Arrangeure endlich doch von dem Mißlingen ihres Werkes überführt werden, so dürften sie sich wahrscheinlich damit zufrieden geben, daß es ja genüge, Großes gewollt zu haben. Denn man würde gewiß Vielen Unrecht thun mit der Unterstellung, daß die volltönenden Phrasen nur aufgeboten würden, um Andere zu bethören, zunächst berauscht und bethört man sich selbst mit denselben. Und der Schatz an geflügelten Worten ist leider überreich, jede Unüberlegtheit läßt sich mit einem aus dem Zusammenhange gerissenen Citate entschuldigen. So richten die Sprüche, welche auch bei schwachen Kräften den guten Willen anerkannt wissen wollen, manche Verwirrung an, weil man außer Acht läßt, daß, wo es sich um das Gemeinwohl handelt, doch die Kräfte geprüft werden sollten, bevor man sie an ein schweres Unternehmen setzt.

Eine andere Seite der Ausstellungskrankheit wurde von einer deutschen Mittelstadt aus in drastischer Weise illustrirt. Während des ganzen Sommers, hieß es, habe dort die gewerbliche Arbeit so ziemlich gefeiert, weil die Meister, um Studien zu machen und ihren Bildungsdrang zu befriedigen, tagtäglich die Ausstellungsbierhalle besuchen mußten, und die der Reparatur bedürftigen Röcke, Stiefel &c. warteten daher sehnsüchtig auf das Ende der Festtage. Die humoristische Uebertreibung in dieser Schilderung zugegeben, bleibt doch immer eine Beobachtung übrig, von deren Wahrheit man sich bei jeder solchen Gelegenheit überzeugen kann.

Auch die localen haben gleich den Weltausstellungen fast ausnahmslos eine eigene Abtheilung für ältere kunstgewerbliche Arbeiten. Die Franzosen nennen dieselben retrospective Ausstellungen, die Deutschen suchen meist eine poetische Bezeichnung, wie: „Unserer Väter Werk" und dergleichen. Ueber eine derartige Zuthat sich zu beschweren, wird keinem Besucher beifallen, oft genug gewähren die Annexe mit alten Sachen die beste Entschädigung für das unerfreuliche Bild in den Haupträumen. Nur droht die Systemlosigkeit auch hier einen guten Gedanken zu Grunde zu richten. Jemand, welcher neulich (im Repertorium für Kunstwissenschaft) den Uebelstand besprach, daß für den gedachten Zweck die Museen förmlich ausgeplündert zu werden pflegen, bemerkte dabei richtig, ein Museum sei ja selbst eine permanente Ausstellung. Ergänzend darf man sagen, daß eine Ausstellung kein Museum ist und keines sein kann. Und so einleuchtend das zu sein scheint, so häufig wird es verkannt. Eine glänzendere und reichhaltigere retrospective Ausstellung als die im Jahre 1878 im Trocaderogebäude veranstaltete ist kaum zu denken; aber hätte man die dort zusammengetragenen Schätze streng historisch geordnet, so würden neben dem blendenden Ueberfluß in einzelnen Partien die klaffenden Lücken in vielen anderen sehr aufgefallen sein. Diese wären in Paris allerdings leicht zu füllen gewesen, wenn man die dortigen öffentlichen Sammlungen in Contribution gesetzt hätte. Aber das war grundsätzlich unterlassen worden, man wollte nicht die größten Kostbarkeiten des Louvre, des Musée Cluny, der großen Bibliotheken zur Abwechselung einmal unter andere verstreuen, sondern zeigen,

was Frankreich außer seinen Staatssammlungen besitzt. Die vorjährige Ausstellung in Brüssel wieder bewahrte ihren Charakter einer belgischen auch in der Section, welche der älteren Kunstindustrie gewidmet war, indem die Aufnahme in dieselbe an die Erfüllung einer von den beiden Bedingungen geknüpft war: entweder belgische Herkunft oder belgischer Besitz. Und das hatte einen vernünftigen Sinn. In den meisten Fällen aber besteht für diesen Theil einer Ausstellung gar kein Programm, man bemüht sich einfach, so viel als möglich Objecte geliehen zu erhalten, oder man macht, wie erwähnt, den Versuch, ein kunsthistorisches Museum zu improvisiren.

Das Recept hierfür ist ganz einfach. Das Inhaltsverzeichniß eines Museumskataloges liefert das „System", und für diejenigen Rubriken, welche durch die Beiträge der Liebhaber und allenfalls auch der Antiquitätenhändler nicht ausgefüllt werden, sollen die öffentlichen Sammlungen sorgen. Die Zumuthung ist etwas stark, nicht allein wegen der obenberührten, dem Zweck der Museen zuwiderlaufenden Zersplitterung derselben, sondern auch wegen der Gefahren, welchen oft unersetzliche Gegenstände auf dem Transport und in interimistischen Gebäuden ausgesetzt werden sollen. Und es ist begreiflich, daß die Sammlungsvorstände dergleichen Anforderungen gegenüber immer schwieriger werden, wie sich der bereits citirte Hofrath v. Lehner ausdrückt. Der kann freilich ein Lied davon singen, denn die Kleinodien des fürstlichen Museums zu Sigmaringen, dessen Director er ist, mußten in letzter Zeit Jahr für Jahr weite Wanderungen antreten. Und ähnliche Erfahrungen werden überall gemacht.

Die Einwände gegen die jetzige Methode ergeben sich indessen keineswegs nur unter dem Gesichtspunkte des Sammlungsvorstandes. Nicht nur weil die jetzt überall nach wissenschaftlichen Grundsätzen geordneten und für das Studium des Künstlers und Gelehrten mundgerecht gemachten Museen zerrissen werden, wehrt man sich gegen das ausgedehnte Leihwesen. Angenommen, es gelänge auf diese Weise wirklich, eine gewisse Vollständigkeit zu erreichen, so würde eine sogenannte Amateurausstellung doch aus verschiedenen Gründen niemals die Aufgabe eines Museums erfüllen können. Schon die Bedingungen, unter welchen manche Sammler allein ihre Sachen hergeben, machen dies unmöglich. Dem Einen liegt daran, sein Eigenthum als Ganzes hinzustellen, er verbittet sich die Eintheilung der einzelnen Dinge nach dem Material oder der Zeit, und wird ihm das nicht zugestanden, so ist er überhaupt nicht zu haben. Der Andere hat jedem Stück einen berühmten Künstlernamen angehängt, oder doch einen berühmten Fabricationsort und eine für den betreffenden Kunstzweig classische Zeit; kann man ihn durch Widerspruch kränken, ihm seine Dürer und Cellini streichen, seine Cameen und Majoliken als modern bezeichnen? Unmöglich! Echt und unecht, alt und neu, Schularbeit und Fälschung werden daher neben einander aufmarschiren und den Besucher, der lernen will, verwirren.

Und dennoch können die Landes- und Localausstellungen auch in dieser Richtung sehr Verdienstliches leisten, wenn sie sich innerhalb ihrer Schranken halten. Sie sollen sich ernstlich anstrengen, einerseits den heimischen Kunstfleiß in seiner Vergangenheit vorzuführen, andererseits den in dem Bezirke zerstreuten Kunstbesitz vorübergehend zu vereinigen. Eins wie das Andere kann sich höchst fruchtbringend erweisen, Forschung und Production, Künstler, Handwerker und Gelehrte werden mit Dank die Gelegenheit zu Studien wahrnehmen, welche sonst gar nicht oder doch nur mit großem Aufwand von Zeit und Kosten zu machen sein würden. Kommt auch nicht jedesmal ein bedeutender Künstler ans Tageslicht, wie in Münster der Goldschmied Anton Eisenhoit, so kann man doch immer darauf rechnen, daß eine gründliche Durchforschung der Schatzkammern der Klöster, Kirchen und Schlösser und ein systematisches Heranziehen der Liebhaber, der Besitzer von alten Erbstücken u. s. w. zur Vermehrung unserer Kenntnisse und zur Anregung der Schaffenden Erhebliches beitragen werde.

Um aber etwas Ordentliches zuwege bringen zu können, darf man selbstverständlich nicht zu oft an die Besitzer mit dem Ansinnen herantreten, sich ihres Eigenthums, wenn auch nur auf kurze

Zeit, zu entäußern. Mag der Gemeingeist noch so lebendig, mag Jemand noch so empfänglich dafür sein, seine Schätze allgemein bewundert zu sehen, schließlich hat doch der Kunstfreund seine Sachen für sich selbst, will selbst Genuß an denselben haben, so oft es ihm beliebt, und übrigens werden dergleichen Dinge durch wiederholtes Ein- und Auspacken, Verschicken u. s. w. bekanntlich nicht gerade besser.

Alle diese Betrachtungen spitzen sich also darauf zu, daß die absolute Ausstellungsfreiheit einiger Einschränkung bedarf.

Dabei ist das leidige Capitel der Preisvertheilung noch gar nicht berührt worden, und doch kann es nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Ein leidiges Capitel; denn ist bis dahin Alles in Frieden und zur Zufriedenheit verlaufen, gewährt die Ausstellung ein gutes Bild, wird sie zahlreich besucht und ausgiebig belobt und bleibt es nicht beim Lobe allein, werden sogar Geschäfte gemacht, so zerstört die Jury die ganze Harmonie. Das liegt an der Zusammensetzung der Jury, wird man sagen. Aber heute mehr als je sind wir berechtigt, zu behaupten, daß jede Jury ohne Ausnahme dasselbe Resultat haben wird. Und den Grund dafür glauben wir vor Allem darin suchen zu müssen, daß sehr bald das Wesen eines Preisgerichtes aus den Augen verloren wurde.

Bis zum Ueberdruß oft sind unsere Industrie-Ausstellungen mit den olympischen Spielen verglichen worden, das gegenseitige Prüfen und Messen der Kräfte, der Wetteifer, der Wettkampf, das Ringen um den Preis sind stehend in der Ausstellungsphraseologie, ohne daß man dabei an eine besondere Aehnlichkeit sich zu erinnern scheint, den Umstand nämlich, daß die Festspiele ursprünglich einen politisch-patriotischen Zweck hatten, die Jugend Griechenlands aneifern sollten, die Kräfte zu üben für den Dienst des Vaterlandes, mit der Zeit aber hauptsächlich zu Schaustellungen, zu Gelegenheiten wurden, durch Virtuosität in der Gymnastik zu glänzen. Wie dem aber sei, für die Wetteifernden, die Ringenden gab es nur einen Preis, Einer nur konnte in jedem Kampfe der Sieger sein, den Kranz von frischen Oelzweigen davontragen. Die moderne Jury hingegen hat nicht Einen als den würdigsten Bewerber um einen bestimmten Preis zu bezeichnen, sondern alle Bewerber zu censiren. Und das ist eine viel gehässigere Aufgabe, als wenn sie nur Einen auswählen müßte, so wenig sie auch in dem letzteren Falle den Anfeindungen und Verdächtigungen entgehen würde. Durch das Vermehren der Preise meinte man die Schwierigkeiten zu verringern und hat sie nur vergrößert. Ausgezeichnet wird jetzt eigentlich nur Derjenige, für welchen die Juroren gar keinen Preis übrig hatten. Und während dieser Leerausgegangene sich in seinen natürlichen Ausstellerrechten verletzt fühlt, da er für all' seine Arbeit und seine Ausgaben, und weil er nichts verkauft hat, doch wenigstens eine Anerkennung glaubte verlangen zu können — wird man unter den Betheiligten nur schwer Befriedigte entdecken. Wem ein niederer Preis zugesprochen wurde, der verlangt den ersten, und wer den ersten hat, möchte ihn allein haben. Das Verhalten des Durchschnittsausstellers (wenn ich so sagen darf) zur Jury erinnert an die Anekdote von dem heirathslustigen Mädchen, welches zum Pfarrer sprach: „Rathe mir gut, aber rathe mir nicht ab." So würden, gleiche Offenherzigkeit vorausgesetzt, die Juroren unzählige Mal zu hören bekommen: „Beurtheile mich gerecht, das heißt so, wie ich beurtheilt zu werden wünsche." Daß die Angelegenheit sich solcherart entwickelt hat, darf uns nicht Wunder nehmen, nachdem anstatt eines Preises für das Höchste Censuren der verschiedensten Grade eingeführt waren, auf den internationalen Ausstellungen die Juroren aus der Stellung eines unparteiischen Richters in die eines Anwaltes des betreffenden Landes gedrängt und dadurch die Preisvertheilung zum Resultat der Kämpfe, Compromisse und Intriguen von nationalen Parteien gemacht wurden und in kleineren Verhältnissen vollends eine Menge von Rücksichten zum Wort gelangt waren, welche mit der Sache gar nichts zu thun haben.

Nicht wundern dürfen wir uns über diese Gestaltung, aber deshalb muß doch anerkannt werden und wird auch allgemein anerkannt, daß dieser Zustand ein höchst unerfreulicher, der Sache nachtheiliger ist. Diese Erkenntniß hat eben zu einer un-

absehbaren Reihe von Experimenten und Besserungsprojecten geführt, durch welche freilich der Zustand kaum gebessert worden ist. Im Gegentheil erhöht jedes neue System das Wirrsal und bringt fast jede neue Ausstellung auch ein neues System zur Anwendung. Der Fundamentalsatz, daß der Geschworene nur über den Fall zu urtheilen habe, welcher ihm vorliegt, und daß er sich nicht durch Thatsachen bestimmen lassen könne, welche mit dem Fall an sich in keiner Verbindung stehen, wenn auch mit der Person, welche vor der Jury steht: dieser Grundsatz ist völlig in Vergessenheit gerathen. Vor einem Object, welches nicht preiswürdig erscheint, werden gern des Verfertigers frühere bessere Leistungen in Erinnerung gebracht. Nach gemeinem Menschenverstande sollte damit dem Betreffenden ein schlechter Dienst erwiesen werden, denn es charakterisirt die schwache Arbeit noch ausdrücklich als Symptom des Rückschrittes; allein die Absicht ist die entgegengesetzte, die Vergangenheit soll die Gegenwart decken, der Rückschritt soll belohnt werden. Die Argumente sind allbekannt: „Es ist wahr, der Mann ist nicht nur von seinen jüngeren Concurrenten weit überholt, er ist hinter sich selbst zurückgeblieben; aber man kann einer so alten Firma doch das nicht anthun, kann sie nicht gegen andere, die gewissermaßen auf ihren Schultern stehen, zurücksetzen —“ und läßt man sich einmal auf solche Concessionen an das Billigkeitsgefühl ein, so kann natürlich von einem Princip der Beurtheilung nicht mehr die Rede sein.

Noch größer wird die Confusion durch die Berufung auf frühere Auszeichnungen. Des Jurors Sache ist es nicht, und er ist auch gar nicht in der Lage, zu untersuchen, wodurch man sich vor Jahren in irgend einer Haupt- oder Provinzialstadt bestimmt gefunden hat, einen Aussteller zu prämiiren; er weiß nicht, wie die Beurtheilungscommission zusammengesetzt, in wie weit sie competent gewesen ist: aber deren Spruch soll er respectiren. Handelt es sich gar um das Votum einer Weltausstellungsjury, dann soll das eigene Urtheil völlig verstummen, als ob bei solchen Gelegenheiten immer nur von urtheilsfähigen, unabhängigen Richtern, Niemand zu Liebe und Niemand zu Leide, die Sprüche gefällt worden wären, und als ob sich die Verhältnisse seitdem nicht geändert haben könnten.

Diese Frage erhält zumeist praktische Bedeutung für den Ausspruch, außer Preisbewerbung zu treten. Nachdem einmal der Grundsatz zur Herrschaft gekommen ist, daß in der Regel jeder Aussteller sich der Beurtheilung zu unterwerfen habe und Ausnahmen ausdrücklich gestattet werden müssen, kann diese Bewilligung nur als die Auszeichnung höchsten Grades angesehen werden. Das giebt man auch meistens, vielleicht nicht in der Theorie, doch in der Praxis zu. Man fordert den Nachweis höchster Auszeichnungen von früheren Ausstellungen und sucht auch innerhalb dieser Beschränkung noch nach Cautelen. Aber am besten wird es doch sein, ein- für allemal das Vorleben, um im Gerichtsjargon zu sprechen, aus dem Spiel zu lassen. Ob bescholten, unbescholten oder ruhmvoll die Vergangenheit des Ausstellers sei, für die Gegenwart gilt in erster Linie seine Gegenwart, seine neueste Arbeit. Will er bei der Preisvertheilung Anderen nicht den Weg vertreten, so wird nichtsdestoweniger das, was er eingeliefert hat, in Betracht zu nehmen und demselben eventuell die höchste Anerkennung zu zollen sein durch den Ausspruch, daß Vergangenheit und Gegenwart gleich hoch stehen und daß es daher für angemessen erachtet werde, ihn über die Menge der Preisbewerber hinauszuheben.

In den Aeußerungen des Mißvergnügens über die Ergebnisse einer Preisjury fehlte früher nicht leicht eine bittere Bemerkung gegen die gewöhnlich von den Commissionen getroffene Wahl der Preisrichter, die natürlich von der Sache nichts verstanden oder doch von doctrinären Anschauungen ausgegangen waren. Wie könne man aber auch etwas Anderes erwarten, so lange das System der Bevormundung aufrecht erhalten werde. Da dergleichen Klagen gewiß oft einen Grad von Berechtigung hatten, ließ man neuerdings bei verschiedenen Gelegenheiten die Aussteller selbst ihre Richter wählen. Welche Erfahrungen dabei an anderen Orten gemacht worden sind, ist mir unbekannt; in Wien waren sie der merkwürdigsten Art. Zunächst legten Industrielle eine entschiedene Abneigung an den Tag, das Ehrenamt

zu übernehmen; sie mochten nicht über Ihresgleichen zu Gericht sitzen oder, wie Jemand sich ausdrückte, nicht einer dem anderen in die Tasche gucken. Und diese waren die weiseren gewesen, denn der Dank, welchen weniger vorsichtige einheimsten, war nicht groß. Gerade gegen die eigenen Vertrauenspersonen wendete sich der Zorn dessen, der seine Verdienste nicht gebührend gewürdigt sah. Mangel an Sachkenntniß konnte man diesen freilich nicht vorwerfen, und so wurden ihnen denn die kleinlichsten Motive, Brotneid zc., Schuld gegeben. Wenn das aber in einer so großen Stadt wie Wien der Verlauf ist, was ist dann von kleineren Orten zu erwarten, wo, abgesehen von allem Anderen, die Concurrenz der Geschäftsgenossen eine viel unmittelbarere, persönlichere ist! Vollends wenn eine Corporation, z. B. ein Gewerbeverein, die Ausstellung für den Kreis seiner Mitglieder veranstaltet, ist gar nicht abzusehen, wie man sich eine Preiszuerkennung vorstellt, welche diesem Begriff entsprechen und doch nicht den ganzen Verein in die Luft sprengen soll. Unter solchen Verhältnissen ist wohl nur eins durchführbar: die Vertheilung von Gedenkmedaillen an sämmtliche Theilnehmer ohne Unterschied.

Auf noch einen Uebelstand muß immer wieder hingewiesen werden: die Jury sieht sich fast nie einer klaren Fragestellung gegenüber, und schon deswegen giebt die Antwort so leicht Anlaß zu Bemängelungen. Was soll beurtheilt werden? Unserer früher entwickelten Ansicht nach nur die gegenwärtige Leistung, nicht eine frühere, nicht der Rang, Ruf, Credit des Ausstellers. Fragen wir jedoch weiter, welche Eigenschaften an dem Object für das Urtheil ausschlaggebend sein sollen, so wird der Bescheid sehr schwankend ausfallen. Die Neuheit, die Zweckmäßigkeit, die technische Tüchtigkeit, die künstlerische Erscheinung, der Umfang der Production, die Verbreitung des Fabricates und noch manche andere Umstände können betont werden, jeder dieser Gesichtspunkte ist berechtigt, aber das Confundiren derselben kann eben nur Confusion erzeugen, und doch beugen in der Regel die Vorschriften für die Jury der Verwirrung nicht vor, sondern begünstigen sie noch. Auch das würde vermieden werden, wenn es möglich wäre, das Institut der Preisvertheilung wieder seinem ursprünglichen Charakter zu nähern. Inzwischen müssen die Preisgerichte sich mit dem Auskunftsmitttel behelfen, ihr Urtheil zu motiviren, damit wenigstens nicht ein eiserner Ofen neuer Construction, ein in Eisen getriebener Candelaber und eisernes Kochgeschirr, welches sich durch Wohlfeilheit auszeichnet, mit einem und demselben Maßstabe gemessen werden, weil sie sich in einer Classe befinden.

Ein für alle Fälle passendes Juryreglement aufzustellen, würde wohl nicht möglich sein; auch mag es dahingestellt bleiben, ob auf diesem Punkte überhaupt die Staatsgewalt eingreifen könne und wolle oder nicht. Die öffentliche Discussion und das Beispiel dürften da vielleicht schon hinreichende Kraft besitzen. Manche andere Frage der Ausstellungstechnik kann hier füglich unberührt bleiben. Da vollziehen sich infolge der praktischen Erfahrung mancherlei Umwandlungen in der Stille.

Daß aber die Wünsche, welche wir im Sinne einer Regelung des Ausstellungswesens im Allgemeinen vorgebracht haben und schließlich kurz zusammenfassen wollen, keine persönlichen oder lediglich auf locale Verhältnisse begründeten sind, das lehrt die Uebereinstimmung derselben mit den auf dem jüngsten deutschen Handelstage ausgesprochenen Ansichten. Während die Meinungen über das Project einer Weltausstellung in Deutschland getheilt waren, bestanden doch Freunde und Gegner desselben darauf, daß keinem derartigen Unternehmen in Europa Unterstützung zu gewähren sei, welches nicht aus einer Uebereinkunft der bedeutenderen Culturstaaten hervorgegangen. So dürfen wir denn wohl hoffen, daß die Periode der eigenmächtigen Scenirung und des Mißbrauches des Namens und Credits der Industrie für politische Zwecke an ihrem Ende angelangt sei; wir dürfen hoffen, daß man die Production wieder zu Athem kommen lassen werde und daß die großen Ausstellungen, wenn sie seltener und wohlvorbereitet kommen, in jeder Beziehung ihrer Aufgabe besser entsprechen, tiefergehendes Interesse erregen, die Industrie geistig und materiell fördern werden. Ist aber einmal der Weg der Verständigung

von Staat zu Staat betreten, auf welchem man ja bereits zu so vielen hochwichtigen Resultaten, namentlich auf dem Gebiete des Verkehrs gelangt ist, so dürfte es auch nicht zu schwer sein, gewisse Grundsätze zu vereinbaren, damit neuerlichem ziellosen Hinausgreifen über die naturgemäßen Grenzen, dem Irrlichteriren vorgebeugt werde, zu welchem sich immer wieder Neigung einfinden wird.

In vielen Punkten würde das für Weltausstellungen Gültige auch auf die Local- und Specialausstellungen Anwendung finden und umgekehrt, wie denn im Allgemeinen die Einflußnahme der Regierungen in beiden Fällen sich in der gleichen Richtung zu bewegen hätte. Es kann nicht die Meinung sein, das Veranstalten von Ausstellungen etwa von einer Concession abhängig zu machen. Wohl aber scheint es überall dringend geboten, solchen keinerlei öffentliche Unterstützung und Förderung zu gewähren, wenn sie nicht gewissen Bedingungen genügen, gewisse Garantien bieten. Es zeigt sich unumgänglich nothwendig, die Kategorien festzustellen und getrennt zu halten, so einerseits Fach-, andererseits Landes- und Localausstellungen. Principiell nicht zu begünstigen wären die „Winkel-Weltausstellungen", überhaupt Unternehmungen ohne klares Programm; und so gut und in noch höherem Maße, als man sich dagegen wehrt, die Kräfte der Industrie durch zu häufige „Weltmärkte" unnöthig und übermäßig anzuspannen, muß man zu verhindern suchen, daß die Jahrmärkte zu Industrieausstellungen aufgeblasen und durch ein planloses, meistens nur einem ungerechtfertigten Ehrgeiz fröhnendes Vorgehen fortwährend Unruhe in die gewerblichen Kreise getragen, dem Schein- und Phrasenwesen Vorschub geleistet werde.

Dies ist auch der Standpunkt, welchen das österreichische Handelsministerium in dieser Frage einnimmt. Schon 1876 erließ es eine Verfügung, welche bestimmt war, die überschäumende Ausstellungslust ein wenig einzudämmen, indem sie die staatliche Subvention an eine Reihe von Bedingungen knüpfte. In einem Jahre sollte womöglich nicht mehr als ein derartiges Unternehmen unterstützt oder doch wenigstens hiervon nur abgegangen werden, falls die verschiedenen Ausstellungen in verschiedenen, nicht benachbarten Kronländern (Provinzen) stattfänden. Es wurde ferner ein günstiges Votum der Handels- und Gewerbekammer des Bezirks, materielle Unterstützung seitens der Stadtgemeinde, mehrmonatliche Vorbereitung und mindestens vierzehntägige Dauer gefordert, da nicht selten bei Gelegenheit von Volksfesten u. dgl. m. Gewerbeausstellungen improvisirt und für dieselben Subventionen verlangt worden waren. Allein diese Vorkehrungen zeigten sich noch nicht hinreichend. Deshalb ist neuerdings ein förmlicher Actionsplan für das Decennium 1880 bis 1890 aufgestellt worden. In diesem Zeitraume soll in jedem Jahre nur einem Verwaltungsgebiete Staatsunterstützung für eine Landesausstellung gewährt werden, d. h. eine Ausstellung, welche ein Bild der gewerblichen Entwickelung des ganzen Kronlandes zu geben geeignet ist und sich in Zeiträumen von wenigstens zehn Jahren wiederholen soll. Das Programm einer solchen Ausstellung ist mindestens ein Jahr vor deren Beginn der Regierung vorzulegen nebst dem ungefähren Kostenüberschlage, Mittheilung über die beabsichtigte Zusammensetzung der Jury, Gutachten der Handels- und Gewerbekammer und der Gewerbebehörde erster Instanz. Dadurch wird das Ministerium in die Lage gebracht sein, zu erwägen, welche Garantien die industrielle Bedeutung des Ortes, dessen geographische Lage, die Qualification der leitenden Körperschaften oder Persönlichkeiten darbieten; sie wird die etwaigen Kosten in das nächstjährige Budget aufnehmen und der zahl- und regellosen Concurrenz und der Zersplitterung der Kräfte einen Riegel vorschieben können. Kleinere, wie Regional-, Local- und Fachausstellungen, sollen immer nur mit Rücksicht auf die Landesausstellungen gefördert werden und in der Regel nur durch Bewilligung von Staatspreisen.

Gewiß wird jeder Freund der Sache diesen Maßnahmen Beifall zollen. Denn je mehr man die Bedeutung des Ausstellungswesens für das Gedeihen der Industrie würdigt, desto entschiedener muß Front gemacht werden gegen den Aus-stellungssport.



# Hand und Fuß des Menschen.

Von

**Prof. Dr. Alexander Ecker.**



Es ist eine bekannte Redeweise, von etwas, das geschickt gemacht ist, zu sagen: „Das Ding hat Hand und Fuß." So läßt Schiller seinen Wallenstein,* nachdem er den Brief, welchen der schwedische Oberst überbracht, gelesen, zu diesem sprechen:

„Der Brief hat Händ' und Füß'. Es ist ein klug, Verständig Haupt, Herr Wrangel, dem Ihr dienet."

Unser großer Dichter hat in diesen beiden Sätzen, indem er aus dem Besitz von Händen und Füßen auf ein kluges Haupt schließt, unbewußt zugleich auch einen wichtigen anatomisch-physiologischen Erfahrungssatz ausgesprochen, der dahin lautet: daß der gleichzeitige Besitz von Hand und Fuß in der Thierreihe nur dem mit der höchsten Intelligenz begabten Geschöpf, dem Menschen, zukommt.

Diese Wahrheit auf wissenschaftlichem Wege zur Anschauung zu bringen, die Bedeutung der Werkzeuge, die wir Hand und Fuß nennen, für die Stellung des Menschen in der Natur in einer allgemein verständlichen Weise darzustellen, ist die Aufgabe, die ich in den folgenden Blättern zu lösen versuchen will.

Betrachten wir die Classe der Säugethiere, an deren Spitze der Mensch steht, hinsichtlich ihrer Gliedmaßen, so finden wir, daß bei einer großen Anzahl derselben alle vier Extremitäten, vordere und hintere, nur dem Stand und Gang dienen, nur Stütz- und Ortsbewegungsorgane sind. Das Endglied einer Extremität aber, die bloß diesen Zwecken dient, nennen wir einen Fuß — eine Bezeichnung, die auch auf die Stützen von Gegenständen menschlicher Arbeit: Tisch, Stuhl, Glas 2c. übergegangen ist, — und Thiere, deren vier Extremitäten mit Füßen versehen sind, können wir daher im strengsten Sinne des Wortes Vierfüßer nennen. Solche echte Vierfüßer sind z. B. die Wiederkäuer (Rind, Schaf), die Einhufer (Pferd), Dickhäuter (Schwein) und ein Theil der Raubthiere.

* Wallenstein's Tod, 1. Act, 5. Auftritt.

Das Endglied einer Extremität dagegen, das in seiner vollkommensten Ausbildung gar nicht zur Stütze und Ortsbewegung, sondern nur zum Ergreifen und Festhalten von Gegenständen dient, nennen wir eine Hand, und der Mensch, der ein Paar solch vollkommener Werkzeuge besitzt, ist daher ein **Zweihänder**, wie ihn auch schon Linné in seiner kurzen plastischen Sprache bezeichnet.

Zwischen den Vierfüßern und den Zweihändern finden sich nun mannigfache Uebergänge. Während nämlich die hinteren Extremitäten stets reine Stütz- und Ortsbewegungsorgane bleiben, werden die vorderen — bei Bestehenbleiben dieser Function — nebenbei auch als Greiforgan und Waffe benutzt. Der Löwe geht nicht nur auf seinen Vorderbeinen, sondern er schlägt auch mit deren Tatze seine Beute nieder; das Eichhörnchen, so flink im Laufe auf seinen vier Beinen, bringt auch mit den vorderen derselben zugleich die Nüsse zum Maul. Nur **eine** Ordnung der Säugethiere nähert sich in der Beschaffenheit der Hand dem Menschen: es ist dies die Ordnung der Affen, diese aufdringliche Verwandtschaft, die Manchem schon so unangenehm zu werden beginnt. Die Affenhand ist in der That eine Hand, d. h. ein Greiforgan, wenn sie auch in mehrfacher Beziehung viel unvollkommener ist als die des Menschen, wie dies später noch genauer erörtert werden soll. Wie nun aber an dem einen Endpunkt der Säugethierreihe alle vier Extremitäten Füße sind (Vierfüßer), so sehen wir bei diesen auch die Füße zu Greiforganen, zu Händen werden, und es haben die Affen somit — es möge mir dieser Ausdruck gestattet sein — nicht nur Handhände oder Vorderhände, sondern auch Fußhände oder Hinterhände, entsprechend ihrer ganz für den Aufenthalt auf Bäumen berechneten Organisation. Nicht mit Unrecht haben daher Blumenbach und Cuvier aus ihnen eine besondere Ordnung, die der **Vierhänder**, gemacht und die Linné'sche Ordnung der Zweihänder (in welche dieser auch die Affen aufgenommen hatte) bloß für den Menschen reservirt.

In neuerer Zeit ist nun ein ziemlich lebhafter Streit tendenziöser Natur darüber entstanden, ob die Fußhand oder Hinterhand der Affen „Hand" oder „Fuß" sei, mit anderen Worten: ob die Affen Vierhänder oder Zweihänder seien.

Das Letztere wird namentlich von Huxley und der streng darwinistischen Schule behauptet; es wird infolge dessen die Ordnung der Vierhänder gestrichen und Mensch und Affe in engster Verbindung in die Ordnung der Zweihänder eingereiht. Der ersteren Ansicht, welche den Menschen allein als Zweihänder betrachtet, huldigen die mehr conservativen Naturforscher und an deren Spitze der vor nicht langer Zeit verstorbene ehrwürdige Nestor derselben, C. E. v. Baer. — Diese Frage, die mit der ganzen Anschauungsweise über die Stellung des Menschen in der Natur eng zusammenhängt, ist von einer sehr weitgehenden Bedeutung, und es dürfte wohl auch für ein größeres Publikum einiges Interesse haben, das Für und Wider zu hören und sich ein eigenes Urtheil zu bilden.

Um zu einem solchen die erforderlichen Unterlagen zu gewinnen, ist es aber nöthig, sowohl die Hand als den Fuß des Menschen nach ihrem anatomischen Bau, ihrer Function und somit ihrer Bedeutung zu betrachten. Beginnen wir mit der Hand.

## I. Die Hand.

Ein berühmter Arzt des alten Rom, der unter den Kaisern Marc Aurel und Commodus in der Weltstadt prakticirte, zugleich der einzige römische Anatom von Bedeutung, Claudius Galenus, hat in einer seiner anatomischen Schriften folgenden Ausspruch über die menschliche Hand gethan:* „Sowie der menschliche Körper unbewaffnet in die Welt tritt, so ist auch seine Seele ohne bestimmten Kunsttrieb. Als Ersatz für die Nacktheit und Wehrlosigkeit seines Körpers erhielt er die Hand, und für seine ihm angeborene Unkunde erhielt er den Verstand. Mit diesen ausgestattet, bewehrt er seinen Körper und schmückt er seine Seele mit allen möglichen Fertigkeiten. Und weil es besser für ihn ist, alle Waffen und alle Fertigkeiten zu benutzen, so wurde ihm keine

* Cl. Galeni opera. De usu partium, Cap. IV. u. V.

von diesen von Geburt an verliehen. Wie er den Verstand als das Vermögen aller Vermögen vor allen Thieren erhalten, so ist ihm auch die Hand als das Werkzeug aller Werkzeuge (organum ante organa, ὄργανον πρὸ ὀργάνων) verliehen worden."

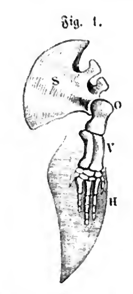
In der That ist die Hand das Werkzeug der Werkzeuge. Sie ist es ja, welche die Gedanken des Menschen in Thaten übersetzt, und das menschliche Gehirn ohne dieses Werkzeug wäre einem zeitlebens in einem Kerker gefangenen Genie gleich, dessen kühnste Pläne stets nur Gedanken bleiben. Und doch glaube ich nicht zu irren, wenn ich annehme, daß bis jetzt nicht viele meiner Leserinnen diesem wunderbaren Werkzeuge eine eingehendere Betrachtung gewidmet haben, während die erste amerikanische Nähmaschine denselben sicher Rufe der Bewunderung entlockt hat. — Ueber Wunder nachzudenken, die mit uns aufgewachsen oder uns sogar angewachsen sind, fällt überhaupt fast nur dem Naturforscher ein, und sehr richtig hat einmal ein berühmter Physiker gesagt, daß dieser stets in einer Welt von Räthseln wandle, während sich für den unbefangenen Menschen „Alles von selbst verstehe".

Dreierlei Eigenschaften sind es insbesondere, welche die Hand zu einem solch wunderbaren Werkzeuge machen. Sehen wir einen Bülow oder Rubinstein durch die Saiten des Claviers meistern, so bewundern wir die fabelhafte Beweglichkeit der Hand und der Finger. Betrachten wir dagegen in einer Blindenanstalt einen armen Blinden, wie er mit den Fingern über die in erhabenen Lettern gedruckten Seiten seines Buches hineilt, mit den Fingern sehend, lesend, so ist es das feine Tastgefühl, das unser Erstaunen erregt, und dazu kommt endlich, von den Wenigsten beachtet oder doch vom Tastsinn nicht unterschieden, zuletzt — aber keineswegs das Letzte — ein Drittes: das feine Gefühl der gemachten oder zu machenden Muskelbewegung, der Muskelsinn oder das Muskelgefühl. Wohl Jeder hat schon erfahren, wie genau die Hand die zu einer auszuführenden Bewegung nöthige Muskelkraft vorher abmißt, wenn er zum Beispiel eine für voll gehaltene, aber leere Wasserflasche hebend, wahrnimmt, welchen unnöthigen Aufwand von Muskelkraft er gemacht hat.

Will man nun ein volles Verständniß dieser wunderbaren Maschine gewinnen, so kann dieses nur auf dem Wege der Vergleichung dieses complicirten Organs mit anderen einfacher gebauten derselben Art geschehen, und dies zu thun, ist die Aufgabe der vergleichenden Anatomie und Physiologie. Die Wege dieser beiden in so enger Beziehung stehenden Disciplinen sind aber keineswegs die gleichen.

Fragen wir zunächst: was ist anatomisch vergleichbar oder homolog, so sind dies Organe oder Werkzeuge, die, wie verschieden auch ihre functionelle Bestimmung sein möge, sich in gleichwerthige Theile

Fig. 1.



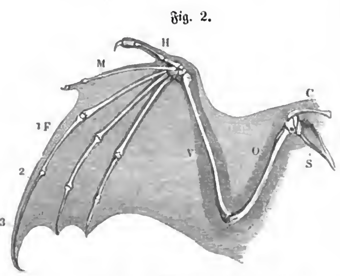

Skelet der Flosse des Delphins.
S Schulterblatt. O Oberarm. V Vorderarm. H Hand.

zerlegen lassen oder, wie die heutige Descendenzlehre sich ausdrückt, direct aus einander hervorgegangen (blutsverwandt) sind. In diesem Sinne homolog sind zum Beispiel die vorderen Gliedmaßen aller Säugethiere (überhaupt aller Wirbelthiere).

Betrachten wir zum Beispiel die Flosse des Delphins (Fig. 1), den Flügel der Fledermaus (Fig. 2), das Vorderbein des Löwen (Fig. 3), des Hirsches, des Pferdes, den Arm des Affen und endlich des Menschen (Fig. 4), wie verschieden sind sie alle in ihrer Function! Zum Schwimmen, Fliegen, Laufen, Klettern und tausend kunstvollen Verrichtungen geeignet und doch stets die gleichen zusammensetzenden Theile nur nach den verschiedenen Zwecken modificirt. Umgekehrt fassen wir

bei einem physiologischen Vergleich nur die Function ins Auge. So kann dieselbe Bewegung, zum Beispiel die in der Luft, das Fliegen, durch Organe vermittelt

Fig. 2.




Skelet des Flügels der Fledermaus.

S Schulterblatt. C Schlüsselbein. O Oberarm. V Vorderarm. H Hand, und zwar M Mittelhand. F 1 2 3 Erstes, zweites und drittes Fingerglied.

werden, die anatomisch durchaus nicht homolog sind, wie der Flügel eines Vogels und der eines Schmetterlings. Solche

Fig. 3.

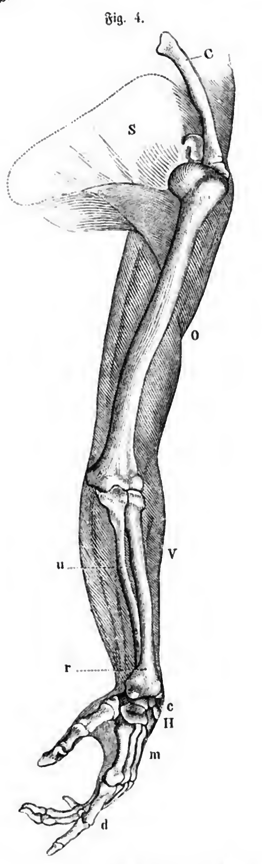



Skelet des Vorderbeines des Löwen.

S Schulterblatt. O Oberarm. V Vorderarm. H Hand.

Organe bezeichnet man als analog. Wir werden uns vorzugsweise mit der anatomischen Vergleichung beschäftigen; doch möge schon hier bemerkt sein, daß in biologischen Fragen, wie die vorliegende, auch der physiologischen ihr Recht werden muß.

Fig. 4.




Skelet des menschlichen Armes, in die Silhouette eingezeichnet.

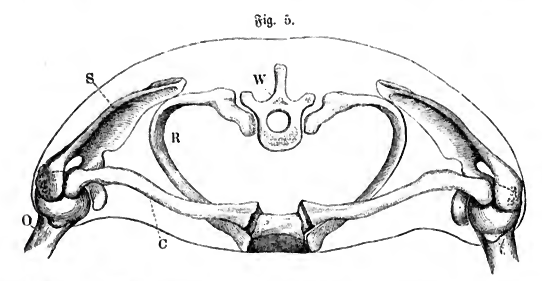
S Schulterblatt. C Schlüsselbein. O Oberarm. V Vorderarm, und zwar u ulna, r radius. H Hand, und zwar c Handwurzel, m Mittelhand, d Finger.

Einen nicht geringen Antheil ihrer Eigenschaften verdankt die Hand dem be-

weglichen Gliede, an dessen unterem distalen* Ende sie befestigt ist, dem Arm. Was eine Hand werden will, muß oben schon anfangen. Wir müssen daher auch den Arm in den Kreis unserer Betrachtung ziehen, und zwar zunächst die eigentliche Grundlage des ganzen Apparats, das knöcherne Skelet.

Am Skelet der vorderen Extremität (Vorderbein, Arm) aller Wirbelthiere unterscheiden wir zwei Abtheilungen: den Schultergürtel und die eigentliche Extremität. — Der Schultergürtel, das vermittelnde Glied zwischen Rumpf und Arm, durch welchen der letztere am Rumpfe befestigt ist (im gewöhnlichen Leben zum von der Hand erfaßt werden können, ein ungemein ausgedehnter ist. — Der zweite Knochen des Schultergürtels ist das schon erwähnte Schlüsselbein; es zieht sich als ein (besonders bei mageren Büsten auffallender) Querbalken — über dem bei heftigem Athmen, wie z. B. nach einer anstrengenden Galoppade auf einem Balle am deutlichsten zu sehen, die Haut tief einsinkt —, Brust und Hals trennend, vom Brustbein zum Schulterblatt, mit beiden durch Gelenke verbunden. Dieser Knochen ist für die Freiheit der Bewegung der oberen Extremität von ganz besonderer Wichtigkeit, indem er, wie insbesondere Figur 5 zeigt, einen Stützbalken oder

Fig. 5.




Ansicht des Schultergürtels des Menschen von oben, zur Verdeutlichung der Bedeutung des Schlüsselbeines als Strebepfeiler.

W Wirbelsäule. R Rippen. S Schulterblatt. C Schlüsselbein. O Oberarm.

Rumpf gerechnet, weil er von der Haut des Rumpfes überzogen ist), besteht beim Menschen aus zwei Knochen, dem Schulterblatt, einem flachen, dreieckigen, hinten zu beiden Seiten der Wirbelsäule aufliegenden Knochen, der bis auf eine quere Gräte ganz von Muskeln bedeckt ist. Der Umstand, daß dasselbe größtentheils nur durch Muskeln mit dem Rumpfe verbunden ist und nur an einer Stelle (vermittelst des Schlüsselbeines) durch Gelenkverbindung mit demselben zusammenhängt, verleiht demselben eine große Beweglichkeit in jeder Richtung, die natürlich in gleichem Maße auch dem am Schulterblatt eingelenkten Arme zu gute kommt, so daß der Umkreis, innerhalb dessen Gegenstände Strebepfeiler bildet, welcher das Gelenk zwischen Schulter und Oberarm weit vom Leibe entfernt hält und demselben somit eine weit größere Excursionsfähigkeit sichert. Bei allen Vierfüßern, d. h. bei allen Säugethieren, welche ihre vordere Extremität nur zur Ortsbewegung benutzen, fehlt dieser Knochen ganz, und damit sinkt, wie z. B. beim Pferde (Fig. 6), das Schulterblatt vom Rücken an die Seite des flachen Rumpfes herab. In den Uebergangsformen tritt dasselbe allmälig auf, erreicht aber erst bei Affe und Mensch die volle Entwickelung.*

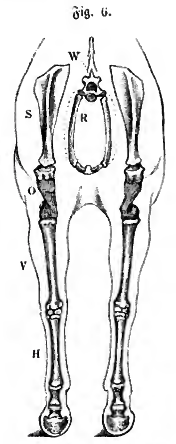
Das Skelet des Armes selbst besteht aus einem Knochen des Oberarmes, welcher durch das Schultergelenk ein unge-

* Mit „distal" bezeichnet man das vom Mittelpunkt des Körpers entferntere Ende eines Gliedes; mit „proximal" das näher gelegene.

* Bei den fliegenden Säugethieren (Fledermäuse), die ich hier außer Acht lasse, ist dasselbe ebenfalls sehr entwickelt. (S. Fig. 2.)

mein freies, sogenanntes Kugelgelenk, mit dem Schulterblatt verbunden ist, aus zwei Knochen des Vorderarmes und aus dem Skelet der Hand, das aus siebenundzwanzig Knochen zusammengesetzt ist. Wo eine wirkliche Hand vorhanden ist, da sind die beiden Knochen des Vorderarmes, Speiche und Ellenbogenröhre (r u. u, Fig. 4), um einander drehbar, während bei den Thieren, bei welchen die vordere Extremität bloß Stütze und Locomotionsorgan ist, diese Drehung

Fig. 6.




Schultergürtel und Vorderbeine des Pferdes, von vorn gesehen,

W Wirbel. R Rippen. S Schulterblatt. (Schlüsselbein fehlt.) O Oberarm. V Vorderarm. H Hand.

fehlt, ja beide Knochen häufig mehr oder minder zu einem einzigen verschmolzen sind. Diese Drehung der Vorderarmknochen ermöglicht zugleich die Drehung der Hand selbst um ihre Längsachse. Von den beiden Knochen des Vorderarmes steht nämlich nur das Ellenbogenbein (u) in fester Verbindung mit dem Oberarmknochen, und zwar durch ein sogenanntes Schraubencharniergelenk, welches nur zwei Bewegungen des Vorderarmes gegen den Oberarm, Beugung und Streckung, gestattet. Die Speiche dagegen (r), unten viel breiter als oben, steht vorzugsweise in Verbindung mit der Hand, so daß diese allen Bewegungen der Speiche folgen muß, folglich auch ihrer Drehung um das Ellenbogenbein herum. Daß die Drehbewegung der Hand durch Drehung der Vorderarmknochen geschieht, kann Jeder an sich sofort wahrnehmen, wenn er, während er zum Beispiel mit der linken Hand den rechten Vorderarm fest umfaßt, die rechte um ihre Achse zu drehen versucht.

Von den siebenundzwanzig Knochen der eigentlichen Hand gehören vierzehn den



Fig. 7.




Skelet der Hand des Menschen, in die Silhouette eingezeichnet.

V Vorderarm. R Speiche. U Ellenbogenröhre. C Handwurzel. M Mittelhand. F Finger.

Fingern, die je drei Glieder besitzen, mit Ausnahme des Daumens, welcher deren nur zwei aufzuweisen hat. Von den übrigen dreizehn Knochen, die sich äußerlich weniger erkennen lassen, sind fünf lange Röhrenknochen, an deren unterem (distalen) Ende die Finger eingelenkt sind. Von diesen fünf Knochen sind vier unter einander fester verbunden* und bilden das Skelet der eigentlichen Handplatte (Fig. 7, M)

* Da an der skeletirten Hand die verbindenden Theile fehlen, gewinnt der Laie leicht den Eindruck, als gehörten diese Knochen noch den Fingern an, die daher viel länger erscheinen.

oder Mittelhand, während der Mittelhandknochen des Daumens frei beweglich ist und gleichsam das fehlende erste Glied dieses Fingers ersetzt. Während die Fingerglieder unter sich nur Bewegungen in einer Richtung, Streck- und Beugebewegungen, ausführen können, ist im Gelenk zwischen Finger und Mittelhand auch eine Seitenbewegung möglich, die jedoch nur im gestreckten Zustande der Finger (Spreizen derselben), in der Beugung dagegen (im Interesse des festen Zusammenschließens der Finger zur Faust) nicht ausführbar ist. Die Verbindung der Mittelhand mit dem Vorderarm endlich wird durch sieben kleine, mehr oder weniger rundliche Knochen vermittelt, die den obersten, dem Vorderarm nächsten, schmalsten Theil der Hand bilden: die sogenannte Handwurzel (Fig. 7, C), weswegen wir sie Handwurzelknochen nennen. Dieselben liegen in zwei Reihen: einer aus vier Knochen bestehenden unteren oder distalen, welche durch Bänder fest zu einer compacten Masse verbunden sind und die Mittelhandknochen tragen, deren obere (proximale) Enden nicht nur mit denselben, sondern auch unter sich fest verbunden sind, mit alleiniger Ausnahme des Daumens, dessen Mittelhandknochen frei beweglich ist und der deshalb von der übrigen Hand weit abgezogen und in die Handfläche hineingerückt werden kann. Die zweite oder proximale Reihe der Handwurzelknochen, welche nur aus drei Knochen besteht, ist beweglich mit der ersten verbunden und vermittelt zugleich die Gelenkverbindung mit dem Vorderarm und somit die Bewegungen der Hand als Ganzes an diesem. Von den möglichen Bewegungen der Hand als Ganzes haben wir die eine, die Drehung um die Achse, schon kennen gelernt; außer dieser vermag aber die Hand nach der Fläche vor- und rückwärts gebeugt (Flächenbewegung, Beugung und Streckung) oder seitwärts nach den Rändern gebogen zu werden (Ränderbewegung). Während im Gelenk zwischen Vorderarm und Handwurzel namentlich die letztere ausgeführt wird, dient das Gelenk zwischen beiden Reihen der Handwurzelknochen namentlich der ersteren Art der Bewegung.

Was nun aber das Endglied einer Vorderextremität erst zu einer wirklichen Hand stempelt, das ist neben der freien, insbesondere durch Anwesenheit eines Schlüsselbeins bedingten Beweglichkeit der ganzen oberen Extremität die freie Drehbarkeit der Vorderarmknochen und damit der Hand, die Fünfzahl der Finger — während diese bei den Vierfüßern bis auf zwei (Rind) oder einen (Pferd, Fig. 8) schwinden — und vor Allem der Besitz eines den anderen Fingern gegenüberstellbaren Daumens. Erst durch den Daumen wird die Hand zu einer wirklichen Hand, das heißt zu einer fassenden Zange, zu

Fig. 8.




Skelet des Vorderfußes (Hand) des Pferdes.

C Handwurzel. M Mittelhand. F Finger. 1 2 3 Erstes, zweites, drittes Glied.

einem Greiforgan; ohne Daumen ist sie nur eine Pfote. Der Daumen aber verdankt seine große Bedeutung namentlich dem Umstand, daß sein Mittelhandknochen sehr beweglich an seinem Handwurzelknochen eingelenkt ist. Durch eine Anzahl besonderer Muskeln beweglich, kann er den anderen Fingern gegenübergestellt oder von der übrigen Hand weit abgezogen werden und ist dabei einer Kraftentwickelung fähig, die der der übrigen Finger zusammengenommen fast gleichkommt; er ist der stärkste und kräftigste und deshalb

sowie wegen seiner selbständigeren Bewegung der wichtigste Finger.

Der Daumen der menschlichen Hand aber übertrifft denjenigen der Hand aller Affen, selbst der höchsten, nicht nur an Länge, sondern auch in seinem anatomischen Bau. Der Affenhand fehlt durchweg ein wichtiger Muskel, der lange Daumenbeuger (flexor pollicis longus), der offenbar wesentlich zu dem vielseitigen und umfassenden Gebrauch des Daumens und somit der ganzen Hand des Menschen beiträgt, so daß man wohl berechtigt ist, mit Bischoff zu sagen, daß der Besitz dieses Muskels einen wesentlichen Unterschied zwischen Menschen- und Affenhand bildet. — Die hohe Bedeutung des Daumens der Menschenhand ist daher auch zu allen Zeiten anerkannt gewesen. Gegenhand, kleine Hand, ἀντίχειρ, nannten ihn die Griechen, Fingervater die Orientalen. Verlust des Daumens raubt der Hand den größten Theil ihrer Kraft und Verwendbarkeit; weder Nadel, noch Schwert, noch Feder kann sie fürder mehr führen; den Daumen verlieren heißt nahezu die Hand verlieren. Am Daumen verstümmelte römische Soldaten wurden vom Kriegsdienst befreit, und nicht selten kam es vor, daß, um diesem zu entgehen, sie sich selbst den Daumen abhackten; so entstand aus dem Worte „pollice truncus“ (ein am Daumen Verstümmelter) das Wort „poltron“ (Feigling). Die Athener schnitten den gefangenen Aegineten den Daumen ab, damit sie das Ruder nicht mehr führen konnten, und von diesem grausamen Rechte des Siegers kennen wir noch manche andere Beispiele aus dem Alterthum; die Bibelfesten unter den Lesern dieses Aufsatzes will ich nur an das Buch der Richter und den Ananiterkönig Adoni-Besek erinnern. Auch die Justiz erkennt diese Superiorität des Daumens an; nach dem alten angelsächsischen Gesetze wird dessen Schädigung mit zwanzig, die des Mittelfingers nur mit einem Schilling bestraft; und vor Allem weiß die Chirurgie: „den Daumen erhalten“ heißt „die Hand erhalten“.

Was die übrigen Finger betrifft, so sind dieselben bekanntlich nicht von gleicher Länge, und Jeder weiß, daß der Mittelfinger der längste, der kleine Finger der kürzeste ist. Viel verschiedener wird die Antwort lauten, wenn die Frage aufgeworfen wird, welcher von den beiden übrigen Fingern der längere ist, der Zeigefinger oder der Ringfinger, und ich bin ziemlich sicher, daß die meisten meiner Leserinnen diese Frage erst beantworten werden, nachdem sie zuvor einen Blick auf ihre Hand geworfen haben. Könnte ich diese Antworten alle sammeln, so würde sich ergeben, daß dieselben sehr verschieden lauten, indem die Einen den Zeigefinger, die Anderen den Ringfinger für länger erklären. Ebenso verschieden lauten auch die Urtheile der Anatomen, und es ergiebt sich aus alle dem, daß das Längenverhältniß der beiden Finger überhaupt ein sehr wechselndes ist.* Welche Bildung ist nun aber als die schönere (höhere) Form anzusehen? Wenn ich finde, daß bei allen Affen der Zeigefinger kürzer ist als der Ringfinger, wenn ich ferner bemerke, daß große Maler und Bildhauer schöne Hände, besonders Frauenhände, fast immer mit einem relativ längeren Zeigefinger ausgestattet haben, so kann ich fast nicht umhin, dieser Bildung den Vorrang einzuräumen. Die ungleiche Länge der Finger ist aber nicht etwa bedeutungslos, sie steht vielmehr mit anderen Verhältnissen in nächster Beziehung, nämlich mit der Beweglichkeit der Mittelhandknochen auf der Handwurzel. Der Mittelhandknochen des kürzesten Fingers, des Daumens, ist der beweglichste; der Mittelhandknochen des längsten, des Mittelfingers, der am wenigsten bewegliche; dem Daumen zunächst folgt, wie in der Länge so auch in der Beweglichkeit, der fünfte Finger, während Zeige- und Ringfinger die Mitte halten. Infolge dieser Einrichtung kann durch das Abwärtsrücken der Seitenwände der Hand die Fläche derselben zu einem kugelförmigen Hohlraum (dem primitivsten Trinkgefäß, dem sogenannten Becher des Diogenes) umgewandelt werden, und die gebogenen Finger können eine Kugel (z. B. eine Billardkugel) vollkommen umgreifen, indem ihre Spitzen in einer Ebene liegen, welche ein Tangente dieser Kugelfläche ist, eine Bewegung, welche z. B. die Affenhand durchaus nicht

* S. hierüber: Ecker, Ueber einen schwankenden Charakter der Hand des Menschen. Archiv für Anthropologie, Band VIII.

in der Weise ausführen kann, während diese als ein vierfingeriges Haken- oder Klammerorgan trefflich geeignet ist, einen Cylinder, also z. B. einen Baumast, zu ergreifen,* wie Fig. 9 deutlich zeigt.

Die Beweglichkeit der Finger selbst betreffend, so haben nach dem Daumen der Zeigefinger und der kleine Finger am meisten die Fähigkeit, sich gesondert von den übrigen zu bewegen, wozu sie vor Allem durch den Besitz besonderer Muskeln befähigt werden. So hat z. B. der Zeigefinger einen besonderen Streckmuskel, der ihm leicht gestattet, allein, getrennt von den übrigen, ausgestreckt zu werden, eine Bewegung, die ihm ja eben seinen Namen Zeigefinger (indicator) verschafft hat. Aus dieser Verwendung und aus

Fig. 9.



Hand des Orang-Utang.

dem Umstande, daß dieser gesonderte Muskel allen Affen, selbst dem Orang-Utang und Chimpanse fehlt — nur der Gorilla hat denselben, jedoch sehr schwach ausgebildet —, ist man wohl berechtigt zu schließen, daß dieser Muskel, wie Bischoff richtig bemerkt, „mit den gesticulatorischen und pantomimischen Bewegungen der Hand", also mit Begriffbildung und Sprachvermögen in einem gewissen ursächlichen Zusammenhang stehe, und man darf daher wohl mit Bischoff behaupten, daß der Besitz dieses Muskels einen specifisch menschlichen Charakter bilde, wenn auch der Name „Humanitätsmuskel", den man ihm gegeben, etwas zu emphatisch klingt. — Am wenigsten selbständig beweglich ist der vierte Finger, dessen Sehnen mit denen der Nachbarfinger besonders innig verbunden sind, und angehenden Clavierspielern pflegt die besondere Widerspenstigkeit dieses Fingers, insbesondere beim Einüben der Triller, nicht zu entgehen.

* Ob der Gorilla eine Ausnahme von dieser Regel, die auch für die anthropomorphen Affen gilt, macht, ist mir nicht bekannt. Es steht zu hoffen, daß man, nachdem diese Frage im Zool. Anzeiger von Carus (1879, Nr. 40, S. 552) aufgeworfen, bald über sie ins Klare kommen wird.

Mit Länge und Beweglichkeit der Finger steht nun ihre Namengebung in engster Beziehung, und es mag daher wohl am Platze sein, hierüber unseren großen Sprachforscher Wilhelm Grimm, dem wir eine vortreffliche Abhandlung über diesen Gegenstand verdanken, zu hören.* — Diese empfindlichen und beweglichen Organe, sagt Grimm, gleichsam die Spitzen des leiblichen Lebens, an denen das geistige sich regt und zum Ausdruck kommen will, wurden von der dichterisch personificirenden Auffassung vieler Völker in ihrer Kindheit gleichsam als besondere selbständige Wesen betrachtet und auf sie Natur und Kräfte kleiner geisterhafter, koboldartiger Wesen übertragen. So auch bei unserem deutschen Volke in seiner fernen Kindheit; denn die ursprünglichen Namen der Finger verrathen solchen Ursprung, sind davon abzuleiten und klingen aus zahllosen Märchen, Volksreimen und Kinderversen noch heute nach;** so wenn

* W. Grimm, Abhandlungen der Berliner Akademie aus dem Jahre 1846. Berlin 1848. S. 425.

** Am meisten gilt dies und ist bekannt vom Daumen (dumo) oder Däumling, der geschickt, pfiffig und listig ist, dem, wie dem Zwerge Alberich, geheime Kräfte zu Gebote stehen und dem glückt, was er unternimmt. Die anderen Finger brauchen ihn, und wenn sie ohne ihn ausziehen und in Gefahr kommen, so rufen sie ihn, der dann Alles wieder in Ordnung bringt. — Die alte Bezeichnung des zweiten oder Zeigefingers klingt im Altdeutschen viel weniger human als die heute gebräuchliche; dort heißt er nämlich leckari, der Leckfinger, der Naschhafte (gewiß mit dem griechischen λιχανός, dem Namen des Zeigefingers, verwandt), und diese Bezeichnung findet sich noch im Niederdeutschen als Butterlecker oder Leckmännchen. Die übrigen Bezeichnungen außer Zeigefinger, nämlich Schweigefinger (von dieser Geberde), Bogenspanner, Zählfinger, Frauenfinger, sind offenbar viel späteren Datums und mehr gemacht als geworden. Entschieden am schlechtesten unter seinen Brüdern kommt der Mittelfinger weg, der den Namen langwar trägt, was ungefähr so viel bedeutet als „bösartiger Alp". Eine Menge ehrenrühriger Benennungen, worunter die „der Ungezogene", weil er als der längste Alles zuerst berührt, noch die mildeste ist, und die man ihrer Derbheit wegen nicht wiedergeben kann, häufen sich auf ihn, während der



97244

die Mutter ihren Kleinen die Fingerchen benennen lehrt und, beim zweiten anfangend, sagt: „Der ist ins Wasser gefallen (nämlich beim Obstnaschen), der zieht ihn heraus, der legt ihn ins Bett (der Arzt), der läuft zur Mama, um ihr Alles zu hinterbringen“; oder: „Das ist der Daumen, der (das Leckmännchen) schüttelt Pflaumen,“ u. s. w.

Da die Hand ein so charakteristisch rein menschlicher Theil des Menschen ist, so läßt sich von vornherein erwarten, daß nach Individualität, Race, Geschlecht sich Verschiedenheiten derselben finden, die nicht minder groß sind als die in der Bildung des Kopfes und der Gesichtszüge auftretenden. So steht die Negerhand durch ihre Schmalheit und Länge sowie durch die Kürze des Daumens der Affenhand näher, und unter den Europäern sind die Physiognomien nicht verschiedener als die Hände. Es giebt daher auch eine Physiognomik der Hand wie des Gesichts, und auch über diese sind ganze Bücher geschrieben worden. Andererseits haben, so zu sagen instinctiv, die großen Künstler aller Zeiten solche Verschiedenheiten in treffender Weise wiedergegeben, und in der That lassen sich dieselben auch viel besser malen oder plastisch darstellen als beschreiben und anatomisch begründen. Eine Hand gut wiederzugeben, gehört allerdings zu den größten Aufgaben des Künstlers, und wie verschieden sie gelöst wurde, das sehen wir, wenn wir die unschönen langen Hände auf vielen unserer altdeutschen Bilder mit denen der griechischen Plastiker oder der alten Italiener vergleichen.

Etwas ganz Anderes als die Physiognomik der Hand, worunter wir das Studium der individuellen — wohl mit den übrigen psychischen und physischen Eigenthümlichkeiten des Individuums in gewisser Beziehung stehenden — Eigenthümlichkeiten der Hand verstehen, ist die Chiromantie (χεὶρ-μαντεία) oder die Handwahrsagekunst, das heißt die schon im Alterthum gekannte und selbst noch heute, wenigstens von Zigeunern geübte, angebliche Kunst, aus den individuellen Verschiedenheiten gewisser Hautfurchen in der Hohlhand einer Person nicht nur ihren Charakter, sondern auch ihr jetziges und künftiges Lebensschicksal zu erkennen. Wenn ich diesen Furchen, die man alle mit besonderen, dieser Wahrsagekunst entsprechenden Namen wie Lebenslinie, gemeine oder Tischlinie, Glückslinie, Entscheidungslinie ꝛc. bezeichnet hat, hier einige Worte widme, so geschieht dies nur, um auf eine weit weniger gekannte, aber viel wichtigere Bedeutung wenigstens der hauptsächlichsten derselben aufmerksam zu machen. — Wie eine aufgezogene Landkarte stets in bestimmten Falten zusammengelegt wird, so faltet sich die Haut der Hand bei den mannigfachen Bewegungen derselben auch stets an ganz bestimmten Stellen, nämlich an der Stelle der Gelenke, und es sind diese Stellen für Niemanden wichtiger als für den Anatomen und ganz besonders für den Chirurgen. Wir können sie einfach als Faltungs- oder Gelenkfurchen bezeichnen. (Fig. 10.) So ist die sogenannte Lebenslinie (a a) nichts Anderes als die Faltungslinie für das Gelenk zwischen Mittelhandknochen des Daumens und Handwurzel, die gemeine Linie (b b) die Gelenkfaltungslinie des Gelenks zwischen den drei letzten Fingern und der Mittelhand, die Kopflinie (c c) die Faltungslinie für die isolirte Bewegung des Zeigefingers auf der Mittelhand u. s. w., was Alles Jedermann bei der Bewegung seiner eigenen Finger prüfen kann. Auch in dieser Beziehung ist die Affenhand, entsprechend dem oben (S. 99) bemerkten Verhältniß, von der menschlichen verschieden,

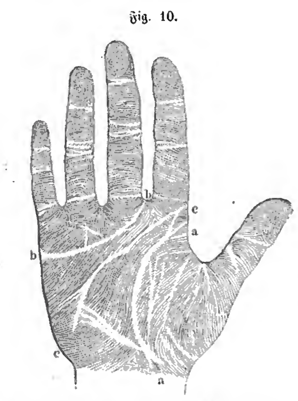
---

vierte oder Ringfinger gerade umgekehrt unter den vier Fingern nach dem Daumen entschieden der bevorzugte ist. Sein Name bedeutet im Altdeutschen so viel als Arzt oder auch Zauberer, und dies gewiß nicht, wie spätere Ausleger aus dem Worte medicus herauslasen, weil Doctoren mit diesem Finger Salben ꝛc. zu reiben pflegen, sondern weil man diesem Finger, wie dem Handauflegen ja überhaupt, ganz besonders heilende Kräfte zuschrieb. Er ist ein Zauberer im wohlthätigen Sinne, er stillt Schmerzen und heilt Krankheiten. Er ist es auch, der den Brautring trägt, daher Ringfinger, Goldfinger, Prangfinger, und wie um seine Reinheit und Unschuld auszudrücken, Jungfrauenfinger, und weil er das Zeichen inniger Vereinigung der Herzen trägt, Herzfinger. Der kleine Finger, ministo, der Kleinste, Mindeste, der Blinzler, μύωψ, Ohrfinger, Ohrgrübler, sieht nicht über die anderen hinweg, hört aber desto besser. Er ist der einschmeichelnde, listige, diebische, kriechende, aufhorchende kleine Kobold, der Alles auskundschaftet und referirt. Zudringlichen Nachfragen nach der Quelle einer Nachricht pflegt man daher mit einem Hinweis auf ihn auszuweichen, indem man sagt: „Mein kleiner Finger hat mir's gesagt.“

indem anstatt der beiden Linien, der gemeinen und Kopflinie, in der Regel nur eine gleichmäßig für die Gelenke aller vier Finger bestimmte Furche quer durch die Hand zieht (die sogenannte Affenfalte).

In dem Bisherigen habe ich das Skelet der Hand und der ganzen oberen Extremität, die anatomische Grundlage, das eigentlich Formgebende des ganzen Apparates, betrachtet und daran die Schilderung der Form der Hand überhaupt geknüpft. Es ist nöthig, nunmehr, an das Erstere anschließend, auch den

Fig. 10.




Handfläche des Menschen mit den Gelenkfalten und den Tastleisten der Fingerballen.

Weichtheilen, welche das Skelet umgeben und der eigentliche Sitz der Lebenseigenschaften der Hand sind, eine kurze Betrachtung zu widmen. — Als die Lebenseigenschaften der Hand, welche sie für uns zu einem so wichtigen Organe machen, habe ich oben genannt die große Beweglichkeit, das genaue Muskelgefühl und den feinen Tastsinn derselben. Es würde die mir gesteckten Grenzen weit überschreiten, wenn ich zur näheren Erläuterung der erstgenannten Eigenschaft genauer auf die Beschreibung der circa fünfzig Muskeln des Armes und der Hand eingehen wollte; ich muß mich darauf beschränken, einiges Wenige über die Anordnung derselben, was mir von besonderem Interesse scheint, zu erwähnen. Das Eine ist die Thatsache, daß trotz der sonstigen Scheu der Natur vor unnöthiger Kraftvergeudung in Betreff der Befestigung der Muskeln an den Knochenhebeln — wie an den Armmuskeln gerade besonders deutlich zu sehen — der Geschwindigkeit der Bewegung einerseits und der schlanken Form der Extremität andererseits ein erhebliches Opfer an Kraft gebracht ist. — Ein zweiter Punkt ist folgender: Wie die Zugkraft dreier Pferde durch ein einziges dünnes, aber starkes unelastisches Tau auf einen zu ziehenden Balken übertragen wird, so kann die Kraft eines Muskels von bedeutendem Querschnitt durch eine dünne Sehne auf einen Knochen übertragen werden. Wären alle Muskeln, die die Hand bewegen, an dieser selbst angebracht, so befände sich diese in einem wahren embarras de richesse, das heißt vor lauter Muskeln wäre die Hand so plump geworden, daß sie kaum zu bewegen wäre. Nun aber liegt die Mehrzahl der Muskeln, welche Hand und Finger bewegen, oben am Vorderarm, und nur dünne Taue (Sehnen) erstrecken sich von demselben an diese, ein Verhältniß, das schon äußerlich durch die nach unten konisch sich verjüngende Form des Vorderarms ausgedrückt ist.

Betrachten wir nun die Hand zunächst als Bewegungsorgan, so erscheint sie uns in der That, wie Galen sie genannt hat, als das Werkzeug der Werkzeuge (organon ante organa). In erster Reihe ist sie dem Menschen ein Werkzeug zum Ergreifen, Fassen, Halten — eine Zange. Wie tauglich sie dazu sei, darüber wollen wir unseren alten Doctor aus Rom reden lassen: „Sieh einmal hin auf alle die Körper, die ein Mensch zu ergreifen vermag, vom größten, wozu er beide Hände braucht, bis zum kleinsten, einem Hirsekorn, einem feinen Dorn oder einem Haar, und sieh die Hand jeden dieser Körper für sich fassen, jedesmal wirst du finden, daß die Hand so genau zum Gegenstande paßt, als ob sie gebaut wäre, um nur ihn zu fassen.“ Mit ihr schafft er sich seine Werkzeuge, seine Waffen, von den einfachsten bis zu den kunstvollsten. Welche Stufenleiter in den Bewegungen der Hand von den unbehülflichen Ver-

suchen des Kindes, den Löffel zum Munde zu führen, durch die verschiedenen Handarbeiten und Handwerke bis zu den Werken des Mechanikers und des Künstlers!

Und dann wieder, wie mannigfach sind die Bewegungen der Hand und der Finger, durch welche wir unsere Gefühle kundgeben, die sogenannten physiognomischen Bewegungen, durch welche wir sprechen, entweder eine ganz unwillkürliche Instinctsprache oder aber eine überlegte Vernunftsprache. Beifall und Mißfallen, Freude und Kummer, Liebe und Abscheu, Ergebung, Haß und Verzweiflung, Alles drücken wir durch Bewegungen unserer Hände aus, und unendlich reich ist unser Sprachschatz in Bezeichnungen für dieselben.* Aber auch zum Ausdruck von materiellen Begriffen als Raummaß brauchen wir Hände und Finger, und es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß das Decimalsystem auf der Zehnzahl unserer Finger beruht und daß die ursprüngliche Rechenmethode des Menschen im Zählen an den Fingern bestanden hat, und in der Regel fangen ja auch unsere Kinder so zu zählen an. Das griechische Wort *πεμπάζειν* (zu deutsch wörtlich = fünfen) heißt nicht nur „an den fünf Fingern herzählen", sondern überhaupt „zählen". Daß die Annahme richtig ist, sehen wir recht deutlich, wenn wir aus unseren Culturstufen mit den endlosen Zahlenreihen herabsteigen zu den Naturvölkern, den sogenannten Wilden; die Fähigkeit, sich einen Begriff von großen Zahlen zu machen, finden wir bei diesem Herabsteigen immer geringer werden. Bei uns pflegen wir die Grenzen der Dummheit (sit venia verbo) bei der Zahl fünf zu finden. Wir sagen von Einem, den wir auf geistiger Stufe sehr niedrig stellen wollen: er kann nicht fünf zählen. Es giebt aber Völker, die nicht einmal drei zählen können, das heißt die kein Wort für die Zahl drei haben; sie zählen: eins, zwei, viel; drei ist = viel. Haben sie aber auch kein Wort für Zahlen über zwei, so zählen sie doch weiter und zwar durch Geberden der Finger und haben so sich doch so zu sagen secundäre Zahlworte gemacht; anstatt fünf sagen sie „ganze Hand", anstatt sechs „eins von der anderen Hand", anstatt sieben „zwei von der anderen Hand", anstatt zehn „beide Hände" u. s. w. Wir wissen nicht, wie unsere Zahlwörter entstanden sind, es ist aber in dieser Beziehung nicht uninteressant, daß nach einer Bemerkung von Wilhelm v. Humboldt das Zahlwort **drei** häufig noch als eine Art Superlativ gebraucht wird, wie zum Beispiel in „dreimal verflucht", „dreimal gesegnet", „trismegistos" (der dreimal Größte, Hocherhabenste), gleichsam als Anklang an dessen frühere Bedeutung „viel".

Aber nicht nur zum Zählen, auch zum Messen brauchen wir unsere Hand, und nicht unpassend hat man sie in diesem Sinne einen Zirkel mit fünf Armen genannt, nur brauchen wir die Arme, um ein Maß zu übertragen, nicht durch eine Schraube festzustellen. In unserem Geiste bleibt die Spur der gemachten Bewegung, und unser feiner Muskelsinn ist es also, der uns die Hand als Maßstab zu benutzen erlaubt. Es sind daher von der Hand (wie ja überhaupt alle Längenmaße von unserem Körper herrühren, Fuß, Elle 2c.) nicht nur ungefähre Maße (handvoll, handbreit, handhoch, fingerlang, fingerdick, fingerbreit 2c.), sondern auch ganz bestimmte Maße genommen: Spanne, Zoll 2c. (pouce heißt Daumen und Zoll).

* Ein Griff in diesen Sprachschatz mag genügen, das Gesagte zu bekräftigen, und der Leser wird mit Leichtigkeit daran Weiteres anknüpfen. Wir „bieten" die Hand zur Versöhnung, wir „geben" sie als Zeichen der Versöhnung, ein „Handschlag" bekräftigt den geschlossenen Bund. Alten Freunden „schütteln" wir die Hand, und was sagt nicht in Gretchen's Klimax „sein Händedruck"! Man „giebt" aber nicht nur die Hand, man „vergiebt" sie auch und zwar gewöhnlich die Rechte, mit der man ja auch den „Handschwur" leistet. „Zur linken Hand", die überhaupt etwas Aschenbrödel ist, hält der Schwur weniger fest, und bei den Kaffern Südafrika's heißen die drei ersten Frauen: „die große Frau, die Frau zur Rechten, die Frau zur Linken". Wir „klatschen" in die Hände und „reiben" die Hände, wir „ringen" sie aber auch. Wir „heben" sie bittend „empor", wir „legen" sie segnend „auf", wir „weisen ab", wir „winken" mit der Hand, wir „ziehen unsere Hand ab". Und kaum minder zahlreich als für die ganze Hand sind die Ausdrucksformen für die Finger im Ganzen, wie „auf die Finger sehen" und „durch die Finger sehen", oder für einzelne derselben, insbesondere den Daumen. Jedermann weiß, was es heißt, Einem „den Daumen halten", oder „den Daumen auf etwas halten", oder Einem „den Daumen aufs Auge setzen", und bekannt ist, daß Heben oder Senken des Daumens des römischen Volkes im Circus über das Leben der armen Gladiatoren entschied.

Hat der feine Muskelsinn seinen Sitz in den nervenreichen Muskeln, so ist das Organ des feinen Tastsinnes die ungemein nervenreiche Haut der Hohlhand und der Finger, insbesondere des Endgliedes dieser auf der dem Nagel entgegengesetzten unteren Fläche, dem sogenannten Tastpolster. Ein einfacher Blick auf die eigene Hand zeigt einem Jeden, daß die Hautoberfläche dieser Gegend ganz anders aussieht als die Haut auf dem Rücken der Hand und allen übrigen Stellen des Körpers. Wir sehen da äußerst feine, zierliche, regelmäßig verlaufende, erhabene Linien, welche durch eben solche seichte Furchen von einander getrennt werden, die sogenannten Tastlinien oder Tastleisten. (S. Fig. 10.) Die mikroskopische Untersuchung zeigt, daß jedes dieser Leistchen mit einer Doppelreihe von Papillen (Tastpapillen) besetzt ist, in welchen die Tastnerven mit eigenthümlichen Organen (Tastkörperchen) endigen. Auf den Bau dieser merkwürdigen Gebilde näher einzugehen, verbietet mir der Raum; ich will nur noch darauf aufmerksam machen, daß diese Tastlinien erst mit der Umwandlung des Endgliedes der vorderen Extremität in eine Hand, also bei den Affen, auftreten, aber erst beim Menschen ihre größte Vollendung erreichen.

Durch dieses feine, der Haut der Tastfläche der Finger innewohnende Tastgefühl, verbunden mit dem ungemein feinen Muskelgefühl und der großen Beweglichkeit, wird uns nun die Hand zu einem so vollendeten Sinnesorgan, daß sie in der Untrüglichkeit ihrer Wahrnehmungen selbst das Auge übertrifft und nicht selten dieses ersetzen muß. — Indem wir die Tastflächen unserer beweglichen Finger über die Oberfläche der Körper hinbewegen und ihn von allen Seiten angreifen, „begreifen" wir ihn, erhalten wir einen „Begriff" von demselben, wie unsere Sprache, dies auch auf das rein geistige Gebiet übertragend, sehr bezeichnend sagt. Erst durch Tast- und Muskelsinn erhalten wir eine vollständige Anschauung nicht nur von der Oberflächenbeschaffenheit, sondern auch von der Raumausdehnung der Körper, und das Auge, dieser ideelle Sinn, wird zum Theil erst durch die Hand, diesen reellen, erzogen. Das Auge läßt dem Säugling den Vollmond und eine Orange gleich erreichbar erscheinen, und erst durch die Hand erfährt er den Unterschied. Man sagt daher schon im gewöhnlichen Leben nicht mit Unrecht, wenn man etwas nicht bestimmt weiß, man habe es vom „Hörensagen"; was Einem der „Augenschein" lehrt, dagegen läßt sich schon wenig sagen, was man aber „mit Händen greifen" kann, was „handgreiflich" ist, was „auf der Hand liegt", das ist sicher.

Die hohe, insbesondere intellectuelle Bedeutung der menschlichen Hand erkennen wir aber namentlich dann, wenn sie berufen ist, den Verkehr des Menschen mit den Nebenmenschen und der Außenwelt zu vermitteln. Sie ist dann das Organ, durch welches der Mensch erzogen wird. Dem armen Blindgeborenen sind die Anschauungen in der Ferne versagt, Anschauungen und Begriffe von der ihn zunächst umgebenden Formenwelt erhält er aber durch das Tasten seiner Hand. Sie ersetzt ihm das Auge, und zur unglaublichen Feinheit steigert sich durch Uebung Tast- und Muskelsinn der Blinden und gestattet ihnen das rascheste Lesen und die Ausführung der feinsten Handarbeiten. — Während die Blinden mit der Hand sehen, ist diese bei Taubstummen das Organ, mit dem sie sprechen und durch das sie hören. Jede Sprache — das Wort im weitesten Sinne genommen — besteht aus Zeichen, welche Ideen ausdrücken, und es sind diese Zeichen entweder Lautzeichen (Töne), welche bei allen Völkern die eigentliche Sprache bilden, oder Geberdezeichen (durch Mienen, Blick, Handbewegung). Der Ursprung jeder Sprache ist wohl ein rein instinctiver. Gemüthsstimmung, Gedanken verrathen sich in Haltung, Bewegung, Blick, Gesichtszügen — endlich in Lauten und Tönen. In Bewegungen, Mienen ꝛc. liest der Säugling, was die Mutter ihm sagen will, und diese Instinctsprache ist es allein, die das Kind im ersten Lebensjahre versteht. Hört es dabei bestimmte Worte, so knüpft es an den Klang dieser die Bedeutung der Bewegung, z. B. Trinken, Schlafen ꝛc. Im Laufe der Zeit verliert die Geberdensprache und gewinnt die Wortsprache an Bedeutung, und zwar nach Individualität, Race und Erziehung in verschiedenem Grade. Während man

zum Beispiel den Mienen eines echten Sohnes Alt-Englands so wenig wie einem Telegraphendraht ansehen kann, ob er eben eine grausige Mordgeschichte oder die süßeste Liebesepisode erzählt, verstehen wir eines heißblütigen Italieners Erzählung schon aus seinen Gesticulationen. Während nun der Blindgeborene nur an der Betonung, ohne die Geberden zu sehen, die Sprache erlernt und die Wortsprache bei ihm bald zur vollen Bedeutung gelangt, macht die arme Mutter des Taubgeborenen eines Tages die erschütternde Entdeckung, daß ihr Kind nicht hört, bald auch die weitere, daß es stumm ist. — Aber der Drang der Mittheilung ist in dem armen taubstummen Kinde nicht minder vorhanden; es bildet sich jedes seine eigene Geberdensprache heraus, deren Organ die Hand mit den Fingern ist, eine Sprache, die dann durch Unterricht erst einer allgemein gültigen Fingersprache Platz macht. — So spricht das taubstumme Kind mit Hand und Fingern, und sein Hören ist das Sehen dieser Symbole bei anderen. Das Auge wird hier ganz Ohr, und sehr häufig kann man einen Taubstummen schon an dem „horchenden" Ausdruck seines Gesichtes* erkennen.

Aber wie, wenn es menschliche Wesen gäbe, denen beide Sinne fehlen? Zugleich ein Blinder, der nicht hört, und ein Tauber, der nicht sieht! Gewiß haben viele Leser dieser Zeitschrift von den Schriften des englischen Romanschriftstellers Charles Dickens auch dessen „Amerikanische Reise" gelesen und erinnern sich aus derselben der trefflichen Schilderung eines damals in Boston lebenden Mädchens, der Laura Bridgeman, eines jungen, schönen Geschöpfes, — aber blind, taub, stumm und nur im Besitze eines einzigen, den Verkehr mit der Außenwelt vermittelnden Organs, der Hand. „Sie war," schreibt Dickens, „gleichsam in eine Marmorzelle eingeschlossen, unzugänglich für den kleinsten Lichtstrahl, unerreichbar für den leisesten Ton, und ihre arme weiße Hand sah hervor durch einen Riß des Steines, um Hülfe winkend, die ihren Geist erwecke und erziehe." — Und die Hülfe kam. Allein durch die Hand stand sie mit der Außenwelt in Verkehr, durch die Hand wurde sie erzogen. — Es würde mich zu weit führen, den Gang dieser Erziehung, die, beiläufig bemerkt, auch psychologisch äußerst interessante Resultate ergab, zu schildern; ich will nur bemerken, daß die Erzählung derselben jeden Leser ebenso wohl mit Staunen über die Anpassungsfähigkeit des menschlichen Organismus als mit Hochachtung vor der Ausdauer des Erziehers erfüllt und erlaube mir deshalb, die Lectüre dieses Buches sehr angelegentlich zu empfehlen.

* Siehe über das Vorstehende insbesondere den interessanten Ansatz von Eschricht: Das physische Leben, in populären Vorträgen. Berlin 1852, dem ich namentlich gefolgt bin.

(Schluß folgt.)





# Abendbesuch auf einer Sternwarte.

Von

**Wilhelm Förster.**



Gar manchen meiner Leser hat wohl, wie mich selbst, schon in früher Jugend bei den Vorstellungen, welche sich an das Thema meiner heutigen Mittheilungen knüpfen, eine Bewegung eigener Art ergriffen. Der Gedanke, den Mond mehrere hundert Male größer zu schauen, als man ihn mit bloßen Augen sieht, als man ihn z. B. schon vergrößert zu sehen meint, wenn in der Nähe des Horizontes hohe Bäume, Häuser oder Thürme wie Miniaturbilder von seiner vollen Scheibe umrahmt werden, der Gedanke, in die Welt der Saturnsringe oder der Jupitersmonde wie aus der Vogelperspective hineinzuschauen, den matten Schimmer der Milchstraße in ein zahlloses Heer glänzender Sterne aufgelöst zu sehen und in Nebelflecken von mildem Glanze und geheimnißvollen Umrissen einen Schimmer von Weltgestalten und Weltaltern zu empfangen, die in Raum und Zeit unaussprechlich und ewig weit von uns entfernt sind — alle diese Vorstellungen üben wohl auf die Gemüther Vieler einen eigenen Zauber aus.

Derjenige aber, dem es von einem gütigen Geschick beschieden wird, sein Leben oder einen Theil seines Lebens der geistigen Arbeit innerhalb dieser Welt von Vorstellungen, welche so Vielen ein ferner Traum bleibt, zu widmen, er wird in der Regel ungemein schnell und mächtig von einer ganz anderen Seite dieses Thätigkeitsgebietes erfaßt. Man kann sogar behaupten, daß der größere Theil derjenigen, welche sich der Astronomie widmen, von Anfang an mehr von letzterer Seite dieser Beschäftigung, nämlich von ihrer Gedankenstrenge, von ihrer reinen, meinungslosen Folgerichtigkeit und von der Erhabenheit des in ihr entwickelten Zusammenwirkens der verschiedensten Völker und Zeiten angezogen wird, als von dem unmittelbaren Reiz der Wahrnehmungen, die sie darbietet.

Indessen auch der Astronom von Fach erlebt stets aufs Neue inmitten der nüchternsten messenden und kritisch untersuchenden Arbeiten, welche er den Himmelslichtern zu widmen hat, Augenblicke, in welchen er von einer unnennbar mächtigen Empfindung ergriffen wird, Augenblicke, in denen der Eindruck der herrlichen Lichtfülle und der Reinheit der Formen, wie sie uns ein starkes Fernrohr in den Himmelsräumen vor Augen bringt, sich mit dem geistigen Einblick verbindet, den die Astronomie in das Wesen dieser Erscheinungen gewonnen hat.

Empfindungen dieser Art treten unter Anderem ein, wenn man ein besonderes Wahrnehmungsgebiet, z. B. die Details der Mondoberfläche mit verhältnißmäßig geringen optischen Mitteln näher kennen gelernt hat und dann einmal unter besonders reinen und ruhigen Luftverhältnissen das Glück erlebt, mit einem Fernrohr von ungewöhnlicher Stärke einen wahrhaft beseligenden Lichtreichthum über jene Landschaften sich ergießen zu sehen,

wie der Wanderer, der aus den Nebeln der Alpenwelt in die magischen Farbentöne des Südens hinabsteigt.

Die Genußfähigkeit des Astronomen für solche Eindrücke nimmt sogar mit der Dauer seiner Beschäftigung zu. Nicht nur wächst ja überhaupt die Intensität der geistigen Genüsse mit dem zunehmenden Reichthum der Gedankenwelt, das heißt mit dem Alter, sondern es ist auch, um die von dem Fernrohr dargebotenen Wahrnehmungen im Himmelsraume ganz würdigen zu können, ein gewisser Grad von Uebung des äußeren und so zu sagen des inneren Gesichtssinnes erforderlich. Erst der Ernst, den keine Mühe bleicht, läßt auch hier den Einzelnen zu den höchsten, mit unseren Mitteln erreichbaren Genüssen der erwähnten Art gelangen.

Hiernach begreift sich denn auch, welcher hohe Grad von Enttäuschung mitunter denjenigen zu Theil wird, welche, von einem tiefen Interesse für die Himmelserscheinungen getrieben, bloß dazu gelangen, bei einem mehr oder weniger flüchtigen Abendbesuch auf einer Sternwarte den Anblick einiger Erscheinungen dieser Art durch ein immerhin bedeutendes Fernrohr zu genießen.

Es ist klar, daß selbst, wenn bei einem solchen ersten oder einzigen Besuche die einzelnen Wahrnehmungen durch unmittelbare Wiederholungen derselben und eingehende Belehrungen seitens eines Fachmannes unterstützt werden, dem weniger geübten Auge Vieles entgehen wird, mitunter sogar der Anblick, den das Fernrohr bietet, seinem wesentlichen Inhalte nach gar nicht zum Verständniß kommen wird.

Bei den meisten Abendbesuchen auf einer Sternwarte verhält es sich aber in dieser Hinsicht noch viel ungünstiger mit dem Umfang und dem Werthe desjenigen, was unter den gegebenen Umständen dem Publikum überhaupt dargeboten wird und dargeboten werden kann.

Es sei gestattet, dies im Anschluß an die auf der Berliner Sternwarte vorliegenden Erfahrungen etwas näher zu erörtern, sodann wenigstens Einiges von demjenigen hervorzuheben, was dem Publikum von astronomischen Anschauungen unter günstigeren Umständen leicht und sicher dargeboten werden könnte, endlich einige Ansichten hinsichtlich solcher Einrichtungen darzulegen, durch welche eine Verbesserung des bestehenden Zustandes in dieser Beziehung zu ermöglichen wäre.

Bekanntlich hat die Berliner Sternwarte seit ihrer vor etwa fünfzig Jahren erfolgten Neubegründung sich bestimmungsmäßig bemüht, nicht nur der astronomischen Forschung und den akademischen Lehraufgaben zu dienen, sondern auch innerhalb gewisser Grenzen dem Publikum Berlins den Anblick der Himmelserscheinungen mit bedeutenden optischen Mitteln zu ermöglichen.

Es erschien dies auch als eine Pflicht der Dankbarkeit gegen die allgemein geistigen Interessen, welche unleugbar an der Begründung und Dotirung von Sternwarten einen ebenso erheblichen Antheil haben als die strengeren wissenschaftlichen Gesichtspunkte, wie sich auch aus einer kurzen Recapitulation der Geschichte der Berliner Sternwarte sofort ergiebt.

Bekanntlich datirt die Begründung astronomischer Institutionen in Berlin aus derselben Zeit, dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, in welcher Berlin eine Akademie der Wissenschaften erhielt; aber erst im weiteren Verlauf des achtzehnten Jahrhunderts kam eine eigentliche Sternwarte mit etwas entwickelteren instrumentalen und sonstigen Einrichtungen zu Stande, welche innerhalb des bekannten, schon von Friedrich I. erbauten viereckigen Thurmes über dem an die Dorotheenstraße stoßenden königlichen Stallgebäude, auch jetzt noch durch eine Windrose und Wetterfahne gekennzeichnet, eingerichtet wurde. Zwar gab es von Anfang des achtzehnten Jahrhunderts an schon königliche Astronomen zu Berlin. Dieselben entstammten in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts einer Astronomenfamilie, der Familie Kirch, deren Männer und Frauen zu den eifrigsten und geschicktesten Beobachtern ihrer Zeit gehörten. Etwas Aehnliches wie eine Sternwarte war aber anfangs nur auf dem Dache des Hauses Wallstraße Nr. 72 vorhanden.

Diese kleine Sternwarte, so zu sagen der erste Ausdruck des Interesses der Berliner für den Anblick der Himmelser-

scheinungen, auch der Schauplatz der ersten Arbeiten der Familie Kirch, war von dem Besitzer des genannten Hauses, dem Freiherrn v. Krosigk, eingerichtet worden. Herr v. Krosigk war ein in großartiger Weise freigebiger Freund und Jünger der Astronomie, der auch sogar überseeische astronomische Unternehmungen, wie eine Bestimmung der Entfernung des Mondes von der Erde, durch gleichzeitige Beobachtungen in Berlin und am Cap der guten Hoffnung, auf seine Kosten ausführen ließ und sich an den bezüglichen Messungen selbst betheiligte.

Die Grenzen meiner Arbeit verbieten es mir leider, zu einer eingehenderen Schilderung dieser wissenschaftlichen und persönlichen Verhältnisse abzuschweifen, deren Darstellung der anziehende Gegenstand eines besonderen Aufsatzes werden könnte.

Ich eile daher sogleich von dieser kurzen Erwähnung der Lage der hiesigen astronomischen Institutionen im achtzehnten Jahrhundert und der ersten hiesigen Stätte astronomischer Genüsse zu der wichtigen Epoche, welche der Begründung der gegenwärtigen Sternwarte unmittelbar vorausging. Ich meine den Zeitpunkt, in welchem Alexander v. Humboldt hier die denkwürdigen Vorträge hielt, aus denen später das Lehrgebäude seines Kosmos hervorgegangen ist.

Dies war gegen Ende der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts. Die alte Sternwarte auf dem Thurme des nach einem bekannten Witzworte, „musis et mulis“. gewidmeten Gebäudes hatte sich überlebt. Sie war neben den anderen größeren Warten, die in anderen Ländern und auch in Deutschland inzwischen entstanden waren, den Aufgaben der Wissenschaft nicht mehr gewachsen. Alexander v. Humboldt aber war es, welcher durch seine Vorträge den Keim ausstreute, aus dem in einer der sparsamsten Zeiten preußischer Verwaltung durch die besondere Theilnahme König Friedrich Wilhelm's III. eine neue Sternwarte hervorging, die damals unzweifelhaft zu den größten und vollendetsten ihrer Art gehörte. In bemerkenswerther Weise war der Kernpunkt, um welchen diese neue Einrichtung sich bildete, ein einziges mächtiges Fernrohr, die letzte große Arbeit Fraunhofer's. Es war Humboldt gelungen, die Anschaffung desselben zu erwirken, nachdem seine Vorträge das Interesse besonders an den großen Entdeckungen Herschel's im Himmelsraume in den höchsten und in den weitesten Kreisen Berlins mächtig belebt hatten.

Nachdem dieses Fernrohr, damals eines der größten überhaupt vorhandenen, mehrere Jahre der Aufstellung geharrt hatte, gelang es endlich Encke und Humboldt, auch das dafür erforderliche Gebäude und die zur weiteren Vervollständigung der astronomischen Forschungsmittel unentbehrlichen anderen Einrichtungen zu Stande zu bringen.

Es war natürlich, daß auf einer Sternwarte, deren erste Entstehung so notorisch aus dem Interesse der Laien an dem mittelst starker Fernröhre zu gewinnenden Anblick der Himmelserscheinungen hervorgegangen war, eine lebendige Tradition verblieb, sich dem geistig regen Publikum der Hauptstadt auch dauernd förderlich und dankbar zu erweisen.

Während in den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens ein verhältnißmäßig seltener Gebrauch von dieser vorzugsweise den Einheimischen, aber auch den Fremden sich darbietenden Gelegenheit gemacht wurde, ist im Laufe des letzten Jahrzehnts mit dem starken Anwachsen der Bevölkerung Berlins und der unleugbaren Ausbreitung des Interesses an allen Zweigen der Naturerkenntniß die Zahl der Gesuche und Meldungen zu Abendbesuchen auf der Sternwarte in schnellem Steigen begriffen gewesen, so daß in den letzten Jahren die Anzahl der Abendbesucher der Sternwarte sich mitunter jährlich auf mehr als tausend Personen belaufen hat, abgesehen von den vielen Hunderten von Personen, welche im Laufe eines Jahres an den Mittwochs und Sonnabends Vormittag angesetzten Stunden bloß von den Einrichtungen der Sternwarte Kenntniß nehmen.

Wenn man nun bedenkt, daß es in dem Klima Berlins während eines Jahres höchstens 120 bis 140 Nächte von anhaltender und hinreichend vollkommener Klarheit des Himmels, sodann vielleicht nur noch 50 oder 60 Nächte von bloß vorübergehender oder unvollkommener Durchsichtigkeit der Luft giebt, so erkennt

man sofort, in welcher schwierigen Lage ein Institut sich befindet, welches sich neben der astronomischen Forschung und den akademischen Lehraufgaben auch noch in dem erwähnten Umfang dem an sich so berechtigten und so erfreulichen Interesse des Publikums an den von einem großen Fernrohr dargebotenen Himmelserscheinungen zu widmen hat.

Als im Jahre 1858 der bekannte nach seinem Entdecker Donati benannte Komet mit der wundervollen Schweifentwickelung, die wie ein Springbrunnen von Licht über dem Horizonte emporstieg, am Himmel stand, war der Besuch der Sternwarte so zahlreich geworden, daß gerade in denjenigen Wochen, welche für die messende Untersuchung der an dem Kopfe dieses Kometen hervortretenden höchst merkwürdigen Erscheinungen am günstigsten waren, den hiesigen Astronomen die beste Zeit durch die Beschauer verloren ging. Fast an jedem Abend lösten einander Hunderte von Personen ab, und es erwies sich als völlig unmöglich, diese Besuche abzulehnen, wenn man nicht zu einer absoluten und ausnahmelosen Versagung schreiten wollte, die aber aus vielen Gründen ganz undurchführbar erschien.

In den letzten Jahren ist mitunter in solchen Zeiten, in welchen die geringe Anzahl der sternhellen Tage und Abende es zur unumgänglichen Pflicht machte, jeden Anblick des Himmels, den die Wolken gestatteten, für dringliche Zwecke der Forschung zu verwerthen, die Annahme und Berücksichtigung von Meldungen zu Abendbesuchen auf günstigere Jahreszeiten verschoben worden; aber auch diese Einschränkung wird sich nicht vollständig durchführen lassen, da hiermit offenbar auf die Dauer eine wirkliche Beeinträchtigung der Interessen und Wünsche des Publikums hinsichtlich astronomischer Belehrung und Anschauung verknüpft sein würde. Es liegt auch auf der Hand, daß in dieser schwierigen Sachlage dem Einzelnen, welcher nach langem vergeblichen Sehnen und Bemühen endlich zu einem Abendbesuche auf der Sternwarte kommt, mitunter so wenig dargeboten wird, daß nicht selten (vielleicht sogar in der Mehrzahl der Fälle) verdrießliche Enttäuschungen eintreten, welche natürlich in dem gemeinsamen Interesse aller Betheiligten, sowohl des Publikums als der Astronomie und der öffentlichen astronomischen Institutionen, vermieden werden sollten. Oft genug kommt es z. B. vor, daß Meldungen viele Monate lang wiederholt werden müssen, bis es ermöglicht wird, irgend eine zahlreiche Gruppe von Gesuchen zu berücksichtigen. Es ist dann schon ein ungewöhnlicher Glücksfall, wenn an demjenigen Abend, für welchen Jemand den Zutritt zu der Sternwarte erlangt hat, das Wetter keinen Strich durch die Rechnung macht und die Besuchenden, ungestört durch Bewölkungen, einige Blicke auf den Mond und die Planeten durch das große Fraunhofer'sche Fernrohr erlangen können. Sehr oft aber ist an solchen Abenden, sowohl infolge wiederholter Störungen der vorangegangenen Besuchsabende durch Wolken als infolge anderer unvermeidlicher Aufschübe, die Zahl der Besuchenden so groß geworden, daß vielleicht auf jeden in dem Fernrohr dargebotenen Gegenstand von jedem Besucher nur ein einziger kurzer Blick geworfen werden konnte, der dann trotz rastlos hinzugefügter Erläuterungen sehr oft im Auge und im Gedächtniß des Beschauers nur einen räthselhaften Eindruck hinterließ, ohne ihn irgendwie im Verständniß gefördert, geschweige denn ihm auch nur annähernd einen solchen Genuß bereitet zu haben, wie er erwarten zu dürfen geglaubt hatte.

Wie in dieser Beziehung für das Publikum der anderen großen Städte gesorgt wird, ist mir nicht erschöpfend bekannt, besonders vermag ich nicht anzugeben, ob in neuerer Zeit in London irgend welche namhaften Einrichtungen für die Befriedigung der in Rede stehenden geistigen Bedürfnisse entstanden sind. Ich weiß nur, daß die Sternwarte zu Greenwich zum Schutze ihrer eigentlichen Messungsaufgaben, welche bekanntlich seit ihrem Bestehen in England besonders populär waren, weil Leib und Leben der englischen Seeleute an dieselben geknüpft erschien, die bloße Besichtigung ihrer Einrichtungen, geschweige denn die Benutzung ihrer großen Instrumente für Beschauungs- und Belehrungszwecke populärer Art bis zu einer vollständigen Ausschließung erschwert.

Auch die Traditionen der Pariser

Sternwarte weichen in dieser Hinsicht von denen der hiesigen Sternwarte ab. Unter Leverrier's Regime gab es wohl mitunter glänzende astronomische Soireen, zu welchen die Spitzen der Gesellschaft eingeladen waren, aber für das große Publikum blieb die Sternwarte vollständig verschlossen.

Es wird vielen meiner Leser bekannt sein, in welcher Weise man sich bisher in Paris zu helfen suchte. Auf dem Eintrachtsplatze, auf dem großen Triumphbogen (dem „Triumphbogen des Sternes") und an einigen anderen Punkten sind ziemlich ansehnliche Fernröhre von grober äußerer Einrichtung aber nicht unbedeutender Lichtstärke im Freien aufgestellt, und das Publikum genießt mittelst derselben — zu festen Preisen —, am Tage den Anblick von Sonnenflecken, am Abend den Anblick von Mondbergen, Jupitersmonden, Saturnsringen und dergleichen. Die hierbei geltenden Preisansätze, nämlich einige Sous für jedes eine gewisse Zeit lang beschaute Object, entbehren in ihren Einzelheiten nicht einer gewissen Komik. (Als Curiosum möchte ich hierbei einschalten, daß ein ähnliches Princip, aber in umgekehrter Anwendung, eine Zeit lang für die jüngeren Astronomen auf der Pariser Sternwarte unter Leverrier zur Geltung gelangt war. Dieselben erhielten nämlich so und so viel Centimes für jeden einzelnen etwa beim Durchgang durch den Meridian im Fernrohr von ihnen beobachteten Stern, dessen Durchgangszeit sie aufgezeichnet hatten.)

Von den Unternehmern jener öffentlichen Fernröhre werden natürlich gewisse Erläuterungen für den Beschauer hinzugefügt, welche mitunter in ganz kundiger und geschickter Weise, mitunter aber derartig gegeben werden, daß es dem Herzen eines Astronomen, der sich etwa unter die Beschauer gemischt hat, recht wehe thut, zumal wenn er die enthusiastische und hingebende Art bemerkt, mit welcher Männer und Frauen selbst einem so unvollkommenen Orakel zu lauschen pflegen.

Erst neuerdings ist in Paris für die Befriedigung dieser Interessen und Neigungen des Publikums ein bedeutsamer Schritt in derselben Richtung geschehen, in welcher schon seit mehreren Jahren von Seiten der Leitung der Berliner Sternwarte einige Versuche — leider bis jetzt vergeblich — gemacht worden sind.

Der letzte Abschnitt meiner Darlegungen wird mich hierauf zurückführen.

Zunächst möchte ich noch eine Frage beantworten, welche möglicher Weise im Anschluß an meine bisherigen Erörterungen gestellt werden könnte, nämlich die Frage, ob man nicht überhaupt von einer öffentlichen Berücksichtigung der in Rede stehenden Wünsche und Interessen des Publikums absehen könnte. Zumal in Betracht des auch von mir zugegebenen Umstandes, daß man, um vollen Genuß und volle Belehrung von den Wirkungen stärkerer Fernröhre zu empfangen, eines gewissen nicht leicht zu erlangenden Grades von Uebung und Kenntniß bedürfe, sei es vielleicht besser, jedem Einzelnen, dem es um Erwerbung von lebendigeren und zutreffenderen Anschauungen auf diesem Gebiete der Naturerkenntniß ernstlich zu thun sei, zu überlassen, sich selbst, nöthigenfalls unter Vereinigung der Kräfte und Mittel Gleichgesinnter, die erforderlichen Hülfsmittel zu beschaffen. Auf diese Weise werde er selbst zu reiferem Genusse gelangen und dann vielleicht in kleineren Kreisen der Mittelpunkt für Verbreitung weiterer Belehrung und Darbietung der betreffenden geistigen Genüsse werden. Nach meiner Ueberzeugung liegt die Sache nicht so einfach.

Auch jetzt schon sind in nicht geringer Zahl Mittelpunkte astronomischer Orientirung für kleinere Kreise vorhanden. Nicht nur sind zahlreiche Schulinstitutionen mit ansehnlichen Fernröhren ausgerüstet, sondern auch viele Privatleute sind schon im Besitze ähnlicher Einrichtungen. Aber gerade aus solchen Kreisen, in welchen ein gewisser Grad von Uebung teleskopischen Sehens und viele klare Vorstellungen und Kenntnisse astronomischen Inhalts durch die Anwendung derartiger Hülfsmittel bereits entwickelt sind, geht nicht nur erfahrungsmäßig die größte Zahl derjenigen Besucher hervor, welche auf einer Sternwarte den betreffenden wissenschaftlichen Gesichtskreis zu erweitern und zu vertiefen wünschen, sondern diese Besucher sind auch recht eigentlich diejenigen, welche den wahren Genuß und Gewinn von der Darbietung der mächtigeren Leistungen größerer Instrumente

und vollkommenerer Einrichtungen davontragen und wiederum in ihrer Weise für Andere verwerthen. Vieles, was bei der vereinzelten und unentwickelten Anwendung geringerer Hülfsmittel unverstanden bleibt oder wenigstens in seiner ganzen Bedeutung und Schärfe nicht ohne einen unverhältnißmäßigen Aufwand von Mühe und Geisteskraft erfaßt werden kann, bietet sich fast mühelos demjenigen dar, dem es ermöglicht wird, die hochentwickelten Einrichtungen bedeutender Institute zu benutzen, an denen die Vertiefung und Erweiterung der feinsten Wahrnehmungen dieser Art zur Lebensaufgabe gemacht wird, und an denen allein sich derjenige Grad von Leichtigkeit und Klarheit in der Beherrschung dieser Dinge entwickelt, welche das Verständniß Vieler zu fördern und ihren Blick zu erhellen geeignet ist.

Es dürfte endlich hervorzuheben sein, daß es sich dabei auch um Weckung und Verbreitung geistiger Anregungen und nicht bloß um die Befriedigung der bereits Angeregten und Orientirten handelt, und eine solche Verbreitung von Anregungen vermögen nur größere öffentliche Institutionen zu ermöglichen, deren Zugänglichkeit in jeder Weise erleichtert wird.

Ich glaube nach diesen Erörterungen und nach den in dieser Hinsicht bereits vorliegenden Erfahrungen in der That behaupten zu dürfen, daß es in Zukunft eine große öffentliche Angelegenheit sein wird, astronomische Institutionen zu schaffen, welche, unter der Leitung competenter Männer und mit den geeignetsten Hülfsmitteln versehen, ebenso vorzugsweise dazu dienen, astronomische Belehrung und Anschauung in vollendetster Form dem größeren Publikum zu gewähren, wie die bisher vorhandenen Sternwarten vorzugsweise dazu bestimmt gewesen sind, der Forschung und den Lehraufgaben im engeren akademischen Kreise zu dienen.

Natürlich werden derartige Institutionen zunächst nur in gewissen Centralpunkten zu schaffen sein, denn obgleich bereits vor zwanzig Jahren von einem ehrwürdigen Geistlichen aus unserer Nachbarschaft der Vorschlag befürwortet und verbreitet wurde, daß in Preußen mindestens in jedem landräthlichen Kreise eine Sternwarte errichtet werden müsse, wage ich doch nicht zu hoffen, daß der Verlauf der von mir befürworteten Entwickelung neuer astronomischer Institutionen zu populären Lehr- und Anschauungszwecken ein so gewaltiger und schneller sein werde.

Die Aufgaben solcher Institutionen, in hohem Sinne gefaßt, würden weit über speciell astronomische Interessen hinausreichen und in innigem Zusammenhange mit der Erhaltung und Vertiefung der wichtigsten Grundlagen unserer ganzen geistigen und sittlichen Cultur stehen.

Bei einem großen Theil der Besucher einer Sternwarte läßt sich zur Zeit deutlich erkennen, daß ein wesentliches Element der Anziehungskraft, welche die nähere Beschauung der Himmelskörper auf sie ausübt, der Gedanke an die Bewohner anderer Welten ist. Sehr häufig wenigstens wird beim Anblicke der Oberfläche des Mondes oder der Planeten die Frage an die Astronomen gerichtet, wie es sich denn mit den Bewohnern dieser Himmelskörper verhalten könne, und ob es nicht dereinst gelingen werde, mit verstärkten optischen Mitteln wirkliche Spuren bewußter geistiger Thätigkeit auf anderen Weltkörpern zu entdecken.

Ohne Letzteres insbesondere für den Mond in Abrede stellen zu wollen und ohne die sinnvolle Bedeutung des fast unabweisbaren Gedankens an die Bewohnbarkeit und Bewohntheit anderer Welten irgendwie bestreiten zu wollen, möchte ich doch glauben, daß es andere Ueberzeugungen von höherem Werthe und von grundlegender Bedeutung für das Seelenleben der Menschen giebt, welche unter geeigneter Führung gerade aus dem Anblick und aus der Erkenntniß der Himmelserscheinungen eine Fülle von Stärkung und Belebung empfangen können.

Ich meine den Glauben an Vernunft und Wissenschaft überhaupt, an die Erreichbarkeit hoher Ziele des Menschengeistes und an die Beglückungsfähigkeit der Menschenwelt durch Geistescultur, zugleich mit dem Vertrauen auf die Reinheit der Forschung und auf die Zuverlässigkeit ihrer Methode.

Astronomische Erkenntniß nimmt in dieser Beziehung unter den übrigen Zweigen der Naturerkenntniß eine wichtige und besondere Stellung ein.

Ihre Lehren und Ergebnisse sind von

höchster Bedeutung für die Grundfragen der menschlichen Existenz und der menschlichen Erkenntnißlehre. Die Einblicke, welche die Astronomie in die Vergangenheit und Zukunft der Weltentwickelung gewinnt, sind von entscheidender Wichtigkeit für die Fragen hinsichtlich der Vergangenheit und Zukunft des Menschengeschlechts.

Die prophetische Macht, welche die Astronomie über die Zukunft der Erscheinungen erringt, ist dem Menschengeschlecht der einfachste und sicherste Prüfstein für die Macht und Wahrheit der methodischen Gedanken, mit welchen wir im Zusammenwirken der Geisteskräfte aller Völker und Zeiten allmälig dahin gelangen, immer größere Kreise der Erscheinungen und hoffentlich auch uns selbst zu bemeistern.

Das bloße Hinnehmen aller dieser Dinge auf Treu und Glauben, ohne daß Vielen die Möglichkeit geboten wird, wenigstens einzelne, persönlich überzeugende Einblicke in dieselben zu thun, ist eine Gefahr für die Sicherheit menschlicher Gesammtüberzeugungen und macht die Menge unter Umständen zu einer leichten Beute des gefährlichsten Nihilismus.

Einzig und allein die Hineinziehung Aller, die da sehen und hören wollen, in die Heiligthümer der geistigen Thätigkeit wird dazu geeignet sein, diejenige Stärke der Ueberzeugungen und diejenige Solidität des Denkens zu entwickeln und zu erhalten, welche die Menschheit vor dem Hin- und Herwogen schmerzlichster Rückschläge bewahrt und ihr allmälig, als die wahre Quelle aller Gerechtigkeit und Liebe, einen gesicherteren Frieden bereitet.

Es wird einer Institution, die sich auf astronomischem Gebiete eine derartige Aufgabe stellt, ein Leichtes sein, gewisse Wahrnehmungen und gewisse Messungsergebnisse mit dem Fernrohr und den zugehörigen Einrichtungen den Beschauern in einer solchen Weise zur überzeugenden Anschauung zu bringen, daß z. B. die zutreffende Realität der copernicanischen Lehre und die Richtigkeit der anderen im Anschluß an dieselbe entwickelten Bewegungslehren so zu sagen mit Händen greifbar wird. Es wird ihr ein Leichtes sein, auf die zahllosen Fragen, welche dem Astronomen in Betreff des eigentlichen Wesens seiner Beobachtungsarbeiten entgegentreten, fast Jedem durch eigene Wahrnehmung eine befriedigende Antwort zu verschaffen, z. B. die Verhältnisse klar zu stellen, welche zu den so räthselhaft erscheinenden unablässigen Wiederholungen gewisser Messungen zwingen. Es wird ihr ferner gelingen, die Bedeutung, welche gewisse, dem Unbewanderten als öde Subtilitäten erscheinende Arbeiten für die eingreifendsten praktischen Probleme haben, in einfachen Anschauungen oder Messungsexperimenten zu versinnlichen, kurzum ein theilnehmenderes Verständniß zu erwecken für alle die großen Systeme gemeinsamer Arbeit, die bisher nur den eigentlich Wissenden eine Quelle von Lebensfreude und Stärkung geworden sind, leider bei diesen selbst in ihren sittlichen Wirkungen oft beeinträchtigt durch das Uebermaß geistiger Anspannung.

Schon mit einfachen Mitteln wird es ausführbar sein, die Art und Weise zu veranschaulichen, wie die Wirkung der Drehung der Erde in den schnellen Durchgangsbewegungen der himmlischen Objecte durch das Gesichtsfeld eines Fernrohrs zur Erscheinung kommt, wie diese Bewegungen zur Bestimmung der Lage der Sterne zu einander, sodann zur Bestimmung der veränderlichen Lage der Erdachse im Himmelsraume benutzt werden können, wie die Wiederkehr der Durchgänge der Sterne durch die Mittagslinie eines Ortes zu den feinsten und unabhängigsten Zeitbestimmungen dient, wie dabei die Beobachtungen dieser Durchgangszeiten auf die Angaben der Uhren übertragen werden, auf welche Weise es endlich gelingt, für gewisse feinere Messungen, bei welchen das schnelle Hindurchlaufen der Sterne durch das Gesichtsfeld des Fernrohrs aufgehoben werden muß, dem Apparate selbst solche Drehungsbewegungen zu ertheilen, welche den Drehungsbewegungen der Erde entsprechen, aber in gerade entgegengesetzter Richtung erfolgen, und wie dadurch dem Fernrohr im Himmelsraume eine unveränderte Richtung erhalten wird und die dahineilenden Sterne plötzlich und andauernd an ein und dieselbe Stelle des Gesichtsfeldes des Fernrohres gebannt erscheinen.

Endlich wird es, wenn volle Muße

und Liebe der Sache gewidmet werden können, möglich sein, die Abendbesucher einer Sternwarte sogar zu Zeugen gewisser Vorgänge zu machen, welche ihnen eine Art von Empfindung der Gegenwart auf einem fernen Weltkörper in so ergreifender Weise bereiten, daß daraus Wirkungen auf das Gemüth entstehen, mit denen nur die Wirkungen der schönen Künste verglichen werden können.

In den ersten Abenden nach dem Erscheinen der jungen Mondsichel bietet z. B. nicht nur das Nebeneinander der strahlend hellen directen Sonnenbeleuchtung der Mondlandschaften und des Dämmerlichtes, in welchem der übrige Theil der Mondfläche, bestrahlt von dem sanfteren Schimmer des Erdscheines, nämlich des von der Erde zurückgestrahlten Sonnenlichtes, ruht, Wirkungen der eigenthümlichsten und anziehendsten Art dar, sondern es ist auch möglich, das Vorrücken des Tages auf dem Monde an dem Zurückweichen der Schatten, an der allmäligen Zunahme der Anzahl der von der Sonne schon bestrahlten Bergspitzen, welche wie lichte Inseln in dem dunkleren Theile der Mondfläche auftauchen, und an dem allmäligen Vordringen des Sonnenlichtes in die tieferen Bergschluchten und Thalkessel so deutlich wahrzunehmen, daß man wirklich dem Sonnenaufgang auf dem Monde beizuwohnen glaubt.

Auch in die bedeutend entferntere Jupiterswelt lassen sich ähnliche Einblicke gewinnen, wenn man das Eintreten der Trabanten des Jupiter in den von demselben im Sonnenlicht geworfenen Schattenkegel beobachtet, und wenn man etwa den Schatten eines Trabanten (eine totale Sonnenfinsterniß für kleine Theile der Jupitersoberfläche) langsam über den Jupiter hinwegwandern sieht.

Sogar in dem schon so weit entfernten Saturnsystem kann man durch sorgsame Beobachtung und Deutung der Schattenphänomene bis zu einer so unmittelbaren Erfassung der perspectivischen Wirkungen, so zu sagen der Körperlichkeit des ganzen Phänomens gelangen, daß man in einzelnen Momenten sich wirklich wie in den Himmelsraum versetzt fühlt.

Nichts aber außer den Wirkungen des Schönen dürfte geeigneter sein, den Menschen rein und friedlich zu stimmen, als solche ruhevolle Genüsse, als solche vorübergehende Loslösungen des Gedankens von den Schranken und den Erregungen dieser Erdenwelt.

Und solche Seelenstimmungen, sind sie nicht das höchste Bedürfniß gerade einer Zeit, in der so viel gewaltige Energie entwickelt ist, welche nur des Maßes und der Liebe entbehrt? einer Zeit, in welcher so viele künstliche Schranken innerhalb der Menschenwelt wieder errichtet oder verstärkt werden mit einer Beflissenheit und Selbsttäuschung, gegen welche es kaum eine bessere Gegenwirkung giebt als die sanfte Erhebung des Geistes über die Erde hinaus und die verbindende Empfindung des Erdenbürgerthums? Sind nicht gerade jetzt als die wichtigsten Beiträge zu der eigentlichen Bildung, d. h. zu der Milderung der Sitten, alle diejenigen Erkenntnißfrüchte zu betrachten, welche dazu helfen, jenem Unmaß, man könnte sagen jener Verwilderung entgegenzuwirken, die sich fast in allen Schichten der Gesellschaft wieder zu entwickeln droht?

Wie aber, wird man mich nun fragen, kann man zu dem Besitz von Institutionen von solcher ideellen Wirksamkeit gelangen, wenn z. B. die vorhandenen Sternwarten infolge der unumgänglichen Einschränkung und Concentrirung ihrer Leistungen auf die nothwendigsten Forderungen der Forschung und Praxis sich dem Publikum verschließen sollten.

Ich erwähnte vorhin bei einer kurzen Schilderung der bezüglichen Pariser Zustände neuere Bestrebungen, die dort bereits zu Nutz und Frommen des Publikums nach dieser Richtung aufgetaucht seien. Diese Bestrebungen haben in der That in letzter Zeit zu der Begründung eines großen öffentlichen Observatoriums auf einem der Thürme des bekannten, vom Staate bei Gelegenheit der letzten Ausstellung erbauten Trocaderopalastes geführt.

Mit öffentlichen Mitteln ist dort also eine Institution geschaffen worden, welche wesentlich und bestimmungsmäßig dazu dienen soll, astronomische Kenntnisse und Anschauungen mit Hülfe der besten vorhandenen Mittel und Einrichtungen zum Gemeingut Vieler zu machen.

Auch in Berlin ist schon seit mehreren

Jahren von Seiten der Sternwarte in engeren Kreisen lebhafte Anregung zur Entwickelung eines ähnlichen Observatoriums gegeben worden.

Da bei der bescheideneren Lage unserer öffentlichen Finanzen zunächst an die Herstellung solcher Einrichtungen aus öffentlichen Mitteln nicht gedacht werden konnte, wurde zuerst der Plan aufgestellt, im Wege der Subscription oder im Anschluß an bestehende mercantile Institute verwandten Charakters ein Observatorium zu Stande zu bringen, dem natürlich die Unterstützung seitens der hiesigen Astronomen in jeder Weise gesichert gewesen wäre. Leider sind diese Bemühungen bisher gescheitert, obwohl nach den auf der Berliner Sternwarte gemachten Erfahrungen hinsichtlich der Anzahl der Besuchenden und noch mehr der Anzahl der Meldungen und Wünsche sogar ein finanzieller Erfolg eines solchen Unternehmens ziemlich bestimmt in Aussicht genommen werden könnte.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika hat man dem hervorgetretenen ähnlichen Bedürfnisse bisher durch Associationen zu genügen gesucht; z. B. war in Chicago vor einiger Zeit eine Gesellschaft vermögender Männer zur Begründung eines bedeutenden, mit Instrumenten ersten Ranges ausgestatteten Observatoriums zusammengetreten. Dieses Observatorium sollte zwar in erster Stelle der Forschung dienen, gleichzeitig aber, wenigstens an gewissen Abenden der Woche, den sämmtlichen Familienmitgliedern der zahlreichen Begründer in solcher Weise offen stehen, daß der an dem Institut anzustellende Astronom an diesen Abenden lediglich der Belehrung des Publikums zu dienen hatte, — natürlich eine noch ziemlich unvollkommene und particularistische Form der Befriedigung des in Rede stehenden allgemeineren Bedürfnisses.

Ich wage keineswegs zu hoffen, daß in Deutschland schon in nächster Zeit auch nur irgend etwas Aehnliches, wie neuerdings in Paris geschehen ist, mit öffentlichen Mitteln eingerichtet werden könnte, doch ist es eine unumgängliche Vorbedingung für die Entwickelung derartiger Institutionen, daß von ihnen gesprochen wird, und es war für mich eine schon seit längerer Zeit tiefempfundene Pflicht, öffentlich über diese Dinge zu reden, hierdurch die schmerzlich gefühlte Verantwortung hinsichtlich des gegenwärtigen für die Sternwarten und für das Publikum gleich unerquicklichen Zustandes zu mildern und einen Keim des Besseren auszustreuen.

Wenn derartige Zeiten wie die jetzigen vielleicht für die Verwirklichung von Absichten solcher Art nicht günstig sind, so dürften sie doch zu Projecten, so zu sagen zu inneren Schöpfungen dieser Art geeignet sein, denn in äußerlich gedrückten Zeiten hat der Geist der Menschen Anlaß und Muße, sich überhaupt tieferem Denken über öffentliche Fragen zur Entfaltung neuer Stärke zu sammeln.

Man werfe mir auch nicht ein, daß Institutionen der erwähnten Art insofern nicht aus öffentlichen Mitteln begründet und unterhalten werden dürften, als sie so zu sagen Luxuseinrichtungen für die Gebildeten seien.

Zunächst würde hierauf zu bemerken sein, daß derselbe Einwurf in gewissem Sinne für viele Einrichtungen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft gelten würde, bei denen doch Niemand zweifelhaft ist, sie mit öffentlichen Mitteln zu dotiren, und bei denen dies auch völlig berechtigt ist, sobald nur in immer größerem Umfange Jedem aus dem Volke die Aufnahme und die geistige Förderung innerhalb solcher Institutionen gehörig erleichtert und gesichert ist.

Oft genug aber habe ich Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß ein tiefes und warmes Interesse für den Anblick der Himmelserscheinungen, vielleicht sogar eine besondere unmittelbare Fähigkeit des Verständnisses derartiger Wahrnehmungen und Einrichtungen, wie sie eine Institution der erwähnten Art zu bieten hätte, in der gewerblichen und handarbeitenden Bevölkerung jeder Art lebt, und daß es sich wohl lohnt, auch gerade zu dieser bei solchen Anlässen in beweglicher und erbaulicher Art zu reden.

Was die Ungunst der Lage einer Sternwarte mitten in einer großen Stadt betrifft, so ist zuzugeben, daß diese Ungunst in Berlin, wo es nur sehr geringe Höhenunterschiede giebt, besonders groß ist, doch wird die Bedeutung dieser Verhältnisse meistens sehr überschätzt. Man meint

mitunter, daß die jetzige Lage der Berliner Sternwarte dieselbe eigentlich untauglich für astronomische Forschungen machen müsse, da nicht nur der Horizont von hohen Häusern umbaut sei, sondern auch die starken Trübungen der Luft durch den Rauch und Staub eines großen Verkehrscentrums ungemein störend sein müßten. Unzweifelhaft ist dies der Fall für die lichtschwächeren Gegenstände des Himmels, welche sich an den Grenzen der Wahrnehmung selbst für das verschärfteste Sehen befinden. Die Verbauung des Horizonts hat dagegen für die feinere astronomische Beschauung und Messung keine erhebliche Bedeutung, da erst in ziemlich großen Höhen über dem Horizont der eigentliche Horizont astronomischer Arbeit beginnt, und für zahllose Wahrnehmungen und Messungen an helleren Objecten bewirkt auch die materielle Trübung der Luft durch Rauch und Staub eine in unserem Klima verhältnißmäßig geringe Beeinträchtigung, da es leicht nachzuweisen ist, wie die dünnsten, fast unsichtbaren Schichten von Nebelbläschen, welche durch die fast unablässigen Veränderungen des Luftdrucks und der Windrichtung hervorgerufen werden, die Reinheit und Intensität der Lichtbewegungen, die aus dem Himmelsraum zu uns dringen, in viel höherem Grade beeinträchtigen als eine tiefdunkle Rauchwolke. Die Dunkelheit der letzteren entstammt nur der Schwärze der kleinen Kohlentheilchen, zwischen denen jedoch das Licht viel ungestörter durchgeht als zwischen den in unserem Klima — auch ohne den Anlaß, welchen materielle Verunreinigung der Luft zu Bläschenbildungen giebt — fortwährend wechselnden Zuständen des Wasserdampfes der Atmosphäre.

Allerdings wird man es verständiger Weise vermeiden, in diesem Klima und zumal mitten in einer großen Stadt, in welcher bei den stärksten Vergrößerungen auch die Erschütterungen des Erdbodens sehr bemerklich werden, die feinsten optischen Messungen ausführen zu wollen oder so kolossale Fernrohre aufzustellen, wie der rastlose Wetteifer der Nationen jetzt zu errichten bemüht ist, oftmals ohne der Bedingungen kritisch eingedenk zu sein. welche für die Wirksamkeit derartiger Hülfsmittel unumgänglich sind. Innerhalb gewisser Grenzen, über welche hinaus natürlich eine Ergänzung durch Einrichtungen in günstigster Lage geboten werden muß, wird eine Sternwarte auch mitten in einer großen Stadt noch eine bedeutende Forschungsthätigkeit, jedenfalls aber die lebendigste Lehrthätigkeit ausüben können. Ein Fernrohr von der Größe des bedeutendsten jetzt auf der hiesigen Sternwarte aufgestellten würde sicher hinreichen, eine Fülle derjenigen Anschauungen und Anregungen zu gewähren, deren allgemeinere Bedeutung darzulegen ich hier versucht habe.

Bevor ich diese Darlegungen beschließe, gestatte man mir noch hinzuzufügen, daß ich keineswegs den Wunsch habe, öffentliche Institutionen dieser Art ausschließlich der Astronomie gewidmet zu sehen; vielmehr wird es durchaus zweckmäßig sein, wie man auch in dem vorerwähnten neuen Observatorium in Paris beabsichtigt, experimentelle Einrichtungen mannigfacher Art, welche in glücklichste Verbindung mit astronomischen Einrichtungen treten können, als Hülfsmittel der Anschauung und Belehrung auf verwandten Gebieten der Naturerkenntniß, z. B. optischen und elektrischen Charakters, hinzuzufügen.

Weckung und Belehrung solcher Art wird auch allen privaten Leistungen auf demselben Gebiete, denen das Publikum bereits ein so großes Interesse widmet, eminent förderlich sein, wie ich auch glaube, daß die Errichtung solcher Sternwarten, welche ausschließlich der Forschung dienen, keinen Abbruch, sondern hohe Förderung erfahren wird durch die Begründung von Institutionen, welche auf demselben Gebiete ausschließlich oder überwiegend der populären Belehrung dienen. Der wissenschaftliche Geist überhaupt wird auch aus letzterer größere Stärke gewinnen und dann vielleicht auch in Deutschland Erscheinungen zeitigen wie die zahlreichen Privat-Sternwarten, welche in England und Nordamerika sowohl der Forschung als dem geistigen Genusse und durch diesen der Gesittung Vieler dienen.



# Die musikalisch-ästhetische Literatur seit 1850.

Von

**Heinrich Ehrlich.**

III.



nter den in neuer Zeit, d. h. seit dem Jahre 1848, erschienenen Aesthetiken ist vor Allem die von Friedr. Vischer zu nennen. Sie widmet der Musik einen stattlichen Band von 380 enggedruckten Seiten. Zwar ist Alles, was die „einzelnen Momente“ der Musik behandelt, nach Vischer's eigenem Geständnisse, von Prof. Karl Köstlin* in Tübingen verfaßt; aber die Grundlage des Ganzen, der erste, 75 Seiten umfassende Abschnitt: „Das Wesen der Musik“, stammt vollständig aus der Feder Vischer's. Aus dem Werke fließt ein unerschöpflicher Born der Belehrung; es ist allerdings nur dem ernsten und geduldigen Leser zugänglich, der die schwerfälligen, viele Gedanken über einander häufenden Perioden nicht scheut und sich zurechtlegt und auch so viel eigenes fertiges Urtheil mitbringt, daß er über den vielen vortrefflichen Eigenschaften Irrthümer nicht übersieht. Vischer-Köstlin geht von dem Grundsatze aus, daß die Musik Gefühle ausspreche; das Gefühl ist ihm „Urheber der sich nunmehr (d. h. nach den bildenden Künsten) eröffnenden Kunstform“. Er sagt sogar: „Ein Tonstück darf die Empfindung nicht bloß andeuten, sondern soll sie musikalisch geradezu zeichnen und malen, es soll den Charakter der Empfindungsbewegung in die ganze Tonbewegung übertragen als beherrschende, Alles durchdringende, aus Allem hervortönende Einheit — hierzu und zu nichts Anderem giebt es Musik und ist die Musik fähig —; wenn diese Einheit da ist, wenn sie dem Tonstück einheitlichen Charakter und Rhythmus giebt, so ist es eben damit verständlich und gefällig, auch wenn man nicht weiß, was gemeint ist“ u. s. w. Die Worte „Charakter der Empfindungsbewegung“ erscheinen auf den ersten Blick leichter zu erklären als bei näherer Prüfung. Denn **wer** bestimmt die „Empfindungsbewegung“ und deren „Charakter“ so genau, daß dieser musikalisch gezeichnet und gemalt werden kann? Und **wer** will **beweisen**, daß in irgend einem Tonwerke der „Charakter“ dieser oder jener „Empfindungsbewegung“ „genau“ gezeichnet und gemalt sei? Wie bewegt sich denn die Empfindung der Liebe, der Sehnsucht — der Schmerz, die Freude? — Man darf nicht etwa einwerfen, daß ich das Wort „Empfindung“ anwende, wo nur der Ausdruck „Gefühl“ berechtigt ist; denn Vischer selbst sagt ausdrücklich § 747: „Vermöge innerer Nothwendigkeit besteht im Leben der Phantasie eine besondere Form, worin dieselbe mit ihrem ganzen Wesen sich auf den Standpunkt des Moments der Empfindung stellt und bloß innerhalb derselben bildet“, und bemerkt

* Nicht zu verwechseln mit Dr. Heinrich Adolf Köstlin, der ebenfalls viel über Musik geschrieben hat und von dem noch die Rede sein wird.

dann weiter: „Die Sprache bezeichnet unbestritten auch rein sinnliche Erregungen als Gefühle, und umgekehrt wendet sie mit solcher Bestimmtheit das Wort Empfindung im intensiven, geistigen Sinne an", daß er sich „schon im § 404", der von bildender, empfindender* und dichtender Phantasie handelt, der psychologischen „Schulordnung" nicht bequemen konnte.

Trotz dieser genauen Erklärung des großen Aesthetikers können wir nicht umhin, seine Ansicht als nicht ganz richtig zu bezeichnen. Einzelne Andeutungen in den Hauptabschnitten lassen erkennen, daß er selbst nicht so ganz überzeugt ist von dem Grundsatze des musikalischen Zeichnens und Malens der Empfindungsbewegungen. So z. B. meint er (Seite 817), daß der Musiker ein Sujet vom Dichter erhält; eine Stimmung ist ihm von diesem im Liede, Operntexte vorempfunden, also objectiv gegeben. Aber dies ist ein unendlich loseres Verhältniß als ein Stofftausch anderer Künste. Denn der Musiker übersetzt den Stoff „in eine absolut neue Form", die mit dem Inhalt, welchen ihr die Poesie leiht, „nicht in ein direct congruentes Verhältniß tritt". Wie steht es aber mit dem so bestimmten Zeichnen und Malen einer Empfindungsbewegung, wenn der Musiker eine solche vom Dichter vorempfundene in eine „absolut neue Form" bringt, die im losesten Verhältniß zum gegebenen Stoff steht? Wie soll der Widerspruch gelöst werden, wenn einerseits (S. 829) von der Vocalmusik feststeht: „Je strenger an den Text gebunden, je mehr declamatorisch, um desto weniger echt musikalische Schönheit, je reiner entwickelte Musik, desto losere Abweichung vom Texte", und wenn dann (S. 983) doch wieder gesagt wird, die Vocalmusik sei in gewissem Sinne doch die wahre eigentliche Musik? Dies wird unter Anderem in folgender Weise argumentirt: „So tief nun auch die Instrumentalmusik durch Reichthum, Großartigkeit u. s. w. ergreifen und staunenmachen mag, sie geht doch über das unterscheidende, specifische Wesen der Musik auch schon hinaus, sie ist phantasievolle Poesie, die sich in freiem Gedankenfluge über den einfachen Gefühlsausdruck erhebt,* sie ist Malerei, die ihn mit mannigfaltigsten Klangfarben umgiebt, sie ist Zeichnung, die ihn ausschmückt mit einem verschlungenen Gewebe von Figurationen,** deren wechselnde Formen bereits der Phantasie der inneren Anschauung **überhaupt**,*** nicht mehr bloß der empfindenden Phantasie als solche oder der Empfindung selber entsprechen. Weil somit hier die Musik über ihren specifischen Charakter hinaus sich erweitert (?) und zugleich Phantasiekunst, allgemeine Kunst wird ... so macht sich am Ende gebieterisch die Rückkehr zu bestimmtem Gefühlsausdruck geltend ... von der Instrumentalmusik müssen wir schließlich entweder hinweg zur concreteren Kunst der reinen Phantasie, zur Dichtkunst, zu deren Einleitung und Begleitung (?) sie eben darum sich so vortrefflich eignet, oder wir müssen zurück zum Gesange, der uns zur ursprünglichen Heimath der Musik, zum unmittelbar klaren Empfindungsergusse zurückführt." Es ist bedenklich für eine Kunst, wenn sie erst durch ihre Vereinigung mit einer anderen zu ihrer specifischen Wesenheit gelangen kann, und ich glaube, Vischer-Köstlin befindet sich hier in einem Irrthume, so schön er auch seine Ansicht dargelegt hat. Was das Buch noch über die Einzelmomente, dann über Instrumentation und Form der musikalischen Kunstwerke sagt, bietet überall höchst Anregendes und Belehrendes, wenn auch Manches mehr ideell gedacht als der Fachkenntniß und Erfahrung gegenüber haltbar erscheinen mag.

Köstlin, der eigentliche Verfasser des größeren Theiles der von Vischer veröffentlichten Musikästhetik, hat unter seinem eigenen Namen eine umfangreiche Aesthetik herausgegeben und selbstständ-

* Diese „empfindende Phantasie" gestaltet „im Elemente des Hörbaren". Hier ist die Musik vorgezeichnet, ihr Stoff ist der „empfindende Mensch", und je mehr eine Sphäre des Stoffs Erregungen des innersten Lebens mit sich führt, um desto willkommener muß sie ihr sein. Zu diesen Erregungen rechnet Vischer auch „die Freundschaft". Diese hat meines Wissens nur ein einziger Musiker als Vorwurf für ein Tonwerk gewählt und zwar — Kalkbrenner! Er hat ein Rondo „Gage d'amitié" geschrieben.

* Mich dünkt, **das** wäre eben das specifische Wesen der Musik.

** Ganz richtig! Wieder etwas specifisch Musikalisches!

*** Wieder specifisch Musikalisches!

lich auch der Tonkunst einen längeren Abschnitt gewidmet. Schon die Ueberschrift „Das Sichvernehmenlassen der Natur oder die Welt des Tones“ zeigt an, welche unermeßliche Bedeutung er der rein elementaren Erscheinung und Wirkung des Tones zuerkennt. „Der Ton ist Lebenszeichen, darin ist alle seine Herrlichkeit, alles Glück, das aus ihm strömt, begriffen. Darin kann nichts mit ihm sich messen im Himmel und auf Erden.“ Mit diesem Passus beginnt eine Beschreibung all' der Wonnen, welche drei Seiten lang (523 bis 525) an Ueberschwänglichkeit Alles hinter sich läßt, was die excentrischsten Romantiker, was selbst Wagner und seine Schule vorgebracht haben. Eine wissenschaftliche Begründung für ästhetische Lehren wird man freilich vergebens suchen in einem Satze wie: „Der hörende Mensch wird ergriffen, er wird zum willenlosen Instrumente (!), auf welchem die Töne ihr Spiel treiben (!!), er ist ihnen dahingegeben, weiß ihnen nicht zu widerstehen, er wird von ihnen, je nachdem sie sich gestalten, bald geängstigt und erschreckt, bald aufgeregt und in Wuth (!!) gebracht, bald erweicht und gerührt, bald in süßes Schwelgen dahingeschmolzen (!!!), und sie regen nicht, wie die Wahrnehmungen des Auges, das selbstthätige Streben nach Unterscheidung und Klarheit an, auf welchem die Entwickelung der Intelligenz des Menschen beruht, sie stürmen in uns ein, ohne daß wir auch nur die Mühe der Oeffnung des Sinnorganes hätten wie beim Sehen, und sie fließen und taumeln an uns vorüber, ohne uns Stand zu halten und dadurch zu deutlicherem Auffassen uns aufzufordern. Aber diese Passivität, wenn auch weniger intelligent und intelligent machend, ist schließlich doch ein Höheres“ u. s. w.

In einem wissenschaftlichen Werke mag eine solche Darlegung befremdend erscheinen; sie erklärt uns aber die einige Jahre später von demselben Verfasser veröffentlichte Schrift über Wagner's „Ring der Nibelungen“, in welcher auch eine Menge Dinge vorkommen, welche mit dem Kunstwerke gar wenig zusammenhängen — wir werden noch davon sprechen. Köstlin widmet dem „Consonantengeräusch“ und „Vocalklängen“ eine besondere Besprechung. Da ist „zuerst das unvermengt entströmende, volle, breite, offene, klare, kraftreiche, mannhafte A;* sodann das engere, kraftärmere, bescheidenere, philiströse (!!), freundliche E“. In den Diphthongen ist ihm „das kräftig heraustönende und ebenso exquisit fein zugespitzte Ö, das noch feiner zugedüftelte (!!!), künstlich pretiöse (!!!), aber auch zart sentimentale Ü“.** Neben solchen Aeußerungen kann die nicht mehr verwunderlich erscheinen, daß der Componist „Licht nicht darstellen, sondern nur musikalisch malen könne“. — Möge jedoch Niemand durch die hier angeführten Sätze über Musik sich zu einem voreiligen Urtheile über das ganze Werk Köstlin's verleiten lassen! Es ist voll bedeutender Anregungen, namentlich in den Abschnitten über das ästhetische Leben. Hier begegnet man in jeder Zeile den geistreichsten und treffendsten Bemerkungen. Aber Irrthümer und Sonderbarkeiten sind eben unvermeidlich, wenn man eine ganze Kunst aus dem Gemüth heraus deduciren und nicht die Entstehung der Form, nicht die Thätigkeit des Geistes, nicht die Vorstellung der Schönheit in der Tonkunst, nicht die Gesetze dieser Kunst zuerst und dann die Wirkung auf das Gemüth genau prüfen will. Auch in der Musikästhetik bewährt sich das strenge Wort Goethe's: die Deutschen sollten dreißig Jahre lang das Wort Gemüth nicht aussprechen dürfen, dann könnte nach und nach Gemüth sich wieder erzeugen.

Die „Aesthetik“ von Moritz Carriere polemisirt zwar in vielen Punkten gegen Vischer, aber in Bezug auf Musik steht sie mit diesem und Köstlin auf dem Standpunkte des Gemüths; ja sie geht fast noch weiter, sie betrachtet die Musik als eine Art von Offenbarung und sagt nur mit anderen Worten von ihr, was Schopenhauer sagte: „Sie erfaßt die Idee als das Princip des Werdens und enthüllt darum in der Zeitfolge der Entwickelung das eine sich entfaltende Sein; sie offenbart das Entwickelungsgesetz des Lebens, wie es alle Dinge beherrscht“ — da haben wir ja den Schopenhauer'schen

* Bekanntlich ist „A“ das Erste, was Kinder aussprechen!

** Welche künstlich pretiöse Sentimentalität des Ü in: Lüge, Grübeln, Bügel, Spülen, Küren, Üben, Brüllen, Kühe, Übung, Bürste, Schüren u. s. w. in infinitum!

Willen! — „und das Besondere, wie es innerhalb dieses Gesetzes sich regt und verwirklicht. Sie giebt das Bild der von einem Mittelpunkt aus sich entfaltenden, im Kampfe sich versöhnenden, zum Ganzen sich formenden Kräfte der Natur wie des Geistes" u. s. w.

Wenn nun Carriere in seiner Aesthetik von der Musik in einer Weise spricht, welche eine wissenschaftliche Behandlung ihrer Kunstformen und -Gesetze fast als überflüssig erscheinen läßt, so ist ihm andererseits die Musikwelt doch zu großem Danke verpflichtet, daß er zuerst den Zusammenhang der Tonformen (wie sie der musikalische Geist gebildet hat) mit den Zeitideen in klarer Sprache dargelegt hat. Er hat allerdings auch hier öfters seiner Phantasie mehr freien Flug gegönnt, als die geschichtliche Forschung eigentlich erlaubte,* jedoch auch eine Fülle geistreichster und belehrender Anregungen geboten und eine tiefe Kenntniß der Musikgeschichte und -Literatur bekundet, die von warmer Liebe und gründlichem Studium zeugt.

Zu den wissenschaftlichen Werken, welche die Musik als die bestimmte Sprache des Gefühls darstellen, müssen hier noch einige gezählt werden, welche eigentlich mehr die Musiklehre und die Beziehungen der Tonkunst zum Leben als die Aesthetik der Tonkunst behandeln, aber den obenerwähnten Standpunkt so entschieden festhalten, daß sie als ein integrirender Theil der absoluten Gefühlstheorie-Schule zu betrachten sind. In H. Krüger's Buche: „Beiträge zum Leben und zur Wissenschaft der Tonkunst", besonders aber in seinem „System der Tonkunst", ist das Princip vom Inhalt bestimmter Gefühle auf die höchste Spitze getrieben und sind die mystischen Anschauungen der romantischen Philosophie, als deren Haupt Schelling zu betrachten, bis in die Einzelheiten entwickelt. Nichtsdestoweniger sind die beiden Werke sehr werthvoll; durch die umfassende gründlichste Kenntniß aller Zweige der Tonkunst und durch den sittlich strengen, aber wohlthuenden Ernst, der sich überall kundgiebt, wirken sie anregend auch auf den Leser, der mit vielen Ansichten nicht übereinstimmt. Es ist nicht möglich, in der Kunst nur eine gewisse Richtung und den höchsten Standpunkt gelten zu lassen und nicht auch manchen weniger hochstehenden Gattungen die Berechtigung zuzugestehen, ohne einseitig zu werden; wie im organischen Leben ein ewiges Werden und Vergehen vorwaltet und mancher Zersetzungsproceß zu neuem Entstehen führt, so auch in der Kunst. Das Ideal soll dem Künstler und dem Beurtheiler immer heilig bleiben; aber alle Erscheinungen lassen sich nicht nach dem einen idealen Maßstabe beurtheilen noch auch andererseits verurtheilen, weil sie ihm nicht entsprechen!

Das Buch von A. B. Marx: „Die Kunst des neunzehnten Jahrhunderts und ihre Pflegemethode der Musik", ist ein sehr schön geschriebenes, anziehendes Werk, gehört aber nach meiner Ueberzeugung zu jenen, welche dem wissenschaftlich Vorbereiteten wenig Neues, dagegen dem Unvorbereiteten manche Gefahr bringen, weil in ihnen zu oft die enthusiastische Phrase an die Stelle der wissenschaftlichen Erörterung tritt. Allerdings darf nicht unerwähnt bleiben, daß es im Jahre 1855 erschienen ist, in einer Zeit, wo fast alle geistigen Interessen sich in die musikalischen concentrirten, und daß zu jener Zeit Hanslick's Studie noch nicht veröffentlicht sein konnte — es geschieht deren mit keiner Silbe Erwähnung. Ich kann hier nur die Capitel in Betracht ziehen, welche sich mit der Wesenheit der Musik beschäftigen; und in diesen findet sich neben vielem Geistreichen doch viel Bedenkliches, was heute selbst von den Anhängern der reinen Gefühlstheorie nicht mehr vertheidigt

* „Wie das Volksepos, sieht Händel im Menschengeschick das Walten Gottes, die sittliche Weltordnung." Wo die Ilias oder das Nibelungenlied eine sittliche Weltordnung darstellen, dürfte sehr schwer darzulegen sein, und ich mache mich anheischig, für eine Stelle, aus der sich dergleichen herauslesen ließe, zehn andere anzuführen, welche das Gegentheil, das reine Machtwalten der Götter oder der menschlichen Leidenschaften, ganz deutlich darstellen. Händel war ein frommer und edler Mann, aber vor Allem ein unendlich großer Musiker und eine Kraftnatur, daher konnte ihm ebenso gut das „Alexanderfest" gelingen als „Israel" und „Messias". Darum hat er, so lange er weltliche Opern für die englische Aristokratie schrieb, ebenso wunderbare Arien geschaffen als später, da die Verhältnisse ihn bewogen, sich zum Oratorium zu wenden und ihn erst über seine eigentliche Mission klar werden ließen. Ueber die „sittliche Weltordnung" nachzudenken, fehlte ihm die Zeit bei seiner riesenhaften Thätigkeit.

werden dürfte. Wenn z. B. Marx sagt: „Der Mensch ist ein Schall- und Lichtwesen, in den Licht- und Schallseiten der Welt findet er Verwandtes und Eigenes, Seiten seiner selbst“, so kann man auch dasselbe bis zu einem gewissen Grade von manchen Thieren behaupten; das Pferd, das beim Klange der Trompete sein Ohr spitzt, bald auch die Bedeutung dieses oder jenes besonderen Rufes erkennt und im Circus nach dem Tacte tanzt, konnte ebenso gut als Schallwesen bezeichnet werden. — Und was sollen wir davon sagen, wenn allerlei Heerden der verschiedensten Thierarten nach des Hirten Horn sich zum Ausmarsch aus dem Dorfe oder zur Rückkehr versammeln?

Was Marx von der höheren, nicht endlichen Liebe als der Schöpferin des Kunstwerks sagt, ist poetisch gedacht und schön ausgedrückt, hat aber mit der wissenschaftlichen Prüfung des Gegenstandes wenig zu thun. Ein Beispiel, wie wenig im Ganzen die ästhetischen Forschungen jener Zeit mit den gegebenen Factoren rechneten, bieten die Betrachtungen über die Anziehung, welche der Stoff auf den Künstler ausübt, und die Idee, welche der Künstler an diesem Stoffe offenbart. Marx sagt wörtlich: „Ein Weib kann zunächst als gesunde Creatur erfreuen; so schaut Rubens meist die Frauen an und setzt unbedenklich sein tüchtig Weib als Himmelskönigin in die Wolken; gewiß hat er unbewußt aus der Wirklichkeit weggelassen, was jene Fleischesherrlichkeit beeinträchtigt hätte, und zugefügt an warmen Blutes Blüthe und niederländischer Selbstgewißheit, was etwa gefehlt. Welche Galerie ließe sich zwischen diese flandrische Madonna und jene ‚una certa idea‘, die Rafael zu der Sistina mit den tiefen Geisteraugen und dem mahnenden Blick des Christuskindes erhoben hat, aufführen! Welche Reihe von Menschenbildern füllt den Raum zwischen jenen Scalpen und Menschenhautbälgen, welche die Berliner Melpomene Charlotte Birch-Pfeiffer bei Auerbach und anderenorts zusammenbeutet, und jenen typischen Gestalten, in denen das Menschenthum all' seine Höhen und Tiefen, allen Fluch und Segen seines Daseins dem einzigen Shakespeare darbietet.“ Es bedarf wohl nicht einer Kritik der sonderbaren Zusammenstellung: auf der einen Seite Rubens und Rafael, auf der anderen Charlotte Birch-Pfeiffer und Shakespeare; wir wollen nur auf einen wichtigen Punkt hinweisen, den Marx ganz vergessen zu haben scheint, daß nämlich der Maler nur idealisiren kann, was er sieht, und daß er und der Dichter die Gestalten für ihre Bilder nicht aus der Luft holen, sondern aus der Welt, die sie umgiebt, daß jeder große Künstler nur der hervorragendste aus einer Gruppe mitberechtigter Zeitgenossen ist, und daß er die Ideen seiner Zeit höher trägt, läutert und veredelt — nicht etwa ganz neue schafft, deren Keim nicht schon in dem nationalen Boden gelegen hätte.* Die Kunstgeschichte mag vielleicht hier und da einen Künstler nennen, der dahin strebte, in seinen Werken einen vollständigen Gegensatz zur Geschmacksrichtung seiner Nation aufzustellen — Berlioz hat das in Frankreich gethan —, aber solche Beispiele sind ganz vereinzelt, und die Wirkungen solchen Strebens waren nur sehr geringe; selbst der edle Berlioz, dem hohe Ideale vorschwebten, hat mit seinen Werken nur einen Erfolg des Interesses zu erreichen vermocht, weil er ganz außerhalb des nationalen Rahmens trat, weil er französisch sein nicht wollte, deutsch sein nicht konnte. Es mag auch darauf hingewiesen werden, zu welchen Widersprüchen selbst ein so gebildeter Geist und gründlicher Kenner der Musik wie Marx durch dies Streben, der Gefühlsästhetik neue Seiten abzugewinnen, verleitet werden kann. Er sagt in dem eben besprochenen Werke: die Alten im Orient und in Hellas hätten ihren Tonarten Charaktere und Wirkungen angedichtet, die unmöglich in ihnen, sondern nur in Anderem und in dem Geiste des Hörers vorhanden sein konnten. Nichtsdestoweniger hat er einige Jahre später in seiner Biographie Gluck's eine sehr bestimmte Charakteristik der jetzigen Tonarten aufgestellt, obwohl auf ein solches Unternehmen seine Bemerkung über die Alten vollständig Anwendung findet. Was Marx sonst noch über das Wesen der Musik sagt, bekundet überall

* Ich verweise auf Taine's „Philosophie de l'art“, wo das alles vortrefflich dargelegt ist.

den feinen Geist und Schriftsteller, bietet aber nirgends einen festen Standpunkt für weiteres selbständiges Forschen. Die alte Hypothese von Schmerz- und Freudelauten als ersten Anlässen der Musik wird wiederholt, dann die Entstehung der Instrumentalmusik aus dem Gesange dargelegt; ob der Mensch zuerst gesungen und die Töne, welche seine Kehle erzeugte, auf irgend welchem Instrumente nachgeahmt hat, oder ob das fast unwillkürliche Blasen in ein Schilfrohr oder in ein hohles Horn die ersten Töne vor das Ohr des Menschen brachte und ihn zum Nachsingen der Töne angeregt hat; solche Fragen werden immer unbeantwortet bleiben, sind auch für die Aesthetik vollkommen gleichgültig. Eins steht fest: das Kind, welches Töne noch nicht gehört hat, singt nicht und wenn es auch die schönste Stimme hat, sowie der Taube nicht spricht, obwohl seine Zunge vollkommen richtig organisirt ist. Hieraus ließen sich Schlüsse ziehen für die Entstehung des Gesanges und der Musik — aber, wie gesagt, sie sind für die Kunst gleichgültig.

Von den neueren Aesthetiken der Tonkunst, das heißt denen, die sich mit ihr allein beschäftigen, haben wir die von Dr. Heinr. Adolf Köstlin* hervorzuheben, welche, auf dem Boden der neueren Forschungen von Hanslick und Helmholtz fußend, ein anschauliches Bild der verschiedenartigen Gattungen bietet und auch in klarem Stil geschrieben ist. Naumann's „Tonkunst in der Culturgeschichte", von der bisher der erste Band in zwei Hälften erschienen ist, bietet vieles Anregende und zeugt von gründlichen Studien, schweift aber zu sehr vom Hauptgegenstande in die entferntesten Gebiete und ist auch schwerfällig geschrieben. Sehr interessant ist eine Studie von Dr. Ottokar Hostinsky: „Das Musikalisch-Schöne und das Gesammtkunstwerk vom Standpunkte der formalen Aesthetik", ein Versuch, Wagner's Werke und Theorien mit der Herbart-Zimmermann'schen Schule zu versöhnen, geistreich geschrieben, aber nicht überzeugend. Dagegen bietet die Broschüre von Professor Karl Köstlin über den „Ring der Nibelungen",* worin die künstlerische Nothwendigkeit dieses Tondramas dargelegt werden soll, die seltsamsten Dinge; man vergißt manchmal ganz, daß es sich um ein Kunstwerk handelt, und glaubt irgend eine staatssocialistische Schrift zu lesen. Professor Köstlin legt die Grundlage des Bayreuther Festspieles folgendermaßen dar: „Die bisherige Entwickelung der Weltgeschichte hat sich noch nicht (seit 6000 Jahren, nach kürzester Zeitrechnung!) in Harmonie zu setzen vermocht mit der menschlichen Natur (also liegt die menschliche Natur außerhalb der Weltgeschichte, diese ist von anderen Wesen als den Menschen entwickelt worden!); sie (die Entwickelung!) hat bis jetzt nur darauf hingearbeitet, eine äußerliche Ordnung der menschlichen Dinge zu schaffen, eine Ordnung, welche immerhin dem allgemeinen Wohle dienen will, diesen Zweck aber nur erreicht durch ein System gewaltsam-künstlicher Beschränkungen der freien Natur des Menschen, durch eine gewaltsam-künstliche Organisation des Gesammtlebens, welche Größe, sei nun, wie sie wolle, Staat, Kirche oder sonst etwas, der menschlichen Natur vielmehr feindlich als freundlich entgegentritt und das menschliche Leben in ganz andere Bahnen leitet, als diejenigen sind, welche ihm die Natur eigentlich angewiesen hat. Wie sollte es eigentlich sein? (Die Worte sind in der Broschüre mit gesperrter Schrift gedruckt!) Der Mensch sollte sich auf Erden frei regen und bewegen können, er sollte ungehindert anstreben und erreichen können, was ihm äußeres und insbesondere was ihm inneres Bedürfniß ist, wozu Neigung der Natur ihn treibt, was er von Natur ersehnt und liebt u. s. w." Dann heißt es: „Wir sehen auch nicht rein menschliche Interessen vor allen anderen gepflegt und gehegt, sondern alle die gemachten und künstlichen Interessen der Cultur; um diese Dinge, als da sind gegenseitiges Sichübertreffen in Besitz, Macht, Herrschaft, Gewalt, Ehre, um diese Dinge, welche die Natur nicht kannte, drehen sich die Begierden und Leidenschaften, streiten

* Nicht zu verwechseln mit Professor Karl Köstlin, dem Mitarbeiter Vischer's, von dem bereits gesprochen worden ist.

* Der Titel der Schrift ist: „Richard Wagner's Tondrama: Der Ring der Nibelungen, seine Idee, Handlung und musikalische Composition, dargestellt von Karl Köstlin, Professor der Aesthetik an der Universität Tübingen."

sich die Stände und Parteien, bekriegen sich die Völker, obwohl aus diesen Dingen keine Freude, kein Wohlsein, keine Glückseligkeit entspringen kann." Was dies alles mit dem Kunstwerk zu schaffen hat, mag dem eigenen Ermessen des Lesers anheimgestellt bleiben.

Unsere Studie ist der Prüfung musikästhetischer Lehrsätze und Anschauungen gewidmet; sie darf sich also nur mit dem Theile des großartigen Werkes von Helmholtz: „Die Lehre von den Tonempfindungen" beschäftigen, welcher zu solchen Lehrsätzen und Anschauungen in irgendwelcher Beziehung steht. Die geistvolle Darlegung der geschichtlichen Entwickelung der homophonen, polyphonen und der harmonischen Musik, wie jede dieser Stilgattungen aus der Wechselwirkung der Zeitideen und -Bedürfnisse und der künstlerischen Thätigkeiten hervorgegangen ist, bietet einen reichen Schatz fruchtbarster Anregungen; die Betrachtungen über den Gesang in der griechischen Tragödie können nicht genug der Beherzigung empfohlen werden; sie beweisen am besten, wie der in neuester Zeit so sehr emsig betriebenen Forschung nach altgriechischer Musik eine sehr achtbare archäologische Bedeutung, aber niemals eine ästhetische zuerkannt werden muß, eine solche, welche auf die künstlerischen Bestrebungen und auf das künstlerische Urtheil unserer Zeit Einfluß üben könne.* Ebenso bedeutend ist der Abschnitt über „die unbewußte Gesetzmäßigkeit der Kunstwerke"; der große Gelehrte weist nach, wie die Schönheit an Gesetze und Regeln gebunden sei, die von der menschlichen Natur abhängen, die aber nicht vom bewußten Verstande gegeben und auch weder dem schaffendthätigen Künstler noch dem passiv empfangend-genießenden Beschauer oder Hörer bewußt sind. „Und doch," sagt er weiter, „verlangen wir von jedem Kunstwerke Vernunftmäßigkeit, indem wir uns den Genuß und das Interesse durch Aufspürung der Zweckmäßigkeit des Zusammenhangs und Gleichgewichts aller seiner einzelnen Theile zu erhöhen suchen. Wir betrachten es als Hauptkennzeichen eines großen Kunstwerkes, daß wir durch eingehendere Betrachtung immer mehr und mehr Vernunftmäßigkeit im Einzelnen finden, je öfter wir es an uns vorübergehen lassen und je mehr wir darüber nachdenken." Nach einer Reihe von ganz vortrefflichen Betrachtungen über die Grundlagen aller höheren Kunstanschauung und der damit verbundenen „moralischen Erhebung und der gefühlsseliger Befriedigung" wird die „wesentliche Bedingung hervorgehoben", daß der ganze Umfang der Gesetzmäßigkeit und Zweckmäßigkeit eines Kunstwerkes **nicht** durch bewußtes Verständniß gefaßt werden könne. „Eben durch den Theil seiner Vernunftmäßigkeit, welcher nicht Gegenstand bewußten Verständnisses wird, behält das Kunstwerk für uns das Erhebende und Befriedigende, von ihm hängen die höchsten Wirkungen künstlerischer Schönheit ab, nicht von dem Theile, den wir vollständig analysiren können." In diesen Betrachtungen liegt ein höchst werthvoller Beitrag für jede künftige Musikästhetik. Nur gegenüber einem einzigen, aber wichtigen Satze erlauben wir uns eine Bemerkung. Helmholtz sagt, daß das bewußte Verständniß der Vernunftmäßigkeit in einem Kunstwerke weder für die Erfindung noch für das Gefühl des Schönen nöthig ist, „denn in dem unmittelbaren Urtheil des künstlerisch gebildeten Geschmacks wird ohne alle kritische Ueberlegung das ästhetisch Schöne als solches anerkannt, es wird ausgesagt, daß es gefalle oder nicht gefalle, ohne es mit einem Gesetze oder Begriffe zu vergleichen." Daß für die „Erfindung", das heißt für den **schaffenden Künstler**, das „bewußte Verständniß" nicht nöthig ist, steht fest; ja man könnte behaupten, es wäre eher ein Hinderniß; denn je mehr er den Gesetzen folgen **will**, um so weniger **kann** er unbeirrt schaffen. Anders aber verhält es sich mit dem Urtheil. Der „künstlerisch gebildete Geschmack", auf den Helmholtz hinweist, ist ja ein Product natürlichen Schönheitssinnes **und** der Bildung, das heißt des Bewußtseins der Gesetze, das zu gleicher Zeit erfaßt und auffaßt. Das Helmholtz'sche Werk wird für Jeden, der nicht den einseitigen doctri-

* Was Helmholtz über die Entstehung der verschiedenen Baustile sagt, möge der Leser mit der Ansicht Taine's in dessen „Philosophie de l'art" (S. 116 ff.) vergleichen, die in außerordentlich interessanter Weise einen anderen Weg der Entwickelung darlegt.

nären Standpunkt einnimmt und Alles, was nicht direct in seinen Systemrahmen paßt, geringschätzig betrachtet, eine reiche Fundgrube von Belehrung und Anregung sein. Daß es jedoch trotz aller großen Vorzüge einen dauernden Einfluß auf die allgemeinen ästhetischen Anschauungen ausüben wird, muß bezweifelt werden. Die Gefühlstheorie hat in neuester Zeit in Norddeutschland wieder weites Feld gewonnen und ist in ein Bündniß mit der Theologie getreten. Viele Anzeichen deuten dahin, daß in Bälde nicht der religiöse Glaube an eine unvergängliche, unnennbare höchste Macht, sondern und in höherem Grade der kirchliche Formenglaube in die Frage von der Auffassung und dem Verständniß großer kirchlicher Tonwerke mit hineingezogen werden wird. Die Wissenschaft und die Kunst werden dann einen neuen Kanon erhalten, nach diesem wird nicht das Kunstwerk als solches beurtheilt, sondern zuerst die ihm zu Grunde liegende Gesinnung, für welche selbstverständlich auch die gehörigen Vorschriften gegeben werden; folgerichtig muß dann auch das Recht der Beurtheilung solchen Vorbedingungen unterworfen werden. Wir wollen jedoch mit Bestimmtheit hoffen, daß der wahre Glaube gegenüber der Heuchelei und die Wissenschaft gegenüber dem Schönrednerthum ihr Recht vertheidigen werde.

* *
*

Indem wir zur Prüfung der Biographien übergehen, müssen wir zunächst erklären, daß unsere Studie nur denjenigen genauere Betrachtung widmen kann, welche auf streng wissenschaftlicher Grundlage beruhen. Ich bin weit davon entfernt, das Verdienst der Werke leugnen oder nur schmälern zu wollen, welche das Leben und die Schöpfungen großer Componisten der Kenntniß und dem Verständniß des Publikums näher zu bringen suchen. Aber dem Zwecke der vorliegenden Studie entspricht nur die Prüfung solcher Biographien, in denen gründliche Analyse und Vergleichung mit gleichzeitigen anderen Schöpfungen, also die genaue Darlegung des ganzen kunst- und bildungsgeschichtlichen Entwickelungsganges einer gewissen Periode, eine wissenschaftlich geordnete Hinführung auf ästhetische Urtheile bekunden. Im Hinblick auf diesen Zweck muß sich der Verfasser auch versagen, manche vortreffliche, ernsthaft geschriebene, aber rein biographische Werke wie die von Weber* (C. M. v. Weber), Thayer (Beethoven) und Anderen, auf die er noch zurückkommen wird, so genau zu besprechen, als sie es, von jedem anderen Standpunkte betrachtet, in hohem Grade verdienen. Er bedauert dies um so mehr, als nach seiner Ueberzeugung schlichte, wahrheitsgetreue Darstellung des Lebens eines großen Künstlers viel mehr zu gesunder Kunstanschauung beiträgt als hochtrabende Urtheile und Aburtheilungen und schönrednerische ästhetische Beschreibungen, Analysen und Erklärungen in wissenschaftlichen Werken. Da jedoch einerseits schöne Redensarten vielfach Gefallen finden und am meisten, wenn sie von gelehrten Männern ausgehen, so ist ihnen besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Um die von Musikgelehrten, besonders die von Chrysander und Spitta verfaßten Biographien gerecht und mit Ruhe beurtheilen zu können, muß man vor Allem die genaue Grenze ziehen zwischen musikgeschichtlichen Forschungen und allgemein-ästhetischen Urtheilen. Die ersteren verlangen ein sehr fleißiges, langwieriges und sehr gründliches Studium, einen Aufwand von Zeit und Mühe wie fast kein anderes Kunststudium; sie bedingen ausgebreitete theoretische Kenntnisse, die Gabe, die richtigen Quellen zu entdecken und zu benutzen, und einen gewissen angeborenen bibliographischen Instinct. Sie sind also eine höchst verdienstliche Arbeit und haben volles Anrecht auf Anerkennung und Dank der Musiker und Musikfreunde. Aber zu richtigen ästhetischen Urtheilen gehört vor Allem vielseitig gebildeter Geschmack und Unbefangenheit. Diese ist eigentlich gar nicht zu verlangen von einem Biographen, der Jahrzehnte Mühe und Fleiß verwendet, um das Wirken und die hohe Bedeutung eines Meisters nach allen Seiten hin zu erforschen und darzustellen,

* Der vortreffliche Verfasser der Biographie seines herrlichen Vaters, des echt deutschen Operncomponisten, hat in der Vorrede selbst erklärt, daß er eine andere Form biographischer Darstellung gewählt hat als die von Jahn, Pertz und Anderen gepflegte.

der bestrebt sein muß, diesen Einen zu verherrlichen, und daher unwillkürlich andere Gleichberechtigte, wenn auch nicht verkleinern, doch weniger beachten oder preisen wird. Unbefangenheit ist bei einer derartigen Arbeit nicht unbedingt nöthig; diese kann sogar mit einer gewissen Einseitigkeit betrieben, um recht einheitlich gestaltet zu werden. Daher ist auch bei dem Biographen im Allgemeinen der gebildete Geschmack nicht strenge zu verlangen, von welchem Lessing sagt: „Der wahre Geschmack ist der allgemeine, der sich über Schönheiten aller Art verbreitet, aber von keiner mehr Vergnügen oder Entzücken erwartet, als sie gewähren kann.“ Solche Betrachtungen bewahrheiten sich am stärksten in den Musikerbiographien, weil hier, wie schon angedeutet, die Forschungen und das Studium entschieden noch schwieriger sind als in anderen Künsten. Der Verfasser einer Dichterbiographie muß weitgetriebene Einseitigkeit vermeiden und das Urtheil des gebildeten Publikums mit in Betracht ziehen; aber die Zahl der competenten Beurtheiler von Musikerbiographien ist eine verhältnißmäßig sehr geringe; die wissenschaftlich geschriebenen Werke der Gattung gewinnen nur sehr langsam einen größeren Leserkreis; den Verfassern ist also weitester Spielraum geboten für ihre rein persönlichen Ansichten und Urtheile.

Unter den zuletzt bezeichneten Werken stehen die von Winterfeld (J. Gabrieli und sein Zeitalter), Jahn (Mozart), Chrysander (Händel), Spitta (Bach) obenan.* Diese Gelehrten haben in musikgeschichtlicher Forschung und Darstellung Hochbedeutendes, zu Dank Verpflichtendes geleistet, und neben ihnen kann meiner Ueberzeugung nach Marx (Biographie Gluck's und Beethoven's) erst in zweiter Reihe genannt werden. Bezüglich der ästhetischen Urtheile läßt sich die culturhistorisch bezeichnende Thatsache feststellen, daß Winterfeld und Jahn einen viel freieren Blick und viel mehr Milde gegenüber Ansichten, die nicht die ihren sind, bekunden als Chrysander und Spitta. Diese Erscheinung ist durch die Stellung der genannten Autoren außerhalb des engeren Musikgelehrtenkreises zu erklären. Winterfeld war hoher Regierungsbeamter, Jahn Professor der Philologie in Bonn und Leipzig. Sie befanden sich also in immerwährendem geistigen und gesellschaftlichen Verkehr mit den verschiedenartigsten Kreisen und waren daher zu einer gewissen Duldsamkeit für andere Meinungen angewiesen. Chrysander und Spitta* haben Beide gründliche Universitätsstudien betrieben, ihre Thätigkeit jedoch auf die Musikforschungen zusammengefaßt und anderen Bedingungen des Weltbestehens wenig Aufmerksamkeit gewidmet.

Das Werk von Winterfeld „J. Gabrieli und sein Zeitalter“ ist schon durch die Wahl des Stoffes nur einem kleineren Kreise zugänglich, aber ein wahrer Schatz von ebenso vortrefflichem musikgeschichtlichen Material als belehrenden und anregenden Betrachtungen; die Capitel von dem Verhältniß Gabrieli's zu Orlando di Lasso und Palestrina, dann die Betrachtung über die neue Richtung in der Musik jener Zeit, die Darstellungen der Entstehung und Entwickelung der Oper sind Muster der Forschung und ästhetischen Anschauung.

In größerem Maßstabe angelegt und den Antheil auch des größeren Publikums anregend ist Jahn's Mozart-Biographie. Das Werk ist jetzt sehr weit verbreitet und hat in gelehrten und gebildeten Kreisen die allgemeine Anerkennung gefunden; es bedarf also hier keiner besonderen weiteren Besprechung. Wenn ich erwähne, daß Jahn einmal bei der Besprechung einer Arie der Donna Anna „in der Begleitung des Orchesters die Weiblichkeit“ der Heldin gezeichnet sieht, so geschieht das gewiß nicht in irgendwelcher Tadelsabsicht, sondern nur um darzuthun, zu welch eigenthümlichen Aussprüchen selbst ein so klarer, der Schönrednerei durchaus nicht zuneigender Geist wie Jahn verleitet wird, wenn er sich bemüht, specielle Wirkungen durch allgemeine Begriffe zu erklären. Denn wie die Merkmale der Weiblichkeit in der

* Die Namen sind nach dem Erscheinen der Werke geordnet.

* Professor Spitta war eine Zeit lang Gymnasiallehrer in einem kleinen Städtchen. Nach dem Erscheinen des ersten Bandes seiner Bach-Biographie wurde er nach Berlin berufen als zweiter Secretär der Akademie, Senator, Professor der Musikgeschichte an der Universität und Professor an der Hochschule.

Orchesterbegleitung einer Arie zu finden sind, das läßt sich eben nur auf eine rein persönliche Empfindung zurückführen. Und ich glaube nicht zu irren mit der Behauptung, daß gar viele der wärmsten Verehrer Mozart's* aus der Orchesterbegleitung der Gesänge der Donna Anna nichts auf den Charakter der Heldin Bezügliches heraushören werden, vielmehr eine dem göttlichen Genie verliehene symbolisch-charakteristische Wiedergabe der Affecte, der Gemüthsbewegungen.

Die Chrysander'sche Biographie Händel's verlangt eine besonders eingehende Prüfung, weil ihr Verfasser eine Ausnahmestellung einnimmt, wie sie bisher vielleicht keinem Gelehrten auf anderem Gebiete eingeräumt worden ist. Diese Stellung ist auch kennzeichnend für manche literarischen Verhältnisse in Deutschland. Es genügt, daß ein Schriftsteller sich mit einem gewissen Nimbus der Moralität umgebe, auf daß er sich erlauben könne, Alles, was ihm nicht paßt, in wenig würdiger Weise anzugreifen. Und Keiner hat diesen Mißbrauch weiter getrieben als Chrysander, der nicht bloß über Musikgelehrte und Schriftsteller, sondern über die berühmtesten Historiker, Philologen und Naturforscher die absprechendsten Urtheile veröffentlichte, während er selbst in allen ästhetischen und culturhistorischen Dingen die unglaublichsten Blößen giebt. Dem Leser, dem der Ausspruch zu strenge oder vielleicht gar ungerecht dünkt, führen wir wörtlich einige Sätze vor, denen Chrysander selbst — dies beweisen die Ausdrücke — besonderes Gewicht beilegt, und sehen getrost der Entscheidung über unsere Meinungsäußerung entgegen.

Gleich auf Seite 12 des ersten Bandes findet sich eine Deduction, die in ihrer Art ein Unicum genannt werden kann: „Daß Georg Friedrich (Händel) auch seines alten Vaters, nicht bloß der Mutter Liebling gewesen, setzen die Erzählungen unbestimmt voraus. Den sicheren Beweis lieferte mir eine Thatsache, die mich höchlich überraschte: den noch lebenden Herrn Otto Händel, Buchdruckereibesitzer zu Halle, fand ich auf den ersten Blick dem großen Manne ähnlicher als viele Kupferstiche. Was sich so lange, und zwar bei einer Nebenlinie, die sich schon um 1620 abzweigte, gleichmäßig erhielt, ist gewiß als das echt Händel'sche Familiengesicht anzusehen. So ist kein Zweifel: Beide, Vater und Mutter, fanden sich in ihm wieder." Also: Weil Herr Otto Händel dem großen Händel ähnlicher sieht als viele Kupferstiche, ist der große Händel der Liebling auch seines Vaters gewesen; denn wenn Einer der Liebling seiner Eltern war, so kommt nach hundertfünfzig Jahren in einem ganz entfernten Nebenzweige ein Gesicht vor, das jenem ganz ähnlich sieht.

Seite 443 im ersten Bande enthält folgende Darstellung der Entstehung, Verwendung und Verflachung eines Händelschen Choralgesanges: „Niemand wird den Gesang ohne die tiefste Erschütterung anhören, und Keiner dürfte Händel dafür loben wollen, daß er ihn in ‚Esther' zu den Worten, in welchen Hamann um Erbarmen winselt, wieder benutzt. Verflacht ist er jedenfalls, aber nicht aus Nachlässigkeit, sondern mit ganz bewußter Absicht. Was mag Händel dazu bewogen haben? Die Frage hängt mit der weiteren zusammen: Warum hat Händel keine weitere Passion componirt?"

Nachdem nun Chrysander bemerkt, daß Händel's Passion trotz ihrer Unvollkommenheit „deutsche Frömmigkeit mit dem feinen italienischen Geschmack und mit der englischen Charakterstärke und klaren Gegenständlichkeit zu vereinen wußte", daß wir hier „den Fortgang von Händel's Passion zu Bach und später von Bach's Passion zu Händel's Oratorien" sehen, gelangt er zu dem Schlusse, daß Händel, der „nichts durch den Verstand und Alles durch Ideen lernte", die opernhaften biblischen Dichtungen seiner Zeit verließ, den „geistlichen Sensualismus überwindend", zum einfachen biblischen Worte zurückkehrte. „Seit 1740 war er über jede musikalische Passion hinweg." Also das ist die Antwort auf die Frage, „was Händel bewogen habe", die wunderbare Arie aus der Passion mit „ganz bewußter Absicht" zu verflachen! Der Leser, der vielleicht glaubt, ich habe

---

* Zu diesen Verehrern Mozart's darf sich auch der Verfasser rechnen. Ihn bringt der erste Act des „Don Juan", vom Quintett angefangen bis zum Schluß, besonders aber das Maskentrio, in eine Stimmung, welche jedes Prüfen von sich abweist. Ebenso die Gesänge Sarastro's.

irgend einen wichtigen Zwischensatz aus dieser Beweisführung ausgelassen, möge freundlichst sich die Mühe nehmen und Seite 443 bis 448 des ersten Bandes durchlesen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß ich vollkommen genau darstelle.

Seite 483 spricht Chrysander von Gluck, Shakespeare und Goethe im Vergleich zu Händel in folgenden Worten: „Händel's Werke zeigen historischen Geist in moderner Färbung, während Gluck's französische Opern modernen Geist in sorgsames historisches Colorit hüllen (!!). Diese Entfernung von den Tonkünstlern bringt ihn um ebenso viel den germanischen Dichtern Shakespeare und Goethe näher ꝛc. Nur in der unbefangenen, man möchte sagen harmlosen Doppelstellung zu dem classischen und dem biblischen Alterthum scheint mir Händel auch gegen diese, besonders gegen Goethe, denjenigen Vorzug zu besitzen, der bei der schiefen Stellung, in welche die Religion in den letzten Jahrhunderten zu mehreren dem Musiker weniger nutzbaren, aber dem Dichter unentbehrlichen Bildungselementen gerathen ist, allerdings nur einem Musiker zu erreichen war." Ueber „Herakles" von Händel schrieb Chrysander gelegentlich einer Aufführung in Berlin: „Von der Gesammtschilderung des Herakles darf man behaupten, daß selbst von der altgriechischen Kunst kein Werk erhalten ist, welches den nationalen Helden in einer so erhabenen Treue darstellt."

Der Mann, der in seinem Fache, d. h. in der Musikforschung, solche Urtheile niederschreiben konnte, durfte nichtsdestoweniger ohne Widerspruch der Gelehrten über Andere in der absprechendsten Weise aburtheilen. Er schulmeistert die Musikgelehrten Winterfeld und Kiesewetter in entschiedenster Weise. Er citirt Hawkins und Mattheson lobend, wo sie Händel preisen, meint sogar einmal, Mattheson habe „unübertrefflich" über Händel's Orgelspiel gesprochen; sobald sie aber etwas Unrichtiges, Nachtheiliges oder Falsches über den großen Tonsetzer schreiben, werden sie in den Staub getreten; Hawkins ist dann ein „Thatsachenkrämer", „unglaubwürdig", „leichtsinnig"; Mattheson ein Mensch von „schäbiger Gesinnung", und Seite 104, 3. Band wird er um eines allerdings niedrigen Spottes willen innerhalb neun Zeilen als ein Mensch von „hündischer Vorstellung", „niedriger Gesinnung" und „schimpflicher Musikantenbeschränktheit" geschildert.

Aber nicht genug, daß Chrysander über die Gelehrten seines Faches so spricht. Er greift die ganze englische Geschichtschreibung an und sagt im 2. Bande, S. 14, nachdem er behauptet, „die Tonkunst sei durch Jahrzehnte Grundkraft", „Träger geschichtlicher Entwickelung" gewesen: „Man vermißt in den betreffenden Geschichtsbüchern selbst die leiseste Hindeutung darauf", obwohl „die Tonkunst am mächtigsten auf die Zeit einwirkte", und weiter: „Wer an der Hand der Tonkunst diese Zeit durchwandert, der erkennt sie nicht wieder in dem Bilde, das in den Geschichtsbüchern steht." Weder Lord Mahon noch die „Prunkreden Thackeray's", noch die „farbenreichen Charakterbilder Macaulay's" sind geeignet, jene versöhnende Wahrheit hervortreten zu lassen, die jene Zeit in ihrer engeren Tiefe birgt und ohne deren Darlegung die Geschichtschreibung ihr Amt nur sehr ungenügend verwaltet." (Ich citire nur wörtlich!)

In neuester Zeit hat Chrysander das abfälligste Urtheil über Jahn als Philologen gefällt und das folgende Urtheil über Helmholtz drucken lassen: „Helmholtz hat in verschiedenen Gebieten, die in keinem genetischen Zusammenhange stehen, im mechanischen und organischen, philosophischen und ästhetischen Nützliches geleistet und zugleich Confusion angerichtet. — — Das ist Polywissenschaft, und diese Universalität ist von einer Höhe, die nicht entfernt an die der anderen Gelehrten (Darwin und Robert Mayer) hinanreicht. Ihren Gipfel hat sie aber mit einem anziehenden Schimmer umgeben, der Vieles ahnen aber nicht erkennen läßt und der bei näherem Hinzutreten völlig in Dunst sich auflöst."*

Ich frage nun, in welchem Fache als der Musik durfte ein Gelehrter wagen, derartige Urtheile über die bedeutendsten Männer anderer ihm ferner liegender

* Der Artikel war gar nicht unterzeichnet, da er jedoch über zwei Spalten einnimmt und daher vom Redacteur gelesen, gekannt und gebilligt sein mußte, so trifft diesen die alleinige Verantwortlichkeit.

Wissenschaften zu fällen, ohne daß ihm von allen Seiten die gebührende Zurechtweisung ward? Der Leser vergleiche doch einmal diese Chrysander'sche Arbeit mit Thibaut's „Reinheit der Tonkunst", um gleich einen rechten Begriff zu erhalten, wie ein wenn auch einseitiger, aber edler und wahrhaft frommer Gelehrter schreibt. Er schimpft nicht, er thut auch nicht verzückt, er bringt keine schöngeistigen Phrasen. Aber seine Worte sind erwärmend, sein Gefühl für Schönes ist immer lebendig. Seine Ansichten sind ja bekanntlich einseitig, und doch ist sein Buch das herrliche Geschenk eines edlen Geistes, der stärkste Gegensatz zu Chrysander. Spitta's Bach-Biographie steht in Bezug auf Haltung und Stil über dem Chrysander'schen Werke. Zwar enthält auch sie, besonders im ersten Theile, manche unhaltbare Behauptungen und Sätze, die in einem so ernsten und gründlichen Buche niemals Platz finden sollten;* aber im Ganzen herrscht doch ein würdigerer Ton darin, und die Arbeit selbst giebt Zeugniß von großem Fleiß. Es ist sehr zu wünschen, daß Prof. Spitta, den ein günstiges Geschick auf kürzester Laufbahn zu einflußreicher Stellung geführt hat, diese benutze, um das wissenschaftliche Studium der Kunst zu befördern, dem schöngeistigen und schönredenden Dilettantismus entgegenzuarbeiten, und ihm nicht Vorschub leiste durch Sätze wie die unten angeführten, oder durch Vorlesungen vom „bluttriefenden Quintsextaccorde" im Fidelio! Wer von Bach sagt, er wollte in einer Fuge ein Bild menschlichen Jammers entwerfen, der kann die Richtigkeit aller Auslegungen jedes einzelnen Wagnermotives nicht bestreiten. Vom ästhetisch-wissenschaftlichen Standpunkte ermangeln beide Auslegungen — die der Fuge wie die der Motive — eines haltbaren Grundes; von der Gefühlstheorie ausgehend, läßt sich Alles behaupten,* denn viele gefühlvolle und gebildete Leute werden eben von einer Art Musik in höherem Grade zu Vorstellungen angeregt als von einer anderen. Die wissenschaftliche Beurtheilung des Kunstwerkes hat mit diesen Vorstellungen von Nebenempfindungen nichts anzufangen; und der Professor an einer großen Universität und an einer vom Staate errichteten Musikschule müßte jede Concession an Unwissenschaftliches vermeiden.

* „Wir sollen nicht auf die Höhen der Kunst geführt und dort allein gelassen, sondern auch wieder zu den Menschen zurückgeführt werden. Da die höchsten Formen der Instrumentalkunst zugleich einen hohen Grad der Isolirtheit beanspruchen, so spricht sich darin ein gesundes, nicht ganz unberechtigtes Gemeingefühl (!!) aus."

„Bei Bach finden sich Betonungen, welche blitzartig den Begriff bis in die Tiefen des Gemüthslebens beleuchten." Von der H-moll-Fuge des ersten Bandes des „wohltemporirten Claviers": Sie trage „schmerzverzerrte Züge" und Bach „wollte darin ein Bild menschlichen Jammers entwerfen". Zu dem Worte „Nacht" (in einer Motette) „nehmen die Geigen eine brütend drohende Accordlage an".

Die von A. B. Marx geschriebenen Biographien: Gluck und Beethoven, haben nach Anlage und Ausführung den Zweck, das gebildete Publikum für den Meister zu interessiren; dies beweist schon die Erklärung der einfachsten technischen Fachausdrücke (Polyphonie, Contrapunkt und dergl.), deren Bedeutung heutzutage selbst der gut unterrichtete Dilettant ziemlich genau kennt. Auch sind meiner Ansicht nach die Analysen der einzelnen Werke nicht gründlich genug für eine wissenschaftliche Darlegung; sie sind sehr oft nur andeutend oder mit poetischer Erklärung geschmückt, wie sie der gebildete Nichtkenner am liebsten liest. Diese etwas flüchtige Art der Behandlung tritt besonders bei den Besprechungen der letzten Compositionen Beethoven's hervor, denen ein musikgelehrter und geistreicher Mann wie Marx, der Schöpfer einer neuen Compositionslehre, eine viel eingehendere und ernstere Prüfung widmen mußte. Nicht die Anführung der einzelnen Motive genügte hier, vielmehr mußte gezeigt werden, wie Beethoven mitten im wirrsten Knäuel seltsamer harmonischer Wendungen doch einen Grundgedanken festhält; es mußte dargelegt werden, wie die Dissonanzen und Disharmonien in jenen Werken fast immer durch die poly-

* „Etwas der Keckheit des vernichtenden Humors Aehnliches, gleichsam einen Ausdruck der Weltverachtung, kann man bei mancher Musik, z. B. der Haydn'schen, welche ganze Tonreihen durch eine fremde vernichtet und zwischen pp und ff, presto und Andante fortstürmt." Das behauptete und erklärte Jean Paul, dem wir den herrlichsten, poetischsten Ausspruch über Musik verdanken. Freilich hat er auch die Maultrommel als ein ganz besonders schönes Instrument verherrlicht!

phone Stimmführung entstanden sind, durch den freien aber künstlerisch entwickelten Gang jeder einzelnen Stimme, nicht durch ein willkürliches, jähes, unmotivirtes Ueberspringen von einem Accorde auf einen anderen ganz fremden, wie es in neuer Zeit und mit Hinweis auf jene letzten Compositionen des großen Meisters oft vorkommt. Eines der stärksten Argumente gegen solche falsche Anschauung von der „Weiterführung des von Beethoven angezeigten Weges“ läge in dem Nachweise des logischen Ganges der einzelnen musikalischen Ideen Beethoven's in seinen letzten Werken, — abgesehen davon, daß große Gedanken ihren eigenen Weg gehen dürfen, während ein an sich unbedeutender durch ungewöhnliche und unzusammenhängende Wendungen doch nie als originell und groß erscheinen wird. Diese Darlegungen und Nachweise durften von Marx erwartet und gefordert werden, der hierzu alle Eigenschaften in vollem Maße besaß. Wahrscheinlich hat er in dem Streben, immer populär und verständlich zu sein, jede zu weitläufige und eingehende, nur directen Fachkenntnissen verständliche Analyse vermieden; auch mögen ihm von Seiten des Verlegers gewisse Grenzen des Umfanges gestellt worden sein. So läßt denn der letzte — wichtigste — Theil der Biographie gar Vieles zu wünschen übrig. Und die „Kurze Andeutung der Tonformen“ kann bei einem Manne wie Marx nur als ein Zugeständniß an die Menge betrachtet werden. Viel bedeutender in Forschung und in Behandlung des Stoffes ist die Biographie Gluck's. Wenn auch der Anhang: „Der Charakter der Tonarten“, manches Bedenkliche enthält, so hat doch das ganze Werk eine wissenschaftliche Grundlage und Haltung. Hier ist auch Schmidt's früher erschienenes Werk über denselben Gegenstand anerkennend zu erwähnen. Es ist ein treffliches, von wahrem Ernste getragenes, nur etwas steif geschriebenes Buch; auch weniger umfangreich wie das von Marx.

Thayer's Biographie Beethoven's ist nicht ein musik-, sondern mehr ein culturgeschichtliches Werk, in welchem alle Angaben, die auf das Leben des hohen Meisters, sowie auf die künstlerischen und gesellschaftlichen Verhältnisse seiner Zeit Bezug haben, mit einer nicht genug zu lobenden Sorgfalt und Gründlichkeit gesammelt, geprüft, gesichtet und zusammengefaßt sind. Thayer hält nicht bloß seine Darstellung frei von allen romantischen Beigaben, die in den Lebensbeschreibungen Beethoven's nur zu viel Platz hatten, sondern er prüft mit scharfem Auge und mit unbarmherziger Zergliederung manche Erzählungen, die bisher als vollkommen wahrheitlich betrachtet waren, und bringt sie auf das richtige Maß der Glaubwürdigkeit zurück; so das Verhältniß Beethoven's zu seiner Schwägerin, der Mutter des von ihm heißgeliebten Neffen, und die bekannten Briefe an die Gräfin Giuletta Guicciardi, später verehelichte Gräfin Falkenberg. Der Stil des Buches ist allerdings ein solcher, der das große Publikum nicht anzieht, aber das Werk, das nunmehr hoffentlich bald beendet sein wird, ist dennoch ein ganz vortreffliches und wird für die Lebensgeschichte Beethoven's immer die zuverlässigste Quelle bleiben.

Ich nenne ferner die Biographie Beethoven's von Nohl, die viele sehr interessante Daten und Anekdoten über die Zeitverhältnisse bringt, aber durch ihren überschwänglichen Stil und durch das Betonen alles Romanhaften mehr der schöngeistigen Literatur beigezählt werden muß. Schindler's Buch über Beethoven ist heute veraltet. Unter den vielen Musiker-Biographien, welche in den letzten Jahren erschienen sind, zeichnen sich Jähns' „Weber in seinen Werken“ und die bereits genannte treffliche, von M. M. v. Weber geschriebene Biographie seines Vaters aus; das zuerst angeführte Werk durch gründlichste Forschung und Anordnung, das andere durch klare, liebevolle und doch von jeder Prunkrednerei ferngehaltene Darstellung.

In dem Buche über J. S. Bach's Söhne hat Bitter sich das Verdienst erworben, daß er diesem so interessanten Gegenstande zum ersten Mal ausführliches Studium widmete und der Musikgeschichte einen sehr schätzenswerthen Beitrag bot. Wasielewsky's Biographie Schumann's ist ein sehr edel gehaltenes und gut geschriebenes Buch. Karasowsky's „Chopin“ ist bei weitem nicht so interessant und enthält weniger glänzende Schilde-

rungen als Liszt's in französischer Sprache verfaßte Studie über Chopin (eine Biographie kann man sie nicht nennen), bietet aber in schlichter Einfachheit eine vortreffliche Grundlage für eine richtige Anschauung von dem Leben und dem Charakter des genialen Componisten und Virtuosen. Die Schubert-Biographie von Kreißle — die erste ausführliche, die überhaupt geschrieben ward — enthält viel schätzenswerthes Material, aber doch auch zu viel Nebensächliches und Ungeordnetes; viel besser ist das Werk von Reißmann über Schubert. Derselbe Autor hat auch Biographien von Schumann, Mendelssohn und Haydn herausgegeben, die ihrem Zweck: vor Allem dem großen Leserpublikum recht verständlich zu sein, vollkommen entsprechen. Pohl's erster Band einer Haydn-Biographie läßt eine sehr gediegene Arbeit erhoffen. Schletterer's „Reichardt“, von dem auch nur der erste Band erschienen, ist mehr der cultur- als der musikgeschichtlichen Seite des Gegenstandes zugewendet. Spohr's und Löwe's Selbstbiographien, letztere von Bitter herausgegeben und mit interessanten Bemerkungen versehen, gehören als die sicheren und wahrheitsgetreuen Aufzeichnungen zweier edler Meister zu den anregendsten Beiträgen der Musik- und Sittengeschichte. Zu diesen rechnen wir auch die Sammlungen von Musikerbriefen, denen in neuerer Zeit besondere Aufmerksamkeit sowohl von Seiten der Forscher als auch des Publikums gewidmet wird. Und mit Recht. Denn besser wie aus allen Betrachtungen, Commentaren und Vermuthungen eines Biographen lernt der aufmerksame Leser den Charakter eines Künstlers aus dessen Briefen kennen. In diesen giebt er seinen Gedanken und Gefühlen oft viel freieren Ausdruck als im Leben, wo verschiedenartige Ursachen ihm Zurückhaltung geboten. Und die großen Tonkünstler waren ja stets so vortreffliche Menschen, daß man ihnen Alles, was sie schreiben, von Herzen glauben kann. Heutzutage, wo der Eudämonismus in allen Kunstkreisen immer mehr und mehr an Macht gewinnt, wo weltmännische Gewandtheit dem Erreichen künstlerischer Zwecke oft förderlicher erscheinen mag als die Leistung, wo der Parteigeist und der Einfluß der gesellschaftlichen Verbindungen immer mehr Macht auf die Entscheidung künstlerischer Angelegenheiten ausüben, wo auch die zunehmende Bildung gewisse Formen und Formeln immer mehr verallgemeinert und die Individualität beschränkt, — heute wird der Briefwechsel nach und nach den Charakter des originellen Ausdruckes natürlicher ungezwungener Empfindung verlieren, und man wird lernen, zwischen den Zeilen auch der Künstlerbriefe zu lesen.





# Adolf Wilbrandt.

## Ein literarisches Porträt

von

**Eugen Zabel.**

---

s gehört zu den erfreulichsten Erscheinungen unserer modernen Literatur, daß das Erbe unserer Classiker nicht nur von Literaturforschern und Kritikern, sondern auch von unseren Dichtern in einer Weise hochgehalten wird, die es recht eigentlich als Lichtstrom idealer Anschauungen durch den Körper unseres nationalen Lebens treibt und in seinen Nachwirkungen überall als bildendes und sittigendes Element zeigt. Dem Humanitätsideal Schiller's und Goethe's nachzutrachten, wird von dem Geringsten unter den Nachstrebenden als Ehre und Pflicht angesehen, und wenn die Ausführung einer ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechts auch noch in weite Ferne gerückt erscheint, so liegen doch hier die Quellen der harmonischen Gestaltung unseres Daseins, zu denen jede feinere Natur wieder zurückkehren wird, sobald es sich um Erquickung und Labung für die Erfüllung der Gebote pflichtenstrengen Ernstes handelt.

Dem Dichter wird es, unbeschadet der Eigenart, die durch seine schöpferischen Organe bedingt ist, immer zum Segen gereichen, wenn er sich dieser vorbildlichen Bedeutung, die in den Werken unserer Geistesheroen liegt, bewußt bleibt. Was ein Künstler sei im Gegensatz zum bloßen Tendenzmacher, der sich ein poetisches Mäntelchen nur leicht umgehängt hat, wird man nirgends besser als auf Weimars classischem Boden studiren, und dieses Studium wird einen festen Halt geben gegen den Ansturm, den eine vielfach zerstreute, von politischen und socialen Interessen erfaßte Zeit gegen die reinen Formen des dichterischen Schaffens unternimmt. Es giebt in der That keine höhere Aufgabe für den Künstler, der mit Worten bildet und malt, als von den Zufälligkeiten des Lebens abzusehen und nach Schiller's Behauptung „ein Bild des unendlichen All in des Augenblicks flüchtig verrauschenden Schall“ zu drücken.

Das Zeugniß, daß er Künstler und nur Künstler sei, wird man einem unserer jüngeren, durch Frische, Beweglichkeit und Vielseitigkeit ausgezeichneten Schriftsteller, Adolf Wilbrandt, mit einem besonderen Nachdruck ausstellen müssen. Sobald er die ersten Keime dichterischer Begabung an sich bemerkte, hat er fleißig gearbeitet, dieses Talent in seinem Kerne zu erfassen und von hier aus in reicher Weise auszugestalten. Keine anderen Interessen haben ihn von dieser Thätigkeit ablenken können, weder ein Amt noch der so verlockende Journalismus. Er hat immer nur danach gestrebt, dem Gott, der ihm im Busen lebt, wohlgefällig zu erscheinen, und wenn der Opferdienst in einzelnen Fällen mehr oder weniger glückte und sich die Flamme zuweilen trübte, so hat er doch niemals das Ziel gänzlich verfehlt und nach gelegentlichen Abschweifungen

immer gewußt, zu dem Ausgangspunkte seiner feingliederigen Dichternatur zurückzukehren.

Adolf Wilbrandt ist zu Rostock am 24. August 1837 als Sohn des Professors der Aesthetik und neueren Literatur an der dortigen Universität, Christian Wilbrandt, geboren und hat daselbst auch seine Gymnasialbildung genossen. In dem wiesen- und seenreichen Lande Mecklenburg, dessen Bewohner sich mit heiterem Lebenssinn das Dasein erringen, ist stets Platz gewesen für die verschiedensten Begabungen, für einen volksthümlichen Helden wie Blücher und für einen Schlachtendenker von der vornehmen Haltung Moltke's, und so haben hier auch zwei so verschiedene Erscheinungen wie Fritz Reuter und Adolf Wilbrandt ihren Ursprung nehmen können, der Eine unser größter Humorist seit Jean Paul, ein Dialektdichter, übersprudelnd von Natur und Ursprünglichkeit, der Andere ein Kunstpoet von vielseitiger Bildung und zierlichem Schliff der Form. Daß Beide eine gemeinsame Abstammung haben, verrathen sie übrigens durch den von Herzen kommenden Humor, der sich dort in dem kecken Zugreifen nach dem Zunächstliegenden, in der kühnen Bildlichkeit des Ausdrucks allerdings ganz anders als hier, wo er sich als Würze geistiger Ueberlegenheit giebt, entwickelt hat.

Dem Wunsche seines Vaters folgend, sollte Wilbrandt, als er die Universität in Rostock bezog, Rechtswissenschaft studiren, aber bald zog es ihn, namentlich als er nach Berlin gekommen war, zur Philosophie hinüber, und später trat hierzu in München noch die Kunstwissenschaft und Geschichte, letztere in Sybel's historischem Seminar, aus dem so viele tüchtige und gewandte Männer hervorgegangen sind. So sehen wir den jungen Mann, in dem die Phantasie die Schwingen zum ersten Fluge auszubreiten begann, eifrig bemüht, sich das Maß positiven Wissens anzueignen, ohne welches heutzutage das dichterische Schaffen sich des tieferen Einflusses auf die Zeitgenossen nothwendig begeben muß. Wer sich in eine Naivetät hineinlügen will, die bei den eigenthümlichen Voraussetzungen unserer Periode nicht mehr aufrecht zu erhalten ist, verräth dadurch nur seine Schwäche, an der er über lang oder kurz zu Grunde gehen muß. Der echte Poet wird es vielmehr als seine Aufgabe betrachten, sich in dem Weltprocesse, der sich immer mehr mit Bewußtsein vollzieht, möglichst wachen Geistes zu erhalten, um einen Führer zur Hand zu haben, der das in der Nacht des Unbewußten gebärende Talent sänftigt, wenn es zu wild tobt, und aufstachelt, wenn es einzuschlafen droht. Solche geistige Befruchtung ist auf Wilbrandt in den Studienjahren reichlich herabgefallen, aber sie war in Betracht des dichterischen Berufs, dem er sich zuwenden wollte, nicht die gewichtigste. Letzterer verlangte nicht nur ein Lernen, sondern auch ein Vergessen, ein Umschmelzen und Umformen des ganzen inneren Menschen, aus dem ja nicht ein abstracter Gelehrter und kein auf den Schlag der Dienstuhr lauschender Beamter, sondern ein Künstler werden sollte, dessen Sinne sich dem heiteren Farbenzauber erschließen mußten, der der Phantasie als Nahrung dient. Es kann keine Frage sein, daß dieser Proceß, die Welt dichterisch ansehen zu lernen, der denkbar wichtigste in dem Jünglingsalter ist und daß von seinem Gelingen alles Uebrige abhängt. Auf dem Bildungsgange eines Deutschen müssen die Wege, die zu einer sinnlichen Anschauung der Dinge führen, erst künstlich gebahnt werden. Wir wachsen mit lauter Begriffen auf, die ohne unmittelbare Vorstellung leer bleiben und dem eigentlichen Leben gegenüberstehen wie etwa ein Skelet einem beseelten Leibe. Unzweifelhaft ist der Aufenthalt in München und die Theilnahme an dem Kunsttreiben in der Isarstadt von schnellem Einfluß darauf gewesen, daß die feste Materie in Wilbrandt in Fluß kam. Hier grüßten ihn die classischen Gestalten der Antike, um ihm den Sinn für das Hohe und Ideale einzuflößen, hier umgab ihn in den Galerien eine bisher nicht geahnte Anschauungsfülle, und hier lud ihn endlich die Natur lächelnd ein, in ihren sanften Armen auszuruhen, wenn er sich an der Hand der Wissenschaft zu weit von ihr entfernt hatte, durch Berg und Wald zu schweifen und auf die Eingebungen zu lauschen, die leise mahnend an sein Ohr drangen.

Unser Dichter wäre aber kein Mann und kein Kind seiner Zeit gewesen, wenn

ihn die damaligen Strömungen der Politik kalt gelassen hätten. Ueberall gährte es in der Aufstellung nationaler Pläne zur Begründung eines deutschen Einheitsstaates und zur Bekämpfung kirchlicher und politischer Reaction. Auf den beiden Zusammenkünften in Eisenach im Juli und August 1859 hatten es die unter dem Vorsitz R. v. Bennigsen's abgehaltenen Versammlungen ausgesprochen, daß eine Hegemonie Preußens zur einheitlichen Gestaltung unseres Vaterlandes Noth thue. Der Gedanke zündete sofort und schlug zu hellen Flammen der Begeisterung auf, als die Feier der hundertjährigen Geburt unseres nationalsten Dichters, Schiller, Alles, was sich in der ganzen Welt deutsch nannte, unter dem Panier des Vaterlandes und der Freiheit versammelte. In Baiern, wo die Bewegung lebhaft nachzitterte, war es namentlich Karl Brater, ein Publicist von makelloser Persönlichkeit und umfassendem Wissen, der ein neues politisches Blatt, die „Süddeutsche Zeitung", in den Dienst des Nationalvereins stellte. An dieser Zeitung als Mitredacteur theilzunehmen, war für Wilbrandt ein Gebot des patriotischen Mitgefühls, und so sehen wir denn Letzteren zwei Jahre lang, 1859 bis 1861, an den Freuden und Leiden, Sorgen und Ueberraschungen, Aufregungen und Annehmlichkeiten betheiligt, an denen die Arbeit an einem Redactionstische so überaus fruchtbar ist. Aber die Wanderjahre verlangten ihr Recht, denn 1862 finden wir Wilbrandt in Berlin, und den Fünfundzwanzigjährigen trieb es schon jetzt zum Ernst und zur Vertiefung. Sein erster Versuch, sich aus Dauernde zu gewöhnen, sollte sich trefflich bewähren.

In Berlin war es nämlich, wo ihm das Bild des originellsten, productivsten und unglücklichsten unter den dichterischen Vertretern der deutschen Romantik in immer schärferen Zügen entgegentrat und ihn gleichsam nöthigte, eine lang vergessene Ehrenschuld unserer Nation einzulösen. Fast ein halbes Jahrhundert war verflossen, seitdem die in selbstmörderischer Absicht abgeschossene Kugel am Wansee bei Potsdam das Herz Heinrich v. Kleist's durchbohrt und damit den Mann dahingerafft hatte, der wie kein zweiter nach den Großthaten unserer classischen Dichter ein Wort in Sachen des Dramas mitreden durfte. Aber der Genius unseres Volkes verleugnete diesen seinen ebenso treuen wie beklagenswerthen Sohn, ließ seine letzte Ruhestätte einem unwürdigen Verfall entgegengehen, seine Dramen in den Theaterbibliotheken modern. Das Wenige, was Kleist's persönliche Freunde, wie Tieck und Bülow, gethan hatten, um das Andenken des genialen Dichters zu ehren, blieb auf einen kleinen Kreis beschränkt. Da war es ein schöner Gedanke Wilbrandt's, auf den verkannten und unbekannten Kleist jene Principien gründlicher methodischer Forschung und glänzender wirkungsvoller Darstellung anzuwenden, die sein Lehrer Sybel vom Universitätskatheder verkündet hatte. Es gelang ihm, ein würdiges Denkmal des Schöpfers der „Hermannsschlacht" in seinem Buche „Heinrich von Kleist" im December 1862 zu vollenden und damit die erste wissenschaftliche und erschöpfende Monographie seines Helden zu geben. Das Werk ist ebenso bedeutend wegen des wissenschaftlichen Apparates, der darin in Bewegung gesetzt wird, wie wegen der geschmackvollen Darstellung und der ruhigen sachlichen Kritik, die bei einem Jüngling Wunder nehmen muß. Wer sich so gründlich in seinen Gegenstand vertiefen und ihn doch so sicher beherrschen konnte, der mußte ein Gelehrter sein; wer die geheimnißvollen Beziehungen eines so merkwürdigen Dichterlebens so fein nachempfinden konnte, mußte selbst ein Dichter sein. So halfen sich Wissen und Können, Bewußtes und Unbewußtes bei Wilbrandt aus und sicherten ihm ein Talent, das ihm einen bleibenden Namen in unserer Literatur verschafft hätte, auch wenn seine poetischen Schöpfungen ohne Lebenskraft geblieben wären.

Es sei hier gleich der Ort, auch der übrigen biographischen Schriften Wilbrandt's vorwegnehmend zu erwähnen. Keine erreicht die Bedeutung dieser Jugendarbeit, da sich der Schwerpunkt seines Wesens immer mehr in die Poesie verlegte, aber sie sind deshalb nicht minder beachtenswerth und legen Zeugniß von der schönen Wärme ab, mit der er sich in die Eigenthümlichkeiten bedeutender Menschen einzuleben wußte. Der hundertjährige Geburtstag Hölderlin's veranlaßte ihn (1870)



LIBRARY

dem Gedächtniß eines der formschönsten und eigenartigsten Poeten das Werk: „Hölderlin. Der Dichter des Pantheismus“ zu widmen, ein Versuch, der bestens gelang, indem die frühere, vielfach einseitige Darstellung Alexander Jung's hierdurch in lebensfrischer Weise berichtigt und ergänzt wurde. Galt es hier den Ideenkreis einer von schwärmerischem Idealismus getragenen Poetennatur zu durchmessen, so handelt es sich in der biographischen Einleitung zu Johannes Kugler's „Im Fegefeuer“ (1874) um eine Freundespflicht, die Wilbrandt nicht nur mit der Feder, sondern auch mit dem Herzen erfüllte. Johannes Kugler, der Sohn des berühmten Kunsthistorikers, ein Malerpoet, dessen Doppelbegabung unzweifelhaft war, aber in einem zu schwachen Gefäß stak, um sich voll entwickeln zu können, war mit seinem Biographen eng befreundet, und sein tragischer Tod — er nahm sich in Verzweiflung über die Unmöglichkeit, sich in das Dasein finden zu können, selbst das Leben — wurde von letzterem als eine Mahnung aufgefaßt, das „Martyrium eines Menschen zu schildern, der durch seine höchsten und besten Stunden stets sein Leiden vermehrt, bei jeder großen Anspannung seines Ehrgeizes auch den Dämon seiner Krankheit aufweckt und sein edles, eigentliches Ich nur auf Kosten seiner Lebenskraft zu entwickeln vermag“. Hierher gehört endlich die „Biographische Studie über Fritz Reuter“, seinen großen Landsmann, im vierzehnten Bande der gesammelten Werke desselben, in der sich Wilbrandt zur künstlerischen Höhe des Essays erhebt und, obwohl er lediglich Wahrheit ohne Dichtung giebt, doch in der Durchdringung und Belebung des Stoffes als Dichter verfährt. So führen selbst die wissenschaftlichen Arbeiten Wilbrandt's auf seine Poesien zurück, die den getreuesten und unmittelbarsten Abdruck seiner Seele bilden und in den verschiedensten Formen, in lyrischen Gedichten, Erzählungen und Dramen, den Schatz unserer Nationalliteratur bereichern sollten.

Am wenigsten sind vielleicht die „Gedichte“ (Wien 1874) geeignet, uns in die Persönlichkeit Wilbrandt's einzuführen, da ihm die Gabe, den Ton einer rein lyrischen Stimmung zu treffen, nicht in besonders reichem Maße verliehen war. Sein ganzes Naturell lebt und webt zu sehr in einer Welt des Gedankens, um sich nicht durch eine Form beengt zu fühlen, die durch eine einfache Empfindung ausgefüllt werden und dem Ohre einen rein klingenden Accord zuführen soll. Wilbrandt wird durch sein formelles Geschick, das sich bei ihm schon früh zur Virtuosität ausbildete, veranlaßt, sich in den verschiedensten Tonarten zu versuchen, und wäre vielleicht im Stande, heute ein Gedicht im Stile Schiller's, morgen ein Gedicht im Stile Goethe's zu schaffen. Eine solche Gewandtheit kann aber den Mangel an eigener Erfindung, die zu einer neuen Melodie in die Saiten greift, nicht ersetzen. Bei alledem ist der Inhalt stets ein reiner und von Lebensblüthen aller Art erfüllt, an die sich keine Rohheit oder Geschmacklosigkeit wagt. Am besten gelingen ihm die mehr betrachtenden Gattungen der Lyrik, Ode und Hymne, unter denen sich mancher glückliche Wurf findet. Auch an Sentenzen und Sprüchen fehlt es nicht, und folgender „Stoßseufzer“ giebt die Sehnsucht des Dichters von der Abstraction zur concreten Fülle des Lebens anschaulich wieder:

„Lies dich nur über Büchern krumm,
Ueber alten und neuen Geschichten!
Du wirst davon nicht klug, nicht dumm.
Das Unerkannte lernst du richten,
Des Geistes Hülsen dir zu Haufen schichten:
Dein Herz bleibt stumm,
Und dieses Herz wird dich zu Grunde richten.“

In einer größeren epischen Erzählung, „König Otto's Haus“, versuchte es Wilbrandt, den Aufstand und Kampf Ludolf's gegen Otto den Großen, seinen Vater, in jener getragenen breiten Malerei darzustellen, die Uhland so meisterhaft gelungen ist. Doch fehlen zum Gelingen dieses Vorhabens die inneren Bedingungen, das heißt der Drang einer Natur, die an dem Stoß und Schlag der That Gefallen findet und in den Wechselfällen einer dramatischen Bewegung ein Spiegelbild von den Vorgängen in der eigenen Brust erblickt. Dagegen kündigte sich in den Gedichten ein anderes Talent an, das sich bald in der erfreulichsten Weise bethätigen sollte, wir meinen das Talent sprachlicher Dolmetschung, welches die Völkerstimmen der Erde zu einem wunderbaren Weltgespräch am deutschen Herde vereinigt. Diese Gabe schaffte sich in den

Uebersetzungen aus Sappho, Sophokles, Dante, Petrarca und Shakespeare Ausdruck. Später hat Wilbrandt den Gedanken, ausgewählte Tragödien von Sophokles und Euripides für unsere Bühne lebensfähig zu machen, in einer Weise ausgeführt, die zwar von den Puritanern der Classicität eifrigst bekämpft, von den Freunden des modernen Theaters aber mit um so lebhafterem Danke begrüßt wurde. Er hebt den Chor als solchen grundsätzlich auf und vertheilt seine Strophen an einzelne Schauspieler, um statt des Melodramas, in welches sich die Aufführung einer antiken Tragödie, namentlich der „Antigone“ und des „König Oedipus“, bei Aufrechterhaltung der Mendelssohn'schen Musik regelmäßig verwandelt, ein geschlossenes Drama zu geben. Ferner hat er, um eine Einheit des Rhythmus zwischen den Chorsprechern und den Hauptschauspielern herzustellen, den mächtigen und gedrungenen Trimeter, den selbst unsere redefertigsten Künstler nicht beherrschen können, in den schwächeren aber klaren, übersichtlichen, leicht sprechbaren fünffüßigen Jambus umgewandelt. Wir glauben, daß unsere classische Philologie dabei nichts verloren hat und daß es unseren Rigoristen immer gestattet bleibt, sich durch die Lectüre im Zimmer an der ursprünglichen Gestalt dieser Tragödien zu erfreuen, sind aber durch die Erfahrung davon überführt worden, daß Wilbrandt's Versuche unserem Theater eine ganze Provinz der Poesie erobert haben, die von unseren Bühnenleitern im Allgemeinen für uneinnehmbar gehalten wurde, ehe man diese Zugeständnisse an den modernen Geschmack machte.

Wilbrandt's novellistische Arbeiten sind — wenn wir von dem dreibändigen Roman „Geister und Menschen“ (1864) absehen, dessen Vorliebe für grelle Gespensterwirkungen die Jugendlichkeit und Unreife des Autors keinen Augenblick verleugnet — im Laufe der Jahre 1869 bis 1875 in drei Sammlungen erschienen und lassen ihren Verfasser auf den ersten Blick als einen Schüler Paul Heyse's erscheinen, dem auch die zweite und beste Sammlung zugeeignet ist. Beiden gemeinsam ist die eigenthümliche Zartheit, mit der sie Zustände der Seele aus einander zu breiten wissen, und die unmittelbar zu Herzen dringende Wärme, die sich dem Leser sofort mittheilt und auch dann noch wie sanft verhallende Musik nachlebt, wenn er das Buch bei Seite gelegt hat. Ein natürlicher Schönheitssinn verbietet es ihnen, in der Gestaltung des Charakteristischen weiterzugehen, als dem Auge wohlgefällig ist, nirgends finden wir häßliche Knorren, sondern überall ist der Guß ungetrübt und rein. Der Unterschied liegt nur darin, daß Heyse in der modernen Ausführung der Novelle der Zuerstgekommene und demgemäß die ursprünglichere Kraft ist, während sich bei Wilbrandt neben der unmittelbaren dichterischen Anschauung auch manches Angelernte und Anempfundene findet. Für die drei Novellen der ersten Sammlung, „Die Brüder“, „Heimath“ und „Reseda“, baut sich der Hintergrund aus den Jugenderlebnissen des Dichters in ebenso einfachen wie gefälligen Formen auf. Es ist die kleine Stadt mit ihrem bedächtigen Trachten und Schaffen, ihrer glücklichen Mittelstellung zwischen dem Rennen und Jagen der Residenz und der Abgeschlossenheit des Landlebens. Wir lernen Menschen mit einfachen Lebensformen und einfachen Empfindungen kennen, in sich abgerundete, genügsame und glückliche Naturen, die nicht in die Tiefen des Daseins eindringen und durch die Gesundheit des Leibes wie der Seele vor tieferer Schädigung bewahrt bleiben. So geht es auch den Brüdern Wilhelm und Karl, die ein und dasselbe Mädchen lieben. Aber bei Jenem ist die Liebe mehr ein guter Einfall, während bei Diesem das Feuer nach innen brennt. Das Gerede und die Ueberredung einer Tante kommen hinzu, und so geht Wilhelm mit Annette vor den Traualtar, wo ihm schon der Gedanke kommt, daß er seinem Bruder das Glück geraubt habe. Wie nun die Ehe später wieder aus einander geht, Annette das Weib Karl's wird und Wilhelm eine andere Lebensgefährtin findet, ist von dem Dichter mit großer Kunst in der Vermittelung der Uebergänge dargestellt worden. Noch ist die Motivirung nicht überall sicher genug, aber der Vorwurf ist von einer kühnen Originalität „Heimath“ ist eine Novelle in Briefen und schildert die Wandlungen

in der Seele eines Mannes, der die Herrlichkeiten Roms und Italiens gesehen hat und nun glaubt, an der Spielgefährtin seiner Jugend keinen Gefallen mehr finden zu dürfen. Aber der Sinn für die Größe im Kleinen und in der Einfachheit geht ihm wieder auf, und er lernt trotz Italien deutsche Treue im bürgerlichen Kleide aufs Neue hochhalten. Die Novelle ist noch deshalb interessant, weil sie zehn Jahre vor dem Erscheinen von Paul Lindau's „Johannistrieb" dieses Wort genau in derselben übertragenen Bedeutung nimmt, die ihr der Dramatiker gegeben hat. In „Reseda" ist das Schwanken eines älteren Junggesellen zwischen einer schönen, aber koketten Frau und einer lieblichen Mädchenblume sowie sein endliches Sich-Entscheiden für letztere gefällig und anziehend geschildert. Die ein Jahr darauf erschienene zweite Sammlung enthält die reifsten Leistungen, die Wilbrandt auf diesem Gebiete aufzuweisen hat, und zwar deshalb, weil bei tieferer Menschenkenntniß und feinerer Beobachtung sich jener allerliebste Humor einzustellen beginnt, der später in den Lustspielen so fröhlich aufflackert und als echter Sprühteufel die drolligsten Situationen schafft. Hierher gehören namentlich „Johann Ohlerich" und die „Reise nach Freienwalde", von denen wiederum der ersteren der Preis gebührte. Sie schildert eine Gegend, von der Wilbrandt geistreich sagt, daß wir sie lieben, nicht weil sie schön ist, sondern die nur schön ist, weil wir sie lieben. Die Einfahrt von Warnemünde und die Sanddünen von Mecklenburg zeigen einen Menschenschlag, den Wilbrandt schon in seiner Biographie Reuter's ebenso kurz wie treffend charakterisirt hat: „mehr treuherzig als weltgewandt, mehr mutterwitzig als geistreich, mehr empfänglich als erfinderisch, mehr gesellig als politisch, mehr für gewohnten Genuß als für neues Erschaffen, mehr tüchtig als groß." So ist auch der Steuermann Ohlerich, der das schönste Mädchen seines Ortes zum Weibe bekommen hat, aber in seiner Brust die Empfindungen eines Othello nährt und leider auch dazu Ursache hat. Denn während er seine Weltreisen macht, spinnen sich zwischen seinem Weibe und einem frischen Studentenblut fortwährend Fäden, die auf mehr als Freundschaft deuten, wenn sie auch nicht gerade als Liebe zu betrachten sind. Ohlerich ist gutmüthig und will nicht gleich zum Aeußersten schreiten, aber in seiner Frau entwickelt sich infolge dessen ein Uebermuth, der sie zu einer Unbesonnenheit, wenn auch zu keiner Schlechtigkeit führt. Da regt sich in ihm das Gefühl männlicher Ehre, zugleich bleibt ihm aber auch die Besonnenheit, die den Humor erzeugt. Er lernt den Studenten als einen unverdorbenen, nur etwas ziellosen Menschen kennen, und indem er ihn zum unfreiwilligen Theilnehmer an einer Seefahrt macht, bringt er ihn nicht nur in die richtige Bahn, sondern erwirbt sich auch die Liebe seines Weibes wieder. Man kann nicht leicht frischer und graziöser sein, als es Wilbrandt in dieser Novelle gewesen ist. Man hört förmlich die Jugendlichkeit und Werdelust des Dichters aus jeder Zeile hervorkichern. Die Buchstaben richten sich gleichsam auf, erhalten Fleisch und Blut und werden zu Figuren, von denen uns jede etwas Freundliches zu erzählen hat. Auf einen ähnlichen Ton ist die „Reise nach Freienwalde" gestimmt, die Erlebnisse eines Mannes, der das Eisenbahncoupé besteigt, um das nahe gelegene Ziel für Berliner Sommerfrischler zu erreichen, durch eine schöne Reisegefährtin aber veranlaßt wird, mit ihr von einer Station zur anderen zu reisen, die Pläne lästiger Verwandten zu zerstören und sie zu seinem Weibe zu machen.

Diese Sicherheit des Blickes, diese Trefffähigkeit im Ausdruck des Charakteristischen hatte etwas nachgelassen in dem „Neuen Novellenbuch", das Wilbrandt 1875 herausgab. Offenbar war der Künstler noch mehr in ihm ausgewachsen, aber auf Kosten der Natürlichkeit und Einfachheit. Eine eigenthümlich grüblerische Manier hatte in ihm Platz gegriffen, welche sich in den zu gleicher Zeit geschriebenen Dramen analog wiederfindet und dort am bequemsten zu erörtern und zu erklären ist. In die Periode dieser Trübung von Wilbrandt's dichterischem Organismus gehört auch die Novelle „Fridolin's heimliche Ehe", in welcher um die merkwürdig verzwickte Charakteristik eines Mannes, der als eine Art

Seelenzwitter beide Geschlechter in sich zu vereinigen glaubt, ein reizendes Episodenwerk gesponnen ist. Der jüngste Roman des Dichters, „Meister Amor", erinnert dagegen in dem flotten Lustspielton der Darstellung und der launigen Wendung des Sujets an seine gelungensten Werke. Eine doppelte Liebesgeschichte spielt sich hier auf der Folie des modernen Theaterlebens ab, das wieder in der Figur des alten Schauspielers Hillmann seinen Stützpunkt findet. Die Liebe wird als die Macht geschildert, welche nicht nur die zu einander gehörenden Herzen zusammenführt, sondern auch den Dilettantismus beseitigt, indem sie bei dem Einen die künstlerische Anlage vertieft und befruchtet, den Anderen sich mit einer bürgerlichen Existenz begnügen lehrt.

Den tiefsten und nachhaltigsten Einfluß auf unsere Literatur hat Wilbrandt jedoch dadurch gewonnen, daß er sich der Bühnenproduction zuwandte, um in ihrem Dienste als der berufenste und talentvollste unter den jüngeren Schriftstellern unermüdlich thätig zu sein, von der heute erreichten Stufe morgen auf eine höhere überzugehen und einen Mißerfolg durch einen neuen Treffer schnell in Vergessenheit zu bringen. Er hat in anmuthigen Scherzen originelle Fabeln und Charaktere mit einer eigenthümlichen Doppelbegabung von französischem Esprit und deutschem Gemüth behandelt, er hat dem modernen Salonstück die Ueberlegenheit seines Geistes und Geschmacks zugeführt, er hat in tragischen Vorwürfen unsere Literatur nicht nur bereichert, sondern auch große und unerwartete Bühnenerfolge erzielt und der darstellenden Kunst Aufgaben gestellt, für die sie ihm dauernd zu Danke verpflichtet ist.

Wilbrandt begann mit zwei Bluetten, die in ihrer Art kleine Cabinetstücke sind und in den reichsten Farben funkeln: „Unerreichbar" und „Jugendliebe". In beiden ist es gelungen, in eine zierliche Handlung interessante Charaktere zu verflechten und dieselben auf das feinste zu modelliren. Es blüht in ihnen von Frische und jenem Geiste, der doch zugleich wieder Natur ist. Wer sie in dem Ensemble des Wiener Burgtheaters oder des Berliner Schauspielhauses gesehen hat, wird es gespürt haben, wie von ihnen ein Hauch der Liebenswürdigkeit und Anmuth auf die Zuschauer herabweht. In „Unerreichbar" liegt die Anekdote darin, daß ein sonst braver, tüchtiger Junggesell die Marotte hat, sich immer in Frauen zu verlieben, die bereits verlobt oder verheirathet sind, und sich dadurch um die Möglichkeit bringt, sich mit einer Lebensgefährtin zu versorgen. Im Hause einer befreundeten Familie hält sich ein allerliebstes junges Mädchen auf, das sich für diesen Verehrer alles „Unerreichbaren" interessirt, aber von letzterem gleichgültig behandelt wird, da sie ja noch zu haben ist. Um die Beiden zusammenzubringen, wird erzählt, daß das junge Mädchen sich heimlich verlobt habe, und siehe da, schon regt sich in dem bisher kalten Manne die Liebe, die auch Stand hält, als die Intrigue entdeckt wird und Alles zum guten Ende führt. In „Jugendliebe" ist es eine Backfischschwärmerei, die sich in eine tiefe Herzensneigung verwandelt, nachdem der „Rechte" gekommen ist. Adelheid hat sich in einen Jugendgespielen halb aus Mitleid, halb weil er ihr wirklich gefiel, verliebt und sieht nach Jahresfrist seiner Ankunft aus der Universitätsstadt entgegen. Aber der wenig elegante, an Biertisch und Fechtboden gewöhnte Student gefällt ihr lange nicht mehr so gut wie früher, und zugleich lernt sie einen „herrlichen hohen, stolzen Mann mit gebieterischen Augen, die aber auch himmlisch lächeln können, wenn sie wollen", kennen, dem ihr Herz ganz allmälig, aber desto sicherer zufällt, als der einstige Genosse ihrer Spiele die Gärtnerstochter hübscher und begehrenswerther als sie findet. Es ist selbstverständlich, daß sich in dem engen Rahmen dieser einactigen Scherze keine tieferen seelischen Beziehungen zum Austrage bringen lassen. Wie glänzend und heiter aber das Bild ist, das hier aufgerollt wird, wie wir den Schaumwein des Esprits in elegant geschliffenen Pocalen zu trinken bekommen, das hat unser Theaterpublikum in reichem Maße erfahren und wird hoffentlich noch lange in dankbaren Herzen empfunden werden.

Mit so seltenen Gaben für die Pflege des deutschen Lustspiels ausgestattet, durfte sich Wilbrandt an eine größere

Arbeit, an ein frisch aufgegriffenes Stück Wirklichkeit, wie er es in den Künstlerkreisen Münchens oft genug studirt hat, wagen: „Die Maler", die wir für eine wirkliche Erweiterung unseres an Stoffen und Ideen so armen Lustspiels halten. Ist doch der Gegensatz zwischen der Idealität des künstlerischen Schaffens und der irdischen Sorge, die sie oft begleitet, ein an sich hochkomischer, und hier wird der Eindruck erhöht durch die mannigfachen Gestalten, die sich in der Künstlercolonie Wilbrandt's sehen lassen, und die Einführung eines interessanten Mädchencharakters, der Else, die in dem Verlangen, ein erwerbsfähiges Weib zu repräsentiren, in einem altmodischen Mantel und unkleidsamen Hut umherläuft und Malerin werden will. Sie hat ihre Weiblichkeit ganz vergessen und wird an dieselbe auch kaum erinnert, da sie für den Bruder die liebende Schwester und für die Anderen „ein guter Kerl" ist. Das Reizende ist nun darin zu suchen, daß sich aus der grauen, reizlosen Motte allerdings infolge einer nicht sehr glaubwürdigen Verwickelung ein prächtiger Schmetterling entwickelt, ein Weib, das Liebe einflößt und selbst zu lieben weiß. Die Geschicklichkeit Wilbrandt's in der fesselnden Führung der Handlung kommt hinzu, um dieses Lustspiel zu einer der heitersten und gelungensten Erscheinungen zu machen. In einem anderen Lustspiele, „Die Vermählten", ist die Aufgabe, zu zeigen, wie sich zwei bereits verheirathete Leute in der Ehe kennen und lieben lernen, auf originelle Weise gelöst. Es lag wohl in dem Stoffe selbst, wenn ihm nicht so harmlos heitere Seiten wie in den „Malern" abgewonnen wurden, denn die Vorstellung, daß zwei Menschen, die sich nicht lieben, auf Befehl der Eltern oder des Vormundes vor den Altar treten, hat für uns stets eine ernste Bedeutung, mag der Humor immerhin in episodischem Aufputz zu seinem Rechte kommen. Für die Unterhaltung eines ganzen Abends ist das Sujet wohl nicht ausgiebig genug und der Wirrwarr des letzten Actes mit seinen Maskenscherzen und seinen tollen Mißverständnissen eine künstliche Erweiterung, wenn sie auch den Geist und die Erfindung des Dichters keinen Augenblick verleugnet.

Wilbrandt, der, seitdem die Zeit seines selbständigen Schaffens begonnen, Oesterreich bereist, dann 1864 und 1865 fast ein Jahr in Südfrankreich und Italien, darauf in München gelebt hatte, schlug im Jahre 1871 seinen Wohnsitz in Wien auf, wo das Leben in der Gesellschaft der österreichischen Kaiserstadt, das Studium des Burgtheaters, dieser Hochschule der dramatischen Kunst, ihm die Richtung auf das Bühnenmäßige gab, das von ihm seitdem unablässig ins Auge gefaßt worden ist. Unter dem Schutze des Burgtheaters ist seine dramatische Muse zur Reife gelangt. Im Umgang mit den ersten deutschen Schauspielern, geschult durch das feinfühligste Publikum und die anspruchsvollste Kritik, die es in Deutschland giebt, errang sich Wilbrandt eine erste Stelle unter den dramatischen Schriftstellern unseres Vaterlandes. Namentlich war es der künstlerische Reiz und die weibliche Liebenswürdigkeit von Auguste Baudius, welche den Wienern die Lustspiele des Dichters so schmackhaft erscheinen ließen. Diese Künstlerin ist für das Fach der geistreichen Weltdamen eine ganz unvergleichliche Vertreterin gewesen, die jedes Tüpfelchen der Dialektik an die richtige Stelle zu setzen wußte und das moderne Stück auf die natürlichste und charakteristischste Weise zu beleben verstand. In Wien konnte man sich lange keine Bauernfeld'sche Komödie ohne Auguste Baudius denken, und Wilbrandt schien der berufene Erbe Bauernfeld's in Bezug auf Eleganz und geistreichen Schliff zu werden. Was Wunder, wenn das Interesse, welches der Dichter und die Darstellerin an einander nahmen, bald zur herzlichen Freundschaft wurde, und diese Freundschaft sich zu einer Liebe steigerte, die in der Begründung des häuslichen Glückes und der gegenseitigen künstlerischen Förderung ihren idealen Ausdruck fand. Seit dem Jahre 1873 ist Auguste Baudius die treue Lebensgefährtin Adolf Wilbrandt's und die begeisterte Interpretin seiner Dichtungen, als welche sie den Ruhm ihres Gatten von Stadt zu Stadt getragen und das Bild einer wahrhaften Musterehe gegeben hat.

Bevor Wilbrandt nach Wien kam, hatte er schon ein romantisches Ritterschauspiel vollendet, das den Uebergang zu seinen Römertragödien bilden möge. Wir meinen

den „Grafen von Hammerstein", in dem es ihm gelungen ist, bei einem fern abliegenden Stoff das Historische so schnell in das Menschliche übergehen zu lassen, daß das Publikum dem gedämpften Pathos des Stückes überall mit großem Interesse gefolgt ist. Es ist ein Zeichen für den feinen künstlerischen Tact des Dichters, daß er romantischen Situationen, wie dem Eintreten des Grafen als fahrender Sänger in das Kloster, wo die Geliebte weilt, um in einer Gewitternacht befreit zu werden; oder Rührscenen, wenn die Beiden, nachdem sie in den Wäldern umhergeirrt waren, verschmachtend und bettelnd dem Tode nahe sind. Zum Glück ist der Kaiser



Adolf Wilbrandt.

uns keine Abhandlungen über Kaiser und Kirche hören, keine Capitel aus der deutschen Geschichte im Mittelalter vortragen, sondern ein einfaches Liebespaar, den Grafen Hammerstein und seine Muhme, an den Freuden und Leiden theilnehmen läßt, die einem Paar Verliebter von Gottes und Rechts wegen beschieden sind. Heftige Scenen, bei denen der Kaiser und der Bischof sich befehden, wechseln mit Heinrich, der so schweres Schicksal über die Liebenden verhängt hat, gestorben, und sein Nachfolger, Konrad von Franken, ist ein Freund des Grafen und hat nichts Eiligeres zu thun, als Alles zum Besten zu wenden. Namentlich das Genrebildliche und Stimmungsvolle ist in diesem Drama außerordentlich gut getroffen. Die Volksscenen im ersten, die Klosterscenen im zweiten Acte erwecken die richtigste und

unmittelbarste Anschauung bei dem Leser wie dem Zuschauer, und wenn es zum Schluß etwas zu sehr in das sentimentale Fahrwasser mit Anwendung des Deus ex machina geht, so dürfen wir hierin wenigstens höchst wirksame Hülfsmittel des Bühnenerfolges erblicken. Bei alledem sah man, daß hinter diesem Drama ein Dichter stecken müsse, der noch ganz andere Momente dramatischer Charakteristik ausfindig machen würde, wenn er an einen etwas herberen Stoff herangehen wollte. Dies that Wilbrandt mit seinem „Gracchus, der Volkstribun“, einer der gehaltvollsten Römertragödien, welche später von dem Wiener Grillparzer-Comité mit dem ersten Preise ausgezeichnet wurde. Hier erhebt sich der Dichter namentlich in den Volksscenen zu einer tragischen Größe, die er weder vorher noch nachher wieder erreicht hat und deren Werth dadurch nicht verringert wird, daß man zugeben muß, Wilbrandt sei bei Shakespeare in die Schule gegangen. Zeigt sich doch der Meister am deutlichsten darin, daß er niemals aufhört, ein Lernender zu sein. Wilbrandt faßt den Volkstribunen Cajus Gracchus als einen leidenschaftlichen und wankelmüthigen Gefühlsmenschen auf, der sich der Sache des Volkes eigentlich nur aus Pietät für den ermordeten Bruder annimmt und von seiner Mutter und Gattin in seinem Rachewerk aufgehalten wird, um dann desto kühner auf sein Ziel zu stürmen und im edlen Streite rühmlich zu fallen. Man wird nicht umhin können, das Geschick, mit dem Wilbrandt öffentliches und privates Leben, Forum und Atrium mit einander verbunden hat, zu bewundern. Ist die Tragödie auch nicht so markig und festgefügt wie die Shakespeare'schen Dramen, so lebt in ihr doch etwas, was an Shakespeare erinnert, und der Stil des Trauerspiels darf Anspruch erheben, zu dem Gelungensten gezählt zu werden, was auf diesem Gebiete in den letzten Jahren überhaupt geschaffen worden ist.

In zwei anderen Römertragödien reizte es Wilbrandt, die Rolle eines Makart der Poesie zu spielen und mit einzelnen Cabinetstücken sinnlicher Leidenschaft vor seinen Freunden zu debütiren. Sowohl in „Arria und Messalina“ wie in „Nero“ hatte er zu einem Stoffe gegriffen, der in der Oper, im Drama wie in der epischen Erzählung Talente ersten Ranges angezogen hat. Worin liegt das Verführerische gerade dieses Stoffes, der eigentlich jegliches ästhetische Behagen auszuschließen scheint? Sind es verwandte Erscheinungen zweier Uebergangsperioden, der römischen Kaiserzeit und unserer Tage, die hierin ihren Ausdruck finden, oder spricht sich lediglich das Verlangen unserer sensationslustigen Künstler, bei ihrem Publikum Effect zu machen, in solcher Wahl aus? Jedenfalls hat Wilbrandt sich von einer gewissen Seite, die das Theater gern auf das moralische Niveau einer Kinderbewahranstalt herabdrücken möchte, durch seine Messalinadichtung die allerheftigsten Vorwürfe zugezogen, obwohl er nichts gethan hat, seine Heldin zu beschönigen, und mit seiner ganzen poetischen Kraft an die Gestaltung dieses Charakters gegangen ist. In der Composition finden sich Momente erschütterndster Tragik. Die tugendhafte Arria, die Mutter des Marcus, treibt ihren eigenen Sohn in den Tod, nachdem er von dem süßen Gifte der Messalina gekostet hat, und diese zwingt wieder Arria und ihren Gatten Paetus zum Selbstmord. Diese Gegenüberstellung ist ein genialer Griff und hätte hingereicht, die Angriffe einer voreingenommenen Kritik zu entkräften. Noch mehr waren aber hierzu die Verzweiflung der Kaiserin an der Bahre des todten Marcus und ihr eigener Untergang geeignet, Scenen von erschütternder tragischer Wirkung, die auch dann ihre Wirkung nicht verfehlten, wenn sie eine weniger bedeutende Tragödin als Charlotte Wolter darstellt. Diese Künstlerin hat allerdings dadurch, daß sie ihren schauspielerischen Genius dem Trauerspiel geliehen, die Kunst der Menschendarstellung um eine der gewaltigsten Offenbarungen bereichert und infolge dessen auf die Dichtung selbst wohlthätig zurückgewirkt. Das Bild dieser Messalina, wie sie die herrlichen Glieder auf dem Ruhebett streckt, hat Makart in einem seiner farbenprächtigsten Bilder festgehalten und auch denen, die nicht in der Lage waren, die Leistung der Wolter zu bewundern, eine Vorstellung von überzeugendster und wahrster Treue gegeben. Im „Nero“ hat Wilbrandt ein Stück geliefert, das nicht so aus einem Guß wie „Cajus Gracchus“

und „Arria und Messalina“ ist und außerhalb Wiens, wo Sonnenthal aus der Titelrolle eine Meisterleistung schuf, weniger Anerkennung gefunden hat. Wie man den Stoff auch drehen und wenden mag, man wird die Einfachheit und Klarheit der Composition in Racine's „Britannicus“ niemals erreichen, geschweige denn übertreffen. Die Kenntniß des Hofes und Hoftones, der Contrast, der sich aus dem einfachen Seelenadel des Britannicus und der Junia auf der einen, der grausamen Herrschsucht Nero's und Agrippina's auf der anderen Seite ergiebt, sichern dem französischen Drama eine ganz einzige Ueberlegenheit gegenüber allen neueren Versuchen dieser Art, mögen sie Namen tragen, welche sie wollen. Höchstens kann es Halm in der Schilderung des Cäsarenwahnsinns im „Fechter von Ravenna“ mit dieser Sittenmalerei aufnehmen. Bei Wilbrandt droht die Construction der Tragödie in einzelnen Scenen zu zerfallen; der Tod des Britannicus, der Agrippina, die Anzündung Roms infolge eines scherzhaft hingeworfenen Wortes der Geliebten Nero's, Poppäa, ziehen wie in einem langen Friese an uns vorüber, ohne durch eine organische Einheit zwingend mit einander verknüpft zu sein. Das Stück ist mehr schauspielerisch als dramatisch gedacht, erfreut aber in der Diction durch eine echt dichterisch gehobene Sprache, wie das bei einem Manne wie Wilbrandt nicht anders zu erwarten ist. In „Chriemhild“ ist ein bedeutsamer Versuch gemacht worden, das Ganze der Nibelungensage, Siegfried's Tod in Worms und Chriemhild's Rache in Etzelburg, zu dessen Schilderung Hebbel eine Trilogie gebraucht hat, zur Enge und Geschlossenheit eines einzigen Theaterabends zusammenzuziehen. Es will mit dieser Arbeit auf unseren Theatern nicht recht vorwärts gehen. Man hört von dieser und jener Aufführung, aber auf dem Repertoire befindet sich die Tragödie, die 1878 den Berliner Schillerpreis erhielt, nirgends. Es ist einleuchtend, daß mit der Vermenschlichung und Vereinfachung des gewaltigen, wie der Schlag des Schwertes auf dem Schilde dröhnenden Conflicts auch eine Verkleinerung der Zustände und Personen herbeigeführt worden ist. Sie wachsen nicht mehr über das Menschliche hinaus wie im Nibelungenliede, ja wie selbst noch später bei Fouqué und Raupach, bei Hebbel, Geibel und Dahn, sondern sind bürgerliche Existenzen, von denen man nicht begreift, wie sie von so verzehrender Leidenschaft gehetzt werden können. Immerhin ist der Plan des Stückes ein so origineller, der Aufbau desselben ein so geschickter, daß es ein ganz anderes Interesse verdient, als ihm leider bis jetzt entgegengebracht worden ist. „Giordano Bruno“ ist wohl das schwächste der in diese Kategorie zu zählenden Trauerspiele Wilbrandt's. Der pantheistische Naturphilosoph ist in seiner Passivität nichts weniger als ein tragischer Held, und der Umstand, daß er von seinem zur Inquisition übergegangenen Sohne verhaftet wird, von der Tochter seines Feindes befreit werden soll, aber schließlich zum Tode auf dem Scheiterhaufen verurtheilt wird, sind nicht genügend scharfe Einschnitte des Dramas. Man kann weniger von einer Schuld des Titelhelden als von einem Unglück desselben sprechen, das sich aus einer traurigen Verkettung von Umständen ergiebt. Die hieraus entstehende Rührung ist aber viel zu schwach, um eine eigentliche tragische Erhebung in dem Leser oder dem Zuschauer aufkommen zu lassen.

Es ist nicht möglich, all' der Lust- und Schauspiele ausführlich zu gedenken, die Wilbrandt seitdem geschrieben hat, und zwar aus dem doppelten Grunde, weil eine Anzahl derselben über Wien nicht hinausgekommen und auch noch nicht im Druck erschienen ist. Wir stehen jetzt in einer Periode unseres Dichters, die wir bei aller Bewunderung seiner feingearteten Natur eigentlich als eine Störung seiner dramatischen Entwickelung betrachten möchten. Wilbrandt, der so lange das Muster des Natürlichen und Ueberzeugenden war, verrannte sich eine Zeit lang in eine merkwürdig gekünstelte Richtung, in eine Sucht, Ausnahmszuständen der Seele nachzutrachten, die auf der Bühne niemals zur vollen Geltung kommen können. Man sah ihn plötzlich die Probleme so verfeinern, daß die Spitze, in welche die Stücke ausliefen, fast jedesmal abbrach. Man sah ihn in einer nervösen Beflissenheit, die weit abliegt von dem geraden und gesunden Wege des Dramatikers, eine Situation aus einander breiten, sie aufrollen, sie

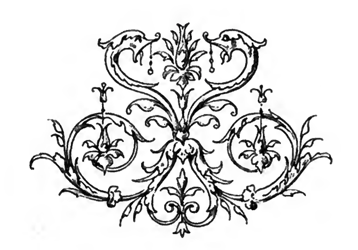
wieder fälteln und glätten, daß man die Vorstellung von einer Sackgasse empfand, aus der es keinen anderen Ausweg als einen gewaltsamen gab. Wilbrandt hatte offenbar nicht mehr so fleißig Modell studirt wie früher und seine Phantasie auf ein bestimmtes Thema zu einseitig concentrirt, das in verschiedener Einkleidung so oft auftrat, bis es ermüdete. Hierzu kam, daß er allmälig infolge von Mißhelligkeiten, die sich an den Austritt seiner Gattin aus dem Verbande des Burgtheaters knüpften, und auf Grund des Fiascos, das eins seiner Stücke, das den Ofenheim'schen Scandalproceß behandelnde Lustspiel „Die Wege des Glücks", erlebte, in Wien den Boden unter den Füßen verlor und damit sich einer wesentlichen Stütze seines literarischen Schaffens beraubt sah. Wir erinnern unter den mit Erfolg gegebenen und im Druck vorliegenden Lustspiele an folgende: „Ein Kampf ums Dasein", „Durch die Zeitung", „Die Wege des Glücks", „Die Reise nach Riva", „Der Thurm in der Stadtmauer", und von den noch ungedruckten an „Frieden im Krieg", „Die Wahrheit lügt", „Von Angesicht zu Angesicht", „Natalie", „Auf den Brettern", „Die Tochter des Herrn Fabricius".

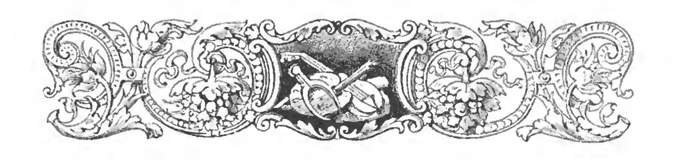
Der Mangel an Frische und Lebendigkeit, die Sucht, sich in das Einzelne mit peinlicher Absichtlichkeit hineinzubohren, blickte namentlich aus „Natalie" und „Auf den Brettern" hervor, und die Erfahrungen, die das Berliner Publikum bei ihrer Aufführung im Residenztheater machte, zeigten deutlich, daß der Dichter die rechte Fühlung mit seinen Zuschauern verloren hatte. In jenem Stücke war ein Vorwurf, der an Lindau's „Johannistrieb" erinnerte, durch einen unaufhörlich thätigen Apparat von Seelenfolterungen um die rechte Wirkung gebracht; in diesem ließ das Gekünstelte des Sujets, eine Schilderung der Coulissenwelt vor den Coulissen, das Verständniß der großen Menge nur schwer aufkommen. Daß aber Wilbrandt den richtigen Weg nach solchen Versuchen, Seitenpfade von mehr als zweifelhafter Berechtigung einzuschlagen, wiedergefunden hat, beweist sein neuestes Stück, „Die Tochter des Herrn Fabricius", in dem er eine ergreifende Herzensgeschichte, diejenige einer armen Buchhalterin in einer Fabrik, in die Formen des Theaters bringt und durch die echte und gesunde Rührung, die er damit erzeugte, wiederum einen Beweis für seine hohe dichterische Befähigung ablegte. Seine jüngste noch nirgends zur Aufführung gelangte Tragödie „Robert Kerr" spielt in London zur Zeit König Jacob's I. und schildert die romantische Liebe des Grafen Somerset zur Lady Francis, deren Ehe mit dem Grafen Essex durch den König gelöst wird, den Tod eines Gegners dieser Verbindung, des Sir Thomas Overbury, den das mächtige Günstlingspaar herbeiführt, und den endlichen Untergang desselben, nachdem das Verbrechen an den Tag gekommen ist. Die Charakteristik der Hauptfiguren zeichnet sich durch Schärfe und Klarheit aus, und die psychologische Entwickelung, daß das zur Beseitigung des Gegners gemischte Gift in den Herzen derer frißt, die es bereitet haben, bis es sogar die gegenseitige Liebe aufhebt, ist bei der Lectüre ebenso fein, wie sie bei der Bühnenaufführung wirkungsvoll sein muß.*

Wenn es an sich ein Irrthum ist und zur Ungerechtigkeit führen muß, einen Bühnenschriftsteller nach dem einzelnen, mehr oder weniger glücklichen Wurfe zu beurtheilen, so verdoppeln sich dieser Irrthum und diese Ungerechtigkeit bei einer Natur wie Wilbrandt. Die raschen Wechselfälle, in denen sich das Theaterleben gefällt, wo ein Tag immer den anderen verschlingt, werden bei ihm durch einen höchst verfeinerten Organismus, durch eine große Leichtigkeit der Production und eine erstaunliche Geschmeidigkeit der Anempfindung zu außerordentlichen Ueberraschungen gesteigert. Wenn Wilbrandt das letzte Wort gesagt zu haben scheint, steht er noch immer am Ende des Anfangs, so reich ist die Quelle, aus der er schöpft; und wer ihn abschließend charakterisiren wollte, würde vielleicht schon durch die Erfahrungen des folgenden Tages eines Besseren belehrt werden können. Ueberall strömen dem Dichter Gedanken und Einfälle zu, und es ist vielleicht nur ein Mangel an kritischem Vermögen, der ihn zu ge-

* Alle diese dramatischen und novellistischen Arbeiten Wilbrandt's sind in dem so rührigen und um unsere moderne Theaterliteratur so verdienten Verlage von L. Rosner in Wien erschienen.

fährlichen Experimenten treibt. Ueberblicken wir seine Production in großen Zügen, so sehen wir, wie es sich in dem Norddeutschen früh poetisch rührte, wie es aber der Befruchtung seiner schönheitsdurstenden Phantasie durch die Eindrücke der Kunst und landschaftlicher Reize bedurfte, um seinem Talente die Wege zu öffnen. Früh fand er im Anschluß an Paul Heyse den Kern seines Wesens, das Bedürfniß nach weichen Formen, die Lust, Seelenzustände zart zu zergliedern; aber dieser Kern war doch nicht ganz unveränderlicher Natur, war bald aus festerer, bald aus weicherer Materie gebildet und sehnte sich gleichsam nach der Bereicherung durch das Studium fremder Meister. Deshalb sehen wir die Production Wilbrandt's sich in einer etwas eklektischen Weise entwickeln von den frischen, gesunden Novellen und Lustspielen bis zu den mehr ergrübelten als erfundenen Rührstücken; von dem romantischen Ritterstück „Graf von Hammerstein", der ein Liebling aller Frauen ist, bis zu den sinnlich erhitzten Römerstücken, denen die Frauen aus dem Wege gehen; von den feinsten akademischen Studien bis zu sensationslustigen Komödien, die ihr Sujet den Tagesblättern entnehmen. Wenn dies Suchen und Schwanken Wilbrandt's ein Vorwurf ist, so theilt er ihn jedenfalls mit der gesammten dramatischen Production der Gegenwart, die mehr tastet als trifft, weil die Gesellschaft, deren Spiegelbild sie sein soll, fortwährender Neugestaltung unterworfen ist. Goethe und Schiller konnten nur in den beruhigten Formen sich entwickeln, die eine Aristokratie der Bildung schuf und ängstlich vor jeder Zertrümmerung durch die große Masse behütete. Dasselbe gilt von der Blüthezeit des spanischen, französischen und englischen Dramas, dem jedesmal eine feststehende Oeffentlichkeit als stützende und tragende Unterlage diente. Wir aber wollen froh sein, daß wir in Wilbrandt auf einem Gebiete, das nur zu oft dem traurigsten Handwerk als willkommener Tummelplatz dient, einen wahren Dichter besitzen, der die höchste Vorstellung von seinem Berufe hat und ihn, wenn auch mit ungleicher Kraft, so doch mit vollster Hingabe seines Talentes übt. Mögen wir an Einzelnem, was dieser interessante und feinsinnige Dichter geschaffen hat, kritische Ausstellungen nicht unterlassen können: die Totalität seines Wesens erfüllt uns schon jetzt, obwohl Wilbrandt eben erst auf der Höhe seines Talentes steht, mit reinster Bewunderung und muß bei den verständnißvollen Freunden seiner Schöpfungen dem Tadel jede verwundende und verletzende Wirkung rauben.





# Literarische Notizen.



**Franzi und Heini.** Geschichte zweier Wiener Kinder. Von Leopold Kompert. (Berlin, Verlag von Otto Janke.) Levin Schücking erzählte jüngst in diesen Blättern, daß Karl Gutzkow seines Wissens nur von einem deutschen Schriftsteller mit großem Wohlwollen und lebhaftem Interesse gesprochen habe, nämlich von Kompert. Auf den ersten Anschein mochte diese Mittheilung etwas Befremdliches haben, da man sich nicht leicht zwei verschiedener geartete Naturen als Gutzkow und Kompert denken kann; nach dem vorliegenden neuesten Werke des Dichters wird uns dieses Interesse Gutzkow's erklärlicher und verständlicher. Auf dem Wege zu ihren Zielen haben beide Schriftsteller ein Gemeinsames: einen lehrhaften Zug, dem wir das Genre der pädagogischen Romane zu danken haben. „Blasedow und seine Söhne", „Die Söhne Pestalozzi's" waren die ersten Anläufe auf diesem Gebiete — später haben verschiedene unserer ersten Autoren dasselbe cultivirt, und gegenwärtig hat Kompert demselben eine neue Provinz mit großem Glück erobert. Der Dichter ist aus dem Ghetto, das bisher seine ureigenste Domäne war, herausgetreten und führt uns in eine Wiener Volksschule ein, in der sich der anmuthige Kinderroman zwischen Franzi und Heini abspielt. Wir lesen „auf der Tafel, die noch des Lebens verworrene Runenschrift nicht bekritzelt hat", mit dem Dichter die Geheimnisse der Kindesseele und entdecken mit ihm, der ein ebenso bedeutender Pädagoge wie hervorragender Dichter zu sein scheint, eine neue, allen Aerzten bisher gewiß unbekannte Krankheit in dem Organismus dieser unverdorbenen Naturen — die beiden Kinder sind „moralkrank", und diese neueste Schulkrankheit ist eine Folge unseres Erziehungswesens, in dem ein Trieb auf Kosten der anderen übermäßig ausgebildet wird. Bei Franzi und Heini ist es der Schönheitstrieb, der sie auf Abwege führt. Wie nun der Dichter die beiden Kinder aus der Schule vor die Schranken des Gerichts bringt — Heini's eigene Mutter hat ihn dem Staatsanwalt übergeben —, wie der Mann des Gesetzes die Anklage wegen Diebstahls erhebt und wie Clemens Fittig, der „provisorische" Lehrer Franzi's, durch sein glänzendes Plaidoyer die Geschworenen überzeugt, daß sie Heini freisprechen, wie dieser dann in ehrlicher Arbeit zum Bildhauer von Ruf und Bedeutung heranreift, indeß Franzi die treue Gattin des „Provisorischen" wird, dies Alles und noch viel mehr ist von Kompert mit so viel poetischer Innigkeit, tiefer Naturwahrheit und entzückender Feinfühligkeit geschildert worden, daß wir dieses Werk nicht nur seinen besten und reifsten Schöpfungen anreihen, sondern es als einen der gediegensten pädagogischen Romane unserer Literatur schätzen dürfen.

**Heinrich von Plauen.** Historischer Roman in drei Büchern. Von Ernst Wichert. (Leipzig, Karl Reißner.) Eine Dichtung aus der Schule Gustav Freytag's, welche als eine durchaus respectable Arbeit angesehen werden darf. Einzelne Kinderkrankheiten des historischen Romans: behagliche Beschreibung von Aeußerlichkeiten, von Kleidern und Festen, breites Ausmalen des Zuständlichen und Localen, welches für die Oekonomie des Kunstwerkes keine Bedeutung hat, haften auch diesem Romane an. Aber der Hauptvorgang desselben hat, in seinem wesentlichen Inhalte erfaßt, ein allgemeines Interesse, und die Gestalt Heinrich v. Plauen's, welche sein Träger ist, wurde von dem Dichter mit lebendigem und anziehendem Detail reich ausgestattet. Es handelt sich wie in „Markus König" um die Kämpfe des deutschen Ordens in Preußen mit den Polen einerseits, den großen Städten Danzig, Thorn, Elbing andererseits; Heinrich, der Hochmeister, findet die Rettung für den im Absterben begriffenen Orden in der Einsetzung eines „Landesrathes", er erläßt eine Art von constitutioneller Verfassung, die ihn aus dem Hochmeister zum Landesfürsten zu machen verspricht. Allein

nur zu bald wird Heinrich das Opfer seiner Pflichttreue und Energie, die Vertreter der alten, überlebten Anschauungen tragen noch einmal den Sieg über den kühnen Reformator davon und erlangen seine Absetzung; ein gebrochener Mann, stirbt er in hohem Alter als der einfache „ehrwürdige Bruder von Plauen". Mit diesen allgemeinen Vorgängen von historischer Bedeutung verknüpft sich eine Reihe von hübsch ersonnenen romanhaften Episoden, denen der Dichter indeß wohl einen allzu großen Raum gelassen hat. So hätte vor Allem die historische Episode von den Kämpfen des Comthurs in Danzig mit ihren fatalen Blut- und Gräuelthaten unbedingt größere Beschränkung und sparsames Colorit gefordert. Im Ganzen hat sich Ernst Wichert auch in dieser Arbeit als ein fleißiger und reichbegabter Dichter bewährt.

**Die kleine Welt.** Drei Novellen von Rudolf Lindau. (Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel.) „Die Welt ist zu klein," — so heißt es in der ersten dieser Erzählungen, nach der die Sammlung ihren Titel hat. „Es ist unmöglich, sich dort lange zu verstecken. Flüchtige Verbrecher werden eingeholt, oder sie stürzen beim Davonlaufen und brechen den Hals. — Dann findet man ihre Leichen. — Nichts geht verloren in der Welt!" Auf diesem dunklen Hintergrunde baut sich zuvörderst die erste der drei Novellen auf, die von der Kunst dieses Autors, fesselnd zu erzählen, ein neues glänzendes Zeugniß ablegt. Ueber diese Art brauchen wir uns hier nicht des Weiteren auszulassen, die Leser haben sie zur Genüge aus den überaus anziehenden Reiseschilderungen, die Rudolf Lindau in diesen Blättern veröffentlicht, schätzen und lieben gelernt. Die zweite Novelle: „Ein verkehrtes Leben", ist nach der Seite der Erfindung eine der originellsten und interessantesten Erzählungen Rudolf Lindau's, und die dritte: „Der Seher", athmet wieder jenen Reiz des Selbsterlebten und Natürlichen, der uns aus allen Novellen Lindau's anweht und dem er zunächst seine große Beliebtheit bei der deutschen Lesewelt zu danken hat.

**Außerhalb der Gesellschaft.** Roman von Hieronymus Lorm. (Dresden, Verlag von Heinrich Minden.) Lorm weiß so geistreich zu plaudern und so interessant zu erzählen wie wenige deutsche Schriftsteller. Ueberdies sind die Probleme, die er sich stellt, und die Vorwürfe, die er erfindet, so originell ersonnen und so kunstvoll durchgeführt, daß seine Romane und Novellen schon darum allein lebhaften Interesses von vornherein sicher sind, mag man auch mit der Erzählung an und für sich oder auch mit vielen Details nicht einverstanden sein und vor Allem einer durchaus verschiedenen Weltanschauung huldigen. Der vorliegende Roman spielt überwiegend in Ungarn und fesselt durch die Erzählung selbst wie nicht minder durch die Art des Erzählens, die Lorm zu einer so eigenartigen Erscheinung in unserer Literatur gemacht hat.

**Stille Geschichten.** Von Karl Emil Franzos. (Dresden, Verlag von Heinrich Minden.) Eine Anzahl wenn auch nicht gleichwerthiger, so doch gleich gut erzählter Geschichten hat der liebenswürdige Entdecker „Halbasiens" in diesem zierlich ausgestatteten Buche vereinigt, das gewiß viele Leser finden wird. „Die Locke der heiligen Agathe" ist eine seiner stimmungsvollsten und poetischsten Schöpfungen; „Unser Hans" ist ein Genrebild voll Lebenswahrheit und Anmuth. Dagegen hätten mehrere der hier veröffentlichten Erzählungen, wie „Friedrich von Schiller" u. a., wohl ausfallen dürfen.

**Murillo.** Ein Lied vom Guadalquivir. Von Ernst Eckstein. (Leipzig, Verlag von R. Eckstein.) Ernst Eckstein ist einer der formgewandtesten unter unseren jüngeren Dichtern. Mit dieser Gabe verbindet er eine reiche lyrische Ader und einen glücklichen Humor, der stets zu rechter Zeit hervorsprudelt, um die Führung der Handlung zu übernehmen. Seit seinen ersten, freilich hier und da noch etwas derb-komischen Epen „Schach der Königin" und „Gespenster von Varzin", „Venus Urania" und „Die Stumme von Sevilla" ist dem leicht und frisch schaffenden Poeten kein Wurf so gelungen wie dieses Lied vom Guadalquivir, das in der Composition wie im Colorit gleich vollendet ist und das die Phantasie auf das lebhafteste anzuregen weiß. Wäre die Empfänglichkeit unseres lesenden Publikums für poetisches Schaffen die gleiche wie etwa im Anfange dieses Jahrhunderts, wo ein bedeutendes Gedicht im Stande war, dieselbe Aufregung hervorzurufen wie heute z. B. ein französisches Ehebruchsdrama oder eine neue Operette, so würde dieses echte Dichterwerk zweifellos sich allgemeinen Interesses zu erfreuen haben.

**Goldene Ketten.** Roman von Max Ring. 4 Bde. (Breslau, Verlag von S. Schottlaender.) Max Ring schildert in diesem für die Bedürfnisse des großen Lese- und Leihbibliotheken-publikums berechneten Roman mit gewohntem Geschick die Schicksale einer Ehe zwischen einem Fürsten und der armen Tochter eines Justizrathes. Die Moral der „goldenen Ketten" wird so deutlich illustrirt, als dies nur überhaupt denkbar und wünschenswerth ist. Neben interessanten Schilderungen aus dem kleinstädtischen Leben der Fürstenresidenz und einer im Ganzen treffenden Charakterzeichnung findet sich auch manche poetische Scene in diesem Roman des überaus productiven Autors.

Das Jubiläum des fünfzigjährigen Bestandes einer literarischen Zeitschrift ist in Deutsch-

land ein so seltenes Ereigniß, daß die Redaction des **Magazin für die Literatur des In- und Auslandes** recht gethan hat, eine Jubiläumsnummer zu veranstalten. Früher unter Leitung von Josef Lehmann, jetzt von Eduard Engel redigirt, hat die altbewährte Zeitschrift sich bedeutende Verdienste um die Kenntniß und Verbreitung der Weltliteratur in Deutschland erworben, Verdienste, die nicht hoch genug angeschlagen werden dürfen und deren Rückwirkungen auf unser eigenes literarisches Leben unverkennbar sind. Mit Beginn des fünfzigsten Jahrganges wurde das Programm der Zeitschrift erweitert; sie wird jetzt auch allen bedeutenden Strömungen und Erscheinungen der deutschen Literatur folgen. Die uns vorliegende erste Nummer des „Magazin" enthält eine Fülle glänzender Namen und interessanter Aufsätze von Auerbach, Heyse, Bodenstedt, Dahn, Meißner, Engel u. A. Möge das „Magazin" auch ferner dem Wahrspruch seines ersten Begründers: „Humanität und Weltliteratur" folgen und das Glück haben, mit gleichem Erfolge — wie 1881 das fünfzigjährige — dereinst das hundertjährige Jubiläum seines Bestehens und gedeihlichen Wirkens zu feiern!

* *
*

**Kunst- und Naturskizzen aus Nord- und Südeuropa.** Ein Reisetagebuch von Karl Wörmann. 2 Bde. (Düsseldorf, L. Voß & Co.)

Der Verfasser, welchem wir außer manchen poetischen Gaben schon eine Geschichte der Landschaftsmalerei im Alterthum sowie die vortreffliche Herausgabe der antiken Odyssee-Landschaften im Vatican verdanken, ist an eine neue und große Aufgabe getreten, die ihn durch ganz Europa geführt hat. Es war seine Absicht, durch das Studium der Gemäldegalerien und den Besuch der am meisten gemalten Gegenden Europa's das Material für eine Gesammtgeschichte der Landschaftsmalerei zu sammeln. Die zwei vorliegenden Bände enthalten das bei der Gelegenheit und neben ernsten Studien entstandene Tagebuch und führen von Belgien und Holland nach Dänemark, Schweden und Rußland, dann über Konstantinopel und Athen nach Italien, Frankreich, Spanien und England. Entgegen der Art einer früheren Zeit, aber entsprechend den leichteren Verkehrsmitteln und einem mehr kosmopolitischen Triebe sind jetzt schon öfter so Vieles umfassende Reiseschilderungen gegeben worden. Aber abweichend und ungewöhnlich ist der im Wörmann'schen Werke befolgte, oben angegebene Gesichtspunkt; man darf sagen, daß er dem Buche in hohem Maße zu Gute gekommen ist und es vor vielen möglichen Abwegen bewahrt hat. Es wäre gewiß von Vortheil, wenn ein so bestimmter, immerhin beschränkender Gesichtspunkt auch anderen derartigen Werken zu Grunde gelegt würde. Derjenige des Wörmann'schen ist allgemein genug, um weite Kreise von Lesern, besonders solche, die schon Mancherlei gesehen haben, auf die Dauer zu interessiren. Ein Reisetagebuch wird ja oft leicht ein Zuviel, bisweilen auch ein Zuwenig bieten; überaus verschiedenartig sind auch die Ansprüche an solche Bücher. Da muß denn die Persönlichkeit des Verfassers als ein Correctiv eintreten, und man darf Wörmann das Zeugniß ausstellen, daß die Frische seiner Auffassung und Darstellung sowie eine wahre und lebendige Begeisterung für das Große und Schöne auch das anziehend erscheinen läßt, was dem Einen oder dem Anderen etwa überflüssig vorkommen möchte. Auch wird man nie im Zweifel darüber bleiben, daß im Hintergrunde dieses Werkes ernste wissenschaftliche Studien stehen. Ganz besonders gelungen erscheinen die Stellen, in welchen die wirklichen Landschaften vergleichend und dann im Verhältniß zu ihrer malerischen Verwerthung geschildert werden. Da müssen wir gestehen, ganz neue Anregungen empfangen zu haben. Mit dem Verfasser über Einzelnes zu rechten, ist wohl hier nicht der Ort. Vieles ist Einem auch wieder aus dem Herzen gesprochen, und so mag das Buch allen Freunden von „Kunst und Natur" bestens empfohlen sein.



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Gustav Karpeles.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.
Nachdruck wird strafgerichtlich verfolgt. — Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten.



# Ellernklipp.

## Nach einem Harzer Kirchenbuch.

Von

**Theodor Fontane.**

---

### I.

In einem der nördlichen Harzthäler, in Nähe der Stelle, wo das Emmethal in das flache Vorland ausmündet, lagen in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Dorf und Schloß Emmerode; jenseits des Dorfes aber, einige hundert Schritte weiter thalaufwärts, wurde ein einzelnstehendes, hart in die Bergwand eingebautes Haus sichtbar, das in seiner Front ein paar Steinstufen und eine Vorlaube von wildem Wein und über der Thür ein Hirschgeweih zeigte. Hier wohnte Baltzer Bocholt, ein Westfälinger, der in jungen Jahren in Kur-Trier als Soldat gedient hatte, späterhin aber nach Emmerode gekommen und um seiner guten Führung willen erst ein gräflicher Haidereiter und einige Jahre später, durch Heirath mit des alten Erbschulzen Alefwant einziger Tochter, ein über seinen Stand hinaus vermöglicher Mann geworden war. Er hatte nun Haus und Hof und Amt und Frau, dazu den Respect in Dorf und Schloß, und ging stolz und aufrecht einher und freute sich seines Glückes, bis er nach einer elfjährigen friedfertigen Ehe zum ersten Male den Unbestand alles Irdischen an sich selbst erfahren mußte. Die Frau starb ihm plötzlich und ruhte jetzt — seit zwei Monaten erst — an der Berglehne drüben, die, dreifach abgestuft, auf ihrer untersten Stufe den von Mauer und Stechpalmen umfaßten Kirchhof, auf ihrer mittleren die kleine Capellenkirche zum Heiligen Geist und auf ihrer höchsten das zacken- und giebelreiche Schloß der alten Grafen von Emmerode trug.

Es war im September und der Haidereiter eben von Ilseburg zurück, wohin

er sich, um ein eisernes Gitter für das Grab seiner Frau zu bestellen, in aller Frühe schon begeben hatte, als er Pastor Sörgel's alte Doris über die Straße kommen und gleich darauf in den Flur seines Hauses eintreten sah.

„Nun, Doris, was giebt's?"

„'nen Brief vom Herrn Pastor."

Und der Haidereiter, der noch in seinem Staatsrock war und eben erst Miene machte, den Hirschfänger abzulegen, nahm ihr den Brief ab und las ihn, nachdem er sich mit einem Anfluge von Wichtigkeit ans Fenster gestellt hatte. „Die Muthe Rochussen ist diese Nacht gestorben, und ihr Kind ist bei mir. Ich wünsche mit Euch vertraulich darüber zu sprechen und sehe demnächst Eurem Besuch entgegen."

Baltzer Bocholt klappte das Papier wieder zusammen und ließ mit seinem „ergebensten Empfehl" zurücksagen, daß er sich gleich die Ehre geben und vor Seiner Ehrwürden erscheinen würde, bei welchem Titel, als ob ihr derselbe mit gegolten hätte, Doris einen Dankesknix vor dem Haidereiter machte. Dieser aber sah ihr nach und beobachtete von seinem Fenster aus, wie sie, statt über den Brückensteg, über die sechs Steine ging, die durch den Bach gelegt waren, und eine Minute später in dem Vorgarten der halb schon unter den Kirchhofsbäumen versteckten Pfarre verschwand.

Inzwischen hatte des Haidereiters Magd oder, um ihr ihre volle Ehre zu geben, die stattliche Person von über dreißig, die seit dem Tode der Frau dem Hauswesen vorstand, ein Frühstück aufgetragen. Aber Baltzer Bocholt setzte sich nicht, weil ihn der Brief doch unruhig oder neugierig gemacht hatte, und keine halbe Stunde, so ging er auf die Pfarre zu, strich gewohnheitsmäßig über das große runde Kratzeisen hin, trotzdem seine Sohlen so sauber und trocken waren wie der Weg, den er gekommen, und trat in den Flur. Und gleich darauf auch in die Studirstube des Pastors Sörgel.

Er war oft in dieser Stube gewesen, und der Friede, der darin weilte, hatte mehr als einmal zu seinem Herzen gesprochen. Aber doch nie so wie heute. Die Wanduhr ging, und die dicke Schwanenfeder kritzelte hörbar über das Papier; in die Nähe des Fensters aber war ein Schemelchen gerückt, auf dem ein Kind saß, das in einer großen Bilderbibel blätterte.

Der Alte legte die Feder nieder, reichte dem Haidereiter die Hand und sagte zu dem Kinde: „Hilde, du kannst nun in den Garten gehen und dir pflücken, was du willst. Und kannst auch die Bibel mitnehmen. Aber sei vorsichtig und mache keinen Fleck."

Das Kind that, wie ihm geheißen, und nur die Bibel ließ es zurück. Nicht aus Trotz, wohl aber aus Respect.

„Lieber Bocholt," nahm der Geistliche das Wort, als Hilde gegangen war, „ich hab' Euch rufen lassen. Ihr wißt, was es mit der Muthe war, aber ich denke, wir geben ihr ein gutes und ordentliches Begräbniß und fragen nicht erst lange."

Baltzer nickte zustimmend.

„Aber," so fuhr der Alte fort, „da haben wir nun die Hilde. Wohin mit ihr? Ihr kennt die Gräfin und wißt, wie's drüben steht, oder sagen wir, wie's im Herzen der Gnädigen aussieht; ihr Stolz wird größer sein als ihr Mitleid, und sie wird ihre Hand abziehen und sich's zurechtlegen in ihrem Gewissen. Denn es giebt immer Gründe für das, was wir wünschen... Aber Ihr, Baltzer Bocholt, Ihr wäret der Mann. Ihr könntet's! Und es wär' ein christlich Werk."

„Es fehlt die Frau, Herr Pastor. Eben komm' ich von Ilseburg und habe das Gitter bestellt."

„Es fehlt die Frau. Wohl. Aber sie wird Euch nicht immer fehlen. Ihr seid noch rüstig und werdet drüber hinkommen; und das weiß ich, es sind ihrer viele..."

„Glaub's nicht, Ehrwürden."

„Und wenn nicht, so seid Ihr der Mann, der mit einem Blick besser erzieht als drei Frauen... Aber seht nur," und er wies auf das Kind, das draußen zwischen den schon hoch in Samen geschossenen Spargelbeeten stand und dem Spiel zweier Schmetterlinge mit den Augen folgte.

Der Haidereiter freute sich ersichtlich des Anblicks und sagte nach einer Weile: „Gut. Ich will es bedenken."

„Und was Ihr beschließt, das soll mir gelten; denn ich kenn' Euch und weiß, es wird das Rechte sein. — Aber nun kommt, daß wir nach der Muthe sehen."

Und er klatschte zweimal in die Hand und rief dem Kinde vom Fenster aus zu: „Wir wollen gehen, Hilde! Nimm dein Tuch!"

Und gleich danach schritten alle Drei quer über das Thal auf einen langen und ziemlich hohen Heckenzaun zu, der, neben dem Gehöfte des Haidereiters ansteigend, erst auf den Wiesen- und Weidegrund der „Sieben Morgen" und dann immer höher hinauf auf eine weitgestreckte, mit Ginster und Haidekraut bestandene Hochfläche führte, die „Kunerts-Kamp" hieß und nach hinten zu mit einem anscheinend endlosen Tannenwalde schloß. An dem Punkte aber, wo Kamp und Wald sich in einander schoben und ein Eck bildeten, stand das kleine weißgetünchte Haus der Muthe Rochussen, einer armen Holzschlägerswittwe.

Hilde war eine gute Strecke zurückgeblieben, um Gräser und Blumen zu pflücken, und erst als Sörgel und der Haidereiter bis dicht an den Zaun heran waren, der das weiße Häuschen von drei Seiten her einfaßte, beeilte sie sich, wieder in die Nähe Beider zu kommen. Und nun schob sie, die kleine Hand durch das Gitter zwängend, einen Holzriegel von innen her zurück und lief über den Hof hin auf die mit Tannenzweigen bestreute und zugleich als Küche dienende Diele zu, daran die beiden einzigen Stuben des Hauses gelegen waren. Und nun öffnete sie die vorderste derselben und trat zurück, um die beiden Männer eintreten zu lassen.

Diese blieben jedoch, einen Augenblick wenigstens, wie betroffen stehen, denn was sie sahen, war mehr ein Begräbniß- als ein Sterbezimmer. Alles Unschöne war wie vorweg aus dem Wege geräumt. Unter einer aus bunten Zeugstücken sauber zusammengesteppten Decke lag die Todte, das dunkle Haar gescheitelt und eine Kette von Bernsteinkugeln um den Hals, daran ein flammendes Herz hing. Ihre Linke hielt die gesteppte Decke fest und ließ für Jeden, der eintrat, gleich auf den ersten Blick einen Schlangenring am vierten Finger erkennen. Es war ersichtlich, daß sie das Herannahen ihrer letzten Stunde gefühlt und das eitle Verlangen gehabt hatte, nach ihrem Tode noch eine Verwunderung und das Gerede der Leute zu wecken. Und so hatte sie denn das Haus bestellt, sich gekleidet und geschmückt und sich dann niedergelegt und war gestorben. Und ohne Kampf schien sie hinübergegangen zu sein, denn so herb ihre Züge waren, aus jedem sprach es doch wie das Glück einer endlichen Erlösung.

Und nun war auch Hilde herangetreten und hatte die Blumen, die sie draußen auf der Haide gepflückt, über die Mutter ausgestreut. Und sie kniete nieder und küßte die herabhängende Hand. Aber sie weinte nicht und gab kein Zeichen tiefen Schmerzes. Es war vielmehr, als wisse sie nichts Deutliches von Tod und Sterben, und als beide Männer immer noch schwiegen, erhob sie sich und ging auf den Platz hinaus, wo der Brunnen stand und ein paar Leinenstücke zum Bleichen ausgespannt lagen.

Es war stickig in dem Zimmer, und Sörgel, den es von Anfang an nach frischer Luft verlangt hatte, trat aus

Fenster, um zu öffnen. Und dabei wurde er auf dem Fensterbrett und fast zu Häupten der Todten eines zierlichen und mit Silber eingelegten Ebenholzkästchens ansichtig, das an dieser ärmlichen Stelle beinahe mehr noch überraschen mußte als der Schmuck, den die Holzschlägerswittwe trug. In dem Kästchen aber lag Alles, was diese hinterließ: ein Goldgulden, ein Species, ein paar kleinere Münzen und daneben zwei silberne Trauringe, die sie bei Lebzeiten getragen, aber in ihrer Sterbestunde von sich gethan hatte.

„Das ist ihr Trauring," sagte Sörgel und legte den kleineren auf seine flache Hand. „Und das hier ist der von dem Rochussen. Und sind nun elf Jahre, daß sie mit ihm unten vorm Altar stand. Ihr wißt ja, wie's kam und was es war; und sollte was zugedeckt werden. Aber sie hat nicht mit den beiden Ringen wie mit einer Lüge vor ihren Gott hintreten wollen, und ist mir, als ob's eine Beichte wär' und ein Bekenntniß. Und nur hoffährtig ist sie geblieben bis an ihr Ende. Denn seht nur, von dem Schlangenringe hat sie nicht lassen wollen, den trägt sie noch, auf daß Jeder ihn sehe. Ja, Haidereiter, irr und verworren sind unseres Herzens Wege."

Der schwieg und sah vor sich hin. Sörgel aber fuhr fort:

„Und auch das hier — und er wies auf die Münzen — erzählt mir nur, was ich schon weiß. Sie hat nie gedarbt, arm, wie sie war. Es geschah eben, was geschehen mußte, so lange noch wer da war, der den Finger aufheben und sagen konnte: So und nicht anders. Aber das ist nun vorbei seit heute Nacht, und sie wird sich drüben nicht aus freien Stücken zu dem Enkelkinde bekennen wollen. Es war ihr immer ein Stachel im Fleisch. Und so haben wir von Stund' an eine Waise mehr in der Gemeinde."

„Nicht doch," sagte Baltzer. „Ich nehme das Kind, und es soll mit meinem Martin zusammengehen. Ja, Pastor, ich will ein Gespann haben, damit fährt sich's besser, und ist dem Jungen gut. Und lieben wird er sie schon, denn 's ist ein feines Kind und hat die langen Wimpern und das helle Rothhaar — dasselbe, das die drüben haben. Und wer den Todten Blumen streut, der streut sie, denk' ich, auch wohl den Lebenden."

„Ich hoff' es," antwortete Sörgel.

Und danach riefen sie Hilden und sagten ihr, daß sie nun Abschied nehmen müsse. Die war denn auch bereit und stutzte nicht, und nur auf der Schwelle wandte sie sich noch einmal und lief zurück, um der Todten die Hand zu streicheln. Und nun erst folgte sie den beiden Männern und trat auch ihrerseits und ohne Zeichen tieferer Bewegung ins Freie.

Der Pastor gedachte seinen Weg wieder über Kunerts-Kamp und die Sieben-Morgen zu nehmen, genau so, wie sie gekommen waren; als ihn aber der Haidereiter bedeutet hatte, es sei näher über Diegel's Mühle, schlenderten sie gemeinschaftlich an einer tiefen Grenzfurche hin, die von dem kleinen weißen Haus aus bis an den Abfall des Berges führte. Hilde ging vor ihnen her und stemmte, wie sie zu thun liebte, den rechten Arm in die Seite. Das gab ihr einen geraden Gang und machte, daß sie größer aussah, als sie war. Die beiden Männer aber folgten ihr mit den Augen, und Baltzer sagte lächelnd: „Ich werde sie zu hüten haben."

Eine kurze Strecke noch und die Grenzfurche bog nach links hin um eine kahle Felswand herum, in deren Front sie sich als mannsbreite Straße fortsetzte. Die Felswand selbst aber hieß Ellernklipp. Ein mittelhoher Brombeerbusch wuchs hier als einzige Schutzlehne hart am Abgrund hin, und der alte Sörgel, indem er sich an dem Gezweige festhielt, sah in

freudiger Bewegung in das Landschaftsbild hinein, das ihm heute, unter dem Einfluß einer besonderen Beleuchtung, als etwas Neues und Niegesehenes erschien. In den Fenstern des Schlosses stand die Vormittagssonne, weiter unten blinkte der Wetterhahn auf der Schindelspitze des Thurmes, und von rechts her, unter Erlen halb verborgen, flimmerte das Schieferdach von Diegel's Mühle herauf.

„Ich muß nun da hinein,“ sagte der Haidereiter und zeigte halb rückwärts auf den Wald. „Und dies ist der Weg, der nach der Mühle führt. Ehrwürden sehen den Haselbusch, und wenn Sie den haben, schlängelt sich's allmälig bergab. Aber immer rechts. Nach links hin geht's in den Elsbruch und ist steil und abschüssig, und wer fehl tritt, ist kein Halten mehr. Und du, Hilde, gehst vorauf und suchst Ehrwürden die besten Stellen.“

Und sie ging vorauf und wartete nur dann und wann, bis der Alte, den sie führen sollte, wieder heran war. In diesem aber klang es nach, was der Haidereiter in der Muthe Haus oben gesprochen hatte: „Wer den Todten Blumen streut, der streut sie, denk' ich, auch wohl den Lebenden.“ Und er wiederholte sich jedes Wort. „Aber ich fürchte,“ fuhr er in leisem Selbstgespräch fort, „sie kennt nicht gut und nicht bös, und darum hab' ich sie zu dem Baltzer Bocholt gegeben. Der hat die Zucht und die Strenge, die das Träumen und das Herumfahren austreibt. Und wenn sie Gutes sieht, so wird sie Gutes thun.“

* *
*

Hilde blieb in der Pfarre bis zum Begräbniß ihrer Mutter, am dritten Tag in aller Frühe. Man läutete nicht, und nur einige Neugierige waren gekommen, darunter auch Dienstleute vom Schloß. Und als nun der alte Sörgel das Gebet gesprochen und der Todten eine Hand voll Erde nachgeworfen hatte, nahm Baltzer Bocholt das Kind an der Hand, um es in seine neue Heimstätte hinüberzuführen. Auf dem Flur, in der Nähe der schmalen Treppe, standen alle Zugehörige des Hauses, und Baltzer, als er sie stehen sah, sagte: „Das ist gut, daß ihr da seid. Sieh, Hilde, dies ist unsere Grissel. Mit der wirst du nun zusammenleben und mußt ihr gehorchen in allen Stücken, als ob ich's selber wär'. Und dies ist Joost, unser Knecht, der meint es gut. Nicht wahr, Joost? Und laß dich nur aufs Pferd von ihm setzen, aber immer nur, wenn er Zeit hat, und darfst ihn nicht stören bei seiner Arbeit. Und dies ist unser Martin; der soll nun dein Bruder sein, und ihr sollt euch lieb haben. Wollt ihr? Willst du, Hilde?“

Diese nickte, während Martin schwieg und verlegen vor sich niedersah. Baltzer aber hatte dessen nicht Acht und fuhr fort: „Und nun gebt euch die Hand. So. Und jetzt einen Kuß. Und nun, Grissel, führ' unser neues Kind in seine Stube hinauf und zeig' ihm, wo es wohnt. Und zu Mittag sehen wir uns wieder. Punkt zwölf, auf die Minute. Hörst du! Denn ich bin ein alter Soldat und liebe Pünktlichkeit. Und nun Gott befohlen!“

Danach wandte er sich und ging aus dem Flur in die Vorlaube, während Martin in den Hof lief und Grissel und Hilde treppauf stiegen. Oben waren zwei Giebelstuben, in deren einer Grissel bis dahin allein gewohnt hatte. Die sollte sie jetzt mit Hilde theilen. Es war ein großer, weißgetünchter Raum, in dem aber so Vielerlei stand, daß er wenigstens nicht kahl und kalt wirkte. Die Truhen und Schränke waren bunt gestrichen, und in der Nähe des Fensters hing eine Wanduhr, auf deren Zifferblatt ein goldgelber Hahn krähte. Der Pendel ging, ein paar große Fliegen summten und Grissel sagte: „Sieh, Hilde, hier müssen wir uns nun

vertragen. Werden wir? Ich denke doch. Du siehst mir danach aus, als ob Jeder mit dir leben könnt' und wärst ein gutes Kind und hättest keinen Eigenwillen. Und das ist immer das Beste, keinen eigenen Willen haben. Ich meine so für gewöhnlich, denn Mancher hat einen und muß einen haben... Und dies hier ist deine Seite, dein Bett und dein Stuhl, und dieser Rechen ist für dich. Und es darf nichts umherliegen. Die Fenster aber müssen offen sein, denn es lebt sich besser in frischer Luft, und ich weiß nicht, wer sie wieder zugemacht hat. Gewiß unser Joost; der denkt immer: je stickiger, je besser, und will Alles warm haben wie seinen Pferdestall."

Und während sie so sprach, hatte sie das Fenster aufgemacht und eingekettet und winkte Hilden, an dem anderen Fenster ein Gleiches zu thun. Und Hilde that es, und ein Ausdruck von Glück überflog ihre Züge, so sehr gefiel ihr, was sie sah. Unmittelbar unter ihrem Fenster lag der Wirthschaftshof, auf dem die Tauben von einem Dachfirst zum anderen flogen; abwärts am Bach hin, in Entfernung weniger hundert Schritte, stieg der Rauch aus den Dächern des Dorfes, und immer weiter zu Thale dehnte sich das weite, flache Vorland aus und blinkte sonnenbeschienen in allen Herbstesfarben.

In all' das sah Hilde hinein und sagte, während sie lang und tief aufathmete: „Hier will ich immer stehen... Ah!.. Es ist so weit hier."

„Ei nun," lachte Griffel, „das ist gut, daß es dir gefällt. Aber du kannst hier nicht immer stehen. Ein junges Ding wie du, das ist nicht dazu da, bloß in die Welt zu gucken und zu warten, bis das Glück kommt oder der Bräutigam, was eigentlich ein und dasselbe ist. So wenigstens glauben sie. Nein, mein Hildechen, ein junges Ding muß arbeiten; denn bei der Arbeit vergehen einem die dummen Gedanken, und der Böse kann nicht herein, der immer vor der Thür steht... Und nun komm und laß uns in die Küche gehen, daß wir ein Feuer machen und ihm ein Frühstück bringen."

„Muß ich es ihm bringen?"

„Ja. Da wird er sich freuen. Denn er hat dich gern und du gefällst ihm. Oder fürchtest du dich vor ihm?"

Sie schwieg und sah vor sich hin. Griffel aber fuhr fort: „Er lacht nicht viel und sieht aus, als ob er bloß brummen und beißen könnt'. Aber er ist nicht so schlimm und hat es eigentlich gern, wenn Andere lachen. Lache nur und erzähl' ihm viel und sei zuthulich, und du wirst sehen, er läßt sich um den Finger wickeln. Und so sind alle Mannsleut', und die, die so sauertöpfisch aussehen, just am meisten. Aber das verstehst du noch nicht. Oder verstehst du's? Höre, Hilde, du siehst mir aus, als verständest du's."

Und dabei lachte Griffel wieder, nahm sie bei der Hand und führte sie treppab in die Küche.

Hilde fand sich schnell in Allem zurecht, und den dritten Tag, als Griffel eben den Tisch deckte, sagte der Haidereiter, indem er sich auf seinem Stuhle herumdrehte: „Nun, wie geht es? Ich meine mit der Hilde?"

„Wie soll es gehen! Gut geht es. Es ist ein liebes Kind, still und gehorsam."

„Das freut mich," sagte Baltzer, „daß ihr euch vertragt. Aber ich wußt' es. Sie hat so was Feines, und ist Alles anders. Meinst du nicht auch?"

„I freilich, mein' ich. Die Muthe war ja eine feine Person und eigentlich über ihren Stand. Und was ihr Mann war, ich meine den Jörge Rochussen — denn er soll ja doch wirklich ihr Mann gewesen sein, und sie reden ja von zwei Trauringen, die der alte Sörgel oben in einer Schachtel gefunden und mit in die Sacristei genommen hat — nu, der Jörge, der

war ja kohlschwarz und eigentlich noch schwärzer als die Muthe, bloß nicht so kraus. Und davon, denk' ich, hat unser Hildechen das rothe Haar und ist so was Feines."

„Höre, Grissel," entgegnete der Haidereiter, „ich kenne dich und weiß, wo das hinaus soll. Aber ich sage dir, ich will davon nicht hören. Was geschehen ist, ist geschehen, und es muß nun todt sein, so todt wie die Muthe. Die hat Alles mit ins Grab genommen, ich meine die Geschichte von drüben, und das Kind ist jetzt ehrlicher Leute Kind, unser Kind, und du wirst den Mund halten. Und ich weiß auch, du kannst es, wenn du willst. Denn du bist eine kluge Person, eine rechte Schulmeisters- und Küsterstochter, und hörst das Gras wachsen, gerade so wie der alte Melcher Harms oben, den du nicht leiden kannst. Und warum nicht? danach frag' ich nicht, das ist deine Sach'. Aber meine Sach' ist, daß ich kein Gerede haben will, und soll Alles sauber und rein in meinem Hause sein. Und was gewesen ist, ist gewesen. Und dabei bleibt's. Hörst du?"

Grissel, während Baltzer so sprach, hatte das Tischtuch immer wieder und wieder geglättet, trotzdem es längst glatt lag, und sagte nur: „Es ist gut, sie soll nichts hören davon, und im Dorfe redet sich's todt. Aber ihr eigen Blut wird es ihr sagen. Und ich merke schon so was."

„Unsinn."

„Ihr müßt ihr bloß nach den Augen sehen, Baltzer, und wie sie so zufallen am hellen lichten Tag. Und ist immer müd' und thut nichts; aber mit eins richtet sie sich auf und steht kerzengrad' und ist, als ob ihr die Guckerchen aus dem Kopf wollten. Und dann ist es wieder vorbei. Ja, Baltzer, es wird nichts Leichtes sein mit dem Kind."

„Und was meinst du, was geschehen soll?"

„Allerlei, mein' ich. Ich meine, sie muß in die Schul' und an die Arbeit. Es ist ja zum Gotterbarmen mit ihr, und kann nichts und weiß nichts, und ist wild aufgewachsen und will immer hinaus. Und wenn sie nicht hinaus will, so will sie schlafen."

„Ich habe selber schon an Schule gedacht," antwortete der Haidereiter. „Aber der alte Sörgel will es nicht und meint, es sei noch zu früh, und hat erst von Ostern gesprochen. Und weil ich ja gesagt habe, so muß es bleiben."

Und es blieb so.

* *
*

Ein milder Herbst war, stille warme Tage bis tief in den October hinein, und das Vieh, das sonst früh in den Stall kam, wurde immer noch an des Haidereiters Hause vorübergetrieben, um oben auf den „Sieben-Morgen" seine Weide zu finden. Die Kühe hatten ein gestimmtes Geläut, und Hilde, wenn sie das Läuten von ferne hörte, lief ihnen entgegen und setzte sich auf den Bankstein in der offenen Vorlaube. Der melancholische Ton der Glocken durchzitterte sie mit einer Sehnsucht weit hinaus, aber diese Sehnsucht in die Weite war ihr Glück. Und zuletzt kam der alte Melcher Harms, den sie schon von früher her kannte, wo sie noch oben auf Kunerts-Kamp zu Hause war. Er trug einen langen Leinenrock mit vielen Knöpfen, wie die Hirten zu tragen pflegen, und immer, wenn er seinen dreikrämpigen Hut abnahm, sah man einen großen braunen Kamm, der sein spärliches aber langes Haar nach hinten zu zusammenhielt. Und um dieses Kammes willen war es, daß er bei den Dorfleuten etwas spöttisch der Kamm-Melcher hieß. Aber Hilde hing an ihm, und allabendlich, wenn er heimkehrte, brachte er ihr einen Strauß mit, den er aus Haidekraut und ein paar verspäteten Erdbeeren zusammengebunden hatte. Dann

nahm sie seine Hand und that Fragen über Fragen, und erst wenn sie mitten im Dorf und die meisten Kühe längst im Stalle waren, entsann sie sich und schlenderte die Kreuz und Quer, und von einem Ufer aufs andere, bis an ihr Haus und die von wildem Wein überwachsene Vorlaube zurück. Da traf sie sich mit Martin, der ihr in Allem zu Willen war, ohne daß sie selber einen rechten Willen gehabt hätte. Aber er errieth ihre Gedanken und handelte danach.

Und so wußte er denn auch bald, daß sie nichts Lieberes that, als Boot und Flotte spielen, und in seinen freien Stunden saß er seitdem in der Geschirr- und Hobelkammer, schnitt Schiffchen aus Holz- und Rindestücken und gab ihnen einen Mast mit einem weißen Segel daran. Und dann setzten sie die Schiffchen ein und sahen ihnen nach. Die meisten kenterten gleich und wurden ans Ufer geworfen, aber zwei hielten sich bis weit hinaus, und sie konnten sie nicht bloß verfolgen, sondern auch deutlich erkennen, wie sie gerade auf den Sonnenball zufuhren, der zwischen dem niederhängenden Gezweige stand und die schäumenden Wellen vergoldete. „Sieh," sagte Martin, „das sind wir; ich hab' unsere Namen drangesteckt, und die scheitern nicht. Und wenn du's nicht glaubst, so komm nur, wir wollen sehen, ob ich nicht Recht habe." Und sie liefen abwärts, um die gekenterten Schiffchen wieder aufzusuchen und danach festzustellen, welche zwei noch flott waren; aber schon das zweite, das zwischen den Steinen lag, war der „Martin". Er nahm es und erschrak. „Ach, Hilde, dann ist es ein anderes Schiff, das mit dir fährt." Und eine Thräne stand in seinem Auge.

Hilde gab keine Antwort und sah immer nur den beiden Segeln nach, die noch im Abendlichte glänzten, bis endlich das Licht und die Segel verschwunden waren.

Unter solchem Spielen verging der Herbst, und es war fast, als ob der Wetterumschlag nicht kommen wollte. Aber zuletzt kam er doch. Eines Abends hatten sich Griffel und Hilde niedergelegt und kurz vorm Einschlafen beschlossen, am nächsten Tage die Winteräpfel von den Bäumen schütteln zu wollen, da kam ihnen der Sturm zuvor, und noch ehe Mitternacht heran war, wachte Griffel auf und sah zu Hilde hinüber, ob sie noch schliefe. Aber die saß schon auf, mit gefalteten Händen, und sah in den Vollmond, der hell hereinschien und die ganze Stube mit seinem weißen unheimlichen Lichte füllte. Dabei lief der Sturm, der sein Heulen aufgegeben hatte, pfeifenden Tones und immer rascher um das Haus her und zwängte sich durch alle Ritzen. Und mit einem Male ward es still. „Ist es vorüber?" fragte Hilde von ihrem Bett her. Aber ehe Griffel noch antworten konnte, gab es ein Donnern in den Lüften, und Alles dröhnte und schütterte, und Griffel, die sonst Muth hatte, rief mit ängstlicher Stimme: „Duck di, Hilde. Dat is he." Und Hilde duckte sich und wollte sich unter die Kissen verstecken, aber sie konnte es nicht und sprang auf und setzte sich auf Griffel's Bett und sagte: „Was machen wir?" — „Wir beten." — „Ich kann nicht." — „Dann sprich es nach." Und Griffel betete:

„Steh uns bei, Herr Jesus Christ,
Wider Teufels Macht und List;
Dein ist die Kraft und Herrlichkeit
In Ewigkeit. Amen."

Und „Amen" zitterte Hildens Stimme nach.

Als sich am anderen Morgen der Sturm gelegt hatte, kam die Regenzeit. Die dauerte zwei volle Wochen, und es klatschte Tag und Nacht an die Fenster, und die letzten Blätter fielen von den Bäumen und trieben in hundert kleinen Rinnen dem von dem losgewaschenen

Erdreich immer trüber werdenden Bache zu. Hilde stand an dem Giebelfenster oben und fror. Und zuletzt warf sie sich aufs Bett, wickelte sich ein und legte die Füße auf den Binsenstuhl. Aber wenn sie dann Grissel auf der Treppe hörte, sprang sie rasch wieder auf, machte Bett und Decke wieder glatt, trat ans Fenster und sah in den Hof hinunter, wo die Hühner unterm Schuppendach saßen und Tiras seinen Kopf immer nur so weit vorstreckte, wie der Dachvorsprung seiner Hütte reichte. Und dann fragte Grissel: „Was machst du, Hilde?"

„Ich friere."

„Dann komm an den Herd."

Und darauf wartete Hilde bloß und ging treppab und kauerte sich unter dem Herdbogen, wo das kleingemachte Holz lag, und wenn sie da warm geworden, kroch sie wieder heraus und setzte sich auf den Hauklotz. Da hockte sie stundenlang und sah in das Feuer, in das von oben her aus dem Rauchfang einzelne Tropfen zischend niederfielen, und hörte, wie die Katze spann und wie die Sperlinge, die sich naß und hungrig auf das Fensterbrett geflüchtet hatten, ängstlich und traurig zirpten und zwitscherten. Dann jammerte sie der Creatur, und sie stand auf und öffnete das Fenster und streute Krumen. Und wenn einige zudringlich in die Küche hineinhuschten, dann hielt sie die Katze fest, bis alle wieder über den Flur oder durch den Rauchfang hinaus ins Freie waren.

Das ging so wochenlang, bis eines Morgens der Regen fort war und die Sonne hell ins Fenster blinkte. Denn über Nacht war Winter geworden. Und wie das Wetter, so hatte sich auch die Hilde vertauscht und war froh und frisch und aller Müdigkeit los und ledig. Und Martin sagte: „Komm, ich geh' auf die Sieben-Morgen." Nicht lange, so stiegen Beide den Heckenzaun entlang auf ein Tümpelchen zu, das in der Sommerzeit eine Tränke für das Vieh war. Und weil es tief eingebettet und geschützt vor dem Winde lag, war sein Eis glatt, und Martin sagte: „Nun hucke dich und fasse meinen Rock." Und im nächsten Augenblicke fuhr er über die Spiegelfläche hin, und sie glitt ihm nach und konnte es nicht müde werden, bis ihr zuletzt die klammen Finger versagten. Aber noch auf dem Heimwege versuchte sie's immer wieder, und als Grissel ihrer ansichtig wurde, wie sie so frisch und rothbäckig war, rief sie verwundert einmal über das andere: „Kind, Hilde, du bist es ja gar nicht mehr!"

Und wieder eine Woche später, da trübte sich der Himmel, ohne daß der Frost erheblich gewichen wäre; und als Hilde den dritten Tag aufsah und wie gewöhnlich das Fenster öffnete, siehe, da flog schon ein Schneeball über sie weg und gleich darauf ein zweiter, und Martin rief hinauf: „Aber nun rasch; ich will dich Schlitten fahren." Und wirklich, ehe noch die Grissel ein Nein oder Ja sagen konnte, war schon die Schleife mit den vier Speichen heraus, und Hilde saß in dem Korbe, einen Häckselsack unter den Füßen und einen Pferdefries über die Kniee; Martin und Joost aber spannten sich vor, der eine rechts, der andere links, und im selben Augenblicke ging es vom Hof her in den Fahrweg hinunter und am Hause vorbei, so laut und so froh, daß Baltzer von seinem Tisch aufsah und zur Grissel sagte: „Wie die Hilde lustig sein kann. Und du sagst immer, sie sei bloß müd' und matt und recke sich und strecke sich. Da sieh nur, wie das jubelt und lacht!"

„Ja," sagte Grissel, „das ist, seit wir den Winter haben; und hat ordentlich rothe Backen und ist wie vertauscht. Und uns' Martin auch, und immer hinterher, und Hildechen hier und Hildechen da. Ja, die Hilde! Sie weiß es nicht anders

mehr und hat es mein Seel' vergessen, wo sie herkommt und was es eigentlich mit ihr ist... Aber das sag' ich so bloß zwischen uns, Baltzer Bocholt."

Und des Haidereiters Stirn, die sich schon gerunzelt hatte, glättete sich wieder, und er sagte ruhig und in beinahe freundlichem Tone: „Und wenn sie's vergessen hat, desto besser. Wir wollen es auch vergessen... Und das vergiß nicht!"

* *
*

Hilde lebte sich ein, und es waren glückliche helle Tage, so hell wie der Schnee, der draußen lag. Alle Morgen mußte Martin in die Schule, zweimal auch zu Sörgel, aber wenn er dann eine Stunde vor Essen wiederkam und seine Mappe mit der Schiefertafel in das Brotschapp gestellt hatte, so ging es mit der ihn schon erwartenden Hilde rasch in die Winterfreude hinaus, die jeden Tag eine andere wurde. Die größte aber war, als sie sich auf dem Hofe eine Schneehütte gebaut und die Höhle darin mit Stroh und Heu ausgepolstert hatten. Da saßen sie halbe Stunden lang, sprachen kein Wort und hielten sich nur bei den Händen. Und Martin sagte, sie seien verzaubert und säßen in ihrem Schloß, und der Riese draußen ließe Niemand ein. Dieser Riese aber war ein Schneemann, dem Joost eine Perrücke von Hobelspänen aufgesetzt und anfänglich ein Schwert in die Hand gegeben hatte, bis einige Tage später aus dem Schwert ein Besen und mit Hülfe dieses Tausches aus dem Riesen selbst ein Knecht Ruprecht geworden war. Das war um die Mitte December. Als aber bald danach die letzte Woche vor dem Fest anbrach, da fingen auch die Heimlichkeiten an, und Martin war stundenlang fort, ohne daß Hilde gewußt hätte, wo. Und wenn sie dann fragte, so hörte sie nur, er sei bei Sörgel oder bei Melcher Harms oder bei dem alten Drechsler Eickmeier, der in der Weihnachtszeit außer seinen Pfeifen und seinem Schwamm auch noch Bilderbogen verkaufte. Mehr aber konnte Niemand sagen, und erst am Heiligabende selbst mußte der Geheimnißvollthuende von seinem Geheimniß lassen, um sich ebenso der Zustimmung des Vaters wie der Hülfe Grissel's zu versichern. Und diese Letztere half denn auch wirklich und freute sich, daß es etwas Schönes werden würde, worüber ihr keinen Augenblick ein Zweifel kam. Und als es nun dunkelte und drüben von der Kirche her die kleine Glocke zu läuten anfing, da war Alles fertig, und der Haidereiter selbst führte Hilden in seine Stube, drin unter dem Christbaum neben anderen Geschenken auch die ganze Stadt Bethlehem mit all' ihren Hirten und Engeln aufgebaut worden war. Alles leuchtete hell, weil hinter dem geölten Papier eine ganze Zahl kleiner Lichter brannte; am hellsten aber leuchtete der Stern, der über dem Kripplein und dem Jesuskinde stand. Und Hilde konnte sich nicht satt sehen daran; und als endlich der Lichterglanz in der Stadt Bethlehem erloschen war, trat sie vor den Haidereiter hin, um ihm für Alles, was ihr der heilige Christ beschert hatte, zu danken.

„Und nun sage mir," sagte dieser, „was hat dir am besten gefallen?"

Sie wies auf die Stadt.

„Dacht' ich's doch!" lachte Baltzer Bocholt, „die Stadt! Aber die Stadt ist nicht von mir, Hilde, die hat dir der Martin aufgebaut und hat seine Sparbüchse geplündert. Und der alte Melcher Harms hat ihm geholfen, und Alles, was in Holz geschnitzt ist und auf vier Beinen steht, das ist von ihm. Ja, das versteht er. Aber der Martin hat doch das Beste gethan, und wenn du wem danken willst, so weißt du jetzt, wohin damit."

Und dabei wies er auf Martin, der scheu neben dem Ofen stand.

Hilden selbst aber war alle Scheu geschwunden, und sie lief auf Martin zu und gab ihm einen herzhaften Kuß, so herzhaft, daß der alte Haidereiter ins Lachen kam und immer wiederholte: „Das ist recht, Hilde, das ist recht. Ihr sollt euch lieb haben, so recht von Herzen, und wie Bruder und Schwester. Ja, so will ich's, das hab' ich gern."

Und danach ging es zu Tisch, und Alle ließen sich den Weihnachtskarpfen schmecken und waren guter Dinge, nur Hilde nicht, die noch immer in fieberhafter Erregung nach dem dunkelgewordenen Bethlehem hinübersah und endlich froh war, als sie gute Nacht sagen und in die Giebelstube hinaufsteigen konnte. Hier stellte sie, was ihr unten beschert worden war, auf das oberste Brett ihres Schrankes und sagte zu Grissel, während sie den Binsenstuhl an das Bett derselben heranrückte: „Nun erzähle."

„Wovon, Kind?"

„Von der Jungfrau Maria."

„Und von dem Jesuskindlein?"

„Ja. Von dem Kindlein auch. Aber am liebsten von der Jungfrau Maria. War es seine Mutter?"

„Ach, du Herr des Himmels!" entsetzte sich Grissel. „Hast du denn nie gelernt: ‚Geboren von der Jungfrau Maria'? Kind, Kind! Ach, und deine Mutter, die Muthe, hat sie dir denn nie das zweite Stück vorgesagt? Wie? Sage!"

„Sie hat mir immer nur ein Lied vorgesagt."

„Und wovon?"

„Von einem jungen Grafen."

„Und nichts von Gott und Christus? Und weißt auch nicht, was Weihnachten ist? Und bist am Ende gar nicht getauft? Und da läßt der Pastor dich umherlaufen, sagt nichts und fragt nichts, und der Böse geht um, und ist Keiner, der ihm widerstände, der nicht den Glauben hat an Jesum Christum, unseren Herrn und Heiland. Ach, du mein armes Heidenkind!... Aber nimm dir ein Tuch um und wickele dich ein, denn es ist kalt, und dann höre zu, was ich dir sagen will."

Und Grissel erzählte nun von Joseph und Maria und von Bethlehem, und wie das Christkind allda geboren sei.

„Von der Jungfrau Maria?"

„Ja, von der. Denn das Kind, das sie gebar, das war nicht des Josephs Kind, das war das Kind des heiligen Geistes."

Es war ersichtlich, daß Hilde nicht verstand und verlegen war. Aber sie wollte nicht weiter fragen und sagte nur: „Und wie kam es dann?"

„Ei, dann kam es so, wie du's heute gesehen hast und wie Martin und Joost es dir aufgebaut haben. Und meinetwegen auch der alte Melcher. Erst kam der Stern und stand über dem Hause still, und dann erschienen die Hirten und zuletzt kamen die drei Könige von Morgenland und brachten Gold und Gaben und köstliche Gewänder, und Alles war Licht und himmlische Musik, und der Himmel war offen und die Engel Gottes stiegen auf und nieder. Und es war Freud' im Himmel und auf Erden, denn unser Heiland war geboren. Und dieser Geburtstag unseres Heilandes ist unser Weihnachtstag."

Hilde's Augen waren immer größer geworden, und sie sagte jetzt: „Ach, das ist schön und wird Einem so weit! Erzähle mir immer mehr. Ich seh' es Alles und höre die himmlische Musik, und dazwischen ist es wie Glockenläuten. Ernst und schwer. Und ist immer derselbe Ton..."

Indem aber hatte sich Grissel aufgerichtet, hielt ihre Hand ans Ohr und sagte: „Hilde, Kind, was ist das?... Immer ein Ton, freilich. Und immer derselbe... Das ist die Feuerglocke... Horch!"

Und sie war aus dem Bett gesprungen, warf ihren Friesrock über und sah hinaus. Aber im Dorfe war kein Feuer-

schein, und so lief sie nach der anderen Giebelstube hinüber, wo Martin schlief, und riß das Fenster auf. Und da sah sie die Gluth, nicht unten im Thal, aber oben, und wenn nicht Alles täuschte, so mußte es auf Kunerts-Kamp sein, hart am Walde, denn die Rückseite von Ellernklipp stand angeglüht im Widerschein. Und sie flog treppab, um den Haidereiter zu wecken. Aber der stand schon auf der Diele, den Hirschfänger an der Koppel, und rief ihr zu: „Meinen Hut; rasch! Verdammte Wirthschaft! Wer hat den Hut vom Ständer genommen?" — „Er hängt ja; weiß Gott, Baltzer, Ihr habt wieder Euren Koller und kein Aug' im Kopf. Hier." Und er riß ihr den Hut aus der Hand. In der Thür aber wandte er sich noch einmal zurück und sagte scharf und bestimmt: „Und daß du mir das Haus hütest, Grissel. Ich befehl' es. Ein Feuer wie das ist kein Küchenfeuer. Und Hilde soll ins Bett. Und Martin auch."

Damit war er die Treppenstufen hinunter und ging auf Diegel's Mühle zu, von der er dann, als auf dem nächsten Wege, nach Ellernklipp hinauf wollte.

Mittlerweile war auch Hilde die Treppe herabgekommen und stellte sich mit auf die zugige Diele, denn Vor- und Hinterthür standen weit offen. Und nicht lange, so rollte von Emmerode her über den hartgetretenen Schnee die Dorfspritze heran. Allerhand junges Volk hatte sich vorgespannt, Andere schoben und Grissel, die bis auf die Vortreppe hinausgetreten war, fragte: wo es sei?

„Auf Kunerts-Kamp. Der Muthe Rochussen ihr Haus brennt."

Und damit ging es weiter. Aber ehe noch die Spritze zwischen den Erlen verschwunden war, erklärte Hilde, die jedes Wort gehört hatte, daß sie gehen und das Feuer sehen wolle.

„Du darfst nicht."

Aber sie bat weiter, und als Grissel unerbittlich blieb, sagte sie: „Gut, so geh' ich allein. Du wirst mich doch nicht halten wollen?" Und damit lief sie fort und kam erst zurück und beruhigte sich erst wieder, als ihr die bang und ängstlich nachstürzende Grissel einmal über das andere zugesichert hatte, sie nicht einsperren oder mit Gewalt festhalten, ihr vielmehr in Allem zu Willen sein zu wollen. Und wirklich, sie hielt Wort; und als sie die vor Erregung immer noch zitternde Hilde wohl verwahrt und in ihre Weihnachtspelzkappe gesteckt hatte, gingen sie, rechts um das Haus biegend, einen mit lockerem Schnee gefüllten Graben hinauf, der unmittelbar neben dem Heckenzaun hin auf die Höhe zulief. Eine Zeit lang war es ihnen, als ob oben Alles erloschen sei, denn sie sahen keinen Schein mehr. Aber kaum daß der anfänglich tiefe Graben etwas flacher geworden war, so lag auch das Feuer vor ihnen, wie mit Händen zu greifen, und die Gluthmasse wirbelte immer heftiger in die Höhe. Hilde stand wie gebannt. Endlich aber sagte sie: „Komm, wir wollen näher."

Und damit hielten sie sich auf einen hohen Grenzstein zu, der zwischen Kunerts-Kamp und den Sieben-Morgen lag und das verschneite Haidekraut weit überragte. Auf den stellten sie sich und sahen hinüber in die Flamme.

Die Spritze war schon da, trotzdem man sie stückweise hatte herauftragen müssen, aber Wasser fehlte. Denn der Ziehbrunnen, der zu dem Hause gehörte, lag schon im Bereiche des Feuers, und Niemand konnte mehr heran. Es schien aber doch, als ob Wasser von irgend woher erwartet werde, denn eine lange Kette hatte sich bis Ellernklipp hin aufgestellt, und nur der Haidereiter achtete weit mehr auf das, was an der entgegengesetzten Seite vorging, weil er vor Allem seinen Wald zu retten wünschte Der lag freilich noch gute hundert Schritte zurück, aber gerade

da, wo die Muthe gewohnt hatte, schob er eine lange Spitze vor, deren vorderstes Gezweig bereits bis über die Gartenzäunung hing. Es war klar, daß der Wald in äußerster Gefahr schwebte, wenn es nicht gelang, einen breiten Zwischenraum zu schaffen, und Baltzer Bocholt, der wohl erkannte, daß er um des Ganzen willen einen Einsatz nicht scheuen dürfe, wies jetzt, als er seine Holzschläger und Schindelspeller um sich versammelt sah, auf die Stelle hin, wo seiner Meinung nach der Schnitt gemacht und die vorspringende Spitze von dem eigentlichen Gebreite des Waldes abgetrennt werden mußte. „Vorwärts!" Und nicht lange, so hörte man den Schlag der Axt und das Krachen und Stürzen der Bäume, die, wenn kaum erst halb angeschlagen, an langen Stricken niedergerissen wurden. Und eine kleine Weile noch, so gab es auch Wasser oder doch die Gelegenheit dazu, denn aus dem Thale herauf, von Diegel's Mühle her, erschien eben jetzt eine Schlittenschleife, die mit Schaufeln und Spaten, mit Eimern und Kesseln und überhaupt mit Allem bepackt worden war, dessen man unten in der Eile hatte habhaft werden können; und während einige der Leute sofort sich anschickten, mit Stangen und Feuerhaken ein paar brennende Balken aus der Feuermasse herauszureißen, schleppten andere die Kessel, große und kleine, vom Schlitten her in die Gluth und schippten den umherliegenden Schnee hinein. Und wieder andere waren, die hockten um die Kessel her und trugen den Schnee, wenn er geschmolzen, in Butten und Eimern an die nebenstehende Spritze, deren erster Strahl eben jetzt in die Gluthmasse niederfiel. Aber der Haidereiter, unschwer erkennend, daß an der Muthe Haus wenig gelegen und noch weniger zu retten war, schrie mit lauter Stimme dazwischen: „Unsinn! hierher!" und gehorsam seinem Commando, packten Alle, die zur Hand waren, nach der Spritzendeichsel und jagten über die verschneiten Baumstubben fort, bis sie dicht an der Waldecke hielten, an eben jener bedrohtesten Stelle, wo der angeglühte Schnee bereits von den Zweigen zu tropfen anfing.

Und Hilde starrte wie benommen in das mit jedem Augenblicke sich neugestaltende Bild, das, alles sonstigen Wechsels ungeachtet, in drei fest und unverändert bleibenden Farbenstufen vor ihr lag: am weitesten zurück die schwarze Schattenmasse des Waldes, vor dem Walde das Feuer und vor dem Feuer der Schnee.

Ueber dem Ganzen aber der Sternenhimmel.

Und sie sah hinauf, und die Engel stiegen auf und nieder. Und es war wieder ein Singen und Klingen, und die Wirklichkeit der Dinge schwand ihr hin in Bild und Traum.

Und so stand sie noch, als sie drüben ein Rufen und Schreien hörte, vor dem ihr Traum zerrann, und als sie wieder hinblickte, sah sie, daß das brennende Haus in ein Wanken und Schwanken kam und im nächsten Augenblicke jäh zusammenstürzte.

Die Funken flogen himmelan und verloren sich in den Sternen.

Eine Minute lang folgte sie noch dem Schauspiel, indem sie zugleich das in die Höhe gerichtete Auge mit ihrer Hand zu schützen suchte. Dann aber ließ sie die Hand wieder fallen und sagte: „Komm, Grissel, mich friert. Und es ist nun Alles vorbei."

* *
*

Baltzer Bocholt hatte die Beiden wohl gesehen, aber er sagte nichts, als er eine Stunde später heimkam, und schwieg auch am anderen Tage beim Frühstück. Er sah nur Hilden scharf an, und erst als diese wieder fort war und Grissel die Teller abräumte, von denen man die Morgensuppe gegessen, warf er im Vorübergehen hin: „Ihr waret also doch da?"

„Ja. Die Hilde wollt' es, und als ich es ihr abschlug und ihr sagte, Ihr hättet

es verboten, da lief sie fort, wie sie ging und stand. Und da mußt' ich ihr Alles versprechen. Und ein wahres Glück noch, daß ich sie wieder ins Haus brachte; sie hätte ja den Tod gehabt ohne Mantel und dicke Schuhe. Und im Ostwind und durch den Schnee."

„So, so," sagte Baltzer und trommelte an die Scheiben. „Sie kann also auch ungehorsam sein. Sieh, Grissel, das gefällt mir. Der Mensch muß gehorchen, das ist das Erste, sonst taugt er nichts. Aber das Zweite ist, er muß nicht gehorchen, sonst taugt er auch nichts. Wer immer gehorcht, das ist ein fauler Knecht, und ist ohne Lust und Liebe und ohne Kraft und Muth. Aber wer eine rechte Lust und Liebe hat, der hat auch einen Willen. Und wer einen Willen hat, der will auch mal anders, als Andere wollen."

So verging der Tag, ohne daß von dem Feuer gesprochen worden wäre, und erst am Abend, als Grissel und Hilde wieder auf ihrer Giebelstube waren, sagte Erstere: „Bist du traurig, Hilde?"

„Nein."

„Aber du sprichst nicht. Und es war doch euer Haus, und du wolltest hin und es sehen."

„Ja, ich wollt' es, als ich den rothen Himmel sah."

„Und hast auch keine Sehnsucht? Ich meine nach deiner Mutter. Oder hattest du sie nicht lieb?"

„O ja, ich hatte sie lieb. Aber ich bin doch nicht traurig."

„Und warum nicht?"

„Ich weiß es nicht. Aber mir ist, als wäre sie nicht todt. Ich seh' sie noch und höre sie noch. Und dann hab' ich ja euch. Es ist besser hier und nicht so still und so kalt. Und du bist so gut, und Martin ..."

„Und der Vater ..."

„Ja, der auch."

* *
*

Ohne weitere Zwischenfälle verlief der Winter, und als Ostern, das in diesem Jahre früh fiel, um eine Woche vorüber war, packte Martin nicht bloß seine Mappe, sondern auch Hildens, und mit erwartungsvoller und beinahe feierlicher Miene gingen Beide neben dem Bach hin auf das mitten im Dorf gelegene Schulhaus zu, das schwarze Balken und weißgetünchte Lehmfelder und oben auf dem Dach eine kleine Glocke hatte. Die läutete eben, als sie eintraten.

Hilde kam nach unten, denn sie wußte nichts, und selbst die Kleinen lachten mitunter. Auch schien es nicht, als ob sie die lange Versäumniß im Fluge nachholen werde, denn sie war oft träge und abgespannt und machte Krikelkrakel im Rechnen und Schreiben, und nur im Lesen und Auswendiglernen war sie gut. Und siehe da, das half ihr, und als kurz vor der Erntezeit eine Schulinspection angemeldet wurde, mußte sie die Fabel von der Grille und der Ameise vorlesen, was ihr neben der Zufriedenheit des Lehrers auch eine besondere Belobigung des alten Sörgel eintrug.

Und was diesen anging, so sollte sich's überhaupt jetzt zeigen, daß er des Kindes und seiner Zusage nicht vergessen habe, denn er schrieb denselben Tag noch ein Zettelchen, worin er dem Haidereiter vorschlug, ihm jeden Dienstag und Freitag die Hilde herüberzuschicken, und natürlich auch den Martin, damit er ihnen etwas aus der Bibel erzählen könne. Das geschah denn auch, und die zwei Stunden beim alten Sörgel waren bald das, worauf sich die Kinder am meisten freuten. Es war Alles nach wie vor so still und behaglich drüben, und der kleine Zeisig, der in seinem Bauer zirpte, schien nur dazu da, zu zeigen, wie still es war. Dazu lagen über die ganze Stube hin lange, von Tucheggen geflochtene Streifen, sogenannte Läufer, alle weich genug, einen

jeden Schritt zu dämpfen, auch den schwersten, selbst wenn der alte Sörgel nicht kniehohe Sammetstiefel und bei rechter Kälte sogar noch ein Paar Filzschuhe darüber getragen hätte. Das erste Mal, als er so kam, waren Martin und Hilde dicht am Lachen gewesen, aber der alte Herr, der wohl wußte, wie Kinder sind, hatte nur mitgelächelt und im selben Augenblicke gefragt: „Nun, Hilde, sage mir, wie hießen die zwölf Söhne Jakob's? ... Richtig... Und nun sage mir, wie hieß sein Schwiegervater? ... Richtig... Und nun sage mir, wie hieß seine Stiefgroßmutter?" ... Auf diese letztere Frage war er nun, wie sich denken läßt, einer Antwort nicht gewärtig gewesen; als aber Hilde mit aller Promptheit und Sicherheit ihm „Hagar" geantwortet und noch hinzugesetzt hatte: „Die meint Ihr, Pastor Sörgel; es ist aber eigentlich nicht richtig," — da war er schmunzelnd an einen nußbaumenen Eckschrank herangetreten und hatte von dem obersten Brett eine Meißener Suppenterrine herabgenommen, darin er seine Biscuits aufzubewahren liebte. „Da, Hilde, das hast du dir ehrlich verdient... Und das hier, Martin, ist für dich, damit dir das Herz nicht blutet."

* *
*

So ging es geraume Zeit, es war schon der zweite Winter, und da Sörgel eine Vorliebe für das alte Testament hatte — eine Vorliebe, die nur noch von seiner Abneigung gegen die Offenbarung Johannis übertroffen wurde —, so konnte es Keinen verwundern, die Kinder fest in der alten biblischen Geschichte zu sehen, und zwar um so fester, als sie nicht bloß zuhören, sondern auch alles frisch Gehörte sofort wieder erzählen mußten.

In ihrem Wissen waren sie gleich, aber in Auffassung und Urtheil zeigte sich Hilde mehr und mehr überlegen, so sehr, daß der alte Pastor immer wieder in die vielleicht verwerfliche Neigung verfiel, sie, wie damals mit der Hagarfrage, durch allerlei Doctorfragen in Verlegenheit zu bringen.

„Sage, Hilde," so hieß es eines Tages, „du kennst so viele Frauen von Eva bis Esther. Nun sage mir, welche gefällt dir am besten und welche am zweit- und drittbesten? Und welche gefällt dir am schlechtesten? Gefällt dir Miriam? Oder gefällt dir Jephta's Tochter? Oder gefällt dir Bathseba? Du schüttelst den Kopf und willst von des Uria Weib nichts wissen. Aber du darfst es ihr nicht anrechnen, daß der König ihren Mann an die gefährliche Stelle schickte. Das that eben der König. Und sie konnt' es nicht ändern... Oder gefällt dir Judith?"

„Auch die nicht. Judith am wenigsten."

„Warum?"

„Weil sie den Holofernes mordete, listig und grausam, und seinen Kopf in einen Sack steckte. Nein, ich mag kein Blut sehen, an mir nicht und an Anderen nicht."

„Ich will es gelten lassen. Aber wer soll es dann sein, Hilde? Wer gefällt dir?"

„Ruth."

„Ruth," wiederholte Sörgel. „Eine gute Wahl. Aber du weißt doch, sie war eine Wittwe."

So plauderte der Alte mit seinen Confirmanden, und wenn dann die Stunde vorüber war, schlenderten Martin und Hilde wieder heim, im Winter an dem Stachelginster vorbei, der neben der Kirchhofsmauer hinlief, im Sommer über den Kirchhof selbst, wo sie hinter den Büschen Verstecken spielten. Oft aber wollte Hilde nicht, sondern blieb allein und setzte sich abwärts auf eine Steinbank, wo der Quell aus dem Berge kam und wo Gartengeräthe standen und große Gießkannen, um die Gräber damit zu begießen. Und von dieser Bank aus sah sie, wie die Lichter einfielen und vor ihr tanzten und wie die Hummeln von

einer hohen Staude zur anderen flogen: von dem Rittersporn auf den rothen Fingerhut und von dem rothen auf den gelben. Den liebte sie zumeist und freute sich immer und zählte die Schwingungen, wenn er unter dem Anprall der dicken Hummeln ins Schaukeln und Schwanken kam. Und dann erhob sie sich und ging auf ihrer Mutter Grab zu, das nichts als ein paar Blumen und ein blaues Kreuz mit einem Dach und einer gelben Inschrift hatte: „Erdmuthe Rochussen, geb. den 1. Mai 1735, gest. den 30. Sept. 1767.“ Und immer, wenn sie den Namen las und den Spruch darunter, stiegen ihrer Kindheit Bilder wieder vor ihr auf, und sie sah sich wieder auf der Hofschwelle sitzen, und an der anderen Seite der Diele, der Vorderthür zu, saß ihre Mutter und schwieg und spann. Und dann hörte sie sich rufen: „Hilde!“ ach, leise nur, und sie lief auf die Mutter zu, die plötzlich wie verändert war und ihr das Haar strich und fühlte, wie fein es sei.

So waren die Bilder, denen sie nachhing, und während sie so sann und träumte, pflückte sie von den Grashalmen, die das Grab umstanden, flocht einen Kranz, hing ihn an das Dach und ging im Zickzack auf die höher gelegene Kirchhofsstelle zu, wo die Gräflichen ihre Ruhestätte hatten, eingehegt und eingegittert und von einem hohen Marmorkreuz überragt. Das leuchtete weithin, und ein Zeichen war darauf, das sie nicht deuten konnte. Zu Füßen des Kreuzes aber lagen allerhand Steinplatten, einige von Schiefer, andere von Granit, auf deren einer in Goldbuchstaben zu lesen war: „Adalbert Ulrich Graf von Emmerode, geb. am 1. Mai 1733, gefallen vor Prag am 6. Mai 1757.“ Und immer, wenn sie dies sah und las, gedachte sie der vielen, vielen Tage, wo sie mit ihrer Mutter an eben dieser Stelle gestanden hatte, manchmal in aller Frühe schon, wenn der Thau noch lag, und öfter noch bei Sonnenuntergang. Und niemals waren sie gestört worden, außer ein einzig Mal, wo die Gräfin unvermuthet und plötzlich am Gittereingang erschienen war. Und das war ihr unvergessen geblieben, und mußte es wohl, denn ihre Mutter hatte sie rasch und ängstlich zurückgerissen und sich und sie hinter eine hohe Brombeerhecke versteckt.

* *
*

„Sie sollen Geschwister sein,“ hatte Baltzer Bocholt gesagt; im Dorf aber hieß es nach wie vor, daß des Haidereiters Hilde der Muthe Kind sei, der Muthe Rochussen, und eigentlich auch das nicht mal. Eine Mutter habe die Hilde freilich gehabt, gewiß, eine Mutter habe Jeder, und das sei denn auch die Muthe gewesen. Aber ob es die Muthe Rochussen gewesen, damals schon gewesen, das sei doch noch sehr die Frage. Das wüßten die drüben besser, die Lebendigen und die Todten.

Es konnte natürlich nicht ausbleiben, daß der Haidereiter von solchem Gerede hörte, weil er aber störrisch und eigensinnig war, so war es ihm nur ein Grund mehr, die Hilde so recht zu seinem Lieblingskinde zu machen. Es war eigentlich nur Eines, was ihn an ihr verdroß: ihre Müdigkeit. Sie war ihm zu lasch, und wenn sie so dasaß, den Kopf auf die Schulter gelehnt, so rief er ihr ärgerlich zu: „Kopf in die Höh', Hilde! Bei Tag' ist Arbeitszeit und nicht Schlafenszeit; das lieb' ich nicht. Aber was ich noch weniger lieb' als das Schlafen, das ist die Schläfrigkeit. Immer müde sein, ist Teufelswerk. Als ich so alt war wie du, braucht' ich gar nicht zu schlafen.“

Und solche Mahnung half denn auch einen Tag oder zwei, weil's ihr einen Ruck gab. Aber den dritten Tag war es wieder beim Alten, und er beschloß, mit Sörgel darüber zu sprechen.

Der indessen schüttelte den Kopf und sagte nur: „Ich kann Euch nicht zustimmen, Haidereiter. Ihr habt ein volles und starkes Blut und wollt Alles so voll und stark, als Ihr selber seid. Aber das Blut ist verschieden, und das Temperament ist es auch. Ihr habt den cholerischen Zug und die Hilde hat den melancholischen. Und daran ist nichts zu ändern; das hat die Natur so gewollt, in der auch Gottes Wille lebendig ist, und das müßt Ihr gehen lassen. Seht, ich weiß noch den Tag, als die Muthe Rochussen eben gestorben war und wir mit der Hilde hinausgingen und dann wieder zurück über Ellernklipp und Diegel's Mühle. Da sagt' ich mir: ‚Ein feines Kind; aber sie träumt bloß und kennt nicht gut und nicht böse.' Und so war es damals auch. Aber sie hat es gelernt seitdem, und weil der gute Keim in ihr war, ist jetzt nichts Niederes an ihr und in ihr und kein Lug und kein Trug. Und ich will Euch sagen, woher all das Müde kommt, das Euch verdrießt; sie hat eine Sehnsucht, und Sehnsucht zehrt, sagt das Sprüchwort. Ja, Haidereiter, an wem was zehrt, der wird matt und müd'. Und seht, das ist es."

Es schien, daß Baltzer Bocholt antworten wollte, Sörgel aber litt es nicht und fuhr in einer ihm sonst fremden Erregung fort: „Achtet nur, wie sie wechselt, und ist mal roth und mal blaß und mal hell und mal trüb. Und seht, das ist nicht Trägheit des Fleisches, die sich wegzwingen läßt, das ist ein Geheimniß im Blut. Ihr wißt ja, woher das rothe Haar stammt und die langen Wimpern, und daher stammt auch das Blut. Und wie das Blut ist, ist auch die Seele."

Der Haidereiter war nicht überführt, aber er beschloß doch, es gehen zu lassen.

*　*　*

Und Hilde war nun vierzehn, und am Palmsonntage sollte sie mit Martin und den anderen Confirmanden eingesegnet werden.

Es waren noch sechs Wochen bis dahin, und als wieder eine biblische Geschichtsstunde war, sagte Sörgel: „Ihr seid nun fest im alten Testament, und die Hilde weiß es vorwärts und rückwärts. Aber den alten Bund, den hatten die Juden auch, und ist nun Zeit, Kinder, daß wir uns um Jesum Christum, unseren Herrn und Heiland, kümmern. Sage mir, Hilde, was du von ihm weißt?"

Hilde richtete sich auf und säumte nicht, von Bethlehem und Christi Geburt eine gute Beschreibung zu machen; und als er fragte, wo sie das her habe, berichtete sie von der ersten Weihnachtsbescherung in ihres Pflegevaters Haus und von der Krippe, die Martin aufgebaut, und zuletzt auch von dem Aufschluß, den ihr Grissel gegeben habe.

„Das ist gut. Und ich sehe wohl, die Grissel ist eine kluge Person und ein rechtes Küsters- und Schulmeisterskind, dem es von Jugend auf Alles in succum et sanguinem gegangen ist, das heißt: in Fleisch und Blut. Und darauf kommt es an. Denn seht, Kinder, das Christenthum will erfahren sein, das ist die Hauptsache; aber es muß freilich auch gelernt werden, dann hat man's, wenn man's braucht. Etwas Schule brauchen wir Alle. Nicht wahr, Hilde?"

Hilde schwieg aus Respect, und der Alte fuhr fort: „Es muß auch gelernt werden, sag' ich. Und so lernet mir denn die drei Stücke, darin steckt Alles. In den drei Stücken und in den zehn Geboten. Die gehören mit dazu, sonst wird uns in unserem Glauben zu wohl, und wir vergessen um des Jenseits willen, was wir dem Diesseits schuldig sind. Also die drei Hauptstücke. Heut' ist Dienstag, und nächsten Dienstag frag' ich

euch danach. Da habt ihr eine volle Woche Zeit. Und nun geht und gehabt euch wohl, und Gott und ein gutes Gedächtniß seien mit euch."

Und nun war wieder Dienstag, und beide Katechumenen saßen wieder auf der kleinen Bank in der stillen Stube. Martin sah tapfer und sicher aus, aber Hilde schlug verlegen die Augen nieder.

„Also die drei Hauptstücke," hob Sörgel an. „Nun laß hören, Hilde. Rasch und fest. Aber nicht zu rasch."

„Ich glaube an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden."

„Gut. Also du glaubst an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden. Und nun gieb mir auch unseres Dr. Luther's Erklärung und sage mir: Was ist das?"

„Ich glaube, daß mich Gott geschaffen hat ..." Hier stockte sie und war wie mit Blut übergossen. Endlich aber sagte sie: „Weiter weiß ich es nicht."

„Ei, ei, Hilde... Hast du denn nicht gelernt?"

„Ich habe gelernt... Aber ich kann es nicht lernen..."

„Und du wußtest doch das Erste."

„Ja, das Erste kann ich und das Zweite kann ich beinah'. Aber das Dritte kann ich nicht. Und ‚Was ist das?' das kann ich gar nicht."

Sörgel, der sonst immer einen Scherz hatte, sagte nichts und ging in seinen Sammetstiefeln auf und ab. Endlich blieb er vor Martin stehen, schlug ihn mit der Hand leise unters Kinn und sagte: „Martin, du kannst es. Nicht wahr?"

„Ja, Herr Prediger."

„Ich dacht' es mir," antwortete Sörgel, und ein leiser Spott umspielte seine Züge. Dann aber ging er auf den Tisch zu, wo die Bibel lag, und blätterte darin, Alles nur, um seiner Erregung Herr zu werden, und sagte dann, indem er sich wieder an Hilde wandte: „Höre, Hilde, der Tag deiner Einsegnung ist nun vor der Thür, und wenn ich dich in die christliche Gemeinschaft einführen soll, so mußt du christlich sein. Ich will dich aber nicht mit dem Worte quälen, der Geist macht lebendig, und so sage mir denn auf deine Weise, was ist ein Christ?"

„Ein Christ ist, wer an Christum glaubt. Das heißt an Christum als an den eingeborenen Sohn Gottes, der uns durch einen schuldlosen Tod aus unserer Schuld erlöset hat. Und darum heißt er der Erlöser. Und wer an den Erlöser und seinen Erlösertod glaubt, der kommt in den Himmel, und wer nicht an ihn glaubt, der kommt in die Hölle."

Der Alte lächelte bei dem Schlußworte dieses Bekenntnisses und sagte: „Brav! Und ich will den wilden Schößling an deinem jungen Glaubensbaume nicht wegschneiden. Aber muß es denn eine Hölle geben? Meinst du, Hilde?"

„Ja, Herr Pastor."

„Und warum?"

„Weil es gut und böse giebt, und schwarz und weiß, und Tag und Nacht."

„Und von wem hast du das?"

„Von Melcher Harms."

„Ah, von dem!" antwortete der Alte. „Ja, der thut es nicht anders. Und wir wollen es dabei lassen, wenigstens heute noch. Sind wir erst älter, so findet sich's, und wir reden noch darüber... Und für heute nur noch das: Martin soll den Glauben sprechen und du sollst ihn nicht sprechen. Aber ich denke, du hast ihn, hast ihn in deinem kleinen Herzen, und ich wollt', es hätt' ihn Jeder so."

Und er streichelte sie liebevoll, als er so sprach, und setzte mit ernster Betonung hinzu: „Du hast die zehn Gebote, Hilde. Die halte. Denn die haben Alles: den ewigen Gott und den Feiertag und du sollst Vater und Mutter ehren, und haben das Gesetz, das uns hält und ohne das

wir schlimmer und ärmer sind als die ärmste Creatur. Ja, Kinder, wir haben viel hohe Bergesgipfel; aber der, auf dem Moses stand, das ist der höchste. Der reichte bis in den Himmel... Und nun sagt mir zum Schluß, was heißt Sinai?"

„Der Berg des Lichts," fuhren Beide heraus.

„Gut. Und nun geht nach Haus und seid brav und liebet euch."

* *
*

Und nun war die Woche vor Palmsonntag, wieder ein Dienstag, und die beiden Kinder hatten ihre letzte Stunde gehabt und wollten über den Kirchhof zurück. Aber es ging nicht, wie sie bald sehen mußten, denn überall stand Wasser um die Gräber her, und der Wind, der seit Tagesanbruch wehte, hatte noch nicht Zeit gehabt, die Lachen und Tümpel wieder aufzutrocknen. So gingen sie draußen entlang, einen schmalen Weg hin, wo Steine lagen und zu beiden Seiten eine Stechpalmenhecke grünte. Hier pflückte sich Hilde ein paar von den blanken Blättern, hielt sie sich vor und sagte: „Sieh, Martin, wie hübsch es kleidet. Aber nächsten Sonntag — und das sind bloß noch fünf Tage — da krieg' ich einen ordentlichen Strauß mit Blumen aus dem Treibhaus oben. Denn Grissel kennt den Gärtner und ist noch Verwandtschaft von ihr."

„Einen Strauß aus dem Glashaus oben," wiederholte Martin. „O, das ist hübsch! Aber die Leute werden wieder sagen: Ei, seht die Haidereiters mit ihrer Hilde; die möchten am liebsten eine Gräfin aus ihr machen."

„Ist es so, wie du sagst, dann will ich keinen Strauß."

„Ach, du mußt dich nicht an das Gerede der Leute kehren."

„Ich kehre mich aber daran und will nicht, daß sie nach mir hinsehen und zischeln. Und wenn ich gar Einen sehe, der mich beneidet, dann ist's mir immer wie ein Stich und als fiele mir ein Tropfen Blut aus dem Herzen. Und ist ganz heiß hier und thut ordentlich weh. Hast du das auch?"

„Nein, ich hab' es nicht. Ich hab' es gern, wenn mich Einer beneidet."

Und so plaudernd, waren sie bis an die Birkenbrücke gekommen und blieben stehen, um das angeschwollene Wasser unter dem kleinen Holzjoche hinbrausen zu sehen. Allerhand braune Blätter und Rindenstücke tanzten auf dem Gischt umher, und die großen Steine, die sonst mit ihrer Oberhälfte trocken lagen, waren heute überschäumt.

Hier standen sie lange, den Blick immer nach unten gerichtet, bis Martin wie von ungefähr auffah und auf kaum hundert Schritte den Haidereiter in einem unstäten Gange herankommen sah. Er ging hart am Bache hin und trug sein Gewehr am Riemen über die linke Schulter, seinen Hut aber nahm er oft ab und wischte sich die Stirn mit seinem Sacktuch, was Alles darauf hindeutete, daß er in großer Erregung war.

„Sieh, der Vater," sagte Martin und wollte ihm entgegeneilen. Aber Baltzer, als er dessen gewahr wurde, winkte ihm heftig mit der Hand, zum Zeichen, daß er bleiben solle, wo er sei, und schritt, ohne sich weiter umzusehen, rasch auf das Haus zu. Der braune Jagdhund, der ihm folgte, senkte den Kopf ins nasse Gras und that auch, als ob er die Kinder nicht sähe.

„Was ist das?" sagte Martin. „Komm."

Aber Hilde hielt ihn fest und sagte: „Nein, bleib'."

Und so blieben sie noch und gingen endlich, statt ins Haus, auf ihrem früheren Wege bis an die Kirchhofsmauer zurück. Da setzten sie sich auf eine niedrige Stelle, gerade da, wo die Stechpalmenhecke war, und sprachen kein Wort.

Und nicht lange, so sahen sie, wie der Vater über die Brücke kam, und weil sie sich vor ihm fürchteten, traten sie hinter die Hecke zurück, um nicht gesehen zu werden. Aber sie selber sahen ihn. Er hatte seinen Stutzhut auf und den Hirschfänger umgeschnallt, und aus Allem war ersichtlich, daß er aufs Schloß hinauf wollte. Beide sahen ihm ängstlich nach, und erst als seine breite Gestalt auf dem Schlängelwege verschwunden war, kamen sie wieder aus ihrem Versteck hervor.

Auf der Diele trafen sie Grissel, die vor sich hin sprach und dem Hühnerhunde Brot einbrockte. Der aber ging immer nur um die Schüssel herum und begnügte sich, ein paar Fliegen zu fangen, die hin und her summten. Und dann schlich er auf das Rehfell zu, das neben der Hofthür lag, streckte sich aus und klappte verdrießlich mit den Ohren.

„Was ist, Grissel?“ fragte Martin.

„Was ist? Er hat den Maus-Bugisch über den Haufen geschossen.“

„Todt?“

„Versteht sich. Er wird ihn doch nicht halb todtschießen. Das ist gegen die Regel. Dein Vater thut nichts Halbes.“

„Um Gottes Barmherzigkeit willen!“ schrie Hilde, fiel in die Kniee und betete vor sich hin: „Vater unser, der du bist im Himmel.“ Und in ihrer furchtbaren Angst betete sie weiter, bis die Stelle kam: „Unser täglich Brot gieb uns heute.“

Da riß Grissel sie heftig auf und sagte: „Was, täglich Brot! Als ob du's nicht hättest! Du hast dein täglich Brot; und wenn du beten willst, so bet' ums Rechte. Hier aber ist nichts zu beten. Er wollte deinem Vater ans Leben, und ist nun die dritte Woch', daß er's ihm zugeschworen. Aber der war flinker und fragt nicht lang und spaßt nicht lang. Ja, das hat er noch von den Soldaten her. Und ich sage dir, Hilde, das ist nun mal nicht anders, und mußt dich dran gewöhnen. Denn du bist hier in eines Haidereiters Haus, und da heißt es: er oder ich. Und wie steht es denn in der Bibel? Aug' um Auge und Zahn um Zahn.“

„Und liebet eure Feinde.“

„Ja, das steht auch drin. Und für den, der's kann, ist es gut genug. Oder vielleicht auch besser oder vielleicht auch ganz gewiß; denn ich will mich nicht versündigen an meinem Christenglauben. Aber was ein richtiger Haidereiter ist, der hält auf den alten Bund und aufs alte Testament. Und warum? Weil es schärfer ist, und weil er's jeden Tag erfahren muß: Wer leben will, der muß scharf zufassen... Und nun komm, Hildechen, ich will dir ein Glas Wein geben, von dem ungerschen, den du so gern hast, und er wird nichts dagegen haben. 's ist ja für dich. Und dann mußt du wissen, so was kommt auch nicht alle Tag'... Aber sieh nur, da bringen sie ihn schon.“ Und sie wies vom Fenster aus auf eine Stelle, wo der Buschweg, der neben dem Bache hinlief, in den großen Fahrweg einbog. Aber Hilde, die wie gestört war, wollte nichts sehen und lief auf die Hofthür zu, wo der Hühnerhund lag, und bückte sich und umarmte das Thier. Und der Hund, der wohl wußte, was es war, weimerte vor sich hin und fuhr ihr mit der Zunge über Stirn und Gesicht.

Inzwischen waren Grissel und Martin von der Stube her auf die Vortreppe gegangen und sahen in aller Deutlichkeit, wie sie den Wilderer auf der großen Straße herantrugen. Es waren ihrer vier, lauter Holzschläger; sie hatten aus ein paar jungen Ellern eine Trage gemacht. Ueber den Todten selbst aber waren Tannenzweige gebreitet. Und so gingen sie vorüber und grüßten nicht.

„Sieh, Martin,“ sagte Grissel, „sie grüßen uns nicht. Und ich weiß wohl, warum nicht. Weil ihnen Allen der Wilddieb im Leibe steckt. O, ich kenne sie!

Was Gesetz ist, das wissen sie nicht. Und ein Glück ist es, daß wir es wissen. Und nun komm... Die Hilde kann kein Blut sehen und hat sich, als ob es der letzte Tag wäre... Aber es lernt sich..."

Und damit gingen sie wieder ins Haus.

* * *

Unter Sturm und Regen hatte die Woche begonnen und blieb auch so bis zuletzt, und wenn der Himmel einmal blau war, so ballte sich rasch wieder ein neu Gewölk zusammen und kam von den Bergen herunter und ging zu Thal. Und dabei war es kalt und Hilde fror.

Es war eine freudlose Woche, freudlos und unruhig, und Jeder ging seinen Weg; aber so wenig dies Alles zu Palmsonntag paßte, so war es doch auch wieder ein Glück und half Hilden über die Pein fort, an der Seite des Vaters sitzen und ihm in die Augen sehen zu müssen. Er war viel aus dem Haus, oben bei der Gräfin und dann wieder auf dem Ilseburger Gericht, und wenn er spät Nachmittags zurückkehrte, schloß er sich ein und wollte Niemand sehen, auch Hilde nicht. Er war verbittert, weil ihm nicht entgehen konnte, daß ihm die Herren vom Gericht in der Bugisch-Sache nur ein halbes Recht gaben, und weil ihn die Gräfin gefragt hatte: „Baltzer Bocholt, mußt' es denn sein?" Und er hatte bitter geantwortet: „Ob es mußte? Ja, Frau Gräfin, es mußte. Denn ich bin nicht bloß ein Mann im Dienst, ich bin auch ein Christ und kenne das fünfte Gebot und weiß, was es heißt, eines Menschen Blut auf der Seele haben." Und danach hatte die Gräfin eingelenkt und ihn wieder zu beruhigen gesucht. Aber die Kränkung war geblieben.

Und so kam Palmsonntag und Einsegnung heran, und schon in aller Frühe gingen die Glocken. Als es aber das zweite Mal zu läuten anfing, erschien Baltzer Bocholt in der Thür seines Hauses und sah ernst und feierlich aus und nahm seinen Hut ab und strich ihn zwei-, dreimal mit dem einen seiner gemsledernen Handschuhe. Denn er war sich wohl bewußt, daß es auch ein wichtiger Gang für ihn war, und daß viele von den Emmerodern ebenso dachten wie die Gräfin oben und sich auch die Frage gestellt hatten: ob es denn habe sein müssen? Er wußte dies Alles und stieg langsam und in Gedanken die Vortreppe nieder, und erst jenseits der Birkenbrücke sah er sich nach den Kindern um, die wenige Schritte hinter ihm folgten. In einiger Entfernung aber kam Grissel und weit zurück erst Joost. Er hatte mit Grissel gehen wollen, die jedoch ärgerlich den Kopf geschüttelt und ihm gesagt hatte: „Nei, Joost, hüt nich." Und er mußte sich's gefallen lassen; denn er war bloß eines Büdners Sohn und sprach immer platt.

In der Kirche waren erst wenige Plätze besetzt, und nur die Orgel spielte schon. Und Baltzer Bocholt, als er eintrat, ging das Kirchenschiff hinauf und nahm hier auf einer der beiden Bänke Platz, die für die nächsten Verwandten der Einsegnungskinder bestimmt waren. Es war die nach rechts hin stehende Bank, und Martin und Hilde stellten sich dicht davor, ganz nahe dem Altar, Alles, wie Sörgel es ihnen gesagt hatte.

Und hier hörte nun Hilde, wie sich die Kirche hinter ihr füllte, und sah auch mit halbem Auge, wie sich die Reihe der neben ihr stehenden Kinder nach beiden Seiten hin verlängerte. Aber sie rührte sich nicht und blickte sich nicht um. Und nun wurde gesungen; und als der Gesang endlich schwieg und Martin das Glaubensbekenntniß gesprochen hatte, richtete Sörgel seine Fragen an die Confirmanden. Aber Hilden frug er nicht, denn er sah wohl, daß sie todtblaß war und zitterte. Und nun gab er jedem Kinde seinen Spruch; an die vor ihm knieende Hilde

aber trat er zuletzt heran und sagte: „Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem.“ Und sie wog jedes Wort in ihrem Herzen und kniete noch, als Alles schon vorüber war und jedes der Kinder sich schon gewandt hatte, um Vater und Mutter zu begrüßen.

Ganz zuletzt auch wandte sie sich und sah nun, daß ihr Vater auf seiner Bank allein saß.

Und ein ungeheures Mitleid erfaßte sie für den in seiner Ehre gekränkten Mann, und sie vergaß ihrer Angst und lief auf ihn zu und küßte ihn.

Von Stund' an aber wäre er jeden Augenblick für sie gestorben. Denn er war ein stolzer Mann, und es fraß ihn an der Seele, daß man ihn sitzen ließ, als säße er auf der Armensünderbank.

Und indem er sich höher aufrichtete, nahm er jetzt Hildens Arm und ging festen Schrittes auf den Ausgang zu, zwischen den verdutzt dastehenden Bauern und ihren Frauen mitten hindurch. Einige traten an die Seite und grüßten, und es war beinahe, als ob das, was Hilde gethan, die Herzen Aller umgestimmt und ihren Groll entwaffnet habe. Hinter ihnen her aber ging Martin und freute sich, daß sich die Schwester ein Herz genommen.

Und auch Grissel freute sich, die noch von ihres Vaters Tagen her ihren Platz oben auf dem Orgelchor hatte. Manches aber freute sie nicht, und sie sah dem Paare nach und sprach in Platt vor sich hin, wie sie's zu thun liebte, wenn sie mit sich allein war: „J, kuck Eens... Uns' Oll!... Un reckt sich orntlich in de Hücht... Un nu goar uns' Lütt-Hilde! Kuck, kuck. Seiht se nich ut, as ob se vun'n Altar käm'? Un fehlt man bloot noch de Kranz. Un am End' kümmt de ook noch... Un worümm sall he nich koamen?“

* *
*

Jahre waren seitdem vergangen, und im Dorfe gedachte Niemand mehr der Vorgänge jener Palmsonntagwoche, weder des erschossenen Wilderers noch des Einsegnungstages. Auch Hilde hatte sich in Grissel's Spruch: „Er oder ich“ allmälig zurechtgefunden, und nur jedesmal, wenn der Haidereiter erregt nach Hause kam, die Stirn kraus und das Auge mit Blut unterlaufen, befiel sie wieder die Furcht jener Tage. Doch nie lange. Kaum daß seine Stirn wieder glatt und sein Aerger vorüber war, war auch ihre Furcht vorüber, und nur eine Scheu blieb ihr zurück, über die sie nicht weiter nachdachte, weil sie sie für natürlich hielt. War doch auch Martin scheu, ja, Grissel ausgenommen, eigentlich Jeder; unter allen Umständen aber schloß diese Scheu die Heiterkeit des Hauses nicht aus, und wenn in der Küche, wie jetzt öfters zu geschehen pflegte, das Gespräch auf des Haidereiters immer grauer werdenden Bart kam und Joost in seiner neckischen und dummschlauen Weise hinwarf: „O Jemine, Grissel, de Grissel kümmt em in!“ so vergaß ein Jeder des mehr oder minder auf ihm lastenden Druckes und vergnügte sich und lachte. Am herzlichsten aber lachte Hilde.

Die war jetzt überhaupt anders als in ihren Kinderjahren, und noch letzte Kirmes, als sich Alles im Tanze drehte, hatte Sörgel zu dem neben ihm stehenden Baltzer gesagt: „Und nun seht einmal, Haidereiter! Alle sind gesunder und blühender; aber die Hilde blüht.“ Und so dachte Jeder im Dorf, auch die, die's ihr neideten, und nur Grissel, wenn sie mit Joost ihren plattdeutschen Discurs über Hilde hatte, fand seit Kurzem allerhand an ihr auszusetzen. „Ick weet nich, Joost, dat Graf'sche geiht ümmer mihr torügg, un uns' Muthe kümmt ümmer mihr rut. Finnste nich ook?“ Und so ging es weiter. Aber so gern sie dieses und Aehnliches sagte, so hütete sie sich doch, es Baltzer hören zu lassen, der

seit einiger Zeit überhaupt darauf hielt, „daß ein Unterschied sei".

Es waren jetzt zwei Jahre, daß zum ersten Male von diesem „Unterschied" gesprochen worden war, und was die Veranlassung dazu gegeben hatte, das war im Sinn und Herzen des Haidereiters unvergessen geblieben.

Und konnte auch nicht anders sein.

Ein sehr heißer Julitag war es gewesen und Alles ausgeflogen, auch Hilde zu Melcher Harms auf die Sieben-Morgen hinauf, um mit ihm zu plaudern. Aber ihr Gespräch, so leicht es sonst zu gehen pflegte, hatte heute gestockt, weil eben die Hitze zu groß war, und Hilde war höher hinaufgestiegen, um da, wo Wald und Haide an einander grenzten, eine schattige Stelle zu suchen. Und auch zu finden. Hier hatte sie sich niedergelegt, sich's bequem gemacht und war eben eingeschlafen, als der Haidereiter seines Weges kam und plötzlich gewahr wurde, daß sein Hühnerhund stand. Es war nicht Jagdzeit, aber er nahm doch die Flinte von der Schulter und schlich leise heran, um zu sehen, was es sei. Da lag Hilde, den einen Arm unterm Kopf, und sah geschlossenen Auges in den Himmel. Ihr Haar hatte sich gelöst und ihre Stirn war leise geröthet, und Alles drückte Frieden und doch zugleich ein geheimnißvolles Erwarten aus, als schwebe sie, traumgetragen, einem unendlichen Glücke nach. Um sie her aber summten ein paar Bienen, und die Sonne schien und das Haidekraut duftete. Da mußte Baltzer des Wortes wieder gedenken, das Sörgel letzten Herbst erst gesprochen hatte: „Die Hilde blüht"; und er wiederholte sich's, hing das Gewehr über die Schulter und sah andächtig und verworren dem Bilde zu, bis er sich heimwärts wandte. Neben ihm her aber ging das Bild, und als eine Stunde später die Hilde nach Hause kam, vermied er es, sie zu sehen, wie wenn er etwas Unrechtes gethan und durch die zufällige Begegnung ihr Innerstes belauscht oder ihr Schamgefühl beleidigt habe. Diese Verwirrung und Unruhe blieben ihm auch, und er mußte sich's zuletzt, alles Sträubens ungeachtet, in seinem Herzen bekennen: er habe sie mit anderen Augen angesehen als sonst. Ja, das war es. Und er schämte sich vor sich selbst. Aber zuletzt bezwang er's, und nur Zweierlei blieb ihm in der Seele zurück: einmal, daß die Hilde kein Kind mehr sei, und zweitens und hauptsächlichst, daß sie *sein* Kind nicht sei. Diese zweite Wahrnehmung indessen ging Niemanden etwas an, und so war es denn lediglich um des ersten Punktes willen, daß er am folgenden Tage die Grissel in seine Stube rief.

Diese hatte den Thürknopf in der Hand behalten und stand auf der Schwelle wie Jemand, der rasch wieder fort will; als sie jedoch merkte, daß es ein Langes und Breites geben würde, kam sie näher und stellte sich mit ihrer Schulter bequem an den Ofen, während der Haidereiter in ersichtlicher Erregung auf- und abging. Endlich aber begann er: „Es ist wegen der Hilde, daß ich mit dir sprechen will. Ich denke, Grissel, wir sind einerlei Meinung und bleiben gute Freunde. Denn du bist eine verständige Person ..."

„All' Fruenslüd sinn unverstännig."

„Wer sagt das?"

„Joost."

„Joost ist ein Narr," entgegnete Baltzer. Aber die kleine Zwischenbemerkung war ihm doch gelegen gekommen, und er fuhr nun freier fort: „Also wegen der Hilde. Sie ist nun achtzehn, schon ein Viertel drüber, und ist kein Kind mehr. Ich denke, sie muß nun aus dem Müßiggang heraus und sich dran gewöhnen, daß sie was unter Pflicht und Obhut hat und nicht so hineinlebt in den Tag, immer bloß bei dem Alten oben, oder auf Kunerts-

Kamp oder bei Sörgel drüben, der sie verhätschelt und verwöhnt. Das soll nicht sein, und ich will's nicht. Sie muß also Arbeit haben, und die müssen wir ihr geben. Da mein' ich denn, wir geben ihr die Milchwirthschaft, das Leinenzeug und die Wäsche... Du verstehst?"

„Wohl. Ich versteh'."

„Und alles Andere bleibt. Und ist bloß noch das mit der Stub' oder der Kammer. Ihr waret immer zusammen, und das war gut. Aber ich denke, wir lassen ihr jetzt den Giebel oben allein, und du nimmst unten die Kammer. Die neben der Küche, die hübsche gelbe, die letzten Herbst erst gestrichen ist; da hast du's warm, und ist auch bequemer für dich und brauchst nicht immer treppauf und treppab... Du verstehst?"

„I, was werd' ich nicht verstehen!"

„Und an nichts wird gerührt. Und ist bloß, daß sie jetzt achtzehn geworden und die Tochter vom Hause sein muß. Und wenn sie was sagt, so muß es gelten, und wenn's auch der Joost wär', und muß gelten ohne Streit und Widerrede. Denn viele Köche verderben den Brei. Wobei mir die Küch' in den Sinn kommt, die doch immer die Hauptsache bleibt. Und da bleibst du, da hat dir Keiner dreinzureden, Keiner, auch die Hilde nicht. Und ich werd' es ihr ernsthaft sagen und ihr anbefehlen, daß Alles beim Alten bleibt... Du verstehst?"

„O wohl, ich versteh'."

„Und das war es, Grissel, was ich dir sagen wollte. Vor Allem aber denk' ich, wir bleiben gute Freunde. Nicht wahr? ... Und was hast du denn für heut' Abend?"

„Ich dacht', 'nen Schlei."

„Ei, das ist gut! Aber mit Dill, wie du's immer machst. Und nicht blau geschreckt, wie die Hilde neulich. Aufgepaßt, sag' ich, und laß dir nicht dreinreden! Es bleibt Alles, wie's ist, und das Küchel soll nicht klüger sein als die Henne."

* * *

Beim Abendessen zeigte sich Baltzer auffallend gesprächig, wie wenn er etwas gut machen wolle; Grissel aber sagte kein Wort und verblieb auch in ihrem Schweigen, als sie mit Hilden in die Kammer hinaufgestiegen war. Es fiel indessen nicht auf — sie hatte Launen —, und erst am anderen Morgen, als es an ein Um- und Einrichten ging und der Haidereiter die Treppe hinaufrief: „Ja, Hilde, du sollst nun allein sein!" wußte diese, was es mit der Grissel und deren Schweigsamkeit auf sich habe. Der ganze Hergang erfüllte sie mit einem Zwiespalt. Aus ihr selber heraus würde ihr der Gedanke solcher Trennung nie und nimmer gekommen sein, am wenigsten als Wunsch; andererseits war es ihr nicht unlieb, es *ohne* ihr Wissen und Zuthun geschehen zu sehen, und weil ihr Verstellung und Lüge fremd und zuwider waren, so sagte sie nur: „Ich werde dich oft vermissen, Grissel, ängstlich und furchtsam, wie ich bin." Aber diese, die gerade zwei von den großen Einlegebrettern ihrer Bettlade zusammenklappte, that, als habe sie nichts gehört, commandirte vielmehr mit lauter Stimme weiter und knixte, wenn Joost nach diesem oder jenem fragte, wie besessen in die Welt hinein und sagte: „Joa, mien leew Joost, ick weet et nich; doa möten wi dat *Frölen* froagen." Endlich aber hatte der Lärm ein Ende, wenn auch freilich nicht der Aerger, und als Grissel eine Stunde später mit der Hand an die Küchenwand fühlte, neben der jetzt ihr Bett stand, sagte sie: „Föhl' moal, Joost; nei, hier, *disse* Stell'; hübsch woarm is et; un alle Morjen de Sünn dato. Na, frieren werd' ick joa nich."

Und in solchen Spitzen und Spötteleien, die sich abwechselnd gegen Baltzer

und gegen Hilde richteten, ging es den ganzen Tag, bis sie sich am Abend auf ihr Bett warf und wieder erbost an der warmen Wand herumtastete, fest entschlossen, ein halbes Jahr lang nicht zu sprechen und dem „Frölen" das Leben und die Herrschaft so sauer wie möglich zu machen.

Und es würde auch so gekommen sein — an ihrem guten Willen gebrach es nicht — wenn es Hilden im entferntesten eingefallen wäre, Befehl und Herrschaft üben zu wollen. Aber ihrer Natur entsprach viel viel mehr eine Gleichgültigkeit dagegen, und dieser ihr eigenthümliche Zug entwaffnete Grissel's Zorn in so hohem Grade, daß sie bei bestimmter Gelegenheit zu Joost sagte: „Hür', Joost, ick kann ehr doch nich gramm sinn. He wull wat ut ehr moaken; awers se will joa nich. Un dat möt woahr sinn, se hett wat Fines."

Und so klang es denn eine gute Weile zwischen den Beiden wieder ein, und es hätte vielleicht Bestand gehabt und wäre ganz wieder eingeklungen, wenn nicht der Melcher Harms oben auf den Sieben-Morgen gewesen wäre, zu dem Hilde jetzt öfter noch als früher hinaufstieg und länger noch als früher verweilte. Das verdroß Grisseln, die's nicht ertragen konnte, sich so bei Seite gedrängt und um den Ruhm ihrer Weisheit und ihrer alten Geschichten gebracht zu sehen, und als eines Tages unsere Hilde zu Martin, der es gleich weiter plauderte, gesagt hatte: „Sieh, Martin, die Grissel gackert doch bloß wie die Hühner, aber unser alter Melcher Harms oben, der ist wie der Weih auf Kunerts-Kamp," da war es mit dem Einklingen ein für allemal vorbei gewesen, und Grissel, als sie davon gehört, hatte nur höhnisch gelacht und gesagt: „Joa, joa, as de Weih upp Kunerts-Kamp. De nümmt de Lütt-Kinner mit in de Hücht, un groad, wenn se glöwen: nu geiht et inn'n Heben, denn, perdautz! lett he se wedder foall'n. Un doa liggen se."

Seit dem Tage lebten Grissel und Hilde so neben einander hin, in einem halben Zustande, der nicht Krieg und nicht Frieden war, und wenn an Grissel's Seele beständig etwas wie Neid und Eifersucht zehrte, so wuchs in Hilde der Hang nach Einsamkeit, und sie beglückwünschte sich täglich mehr als einmal, die Giebelstube nicht mehr theilen zu müssen. Und wenn dann Abend war, öffnete sie das Fenster und sah hinaus, und eine müde, schmerzlich-süße Sehnsucht überkam sie. Wonach? Wohin? Dort hin, wo das Glück war und die Liebe. Ja, die... Und Gestalten kamen und zogen an ihr vorüber und grüßten sie und fragten sie; aber sie waren es alle nicht. Und zuletzt kam Martin, — Martin, der drüben in der Kammer schlief und immer roth wurde, wenn der alte Sörgel in Scherz oder Ernst ein Wort sagte. War er es? Nein; ja ... und dann wieder nein.

* * *

Und es war wieder Herbst; die Berglehnen standen in roth und gelb, und die Sommerfäden zogen wieder wie damals, wo Hilde vor nun gerade zehn Jahren ins Haus gekommen war. Aber es dachte Niemand mehr daran, auch Hilde nicht, die sich heute, weil es des Haidereiters Geburtstag war, nicht nur in aller Frühe schon herausgemacht, sondern auch in dem noch thaufeuchten Garten eine große Guirlande von Astern mit reichlichen Levkojen und Reseda dazwischen, geflochten hatte. Die war nun fertig, und Hilde horchte vom Flur her, ob drin in der Stube noch Alles ruhig sei. Wirklich, er schlief noch. Und so holte sie leise einen Schemel, öffnete noch leiser die Thür und hing den Guirlandenkranz an dem inneren Rahmen auf.

Nicht lange, so war auch der Haidereiter in Staat, und alle Hausinsassen erschienen, um ihm ihre Glückwünsche zu

bringen: erst Grissel mit einem Lebenslichte, dann Martin mit einer aus Tannäpfeln und Eichenborke zusammengeklebten Eremitage, zuletzt aber Joost mit einem Händedruck und einem einfachen: „Ick möt doch ook.“ Und weiter kam er nicht, was auch Baltzer schon wußte.

Dieser gehörte zu denen, die solche Huldigungen ebenso sehr fordern wie rasch wieder davon loszukommen wünschen, und stotterte, bloß um etwas zu sagen, ein mehrmals wiederholtes Bedauern heraus, daß er gerade heute nach Ilseburg hinüber müsse, wegen der Knappschaft. Aber in der Dämmerstunde komme er wieder, und dann wollten sie sich einen guten und frohen Tag machen. Einen recht lustigen. Und er freue sich sehr darauf, was auch natürlich sei. Denn es sei sein letzter Geburtstag, den er noch als ein Vierziger feiere; mit fünfzig aber sei Spiel und Tanz vorbei. Und nachdem er dies und Aehnliches immer hastiger und immer verlegener gesagt hatte, weil es ihm umgekehrt eigentlich lieb war, an solchem Tage nicht zu Hause zu sein, gab er Ordre, daß der kleine Jagdwagen vorfahren solle.

Ja, es war ihm lieb, an solchem Tage nicht zu Hause zu sein, aber seinen Hausgenossen war es noch lieber. Immer, auch wenn er sich freundlich zeigte, wurde seine Gegenwart als ein Druck empfunden, und wenn dies schon an gewöhnlichen Tagen der Fall war, so doppelt an solchen, die mit einer gewissen Gewaltsamkeit gemüthlich verlaufen sollten. Da war immer Noth und Verlegenheit, und als heute mit dem Glockenschlage neun der kleine Jagdwagen vorfuhr und Baltzer im nächsten Augenblicke die Leinen in die Hand nahm, wurden alle Gesichter angeregter und zuversichtlicher, und Jeder freute sich nun wirklich auf den Abend.

Denn der Abend war kurz. Ein ganzer Tag aber war lang.

Und danach ging ein Jeder an seine Geschäfte, die für Hilde nicht viel was Anderes als ein süßes Nichtsthun waren, auch jetzt nicht, wo „die Milchwirthschaft, die Leinwand und die Wäsche“, wie der Haidereiter bei jeder Gelegenheit aufzuzählen liebte, von ihr besorgt oder doch wenigstens beaufsichtigt werden sollten. Und so setzte sie sich in die Vorlaube draußen und streute Körner für all' die Vögel aus, die noch in dem umstehenden Buschwerk trotz vorgerückter Jahreszeit ihre Nester hatten. Als aber die Körner aufgepickt waren, legte sie den Kopf zurück und sah auf den wilden Wein ihr zu Häupten, von dem sich einzelne Zweige losgelöst hatten. Ihre rechte Hand hing herab, und eine Schwarzdrossel, die zahmer war als ihre Genossen, hüpfte vom Gezweig auf die Bank und von der Bank auf die steinerne Tischplatte.

Martin war in den Wald gegangen, um bei den Holzknechten nach dem Rechten zu sehen, Grissel aber hatte sich mitten in den Hof gestellt und scheuerte, dem Geburtstag zu Ehren, ihre Kessel. Ihr zur Seite stand Joost, einen großen Holzbock vor sich, auf den er die Wintersielen gelegt hatte, und war emsig bemüht, unter abwechselnder Anwendung von Federbart und Bürstenstummel das hart gewordene Leder einzuölen und wieder geschmeidig zu machen.

Es ließ sich erkennen, daß sie wie gewöhnlich über Hilde sprachen, und zwar nicht allzu freundlich, denn Grissel unterbrach sich öfters in ihrer Arbeit und guckte durch den Bretterzaun, um zu sehen, ob der Gegenstand ihres Gespräches noch in der Vorlaube säße.

„Se kümmt noch nich,“ sagte sie. „Se sitt noch. Un wenn ook nich, se hürt joa nich un seiht joa nich. Un is ümmer as im Droom.“

„Joa,“ bestätigte Joost. „Un ick weet nich, wo't ehr sitten deiht.“

„Wo't ehr sitten deiht? In de Ogen sitt et ehr."

„Gott," entgegnete Joost, der wohl wußte, was Grissel gern hörte, „se hett joa goar keen' un pliert man ümmer. Un ick weet nich, hett se se upp oder hett se se to."

„Dat is et joa groad'. Un all sünn', wo keen' een weten deiht, wo se hier sinn un wo nich, de sinn so un behexen dat Mannstüg. Un vunn't Mannstüg is een as de anner is, un jungsch o'r olsch is goar keen Unnerschied. Un uns' Martin is närrsch, un uns' Oll' is närrsch, un Sörgel is ook närrsch. Un jed een kuckt ehr nah de Ogen, un jed een glöwt, he wihrd wat finn'n. Awers he finndt nix. Un du kuckst ook ümmer."

„Ick?" sagte Joost etwas verlegen. „J, nei. Glöwst du? Doh ick?"

„Joa, du deihst," wiederholte Grissel. „Un nu hür', wat mi mien Oll-Großmutter all ümmer vorseggen deih:

> Plieroog un Junfernkinn,
> Alle beed vun'n Düwel sinn ..."

„Düwel sinn," wiederholte Joost.

> „Un moakens ook de Ogen to,
> De sloapen nich, de dohn man so."

„Joa, joa," lachte Joost. „Ick hebb ook all so wat hürt." Und setzte dann mit aller ihm möglichen Pfiffigkeit hinzu: „Na, denn möt ick man uppassen."

„J, du nich," sagte Grissel. „Du bist man simplig, un di dohn se nich veel. Awers anner Lüd. Un dat segg ick di: et is nich richtig mit em."

„Mit uns' Martin?"

„Mit em ook nich ..."

Und Joost spitzte Mund und Ohren, um noch mehr zu hören. Aber in eben diesem Augenblicke kam Melcher Harms den diesseitigen Thalweg herauf, und Hilde, die schon von weit her das Läuten gehört hatte, sprang rascher, als ihr sonst eigen war, in den Hof und riß die Stallthür auf, aus der nun die Kühe heraustraten und sich ohne Weiteres der vorüberziehenden Heerde anschlossen.

„Ich seh' Euch noch, Vater Melcher!" rief sie dem Alten zu.

Der aber wandte sich und grüßte mit seinem Dreimaster. Und als er den Hut abnahm, sah man wieder den hohen Kamm, der das Haar nach hinten zu zusammensteckte.

Grissel sah es auch und brummte vor sich hin: „Oll Kamm-Melcher! He denkt ook, he is so wat as uns' Herrgott. Un wat is he? ... He is ook man behext."

* *
*

Um Mittag aber schürzte sich Hilde, nahm eine der großen, zugeschrägten Milchkufen und schritt über ein in den steilen Rasen eingeschnittenes Gartentreppchen erst auf das Feld und dann auf die Sieben-Morgen zu, wo, wie sie wußte, Melcher Harms seine Heerde weidete.

Der Alte, den seine siebzig Jahre mehr erhoben als niedergedrückt hatten, war — das Los aller Conventikler — ebenso sehr der Spott wie der Neid des Dorfes. Und ein Räthsel dazu. Selbst über seine Zugehörigkeit zu dieser oder jener Secte wußte Niemand Bestimmtes, und wenn er einerseits unzweifelhaft unter dem Einfluß einer herrnhutischen und dann wieder einer geisterseherischen Strömung war, so war es doch ebenso sicher, daß er sich unter Umständen von jedem derartigen Einflusse frei zu machen und seinen eigenen Eingebungen zu folgen liebte. Widersprüche, die dadurch in sein Leben und sein Bekenntniß kamen, kümmerten ihn wenig, am wenigsten aber die Gräfin oben, die gerade um dieser seiner Freiheit und anscheinenden Willkürlichkeit willen an sein Erleuchtet- und Erwecktsein glaubte.

Was Hildens Schritt in diesem Augenblicke beflügelte, war freilich ein Anderes und wurzelte neben einem immer wach-

senden Hange, den Alten seine Märchen und Geschichten erzählen zu hören, einfach in einem lebhaften Gefühle des Dankes und der Liebe. Schon aus ihrem heute so freudig bewegten Gange sprach dieses Gefühl, und Joost, der sein Sielenzeug eben über den heiß von der Mittagssonne beschienenen Zaun hing, sah ihr nach und sagte: „Süh moal. Mit eens wedder prall und drall.“

Und ihr leichter Schritt hielt an und verrieth nichts von Ermüdung. Aber der Weg mußte doch anstrengender gewesen sein als sonst, denn sie war erhitzt, als sie bei Melcher Harms oben ankam. Der saß auf einer großen Graswalze, sein Strickzeug in der Hand, und sagte: „Du kommst wieder wegen der Milch, Hilde. Warum schickst du nicht Mutter Rentsch oder die Christel?“ Und dabei nahm er ein groß Stück wollenes Zeug, das ihm als Mantel diente, und warf es ihr über Kopf und Schulter; denn so heiß es auf dem Wege hinauf gewesen, so herbstlich kühl war es oben am Waldrande hin, an dem die Heerde weidete.

Hilde ließ sich die Vermummung gefallen, sah ihn freundlich an und sagte: „Die Milch? Ihr wißt ja, Vater Harms, es ist nicht wegen der Milch, es ist wegen Euch, daß ich komme. Der Vater ist fort nach Ilseburg, und erst um die sechste Stunde will er wieder da sein und einen frohen Tag haben. Denn er hat heute Geburtstag. Neunundvierzig. Und ich finde, es sieht's ihm Keiner an.“

„Da hast du Recht,“ antwortete der Alte. „Und ich will dir sagen, woher es kommt. Er hat die Kraft. Und die Kraft hat er, weil er Gott hat und lebt nach seinen Geboten. Und wäre der da drüben nicht — und dabei wies er nach dem Pfarrhause hinüber, aus dessen Dach eben ein friedlicher Rauch aufstieg —, so hätt' ich ihn lang in unserem Saal. Aber ich mag es dem Sörgel nicht anthun, obwohlen er auf dem Irrpfad ist. Und kann kein Friede sein zwischen ihm und mir.“

„Er hat aber die Liebe,“ sagte Hilde.

„Ja, *die* hat er. Nicht die große, die hebt und heiligt und die nur gedeiht, wo der Boden des rechten Glaubens ist; aber die kleine hat er, die heilt und hilft. Und *weil* er sie hat und weil er *das* hat, was die Menschen ein gutes Herz nennen, darum lass' ich ihn und decke seine Schwäche vor aller Welt nicht auf.“

Unter diesem Gespräch hatte sich Hilde wieder aus dem Stück Zeug herausgewickelt und warf es ein paar Schritte hinter sich auf eine Stelle zu, die hoch in Gras stand, als ob sie bei der letzten Heumahd vergessen wäre. Die vordersten Bäume des Waldes traten bis dicht heran und bildeten ein Dach darüber.

„Es ist keine gute Stelle,“ sagte der Alte, während er sich halb umwandte. „Da liegt der Heidenstein. Und ist ein Spuk dabei.“

„Spuk!“ lachte Hilde. „Spuk! Und Ihr glaubt daran, Vater Melcher? Ich nicht, und der alte Sörgel auch nicht. Und wenn er hörte, daß Ihr von Spuk sprecht, so würd' er auch wohl von ‚Irrpfad‘ sprechen. Aber von *Eurem*!“

„Ja, das würd' er,“ antwortete Melcher Harms. „Ein Jeder nach seinen Gaben. Und der Alte drüben ist arm und dunkel. Am dunkelsten aber da, wo seine Vernunft und seine Weisheit anfängt und sein Licht am hellen Tage brennt. Denn der halbe Glaube, der jetzt in die Welt gekommen ist und mit seinem armen irdischen Licht Alles aufklären und erleuchten will und sich heller dünkt als die Gnadensonne, das ist das unnütze Licht, das bei Tage brennt.“

„Aber, Vater Melcher, Ihr sprecht von halbem Glauben und steht mit Eurem Spuk in dem, was schlimmer ist, im Aberglauben.“

„Nein, Hilde. So gewiß ein Gott ist

— und ich hab' es dir oft gesagt, und du hast es mir nachgesprochen —, so gewiß auch ist ein Teufel. Und sie haben Beid' ihre Heerscharen. Und nun höre wohl. An die lichten Heerscharen, da glauben sie, die Klugen und Selbstgerechten, aber an die finsteren Heerscharen, da glauben sie nicht. Und sind doch so sicher da wie die lichten. Und thun beide, was über die Natur geht, über die Natur, so weit wir sie verstehen. Und thun es die guten Engel, so heißt es Wunder, und thun es die bösen Engel, so heißt es Spuk."

„Und meint Ihr, daß auch die Gräfin drüben daran glaubt?" entgegnete Hilde.

„Die glaubt daran, denn sie hat davon an ihrem eigenen Haus erfahren. Aber auch das Wunder und die Gnade. Denn ihr Urahn, der war Kämmerling im Dienste von Herzog Heinrich, von dem du wissen wirst. Und als Herzog Heinrich wiederkam aus dem gelobten Lande und der Spuk und der Versucher überwunden waren, da war Alles Wunder und Gnade. Wunder und Gnade durch viele Jahre hin."

„O, erzählt mir davon! Und danach auch von dem Kämmerling."

Melcher Harms lächelte, daß ihr der Urahn der Gräfin so vor Allem am Herzen zu liegen schien, und begann dann, während er sein Strickzeug wieder in die Hand nahm: „Es sind nun schon viele hundert Jahre, und unser Schloß drüben hatte noch keine Zacken und Giebel, da war Alles hier herum ein großes, großes Land, und der Herr in dem Lande war Herzog Heinrich. Das Land aber hieß, wie heute noch, das Braunschweiger Land. Und als Kaiser Rothbart auszog, um das Grab zu gewinnen, da zog auch der Herzog Heinrich mit ihm, und seine Herzogin Mechthildis ließ er zurück in seinem Schloß."

„Und auch den Kämmerling?"

„Auch den."

„Und wie hieß der?"

„Einhart von Burckersrode. Der blieb bei der Herzogin und war schon alt. Herzog Heinrich aber fuhr mit dem Kaiser flußabwärts viele, viele Wochen lang. Und auf Ostern kamen sie bis an eine große Stadt, die schon am Meere lag, und empfingen Geschenke, so viel, daß sich Jeder, der mit ihnen war, in Sammet und Seide kleiden konnte."

„In Sammet und Seide!" bewunderte Hilde.

„Und danach stiegen sie wieder zu Schiff und fuhren dem gelobten Lande zu. Aber sie fanden es nicht, und Alle starben Hungers; und als die Noth am größten war, da senkte sich ein Wundervogel herab, den sie Greif nennen, der hob den Herzog in seinen Fängen auf und trug ihn ans Ufer in sein Nest. Da waren viel junge Greife, die die Hälse nach ihm reckten, aber er erschlug sie, groß und klein, und nahm eine Greifenklaue mit sich. Die hängt im Dome bis diesen Tag."

„Ich weiß. Aber wie geht es weiter?"

„Und danach stieg unser Herzog aus dem Greifennest und sah sich in einem tiefen Walde, darin ein Drachen und ein Löwe mit einander kämpften. Er aber stellte sich zu dem Löwen und tödtete den Drachen. Und von Stund' an war ihm der Löwe treu und unterthan und trug ihm die Hirsch' und Rehe zu.

„So zogen sie mit einander eine lange Strecke Wegs; aber der Wald war endlos, und sie kamen nicht heraus.

„Da befiel den Herzog eine tiefe Trauer, zumal wenn er an sein Land und seine Herzogin gedachte. Denn es ging nun schon in das siebente Jahr, daß er ausgezogen war. Und als er so lag, erschien ihm der Versucher und sagte: ‚Gestern Mittag ist ein Anderer bei dir eingezogen und will Wirthschaft halten. Und er nimmt dein Weib und dein Land.' Und

bei diesen Worten grämte sich der Herzog mehr noch als zuvor, denn er liebte die Herzogin; und er rang und betete, wie wir Alle thun, wenn wir in Noth und Bitterkeit des Herzens sind, und rief Gott an um seine Hülfe und seinen Beistand. Und das Alles hörte der Versucher und sagte: ‚Du redest umsonst zu deinem Gott; ich aber, ich werde dir helfen und dich bis in deine Stadt führen, heute noch, und dich ohne Schaden auf den Giersberg niederlegen. Danach aber werd' ich in diesen Wald zurückkehren und auch deinen Löwen einholen. Und Alles, was du zu thun hast, ist, daß du zwischeninne nicht schlafen sollst; und schläfst du nicht, so hast du gewonnen, und schläfst du doch, so hast du verspielt und bist mein mit Leib und mit Seele.‘

„Darein willigte der Herzog, und der Versucher ergriff ihn und trug ihn im Sturme durch die Luft."

In diesem Augenblick aber zuckte Hilde heftig zusammen, denn ein Windstoß, als wäre es der Sturm, von dem Melcher Harms eben gesprochen hatte, fuhr über die Stelle fort, wo sie saßen, und die Schalen der Bucheckern, die bis dahin oben am Waldesrande hin gelegen hatten, tanzten an ihnen vorüber.

Und dann war es wieder still, und der Alte, der des Zwischenfalles nur wenig geachtet hatte, nahm den Faden wieder auf und erzählte weiter: „Und siehe, der Versucher hielt sein Wort und legte den Herzog auf den Giersberg nieder und fuhr auch im Fluge wieder zurück, daß er den Löwen hole. Den Herzog aber überkam eine Todesmüdigkeit, und wiewohlen er wußte: ‚Wachet und betet‘, so war seines Fleisches Schwäche doch größer als seine Kraft, und er schlief ein. Fest und schwer. Und als nun der Böse mit dem Löwen abermals herankam und schon aus der Ferne den Herzog schlafen sah, da wurde ihm wohl in seinem teuflischen Herzen, und er freute sich seines Sieges; aber der Löwe hatte seinen Herzog auch gesehen, und weil er den Schlafenden nicht als schlafend erkannte, wohl aber ihn schon gestorben glaubte, so fing er an zu brüllen vor Schmerz über den Tod seines Herrn. Und von diesem Gebrüll erwachte der Herzog und war gerettet, gerettet durch die Treue. Ja, Hilde, die rettet immer. Und Gott erhalte sie dir, so du sie hast, und gebe sie dir, so du sie nicht hast."

Es war ersichtlich, daß er in gleichem Sinne noch weiter sprechen wollte. Wie von ungefähr aber wurde in eben diesem Augenblick ein Knistern hörbar, und als Beide sich umblickten, sahen sie, daß Martin auf dem Heidensteine stand und das Mantelstück ihnen wie zu Gruß und Willkomm entgegenschwenkte. „Hoiho!" Und gleich danach sprang er auf sie zu, bot ihnen guten Tag und setzte sich.

„Von wo kommst du?" fragte Hilde.

„Von woher ich immer komme. Von den Holzschlägern. Es ist jetzt da hin, daß sie schlagen, keine fünfhundert Schritt hinter Ellernklipp. Und wenn Vater Harms den Wiesenstrich nimmt, der zwischen dem Kamp und dem Walde läuft, dann ist es zum Abrufen nah'."

„Aber wie kamst du nur auf den Stein?"

„Ich schlich mich 'ran und duckte mich."

Unter diesem Gespräche war Melcher Harms immer ernster und unruhiger geworden. Hilde jedoch hatte seiner Unruhe nicht Acht und sagte nur: „Ich will das Ende hören."

Und der Alte bezwang Alles, was von Furcht und Sorge während dieser letzten Minuten über ihn gekommen war, und sagte, während er sich wieder zu Hilde wandte: „Die Treue seines Löwen also hatte den Herzog gerettet. Und so ging er bis vor das Schloß und hörte von der Halle her eine große Musik von Trommeln und Pfeifen, und er wußte nun wohl,

daß es eine Hochzeit sei. Da nahm er einen Ring vom Finger, gab ihn dem alten Burckersrode — dem Kämmerling — und beschwor ihn, daß er den Ring zur Herzogin Mechthildis hineintrage. Und als diese des Ringes ansichtig wurde, hob sie sich von der Tafel und sagte: ‚Das ist meines lieben Herrn Ring, und er ist wieder da und ist nicht todt, und ich will ihn sehen und wieder die Seine sein.‘ Und als sie so gesprochen, führte man den Fremden, von dem der Ring kam, in die Halle des Schlosses, und die Herzogin sank vor ihm nieder und rief: ‚Ich danke Gott, daß er mein still Gebet erhöret hat.‘ Und sie lud ihn neben sich, und Alle sahen nun, daß es der Herzog war, und Jeder gedachte der alten Zeit; aber des falschen Bräutigams, um dessentwillen die Hochzeitstafel angerichtet worden, gedachte Keiner mehr."

Da jubelte Hilde, daß es so gut gekommen, und Melcher Harms freute sich ihres Frohsinns und schloß: „Und ein fromm und herrlich Regiment begann all umher und konnte nicht anders sein in seiner Nähe. Denn er war, wie Fürsten sein sollen: treu und tapfer und gnädig und gerecht. Und hatte den Glauben. Und als er siebzig alt war, da ließ er sein Gemahl rufen und sagte: ‚Meines Lebens Leben ist nicht lange mehr, und ich befehle nun Leib und Seele Christo Jesu, meinem lieben Herrn. Der wolle mein pflegen in Ewigkeit.‘ Und so starb er, und das Land ging in Trauer, und in Trauer ging Mechthilde, sein Gemahl. Aber der Löwe legte sich auf seines Herrn Grab und nahm nicht Speise noch Trank. Und so lag er und regte sich nicht, bis auch er gestorben war."

„Und das ist da, wo noch heute der Löwe steht. Weißt du, Martin?" Und Hilde dankte dem Alten und sah nach dem Schloß hinüber, das eben jetzt im vollen Scheine der Nachmittagssonne dalag. Ein Habicht schwebte still und mit ausgebreitetem Flügelpaar darüber und schoß endlich in den finsteren Eichenwald nieder, der den alten Giebelbau drüben in seinen Armen hielt.

Und alle Drei sahen's und hingen ihren Gedanken nach und hörten nichts als das nahe und ferne Heerdengeläut und dann und wann das Echo, wenn ein Schuß in den Bergen fiel.

Am stillsten aber war der Alte geworden, und Hilde, die gern wissen wollte, was es sei, sagte: „Geh' vorauf, Martin."

„Ihr wollt wieder allein sein," lachte dieser. „Aber wie du willst. Nur verplaudere dich nicht und bleib' nicht zu lang. Um die sechste Stunde will der Vater wieder da sein. Du weißt, er hat es nicht gern, wenn wer fehlt. Und nun gar heut'."

Und damit lief er schräg über die Berglehne fort und auf die lange Buchenhecke zu, die zu des Haidereiters Hause herniederführte.

Beide sahen ihm eine Weile nach. Dann sagte Hilde: „Ihr habt etwas, Vater Harms. Und es ist was mit dem Martin. Ich weiß wohl, Ihr seht Alles und habt nichts Gutes gesehen. Sagt mir, was es ist."

Er schwieg und schien unschlüssig in sich abzuwägen. Endlich aber nahm er Hildens Hand und sagte: „Ja, du hast Recht, es ist was mit dem Martin... Er hat auf dem Heidenstein gelegen."

„O, das hab' ich auch."

„Es ist ein Opferstein. Und sie sagen: wer darauf schläft, den opfern die finsteren Mächte."

„Ja, wer darauf schläft!"

„Aber ich denke, Kind, ich hab' es weggebetet."

„Könnt Ihr das, Vater Harms?"

„Nicht immer. Aber oft. Das Gebet kann viel, und du wirst es noch erfahren. Aber erfahr' es nicht zu früh, Hilde.

Denn ich muß es dir noch einmal sagen, wir beten erst, wenn wir im Unglück sind. Und ich wünsche dir glückliche Tage. Ja, Kind, auch irdisch Glück ist süß."

Ueber Hilden ergoß es sich blutroth, und es war ihr, als habe er in ihrem Herzen gelesen. „Ich muß mich nun eilen," sagte sie, während sie sich rasch erhob und, ohne sich um die leer gebliebene Kufe zu kümmern, über die Wiese hin bergab lief, immer in derselben Richtung, die Martin vor ihr genommen hatte.

Der alte Melcher aber war nur noch ernster und nachdenklicher geworden und redete halblaut und in abgerissenen Sätzen vor sich hin: „Ich werd' es nicht wegbeten, und Keiner wird es. Ihr Blut ist ihr Los, und den Jungen reißt sie mit hinein. Es geschieht, was muß, bald schon, und die Wunder Gottes sind Ihm keine Wunder. Wir sehen sie nur so... Ewig und unwandelbar ist das Gesetz."

* *
*

Es war eine Stunde später, und Martin und Hilde sahen von der Vorlaube her, unter der sie Platz genommen hatten, immer den Weg hinauf, auf dem der Vater zurückkommen mußte. Dabei traf ihr Blick, er mochte wollen oder nicht, auch auf den halb in einer Brombeerhecke versteckten Backofen, vor dem Grissel emsig beschäftigt war und den eisernen Vorsetzer abwechselnd auf- und zuschob. Jetzt aber schien sie zufrieden mit dem Befund und zog auf einer breiten Holzschippe die Bleche heraus, auf denen sie die Geburtstagskuchen für den Abend gebacken hatte, einen Streußel- und einen Kronsbeerkuchen, welchen letzteren der Haidereiter allem anderen vorzog. Aber der Rand mußte braun sein und am liebsten halb verbrannt. Eine Luftwelle trug den brenzlich-würzigen Duft herüber, und Martin sagte: „Freust du dich auf den Abend?"

„O gewiß! So sehr ich mich freuen kann."

„So sehr du dich freuen kannst! Was heißt das? Du wirst dich doch freuen können. Jeder Mensch kann sich freuen."

„Ja," wiederholte Hilde, „jeder Mensch kann sich freuen, und ich auch. Und wenn ich sage, so sehr ich mich freuen kann, so mein' ich an unserem Tisch und in unserem Haus."

Als Hilde so gesprochen hatte, nahm Martin ihre Hand und seufzte. „Ja, das ist es. Und daß ich's dir nur gesteh', ich hatte dich auch recht gut verstanden. Ich wollt' es nur deutlicher hören. Ach, was ist das für ein Leben! Ich möchte vergehen. Er meint es ja gut mit uns, mit mir vielleicht und mit dir gewiß... Ja, ja, Hilde, das darfst du nicht bestreiten: er zieht dich vor. Aber glaube nur ja nicht, daß es das ist. Nein, nein, er soll dich vorziehen; ich bin nicht böse darüber und gönne dir Alles. Alles und dann immer noch was dazu. Nein, Hilde, das ist es nicht. Sie sollen dich lieben, Jeder, und versteht sich, am meisten ich... Ach, ich glaub', ich sterbe, so lieb hab' ich dich."

Und dabei glitt er nieder und legte schluchzend den Kopf auf ihre Kniee.

Das aber gab ihr einen Schreck und eine Herzensangst, und sie bat und beschwor ihn, abzulassen und wieder aufzustehen. „Ich hätte den Tod, wenn's die Grissel säh'. Ach, ich kenne sie; sie war anders sonst; aber jetzt hat sie nur spitze Reden für mich und ist hämisch und neidisch, weil ihr so gut gegen mich seid und mir Alles zu Willen thut: der Vater und der alte Sörgel und der alte Melcher Harms oben. Ich bitte dich, Martin, steh' auf... Sieh, sieh nur, jetzt hat sie's gesehen!"

„Laß sie. Mir gilt es gleich. Sie soll es sehen. Jeder soll es sehen. Und er auch."

„Um Gotteswillen, nein, er nicht! Ich weiß nicht, Martin, was es ist, aber

er darf es nicht sehen. Ich les' es ihm von der Stirn, er will es nicht. Er will, daß wir Geschwister sind, das mußt du doch auch wissen, und Bruder und Schwester ist sein drittes Wort. Und was er sonst noch will, das weiß ich nicht. Nur das weiß ich, daß er mich immer so ansieht, als ob ich was Anderes wär' und was Apartes und Alles nicht gut genug für mich. Auch du nicht. Und letzten Erntekranz, als er uns tanzen sah, da hört' ich auch so was. Und ist doch Alles Thorheit und Unverstand und schafft mir bloß Neid und Mißgunst. Und bedrückt mich bloß. Ja, das ist es. Ach, Martin, ich bin ihm gut, weil er gut gegen mich ist; aber ich weiß nicht, ich fürchte mich vor ihm."

„Und ich auch, Hilde. Ja, ja, das ist es. Aber ich will mich nicht länger fürchten und schäme mich meiner Furcht. Denn vor seinem Vater soll man sich nicht fürchten."

„Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren!"

„Ehren! wohl. Aber da liegt eben der Unterschied. Ehren soll man sie und Respect haben. Und wenn du das zusammenthust, so hast du die Ehrfurcht. Und die Ehrfurcht, die ist gut. Aber bloß Furcht, das ist falsch und schlecht und feig. Und ich will es nicht länger!"

„Ich glaube wohl, daß du Recht hast. Aber übereile nichts. Und jedenfalls nicht heute. Du weißt..."

In diesem Augenblicke hörten sie das Anschlagen eines Hundes vom Dorfe her, und gleich darauf wurde der Jagdwagen zwischen den Zweigen des Weges sichtbar. Es war also höchste Zeit, abzubrechen, und Beide huschten um so rascher und ängstlicher ins Haus, als sie sich nach dem eben geführten Gespräch unfähig fühlten, eine rechte Freude bei des Vaters Ankunft zu zeigen. Und so fand sich denn nur Joost ein und nahm die Leinen aus des Haidereiters Hand, während Grissel, die gerade Zucker und Zimmet über die Kuchen streute, von ihrem Backofen her aufsah und grüßte. Freilich nur mit einem flüchtigen und vertraulichen Kopfnicken, wie Dienstleute zu thun pflegen, die sich daran gewöhnt haben, auch ihren Gruß innerhalb gewisser Grenzen zu halten.

Und nun kam der Abend, und um die siebente Stunde saß Alles um den runden Tisch. Auf einem der Ständer aber standen die Kuchen und der Ciderwein, auf den hin die Grissel eine Reputation hatte, und Alles war festlich und gemüthlich, oder doch so gemüthlich, wie's in des Haidereiters Haus und unter der Controle seiner buschigen Augenbrauen überhaupt sein konnte. Der Ofen, in dem ein Reisigfeuer brannte, gab eine gelinde Wärme, während doch gleichzeitig ein Luftzug durch die Fenster kam und die Sterne mitsammt dem erleuchteten Schloß von drüben her hereinsahen. Alles war Frieden; die Lichter im Zimmer flackerten nur leise hin und her, und kleine Rauchsäulen stiegen auf und schlängelten sich an der Decke hin.

Der Haidereiter war ersichtlich in bester Laune von Ilseburg zurückgekehrt und plauderte mit vielem Behagen von dem kleinen buckeligen Gerichtsschreiber, dessen Buckel nur noch von seiner Wichtigkeit übertroffen werde. Dazu brachte er auch eine Neuigkeit mit, und zwar die: daß die Preußen bald wieder einen Krieg haben würden; denn ohne Krieg könnten sie nicht sein. Und zuletzt kam er, wie gewöhnlich, auf die gnädige Gräfin, von der ein Gerede gehe, daß sie katholisch werden wolle. Darüber war nun die Grissel natürlich außer sich; aber ehe sie noch ein passend-gemäßigtes Wort der Empörung finden konnte — denn der Haidereiter hielt auf Respect gegen die Herrschaft —, fuhr dieser in eigenem Unmuth fort: „Und wer ist schuld daran?

Wer anders als dieser alte Kamm-Melcher, der jeden Abend oben steckt und unserem alten Sörgel über den Kopf weg seinen Mischmasch von Weisheit und Unsinn zum Besten giebt. Versteht sich heimlich. Aber was ist heimlich bei vornehmen Leuten? Und was ist heimlich überhaupt? ‚Ist auch noch so fein gesponnen, muß doch Alles an die Sonnen.‘ Und ist auch ein Trost und ein Glück, daß es so ist. Denn alles Unrecht muß heraus. Und was ein rechtes Unrecht ist, das will auch heraus und kann die Verborgenheit nicht aushalten. Und eines Tages tritt es selber vor und sagt: hier bin ich. Ja, Kinder, so hab' ich's immer gefunden, auch bei den Soldaten schon, und ich entsinne mich ... Aber ich sehe wohl, ich hab' es schon erzählt und bin noch nicht alt genug, um immer bloß fürs Alte zu sein und am wenigsten für alte Geschichten. Aber für ein Altes bin ich, und am End' ihr auch — wenigstens unsere Grissel hier, denn die hat eine feine Zung' und eine spitze dazu, nicht wahr? Aber das thut nichts, wenn's hier nur stimmt und der Katechismus in Ordnung ist und der Wandel und die gute Sitt' — aber was ich sagen wollte, für ein Altes bin ich. Und hier ist der Schlüssel, Martin, und nun geh' und hol' eine von den weißgesiegelten, ohne Zettel. Bah, Zettel! Zettel hin, Zettel her! Der Zettel macht's nicht, aber was drin ist, das macht's. Und dafür steh' ich. Also von den weißgesiegelten, Martin. Oder bringe lieber gleich zwei. Denn es wird Einem wohler und wärmer ums Herz, wenn man nicht gleich mit der Angst anfängt: ‚Ei, du mein Mäusle, was wird? 's ist schon wieder vorbei.‘ Nein, nein, was es auch sei, man muß immer was Sicheres vor sich haben, und der freie, ruhige Blick in die Zukunft, das ist überhaupt das Beste vom Leben. Und nun geh', Martin. Aber sieh dich vor bei der drittletzten Stufe, die liegt nicht fest, und zerschlage mir nichts, denn ich bin abergläubisch. Und an meinem Geburtstage soll mir kein Glas in Scherben gehen. Und auch keine Flasche."

Martin ging und kam wieder und stellte die Flaschen auf den Tisch. Und mit einem langen Pfropfenzieher, an dessen Griff eine Bürste war, zog jetzt der Haidereiter den Kork aus der ersten Flasche, putzte die Lackrümelchen sorgfältig weg und goß unter Schmunzeln und doch zugleich mit einer gewissen Feierlichkeit in alle vier Gläser ein. Und nun nahm er seins, hielt es gegen das Licht und freute sich, daß es wie kleine Geister darin auf- und niederstieg. „Auf ein glückliches Jahr!" Alle Gläser klangen zusammen, und Alle tranken aus. Nur Hilde nicht.

Aber darin versah sie's, und der Alte sagte: „Wer nicht austrinkt, meint es nicht gut. Und du hast bloß genippt, Hilde. Wer mein Liebling sein will, muß austrinken; werde nur nicht roth, der Martin gönnt dir's und die Grissel auch. Nicht wahr, Grissel? ... Und wißt ihr, wo der Wein herstammt? Der stammt drüben vom Schloß und ist noch vom seligen Grafen, von meinem gnädigen alten Herrn, der nun auch drüben unterm Stein liegt, lange vor der Zeit. Ja, daß ich's sagen muß, lange vor der Zeit. Aber das mit dem jungen, das war ihm zu viel."

Er wollte behaglich weiter plaudern, aber er unterbrach sich plötzlich, weil ihm einfiel, daß er sich selber vorgesetzt hatte, von dem Tode des jungen Grafen und überhaupt von dem jungen Grafen in Hilde's Gegenwart nie sprechen zu wollen. Als er diese jedoch völlig unbefangen bleiben und nur neugierig Augen machen sah, fuhr er auch seinerseits in wiedergewonnener Unbefangenheit fort: „Ja, das mit dem jungen, das war ihm zu viel. Und als ihn die Halberstädter anbrachten, immer mit Trommeln und Pfeifen — denn

Anderes hatten sie nicht, weil die richtige Musik mit zu Felde war —, und es immer so wirbelte durch ganz Emmerode hin, an dem Kirchhof und dem Stachelginster vorbei, bis an die Kirche, die schwarz ausgeschlagen war, und brannten alle Lichter, aber keine Gesangbuchsnummer an der Tafel und bloß die Orgel spielte, — da war es dem Alten doch zu viel, und er hat's nicht lange mehr gemacht. Aber das sag' ich euch, das war ein Mann, der hätte das nicht geduldet mit dem Kamm-Melcher und mit dem Katholischthun, und hatte für Jeden ein Herz und eine Hand, und als mein Ehrentag war mit deiner Mutter, Martin, die nun auch drüben schläft und vor Gott bestehen wird, weil sie Gott im Herzen hatte, da war er noch frisch und gut bei Weg', und ich dachte: der wird achtzig. Und eben den Tag war es, da kam auch ein Flaschenkorb mit Wein herüber und ein Zettel dran, auf dem war zu lesen: ‚Für den Hochzeiter und Haidereiter', und darunter stand: ‚Auf gute Nachbarschaft.' Ja, ‚Auf gute Nachbarschaft' hatte der gute gnädige Herr geschrieben und Alles eigene Handschrift. Und von dem Wein ist dieser. Damals, an demselben Tage noch, hab' ich den weißen Lack von der ersten Flasche geklopft und heute von dieser zweiten, und ich denke, Kinder, es soll nicht die letzte gewesen sein."

Und Baltzer Bocholt, der, als er so sprach, ohne Wissen und Wollen aufgestanden war, setzte sich jetzt wieder und strich sich einmal über das andere den vollen Bart; denn es gefiel ihm wohl, was er gesagt hatte, und in der Eitelkeit seines Herzens und in dem frohen Blick in die Zukunft, den er sich gönnte, vergaß er zum ersten Male, trotzdem er doch von ihr gesprochen und ihrer in Ehren gedacht hatte, nach dem Sopha hinzusehen, über dessen hoher Lehne das nur handgroße Pastellbild seiner Seligen hing. Es rührte von einem Halberstädter Zeichenlehrer her, der in den Ferien Alles abmalte, die Gegend und die Menschen, am liebsten aber die Brautpaare. Und es war damals kurz vor der Hochzeit gewesen.

Ja, zum ersten Male heute hatte der Haidereiter nicht nach dem Bilde hinübergesehen; aber er sprach noch Vielerlei von Freud' und Leid und von Gutem und Schlimmem, und sprach zuletzt auch von der großen Kränkung seines Lebens, davon, daß ihm die Gräfin, als es doch Zeit gewesen, den „Titul" nicht gegeben habe. Denn ein Haidereiter sei doch eigentlich nur was Kleines und Geringes und eigentlich bloß dazu da, Bettel- und Weibsvolk, das sich Reisig sammelt, ins Prison oder Spinnhaus zu bringen. Und das sei nichts für einen alten Soldaten und einen „Richtigen aus dem Wald", der seine Büchse hab' und immer ins Blatt träfe, Mensch oder Thier. Aber das sei's eben, das hab' ihn um die Reputation gebracht, daß er fester und flinker gewesen als der Maus-Bugisch, und das hab' ihm die Gräfin nicht verziehen.

Und er verbitterte sich wieder darüber und schloß endlich: „Aber das weiß ich, Kinder, lebte der noch, der mir diesen Wein ins Haus geschickt hat und mir immer ein gnädiger Herr war, da wär' es Alles anders und gäbe keinen Haidereiter mehr, und ich hätte den Titel. Und weiß es Gott, ich wollt' ihm Ehre machen, und sollte keines Menschen Schad' oder Schande sein."

Es hatte Hilden einen Stich gegeben, als des Maus-Bugisch und jenes unheimlichen Tages wieder Erwähnung geschehen war; Martin aber fühlte wie der Vater und vergaß für den Augenblick wenigstens aller eigenen Kränkung und nickte und trank ihm zu.

Und so vergingen Stunden, und als endlich der Haidereiter, des Sprechens

müde, sich in den Stuhl zurückgelehnt und seinen Meerschaum angezündet hatte, rief er Hilden zu, daß sie was singen solle, was recht Hübsches und Trauriges, so was, wie sie letzten Geburtstag mit dem Martin zusammengesungen habe: das „vom Junker von Falckenstein". Oder auch was Anderes. Und so sangen sie denn das Lied vom „eifersüchtigen Knaben", und Baltzer hörte so fromm und andächtig zu, als ob es aus einem Gesangbuch wär', und blies dabei seine Wolken in die Luft. Und auch Grissel schien eine Weile lang ganz Ohr; als aber die Strophe kam:

Ich kann und mag nicht sitzen,
Mag auch nicht lustig sein,
Mein Herz ist mir betrübet,
Feinslieb von wegen dein ...

da stand sie vom Tisch auf und ging in die Küche hinaus, erst um wieder Ordnung zu machen und danach auch um ihren Staat vom Boden zu holen. Denn der nächste Tag war ein Sonntag, und sie versäumte nicht gern die Kirche; so wollte es der Haidereiter, und so war sie's gewöhnt von Kindheit an.

In der Stube mittlerweile reihte sich unablässig Vers an Vers, immer monotoner und immer trauriger, weil sich die Kinder zugeblinkt hatten, es ihm recht traurig zu machen; und als gegen das Ende hin die Stelle kam:

Was zog er ihr vom Finger?
Ein rothes Goldringlein ...

da sahen sie zu nicht geringer Freude, daß des Alten Kopf auf seiner linken Schulter ruhte. Wirklich, er war eingeschlafen, müde von der Fahrt und dem Wein, am müdesten aber von der Einförmigkeit ihres Gesanges; und weil ihnen nichts ferner lag, als ihn wecken zu wollen, so schlichen sie sich fort und drückten so geräuschlos wie möglich die Thür ins Schloß. Auf der Diele draußen aber, um völlig sicher zu gehen, thaten sie noch ihre Schuhe von sich und tappten sich bis an die Treppe, wo sie, bevor sie hinaufstiegen, einen Augenblick stehen blieben und horchten und kicherten.

Oben aber, gerade der Stelle gegenüber, wo die Treppe mündete, war ein Lattenverschlag, und hier saß Grissel all' die Zeit über und nahm aus einer großen Truhe, deren Deckel hoch aufgeklappt war, ihren Sonntagsstaat heraus: Latz und Kopftuch und Rock und Mieder. Und sie schien ganz in ihren Staat vertieft. Als sie jedoch das Kichern unten hörte, blies sie das Licht aus und duckte sich bis an die Erde. Denn es war Mondschein, und der Schatten, der strichweise unter dem Dache hinlief, verdeckte sie nur halb.

Und nun waren Martin und Hilde die Treppe hinauf und standen unter einer Luke, durch die von oben her ein breiter Lichtstreifen einfiel. Und hier war's, wo sie sich trennen und in ihre Giebelkammern nach rechts und links hin abbiegen mußten. Und sie trennten sich auch wirklich. In demselben Augenblick aber, wo Martin an seiner Thür hielt und eben schon die Klinke faßte, wandte er sich und rief mit gedämpfter Stimme zweimal über die Diele hin: „Gute Nacht!" Und auch Hilde hatte sich gewandt, als ob sie's nicht anders erwartet habe, und wie vom selben Geiste getrieben, liefen Beide wieder auf die Stelle zu, wo sie vorher gestanden und umklammerten sich und küßten sich. Eine kurze, selige Minute. Dann aber schreckte sie Geräusch von Flur oder Treppe her aus einander, und nur noch einmal klang es leise: „Gute Nacht!"

Und „Gute Nacht!" klang es ebenso zurück.

(Schluß folgt.)



# Johannes Althusius.

Von

**Johann Kaspar Bluntschli.**



Jeder politisch gebildete Franzose und wer in Deutschland sich mit der Staatswissenschaft ernstlich beschäftigt hat, kennt den Namen und das Werk von Jean Bodin: „De la République“, aus welchem die Späteren und insbesondere Montesquieu so viel Belehrung geschöpft haben. Aber wer in Deutschland wußte denn noch von Johannes Althusius, dem deutschen Gegenbilde von Bodin, bevor Professor Otto Gierke sein Andenken wieder erneuert hat!* Die Erinnerung an den bedeutenden Staatsweisen ist während der Verwirrung und des Elendes, welche der dreißigjährige Krieg über Deutschland verbreitet hat, erloschen.

Obwohl während des Mittelalters die gesammte Staatenbildung in dem romanischen und dem germanischen Europa von Germanen bestimmt und erfüllt und das römische Reich deutscher Nation als die vornehmste europäische Macht geehrt ward, so stand die Staatswissenschaft der Deutschen Jahrhunderte lang hinter der anderer Nationen zurück. Erst spät fingen die Deutschen an, über den Staat und die Rechtsprincipien gründlicher nachzudenken und sich wissenschaftlich zu orientiren.

Zur Zeit der Kirchenreformation waren das Gemüth und der Geist aller germanischen Nationen ganz und gar von den religiösen Interessen und den Glaubensfragen eingenommen. Deshalb blieb es damals den Italienern und den Franzosen fast allein überlassen, die Staatswissenschaft zu bearbeiten, welche nun einen absoluten und centralistischen Charakter erhielt.

Erst nachdem die Kirchenreform zu einem vorläufigen Abschluß gelangt war, d. h. erst im siebzehnten Jahrhundert, treten die Germanen auch in der Staatswissenschaft bedeutsamer hervor und übernehmen zur Zeit der großen englischen Revolution die Führung. Alle germanischen Schriftsteller, welche sich an dieser Arbeit betheiligen: Deutsche, Holländer, Engländer, sind Protestanten und als solche von der Autorität der römischen Kirche und der Päpste frei geworden. Den katholisch gebliebenen Deutschen ist es wie den katholischen Fürsten viel schwerer geworden, zu wissenschaftlicher Freiheit und staatlicher Selbständigkeit aufzusteigen. Spät erst folgen sie dem Vorbilde und Vorgange ihrer protestantischen Brüder nach.

Der erste Deutsche, welcher unter den Begründern und Lehrern der neueren Staatswissenschaft eine bedeutende Stellung einnimmt, ist der Professor Althusius. Auch das ist bezeichnend für den Charakter der deutschen Staatslehre. Wie die Kirchenreform vornehmlich von den Wittenberger Professoren ausgegangen war und die deutschen Universitäten fortwährend die wichtigsten und fruchtbarsten Pflanzstätten der deutschen Wissenschaft

* Otto Gierke: Johannes Althusius und die Entwickelung der naturrechtlichen Staatstheorien. Breslau 1880. Ich habe diese werthvolle Schrift als höchst willkommene Festgabe zu meinem Doctorjubiläum im August 1880 erhalten.

sind, so gehören die meisten deutschen Vertreter der Staatswissenschaften von jeher dem Stande der Universitätsprofessoren an. Es ist das eine Thatsache, welche beachtet werden muß, wenn man ihre Vorzüge und ihre Mängel, ihre wohlthätigen und nachtheiligen Folgen verstehen will.

Johannes Althusius, wie er sich in seinen lateinisch geschriebenen Schriften nennt (Althus, Althaus), wurde im Jahre 1557 in Diedenshausen in Westfalen geboren. Er scheint seine Universitätsbildung hauptsächlich in der Schweiz, in Basel, wo er den juristischen Doctorgrad empfing, und in Genf, als Schüler des Dionysius Godofredus empfangen zu haben. Jedenfalls war er ein eifriger Reformirter und in die calvinistische Schule eingeweiht. In den Schweizerstädten konnte sich auch der republikanische Grundzug seiner Staatsauffassung ungestört ausbilden. Dann folgte er im Jahre 1586 als Rechtslehrer einem Rufe nach der nassauischen Universität Herborn, wo vorher schon eine Facultät für reformirte Theologie bestand und damals eine rechtswissenschaftliche Facultät neu gegründet ward. Dort hielt er Vorträge über Politik und veröffentlichte sein Lehrbuch über Politik. Das Buch erschien zuerst 1603 und erlebte acht Auflagen. Außerdem verfaßte Althus auch Lehrbücher über römische Jurisprudenz und über das geltende Recht in Vergleichung mit dem jüdischen Recht.

Im Jahre 1604 vertauschte er den Beruf eines Universitätsprofessors mit dem praktischen Amte eines Rechtsrathes und Vertreters (Syndicus) der friesischen Handelsstadt Emden. Hier nahm er einen bedeutenden Antheil an den Kämpfen der Stadt für ihr reformirtes Bekenntniß und für ihre städtische Freiheit sowohl mit dem Landesherrn als mit der Ritterschaft. Er war der geistige Führer und Fürsprecher der Stadt und starb in hohem Alter am 12. August 1638.

Althus bewährt sich darin als deutscher Gelehrter und Professor, daß er die Staatslehre als ein wohlgeordnetes System darlegt und die Staatswissenschaft sowohl von der Theologie und Philosophie als von der Jurisprudenz abtrennt. Theologie und Philosophie haben die religiösen und sittlichen Grundlagen festzustellen, auf denen die Staatswissenschaft sich auferbaut, und die Jurisprudenz setzt ihrerseits die Grundlage des Staates voraus. Jene bereiten die Staatswissenschaft vor, diese empfängt von ihr Autorität und Richtung.

Insofern steht Althus noch unter dem Banne der Theologie, als er nach der Weise der Reformirten der Bibel durchweg göttliche Autorität zuschreibt und fortwährend auch die Aussprüche des alten Testamentes mit ihrem theokratischen Charakter wie heilige, unverbrüchliche Gesetze betrachtet. Allerdings unterscheidet er zwischen den zehn Geboten, welche die großen religiösen, sittlichen und rechtlichen Grundgesetze offenbaren, und den zahlreichen Ceremonialschriften des Dekalogs. Nur jenen legt er eine fortdauernde Autorität bei als ewigen Gottesgeboten diese hält er für veränderlich, weil mit Rücksicht auf ein besonderes Volk und eine bestimmte Zeit erlassen. Aber wie die Puritaner in England und die Reformirten in Frankreich beruft er sich gern auf die Aussprüche des alten Testamentes und entnimmt oft seine Beispiele dem altjüdischen Staatswesen. Daher bekommt seine Staatslehre gegen seine Absicht doch zuweilen eine theologische Färbung. Die Rechtgläubigkeit ist für ihn immer noch höchstes Staatsinteresse.

Unter Politik versteht er wie Aristoteles die ganze Staatslehre, das Staatsrecht inbegriffen. Aber der mittelalterlichen Doctrin, welche in dem Staate nur ein Reich des Leibes sieht und denselben der Kirche als dem Reiche des Geistes unterordnet, tritt er entgegen, indem er dem Staate auch geistige und sittliche Aufgaben zuweist und in dem Volke alle höchste Gewalt sowohl in kirchlichen als in weltlichen Dingen einigt.

Nicht wie die alten Hellenen geht er, um den Staatsbegriff zu erklären, von dem Ganzen aus, das der Idee nach von den Theilen, seinen Gliedern, existirt, sondern er folgt der Denkweise der Neueren, welche den Staat allmälig aus der Vereinigung seiner Glieder entstehen lassen. Freilich ist auch für ihn der Staat keineswegs ein zufälliges und willkürliches Erzeugniß des freien Vertragswillens der einzelnen Menschen, sondern ähnlich wie die Familie eine Wirkung der Naturnothwendigkeit, indem die Einzelnen um ihrer

Hülfsbedürftigkeit willen in der Vereinzelung nicht bestehen können und ein heiliges, gerechtes, zweckmäßiges und glückliches Leben nur in der Gemeinschaft zu erreichen ist. Aber diese Form der Einigung nennt er „consociatio“.

Von der späteren Naturrechtslehre, welche den Staat aus einem oder mehreren Gesellschaftsverträgen der Einzelmenschen unmittelbar hervorgehen läßt, ähnlich wie eine Actiengesellschaft, ist aber die Grundansicht von Althus sehr verschieden. Nicht sprungweise gelangen die Einzelmenschen zum Staate, sondern stufenweise, auf Uebergängen und durch Zwischenbildungen hindurch. Es giebt unter den Menschen mancherlei Verbände und Einigungen, die Althus alle „consociationes“ nennt und ursprünglich auf Gesellschafts- oder Gemeinschaftsverträge zurückführt.

Schon der erste Verband der Familie setzt die Ehe als ursprüngliche Vertragsgemeinschaft voraus. Die Ehe erweitert sich aber nicht durch Vertrag, sondern durch Abstammung der Kinder von den Eltern zu der Familie im engeren Sinne und wieder in der Folge durch Vermehrung und durch neue Ehen zu der Verwandtschaft. Althus macht ausdrücklich darauf aufmerksam, daß der Ehemann naturgemäß übergeordnet der Frau sei und ebenso der Vater den Kindern und der Patriarch dem Geschlecht. Er weist auf die innerliche Zusammengehörigkeit und das gemeinsame Blut wie auf das wechselseitige Ergänzungs- und Hülfsbedürfniß und daher die ökonomische Genossenschaft hin und erkennt im Grunde die organische Natur der Familie an, deren Glieder keineswegs auf dem Fuße gleichberechtigter und nach Belieben bald sich vereinbarender, bald wieder sich trennender Gesellschaften zu einander stehen.

Nicht ebenso naturnothwendig und nicht ebenso dauernd sind dann die mancherlei genossenschaftlichen Verbände der Menschen zu bestimmten gemeinsamen, meistens ökonomischen und Berufszwecken, welche Althus Collegia nennt. Er denkt dabei voraus an die Innungen und Zünfte der Handwerker und Gewerbsleute, welche auch ihre Vorsteher und allgemeine Versammlungen haben. Obwohl auch hier anfangs Verträge unter den Betheiligten abgeschlossen werden, liegt das Wesen doch wieder in der gegliederten Genossenschaft, die freilich auflösbar ist.

Von dieser Stufe steigt Althus nun zu der einheitlichen Institution einer „Universitas“ empor, welche nicht mehr eine privatrechtliche, sondern schon eine öffentlich-rechtliche Gemeinschaft ist. Die erste derartige Gemeinschaft ist die Gemeinde, welche die Familien und Collegien eines Ortes zusammenfaßt, zu einem gemeinsamen Körper einigt und dadurch zu einer repräsentativen Person wird. Er sagt, nicht die einzelnen Bewohner sind die Glieder der Gemeinde, sondern die Familien und Collegien. Die einzelnen Bürger haben öffentliche Rechte und Pflichten in der Gemeinde, welche als einheitliches Ganzes organisirt ist. Je nachdem der Ort ein Dorf, ein Flecken oder eine Stadt ist, wird auch seine Verfassung verschieden sein. Die öffentlichen Bedürfnisse sind ebenso verschieden wie die Aemter der Vorsteher (Schulzen, Bürgermeister), der Räthe (Senat) u. s. f. Die wichtigsten Gemeinden sind die Städte (civitates). Die einen sind Landstädte und daher einem Landesherrn untergeordnet, die anderen sind Reichsstädte und daher selber im Besitz der obrigkeitlichen Gewalt und Reichsstände.

Ist der Verband der Gemeinde noch örtlich begrenzt, so werden wiederum mehrere Städte und Landgemeinden zu größeren Bezirken oder Provinzen, beziehungsweise Landschaften (territoria) verbunden, und es entsteht unter ihnen eine Rechtsgemeinschaft mit gemeinsamer Verwaltung. Hier ist die Grundlage der geistlichen und weltlichen Landstände und der Landesverfassung. Da zeigt sich bei ihm bereits die Eintheilung in den Lehrstand (Geistlichkeit), Wehrstand (Ritterschaft), Bürgerstand und Bauernstand. Haupt der Provinz oder der Landschaft ist je nach Umständen ein Fürst oder Herr (Herzog, Markgraf, Landgraf, Freiherr) oder ein ernannter oder gewählter Statthalter oder Landvogt, Landammann (Praefectus).

Erst auf dieser Grundlage gelangt Althus endlich zum Staat oder Reiche. Die früheren Verbände hatten nur einen particularen Charakter. Der Staat ist universal, als ein ganz und gar öffentliches Gemeinwesen und als höchste Rechtsperson. Nicht die einzelnen Bürger sind die un-

mittelbaren Glieder des Staates, sondern die Länder (Provinzen) sind es, die bereits in sich eine staatliche Organisation haben.

Man sieht, diese Vorstellung von dem Staatseinigungsvertrage ist himmelweit verschieden von dem Rousseau'schen Contrat social oder selbst von dem Pactum unionis von Pufendorf.

Ohne Zweifel denkt Althus in seiner Darstellung zunächst an die damalige Verfassung des deutschen Reiches, welches aus Ländern (Territorien) zusammengesetzt war, in denen wieder Landstände, Städte, Collegien eine berechtigte Stellung behaupteten, und etwa noch an die Verfassung der niederländischen Generalstaaten, die ebenso aus particularen Territorial- und Städtestaaten geeinigt waren. Sein Staatsbegriff ist föderalistisch.

Ueberall verbindet seine Staatslehre in solcher Weise die begriffliche und philosophische Methode mit der erfahrungsmäßigen geschichtlichen Betrachtung. Darin folgt er dem Beispiele Bodin's.

Aber nun tritt er der Lehre Bodin's von der absoluten Königssouveränetät auf das entschiedenste entgegen und ist ein eifriger Vertheidiger und der erste wissenschaftliche Vorkämpfer der Volkssouveränetät!

Er spricht mit vollem Bewußtsein und schneidiger Schärfe den entscheidenden, trotz vereinzelter Regungen dem Mittelalter fremden Satz aus: Das Reich gehört dem Volke zu eigen, nur die Verwaltung kommt dem Könige zu (regni proprietas est populi, administratio regis); oder an anderen Stellen: Das Recht der Herrschaft und die Majestät ist ursprünglich und grundsätzlich Recht des Volkes; dem Könige ist nur die Ausübung dieses Rechtes anvertraut. Er beruft sich dabei auf die Römer und die Erklärung Cicero's, daß die res publica die res populi sei.

Was Bodin in dem französischen Texte seines Werkes „souveraineté“ genannt hat, die Fülle der höchsten Staatsgewalt und Staatshoheit, das nennt er „jus majestatis“. Aber während Bodin dasselbe in dem König concentrirte und ausschließlich und sogar in absoluter Weise dem König zuschrieb, sieht Althus die Machtfülle und Majestät in dem Volke, nicht minder als ausschließliche Macht und Hoheit, aber nicht als eine absolute Willkürgewalt, sondern als eine durch das Recht beschränkte Staatsgewalt. Er verwahrt sich aber gegen das Mißverständniß, daß das Recht der Majestät den einzelnen Gliedern des Reiches, den Reichsständen oder gar der Mehrheit der Bürger, zukomme, und ist der Meinung, daß nur die Gesammtheit der Glieder und nur der „ganze Körper“ die höchste Gewalt habe. Wohl könne die Verwaltung, sei es an einen Fürsten, sei es an einen Senat und möglicher Weise auch nur stückweise überlassen sein. Aber die Fülle der Macht, die in der Majestät liegt, im Gegensatze zu bloßer Anhäufung einzelner Befugnisse, gehört nach Althus dem Volke, das wie die Seele im Staatskörper herrscht. Bevor der König war, lebte das Volk; der König kann daher seine Gewalt nur von dem Volke ableiten, und sie ist ihm dazu anvertraut, daß er für die öffentliche Wohlfahrt sorge. Wenn der Wahlkönig stirbt, wenn das Königsgeschlecht in der Erbmonarchie untergeht oder sonst der Thron leer wird, so muß man doch wieder ein neues Fürstenthum aus dem Volkswillen ableiten. Der König ist König nur um des Volkes willen, das Volk aber existirt nicht um des Königs willen. Das Volk ist stärker als der König und demselben übergeordnet.

Althus verwirft aber auch den absoluten Charakter der Souveränetät, und zwar nicht bloß in dem Sinne, daß der Souverän dem göttlichen Gesetze und dem Naturgesetze unterworfen sei, was auch Bodin nicht leugnet, sondern auch in dem Sinne, daß er die oberste Reichsgewalt für verpflichtet erklärt, die verfassungsmäßigen Rechte der Glieder des Reiches, der Reichsstände, Provinzen, Städte u. s. f., anzuerkennen und zu beachten. Auch in dieser Hinsicht berücksichtigt Althus das geltende deutsche Reichs- und Landesrecht. In Deutschland konnte Niemand, sei es dem König, sei es der Reichsversammlung, eine absolute Staatsgewalt zuschreiben. Aber selbst für Frankreich bestreitet er die absolute Königsgewalt, mit Recht im Sinne der früheren Jahrhunderte, aber nicht mit Recht gegenüber der Entwickelung des siebzehnten Jahrhunderts.

Man sieht, Althus ist dem modernen Gedanken der Staatspersönlichkeit und demgemäß der Staatssouveränetät schon

sehr nahe gekommen. Aber Gierke hat gezeigt, daß er noch nicht die Höhe dieses Standpunktes erreicht habe. Er faßt die Gesammtheit, die er Volk heißt, noch nicht auf als eine organisirte Nation, auch nicht als eine lebendige Gesammtperson, in welcher der König die Stellung des Hauptes einnimmt, sondern als eine Gesammtheit der Reichsstände und sogar im Gegensatze zu dem König und schreibt derselben nur eine römisch-rechtliche universitas, das heißt eine fingirte, im Grunde nur künstliche Persönlichkeit zu. Hat er aber noch nicht den Gipfel erstiegen, so hat er doch den Weg dazu gezeigt und größtentheils schon zurückgelegt.

Die Mehrdeutigkeit des Wortes Volk in der deutschen Sprache hat in die Staatswissenschaft Verwirrung gebracht und manche Irrthümer veranlaßt. Ehe man sich's versieht, wechselt der Sinn, während das Wort dasselbe bleibt. Insbesondere bedeutet das Wort Volk von jeher die Gesammtheit aller derer, die möglicher Weise in sehr verschiedenen Stellungen zu demselben Staate verbunden sind, so daß dann auch der deutsche König zum Volke gehört, dessen Haupt er ist, und ebenso die Könige von Frankreich und England als Franzosen und Engländer gelten. Bald aber bedeutet das Wort nur die Gesammtheit der Unterthanen im Gegensatze zu dem König als der Obrigkeit, wie in dem oft gebrauchten Ausdruck: „Fürst und Volk". Dort bedeutet Volk das staatlich organisirte Ganze, den Staat als Person; hier nur einen Theil des Ganzen, nur die Unterlage, nicht die Eigenschaft des Staates. Dort erscheint das Volk als eine Person, hier ist der Staat gespalten in die beiden Urbestandtheile.

Wenn man dem Volke im ersten Sinne, das Haupt als Haupt inbegriffen, die höchste Macht und Majestät, die volle Souveränetät, zuschreibt, wie dies im Völkerrecht immer geschieht und im Grunde selbstverständlich ist, so folgt daraus gar nicht, daß diese Souveränetät auch dem Volke im zweiten Sinne zukomme. Aber eben zu diesem irrigen Schlusse verleitet das Wort.

Althus ist nicht frei zu sprechen von diesem Versehen. Er läßt sich verleiten, wozu freilich seine republikanische Erziehung mitgewirkt haben mag, dem Volke auch im zweiten Sinne die Majestät zuzuschreiben, freilich nicht der bloßen Menge der Unterthanen, aber doch der Gesammtheit der Glieder des Reiches, den Reichsständen und beziehungsweise den Landständen. Seine Volkssouveränetät ist daher doch etwas Anderes als die Rousseau'sche.

Es ist das Verdienst von Hugo Grotius, daß er die Einseitigkeit der Bodin'schen Königssouveränetät und die der Althus'schen Volkssouveränetät erkannt und durch die Annahme einer doppelten Souveränetät, zuerst des Staates als des Ganzen, sodann des Hauptes im Staate als des obersten und leitenden Organs im Ganzen, das heißt der Staatssouveränetät und der Fürstensouveränetät, zu berichtigen gesucht hat.

Althus denkt sich das Verhältniß des Königs zu dem Volke als ein Vertragsverhältniß, nicht anders als das zwischen einem republikanischen Magistrate und dem Volke. Der Regent wird nach ihm immer von dem Volke beauftragt und ermächtigt, den Staat zu verwalten. Jener hat seine Gewalt nur von dem Volke, das sie nicht an ihn abgetreten, nicht veräußert, sondern nur überlassen und anvertraut hat („imperium concessum"). Er führt zahlreiche Beispiele solcher Verträge an aus alter und neuer Zeit. Der König gelobt, der Verfassung gemäß zu regieren, und das Volk verspricht hinwieder dem König Gehorsam und huldigt ihm. Die Gegenseitigkeit der beiden Gelöbnisse spricht sich in den Formeln deutlich aus.

Alles Recht, was dem König nicht zur Ausübung überlassen ist, bleibt nach Althus selbstverständlich bei dem Volke. Nie ist es einem Volke eingefallen, alle seine Rechte und für immer an einen Fürsten abzutreten und sich selber in ewige Knechtschaft zu stürzen. Nur um seines Friedens und seiner Sicherheit willen hat es Könige erwählt und nur in der Absicht ihnen das Scepter anvertraut, daß sie die Rechtsordnung schützen und die gemeine Wohlfahrt fördern.

Hier kommt er nun auf die theokratische Vorstellung zu sprechen, daß Gott die Gewalt dem König verliehen habe. Es ist merkwürdig, wie er seine republikanische Grundansicht und sein Freiheitsgefühl mit der biblischen Ueberlieferung, die ihm heilig ist, zu versöhnen sucht. Er ist der Meinung, daß sich göttliches Recht und

Volksrecht nicht ausschließen und nicht widersprechen, vielmehr das Volksrecht zugleich göttliche Lebensordnung sei. Er sagt, die heiligen Schriften nennen die jüdischen Könige und die Richter „Diener Gottes". Das aber sind sie nur, wenn sie Gottes Gebote halten und Gerechtigkeit üben. Wenn sie Unrecht thun, so hören sie auf, Gottes Diener zu sein. Sie haben die Gewalt mittelbar von Gott und unmittelbar von dem Volke empfangen. Eine Macht, Unrecht zu thun, aber haben sie weder von Gott noch von dem Volke erhalten. Der deutsche König hat seine Würde zugleich von Gottes Gnaden und durch die Wahl der Kurfürsten. Er muß zugleich Gott gehorchen und das Reich als die ursprüngliche und höhere Macht anerkennen.

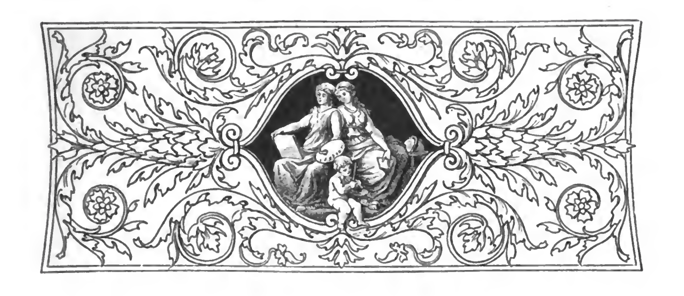
Sorgfältig untersucht Althus den Begriff der Tyrannei und prüft die Heilmittel gegen dieselbe. Tyrannei ist ihm das Gegentheil der recht- und zweckmäßigen Regierung und eine Verletzung des Grundvertrages zwischen König und Volk. Verfassungs- und Rechtsbruch, Willkürregiment, lüderliche Wirthschaft, Schutzlosigkeit der Unterthanen, Begünstigung des Factionswesens, Verhinderung der ständischen Wirksamkeit sind Aeußerungen und Kennzeichen der Tyrannei.

Ganz im Sinne Calvin's hebt Althus das Bedürfniß eines Ephorates hervor, welches die Controle über die Verwaltung im Namen des Volkes ausübe. Im deutschen Reiche schreibt er dieses Amt den Kurfürsten zu. Diese Ephoren sind zunächst berufen, der Tyrannei Widerstand zu leisten. Sie werden dazu berechtigt durch den Grundvertrag, die Competenzbestimmungen, die göttliche Ordnung und den Eid, ihr Wahlrecht. Ein Recht zur Beschwerde besteht überall, wo eine Gemeinschaft ist, selbst in der Familie. Das Unrecht des Regenten hebt sein Recht zu regieren auf. Reichen Worte aus, um die Tyrannei abzuwehren (Vorstellungen, Beschwerden, Proteste), so ist dieses Mittel vorzuziehen. Im Nothfalle aber ist bewaffneter Widerstand gegen gewaltsames Unrecht unentbehrlich und erlaubt. Die einzelnen Privaten haben dazu freilich weder die Macht noch in anderer Weise das Recht, als indem sie sich einem zum Widerstand berechtigten Fürsten anschließen und demselben helfen Zuletzt sind die Ephoren berechtigt, den zum Tyrannen gewordenen König zu entsetzen. Althus wendet sich hier ausdrücklich gegen Albericus Gentilis und Barclay, welche den Ephoren — hier dem englischen Parlamente — das Recht zu solchem Widerstande absprechen. Dieser Streit der Theoretiker ist der englischen Revolution von 1648 vorhergegangen, welche die Lehre von Althus zur Anwendung brachte.

Auch darin folgt Althus der Richtung Calvin's, daß der Gegensatz von Kirche und Staat nicht zu voller Geltung gelangt. In dem Volke ist kirchliches und politisches Gemeinleben geeinigt und die Majestät des Volkes umfaßt Beides. Er betrachtet die Sorge für die Religion und den Cultus als eine Hauptaufgabe des Staates; aber keineswegs in dem Sinne der mittelalterlichen Doctrin, welche den weltlichen Arm nach dem Willen der Kirche bewegt, sondern so, daß das Volk selbständig kirchliche und weltliche Dinge bestimmt und verwalten läßt. Er empfiehlt aber in religiöser Hinsicht zwar noch nicht die Achtung individueller Glaubensfreiheit, aber doch eine billige Schonung Andersgläubiger und giebt zu, daß der Landesherr ohne Schaden ein anderes Bekenntniß haben könne als die Mehrheit der Unterthanen.

Neu und modern ist seine warme Empfehlung des Schulwesens. Die Sorge für die wissenschaftlichen Schulen ist ihm wie die Sorge für die Religion eine der wichtigsten Aufgaben der Staatsgewalt, welche gerade deshalb ihrer geistigen Art und Bestimmung wieder bewußt wird.

Auf die verschiedenen Staatsformen legt er weniger Werth, eben weil er seine republikanische Grundansicht von der Volkssouveränetät überall auch in der Monarchie als unzerstörbares Fundament zu finden meint. Sie erscheinen ihm daher nur als verschiedene Regierungsformen, als mannigfaltige Methoden, für die Ausübung jener Souveränetät zu sorgen, die sich nach den Umständen, Zeiten, Sitten richten müsse. Wenn aber die bevollmächtigten Regenten ihr Amt schlecht verwalten, so ist nach Althus das Volk immer in der Lage, ihnen die Vollmacht wieder zu entziehen und eine andere Regierung zu ermächtigen.



# Hans Sachs.

Von

**Rudolf Genée.**



Mehr als hundert Jahre sind verflossen, seit Goethe den vergessenen und verkannten Hans Sachs dem deutschen Volke in Erinnerung brachte; mit jenem Gedicht, das mit den Versen schließt:

> In Froschpfuhl all das Volk verbannt,
> Das seinen Meister je verkannt!

Goethe war zwar nicht der Erste, der mit solcher Mahnung auftrat, denn die sorgfältige und liebevolle Monographie von Ranisch war schon 1765 vorausgegangen. Aber Goethe's Autorität fiel hier natürlich schwerer ins Gewicht.

„Verkannt" ist der liebenswürdigste, gesundeste und fruchtbarste aller Volksdichter heute wohl nicht mehr. Aber wir müssen auch zugleich eingestehen, daß er nicht einmal „gekannt" ist. Selbst in den literarisch gebildeten Kreisen des lesenden Publikums kennt man heute vpn Hans Sachs nicht viel mehr als einige seiner heiteren erzählenden Gedichte und Schwänke und ein paar seiner Fastnachtsspiele. Seit einer Reihe von Jahren ist der Literarische Verein in Stuttgart damit beschäftigt, den Inhalt der fünf Foliobände der alten Nürnberger Ausgabe in einem neuen sorgfältigen Druck zu ediren. Da aber seit dem Erscheinen des ersten Bandes bereits zehn Jahre verflossen sind und mit dem jüngst erschienenen dreizehnten Bande das Werk erst bis zur Hälfte vorgeschritten ist, so werden vielleicht noch weitere zehn Jahre bis zum Abschlusse des dankenswerthen Unternehmens hingehen. Die alte Nürnberger Ausgabe seiner gesammelten (keineswegs gesammten) poetischen Werke ist wohl auf großen öffentlichen Bibliotheken dem Publikum zugänglich; aber solche Stätten werden doch nur von denen aufgesucht, die sich dem Studium des betreffenden Dichters widmen.

Und wir können's nicht in Abrede stellen: Hans Sachs muß studirt werden, wenn man ihn wirklich kennen lernen will. Die veraltete und oft schwer verständliche Sprache ist es nicht allein, welche der Lectüre große Hemmnisse bereitet. Ein Dichter, der wie Hans Sachs so ganz und gar auf dem Boden seiner Zeit stand, dem der Stempel dieser Zeit überall aufgedrückt ist, mußte auch in seinem Wesen um so leichter veralten.

Selbst die ungeheure Masse seiner Dichtungen mag mit dazu beigetragen haben, daß ihm bisher nur schwer beizukommen war. Wo soll man ihn erfassen, wo beginnen? Was soll man von ihm lesen?

Entsprechend der unvergleichlichen Productionskraft des merkwürdigen Mannes war auch seine erstaunliche Vielseitigkeit. Nur die Prosa-Erzählung war von ihm ausgeschlossen, weil diese zu seiner Zeit überhaupt eine noch unbekannte Gattung war Seine wenigen Prosadialoge behandeln religiöse Fragen, und sie wurden von ihm in die gedruckte Ausgabe seiner Werke nicht aufgenommen. In den fünf Foliobänden derselben ist nicht ein einziges Product in Prosa, sondern Alles in gereimten Versen, und zwar ohne Ausnahme in jenen vierfüßig-jambischen Reimpaaren, welche die Dichtung des ganzen sechzehnten Jahrhunderts, vor Allem die dramatische Dichtung, charakterisiren. Aber auch die enorme Zahl seiner in den mannigfaltigsten Reimverschlingungen und in Strophenform gedichteten Meistergesänge schloß er selbst von den gedruckten Werken aus, indem er dieselben einzig für die Singeschulen bestimmte.

Der erste Zeitraum seiner poetischen Thätigkeit wird hauptsächlich durch jene Meistergesänge ausgefüllt. Im Jahre 1536 belief sich schon die Gesammtzahl seiner Gedichte auf 5000, und in dieser Summe, also bis zum Jahre 1536, befinden sich erst zwanzig dramatische Arbeiten, deren Zahl dann aber bis zum Jahre 1564 auf über zweihundert angewachsen war. Alles, was von seinen Dichtungen nicht zu den Meistergesängen gehörte, bezeichnete er selbst, zum Unterschied von jenen, als Spruchgedichte, weil sie nicht zum Singen, sondern zum Sprechen geschrieben waren. Von den dramatischen Dichtungen abgesehen, die wieder in vier Species getheilt sind, unterschied er in den Spruchgedichten: Fabel, Schwank, Gespräch u. s. w.; aber bei einer großen Anzahl fehlt eine Gattungsbezeichnung, und bei diesen begnügte er sich, in der Ueberschrift nur kurz auf den Inhalt hinzuweisen.

In seinem zwanzigsten Lebensjahre (er war 1494 geboren) begann Hans Sachs zu dichten, und das letzte seiner gedruckten Gedichte trägt die Jahreszahl 1569. Aber schon vorher hatte er wiederholt sich mit dem Gedanken getragen, seine Thätigkeit als Dichter abzuschließen. In einem als fliegendes Blatt 1567 gedruckten umfänglichen Poem: „Summa all meiner Gedicht“ (später auch unter dem Titel „Valete“ erschienen), welches zugleich seine genaueste Selbstbiographie enthält, hatte er seine Gedichte „summirt“, nach den verschiedenen Gattungen getheilt und die Gesammtzahl auf 6170 (darunter 4275 Meistergesänge) festgestellt. Mit musterhafter Genauigkeit hatte Hans Sachs selber die für den Druck bestimmten Gedichte für die einzelnen Bände zusammengestellt. Seinem Ordnungssinne verdanken wir es, daß in den fünf Foliobänden seiner gesammelten Spruchgedichte fast ein jedes — mit nur wenigen vereinzelten Ausnahmen — das Datum trägt, Jahr und Tag, wann es geschrieben oder vollendet wurde. Er hatte in seinen vorgerückten Jahren die Freude, die Ausgabe der ersten drei Bücher zu erleben, welche 1558, 1560 und 1561 erschienen. Für ein viertes Buch hatte er selbst das Material noch ordnen können, doch kam es erst nach seinem Tode, 1578, heraus, und ein fünftes und letztes Buch schloß sich dann im nächstfolgenden Jahre an. Es spricht gewiß für die außerordentliche Popularität des Dichters und für das Ansehen, welches er in allen Kreisen der Bevölkerung genoß, daß dieses so umfangreiche und dabei vorzüglich gedruckte Werk nicht nur ermöglicht wurde, sondern daß auch jeder dieser Bände in mehrfach wiederholten Auflagen erschien.

Aus den „Spruchbüchern“ des Hans Sachs sollen uns hier vor Allem seine dramatischen Dichtungen beschäftigen. Bei dem Stande der Kindheit, in welchem das deutsche Drama im sechzehnten Jahrhundert sich befand, ist es natürlich, daß in dieser Gattung gerade nicht die Bedeutung unseres Dichters gipfelt. Einzig die ganz aus dem Volksleben geschöpften, frischen, oft allerdings auch sehr derben Fastnachtsspiele können als in ihrer Art musterhaft bezeichnet werden. In den Tragödien und Komödien ist nur die Naivetät zu bewundern, mit welcher Hans Sachs, ohne vom eigentlichen Wesen des Dramas eine bewußte Vorstellung zu haben, frisch den

Stoff erfaßt, gänzlich unbekümmert um etwaige Schwierigkeiten. Auch ist es sehr bemerkenswerth, wie sich bei ihm die Lust an dieser Gattung der Poesie erst in der letzten Periode seiner Thätigkeit so erheblich steigerte. Mit der noch aus dem fünfzehnten Jahrhundert ihm überlieferten Gattung des Fastnachtsspiels begann er allerdings schon 1517. Dann aber folgten die ersten Tragödien und Komödien erst in den Jahren 1527 und 1530. In den nächsten zwei Decennien erscheinen dann die dramatischen Dichtungen spärlich, so daß wir deren bis zum Jahre 1549 nur vierzig zählen. Hier aber trat ein bedeutender Wendepunkt bei ihm ein, denn von hier ab dominirt die dramatische Dichtung bei ihm so sehr, daß auf einzelne Jahre, wie 1551, 1553 und 1556, je achtzehn resp. neunzehn Stücke kommen, und zwar in der Mehrzahl vielactige Tragödien und Komödien.

In diese fruchtbare Zeit fällt denn auch die Herausgabe des „ersten Buches“ seiner gesammelten Werke. Doch war er hier in der Mittheilung dramatischer Sachen noch sehr zurückhaltend, denn unter den 376 Dichtungen verschiedener Gattung enthält dieser erste Band nur achtzehn Komödien und andere „Spiele“; im zweiten Buch (1560) stieg die Zahl derselben schon auf das Doppelte. Hiernach glaubte er, mit dem folgenden dritten Buche die Herausgabe seiner Werke abschließen zu können. Und dafür griff er nun in die Fülle seiner bis dahin reichlich aufgesammelten dramatischen Spiele, weil — wie er in dem 1561 geschriebenen Vorwort sagt — seine Freunde ihn darum gebeten hatten, daß er diese Stücke, die er „als einen besonderen lieben heimlichen Schatz“ sich aufbewahrt und von denen er „den größeren Theil selbst habe agiren und spielen helfen, nicht also einsperren und in einen Winkel stoßen solle“. Obwohl aber diesen dritten Band ausschließlich dramatische Dichtungen (102 an der Zahl) ausfüllten, so blieb doch die Masse des Vorhandenen noch so groß, daß auch nach seinem Tode noch zwei dicke Foliobände erscheinen konnten, von deren Inhalt zuvor nur ein verhältnißmäßig geringer Theil bereits gedruckt war. Die Gesammtzahl seiner Tragödien, Komödien und anderen „Spiele“ hat der Dichter 1567 in seinem „Valete“ selbst auf 208 angegeben. Diese Summe wird in der gedruckten Ausgabe nicht ganz erreicht. Von den wenigen aber, welche fehlen, sind bereits einige in den handschriftlichen Spruchbüchern ermittelt worden; von anderen weist das von Hans Sachs eigenhändig geschriebene Register* wenigstens die Titel auf.

Diese fast beispiellose dichterische Production unseres Hans Sachs ist um so erstaunlicher, wenn wir erwägen, daß ein schlichter Handwerker, der Sohn eines Schneiders, der selbst das Schusterhandwerk erlernte, dann auf seiner Wanderschaft eine große Anzahl von Städten besuchte und, wieder zurückgekehrt nach seiner Vaterstadt, dieselbe bis zu seinem Tode nicht wieder verließ, sich zum fruchtbarsten und volksthümlichsten Dichter des ganzen sechzehnten Jahrhunderts aufzuschwingen vermochte!

Facsimile der Handschrift des Hans Sachs.

Der erfrischende Geist der Reformation, mit deren ersten thatsächlichen Anfängen auch die ersten Dichtungen des Hans Sachs zusammenfallen, erklärt uns diese merkwürdige Erscheinung nicht vollständig, wenn er auch einen wesentlichen Antheil daran hatte. Ohne die Reformation kann allerdings eine Erscheinung wie Hans Sachs nicht gedacht werden. Aber zu einem so kräftigen Aufschießen der Saat, zu einer solchen üppigen Entwickelung der Blüthenfülle gehörte ein so fruchtbarer, so trefflich vorbereiteter Boden, wie die Stadt ihn bot, der er angehörte. Welch einen Reichthum von gewerblichem und künstlerischem Leben umfaßte dieses Nürnberg im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts! Albrecht Dürer und sein Freund, der Nürnberger Patricier und Humanist Pirkheimer, Peter Vischer der Erzgießer, Veit Stoß der Holzbildhauer — sie Alle wirkten noch gleichzeitig an der Verschönerung und an dem Ruhme der

* Das Register von Hans Sachs sowie die Handschriften von zwei noch ungedruckten Stücken besitzt das Rathsarchiv in Zwickau.

Stadt, als der jüngere Hans Sachs bereits zu einer bedeutenden dichterischen Thätigkeit sich entwickelte und zunächst in der edlen Kunst des Meistergesanges mit den anderen Künsten rühmlichst wetteiferte. Und in diese Stadt voll gewerbthätiger Menschen, die ihre gerühmten und begehrten Waaren in alle Lande versandten, in dies Gewühl heiterer Faschingslust und ernsten Fleißes blickten auch damals schon die Thürme der Sebaldus- und Lorenzokirche herab, in denen wir die höchste Anmuth der gothischen Baukunst bewundern und welche heute noch die kostbarsten Werke eines Peter Vischer und Adam Krafft bewahren. Hans Sachs hat uns wenigstens in einem seiner Gedichte ein ebenso ungekünsteltes wie frisches und anschauliches Bild jenes alten Nürnberg hinterlassen. Es ist sein „Lobspruch der Stadt Nürnberg" (vom Jahre 1530). Nachdem er die Stadt mit ihren zahlreichen steinernen Brücken, Ringmauern, Thürmen u. s. w. geschildert, mit dem unabsehbaren Häusermeer, in welchem acht Kirchen, dreizehn „öffentliche Badstuben", hundertundsechzehn Schöpfbrunnen u. s. w., kommt er auch auf den Handelsverkehr, auf die Jahrmärkte und auf die Bevölkerung zu sprechen, deren „meister Theil sich mit Handwerk nährt" —

Allerlei Handwerk ungenannt
Was je erfunden Menschenhand.
Ein großer Theil führet den Hammer
Für die Kaufleut und für die Kramer —
— — — — — — — — — — — —
Auch sein da gar sinnreich Werkleut
Mit Drucken, Malen und Bildhauen,
Mit Schmelzen, Gießen, Zimmern, Bauen,
Dergleich man findt in keinen Reichen,
Die ihrer Arbeit können gleichen,
Als da man köstlich Werk anzeiget.
Wer dann zu Künsten ist geneiget,
Der findt allda den rechten Kern;
Und wellicher Kurzweil will lern,
Fechten, Singen und Saitenspiel,
Die findt er künstlich und subtil.

Wer aber, fragt der Dichter, kann ein so großes Werk regieren und gehorsamlich ordiniren? Dem weisen Rath der Stadt werden nun die ihm gebührenden Lobsprüche ertheilt, der Alles „so fürsichtiglich regiert", die Stadt in ihre Bezirke mit Amtleuten und mit der Hauptmannschaft getheilt hat, die Handwerker mit ihren geschworenen Meistern u. s. w. Aber dafür erhebe sich auch von manchen Seiten der Neid gegen dies glückliche Nürnberg und setze ihm zu „wider alle Billigkeit". Vier Fräulein aber halten Wache und schützen die Stadt gegen alle Anfechtungen. Diese vier Fräulein, welche nun, eine nach der anderen, vom Dichter eingehend geschildert werden, sind: die Weisheit, die Gerechtigkeit, die Wahrheit und endlich auch die Kraft, letztere mit Ringmauern, Gräben, Basteien und hundertdreiundachtzig Thürmen ausgerüstet.

Außer dieser trefflichen Schilderung der alten blühenden Reichsstadt finden sich in der so großen Menge der Hans Sachsschen Dichtungen auffallend wenig Anspielungen auf locale Verhältnisse. Auch in dieser Beziehung, ebenso wie in seiner Wahl der poetischen Stoffe, erscheint dieses Mannes Blick nicht im mindesten beengt durch die Schranken zufälliger Verhältnisse; derselbe schweift vielmehr hinaus über die festen Burgmauern der Stadt auf alle für die poetische Darstellung und für die populär-philosophische Betrachtung zu erobernden Gebiete. Und wie wir aus seinem erwähnten Gedichte auf Nürnberg nicht nur das warme Herz erkennen, welches er für seine Heimath hatte, so documentirt er in demselben, namentlich durch die eingehenden Schilderungen jener allegorischen Gestalten der Gerechtigkeit und der Wahrheit, auch ein wahrhaftes und tiefes Verständniß für den hohen Werth ihrer gesellschaftlichen und politischen Institutionen.

Reich genug waren die Anregungen, welche das Leben einer solchen Stadt einem lebhaft empfänglichen Geist und denkenden Kopf geben konnten. In der That hatte jener hier angedeuteten Fülle der Gewerbthätigkeit und jenem herrlichen Kreise der auserwähltesten künstlerischen Persönlichkeiten nur noch ein Dichter gefehlt. Und so erscheint Hans Sachs als die recht eigentliche Vervollständigung der Blüthe Nürnbergs.

Das alte Nürnberg, in welchem in neuerer Zeit nach dem Utilitätsprincip stark aufgeräumt worden, hat sich trotzdem im Wesentlichen bis heutigen Tages noch so erhalten, daß wir im Anblick der alten Stadttheile mit den herrlichen Kirchen, kunstvollen Erkern, Brunnen u. s. w. uns die alte Reichsstadt mit ihrer damaligen

Lebensfülle noch sehr wohl vergegenwärtigen können. So viel man aber auch von dem „schönen“ alten Nürnberg conservirt hat — von dem Haus, in welchem Hans Sachs geboren ward und lebte, ist nichts mehr vorhanden. Das „Licht der Welt“ wird in der engen Gasse das neugeborene Knäblein des wackeren Jörg Sachs nicht sehr geblendet haben. Das in der Nähe des Spitalplatzes in der schmalen, nunmehr nach dem Dichter benannten Gasse gelegene Haus, auf welchem eine Tafel anzeigt: „Hier wohnte Hans Sachs“, zeigt ebenfalls nur die Stelle an, wo das frühere Haus gestanden. Wenigstens aber hat sich eine alte hübsche Zeichnung von dem wirklichen Wohnhause erhalten (s. Illustr. S. 193), welches mit seiner schweren Steinbank vor dem breiten Fenster des Erdgeschosses, mit den aus der Mauerfläche heraustretenden Fenstern der oberen Etage und mit dem in die Straße ragenden Gasthausschild „Zum güldenen Bären“ eher dem Charakter jener Zeit entspricht als das jetzige nüchterne Haus.

Nach seinem eigenen Berichte ist Hans Sachs mit fünfzehn Jahren, nachdem er die „Lateinische Schule“ besucht, in die Lehre gekommen, um das Schusterhandwerk zu erlernen. Als nach zwei Jahren seine Lehrzeit vollendet war, ging er auf die Wanderschaft, was ihm gewiß von großem Nutzen gewesen. Denn seine Wanderungen beschränkten sich nicht auf Franken, sondern führten ihn auch nach München, Regensburg, Salzburg u. s. w., und selbst vom Rhein weiß er eine ganze Reihe von Städten zu nennen, die er besucht hat.

So kehrte er nach einigen Jahren als solider Handwerker, ausgerüstet mit mancherlei Weltkenntniß, in seine Vaterstadt zurück. Und das war gerade in den Jahren, da „die Wittenbergisch Nachtigall“, die er später in seinem großen Gedichte verherrlichte, ihr Lied bereits angestimmt hatte, aber nicht in Flötentönen, sondern in Sturmesbrausen und Donnerton!

In der (wie mir scheint, oft unterschätzten) Schule der Meistersänger hatte der Jünger seine ihm angeborene Gewandtheit in der Behandlung der poetischen Sprache offenbar in vortheilbringender Weise ausgebildet. Und so wie schon die Wanderjahre seinen Gesichtskreis erweitern mußten, wies nun der Geist der Reformation dem Dichter einen Wirkungskreis an, der sich naturgemäß über die Begrenzung seines localen Bodens weit hinaus erstreckte. Dieser Reformationsgeist war es, welcher bereits in der Schweiz, namentlich in Basel und in Bern, vor Allem zur dramatischen Form der Dichtung gedrängt hatte. Denn in der Dialogform und der daraus sich entwickelnden plastischen Darstellung konnte die Tendenz sich nachdrücklicher und überzeugender Geltung verschaffen als in den allgemein poetischen Formen oder in Streitschriften. So sehen wir denn auch in den frühesten dramatischen Producten der deutschen Schweiz, in den Fastnachtsspielen und Komödien der Nicolaus Manuel, Kolroß u. s. w., die antipäpstliche dramatische Dichtung ganz und gar in der Tendenz stecken bleiben. Das dramatische Spiel war nur die willkürlich gewählte Form für die wüthendste Polemik und — namentlich auch später noch in Sachsen — für theologische Disputationen.*

Ganz anders bei unserem Hans Sachs, bei welchem stets sein dichterisches Empfinden und sein allgemein sittliches Gefühl die Herrschaft behielten. Bei seinem unvergleichlich gesunden Verstand und bei seinem Scharfblick für die großen Verhältnisse der Kirchenreform verwies er die Aeußerungen seiner rein religiösen Anschauung und seine das theologische Gebiet berührenden Schriften an einen besonderen, von seinen poetischen Werken durchaus getrennten Platz.

Auch Hans Sachs begann seine dramatischen Dichtungen mit dem Fastnachtsspiel (oder wie es bei ihm und bei seinen Zeitgenossen stets heißt: „Faßnachtspiel“), mit jener volksthümlichen Gattung des Schauspiels, welche schon neben den mittelalterlichen Passionsspielen bestand und welche aus dem fünfzehnten Jahrhundert in die neue Zeit als der Keim zu einer neuen Epoche des Schauspiels übergegangen war. Auch Nürnberg hatte auf diesem

* Eine eingehende Schilderung des Schauspielwesens dieser Epoche wird man in meinem Buche erhalten, welches im Herbst dieses Jahres im Verlage von A. Hofmann & Co. unter dem Titel: „Lehr- und Wanderjahre des deutschen Theaters“ erscheinen soll.

Gebiete bereits namhafte Dichter, wie Rosenplüt und den Barbier Hans Folz, aufzuweisen. Aber schon die frühesten Dichtungen des Hans Sachs, so unbedeutend und so unbehülflich in der dramatischen Form sie auch sind, zeigen doch namentlich in dem darin herrschenden Geiste einen großen Fortschritt gegen die rohen Producte seiner Vorgänger.

Sein erstes Fastnachtsspiel ist 1517 geschrieben, fällt also in dasselbe Jahr, in welchem Luther mit seinen Thesen gegen den Ablaßschwindel den ersten Keulenschlag gegen die pfäffische Mißwirthschaft that. Aber in diesem Fastnachtsspiel zeigt unser Dichter auch noch nicht einmal sein Genie für die realistische Darstellung kleinbürgerlicher Verhältnisse, sondern bewegt sich mehr in der allegorisch-moralisirenden Manier des Schweizers Gengenbach, an dessen Spiel „Die Gäuchmat“ es sowohl im Stoffe wie auch in der Art der Behandlung so auffallend erinnert, daß man annehmen muß, der Nürnberger Poet habe daraus unmittelbar die Anregung erhalten.

Jenes Fastnachtsspiel des Hans Sachs heißt: „Das Hofgesind Veneris.“ Da es seine erste uns bekannte dramatische Dichtung ist, so möge hier der Inhalt in Kürze wiedergegeben werden. Das Spiel behandelt die Sage vom getreuen Eckart und dessen Warnungen vor dem Venusberg. Nach dem Prolog des Ehrnhold (oder Herold, eine Figur, die sonst bei Hans Sachs nur in den Tragödien und Komödien, nicht aber in den Fastnachtsspielen Gebrauch ist) tritt „der getreue Eckart“ auf und spricht:

Gott grüß euch Alle hie gemein,
In gut kom ich zu euch herein,
Denn ich hab auch gar wol vernommen,
Wie mehr Gäst hernach werden kommen,
Vor denen ich euch warnen muß.
Es wird sein die Königin Venus,
Die wird mehren ihr Hofgesind
Mit manchem scharfen Pfeil geschwind,
Und wen sie trifft, der kompt in Noth,
Hüt euch vor ihr, das ist mein Rath.

Der Danheuser spricht:

Herr Danheuser bin ich genannt,
Mein Nam der ist gar weit erkannt,
Aus Frankenland war ich geborn,
Aber Frau Venus auserkorn
Hat mich in ihrem Dienst bezwungen,
Ihr Pfeil hat mir das Herz durchdrungen,
Darnach da hat sie mich gefangen
Und an ihr starkes Seil gehangen.

Frau Venus spricht:

Ich bin Venus, der Lieb ein Hort,
Durch mich ward mannich Reich zerstort,
Ich han auf Erden groß Gewalt
Ueber Reich, Arme, Jung und Alt,
Wen ich wund mit dem Schießen mein,
Derselbig muß mein Diener sein;
Alsdenn jetztund aufspanne ich,
Darum wer fliehen will der flieh.

Der Ritter spricht:

Hör zu, du Königin auserkorn,
Ich bin ein Ritter wohlgeborn,
Nach Rennen, Stechen steht mein Sinn,
Vor beim Schießen ich sicher bin.

Der getreue Eckart spricht:

O fleuch bald, fleuch, du strenger Ritter,
Venus macht sonst dein Leben bitter.

Frau Venus spricht:

Ritter, dich hilft dein Fliehen nicht,
Mein Pfeil ist schon auf dich gericht.

Der Ritter spricht:

O weh Venus, was zeuchst du mich,
Daß du mich scheußt so härtiglich.
Mein Rennen, Stechen hat ein End,
Ich geb mich in dein Regiment.

Mit den hier citirten ersten Reden ist Inhalt und Form des ganzen Spiels charakterisirt. Denn wie es dem Ritter erging, so ergeht es nun nach einander dem Doctor, Bauer, Bürger, Landsknecht, Spieler und Trinker, sowie der „Jungfrau“ und dem „Fräulein“. Bei jeder Person wiederholt sich die Warnung des Eckart, die Bedrohung durch Venus und die Klage des durch ihren Pfeil Getroffenen. Nachdem Frau Venus die reiche Beute gemacht, beschließt sie das Stück damit, daß sie zum Tanz auffordert und im Epilog Alle einladet, ihr in den Venusberg zu folgen.

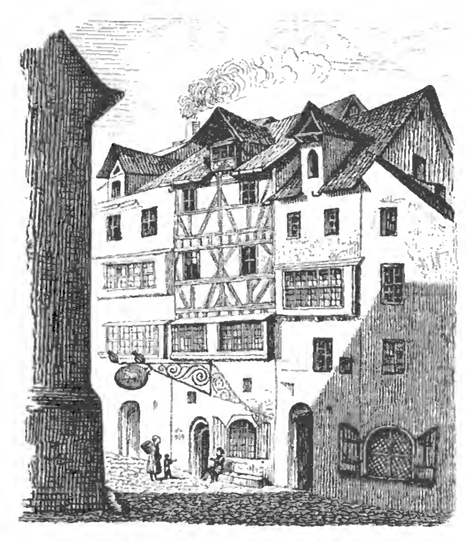
Noch deutlicher spricht sich die Tendenz gegen die unkeusche Liebe in dem Fastnachtsspiel „Von der Eigenschaft der Lieb“ aus, welches — ebenfalls noch vereinzelt — in das folgende Jahr fällt und das mit der an die Frauen und Jungfrauen gerichteten Moral schließt:

Spart eure Lieb bis in die Eh,
Denn habt ein Lieb, sonst keine meh.

Auf diese beiden vereinzelten und sehr schwachen Versuche des Dichters folgt erst neun Jahre später, im Jahre 1527, eine „Tragödie“, und zwar römischen Stoffes: „Von der Lucretia, aus der Beschreibung Livii.“ Hier machte sich der Dichter mit der Dramatisirung des überlieferten

Stoffes nicht viel Kopfzerbrechen. Die ganze Geschichte der Lucretia, ihre Ueberwältigung durch Sextus, ihr Tod und die Rache — das Alles ist in einem einzigen kurzen Acte (er nimmt in der Nürnberger Folioausgabe vier Druckseiten ein) abgethan.

Wieder drei Jahre später ließ der Dichter noch eine Tragödie und zwei Komödien folgen; aber auch noch in den nächsten zehn bis fünfzehn Jahren hatte er das Schauspiel noch keineswegs so bevorzugt, wie es später der Fall war. Um so größer aber war in jener Zeit seine Productivität in den anderen poetischen Gattungen: der Schwänke, Fabeln, Gespräche, Kampfgespräche und Historien, seiner Meistergesänge nicht zu gedenken. Mit seinem sehr umfangreichen Gedicht „Die Wittembergisch Nachtigall“ (1523) hatte er nicht nur eine Verherrlichung Luther's im Sinne, womit er gleichzeitig sein evangelisches Glaubensbekenntniß ablegte, sondern er gab darin zugleich mit aller Umständlichkeit einen Bericht über alle Ereignisse der ersten Reformationszeit und über alle Personen, die auf beiden Seiten daran betheiligt waren. Er hatte aber bis zum nächsten Jahre schon wieder so viel mehr in seinem Herzen gesammelt, daß er sein früher abgelegtes poetisches Bekenntniß jetzt noch durch ein paar Prosaschriften vervollständigen mußte, die einzigen seiner prosaischen Schriften, die er drucken ließ. Seine „Disputation zwischen einem Chorherrn und einem Schuhmacher“ (1524) ist ein köstliches Zeugniß für des Hans Sachs lautere Gesinnung und für die außerordentliche Mäßigung, die er inmitten des von beiden Seiten so heftig geführten Parteistreites zu bewahren wußte. Nachdem der Schuster dem Chorherrn mit den Worten des Evangeliums gründlich gedient hat, scheidet er von ihm doch mit den versöhnlichen Worten: „Der Fried sei mit Euch,



Das ehemalige Wohnhaus des Hans Sachs.

lieber Herr, nehmt mir nichts vorübel und verzeiht mir. Amen.“ Der erboste Chorherr aber befiehlt danach seiner Köchin, für ein gutes Essen zu sorgen, die Bibel aus der Stube hinauszutragen und, da er den Caplan und etliche Herren zum Schmaus erwartet, auch nachzusehen, ob die Karten frisch und ob die Steine und Würfel alle im Brettspiel sind.

Trotzdem Hans Sachs von der neuen Lehre im tiefsten Herzen erfüllt war, hat er sich doch niemals verleiten lassen, seine Schauspiele mit theologischer Polemik anzufüllen. Hier kam es ihm nur darauf an, Begebenheiten darzustellen und dieselben höchstens mit der allgemeinen bürgerlichen Moral zu beleuchten. Was aber die theatralische Form betrifft, so war er darin in der ersten Zeit noch ebenso zaghaft wie unwissend. Es mußte ihm daher sehr willkommen sein, in einer lateinisch geschriebenen Komödie des Reuchlin mit dem sehr glücklichen Stoffe auch zugleich die fertige theatralische Form übernehmen zu können. Das von ihm 1531 verdeutschte Stück bezeichnet unser Dichter selbst als „Eine Comedi Dr. Reuchlins im Latein gemacht: Der Henno.“ Wie schon Hans Sachs hier im Titel zu erkennen giebt, ist Reuchlin's lateinischer „Henno“ (erschien 1498) ziemlich getreu nachgebildet. Für die eigentliche Uebersetzung muß wohl der Dichter einen Mitarbeiter gehabt haben, wie es auch später beim „Hecastus“ der Fall war. Der Stoff ist ein echt komödienhafter, und die Moral desselben ist: daß Untreue ihren eigenen Herrn schlägt. Der Bauer Henno hat seinem sparsamen Weibe acht Gulden entwendet und schickt damit seinen Knecht Dromo zum Gewandschneider, um dafür ein Stück Tuch zu kaufen. Der Knecht selber zieht nun aber von der Unredlichkeit seines Herrn gleich gehörigen Nutzen. Er beschließt, das Tuch auf Borg zu nehmen und nicht nur die acht Gulden für sich zu behalten, sondern auch das geborgte Tuch anderwärts wieder zu verkaufen. Während er mit der Ausführung seiner Spitzbüberei beschäftigt ist, hat die Bäuerin Elsa den Verlust ihres Ersparten mit Kummer bemerkt und geht auf den Rath ihrer Nachbarin Gredta zum Wahrsager Alcabicius, damit dieser ihr den Dieb ausfindig mache. Der Wahrsager beschreibt ihr den Dieb in allgemeinen Zügen so, daß die Bäuerin wohl auf ihren Mann schließen kann, aber doch keine Gewißheit darüber hat. — Der Diener Dromo kommt nach Ausführung seines Handels zu seinem Herrn zurück, ihm zu melden, daß der Gewandschneider wohl das Geld genommen habe, das Tuch aber erst anderen Tags geben wolle. Da im nächsten (dritten) Acte Henno den Gewandschneider Danista zur Rede stellt, leugnet dieser mit gutem Grund; denn er hat in der That das Tuch dem Knecht gegeben, hingegen von diesem kein Geld dafür erhalten. Der durchtriebene Dromo wird nun vor Gericht gefordert, hat aber einem Advocaten mitgetheilt, wie die Sache sich eigentlich verhalte. Dieser, wiederum ein Gauner, verspricht ihm, ihn von der Anklage zu befreien, wenn er ihm seinen Theil von der erschwindelten Summe gebe, worauf Dromo einzugehen verspricht. In der Gerichtsscene befolgt nun Dromo den ihm vom Advocaten gegebenen Rath, sich taub und stumm zu stellen, und antwortet auf alle an ihn gerichteten Fragen nur immer mit „Blee“. Da nun auf diese Weise von ihm kein Eingeständniß zu erlangen ist und auch der Kläger keine Zeugen für die Richtigkeit seiner Angaben stellen kann, so muß Dromo wieder entlassen werden. Der Hauptspaß aber ist nun (im fünften Act), daß Dromo, als der spitzbübische Advocat von ihm seinen Antheil begehrt, gegen diesen jetzt das nämliche vor Gericht gebrauchte und von dem Advocaten selbst ihm gerathene Mittel anwendet und auf alle Reden des Advocaten nur mit „Blee“ antwortet, so daß auch dieser nun von dem listigen Diener geprellt ist. Daß schließlich der Knecht auch noch die Tochter des Bauern heirathet, ist wohl etwas zu viel Belohnung für seine Spitzbüberei.

Das Verdienst an dieser namentlich in den letzten Acten äußerst spaßhaften und regelrecht gearbeiteten Komödie gehört nicht unserem Dichter. Und wir sehen ihn denn auch noch in der Folge seine eigenen Wege wandeln, nur daß er jetzt die an Handlung reichen Stoffe in Acte theilt. Aber vorläufig blieb der künstlerische Zweck und die innere Nothwendigkeit dieser Form seiner Erkenntniß

noch verschlossen. Meist sind seine Acte nur Scenen, und wo er mit drei bis fünf Acten den Stoff nicht erschöpfen konnte, da vergrößert er die Zahl derselben in beliebiger Weise. Zunächst waren es jetzt die biblischen Stoffe (wie Esther, Hiob, Tobias, die Opferung Isaac's u. s. w.), welche er für die größeren Schauspiele vorzugsweise benutzte. Inzwischen bereicherte er seine Literaturkenntniß in so außerordentlicher Weise, daß die Stoffe ihm aus den verschiedenen Quellen immer zahlreicher zuströmten. Er benutzte zunächst Ovid und Lucian, bearbeitete die Menächmen des Plautus und wählte aus Boccaccio vor Allem diejenigen Erzählungen, die eine romantische Handlung voll ernster Spannung enthalten, wie zunächst die Griseldis, die er 1546 unter dem Titel: „Die geduldig und gehorsam Markgräfin Griselda, ein Comedi“ 2c. schrieb.

Von den alttestamentarischen Stoffen muß hier aber noch derjenige besonders erwähnt sein, zu dem er immer wieder, in Gedichten und in Schauspielen, zurückkehrte. Es ist dies die Geschichte von Adam und Eva. Er hat den Stoff, der doch im Grunde noch den geistlichen Spielen des Mittelalters angehörte, wiederholt bearbeitet. Im Jahre 1548 schrieb er die „Tragedi von der Schöpfung, Fall und Austreibung Ade aus dem Paradeyß“. Das Spiel beginnt nach dem Prolog eines Cherub mit einer Rede Gottes:

Ich hab erschaffen alle Ding,
Das Erdreich und der Himmel Ring,
Auch beschuf ich das Firmament 2c.

Am Schlusse der Aufzählung aller Dinge, die der Herr erschaffen, und nachdem er verkündet, daß er nunmehr auch den Menschen, als den Herrn „über alle Thiere“, aus Erde formiren wolle, heißt es: „Der Herr bildet Adam und bläst ihm ins Angesicht und spricht“ 2c. Der erste Aufzug endet damit, daß Adam sich schlafen legt, worauf mit Beginn des folgenden Actes Gott von dem Schlafenden eine Rippe nimmt und Eva bildet. Hiernach folgt die Conspiration der drei Teufel: Lucifer, Satan und Belial, die Verführung Eva's durch die Schlange, der Sündenfall und die Austreibung aus dem Paradiese. — Mehrere Jahre später (1553) setzte er die Geschichte fort, indem er auf eines seiner Lieder und Meistergesänge zurückgriff, dabei der Darstellung in einem Briefe Melanchthon's folgend, der wiederum von Alberus in einen lateinischen Dialog gebracht war. Diesen Stoff, welcher die Familienangelegenheit von Adam und Eva behandelt, bearbeitete er dramatisch zweimal in demselben Jahre, erst im September, dann im November 1553. Die erstere Bearbeitung ist bei größerer Einfachheit und Kürze auch die anziehendere. Eva klagt dem Adam, der eben aus dem Felde von schwerer Arbeit zurückkommt, ihren Kummer über das mühselige Leben, das sie Beide nach dem Verlust des Paradieses zu führen verurtheilt sind. Adam tröstet sie in sehr verständiger Weise und theilt ihr mit: Von einem Engel hab er vernommen,

Gott der Herr wird heut zu uns kommen,
Will beschauen unser Haushalten,
Und wie wir unsrer Kinder walten,
Wie wir sie lehren und auferziehen.

Eva.

O mein Adam, so will ich fliehen,
Weil ich fürcht ihn so grausam sehr.

Adam.

Du solltest ihm zulaufen vielmehr;
Weil er zu uns zu kommen meint,
So ist er uns nit so gar feind,
Sondern er will uns noch begnaden,
Geh, thu die Kinder putzen und baden,
Schmück sie sauber, dieweils noch Zeit,
Leg ihn'n auch an ihr Feierkleid;
Kehr die Stuben, streu Gras im Haus,
Daß es schau um so schmucker aus,
Wenn der Herr kommt zu uns herein.

Eva äußert sich nun hoch erfreut, daß ihnen diese Gnade zu Theil werden soll, und geht eilig fort, um Alles für den hohen Besuch in Ordnung zu bringen. Nach einem Monolog des Adam, in welchem wir u. A. erfahren, daß die Geschichte von Kain und Abel schon in der Vergangenheit liegt, kommt Eva wieder zurück und bringt vier von den Söhnen, die sie hübsch gewaschen und gestriegelt hat Adam bemerkt ihr, daß dies doch nur ein Theil von den Kindern sei und warum sie nicht alle hereingebracht? Sie meint aber, die anderen sähen gar zu übel aus, „höckrich, schielend, zottig“ u. s. w., so daß sie vor dem Herrn sich ihrer schämen müßte. Sie habe sie des-

halb versteckt, theils im Stadel unters Heu, theils in den Ofen und hintern Herd. Adam ist damit gar nicht einverstanden, da Gott nicht auf äußere Schönheit sehe, sondern „auf Zucht auf Gottes Ehr“. Er ermahnt nun die Kinder, wenn der Herr kommen werde, ihn hübsch artig zu empfangen. Nun tritt der Herr mit zwei Engeln auf und wird von Adam und Eva in demüthiger Weise begrüßt. Nachdem der Herr ihnen gütig zugesprochen und an seine Verheißung von dem sie dereinst erlösenden Samen erinnert, welcher die Schlange zertreten soll, fragt er die Kinder: ob sie auch beten können? Nach Eva's freudiger Bejahung knieen die Kinder nieder, das älteste betet vor und die anderen wiederholen es. Da der Herr sich sehr zufrieden darüber äußert, bittet Eva, er möge nun die Kinder segnen. Der Herr, indem er den Kindern seinen Segen ertheilt, verheißt nun allen vieren nach einander, was ein Jeder werden soll: der Eine „ein König gewaltig und mächtig“, der Zweite ein Ritter, der Land und Leute beschütze, der Dritte ein Bürgermeister, der die Gerechtigkeit ausüben soll, und der Vierte ein großer Kaufmann. Dann sagt der Herr zu den Kindern, er wolle sie nun ins Paradies führen, damit sie erkennen, welche Herrlichkeit ihre Eltern wegen ihres Ungehorsams verloren haben. Eva wagt die Bitte, auch mitgehen zu dürfen; aber sie muß draußen bleiben. Da der Herr mit den Kindern hinaus ist, spricht Eva ihr Bedauern aus, daß sie die anderen Kinder versteckt gehalten, indem diese sonst doch auch einen so schönen Segen erhalten haben würden. Auf Adam's Rath eilt sie nun hinaus, um die anderen Kinder zu holen. Nachdem der Herr wiedergekommen, bringt sie jene herbei, indem sie ihm gesteht, sie habe dieselben wegen ihres so üblen Aussehens ihm gar nicht vorführen wollen. Nun aber bittet sie ihn, daß er auch diese mit seinem Segen beglücken möge. Als diese Kinder auf des Herrn Frage nicht beten können, ist er erst sehr zornig, daß man sie so verwahrlost habe. Aber er will dann doch das Unrecht der Eltern die Kinder nicht entgelten lassen. Mit dem Segnen dieser Kinder wird auch ihnen nun verheißen, zu welchen Ständen sie erkoren sind. Bei dem Ersten macht hier Hans Sachs mit der Anspielung auf sich selbst eine sehr drollige Parenthese. Das erste Kind soll nämlich ein Schuster werden, nach welchen Worten angemerkt ist: „Eva kratzt sich in den Kopf.“ Der Zweite ist zum Weber bestimmt, der Dritte zum Hirten und der Vierte zum Bauer. Darüber ist die gute Eva einigermaßen enttäuscht, und sie wagt gegen den Herrn den Einwand, warum denn diese Kinder alle zu so niedrigem und mühseligem Leben ausersehen seien, während doch die ersten vier lauter große Herren werden sollen. Nun folgt die Schlußmoral des ganzen Spiels, indem der Herr in langen Reden die Verschiedenheit der Stände auseinandersetzt: daß der eine Stand ohne den anderen nicht bestehen könne, und daß auch die großen Leute wieder ihre Sorgen haben, von denen die anderen befreit sind.

In dem nämlichen Jahre hatte der Dichter dies Spiel in größerer Ausdehnung wiederholt, indem er demselben zunächst die ganze Geschichte von Kain und Abel vorausgehen ließ und außerdem das Examen der Kinder durch den poetisch ausgeführten Katechismus ergänzte. Erst bei dieser zweiten und umfänglicheren Bearbeitung beruft sich Hans Sachs auf das lateinische Vorbild des Melanchthon.* Aber trotzdem wird der liebenswürdig naive Ton und die innige Treuherzigkeit des Ausdrucks, wovon die wenigen vorstehenden Citate nur eine unvollkommene Vorstellung geben, unserem Nürnberger Poeten zugeschrieben werden müssen.

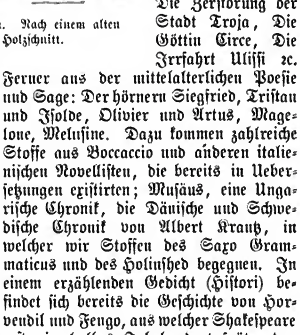
Ein anderes Schauspiel, welches wieder lateinischen Ursprungs ist, der „Hecastus“ (1549), gehört einer durchaus anderen Gattung an. Das lateinische Original dieser Tragödie „vom reichen sterbenden Menschen, der Hecastus genannt“ stammt aus den Niederlanden und rührt von dem fruchtbarsten lateinischen Schauspieldichter Macropedius (eigentlich Lankveld) her. Es ist die symbolische Darstellung von einem menschlichen Lebenslauf und steht dadurch in naher verwandtschaftlicher Beziehung zu dem kurz vorher erschie-

* Es scheint aber, daß auch Melanchthon's Brief nicht die ursprüngliche Quelle war, sondern ein älteres Spiel, das schon 1516 in Freiberg dargestellt wurde.

neuen „Homulus", der wieder aus dem Englischen („Everyman") nach den Niederlanden gekommen war. Beide Stücke spielen eine große Rolle im Drama des sechzehnten Jahrhunderts. Da eine ihrer Bedeutung entsprechende eingehende Erörterung derselben hier zu weit führen würde, so kann auf eine Charakterisirung dieses Schauspiels um so eher verzichtet werden, als bei diesem Stücke unser Hans Sachs weniger Original ist als sonst wo. Denn fast gleichzeitig mit diesem erschien eine deutsche Bearbeitung des „Hecastus" von Rappolt in Nürnberg, welche mit Hans Sachs fast genau, wenige Zuthaten und Weglassungen abgerechnet, übereinstimmt. Nachbildungen des „Homulus" sowohl wie des „Hecastus" und theilweise Benutzungen derselben wiederholen sich noch bis gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts.


Eine römische Kaiserin. Nach einem alten Nürnberger Holzschnitt.

Wir kommen zu jener Epoche des Dichters, in welcher die dramatische Dichtung weitaus dominirt. Sie fällt hauptsächlich in das Decennium von 1550 bis 1560, aus welchem ich nach der Nürnberger Ausgabe seiner Werke allein 151 dramatische Gedichte zusammenzähle, und zwar: 47 Tragödien, 51 Komödien, 47 Fastnachtsspiele und sechs Stücke, die er nur als „Spiele" bezeichnet hat. Wenn wir bedenken, wie viel Zeit allein das bloße Schreiben dieser Menge von Stücken erforderte, neben welchen er doch auch immer noch in den anderen poetischen Gattungen, namentlich den Fabeln, Schwänken, Historien, Gesprächen u. s. w., thätig war, erscheint es fast unbegreiflich, daß ihm dabei die Zeit blieb, sich so umfänglich durch Lesen von Büchern zu unterrichten und durch ihre Kenntniß den Reichthum seiner dramatischen Stoffe zu vergrößern. Von biblischen Stoffen finden wir u. a.: Abraham und Lot, Die Opferung Isaacs, Judith, Die Kindheit Mose, König Saul (in zwei Bearbeitungen), Daniel, Prophet Jonas, Der aufrührerisch Absalom, Das Judicium Salomonis, König Ahab, Esther, Der stolz König Rehabeam, Herodes, Die Machabäer, Simson, Jacob und Esau, Die Enthauptung Johannis, Die Auferweckung Lazari, Die Belagerung Jerusalems durch Senacherib u. s. w. Auch ein eigentliches Passionsspiel schrieb er (erst 1558) unter dem Titel: „Der ganz Passio." — Nicht geringer ist die Zahl der aus dem classischen Alterthum, der Geschichte und der Mythe entnommenen Stoffe. Außer der schon erwähnten Lucretia und Virginia mögen hier noch angeführt sein: Titus und Gisippus, Romulus und Remus, Cleopatra, Alexander Magnus, Mucius Scävola, Alexander und Diogenes, König Darius, Clitemnestra, Die unglückhaft Königin Jokaste, Perseus und Andromeda, Die Zerstörung der Stadt Troja, Die Göttin Circe, Die Irrfahrt Ulissi rc.



Ferner aus der mittelalterlichen Poesie und Sage: Der hörnern Siegfried, Tristan und Isolde, Olivier und Artus, Magelone, Melusine. Dazu kommen zahlreiche Stoffe aus Boccaccio und anderen italienischen Novellisten, die bereits in Uebersetzungen existirten; Musäus, eine Ungarische Chronik, die Dänische und Schwedische Chronik von Albert Krantz, in welcher wir Stoffen des Saxo Grammaticus und des Holinshed begegnen. In einem erzählenden Gedicht (Histori) befindet sich bereits die Geschichte von Horvendil und Fengo, aus welcher Shakespeare erst ein halbes Jahrhundert später den

Hamletstoff nahm. Ja, in einem Schauspiel von „Hagwart und Signe“ ist schon das von Holinshed berichtete Macbethmotiv benutzt, daß der Prinz auf dem Kriegszug seinen Kriegern befiehlt, von den Bäumen Zweige abzuschlagen, um sich damit zu decken und den Feind dadurch zu täuschen.

In seinen Unterscheidungen der Stoffe für die Komödie und Tragödie ist Hans Sachs nicht immer consequent geblieben. Für gewisse Stoffe, die er nicht der einen oder anderen Gattung beizuzählen wagte, hat er nur die Bezeichnung „Spiel“ gebraucht. Im Allgemeinen ging er wohl von der Anschauung aus, daß der Tod der Hauptpersonen das Stück zur Tragödie bestimmte, während er die anderen Stücke, auch die allerernstesten, zu den Komödien zählte. Aber auch hierbei kamen ihm doch oft Zweifel über die Richtigkeit der gewählten Bezeichnung. So nennt er die „Judith“ eine „Comedi“, läßt aber dann im Prolog den Ehrenhold sagen: Sie wären gekommen

> Zu halten ein geistlich Comedi,
> Doch schier fast gleich einer Tragedi.

So betitelt er auch die „Opferung Isaacs“, die doch nicht tragisch verläuft, als „Tragedi“, dagegen die Geschichte des Tobias als Komödie, die der Esther als Historie, und so wechseln bei ihm noch häufig die Anschauungen darüber. Ebenso war es bei seinem Verfahren der Acttheilung seiner Stücke. Wie schon bemerkt, wächst ihm die Zahl der Acte in den größeren Stücken häufig über fünf hinaus. Die meisten haben sieben Acte, manche noch mehr. Von den Gesetzen einer dramatischen Composition hatte er weder Kenntniß noch auch nur eine unbestimmte Ahnung. Daher sind seine Acteinschnitte oft willkürlich gemacht; sie treten gewöhnlich ein, wenn eine neue Scene mit neuem (natürlich nicht dargestelltem) Schauplatz beginnt, zuweilen aber auch nur dann, sobald die Personen, welche auf der Scene waren, abgetreten sind. Häufig genug müssen allerdings diese Personen abtreten, ohne daß es durch die Handlung motivirt erscheint. Da aber das Theater jener Zeit keinen Vorhang hatte, so konnten freilich die Acteinschnitte nur dadurch markirt werden, daß die Personen abgingen und daß nach einer kleinen Pause andere wieder auftraten. Trotzdem verfährt Hans Sachs in der Acttheilung richtiger als die meisten Dramatiker des sechzehnten Jahrhunderts, mit denen er sonst in der Behandlung der theatralischen Action im Allgemeinen übereinstimmt. Ob die von ihm gewählten Stoffe für die theatralische Form gefügig waren, das kümmerte ihn nicht. Weil er in seiner naiven Anschauung der Dinge gar keine Formschwierigkeiten kannte, so nahm er auch alle Stoffe ohne Bedenken für die dramatische Composition an, ohne sich je zu fragen, ob der Gegenstand und die Verhältnisse von Ort und Zeit die dramatische Form der Dichtung ermöglichten. Es ist charakteristisch dafür, daß er sehr viele seiner Stoffe als Schauspiele und auch als erzählende Gedichte behandelt hat.

Die Sprache unseres Dichters und seine Anschauungsweise ist überall dieselbe, so verschiedenartig die behandelten Stoffe sein mochten. Seine Ausdrucksweise war eben diejenige, durch welche er die fernstliegenden Ereignisse, Sitten und Zeitverhältnisse dem Verständniß seiner Leser und seiner Zuhörerschaft nahe bringen konnte. Er wollte nicht Griechen und Römer, nicht die Romantik des Mittelalters und nicht das Alterthum schildern, sondern er benutzte die ihm überlieferten Begebenheiten in ihrer Aeußerlichkeit nur, um irgend eine Moral daraus zu ziehen, die auch für die kleinbürgerlichen Verhältnisse seiner Zeit anzuwenden war. So herzinnig und rührend oft diese Naivetät in den biblischen Stoffen uns berührt, so seltsam und belustigend nimmt sie sich freilich in den großen geschichtlichen Actionen und heroischen Stoffen aus.

Wenn es gegenwärtig bei der Lectüre jener Schauspiele sehr spaßhaft klingt, wie alle Personen, gleichviel ob sie der Sage des Mittelalters, der Bibel oder der römischen Geschichte angehören, ganz und gar das gleiche Zeitcostüm tragen, so müssen wir dabei uns vergegenwärtigen, daß auch das äußere Gewand bei den Aufführungen damit in Einklang stand. Der auf Seite 197 beigefügte Holzschnitt der weiblichen Figur, welche sich auf dem Titelbild eines alten Nürnberger Druckes befindet, stellt eine „römische Kaiserin“ dar, aber wie man sieht, in dem Gewande einer Nürnberger Patricierin des sech-

zehnten Jahrhunderts. Und so wie diese Kaiserin erschien auch Lucretia, Cleopatra u. s. w. Und das Zeitcostüm stand mit den Dichtungen immer noch mehr im Einklang, als es später — noch bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts — bei den Aufführungen der Fall war, in denen die Helden der römischen Geschichte oder ein Hamlet, Macbeth, Richard der Dritte u. s. w. in Schnallenschuhen und mit Haarbeutelperrücken auftraten. Hans geführt worden sind, darüber kann kein Zweifel bestehen. Der Dichter selbst hat uns berichtet, wie er die meisten habe agiren helfen; und in allen Prologen, die den Komödien und Tragödien vorausgehen, wird am Schlusse die Zuhörerschaft ermahnt, nunmehr ruhig zu sein, zu sehen und zu hören. So beispielsweise am Schlusse des Prologs zum „hörnern Siegfried" heißt es nach kurzer Erzählung des Inhalts:



Der Ehrenhold (Herold). Nach einem Holzschnitt vom Jahre 1540.

Sachs machte niemals auch nur den geringsten Versuch, in der Darstellung fernliegender Stoffe sich den Sitten und Anschauungen fremder Nationalitäten und fernliegender Zeiten zu accomodiren, sei's auch nur in den bescheidensten Andeutungen. Seine Eigenthümlichkeit liegt vielmehr darin, daß er alle Begebenheiten, die er schilderte, mehr episch als dramatisch, in der Localfarbe seiner Zeit vortrug und sie in den Gesichtskreis seiner Zuhörer zu rücken wußte.

Daß alle Stücke des Hans Sachs nicht nur für die Aufführung geschrieben waren, sondern daß sie auch alle wirklich aufge-

Wie dies als geschah mit Werk und Wort,
Werdt ihr orntlich an diesem Ort
Hören und sehen in diesem Spil;
Darum seid fein züchtig und still.

Und der Prolog zur „Griseldis" schließt:

Nun schweigt ein wenig und habet Ruh
Und höret der Comedi zu.

Und in ähnlicher Weise lauten die Schlußworte des Prologs bei fast allen Schauspielen.

Von wem und in welcher Weise damals die Stücke aufgeführt wurden, darüber haben wir gerade bezüglich Nürnbergs nur sehr dürftige Nachrichten. Jedenfalls aber haben die Agirenden meist dem

Handwerkerstande angehört. In Nürnberg, Augsburg und anderen Städten, wo die Meistersingkunst in den Handwerkskreisen blühte, bildete schon diese Beschäftigung mit der edlen Poeterei die Brücke fürs Theater. Die Bühne aber konnte im sechzehnten Jahrhundert überall nur eine improvisirte sein. Entweder war auf der Straße ein erhöhtes Gerüst, ohne Vorhang und Coulissen und nur mit einer Rückwand für die auf- und abtretenden Personen, oder in Sälen von Gasthäusern, im Rathhaus (bei geistlichen Spielen auch in Kirchenlocalitäten) konnten die Einrichtungen um so leichter getroffen werden, als Veränderungen der Bühne und Decorationen überhaupt niemals gefordert wurden, indem man sich einzig auf die Darstellung von Personen beschränkte.

Ed. Devrient meldet zwar in seiner „Geschichte der deutschen Schauspielkunst“: in Nürnberg sei bereits im Jahre 1550 ein Theater, das erste deutsche Schauspielhaus, von den Meistersängern erbaut worden. Daß aber diese Angabe durchaus falsch ist, davon habe ich mich jüngst durch die eingehendsten Nachforschungen in Nürnberg selbst überzeugt. Devrient schreibt auch, daß dies Beispiel Nürnbergs „bald darauf“ in Augsburg nachgeahmt worden sei. Es steht aber fest, daß Augsburg, wo die Meistersänger ganz besonders mit Komödienspiel sich beschäftigten, in Schulhäusern, Stadeln und dergl., erst 1665 ein „Komödienhaus“ erhalten hat.

Die Schauspiele des Hans Sachs machten überdies an die scenische Darstellung noch viel geringere Ansprüche, als es in den Stücken anderer Dichter seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts der Fall war. Während in Nürnberg gegen Ende des Jahrhunderts erst durch Jakob Ayrer eine reichere Action (nach den Vorbildern der englischen Stücke) eingeführt wurde, ist bei Hans Sachs noch fast Alles in der Gesprächsform abgethan, infolge dessen wir denn auch bei dem Mangel aller psychologischen Motivirungen so viele schroffe, unvermittelte Scenenübergänge antreffen.

Diejenige wichtige Person, welche dafür vermittelnd zwischen Darstellung und Publikum wirkte und welche die Person des Dichters selbst vertrat, war der in fast allen Schauspielen des sechzehnten Jahrhunderts übliche Herold, der auf den Inhalt des folgenden Spiels hinwies und zur Aufmerksamkeit ermahnte. Später hatten die dramatischen Dichter meist noch ein „Argument“ folgen oder auch zwei Herolde nach einander sprechen lassen. Hans Sachs verfuhr auch hierin einfacher und verständiger als seine Nachfolger; übrigens hieß bei ihm der Herold noch durchgängig „Ehrnhold“. Auf mehreren alten Einzeldrucken von Schauspielen sehen wir diesen Herold abgebildet, mit breitem Federbarett, in der Hand den Stab und auf dem Wappenrock den Reichsadler. Die beigefügte Abbildung auf Seite 199 ist von einem Straßburger Druck des Jahres 1540.

In seinen Fastnachtsspielen bedurfte Hans Sachs der Vermittelung eines solchen Herolds nicht, weil hier die dem bürgerlichen Leben seiner Zeit entnommene Handlung verständlich genug für sich selbst sprach. Die mehr moralische als poetische Anschauungsweise, welche den großen historischen und heroischen Stoffen schlecht anstand, wurde für die Fastnachtsspiele seine Stärke. In diesen burlesken Scenen aus dem Leben der Zeit konnten sich alle seine Vorzüge so ungehindert entfalten, daß er hier ebenso wie in seinen Schwankgedichten als Meister erscheint.

Die Zahl seiner Fastnachtsspiele beläuft sich auf etwa siebzig, mithin machen sie ungefähr den dritten Theil seiner dramatischen Gedichte aus. Auch in dieser Gattung begann der Dichter erst mit dem Jahre 1550, also in seinem sechsundfünfzigsten Lebensjahre, eine erhöhte Thätigkeit zu entwickeln, und in den Zeitraum von 1550 bis 1554 fallen seine vorzüglichsten Spiele dieser Gattung, zu denen namentlich die folgenden zu rechnen sind: Frau Wahrheit will Niemand beherbergen, Der bös Rauch, Des Pauren Knecht will zwo Frauen han, Der fahrend Schüler mit dem Teufel-Pannen, Das heiß Eisen, Der Bauer in dem Fegfeuer, Das Weib im Brunnen, Die Burgerin mit dem Thumbherrn, Der Krämerskorb, Der Bauer mit dem Plerr u. a. m.

In den meisten seiner Fastnachtsspiele handelt es sich nur um eine einzige Situation, und diese Stücke sind natürlich

in der dramatischen Composition die gelungensten. Das gilt namentlich von dem „heiß Eisen", vom „fahrenden Schüler", vom „Krämerskorb" und noch einigen anderen. In den meisten dieser Schwänke hat es der schalkhafte Dichter auf die halb daneben noch einen „Bulen" haben; und dazu habe sie den Domherrn ausersehen, weil ja ein Geistlicher nichts von den Dingen ausplaudern dürfe. Die Mutter ist sehr ungehalten über solch Verlangen; da aber die Tochter dabei




Hans Sachs in seinem einundfünfzigsten Lebensjahre. Nach einem alten Holzschnitt.

Pfaffen oder die Weiber abgesehen; oft auch gelten seine Pfeile Beiden gleichzeitig. In letzterer Beziehung steht der „fahrend Schüler mit dem Teufel-Pannen" obenan. Aber auch die „Burgerin mit dem Thumbherrn" ist ein Schwank von drastischer Komik und dabei voll gesunder Moral: Eine junge Frau klagt ihrer Mutter, sie habe einen alten Mann und wolle deshalb daneben noch einen „Bulen" haben; — verharrt, giebt sie ihr den Rath, sie möge doch erst durch andere Proben zu erforschen suchen, wie weit wohl die Geduld ihres Mannes gehen werde. Die Proben, die nun das junge Weib mit ihrem Manne anstellt, indem sie zuerst seinen von ihm besonders geliebten Feigenbaum umhaut, dann sein Lieblingshündchen todtschlägt, sind stark genug; aber

immer vergiebt ihr der Mann. Nachdem sie dann aber noch eine dritte Probe mit seiner Geduld angestellt hat, kommt er zu der Ueberzeugung, daß es mit seinem Weibe nicht ganz richtig sei, schleppt sie zu einem Bader und läßt ihr durch einen starken Aderlaß ihren Uebermuth gründlichst austreiben. — „Das heiß Eisen“ ist in neuerer Zeit in weiteren Kreisen des Publikums bekannt geworden.* Aber noch manches andere von diesen Fastnachtsspielen würde heute, wenn man allzu große Derbheiten, die man dem Publikum unserer Tage nicht mehr zumuthen kann, geschickt entfernte, auf die Bühne gebracht werden können.

Die Derbheiten des Hans Sachs, die eben seiner Zeit angehören, braucht man nicht in Abrede zu stellen. Aber trotz alledem ist der Dichter niemals unsittlich oder frivol in unserem jetzigen Sinne. Wie in seinen Fastnachtsspielen die Moral des Schwankes sich meist von selbst ergiebt, so war es auch in seinen größeren Komödien und Tragödien stets vor Allem sein Wunsch, daß die Zuschauer einen Nutzen daraus für die Moral ziehen können. Das war ihm bei allen seinen Stücken, woher auch der Stoff genommen sein mochte, der Hauptzweck, und er versäumte deshalb niemals, am Schlusse die Moral sehr deutlich und verständlich auszudrücken, damit man ja nichts davon übersehe. Oft geht er darin so weit, daß er in dem Epilog alle Hauptpersonen, eine nach der anderen, von diesem Gesichtspunkte der Moral beleuchtet und eine Nutzanwendung den Zuschauern mitgiebt.

Der Dichter selbst hat sich häufig darüber ausgesprochen, wie es ihm in seinen Dichtungen nur darum zu thun sei, rechte Frömmigkeit und alle Tugenden zu verfechten und auszubreiten, dagegen überall das Laster zu verfolgen und zu strafen. In einem poetischen Vorwort zum zweiten Buch seiner Dichtungen, datirt vom Februar 1558, berichtet er von einer Verstimmung, die ihn befallen habe und die ihn zu dem Entschluß gebracht, ferner nichts mehr zu dichten. Diese Verstimmung hatte ihm nicht nur sein zunehmendes Alter bereitet

> Und viel Gebrechlichkeit,
> Wie solichs bringt die Zeit,

sondern auch viel „Haß und Ungunst“, die er wegen seiner Gedichte erfahren, nämlich von Solchen, die er wider seinen Willen getroffen, wiewohl er nie eine Person angegriffen, Niemandem geheuchelt aus Gunst und Niemanden geschmäht habe, sondern ganz allein „die Laster, alles Unraths Ziechpflaster“ gescholten. Dreiundvierzig Jahre sei er nun beflissen gewesen, in seinen Dichtungen die Tugend zu erheben, wovon seine Werke Zeugniß geben. Da er nun dafür von vielen Seiten Undank erfahren, Neid, Haß und Verachtung, so sei er mit jenem Entschlusse umgegangen, die Feder niederzulegen. Und als er diesen Entschluß wohl bedachte, sei er entschlafen, und es sei ihm der „Gott Genius“ erschienen, der habe ihn in einen schönen Saal geführt, wo auf einem Thron eine schneeweißgekleidete Königin saß. Das war die „Weisheit“, welche sich beklagte, daß in neuerer Zeit die Tugenden, Mäßigkeit, Gerechtigkeit, Freundschaft, Keuschheit u. s. w., „gar veracht“ werden, wogegen die Laster gewaltig jetzt regierten. Die Königin habe ihn deshalb ermuntert, nicht abzulassen, sondern im Dichten fortzufahren und dadurch das Gute zu befördern. Das habe er sich denn auch zu Herzen genommen und beschlossen, von seinem Wege sich nicht abbringen zu lassen.

Ein späteres Gedicht bezieht sich auf die Pest („Die geschwind Krankheit der Pestilenz“), welche im Jahre 1561 in Nürnberg gewüthet habe, so daß im Ganzen 9256 Menschen daran gestorben seien. Noch in der ersten Zeit der Krankheit, so erzählt der Dichter weiter, sei ein Freund zu ihm gekommen, um ihn zu überreden, mit ihm Nürnberg zu verlassen. In einem langen Gespräch zwischen dem Freunde und dem Dichter werden nun alle Gründe dafür und dawider umständlich erörtert. Der Dichter bleibt schließlich allen Einwendungen des Freundes gegenüber standhaft. Und wenn er früher, bei der Herausgabe seines dritten Buches, den Entschluß ausgesprochen habe, seine Thätigkeit zu beenden, so habe er ja wirklich „etwas länger denn Jahr und Tag“ gefeiert. Nun aber, in dieser trüben Zeit, wolle er

* Zunächst durch meine eigene Bearbeitung, in welcher Marie Seebach die Rolle der Frau spielte. Das Stück befindet sich in dieser Form im ersten Bändchen meiner „Gesammelten Komödien“. (Berlin 1879).

erst recht fortfahren, zu schreiben, zur Bekämpfung der Laster und zur Förderung der Tugend, wie auch durch gute ehrliche Schwänke manch trauriges Herz zu erquicken.

So wies er auch schon im Vorwort zum dritten Buche darauf hin, daß er in seinen Schwänken alles Unzüchtige ausgeschlossen habe. Und so berichtete er in seinem 1567 gedichteten poetischen Lebenslauf nach Herzählung aller Städte, die er mit seinem Handwerk bereist habe —

> Spiel, Trunkenheit und Bulerei
> Und ander Kurzweil mancherlei
> Ich mich in meiner Wanderschaft
> Entschlug; allein war ich behaft
> Mit herzenlicher Lieb und Gunst
> Zu Meistergsang der löblichen Kunst.

Und wenn er bei der Classificirung aller seiner Gedichte auch die „Fabeln und Schwänk', die lächerlich Possen und seltsam Ränk'" erwähnt, dabei aber hinzufügend „doch nicht zu grob, noch unverschämt", so könnten wir aus alledem schon schließen, daß dasjenige, was uns heute bei unserer allzu großen Empfindlichkeit grob darin erscheint, in jener Zeit keineswegs dafür gelten konnte.

Daß Hans Sachs als dramatischer Dichter keinen fortwirkenden Einfluß auf die Weiterentwickelung unseres Dramas hatte, lag zum Theil darin, daß er selbst auf diesem Gebiete in den naiven Vorstellungen befangen blieb, mit denen er ein halbes Jahrhundert vorher begonnen hatte; zum Theil aber auch in dem Umstand, daß bei uns die ganze dramatische Reformationsdichtung in der Tendenz aufging. Und diese theils polemisirende, theils theologisch-docirende Tendenz mußte einer Fortentwickelung im künstlerischen Sinne stets hinderlich sein. Hans Sachs war wenigstens der Einzige, bei welchem die Tendenz nicht den Inhalt ausmachte, sondern bei welchem der Geist der Reformation in die Dichtung selbst übergegangen war.



Hans Sachs in seinem einundachtzigsten Lebensjahre. Nach einem alten Holzschnitt.

* * *

Ueber die beiden Bildnisse des Hans Sachs, mit denen wir diesen Aufsatz begleiten, mögen hier noch ein paar erläuternde Bemerkungen folgen.* Das erstere, welches den Dichter in der Blüthe seines Mannesalters zeigt, ist nach einem etwa viermal so großen Holzschnitt vom Jahre 1545 hier in verkleinertem Maßstabe, aber in der Manier des alten Holzschnittes wiedergegeben und rührt von Hans Brosamer her. Das andere Bildniß, das des einundachtzigjährigen Dichters, war zuerst vom Maler Herneysen gefertigt und dem Dichter geschenkt worden, dann von Jost Amman radirt und erschien hiernach auf dem Titelblatt des vierten Buches seiner Werke in kleinerem Holzschnitt, nach welchem es hier wiedergegeben ist. Lützelberger, in seiner 1874 als Jubiläumsgabe erschienenen Schrift (Hans Sachs ꝛc. Nürnberg, H. Ballhorn), meldet von dem Original, dasselbe sei früher im Besitze der Stadt gewesen, in bayerischer Zeit aber nach München gekommen. Die Radirung nach Herneysen's Bild erschien 1576 in Nürnberg, mit Versen von Hans Sachs und vom Maler begleitet. Letzterer berichtet darin, daß er von Hans Sachs dessen allerletztes Gedicht unter der Bezeichnung „Valete“ geschenkt erhalten und daß der Maler ihn dafür als Gegengabe abconterfeit habe. Weil aber

> Viele Leute auch in Nah und Fern
> Verlangt zu sehen diesen Herrn,
> Und nit zu ihm können kommen,
> Hab ich zu Ehren diesen Frommen
> Mein willig Dienst auch darzu than
> Und ihn in Truck lassen ausgahn.

Für die Redlichkeit, mit der Hans Sachs an seinen Grundsätzen, die ihn zum Volksdichter im besten Sinne gemacht, bis zu seinem Ende festhielt, hatte der treffliche Mann wenigstens noch im höchsten Alter das freudige Bewußtsein der Liebe und Werthschätzung von Tausenden in Nah und Fern. So durfte er denn wohl das erwähnte „Valete“ mit den schlichten und rührenden Versen schließen, die auch am Schlusse dieser ihm gewidmeten Betrachtung stehen mögen:

> Gott sei Lob, der mir sandt herab
> So mildiglich die schönen Gab,
> Als einem ungelehrten Mann,
> Der weder Latein noch Griechisch kann;
> Daß mein Gedicht grün, blüh und wachs
> Und viel Frücht bring, das wünscht
> Hans Sachs.

* Die Bescheidenheit des Autors hat eine Anmerkung vergessen, welche wir hier vorwegzunehmen uns erlauben: daß beide Holzschnitte aus seiner eigenen kunstfertigen Hand hervorgegangen sind. Anm. d. Red.





# Die musikalisch-ästhetische Literatur seit 1850.

Von

**Heinrich Ehrlich.**

## IV.



rof. Dr. M. Lazarus in seinem „Leben der Seele“ hat der Musik einen interessanten Abschnitt gewidmet, in welchem besonders die psychologische Prüfung der Wirkungen von großem Werthe ist. Er steht in den meisten Betrachtungen mit Hanslick auf einem Standpunkte, hat aber doch viele neue Anschauungen gewonnen. Vortrefflich ist seine andeutende Erläuterung des gesammten Seelenlebens zum musikalischen Geiste, wie die concrete Gestaltung der musikalischen Formen, die erklingenden Tonreihen, in welchen diese Formen erscheinen, als gewisse Thätigkeiten erscheinen und gewisse Eigenschaften besitzen, wodurch sie eben diese Thätigkeiten und Eigenschaften repräsentiren und bewirken, daß sie in der Seele des Zuhörers sich gleichsam wiederholen. Solche Thätigkeiten und Beschaffenheiten der Tonreihen sind z. B. „Rauschen, Wogen, Steigen, Fallen, Eilen, Hemmen, Sehnen, Locken, Kosen, Scherzen; stark, milde, streng (das scheint mir etwas zu weit gegangen), zart, plötzlich, gemach“ 2c. 2c. Ich möchte hier noch hinzufügend bemerken, daß der jähe Wechsel der Tonarten und Uebergänge und der dynamischen Wirkungen, der Verschiedenartigkeit in der Stellung der Töne, die Anwendung der stark und schrill tönenden Instrumente oder Tonlagen eine nervöse Erregung in den Hörern erzeugt, durch welche den Vorstellungen die Schwelle des Bewußtseins weit geöffnet wird. Es ist nicht jedem Componisten gegönnt, einen solchen jähen Wechsel und solche Tonstellungen in seinen Werken zu schaffen, welche eine derartige anhaltende, d. h. mit gewissen ästhetischen Anregungen und Anschauungen vermischte Aufregung erzeugen können. Ganz richtig sagt Lazarus von der Musik, ihr Inhalt seien Tonreihen und Tonverhältnisse, welche durch ihre Form schön sind, aber durch ihre Individualität gemäß ihrer Verwandtschaft mit physischen und psychischen Erscheinungen eine Beziehung auf Ideen und das Gesammtleben der Seele gestatten.

Das vortreffliche Werk bietet noch die eigenthümliche, höchst interessante Erscheinung, daß die rein elementare, von der Kunstanschauung entfernt liegende Wirkung gleichsam als ein Vorzug der Musik dargestellt wird. Hören wir Lazarus' eigene Worte. Nachdem er von den „wunderbaren Wirkungen des bloßen Kuhreigens, eines Glockengeläutes, eines Waldhornes, eines Jodlers oder der schlichtesten Weise eines Volksliedes“ gesprochen, deren Wirkung „sicherlich nicht in der Anschauung der Tonschönheit“ besteht, sondern in der Erregung gewisser Seelenstimmungen, theils auf dem Grunde rein physiologischer Einflüsse, theils durch die Mitwirkung von hervorgerufenen Erinnerungen, sagt er: „Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß

selbst bei ausgeführter kunstvoller Musik die Wirkung derselben auf den Laien vorwiegend eine solche elementare sein wird; nur daß die größeren Tonreihen und schöneren Tonformen schon durch die bloße geordnete Ansammlung der elementar erregten Stimmungen eine nicht immer größere, aber stets edlere und reinere Wirkung ausüben. Für den Musikverständigen und theilweise auch für den Laien kommt dann die geistige Freude an der Tonanschauung als solcher noch hinzu; die inneren musikalischen Beziehungen der Composition, ihre melodischen und harmonischen Schönheiten und Eigenthümlichkeiten, mit einem Worte: der musikalisch-geistige Gehalt gewährt ihm einen freien und lichtvollen Genuß an der reinen Anschauung der Töne. Allein jene rein elementare Wirkung der Musik ist gewiß auch bei Fachmännern immer noch sehr bedeutend, und diese geistige und künstlerische bei den allermeisten Laien gewiß nur sehr gering. Sollte die Anschauung des Schönen in den Tonverhältnissen die wesentliche Wirkung der Musik ausmachen, so würden Laien, bei ihrem durchaus mangelhaften Einblick in dieselbe, niemals eine so deutliche und entschiedene Wirkung an sich erfahren können. Wenn nur derjenige, welcher die eben unvergeßliche, bestimmte Anschauung dieses Tonstückes mit sich nimmt, es gehört und genossen hätte: wie Viele von einem ganzen Concertpublikum hätten es dann gehört?"

Diese letzte Bemerkung ist ganz richtig; aber wenn wir bei einem Quartett von Beethoven oder bei einer Messe von Bach der elementaren Wirkung der Musik einen so großen Antheil an dem Gesammteindruck zuerkennen müssen, wenn eben die Stimmungen, wie sie durch nervöse Erregung entstehen, welche wieder allerlei Vorstellungen hervorruft, das Hauptmoment dieses Eindruckes bilden, nicht die geistige Freude an der Anschauung — wie steht es da mit der ethischen Bedeutung? und wie steht es da mit dem Urtheil über das Urtheil eines Publikums solchen Kunstwerken gegenüber? Hat der Unbefangene nicht das Recht, zu behaupten, daß der Enthusiasmus der Mehrzahl mehr ein zur Schau getragener als ein wahrhafter sei und daß die Musik sehr vielen Menschen so theuer sei, weil sie rasch über das bewußte Denken zur unbewußten, unklaren Gefühlsschwelgerei führt? Darf ich nicht behaupten, daß mit dem Ueberhandnehmen der Vorliebe für Musik die tragische Dichtkunst, diese eigentlich höchste Kunst, immer mehr in den Hintergrund tritt, daß der Antheil des Menschen an der dichterischen Darstellung des Schicksals sich immer mehr vermindert und daß weniger der geistige Genuß als die Erregung angestrebt wird? Darf ich nicht den Wunsch äußern, daß ein so vortrefflicher und wahrhaft humaner Gelehrter in seiner milden Weise jedes Zugeständniß an die sogenannten populären Gefühlstheorien verweigere, durch welche die wissenschaftliche Kunstanschauung in hohem Grade erschwert wird?

Das immer mehr sich verbreitende und verstärkende Interesse an der Musik hat nothwendigerweise auch der Geschichtsforschung bedeutende Anregungen gegeben. Es darf daher nicht verwunderlich erscheinen, wenn seit 1850, in einem Zeitraume von dreißig Jahren, fast mehr Musikgeschichten veröffentlicht worden sind als in den vorhergehenden zwei Jahrhunderten. Auch entspricht es dem ganzen Entwickelungsgange der Musikästhetik, wenn die neuere Musikgeschichte erst streng fachwissenschaftlich, dann culturhistorisch und endlich „populär-ästhetisch" behandelt wurde. So lange das Interesse an der Tonkunst noch kein so ganz allgemeines war, konnte die Geschichtschreibung nur auf die Aufmerksamkeit eines kleinen Kreises rechnen, fand nur bei einigen Fachgelehrten und Kunstfreunden und in den Bibliotheken Aufnahme, durfte auch nur streng wissenschaftlich gehalten werden. Als aber größere Kreise begannen, sich mit Musikgeschichte zu beschäftigen, da konnte eine solche, die weniger die Anforderungen des Fachmannes und mehr das Verständniß der gebildeten Laien beachtete, auf günstige Aufnahme und Verbreitung zählen. Freilich können alle die Musikgeschichten, welche sich zu eingehend mit der Musik der vorchristlichen Zeit beschäftigen, nur eine sehr geringe Theilnahme beanspruchen, weil selbst das archäologische Verdienst der Forschungen als ein sehr bedingtes erscheint. Denn jede andere

Kunstgeschichte stützt ihre Darstellungen und Urtheile auf vorhandenes Material, noch existiren Bauwerke und Schöpfungen der bildenden Kunst der alten Völker; von dem, was diese thatsächlich sind, schließt der Geschichtschreiber auf das geistige Leben ihrer Zeit und auf den Einfluß, den sie auf die spätere Entwickelung geübt haben mögen. Aber in der Musik fehlt eine solche Grundlage; wir besitzen keine Tonwerke der Aegypter und der Juden, bei denen ja die Musik mehr als jede andere Kunst gepflegt wurde. Und Alles, was von der griechischen Musik gesagt wurde und wird, beruht doch nur auf Voraussetzungen; selbst wenn diese sich als richtig erwiesen, wäre das Resultat ohne die geringste Rückwirkung auf unsere Musik. Man kann im griechischen, gothischen oder Renaissancestile bauen, Versuche einer prä-rafaelischen Malerei sind von bedeutenden Meistern ausgegangen, aber eine Musik, die in verflossene Jahrhunderte zurückgriffe, wäre ein Unding, und für die vorchristlichen Zeiten fehlt jeder Anhaltspunkt.* Aus diesem Grunde werden die ersten Bände der Musikgeschichte des vortrefflichen A. W. Ambros nur ein in Bezug auf den außerordentlichen Fleiß hochgeachtetes Werk sein, aber ohne besondere Bedeutung für die Kunst bleiben. Wäre der edle Mann nicht so unerwartet der Kunst entrissen worden, als er kaum an den Punkt gelangt war, wo seine Geschichte das künstlerische Interesse anregte; hätte er erlebt, das Werk zu vollenden und eine neue Ausgabe zu überwachen, so würde er in diese manchen historisch-archäologisch schätzenswerthen, aber der Musikgeschichte gleichgültigen Abschnitt der ersten gewiß nicht mehr aufgenommen haben. Sein Tod war ein großer, fast unersetzlicher Verlust für die Musikwissenschaft; durch sein reiches und umfassendes Wissen, durch seinen unermüdlichen Fleiß, durch Gründlichkeit und durch einen besonders fein gebildeten Geschmack erschien er vor Allem berufen, eine Geschichte der Tonkunst zu schreiben, welche bei wissenschaftlicher Behandlung doch auch weitere Kreise interessiren konnte. Allerdings gefiel er sich zu sehr in weiten Abschweifungen auf culturhistorische und philosophische Gebiete, aber man merkt es jedem neuen Bande an, daß er immer knappere Form anstrebte. Leider kam er nur bis zu Palestrina. Ehre seinem Andenken!

Franz Brendel's „Geschichte der Musik in Italien, Frankreich und Deutschland“, die nun bereits in sieben Auflagen Verbreitung gefunden hat, mag als das „populärste“ Werk der Gattung bezeichnet werden. Ihr Verfasser verstand es, das allgemeine Interesse von vornherein zu erwecken, indem er Untersuchungen über die alte vorchristliche Musik ganz bei Seite ließ, gleich bei den bekannten musikalischen Bestrebungen von Ambrosius und Gregor dem Großen begann, in lebendiger Darstellung die Entwickelung bis zum siebzehnten Jahrhundert behandelte und dann der Geschichte der neuen Zeit bis auf die letzten Phasen — Wagner, Liszt, Berlioz — ganz besondere Beachtung widmete. Er nimmt entschiedenste Partei für die neue Richtung, erblickt in ihren Schöpfungen den Höhepunkt der Kunst und in ihren Principien die Grundlage neuer Fortbildung. Trotz dieses einseitigen Standpunktes besitzt das Werk manche Vorzüge und ist gut geschrieben.

In gleicher Richtung wie Brendel bewegt sich W. Langhans in seiner „Musikgeschichte in zwölf Vorträgen“. Nur hat er dem Alterthum ein Capitel gewidmet und auch einigen Zwischenperioden mehr Aufmerksamkeit zugewendet als Brendel. Auch sein Buch erfreut sich guter Aufnahme. Reißmann's „Geschichte der Musik“ greift in die ältesten Zeiten zurück und geht bis in die neueste; sie sieht in Schumann den Abschluß der Kunstperiode und bekämpft Wagner in heftiger Weise. Dommer's vortreffliches „Handbuch der Musikgeschichte“ endet mit Beethoven's Tode und vermeidet jede Berührung mit den neuen Richtungen, gegenüber welchen das Behaupten eines ganz neutralen Standpunktes sehr schwer ist.

Heinrich Adolf Köstlin, von dessen verdienstlicher „Aesthetik der Tonkunst“ ich bereits gesprochen, versucht in seiner Musik-

---

* Westphal's und Gevaert's Untersuchungen über die antike Musik und Rhythmik sind in ihrer Art Werke von höchstem Werthe, aber der Schwerpunkt ihrer Bedeutung liegt mehr auf Seite der wissenschaftlichen Forschung als eines künstlerischen Impulses, wie er z. B. von Winckelmann's „Geschichte der Kunst im Alterthum“ ausgegangen ist.

geschichte das Historische und Biographische mit dem Aesthetisch-Kritischen zu verbinden und die Beziehung der Musikstile und Musikformen zu den Zeitideen und der allgemeinen Geschichte hervorzuheben. Die vollständige Durchführung dieser Aufgabe bedingte einen viel größeren Umfang des Buches, als ihn der geschätzte Verfasser nach seiner eigenen Erklärung geben wollte, um es den Lehrerkreisen zugänglich zu erhalten. Von den vierhundertundsechzig Seiten hat er die ersten fünfundfünfzig der alten Musik gewidmet, von der keine Werke existiren, bei der also eine geistige Wechselwirkung zwischen ihnen und dem Culturleben nicht nachzuweisen ist; und da er auf alle Musikbeispiele und Analysen verzichten mußte, so ließ sich die Klippe jener Darstellung nicht vermeiden, die mehr in die „Essays“ und Feuilletons als in eine Musikgeschichte gehört. Doch besitzt das Buch den großen Werth, daß es überall der gesunden Anschauung der Kunst den Weg zeigt und alle Ueberschwänglichkeit und auch alle Polemik vermeidet.

Wenn diese Studie sich nicht noch eingehender mit den verschiedenen Musikgeschichten beschäftigt, so geschah dies, weil dieselben zur Aesthetik nur in indirecter Beziehung stehen und weil die genannten Musikhistoriker ihre ästhetischen Ansichten in anderen Werken kundgegeben haben, welche von mir in den vorhergehenden Abschnitten besprochen wurden. Hier will ich zum Schlusse noch auf eine kleine sehr anregende Schrift hinweisen: „Zur Periodisirung der Musikgeschichte“, von Dr. Schneider. Der Verfasser weist in manchen treffenden Bemerkungen die Unzulänglichkeit der bisherigen Eintheilung der Musikgeschichte nach und begründet einen Vorschlag zur „objectiven Periodisirung der Musikgeschichte“. Allerdings stellt er sich zu Richard Wagner und den Bestrebungen der Neuzeit nicht objectiv; und da seine Schrift im Jahre 1863 erschienen ist, so läßt sich voraussetzen, daß er jetzt noch entschiedenere Gegnerschaft bekunden würde. Insofern als die ganze Zeitströmung Elemente des Parteiwesens mit sich führt, wollen wir mit dem Einzelnen nicht zu sehr rechten, besonders wenn er neben parteilichen und Verschiedenartiges zusammenwerfenden Aeußerungen so viel Richtiges und Anregendes bietet wie Schneider in seinem Schriftchen.

* * *

Zwischen der eigentlichen Musikgeschichte und den schöngeistigen Werken, welche sich mehr mit den gangbaren musikalischen Tagesfragen beschäftigen, liegen jene Schriften, welche einzelne Perioden oder einen bestimmten Zweig der Tonkunst wissenschaftlich behandeln. Selbstverständlich kann ihre Beziehung zur Aesthetik nur eine mittelbare sein; aber sie lehren den Einfluß der Zeitideen, der gesellschaftlichen Gewohnheiten auf gewisse Tonformen kennen, bieten eine Grundlage zur richtigen Anschauung des Empfindungslebens der verschiedenen Generationen, sind also für die Beurtheilung des Inhaltes der Musik ein sehr schätzbares Material. Von diesen Werken wollen wir die wichtigsten hervorheben. „Das deutsche Singspiel von seinen ersten Anfängen bis auf die neueste Zeit“ von Schletterer ist ein vortreffliches, von gründlichstem Studium zeugendes Werk, dem größere Verbreitung zu wünschen wäre, da auch der Stoff zu den interessantesten der Musikgeschichte gehört. Auch seine „Geschichte der geistlichen Dichtkunst“ (nicht vollendet) ist ein sehr verdienstliches Buch.

Reißmann's „Geschichte des deutschen Liedes“, Lindner's „Geschichte des deutschen Liedes im achtzehnten Jahrhundert“ und „Die erste deutsche stehende Oper“ (eine vortreffliche Arbeit), Naumann's „Italienische Tondichter“ sind dankenswerthe Beiträge. Ein ausgezeichnetes Buch ist Pohl's „Haydn und Mozart in London“. Hanslick's „Moderne Oper“ wird für alle Zeiten eine Fundgrube geistreichster und gründlichster Betrachtungen sein, ebenso sein „Concertwesen in Wien“ — wenn auch in diesem Manches eine mehr locale, weniger allgemeine Bedeutung besitzt.

Riehl's „Musikalische Charakterköpfe“ sind auf ernste und gründliche Studien gestützt, und insofern gehören sie zu den wissenschaftlichen Werken; sie besprechen die allgemeinen Kunstfragen vom ästhetischen Standpunkte, sind im glänzendsten Stile geschrieben und erinnern an Macaulay's

„Essays". Man kann mit dem von uns hochgeschätzten Verfasser nicht überall einverstanden sein und doch aus seinen Arbeiten Anregung schöpfen. Im Jahre 1878 hat er einen längeren Artikel veröffentlicht: „Die Kriegsgeschichte der deutschen Oper, Vorstudien zu einem Charakterkopfe der Zukunft", dem wir hier eine eingehendere Betrachtung widmen müssen, weil er eine brennende und nie zu löschende Frage behandelt. Riehl geht von dem Grundsatze aus, daß die Oper eine zwitterhafte Kunstgattung sei und auch nichts Anderes sein könne, die Zwitterhaftigkeit sei „bedingt durch ihre Eigenthümlichkeit". Das ist wahr — und doch wieder nicht. Ich habe lange über diesen Gegenstand nachgedacht; auch mir ist die Oper als eine niedriger stehende Kunstgattung erschienen. Schon daß die Helden und Heldinnen alle singen müssen, dünkte mir bedenklich — denn im Leben existiren sie nicht, sie sind nur ein Operngebilde. Dann die vielen Nebendinge, von denen der künstlerische Eindruck theilweise abhängt: Decorationen, Costüme, Beleuchtung, Regie, Maschinenwesen und hunderterlei derartige Mithebel — sind sie nicht geeignet, jeden reinen Kunstgenuß zu trüben? Es ließen sich viele Seiten füllen mit den Beweisen, daß die Oper kein Musikkunstwerk sei im Vergleich zum Oratorium oder zur Symphonie.

Aber nach langer, reiflicher Erwägung bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Verwerfung der Oper gleichbedeutend ist mit der Verwerfung dramatischer Kunst überhaupt, weil die meisten Bedenken, welche gegen die Oper erhoben werden können, in gleichem Maße das Drama treffen, und zwar gerade das höhere. Helden und Heldinnen, die in Versen reden, sind im Leben ebenso wenig vorhanden als singende; und nun gar „gewöhnliche" Leute aus dem Volke. Und dennoch! wer wollte es anders haben im wirksamsten dichterischen Kunstwerke, im Drama! Kann irgend ein Gebildeter der Erde sich „Wallenstein's Lager" in Prosa denken? Und es sind doch meistens recht ungebildete Soldaten, die da ihre Meinungen austauschen! Allerdings giebt es ja auch wirkungsreiche Dramen in Prosa; überall, wo die mehr alltäglichen Empfindungen angeregt werden sollen oder wo heftigen Leidenschaften ungebändigter Ausdruck gegeben wird, im bürgerlichen, sentimentalen oder im höheren Gesellschaftsdrama, ist vielleicht die Prosa allein anwendbar. Aber die größten Kunstwerke dramatischer Dichtung aller Nationen sind in Versen geschrieben. So lange also Gretchen im „Faust" uns entzückt als ein unvergleichliches Gebilde natürlicher Anmuth und kindlichen Gemüthes: so lange Valentin uns als eine Gestalt erscheinen wird, in welcher das modernste Ehr- und Standesgefühl mit wahrhaft antiker Gewalt und mit wunderbarster dichterischer Schöpfungskraft dargestellt ist: so lange Niemandem die Frage einfällt, ob denn eigentlich die Beiden in Versen reden dürften, da sie gewiß im Leben nicht eine Ahnung davon hatten: so lange werden auch die im ersten Moment anscheinend gerechtfertigten Bedenken gegen singende Helden haltlos bleiben. Und so lange wir uns nicht um den Privatcharakter der Herren und Damen, welche im Oratorium singen, bekümmern, nicht ein Zeugniß des Pfarrers von ihnen verlangen, wenn sie den Heiland und die Apostel singen, nicht den Juden verbieten, in christlichen Messen und Oratorien die Hauptpartie auszuführen, so lange wollen wir auch die in letzter Zeit wieder auftauchende Sittlichkeitsfrage beim Theater ruhen lassen.

Riehl meint: „Die Oper ist die vergänglichste Kunstgattung, ihre Werke veralten am raschesten", und der Versuch, eine alte Oper von Händel oder Scarlatti im Theater aufzuführen, wäre ein vergeblicher, die Mode spiele hier eine zu große Rolle. Ganz richtig! Aber die Dramen von Houwald, Müllner, Raupach sind viel jünger als die Opern von Scarlatti, und ich möchte sehen, wie der Versuch einer Aufführung von „Isidor und Olga" oder „Das Bild", die einst volle Häuser machten, heute ausfiele. Ja selbst die viel werthvolleren Dramen von Grillparzer und Halm — sie kommen nur noch als Experimente zum Vorschein, um bald wieder zu verschwinden. Wenn aber Riehl auf Shakespeare, Calderon und Sophokles hinweist, deren Stücke noch heute auf der Bühne erscheinen, während Händel's und Scarlatti's Opern nicht gegeben werden können, so möchte ich behaupten: wenn

manches der Werke des erstgenannten Meisters einer solchen Revision und Einrichtung für das Theater unterworfen würde, wie das bei vielen Shakespeare'schen Dramen der Fall war, so ließe sich ihnen eine ebenso gute Aufnahme vorhersagen, als die Calderon'schen und Sophokles'schen Stücke finden.

Vortrefflich ist die Darlegung Riehl's, wie die Oper, zuerst ein specifisch italienisches Erzeugniß, erst nach und nach deutsch wurde und von einer schwachen Vertheidigung gegen italienische und französische Einflüsse zum starken Angriffskrieg übergehen konnte. Dieser wurde allerdings von Richard Wagner begonnen, gegen den Riehl eine so entschiedene Abneigung hegt, daß er in ihm nichts anerkennt. Und das ist ungerecht. Man mag von der Verwendung der Gaben denken und urtheilen, wie man will — aber daß gar Vieles in sämmtlichen Werken Wagner's nur von einem der höchst Begabten geschaffen werden konnte, dürfte heutzutage wohl schwer zu bestreiten sein. Diese Wahrheit wird immer mehr und mehr anerkannt, und erst die neueste Zeit hat wieder einen wahres Aufsehen erregenden Beweis gegeben, daß es unmöglich ist, der Wagner'schen Musik grundsätzlich die Pforten der Kunsttempel, selbst der exclusivsten, zu verschließen. Die königl. Hochschule für ausübende Tonkunst in Berlin steht bekanntlich unter der Leitung von Josef Joachim, dem glorreichsten Vertreter der classischen ausübenden Kunst, der sich in den fünfziger Jahren in einer Erklärung öffentlich von der Schule Wagner's losgesagt hat. Bei der letzten Prüfung der Operclasse, die vor geladenen Gästen, also nur vor einem mit den Principien der Hochschule gleichgesinnten Publikum stattfand, wurde unter Joachim's Leitung das Vorspiel und der Anfang des zweiten Actes von „Lohengrin" aufgeführt. Das Vorspiel mußte wiederholt werden, und die Sängerinnen der Elsa und Ortrud ernteten stürmischen Beifall. Diese Thatsache bedarf keines Commentars von unserer Seite. Jeder Leser kann ihn selbst erdenken von seinem Standpunkte.

Vortrefflich sind Riehl's Bemerkungen über „Don Juan" und „Freischütz", daß in diesen Sagenopern die handelnden Figuren menschliches Fleisch und Blut und Geist haben und nur von fern die Dämonenwelt in die rein menschliche Handlung hineinragt, wie im Hamlet und Macbeth. Auch seine Darstellung der Widersprüche, in welche die Oper mit den Anforderungen der Poesie und der Musik geräth, enthält vieles Wahre und zu Beherzigende. Aber wenn er zuletzt zu dem Schlusse gelangt, daß die Oper verschwinden und durch das Oratorium ersetzt werden wird, und von einem „politischen" Oratorium spricht, welches viel höher stände als die politische Oper, in welchem „man weit gedankenhafter motivirend vorbereiten kann als auf der Bühne", so befindet er sich in einem edlen, aber darum nicht weniger entschiedenen Irrthum. „Tell" von Rossini ist aus dem Drama Schiller's entstanden, eine Zeit lang als „politische" Oper betrachtet, dann aber „Sonntagsoper" geworden. Das mag wohl richtig sein. Aber das „politische Oratorium" Tell wäre doch eine noch sonderbarere Erscheinung als die politische Oper. Ueberhaupt wird ein anderes Oratorium als das auf religiöser Grundlage entstandene niemals feste Wurzel fassen und niemals allgemein in gleichem Maße wirken. Eine ausführliche Beweisführung dieses Satzes würde zu weit von dem eigentlichen Ziel dieser Studie abseits gehen müssen; doch wollen wir die Thatsachen anführen, welche den besten Beweis liefern. Die neueren Versuche von Oratorien, denen ein anderer als ein biblischer oder religiöser Text unterlag, haben öfters die Aufmerksamkeit und den Antheil des Publikums erregt, wenn sie so überaus herrliche Momente enthalten wie Schumann's „Paradies und die Peri", oder wenn sie den Concertsängern so effectvolle, sehr gut in der Stimme liegende und auch edel gehaltene Arien bieten wie Bruch's „Odysseus"; aber eine wahrhaft nachhaltige eindringliche Wirkung haben sie nicht erzeugt. Dagegen haben Brahm's „Deutsches Requiem" und Kiel's „Christus" einen solchen bleibenden Eindruck hinterlassen. Des genialen Rubinstein geistliche Oper „Der Thurm von Babel", die als modernstes Oratorium vielleicht den Andeutungen Riehl's am meisten entsprechen mag, ist bei all' ihren großen Schönheiten vielen Hörern nur als „Zwitterding" erschienen.

Wir sind, wie schon gesagt, in vielen Dingen ganz mit dem einverstanden, was Riehl sagt; nur seine Schlußfolgerungen können wir nicht überall annehmen. Eine Umgestaltung des Opern- und Theaterwesens dünkt uns unabweislich; aber sie kann nur allmälig vor sich gehen und wird immer in den Grenzen des Menschlichen bleiben; die besten Intendanten, Directoren und Sänger werden nach den gegebenen Verhältnissen handeln und nicht nach dem Modell der „freien Menschheit", die eigentlich nie existirt hat. Und wenn Riehl sagt: „Die Kriegsgeschichte der Oper wird zuletzt die Oper selbst zerstören", so hat er wohl kaum bedacht, daß gar viele Vorwürfe gegen die Oper das Theater im Allgemeinen treffen und daß dies ohne jene nicht denkbar ist. Städte, welche kein Theater, also auch keine Oper haben, werden sich vielleicht ausschließlich der Oratoriumpflege widmen und die älteren Werke öfters aufführen. Aber wo immer ein Theater bestehen wird, dort wird auch das Verlangen nach der Oper hervortreten.

Ich kann diese Betrachtungen über Riehl's Buch nicht schließen, ohne des vortrefflichen ersten Aufsatzes „Die beiden Beethoven" zu gedenken, der ein wahres Meisterstück genannt werden muß.

* *
*

Als schöngeistige musikliterarische Werke betrachte ich nur solche, welche der Aufgabe gewidmet sind, die von der strengen Forschung und dem Fachstudium erlangten Resultate in anmuthiger Form dem gebildeten Publikum zugänglich, „populär" zu machen. Wir können uns daher nur mit solchen Büchern beschäftigen, die auf die Kenntniß jener Forschung und des Fachstudiums gegründet sind. Die ungemein reichhaltige Literatur anderer Gattung und die empfindsamen Plaudereien, worin besonders die Damen in ihrer Art Vortreffliches und für das Publikum sehr Angenehmes leisten, muß ich unbeachtet lassen.

Meiner Ueberzeugung nach giebt es nur eine richtige Methode, wissenschaftliche und ästhetische Fragen „populär" zu behandeln: die Anregung zum eigenen Nachdenken und Forschen, das Hinweisen auf den Weg zur richtigen Erkenntniß. Der Mann der Wissenschaft sagt dem Leser: Dies ist der Pfad, den du wandeln mußt, wenn du erkennen, dein Urtheil bilden willst. In solch populären Schriften herrscht klarer gedrungener Stil, die Metapher wird nur selten gebraucht, und dann nur, um dem Selbstnachdenken neue Anregung, nicht um der Phrase Raum zu geben. Eine Abschweifung vom Hauptgegenstande geht auf ein anderes ebenfalls wissenschaftliches Gebiet nur, um von dort neues Material für die Hauptfrage zu gewinnen. Solche populäre Schriften sind Macaulay's Essays, in welchen der Leser die vielfachsten Anregungen nach verschiedenen Seiten erhält; sind Dubois-Reymond's naturwissenschaftliche und culturhistorische Vorträge, in solchem Sinne ist auch Hanslick's „Vom Musikalisch-Schönen" eine populäre Schrift, und konnte selbst Helmholtz manche seiner Vorträge „populäre" nennen.

Der Leser wird nun leicht begreifen, warum ich aus der so reichhaltigen schöngeistigen Musikliteratur Ehlert's „Aus der Tonwelt", Ferdinand Hiller's gesammelte Aufsätze, die in mehreren Bänden erschienen sind, und die musikalischen Essays von Riehl hervorhebe. In diesen Werken sind die unerläßlichen Vorbedingungen der Fachkenntniß erfüllt, welche vereint mit einem vortrefflichen Stile die „Popularität" vollrechtlich verdienen und erlangen. Ehlert ist eine enthusiastische und feinfühlende Natur, die sich von der Vorliebe für besonders gewählte Ausdrucksweise, für das Umdichten auch des rein Sachlichen öfters zur überschwänglichen Metapher hinreißen läßt; er gesteht ja auch in der Vorrede selbst, daß er seine Aufsätze, mit Ausnahme eines einzigen, mehr „für ein größeres Publikum" geschrieben hat. Und dieses liebt — um ebenfalls metaphorisch zu reden — duftige Blüthen des Stils mehr als die reife Frucht wissenschaftlichen Denkens. Aber wenn man auch in Ehlert's „Essays" manchem Satze begegnet, der eben nur als blumige Phrase zu betrachten ist, so empfängt man doch vom Ganzen immer den vollen Eindruck, daß sich darin eine warme und wahrhafte Künstlernatur ausspricht, die, allem Gemeinen abgewendet, nur der höheren Anschauung in begeisterten Worten Ausdruck verleiht. Die Studie „Schumann und seine Schule" gehört zu dem Besten,

was in dieser Gattung, nicht etwa bloß in der musikalischen Literatur geschrieben worden ist.

Hiller ist nicht bloß ein ausgezeichneter Meister des eleganten und klarsten Stils und eine überaus liebenswürdige, heitere Natur — er besitzt auch die für einen Tonkünstler merkwürdige Eigenschaft, daß er nämlich die Dichtkunst noch höher stellt als seine, daß er bei aller Begeisterung für die Meisterwerke der großen Componisten doch nicht vergißt, daß in der Culturgeschichte dem großen Dichter insofern der erste Platz gebührt, weil er nicht nur die Empfindungen dargestellt, sondern den großen Ideen klaren Ausdruck verliehen hat. Daß Hiller eine sehr große Abneigung gegen Wagner und dessen Schule hegt, wird sehr begreiflich, wenn man erwägt, daß er — ein Schüler Hummel's — seine Jugendjahre in Weimar, in Goethe's Nähe und unter dessen Augen verlebt hat, als Jüngling mit seinem Lehrer nach dem aristokratisch heiteren Wien gereist ist und als Mann im freundlichsten Verkehr mit Mendelssohn und Schumann gestanden hat. Bei solchem geistigen Entwickelungsgange und solchen gesellschaftlichen Gewohnheiten mag Einer wohl der neueren Richtung, besonders der Form, in welcher sie ihre Tendenzen sehr oft kundgiebt und verficht, wenig Sympathien entgegenbringen.

Von Riehl's Bedeutung haben wir schon gesprochen und wollen hier nur noch bemerken, daß diejenigen Essays, welche zu den schöngeistigen gehören, sich durch besonderen Humor und durch geschickten Hinweis auf die verschiedenartigsten culturhistorischen Richtungen auszeichnen.

Unter den unendlich vielen Broschüren und Aufsätzen, welche die letzten zwanzig Jahre neben den Werken der eben erwähnten Autoren gebracht haben, möchte ich Tappert's „Musikalische Studien“ als die interessantesten bezeichnen. Jeder einzelne Aufsatz giebt Zeugniß von außerordentlicher Belesenheit, fleißigem Studium, glücklichster Gabe der richtigen Verwerthung und vom Talent humoristischer Darstellung. „Wandernde Melodien“, „Umbildungsproceß“ und die „Zooplastik in Tönen“ gehören zu den originellsten und besten Erzeugnissen der kleineren Musikliteratur. Hätte Tappert den hier eingeschlagenen Weg verfolgt, so mußte er allgemeine Anerkennung, Achtung und Einfluß gewinnen. Leider hat er in den letzten Jahren nicht bloß sich den fanatischsten Wagnerianern angeschlossen, sondern auch sie noch in persönlichen Angriffen gegen Andersdenkende überboten. Ich achte jede künstlerische Ueberzeugung — gehässige Polemik aber ist verwerflich, gleichviel, von wo sie ausgeht. Bei der wenig freundlichen Beachtung, welche die Haltung dieses Autors in neuerer Zeit fand, sind seine besseren Erzeugnisse aus früheren Jahren in unverdiente Vergessenheit gerathen.

Zwischen diesen schöngeistig-musikalischen Schriften und den eigentlichen Kritiken liegen die „Gesammelten Aufsätze“ von Robert Schumann, der eine lange Zeit durch seine herrlichen, geistvollen und aus tiefster Kenntniß hervorgehenden Analysen und Studien ebenso weitgreifend und heilsam wie durch seine unsterblichen Compositionen gewirkt, mit Liebe und warmer Anerkennung alle künstlerischen Bestrebungen jeder Richtung der Kenntniß des Publikums empfohlen und der Kunst auch durch seine Schriften unschätzbare Dienste geleistet hat. Sie sind noch heute das beste Muster liebevoller und gründlichster Fachkritik.

* *
*

Unter den schöngeistigen Elementen, welche auf die musik-ästhetische Beurtheilung des Publikums den größten Einfluß üben, steht die Tageskritik weit obenan; ja, man kann füglich behaupten, daß sie in vielen musikalischen Angelegenheiten das allgemeine Urtheil bestimmt. Nur wenige Componisten und Künstler, entweder die sehr berühmten, welche dem Tagesgeschmack die verlangten Genüsse zu bereiten verstehen, oder diejenigen, welche von einer ganz entschiedenen und einflußreichen Partei getragen werden, können die Tageskritik einigermaßen unbeachtet lassen. Aber Alle, die nicht zu den eben bezeichneten Kategorien gehören, sind mehr oder weniger von ihr abhängig, das heißt von der Beurtheilung, welche unmittelbar nach der Aufführung eines Werkes oder dem Auftreten eines Künstlers in den politischen Tagesblättern erscheint.

Ich habe schon in dem ersten Abschnitte

dieser Studie dargelegt, wie im Anfange dieses Jahrhunderts der Schwerpunkt der musikalischen Kritik nach und nach von den Fachblättern in die Tagesblätter, in das „Feuilleton“ überging. Hier ist nur mehr noch der jetzige Thatbestand der Verhältnisse und dessen Einwirkung auf das Urtheil im Allgemeinen und auf die ästhetischen Anschauungen zu schildern. Die Musik ist heute die weitverbreitetste, die meist gepflegte Kunst. Dem großen Publikum bietet sie die leichtest zugängliche Zerstreuung in elegantester Form, für die gebildete Gesellschaft ist sie ein wirksames Bindemittel; die hohen Kreise lassen sie gern als das bedeutendste sittliche Bildungsmoment gelten, weil sie die politisch ungefährlichste Kunst ist. Zu gleicher Zeit aber findet auch der Mann exacter Wissenschaft, der Physik, der Akustik, in der Musik vielfachen Stoff zu schwierigen und interessanten Untersuchungen. Der Physiologe prüft die Ursachen der elementaren Wirkungen des Tons, die Umwandlung der Empfindung der Schallwellen im Ohre zu Tonvorstellungen, die dabei entfaltete Thätigkeit der verschiedenen Nerven. Der Culturhistoriker vergleicht die oben angedeutete Stellung der Tonkunst im öffentlichen Leben mit der Stellung und dem Einflusse anderer Künste; aus den verschiedenen Wechselwirkungen des politischen und socialen Lebens erklärt er die Entwickelung der Künste und die besondere Bedeutung der einen oder anderen Kunst für gewisse Perioden. Der Aesthetiker sucht den Zusammenhang der Tonkunst mit der Idee der Schönheit darzustellen; er geht hierbei von einem durch den reinen Denkproceß erlangten und im Voraus festgestellten Grundsatze aus und erklärt die bestehenden Kunstwerke und deren Gesetze von jenem voraus festgestellten Grundsatze; oder er prüft zuerst die Kunstwerke, geht der Entwickelung der Kunst nach und erklärt aus dem Vorhandenen und aus der Entwickelung die Gesetze der Tonkunst und deren Wechselwirkung zwischen ihnen und der Idee des Schönen. Der Kritiker endlich soll die Aufgabe vollführen, über alle Erscheinungen in der Musikwelt nach seinen künstlerischen und ästhetischen Kenntnissen zu urtheilen, um seine Urtheile dem Publikum in faßlicher und zierlicher Sprache zu übermitteln.

Nun haben das große Publikum und die gebildete Gesellschaft bei den großen Anforderungen, welche einestheils der Beruf, anderentheils die vielen gesellschaftlichen Gewohnheiten und Verpflichtungen mit sich bringen, nur in seltensten Fällen die Zeit, ernsten ausführlichen, im fachwissenschaftlichen Stile gehaltenen Beurtheilungen von Kunstwerken und Kunstleistungen die Aufmerksamkeit und das Studium zu widmen, bei welchem das Selbstnachdenken und Erkennen eine Hauptbedingung ist. Ja selbst die Männer der Wissenschaft sind oft abgehalten, den Tageserscheinungen im Kunstleben mehr als kurze Betrachtung zu schenken, und erhalten meistens erst aus den Zeitungen Kenntniß von solchen Erscheinungen.

Bei der übergroßen Anzahl von musikalischen Leistungen aller Art, welche in den großen Residenzen stattfinden, müssen auch selbstverständlich die Zeitungen sich beeilen, die Beurtheilungen in kürzester Zeit zu bringen, um die Neuigkeitengier des großen Publikums zu befriedigen; und die Zugeständnisse an diese Gier sind schon so weit gediehen, daß selbst ernsthafte Kritiker von den Redactionen gedrängt werden, gleich unmittelbar nach wichtigen Vorstellungen — also in der Nacht — kurze Berichte darüber zu schreiben, damit die lesende Welt schon einige Stunden nach der ersten Aufführung einer neuen Oper oder nach dem ersten Auftreten irgend einer Berühmtheit vom Erfolge Kunde erhalte und um neun Uhr Morgens beim Thee oder Kaffee schon beiläufig wisse, ob das große Werk, das Abends zuvor von sieben bis zehn Uhr aufgeführt worden, gefallen habe oder nicht. Aber selbst die Zeitschriften, welche solche Zugeständnisse nicht bieten, werden die Besprechung nie später als am zweiten Tage nach der Aufführung bringen. Von dem Augenblicke nun, wo die Schnelligkeit ein wesentliches Moment der Berichterstattung bildet, muß auch selbstverständlich die leichte Faßlichkeit und die gefällige Form mehr wirken als der eigentliche Gehalt. Der übergroßen Mehrzahl der Zeitungsleser — selbst der gebildeten — wird immer d i e Kritik die willkommenste sein, welche sich am leichtesten aneignen läßt, das heißt, welche die gangbaren Kunstideen vertritt und jene Redewendungen

der gebildeten Sprache gebraucht, die ein Leser ohne zu große Mühe im Gedächtniß behalten und gelegentlich als ein eigenes Urtheil verwerthen kann.

Ich will nun hier durchaus nicht etwa sagen, daß die Schnelligkeit der Beurtheilung nicht auch mit gründlichster Sachkenntniß verbunden sein kann. Ich gehe sogar noch weiter und behaupte, daß ein Kritiker von gebildetem Geschmack, der gewohnt ist, verschiedenartige Gattungen von Musik ohne Voreingenommenheit zu hören, ein viel verläßlicherer Beurtheiler sein kann als der gründliche Musikgelehrte, der mit seiner Gelehrtenbrille aus der einsamen Schreibstube in die bewegliche Kunstwelt hinausblickt und Alles, was er nicht mit seinem im Pulte liegenden Systeme vereinbaren kann, schonungslos verwirft. Ich will hier nur darauf hinweisen, wie bei den jetzigen Verhältnissen und Wechselwirkungen in Kunstleben und Gesellschaft die Kritik in den Tageszeitungen großer Städte Zugeständnisse gewähren muß, welche der gründlichen, gewissenhaften Behandlung des Gegenstandes widersprechen, und wie besonders eine ruhige künstlerische Analyse, ein genaues Wiedervorstellen und Prüfen der Eindrücke nicht möglich ist, weil das Urtheil unmittelbar nach diesen Eindrücken niedergeschrieben werden muß, und weil bei ihnen gar oft Nebendinge und Zufälligkeiten so bedeutend mitwirken, daß nur ein sehr ruhiges und durch Zeit gereiftes Erwägen das Urtheil von solchen Nebeneinflüssen befreien kann. Der Kritiker in der Tagespresse, welcher seinem Urtheil Eingang und Verbreitung verschaffen will, ist auch gezwungen, den in der Gesellschaft gerade gangbaren herrschenden Ideen, dem ästhetischen Modegeschmack Rechnung zu tragen und mehr schön als sachlich zu schreiben, wenn er nicht den schlimmeren Weg einschlagen und nur recht Effect machen, Aufsehen erregen, mehr ein pikantes Feuilleton als eine wirkliche Beurtheilung liefern will. Die Erfahrung lehrt, daß in den meisten besseren Tageskritiken die Metapher vorwiegt, die schönen Phrasen, bei denen sich sehr viel — vielleicht auch wenig — denken läßt. Die Tageskritik darf eigentlich ein Tadel darum nicht treffen, denn wenn sie den Einfluß auf das Publikum nicht verlieren oder ihn nur den Geistreichen, Witzigen, wenig Wissenden und um so mehr Rücksichtslosen überlassen will, so muß sie den Wünschen des gebildeten Zeitungspublikums Rechnung tragen; und dieses erfreut sich, besonders in Norddeutschland, am meisten an recht empfindsamen, schwärmerischen oder frommen Redewendungen, wenn sie auch vor einer näheren Prüfung gar nicht Stich halten können, und hält den Kritiker, welcher solche Wendungen vermeidet, für des Enthusiasmus unfähig, wo nicht gar herzlos! Also nicht die Berichterstatter der Tagesblätter darf ein Vorwurf treffen, die besseren unter ihnen thun, was sie können, und streben Gutes an, wenn sie auch dem gebildeten Publikum manchmal zu weitgehende Zugeständnisse einräumen — und derjenige, in dessen Wesenheit es nicht liegt, herrschenden Richtungen sich anzupassen, wird immer einen sehr schweren Stand haben und niemals „populär“ werden. Aber diejenigen Musikgelehrten und Aesthetiker trifft ein Vorwurf, welche durch Beruf und Stellung dem Tagesgetriebe fern stehen, welchen die wissenschaftliche Behandlung der Kunstfragen als Pflicht obliegt und die sich dennoch verleiten lassen, um das Gefallen der „gebildeten Laien“ zu erlangen, Schönrednerei und poetisch klingende, aber wissenschaftlich unhaltbare Darstellungen und Erklärungen in ihren Werken anzubringen. Durch derartige Concession an den Modegeschmack, an die Salonästhetik wird selbstverständlich auch die feuilletonistische Behandlung der Kunstfrage in hohem Maße befördert; warum soll der Zeitungsberichterstatter vermeiden, was der Gelehrte nicht vermeidet? Seine Verpflichtung ist, die täglichen Ereignisse des Musiklebens in raschester Weise zur Kenntniß des Publikums zu bringen, die Bekanntschaft zwischen diesen und den neuen Werken und Künstlern zu vermitteln. Die Erfüllung dieser Aufgabe ist an die unerläßliche Bedingung geknüpft, daß die Urtheile des Berichterstatters dem Publikum gefallen, daß sie in angenehmem und anregendem Stile verfaßt seien und daß sie die Hauptpunkte kurz und entschieden besprechen, damit der Leser ein Bild vom Ganzen erhalte. Auf gründliche Darlegung kommt es hierbei weniger

an als auf die anmuthende Darstellung. Wenn der Berichterstatter diese durchaus nicht leichte Aufgabe mit der möglichen Gewissenhaftigkeit erfüllt, so hat er ein Recht auf Lob, und wenn ihm hier und da phrasenhafte Urtheile in die Feder fließen, so hat der Leser wohl zu bedenken, daß der Kritiker die Verpflichtung hat, in bestimmtem kürzestem Zeitraume immer Neues und Anregendes zu bringen, und daß bei solcher gezwungenen Hast die Form über den Inhalt, die Phrase über den Gedanken manchmal das Uebergewicht gewinnen muß. Der Vorwurf trifft nicht ihn, sondern das Amt und das Publikum, das im Grunde genommen es nicht anders will.

Manchen Lesern dürfte meine Darlegung als pessimistisch grell gefärbt erscheinen. Ich will ein Factum aus der Musikwelt als unwiderleglichen Beweis anführen. Unter allen Musikzeitungen Deutschlands haben die „Signale" die größte Verbreitung, die beste Einnahme durch Inserate und einen unleugbar bedeutenden Einfluß, auch in den Fachkreisen; ihre Protection wird sehr gesucht, ihre Mißgunst von Vielen und gar nicht Unbedeutenden sehr gefürchtet. Diese Musikzeitung vermeidet jede ausführliche sachliche Kritik, giebt nur ganz kurze Kritiken ohne Notenbeispiele 2c., dagegen sehr witzig geschriebene Correspondenzen aus allen Ländern und eine Masse Neuigkeiten, Anekdoten und dergl. Kann es einen besseren Beweis geben für die Richtigkeit meiner Darstellung als diese unleugbare Bedeutung einer mit vielem Geschick redigirten und jeden fachwissenschaftlichen Artikel vermeidenden Musikzeitung? Und darf man die Berichterstatter politischer Tagesblätter und das große Laienpublikum tadeln, wo ein solches Beispiel eines Fachblattes vorliegt?

Anders jedoch verhält es sich mit dem Musikgelehrten, mit dem Aesthetiker, wenn er in einem Buche oder in einer Studie ein Urtheil fällt. Er schreibt nicht für das Zeitungspublikum. Sein Buch, seine Studie ist nicht für einen bestimmten Tag und für die gemischte Menge der Tagesleser bestimmt, sondern für diejenigen, welche vorbereitet sein müssen, daß sie selbst mit nachzudenken und zu erforschen haben und daß sie in dem Buche oder dem Artikel vor Allem die richtige Grundlage und die Anweisung für dieses Nachdenken suchen. Hier sind streng sachliche und wissenschaftliche Darlegungen geboten, damit das Werk einen dauernden Werth behalte und dessen Wirkungen nicht abgeschwächt werden durch die Concessionen an den Modegeschmack und an empfindsame Leser, welche es vorziehen, für einen großen Componisten gleich von vornherein zu schwärmen, anstatt ihn mit Mühe und Studium kennen und bewundern zu lernen; so wie manche Naturfreunde für die Gletscherwelt schwärmen, deren Beschreibung sie im Buche lesen, sich aber hüten, die etwas beschwerliche Besteigung des Berges zu unternehmen, von dessen Höhe sie die Schönheiten aus eigener Anschauung kennen lernten. Die Pflicht der Gelehrten und der Aesthetiker ist es, das Studium und die richtige Erkenntniß der hohen Kunstwerke zu befördern und nicht der feuilletonistischen Kunstphrase Vorschub zu leisten. Und hier sind wir zu der Schlußfrage gelangt: Welche Aufgabe hat die Musikästhetik zu erfüllen, welchen Weg einzuschlagen, damit sie die Erkenntniß der Kunst und des Musikschönen befördere?

* * *

Nach all den Besprechungen so vieler musikalischer Werke verschiedenartigsten Inhaltes glaube ich meine Ansichten über die Aufgabe der Musikästhetik nicht erst weitläufig motiviren zu müssen und kann mich wohl damit begnügen, die Hauptsätze, wie sie in den einzelnen Betrachtungen ausgesprochen und dargelegt waren, nunmehr in ein Ganzes zusammenzufassen.

Die Musikästhetik hat sich auf drei wichtige Grundlagen zu stützen, deren jede ein besonderes Studium erfordert: auf die Seelenlehre, auf die Kenntniß der Regeln der Musik, wie sich dieselben im Laufe der Jahre entwickelt haben, und endlich auf die Metaphysik, welche manchen Erscheinungen im Geistesleben eine Erklärung zu geben sucht, welche auf dem Wege der Erfahrung nicht zu finden ist. Durch die Seelenlehre, durch die Prüfung der Erregungen und ihrer Ursachen, wird festzustellen sein, wie viel von der Wirkung dem Physiologischen und wie viel dem rein Geistigen zuzutheilen ist. Es

wird hierbei der Punkt genau im Auge zu behalten sein, der meiner Ansicht nach viel zu wenig beachtet ward: wie in den verschiedenen Zeiten die stärksten Affecte durch irgend eine Musik hervorgerufen worden sind, die unserer Zeit vollständig gleichgültig, ja, die sie als langweilig, wo nicht als unschön ansieht! ein Beweis, daß nicht der unveränderliche Inhalt der Musik allein, sondern in höherem Grade die aus der Culturgeschichte zu erklärende Gemüthsstimmung der Hörer die Affecte erzeugt hat, wie denn auch andererseits manche Musik Jahre lang mit Gleichgültigkeit betrachtet wurde und nachher Enthusiasmus erregte, wie also die passive Empfindungsweise die Empfänglichkeit in der Musik noch viel stärkeren Wechseln unterworfen ist als in anderen Künsten.

Neben dieser Prüfung muß die der musikalischen Gesetze gehen, welche den rein künstlerischen Ursachen nachforscht, um deren willen die großen Tonmeisterwerke dem Strome der Zeiten, dem Wechsel des äußerlichen Ausdruckes der Empfindung und der Mittel dieses Ausdruckes u. s. w. widerstanden und ihn kraft großer unmittelbarer Wirkung erhalten haben. Die Kenntniß dieser Gesetze und die Prüfung des Kunstwerkes auf Grundlage solcher Kenntniß ist in der Musik für Begründung eines Urtheils unerläßlicher als in anderen Künsten. Ueber ein Drama oder ein Gedicht kann der Gebildete urtheilen, wenn er auch vom Versmaß und der Cäsur nur wenig versteht. Um zu entscheiden, ob der Ausdruck der Empfindungen darin ein natürlich und doch poetisch höherer, dem Gewöhnlichen fernstehender ist, dazu bedarf es keiner besonderen Poetik und auch keiner gelehrten Commentare. Selbst die richtige Wiedergabe der dramatischen Kunstwerke ist von solch genauer Kenntniß nicht abhängig. Man kann ohne das mindeste Bedenken und mit Bestimmtheit behaupten, daß vor dreißig und vierzig Jahren — also in einer Zeit, als die Shakespeare-Literatur noch im Werden war und nicht wie jetzt eine ganze Bibliothek für sich bildete — die großen Schauspieler den Hamlet, Othello, Polonius, König Lear ebenso gut, wenn nicht besser und natürlicher, mit weniger Künstelei darstellten, als das jetzt geschieht, wo in zahlreichen Büchern fast für jedes Wort der erwähnten Rollen eine Ausdrucksvorschrift zu finden ist. Das Urtheil über Werke der bildenden Kunst ist schon in höherem Grade an die Kenntniß der Gesetze und des Stils gebunden; Composition, Zeichnung, Farbe sind Jedes ein gewichtiges Moment für sich und verlangen einige Fachkenntniß des Beurtheilers, zum wenigsten einen sehr geübten Blick und Geschmack; die Bildner- und die Baukunst in verstärktem Maße. Aber die stärksten Vorbedingungen für ein gültiges Urtheil stellt die Musik, obwohl mancher Laie, der „viel gehört hat", nach seinem „natürlichen Gefühle" endgültig zu reden sich für befugt hält und auch diejenigen Besprechungen am meisten schätzt, in welchen mit schönen Worten an sein Gefühl und nicht an sein Kunstverständniß appellirt wird. Wir haben schon oben darauf hingewiesen, wie viele Tonstücke, die ihrer Zeit als zu den besten und gefühlvollsten Werken gehörig gepriesen wurden, jetzt ganz gleichgültig lassen, während andere sich als durch alle Zeiten dauernd bewährten. Prüft man diese nun, und zwar bei den ältesten anfangend bis zu den neuesten, so finden sich für die melodische und harmonische Entwickelung der musikalischen Gedanken, für Stimmführung, thematische Durchführung, Rhythmus, Periodenbau, Einheitlichkeit des Stils und zugleich Charakteristik der Gegensätze* gewisse Gesetze, welchen die großen Meister immer unbewußt gehorchten, selbst wenn sie manche als gültig angenommene Regel unbeachtet ließen oder absichtlich bei Seite setzten. Es läßt sich nachweisen, daß in den allgemein wirksamsten Werken selbst der zeitgenössischen Meister die eben angeführten Entwickelungen rein musikalischer Art („der absoluten Musik") am stärksten hervortreten; daß also die entschiedenste und

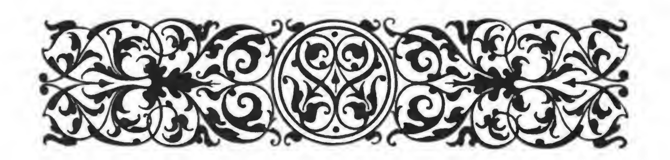
* Auch dieser Punkt ist von der Kritik nicht eingehend genug geprüft worden. Die großen Meister der classischen Periode haben immer Motive erfunden, die in der Führung der Melodie, im Rhythmus oder in harmonischen Wendungen einen Gegensatz zum Hauptmotiv bildeten. Erst mit der romantischen Periode beginnt das Ineinanderfließen der Hauptmotive und das Streben nach Gegensätzen in dem Nebensächlichen, jähe unmotivirte Harmoniewechsel, Verschiebung der Rhythmen u. dergl. Solche immerwährende Abwechselung führt zur abspannenden Einförmigkeit.

nachhaltigste Anregung der Gefühle durch diejenigen Tonwerke erzeugt wird, welche dem Begriffe der musikalischen Schönheit in irgend einer Richtung ganz besonders entsprechen, sei es nun in Wohllaut und Eigenthümlichkeit der Melodie, in Kraft des Rhythmus, in Großartigkeit und Klangwirkung der Harmonie, in schwungvoller Entfaltung der Themen, in künstlerischer Behandlung der einzelnen Formen. Wo sich nicht irgend eine von diesen Eigenschaften musikalischer Schönheit nachweisen läßt und doch eine Wirkung erzeugt wurde, da ist diese nur aus jener öfters angeführten, von den Hörern mitgebrachten Vorstimmung zu erklären, welche sich dem Bereiche der künstlerischen Beurtheilung entzieht.

Nachdem nun die Prüfung des Tonkunstwerkes auf Grundlage der Gesetze musikalischer Schönheit vorgenommen ward, läßt sich dem Eindrucke vom ethischen Standpunkte nachforschen. Hierbei ist im Auge zu behalten, daß alle wahren Kunstwerke eine ethische Wirkung erzeugen, das heißt den Geist vom Gemeinen, Niederen, vom Streben des Tages abwenden und zu höheren Ideen anregen, die in immerwährender Läuterung bis zu den Regionen des Göttlichen sich erheben; daß bei der Musik durch die stärkere Erregung der Nerven vermittelst der Schallwellen auch die Einbildungskraft des Geistes schneller zur vorwaltenden Thätigkeit sich entfaltet, und daß also jene Erhebung des Geistes bei dem Anhören der Musik allerdings eine höher und rascher potenzirte sein kann als beim Beschauen eines Bildes oder dem Lesen eines Gedichtes. Es wird eine Aufgabe der Musikästhetik sein, den unleugbaren physiologischen Vorgang einerseits und die durch Läuterung dieses Vorganges durch reinen Kunstgenuß erzeugte geistige Erhebung andererseits genau zu trennen, damit nicht die subjective höhere geistige Erregtheit und moralische Wirkung mit einander verwechselt werden.* Daß in der Kunst überhaupt nichts Höheres „ohne einigen Gott" geschehen kann, wird keiner leugnen, der sich mit der Kunst ernsthaft beschäftigt hat. Ebenso unleugbar ist es auch, daß der ethische Standpunkt, gleichviel wie er nach dem System benannt wird, bei der Beurtheilung des Kunstwerkes in den Vordergrund geschoben werden darf, wenn man nicht einer sehr großen Anzahl von bedeutenden Werken in allen Künsten von vornherein die Existenzberechtigung absprechen und die heitere Muse beseitigen will. Wenn die Musikästhetik den Weg der künstlerischen Beurtheilung als den wichtigsten erkennen und alles Schönreden vermeiden wird, kann auch die wahre Erkenntniß der ethischen Wirkung festen Fuß fassen. Dann wird auch der Schwerpunkt des Einflusses von der Tageskritik nach und nach zur ruhigen, gründlichen, auf Fachkenntniß und Forschung sich stützenden Beurtheilung der wissenschaftlichen Zeitschrift zurückkehren. Bis dorthin ist allerdings noch ein langer Weg!

* Der Verfasser weiß kein besseres Beispiel gegen die Vermengung zu geben als eines aus seinem Leben. Im Adagio der „Eroica" ist eine Stelle nach der fugirten Durchführung, wo ein einzelnes as der Violine von dem as der Bässe beantwortet wird, dann mit einem Male ertönen die Hörner und Trompeten mit dem Quartett zusammen. So oft der Verfasser diese Stelle hört oder auch nur in der Partitur betrachtet, überkommt ihn sofort immer ein und dieselbe Erscheinung: er steht allein auf einer unendlichen, unübersehbaren Einöde, unten Alles finster, oben hell, die Posaunen des jüngsten Gerichts ertönen, die Engel erscheinen, die Gräber der Erde öffnen sich. Das ist sein subjectives Empfinden bei dieser Stelle — aber wenn sie ein Anderer in einer künstlerischen Beurtheilung der „Eroica" in solcher Weise deuten wollte, wäre er der Erste, sich dagegen zu erklären.





# Hand und Fuß des Menschen.

Von

**Prof. Dr. Alexander Ecker.**

---

### II. Der Fuß.

Die bisherige Darstellung hat gezeigt, wie im Laufe einer wunderbar fortschreitenden Entwickelung aus einem einfachen Stütz- und Ortsbewegungsorgan ein Werkzeug entstanden ist, das zu dem ausgedehntesten und mannigfaltigsten activen und receptiven Verkehr mit der Außenwelt dient und das wir als den eigentlichen Vollstreckungsbeamten des so hoch entwickelten menschlichen Gehirns betrachten können. Die Hand ist es, die thatsächlich den Menschen auf seine hohe Machtstufe erhebt durch ihre beiden Eigenschaften als mechanisches Werkzeug und als Sinnesorgan.

Wir haben gesehen, wie, anfangend von den Vierfüßern unter den Säugethieren, bei denen alle vier Extremitäten nur der Ortsbewegung dienen, allmälig eine Theilung der Arbeit einzutreten beginnt, indem die vordere (obere) Extremität sich allmälig zu einem Greiforgan (Hand) umwandelt, während die hintere (untere) allein Stütz- und Ortsbewegungsorgan (Fuß) bleibt (Löwe, Eichhörnchen). Eine vollständige Theilung der Arbeit ist aber nur beim Menschen durchgeführt; nur beim Menschen ist die Hand ausschließlich Greiforgan, der Fuß ausschließlich Stütz- und Bewegungsorgan. Die Hand ist nur deshalb ein so vollendetes Greiforgan, so ganz „Hand", weil der menschliche Fuß ein so vollendetes Stützorgan, so ganz „Fuß" ist, so daß man den Vierfüßern gegenüber den Menschen wohl einen Zweifüßer, den Vierhändern (Affen) gegenüber einen Zweihänder nennen kann.

Diese Vollendung des menschlichen Fußes macht erst den aufrechten Gang möglich, dieser aber erst die vollkommen freie Verwendung der Hand zu anderen höheren Zwecken Wären unsere beiden Füße nicht gebaut, die Last des Körpers allein zu tragen, so müßten ihnen die Arme helfen; so aber haben wir „freie Hand". — Es ist daher keineswegs so ganz paradox, wenn man sagt, es sei eigentlich der menschliche Fuß, dem der Mensch seine höhere Stellung verdankt, und gewiß ist es jedenfalls, daß der Fuß einer der am meisten für den Menschen charakteristischen Theile des menschlichen Körpers ist, so daß man seinen Bau wohl als einen Charakter der Menschheit betrachten darf,* und es erscheint daher derselbe einer genauen Betrachtung nicht minder werth als die Hand.

Diese müssen wir, wie bei der Hand, beginnen mit einer Betrachtung des zu Grunde liegenden knöchernen Skelets, und zwar auch wieder des Skelets der ganzen unteren Extremität. Obgleich dieses Skelet aus den gleichen zusammensetzenden Theilen besteht wie das der oberen, so bestehen

* S. insbesondere Burmeister's Geolog. Bilder. Leipzig 1851. Bd. I: Der Fuß als Charakter der Menschheit.

doch in der Anordnung dieser durchgreifende Unterschiede, und diese Unterschiede nehmen von den Vierfüßern aufwärts bis zum Menschen stetig zu. Wie bei der oberen Extremität Alles auf möglichst freie und umfassende Beweglichkeit abzielt, so sind bei der unteren Extremität, die ausschließlich zur Stütze und Ortsbewegung bestimmt ist, alle Einrichtungen hierauf berechnet. So ist der Theil, welcher dem Schultergürtel entspricht, der Beckengürtel (die Hüftknochen), nicht wie das Schulterblatt beweglich und wesentlich durch Muskeln mit dem Rumpfe verbunden, sondern unbeweglich an die Wirbelsäule befestigt, und schon infolge davon ist die ganze untere Extremität, zunächst der Oberschenkel, bei weitem keiner so freien Bewegung fähig als der Oberarm. Dazu kommt weiter, daß der Unterschenkel nicht wie der Vorderarm aus zwei beweglich mit einander verbundenen, um einander drehbaren Knochen besteht, sondern nur von einem Knochen (dem Schienbein) gebildet wird, welcher zwar zur Unterstützung einen zweiten, aber unbeweglich mit ihm verbundenen Knochen (das Wadenbein) neben sich hat, jedoch das Gewicht des Körpers mit seiner breiten oberen Fläche ganz allein trägt und seinerseits auf dem als feste Stütze construirten Fuße aufruht.

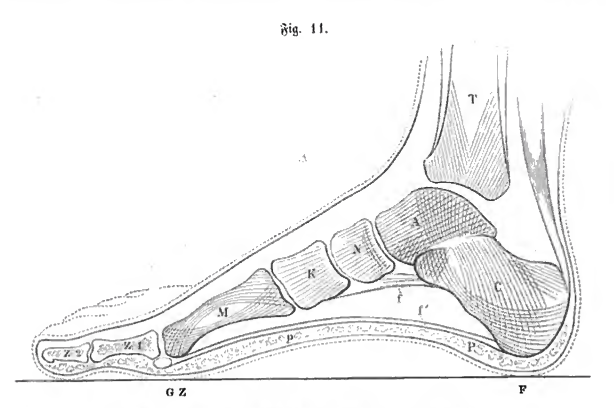
Der menschliche Fuß besteht, gleichwie die Hand, aus drei Abtheilungen, die wir als Fußwurzel, Mittelfuß und Zehen bezeichnen. Während aber die Handwurzel den kleinsten, die Finger den größten Theil der Hand bilden, sehen wir beim Fuße umgekehrt die Fußwurzel den bei weitem größten, die Zehen den kleinsten Raum einnehmen, und schon darin drückt sich die ganz verschiedene Bestimmung beider als Greiforgan und als Stützorgan aus. Das Skelet des Fußes stellt nämlich ein aus festen Werkstücken zusammengesetztes Gewölbe dar, das ganz nach Art der von der Baukunst construirten Gewölbe hergestellt ist und wie diese bestimmt ist, eine große Last zu tragen. Dieses Gewölbe, das gleichsam zwei Bogen, einen höher gespannten am medialen (inneren) und einen flacheren am lateralen (äußeren) Fußrande bildet, ruht mit drei sogenannten Fußpunkten auf dem Boden, dem Fersenhöcker, dem Ballen der großen und dem Ballen der kleinen Zehe. Den Scheitel des Gewölbes bildet der zweitgrößte Knochen der Fußwurzel, das Sprungbein, und auf diesem ist senkrecht zur Längsachse des Fußes wie die Säule eines dreibeinigen Tisches der Unterschenkelknochen (Schienbein) eingelenkt. Auf diesem Gewölbscheitel ruht somit die ganze Last des Körpers und vertheilt sich naturgemäß auf die drei genannten Fußpunkte. (S. Fig. 11.)

Es ist klar, daß der auf den Scheitel des Gewölbes stattfindende Druck der Körperlast dieses abzuflachen strebt, und man kann sich leicht überzeugen, daß dasselbe an dem frei herabhängenden Fuße stets stärker gewölbt ist und sich abflacht (wodurch also der Fuß breiter und länger wird), sobald wir auf dem Boden stehen.* Es müssen daher nothwendigerweise Einrichtungen vorhanden sein, welche dieser Abflachung entgegenwirken, und diese sind einerseits die besonders auf Querschnitten der Fußwurzel sehr deutliche keilförmige Gestaltung der Fußwurzelknochen der vorderen Abtheilung und andererseits starke Sehnenbänder, die theils an der Decke (Fig. 11 f) des Gewölbes von einem Knochen zum anderen, theils in der Richtung der Sehne des Bogens als sogenannte Fußsohlenbinde (fascia plantaris, s. Fig. 11 f′) von der Ferse zum vorderen Ende der Mittelfußknochen verlaufen. Da die oben genannte Binde sowie die darüber liegenden Muskeln, Gefäße und Nerven (zu deren Schutz gegen die Unbilden des Bodens die erstere vorzüglich beiträgt) einen Theil der Höhlung des Gewölbes ausfüllen, so ist einleuchtend, daß dieses am Skelet viel klarer und schärfer wahrnehmbar sein muß als am lebenden Fuße. Immerhin aber kann man an einem wohlgebauten Fuße, wenn er auf dem Boden aufsteht, am inneren Fußrande die Hand einlegen, und ebenso drücken sich die drei oben erwähnten Fußpunkte des Gewölbes in der Fußspur des lebenden Fußes aus. Diese (am deutlichsten wahrnehmbar zum Beispiel in einem eben verlassenen Badecabinet) besteht aus einem hinteren, großen, rund-

* Woraus sich von selbst der gute Rath ergiebt, daß man sich das Maß der Schuhe nicht am hängenden, sondern stets nur am aufstehenden Fuße nehmen lasse.

lichen Fleck (Ferse, hinterer Fußpunkt) und zwei vorderen in der Mitte mehr oder minder zusammenfließenden. Auf der ganzen Sohle aufzutreten, ist somit einem gut gebauten Fuße gar nicht möglich. Nicht selten aber kommt es vor, daß die Gewölbebildung mangelhaft entwickelt ist und der Fuß daher mit der ganzen Sohle den Boden berührt. Einen solchen Fuß nennen wir einen Plattfuß, und es ist bekannt, daß Personen, welche mit diesem Formfehler behaftet sind, in längerem Stehen und Gehen behindert sind und deshalb auch vom Militärdienst befreit während das erste (proximale) Zehenglied stark hinaufgebogen ist und das mittlere oben hohl liegt.* So haften oder krallen sich die Endglieder beim Abwickeln der Fußsohle vom Boden gewissermaßen an diesen an. Was die große Zehe betrifft, so bildet der Mittelfußknochen derselben den vorderen Pfeiler des Gewölbes am medialen Fußrande, und es ergiebt sich schon aus der Antheilnahme dieses Knochens an der Gewölbebildung des Fußes mit Nothwendigkeit, daß derselbe mit den übrigen Mittelfußknochen in fester Verbindung stehen wird. Eine freie Beweg-

Fig. 11.




Skelet des menschlichen Fußes, in die Silhouette eingezeichnet.

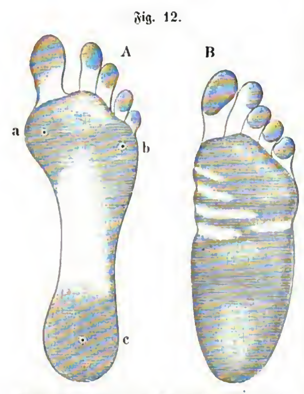
F Fersenballen. G Z Großzehenballen (Fußpunkte des Gewölbes M K N A C). C Fersenbein. A Sprungbein. N Kahnbein. K Keilbein. M Mittelfußknochen der großen Zehe. Z 1 Erstes, Z 2 zweites Glied der großen Zehe. T Schienbein. P Haut (und Fettgewebe) der Fußsohle. f f' Fußsohlenbinden.

werden. (S. Fig. 12.) — Während die das im Vorstehenden beschriebene Gewölbe bildenden sieben Fußwurzel- und fünf Mittelfußknochen vier Fünftheile der ganzen Länge des Fußes bilden, nehmen die Zehen nur ein Fünftheil dieser Länge ein (gegen ein Halb der Länge der Hand, das den Fingern zukommt). Ihre Function bezieht sich daher auch ausschließlich nur auf Stand und Locomotion. Was zunächst die vier kleinen Zehen betrifft, so haben diese beim Gehen ihre ganz besondere Rolle; sie drücken sich mit dem glatten Ballen der Fußsohlenfläche ihres Endgliedes fest an den Boden an (s. Fig. 13), lichkeit desselben, wie am entsprechenden Knochen der Hand, dem Daumen, und Gewölbebildung des Fußes sind daher zwei ganz unvereinbare Dinge, und schon deshalb kann, worauf ich noch später zurückkomme, die Fußhand des Affen nicht als ein Fuß im Sinne des menschlichen Fußes betrachtet werden. Ferner hat die große Zehe noch weit mehr als die übrigen Zehen die Bedeutung einer Radwelle, mit welcher die Fußsohle sich beim Gehen

* In der normalen Fußspur (Fig. 12 A) bilden die Ballen der vier kleinen Zehen alle deshalb einen runden Flecken, zwischen welchen und den Groß- und Kleinzehenballen ein freier Raum bleibt.

vom Boden abwickelt, und in dem aufrechten Gange des Menschen ist es wohl begründet, daß nur er eine wirkliche große Zehe besitzt, während bei den meisten Säugethieren (selbst den Sohlengängern, wie dem Bär) diese die kleinste ist, und nur bei ihm (nach Bischoff) der lange Beugemuskel der großen Zehe, welcher bei der Abwickelung vom Boden den letzten Stoß zu ertheilen bestimmt ist, ganz oder fast ausschließlich an diese Zehe geht, während bei den meisten Affen dieser Muskel vorzugsweise an die übrigen Zehen sich vertheilt. Endlich ist

Fig. 12.




Abdruck der Fußsohle: A eines wohlgebauten, B eines sogenannten Plattfußes.

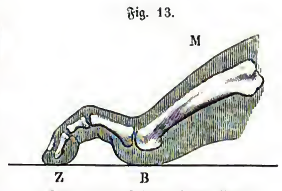
(Die Abdrücke sind hergestellt durch Bemalen der Fußsohle mit Oelfarbe und Auftreten auf einen auf dem Boden ausgebreiteten angefeuchteten Bogen Papier.)

c Fersenballen. a Großzehenballen. b Kleinzehenballen.

in Betreff der Verbindung des Fußes mit dem Unterschenkel noch zu bemerken, daß dieses Gelenk, das vorzugsweise sogenannte Fußgelenk, ein Schraubencharniergelenk darstellt, welches nur eine Bewegung in einerlei Richtung, Beugung und Streckung, zuläßt, während das entsprechende Gelenk der Hand eines der freiesten ist.

So sehen wir denn, daß alle Einrichtungen des Fußes dahin abzielen, denselben zu einer festen Stütze des Körpers zu machen, wie bei der Hand die zu lösende Aufgabe die freieste Beweglichkeit war. Nicht am wenigsten interessant ist es, daß, wie die neuesten Forschungen lehren, diese Bestimmung auch so zu sagen das ganze Innere der Knochen durchdringt und die Knochen des Fußes auch in Bezug auf die feinere Structur ihrer Substanz mit Rücksicht auf diesen Hauptzweck gebaut sind. Es war insbesondere der Züricher Anatom H. v. Meyer, welcher nachwies, daß in der sogenannten schwammigen Substanz der Knochen, welche aus einem Netzwerk zarter Knochenbälkchen besteht, diese nicht, wie man bisher geglaubt hatte, ziemlich regellos verlaufen, sondern daß die Architektur derselben mit der Statik und Mechanik des Knochengerüstes in genauester ursächlicher Beziehung steht. Wie die Knochen des Fußes

Fig. 13.




Stellung der Zehen auf dem Boden.

B Kleinzehenballen. Z Ballen des Endgliedes der Zehen. M Mittelfuß.

ein Gewölbe bilden, auf dessen vom Sprungbein gebildeten Schlußstein (A) der Unterschenkelknochen (T) ruht, so sehen wir auf einem Durchschnitt des erstgenannten Knochens (s. Fig. 11), daß von der Gelenkfläche desselben wie vom Scheitel eines Daches ein Sparrenwerk feiner Bälkchen nach zwei Seiten ausstrahlt, eines nach hinten und unten gegen das Fersenbein (C), das andere nach vorn gegen das Kahnbein (N), welches einen Theil des vorderen Gewölbebogens bildet. Die hintere Ausstrahlung setzt sich dann im Fersenbein gegen den Höcker, mit welchem dieses auf dem Boden ruht, fort, während das vordere nach den Keilbeinen und den Mittelfußknochen hinzieht. Da natürlich der Druck der Körperlast dahin strebt, diesen Dachstuhl durch sogenannten Sparrenschub aus einander zu pressen, so ist in den Hohlräumen dieses

letzteren ein weiteres queres Sparrensystem angebracht, welches dem entgegenwirkt. Ebenso ist die schwammige Substanz des Schienbeins dem Zweck entsprechend angeordnet.

Aus der vorangehenden Darstellung dürfte wohl zur Genüge klar geworden sein, daß in der That, wie ich eingangs erwähnte, zwischen Hand und Fuß des Menschen eine vollkommene Theilung der Arbeit stattgefunden hat. Alles an der Hand ist auf das Ergreifen, Fassen, Halten berechnet, Alles am Fuße auf seine Bestimmung als Stütz- und Gehwerkzeng. Trotzdem hört man nicht selten die Behauptung, die Zehen seien von Haus aus auch sehr gut zu Verrichtungen der erstgenannten Art bestimmt und tauglich und nur durch die ihnen von Jugend an gewordene Vernachlässigung, Druck der Schuhe 2c., so heruntergekommen, und man führt als Beweis an einerseits Personen, die, ohne Arme und Hände geboren, gelernt haben, mit den Füßen allerlei Verrichtungen vorzunehmen, wie Zeichnen, Stricken; andererseits — und diese Angabe rührt insbesondere von Gelehrten her, welche, wie zum Beispiel Huxley, bestrebt sind, den Unterschied zwischen dem Fuß des Menschen und der Fußhand des Affen möglichst zu verwischen — wird erzählt, daß manche Völker den Fuß zu verschiedenen, sonst der Hand zukommenden Verrichtungen verwenden, so zum Beispiel, daß chinesische Bootsleute mit Hülfe der großen Zehe das Ruder führen, die bengalischen Handwerker weben, die Carojas Angelhaken stehlen, die barfüßigen Soldaten auf Java ihren auf den Boden ausgezahlten Sold mit den Füßen aufheben 2c. Da der Gedanke nahe lag, daß bei diesen Völkern eine abweichende Bildung der Zehen und insbesondere der großen Zehe vorhanden sei, hat Professor Lucae die Gelegenheit benutzt, die Füße einer Gesellschaft von japanesischen Seiltänzern, die in diesem Artikel Großes leisteten, zu untersuchen, und sich dabei überzeugt, daß ihr Fuß in keiner Beziehung vom europäischen abweicht, und daß eben die Verwendung des Fußes zu Handarbeiten ein entweder nothgedrungen oder willkürlich erlerntes Kunststück ist, das etwa in dieselbe Kategorie gehört, wie wenn, was man ja von amerikanischen Clowns oft gesehen hat, einer die Beine in die Höhe streckt und auf den Händen davonläuft.

Trotzdem aber der Fuß nur Stütz- und Bewegungsorgan ist, fehlen ihm die übrigen Eigenschaften nicht, welche, wie wir oben gesehen haben, dazu beitragen, die Hand zu einem so vollkommenen Werkzeug zu machen, nämlich das Muskel- und das Tastgefühl der Haut und sicherer Stand und Gang hängen zu einem gar nicht unerheblichen Theile von der Ungetrübtheit dieser Wahrnehmungen ab, wie insbesondere die Erscheinungen der beginnenden Rückenmarkslähmung es zeigen. Weil in diesen Fällen das Auge das mangelnde Tast- und Muskelgefühl ersetzen muß, ist solchen Kranken Stehen und Gehen bei geschlossenen Augen unmöglich.

Wie bei Gesicht und Hand, so lassen sich auch an der Gestaltung des Fußes zahlreiche, insbesondere auf Proportionsverhältnissen beruhende Verschiedenheiten nach Individualität, Race, Alter und Geschlecht wahrnehmen, und mehr als andere Theile wird endlich auch der Fuß in seiner Gestalt durch äußere Einwirkung verändert. Und wie die antike griechische Kunst uns das Ideal menschlicher Körperschönheit überhaupt zu verwirklichen verstand, so führte sie uns auch den ideal schönen menschlichen Fuß vor, was um so wichtiger ist, als heutzutage — wenigstens in unseren Culturländern — uns dieser Anblick nur sehr selten gegönnt ist, indem sehr häufig die Fußform durch unzweckmäßige Bekleidung schon frühzeitig erheblich verändert wird. Auch hier ist es die volle Entwickelung der für den Menschen charakteristischen Eigenschaften des menschlichen Fußes, die uns denselben schön erscheinen läßt, vor Allem also das wohlentwickelte Gewölbe, die gut ausgebildete Ferse, die nicht zu langen Zehen, von denen jedoch die erste, die große Zehe, die bei Weitem längste und stärkste ist.* Dabei ist der Fuß schmal, nicht breit und im Verhältniß zum ganzen Körper klein zu nennen. Ein großer, platter, wenig gewölbter Fuß mit wenig vorstehender Ferse, kleiner Großzehe hat dagegen einen der Bären-

* In diesem Punkte kann der Anatom nicht immer mit der Antike übereinstimmen, da bei dieser häufig die zweite Zehe erheblich länger erscheint.

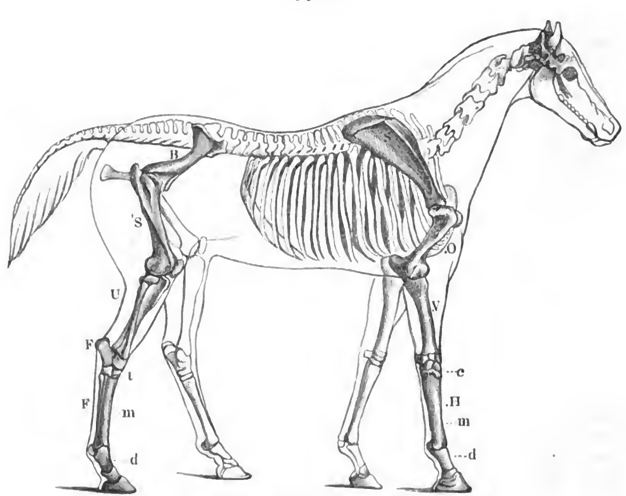
tatze sich nähernden Charakter und erscheint uns deshalb unschön. Ein großer Kenner antiker und lebender weiblicher Schönheit, Goethe, sagt in seinen Wahlverwandtschaften:* „Ein schöner Fuß ist eine große Gabe der Natur; diese Anmuth ist unverwüstlich" — und man wird sich erinnern, daß ein solcher Fuß eine in das Schicksal der Helden dieses Romans ziemlich eingreifende Rolle spielt. Daß aber die Anmuth gerade des Fußes so unverwüstlich ist, liegt — was uns Goethe nicht sagt — wohl darin, daß der Fuß seine Gestaltung fast ganz seinem Knochengerüst verdankt und daher an dieser Gestalt auch die größte Abmagerung nur wenig ändern kann. Racenverschiedenheiten in der Fußbildung sind uns leider nur noch sehr wenige bekannt, und bei dem raschen Dahinsterben vieler Naturvölker wird sich dieses Versäumniß kaum noch gut machen lassen. Von dem Fuße des Negers ist bekannt, daß derselbe durch seine fast ganz mangelnde Gewölbebildung einen exquisiten Plattfuß, eine der thierischen viel mehr sich nähernde Form darbietet, und diese unschöne Form ist schon dem Laien so auffallend, daß ein amerikanisches Spottlied über die Schwarzen davon sagt: „Der Nigger tritt mit der Höhlung seines Fußes ein Loch in den Boden." — Daß der Fuß im Laufe der Entwickelung wesentliche Veränderungen in Form und Richtung erleidet, das lehrt uns die Entwickelungsgeschichte. Die Füße entstehen als schaufelartige Stümpfe, die Sohle nach einwärts gewendet, und diese Einwärtswendung der Sohlen ist noch beim Neugeborenen und einige Zeit nachher die beliebteste Stellung der Kinder. Man betrachte nur einen solchen kleinen Erdenbürger, wenn er gesättigt ist, vergnügt auf dem Rücken in der Wiege liegt und nun zum Schrecken der Mama, die ihn vergeblich zu bedecken sucht, mit den Beinchen in der Luft operirt, und man wird sich von der Richtigkeit meiner Angabe überzeugen. Bleibt die primitive Stellung des Fußes abnormer Weise bestehen und schreitet das Wachsthum in dieser abnormen Stellung voran, so entsteht die Mißstaltung, die wir Klumpfuß nennen, bei welcher das Kind mit dem äußeren Fußrande auftritt. Endlich den Unterschied der Geschlechter in der Conformation des Fußes betreffend, so bin ich in der angenehmen Lage, zu constatiren, daß das weibliche Geschlecht sich im Allgemeinen durch einen relativ kleineren, also schöneren Fuß auszeichnet. Diesen Vorzug eines kleinen Fußes wissen auch die Damen allerorts zu schätzen und zu zeigen und, wenn sie dessen ermangeln, denselben durch möglichst kleine Schuhe vorzutäuschen. Viel eitler und auf diese Schönheit viel erpichter scheinen jedoch die Damen in China zu sein. Von Kindesbeinen an, dies Wort wörtlich genommen, wird dafür durch wenig rücksichtsvolle Mittel gesorgt, daß die Mädchen möglichst kleine Füße haben. Ob sie damit gehen können, ist eine Frage von untergeordneter Bedeutung, wie ja überhaupt bei Modeangelegenheiten die Zweckmäßigkeit erst in dritter Reihe in Betracht kommt. Diese chinesische Mode und ihre Folgen, sowie die minder bedeutenden und beabsichtigten Mißstaltungen des Fußes, welche europäische Schuhkünstler zu veranlassen im Stande sind, hier ausführlich zu betrachten, muß ich diesmal unterlassen, behalte mir jedoch vor, darauf einmal zurückzukommen. Die Schuster haben sich ja schon so oft in andere Dinge eingemischt — ich erinnere nur an den Freund des Sokrates, den Schuster Simon, an den Schusterdichter Hans Sachs, an den Schusterphilosophen Jakob Böhme in Görlitz, den Stifter der böhmischen Brüder, und endlich an den Stifter der Secte der Quäker, G. Fox —, daß das Sprüchwort: „Schuster bleib' bei deinem Leisten" wohl eine gute historische Grundlage hat. Es war daher wohl erlaubt, daß auch einmal Anatomen sich in das Schusterhandwerk mischten. Dies geschah zunächst durch den Holländer Anatomen P. Camper, der 1783 ein Werkchen erscheinen ließ „über die beste Form der Schuhe". Besonders aber hat in neuerer Zeit der Züricher Anatom v. Meyer sich mit dieser Frage ernstlich befaßt, und daß er auch bereits praktische Resultate erreicht, zeigt uns, daß in München eine „Anatomische Schuhwaarenfabrik" besteht, welche die wissenschaftlichen Resultate ins Leben überzuführen bestrebt ist.

Um die charakteristische Eigenthümlichkeit des menschlichen Fußes in das volle Licht zu stellen, ist es nun aber nothwendig,

* 11. Capitel.

denselben mit dem Fuße der Säugethiere und zwar zunächst mit dem der Vierfüßer und dann mit dem der Vierhänder oder Affen zu vergleichen.* Was die ersteren betrifft, so treten zunächst einmal die meisten derselben gar nicht mit der ganzen Sohle des Hinterfußes, sondern nur mit den Zehen auf, und zwar erleiden diese in den verschiedenen Ordnungen der Säugethiere eine bald mehr bald weniger beträchtliche Reduction, so daß zum Beispiel das Pferd nur mit einer von einem Hornschuh bekleideten Zehe (dem Huf) auftritt. Der Rest des Fußes (Mittelfuß und Fußwurzel) steht mehr oder minder senkrecht und wird im gewöhnlichen Leben gar nicht mehr zum Fuß gerechnet. Der im Hüftgelenk stark gebeugte Oberschenkel (F) tritt bei diesen Thieren als besonderer Gliedtheil gar nicht mehr hervor, sondern ist in die Haut und die Umrisse des Rumpfes einbezogen, und erst der untere Theil des Unterschenkels tritt aus diesem hervor. Der menschliche Fuß dagegen liegt seiner ganzen Länge nach auf dem Boden auf.

Fig. 14.




Skelet des Pferdes, in die Silhouette eingezeichnet. Typus des Vierfüßers.

S Schulterblatt. O Oberarm. V Vorderarm. H Vorderfuß (Hand), bestehend aus c Handwurzel, m Mittelhand und d einer aus drei Gliedern bestehenden Zehe (Finger), von welchen das letzte, mit dem Huf umgebene Glied allein auf dem Boden ruht. B Beckengürtel. S Oberschenkel. U Unterschenkel. F Fuß, von dessen Abtheilungen dasselbe gilt, wie von der vorderen Extremität.

* Das vollendete Bild des Vierfüßers bietet uns das Pferd (Fig. 14), bei welchem alle vier Extremitäten nur Stützen und Locomotionsorgane auf dem Boden sind. Goethe sagt treffend von demselben: „Das Pferd steht als Thier sehr hoch, doch seine bedeutende weitreichende Intelligenz wird auf eine wundersame Weise durch gebundene Extremitäten beschränkt. Ein Geschöpf, das bei so bedeutenden, ja großen Eigenschaften sich nur im Traben, Laufen und Rennen zu äußern vermag, ist ein seltsamer Gegenstand für die Betrachtung, ja man überzeugt sich beinahe, daß es nur zum Organ des Menschen geschaffen sei, um gestellt zu höherem Sinn und Zweck, das Mächtigste wie das Anmuthigste bis zum Unmöglichen auszuführen.“ — Den Vierhänder, das Baumgeschöpf, sehen wir in Fig. 15 in dem Bilde des Orangutang (nach Brehm). Die vollständige Theilung der Arbeit im Zweihänder bedarf wohl keiner bildlichen Illustration.

Nur einige Säugethiere, die man als Plattfußgänger den vorerwähnten Zehen- und Fußgängern entgegenstellt, treten mit der ganzen Sohle des Hinterfußes auf, wie zum Beispiel der Bär; dieser hat daher auch am meisten Aehnlichkeit mit einem auf allen Vieren gehenden Menschen und hat am meisten die Fähigkeit, sich für einige Zeit (Tanzbären) auf den Hinterbeinen aufrecht zu erhalten. Allein selbst der Fuß des Bären ist vom menschlichen unendlich verschieden, indem einmal die Gewölbebildung fehlt, derselbe daher breit und platt ist, die Zehen länger, mit Krallen bewaffnet, die große Zehe aber am kleinsten und die Ferse nur kurz, das

Fig. 15.

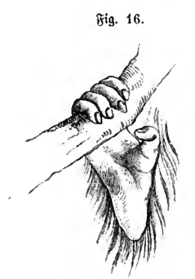


Orang-Utang (nach Brehm). Typus des Vierhänders.

Ganze daher nur eine „Tatze" ist. — Ganz besonders wichtig aber für die Aufgabe, die ich mir gestellt, sind die Unterschiede, welche den menschlichen Fuß von dem Endglied der unteren Extremität der Affen trennen. Ob dieses Endglied Fuß oder Hand (Hinterhand, Fußhand, Fig. 16) zu nennen? ist die wichtige Frage. Ich habe schon oben erwähnt, daß diese Frage von den Zoologen und Anatomen je nach ihrer Stellung zur Darwin'schen Lehre sehr verschieden beantwortet wird.

Während die einen, an deren Spitze der englische Forscher Huxley, wohl der bedeutendste Vertreter der Darwin'schen Lehre, steht, die Scheidewand zwischen Mensch und Affe niedergerissen und die schon von Tyson und Buffon, insbesondere aber von Blumenbach aufgestellte und von Cuvier adoptirte Ordnung der Vierhänder (Affen) gestrichen haben wollen, indem sie Mensch und Affe in eine und dieselbe Säugethierordnung, die Linné'sche der Zweihänder, einordnen, wollen die anderen, die mehr conservativen Anatomen, wie C. E. v. Baer, Bischoff, Lucae, die Ordnung der Bimana oder Zweihänder für den Menschen reservirt lassen und halten an der Ordnung der Quadrumana oder Vierhänder für die Affen fest. Die ersteren erklären also das Endglied der hinteren Extremität der Affen für einen Fuß, die anderen für eine Hand. Da scheint es denn zunächst nöthig, die Unterschiede scharf hervorzuheben, welche sich zwischen dem Fuß des Menschen und dem streitigen

Fig. 16.



Hinterhand des Orang-Utang.

Endgliede der hinteren Extremität der Affen wahrnehmen lassen. Daraus wird sich dann wohl ergeben, ob der Name Hand oder Fuß für dasselbe mehr gerechtfertigt ist. Diese Unterschiede sind nun namentlich die folgenden: Bei den Affen ist 1) die große Zehe zu einem beweglichen Hinterdaumen geworden, der, den anderen Zehen gegenüberstellbar, dem Glied den Charakter eines Greiforgans aufdrückt; 2) dieser Bestimmung entsprechend, nähern sich daher auch die Zehen der Gestalt der Finger d. h. sie sind viel länger als beim Menschen; 3) damit zusammenhängend fehlt die Gewölbebildung, die Bildung also, welche namentlich das Stützorgan charakterisirt, dem Affenfuß vollständig. — Für den menschlichen Fuß ist dagegen charakteristisch: 1) die diesem allein und ausschließlich zukommende, bei keinem anderen Säugethier existirende Gewölbebildung;

2) die starke Entwickelung der großen Zehe, insbesondere ihres Mittelfußknochens und die feste Verbindung desselben mit den übrigen Mittelfußknochen, so daß dieser eine feste Stütze (den vorderen Pfeiler des Gewölbes) bildet, entsprechend dem Gewicht, welches dieser Theil (Ballen der großen Zehe) zu tragen hat; 3) die Kürze der Zehen (nur ein Fünftel der Fußlänge, beim Affen weit mehr); 4) die starke Entwickelung der Ferse, an welche sich die für den aufrechten Gang wichtige Sehne der Streckmuskeln des Fußes, die sogenannte Achillessehne, ansetzt. — Mit dieser ausschließlichen Bestimmung des menschlichen Fußes als Stütz- und Locomotionsorgan und der eben darin beruhenden Fähigkeit des Menschen zum aufrechten Gang und Stand stehen mehrere andere Eigenthümlichkeiten der unteren Extremität, sowohl des Skelets als der Muskulatur, in genauester Beziehung, die eben deshalb auch für den Menschen charakteristisch sind, wie zum Beispiel die relativ bedeutende Länge des Oberschenkelknochens und damit des Oberschenkels, die drehrunde Gestalt und die starke Streckung desselben im Hüftgelenk, während bei den meisten Säugethieren diese Länge viel geringer, der Oberschenkel platt und im Hüftgelenk gebeugt ist. Nicht minder charakteristisch ist die starke Streckung im Kniegelenk, und im Zusammenhang mit alle dem steht die starke Entwickelung der Hüftmuskeln und der Wadenmuskulatur, die auch bei den höchststehenden Affen viel weniger ausgebildet ist. Wie wir einerseits zum Beispiel in den Formen des Apollo von Belvedere oder der Diana vom Louvre diese rein menschlichen Charaktere zur vollen Darstellung gebracht sehen, erinnert uns ein Idiot mit den gebogenen Knieen und den nicht selten platten Oberschenkeln lebhaft an das Thier.

Nachdem ich oben als Charakter der Hand insbesondere den entgegenstellbaren Daumen, die langen, dieselbe zum Greiforgan befähigenden Finger und die allseitig große Beweglichkeit der Hand im Ganzen, als die des menschlichen Fußes dagegen die Gewölbebildung, die kürzeren, zum Ergreifen von Gegenständen untauglichen Zehen, die Unentfernbarkeit des Mittelfußknochens der großen Zehe von den übrigen bezeichnet habe, wird der Leser, insbesondere nachdem er die Figuren 17 und 18 betrachtet, wohl nicht im Zweifel sein, daß die Charaktere des Fußes dem Endglied der hinteren Extremität der Affen abgehen, und daß dieses vielmehr einer Hand gleiche und als solche als Fußhand oder Hinterhand zu bezeichnen sei. Dagegen bemerkt nun Huxley, nur äußerlich gleiche diese einer Hand, insbesondere habe allerdings der Fuß des Gorilla und noch mehr der einiger anderen Affen eine auffallende Aehnlichkeit mit der Hand; ziehe man aber die Haut ab, betrachte man insbesondere das Knochengerüst, so erkenne man unzweifelhaft dasselbe für einen Fuß an. Die Fußwurzelknochen seien Stück für Stück nur Modificationen derselben Knochen beim Menschen; die große Zehe könne zwar den übrigen Zehen entgegengestellt werden, aber im Ganzen stimme die Muskulatur mehr mit der Muskulatur des menschlichen Fußes als mit der der Hand überein. „So verschiedenartig die relativen Verhältnisse und die Erscheinungen des Organs sein mögen," fährt Huxley fort, „so bleibt die terminale Abtheilung der hinteren Extremität des Affen in Plan und Grundgedanken ein Fuß und kann in dieser Hinsicht nie mit einer Hand verwechselt werden." Uebereinstimmend wenden sich gegen diese Art von Beweisführung v. Baer,* Bischoff,** Lucae,*** und ich kann ihnen nur vollständig beistimmen. Allerdings bleibt im Plan und Grundgedanken das Endglied der hinteren Extremität auch der Affen ein Hinterfuß, wie die Hand des Menschen oder selbst der Fledermausflügel ein Vorderfuß. Die verschiedenartigen relativen Verhältnisse der gleichen Grundgebilde sind es aber, die hier eine Hand, dort eine Tatze oder einen Flügel zuwege bringen. Wir nennen aber mit dem gleichen Rechte, mit welchem wir ein Bewegungsorgan, das bestimmt ist, den Leib des Thieres durch Schlagen gegen die Luft zu erheben, einen Flügel nennen, das Endglied einer Extremität, das durch Entgegenstellung eines Fingers gegen die

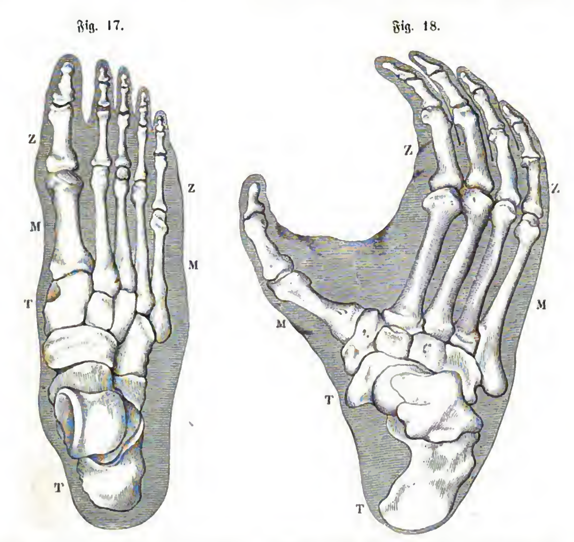
* v. Baer, Reden und Aufsätze. Petersburg 1876. Bd. II, S. 506.

** Bischoff, Beiträge zur Anatomie des Hylobates. München 1870.

*** Lucae, Hand und Fuß. Abhandlung der Senkenberg'schen Gesellschaft in Frankfurt, 1864—66.

anderen einen Körper umfassen kann, eine Hand, und mit Recht sagt v. Baer, es sei ein Vergehen gegen die angenommene Sprache, die Hinterhand des Affen einen Fuß zu nennen. Und wenn Huxley die Concession macht, die Hinterhand einen „Greiffuß" zu nennen, so ist damit eigentlich der Hauptcharakter der Hand anerkannt.

Fig. 17. Fig. 18.




Skelet des menschlichen Fußes, von oben, in die Silhouette eingezeichnet.
T Fußwurzel. M Mittelhand. Z Zehen.

Skelet des Fußes des Gorilla, von oben, in die Silhouette eingezeichnet.
T Fußwurzel. M Mittelhand. Z Zehen.

Die Beweisführung Huxley's und seiner Anhänger beruht, wie man sieht, wesentlich nur auf der anatomischen Grundlage, auf der morphologischen Homologie; die Biologie ist aber in dieser Sache auch zu befragen. Da sehen wir denn, daß die hinteren Extremitäten der Affen absolut untauglich sind, als ausschließliche Stützorgane auf dem Boden zu dienen. Selbst die menschenähnlichsten Affen gehen und stehen nur auf dem äußeren Fußrande, so zu sagen auf der Faust, den Daumen aufwärts gewendet; sie können daher nur vorübergehend auf zwei Beinen auf der Erde eher trippeln als gehen, und sobald es Eile hat, wenden sie sich auf der Erde dem Gang auf allen Vieren zu. Dagegen ist die hintere Extremität der Affen ein vorzügliches Locomotionsorgan für das Leben auf Bäumen, zu welchem die Affen bestimmt sind, indem sie ihre Fußhand wie die Hand verwenden, um Baumäste zu ergreifen und zu umfassen und sich so von Ast zu Ast, von Baum zu Baum zu schwingen.

So behaupten wir also, daß nur beim Menschen die Theilung der Arbeit zwischen Vorder- und Hinterextremität vollkommen durchgeführt ist: nur bei dem intelligentesten Wesen ist der Fuß ausschließlich Stützorgan, nur bei ihm die Hand ausschließlich Greiforgan, nur der Mensch hat „Hand und Fuß".



# Karl von Holtei.

Von

**Karl Weinhold.**



Am 12. Februar 1880 starb zu Breslau Karl v. Holtei. Zweiundachtzig viel bewegte Jahre waren zum stillen Schluß gekommen. Es war nicht bloß ein Dichter und Künstler, den wir begruben, es war auch ein eigenthümlich gearteter Mensch. Aus seinen bedeutenderen Schriften spricht überall die Persönlichkeit und das Leben. Darum ist eine Beurtheilung seiner Werke unmöglich ohne die gerechte Erwägung der Bedingungen und Schicksale seines Lebens.

Holtei war ein Schlesier.

Das achtzehnte Jahrhundert hatte den Schlesiern die Stellung im Vordertreffen der Literatur genommen, welche sie im siebzehnten gewonnen hatten. Es gab überall im Lande Versemacher, aber keinen Dichter. In der kraftlosen Zeit des letzten habsburgischen Beherrschers Schlesiens wollte die Poesie ebenso wenig hier aufblühen als unter dem gewaltigen Regiment Friedrich's II. von Preußen. Drei Kriege verwüsteten seit 1740 die schlesischen Gaue und drückten das höhere geistige Leben nieder. Eine neue Art der Verwaltung war eingezogen mit ungewohnten Lasten; die preußischen Einrichtungen und Personen erschienen fremd und wenig sympathisch. Zwar war den Evangelischen die Cultusfreiheit gegeben, und sie waren dem König dankbar und anhänglich. Aber aus Rücksicht auf die mächtige katholische Geistlichkeit hatte er ihnen nur die Hälfte dessen gestattet, was sie erwarten durften. Ihr Unterrichtswesen war ihm gleichgültig. Er hatte mehr Sympathie für die Jesuiten der Leopoldina als für die lutherischen Schulrectoren. Zwar war der Schwerpunkt des Landes nun von Süden nach Norden gelegt, aber es war nur ein militärischer und politischer, kein geistiger. Der Verkehr mit Brandenburg blieb gering. Schlesien verharrte in seiner Eingeschlossenheit zwischen Polen, Böhmen und Kursachsen, und seine Leute spannen sich in diesen Grenzen mit Bewußtsein ein. Sie waren immer auf sich gestellt gewesen, mochten Piasten oder Luxemburger, Ungarkönige oder Habsburger ihre Herzogskrone getragen haben.

Den Mittelpunkt gab von je Breslau, die bedeutende Vermittlerin des deutschen und slavischen Handelsverkehrs, die kräftige deutsche Bürgerstadt, der Sitz des Fürstbischofs, der obersten Landesbehörden und berühmter Schulen. Die zahlreichen kleinen Städte in den vielen Fürstenthümern traten gegen Breslau völlig zurück. Die größeren und reicheren Adelsfamilien verstanden sich gleich den böhmischen wohl auf Repräsentation, aber einen Einfluß auf das geistige Leben übten sie nicht, weil es ihnen gleichgültig war. Nur aus dem kleineren, alteingesessenen evangelischen Adel waren im siebzehnten Jahrhundert Männer von dichterischer, theilweise auch wissenschaftlicher Bedeutung hervorgegangen, wie Friedrich v. Logau, David v. Schweinitz, Abraham v. Frankenberg.

Die nobilitirten Martin Opitz, Samuel Butschky v. Rutinfeld, Christian Hoffmann v. Hoffmannswaldau, Daniel Casper v. Lohenstein gehören zum Bürgerstande, der in Schlesien, wie in den übrigen Ostmarken, durchaus deutschen Ursprungs war.

Die Bevölkerung des Landes war im achtzehnten Jahrhundert zur Hälfte deutsch, zur Hälfte slavisch. Die deutschen Schlesier waren theils Nachkommen der im dreizehnten Jahrhundert eingewanderten Franken, Thüringer und Niedersachsen, theils germanisirte Polen. Die Mischung mit dem slavischen Blute hatte einen besonderen Charakter der Bevölkerung erzeugt, dessen Grundzüge sich freilich, weil sie allgemein menschlich sind, nicht bloß in Schlesien finden, dessen Mischungsverhältniß aber als landschaftlich gelten darf. Leicht erregbar und vielfach begabt; mühsam und geschickt, aber leichtsinnig auch und in unentschlossene Trägheit verloren; sentimental und romantischem Treiben nicht abhold, aber auch trocken-witzig; gutmüthig, derb und sinnlich; der Heimath fast übertrieben ergeben und doch in fremder Luft am höchsten gedeihend, können wir als Eigenschaften der Schlesier bezeichnen.

Und Holtei war ein Schlesier.

Seine Familie freilich ist eine kurländische. Der Großvater zuerst war unter Friedrich dem Großen in das preußische Heer getreten und hatte es zum Obersten eines Husarenregiments gebracht. Der Vater, Karl Julius Siegmund v. Holtei, war ebenfalls Husarenoffizier. Er hatte sich mit einem schlesischen Fräulein, Wilhelmine v. Kessel, verheirathet, und diese gebar ihm zu Breslau am 24. Januar 1798 einen Sohn, der Karl Eduard getauft ward. Die Mutter starb bald nach der Geburt. Das Kind nahm die Tante des Wittwers, die Baronin v. Arnold, eine geborene v. Seydlitz, in ihr Haus. Der Vater vermählte sich fünf Jahre später wieder mit Caroline v. Taubadel, zeichnete sich 1806 in den Kämpfen in und um Lübeck aus, focht 1809 unter dem Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig und trat 1810 in österreichische Dienste. Er ist 1845 zu Saaz in Böhmen als pensionirter Major gestorben.

Es war für den kleinen Karl von den schwersten Folgen, daß ihm väterliche männliche Zucht und die liebreiche, geistig begabte Mutter bei der Geburt verloren gingen. In dem Arnold'schen Hause, dessen wunderliche Zustände in den „Vierzig Jahren“ geschildert sind, ward er nicht erzogen, sondern verzogen. Als er ein wenig Verstand bekam, merkte er bald, daß er trotz der äffischen Liebe seiner Pflegemutter ein verlassener Junge sei. Die Erziehungsanstalt, der er von 1805 bis 1810 übergeben war, konnte ihn weder geistige noch sittliche Zucht lehren. Dann machte der Verfall des Arnold'schen Vermögens die Rückkehr zur Großtante und Pflegemutter nothwendig. Er wuchs in einer halb frömmelnden, halb frivolen weiblichen Umgebung, im trügerischen Glanze eines verarmenden adeligen Hauses auf. Wenn er konnte, ging er in das Theater und verstieg sich mit dreizehn bis vierzehn Jahren zu eigenen mythologischen Komödien für sein Puppentheater. Ludwig Devrient und Iffland, die er auf der Breslauer Bühne sah, entzündeten ihn für das Schauspielerleben, und als der Hausfreund, Professor Peter Ludwig Kanngießer (gest. 1833 in Greifswald), infolge einer Schularbeit über den Beruf des Schauspielers Partei für seine Neigungen genommen, stand der Entschluß, Schauspieler zu werden, in Holtei fest. Aber der Krieg von 1813 brachte zunächst andere Gedanken. Doch der folgende Winter verwickelte ihn durch die sentimentale Liebe zu einer jungen Schauspielerin und den Verkehr mit Offizieren wieder tief in die Theaterwirthschaft. Seines Bleibens auf dem Magdalenen-Gymnasium konnte nicht länger sein. Er rettete sich im Sommer 1814 nach Obernigk, dem damals stillen Walddorfe, wo ihn der Gutsherr Schaubert, der Freund seines Vetters Baron Riedel v. Löwenstern, als Wirthschaftszögling aufnahm.

Aber weder auf den Kornfeldern, noch beim Dohnenstrich im Kieferbusch, noch am Zechtisch der alten Herren verließ ihn der Theaterteufel. Jene Liebschaft wirkte mit. Aus Verhältnissen, in die er nicht paßte, erlöste ihn die Landung Napoleon's von Elba. Holtei war im achtzehnten Jahre und deshalb waffenfähig. Er meldete sich bei einem freiwilligen Jägercorps in Breslau, fand aber keine Gelegenheit zu tapferen

Thaten. Das Bataillon marschirte langsam bis Quedlinburg, denn der Feldzug war in Flandern schon entschieden worden. Mit seinem Compagniekameraden Theodor v. Sydow gab er declamatorische Unterhaltungen, und als er zum Winter nach Breslau heimkehrte, trat er in die alten ungesunden Verhältnisse. Wenigstens fand er nun an Karl Schall, dem witzigen, geistreichen aber faulen Dichter und Zeitungsschreiber, einen schonungslosen Verurtheiler seiner dramatischen Versuche. Kanngießer und van der Velde drangen auch darauf, daß er die Prüfung für die Reife zur Universität ablege. Unter Kanngießer's treuer Hülfe gelang ihm dies ein Jahr später, 1817.

Inzwischen hatte er Folgenreiches erlebt. Im Herbst 1816 war er als Vertreter seines Freundes, des jungen Schauspielers Karl Seydelmann, nach Grafenort in der Grafschaft Glatz gegangen, wo Graf Herberstein auf seinem Schloßtheater spielen ließ. Holtei betrat dort zuerst die Bühne und gefiel durch rhetorisches Talent. Er sah hier die junge Schauspielerin vom Berliner Hoftheater Louise Rogée, die Pflegetochter der Petrillo-Eigensatz, die in Grafenort eine wichtige Persönlichkeit war. Er verliebte sich, fand Gegenliebe und die Fäden der nächsten Jahre waren angesponnen.

Student und Burschenschafter, ohne eigentliche Begeisterung für studentisches Treiben, keine Wissenschaft ernstlich erfassend, fruchtbar in lyrischen und dramatischen Versen, allein beständig in der Leidenschaft für das Theater, trat Holtei, nachdem die Pflegemutter nach Obernigk gezogen war, nachdem er am 21. Mai 1819 mit seinem einactigen Vorspiel „Die Farben“ entschiedenen Bühnenerfolg gehabt und Schall endlich seine Einwilligung gegeben hatte, am 5. November 1819 zum Anstoß für die adelige Verwandtschaft und den besseren Bürgerstand, aber unter dem Beifall der Studenten als Mortimer in „Maria Stuart“ auf dem Breslauer Nationaltheater auf. Er ward engagirt und blieb acht Monate Schauspieler, aber Freuden erlebte er nicht. Der Mangel im Mimischen schadete der leidlichen und guten Declamation, er brachte niemals eine Rolle zu wirklichem Leben; als unfähig gaben ihn Alle auf. Nur der dramaturgische Leiter, Regierungsrath Heinke, hielt ihn aus Mitleid.

Als das Verhältniß zum Theater wieder gelöst war, im Sommer 1820, ging er mit seinem Freunde Julius Rochow auf einer declamatorischen Sängerfahrt durch Böhmen nach Sachsen. Theodor Hell vermittelte sein Auftreten auf der Dresdener Hofbühne als Juranits. Doch er fiel gründlich durch und ging aus Verzweiflung zu einer kleinen Wandertruppe, verließ sie bald und abenteuerte ohne Geld herum. In Dresden, wo P. A. Wolff ihn wieder aufrichtete und Tieck ihm gütig begegnete, löste ihn die Pflegemutter gern aus, denn er gelobte öffentlich, das Theater für immer zu meiden.

Im December 1820 kehrte er in das Obernigker Häuschen zurück; doch ein Brief Louise Rogée's beschied ihn bald nach Grafenort. Sie liebte ihn noch immer. Der Verlobung folgte rasch die Hochzeit; am 4. Februar 1821 traute Pastor Woite das Paar in der evangelischen Kirche zu Obernigk.

Bei der alten, blinden, halb kindischen Pflegemutter auf dem Dorfe zu bleiben, konnte dem jungen Paare um so weniger einfallen, als Louisens Herzkrämpfe, die ihren Abgang vom Theater gefordert hatten, sich fast verloren. Louise v. Holtei ward als erste Liebhaberin in Breslau engagirt und trat am 9. Mai 1821 hier zuerst auf. Karl, den sein öffentlicher Verzicht auf das Schauspielerthum am Spielen hinderte, ließ sich als Secretär und Dichter anstellen, und es fing Alles recht hübsch an. Louise war der Liebling des Publikums, das Paar fand in der besten Gesellschaft Zutritt, aber auf ihn drückte das Gefühl, er sei nichts weiter als der Mann seiner Frau. Holtei wollte daher mit der Feder sich Namen und Geltung gewinnen. Er schrieb manches Dramatische (Angelica, Stanislaus und Gelegenheitsspiele); gab eine plan- und haltlose Zeitschrift, der „Obernigker Bote“, heraus, zu der ihn der „Wandsbecker Bote“ anregte, die aber nur vom März bis September 1822 erschien; gründete das „Jahrbuch deutscher Nachspiele“, das später Gubitz fortsetzte; stellte den ersten Band einer Anthologie von Kirchenliedern mit biographischen Notizen zusammen, der aber Manuscript blieb, weil Rambach's

Anthologie ohne Holtei's Wissen schon auf dem Markte war; veranstaltete unter dem Titel „Erinnerungen" eine Sammlung seiner zerstreuten Gedichte und Erzählungen und begann mit dem 2. Januar 1823 die „Deutschen Blätter für Poesie, Literatur, Kunst und Theater". Schall stand neben ihm als Herausgeber auf dem Titel, schrieb aber keine Zeile dafür. Die Zeitschrift hatte viele gute Gedichte, Erzählungen, Aufsätze und Correspondenzen; W. Müller, Eichendorff, Immermann, Michael Beer, W. Alexis, Fr. v. Gaudy, Fouqué, Castelli, J. G. Seidl, Agnes Franz und viele Andere spendeten werthvolle Beiträge. Holtei gab sich viel Mühe, zahlte die Honorare aus seiner Tasche, aber die „Deutschen Blätter" fielen in Jahresfrist ab, nachdem sie im zweiten Halbjahre Fr. Barth (Karl Barbarina) geleitet hatte. Denn Holtei verließ Breslau. Er hatte versucht, eine Seiltänzerpantomime auf das Theater zu bringen, und dadurch alle Schauspieler gegen sich aufgeregt. Ein Stadtscandal ging los, Broschüren flogen herüber, hinüber, und am 6. Mai 1823 erhielt er seine Entlassung. Seine Frau forderte darauf ihren Abschied. Am 23. Juni trat das Paar eine Kunstreise an nach Prag, Wien, Brünn, Berlin, Hamburg. In Prag und Brünn spielte auch Holtei. Nachdem der König Friedrich Wilhelm III. auf Grund einer Vorstellung Holtei's das Engagement Louisens an dem königlichen Theater befohlen hatte, richteten sie sich im März 1824 in Berlin ein.

Holtei kam es vor Allem darauf an, sich eine eigene Stellung im Berliner Leben zu schaffen, damit er nicht der Mann der „kleinen Rogée" heiße. Seine „Farben" fanden unter P. A. Wolff's Pflege Beifall; er schrieb für Frau Amalie Neumann (Haizinger) „Die Wiener in Berlin" und verpflanzte damit das Liederspiel nach Berlin. „Die Berliner in Wien", „Der alte Feldherr", „Der Kalkbrenner" führten den gelungenen Versuch weiter. Er trat in Privatkreisen als Vorleser Shakespeare'scher Dramen auf, und nachdem er in der Literarischen Gesellschaft das Lope'sche Stück „Der beste Richter ist der König" zum Erstaunen Aller vorgetragen, war sein Ruf fest begründet. An jenem Abend ist nach Chamisso's Wort Holtei entdeckt worden. Neujahr 1825 begann er vor einem geladenen Kreise den ersten Cyklus von Shakespeare-Vorlesungen. Seine Frau war inzwischen an einer Herzbeutelentzündung erkrankt, ihr Zustand ward immer bedenklicher, die Krankheit nahm tödlichen Verlauf. Am 28. Januar 1825 starb Louise, „die kleine Rogée", die anspruchslose, pflichttreue Gattin, die mädchenhafte, natürlich wahre Schauspielerin, welche durch diese Eigenschaften ebenso sehr bezaubert hatte als große Künstlerinnen durch geniale Leistungen.

In Liedern sprach Holtei in den ersten Wochen der Trauer den Gram und die Sehnsucht seines Herzens aus; sie wurden mit Gedichten der Freunde als „Blumen auf das Grab der Schauspielerin Louise v. Holtei, geb. Rogée" veröffentlicht. Dann aber ging er rasch aus der einsamen Trauer in ein wildes Leben über, sich zu betäuben und neue Lust an der Oeffentlichkeit zu gewinnen. Er trat als Secretär, Theaterdichter und Regisseur bei dem Königstädter Theater ein. Es gelang ihm, Henriette Sontag für diese Bühne zu gewinnen; er schrieb Stücke, hielt vielbesuchte Shakespeare-Vorlesungen und sah trotzdem kein Jahr nach dem Engagement seinen Contract mit der Königstadt gelöst, da er sich mit dem neuen Directorium dieses Actientheaters nicht vertragen mochte. Im Sommer 1826 brach er sein Berliner Haus ganz ab und ging nach Schlesien. Aus dem lebendig auftretenden Heimathsgefühl gingen da die meisten seiner „Schlesischen Gedichte" hervor, welche die erste Sammlung brachte. Am längsten weilte er in Grafenort. Graf Herberstein schlug ihm vor, ihn zum Winter nach Paris zu begleiten, und Holtei sagte zu. Eine Reihe Shakespeare-Vorlesungen schaffte sein Reisegeld, und er verlebte, vom Grafen sehr unabhängig, den Winter 1826 bis 1827 in Paris. Er verkehrte bei Alexander v. Humboldt und Meyerbeer, lernte Benj. Constant, Boieldieu, Rossini kennen, studirte das Pariser Theater und das Leben in der hohen und der niedersten Gesellschaft. Gegen Ostern verließ Holtei Paris und reiste über Düsseldorf und Frankfurt nach Weimar. Er fand Zutritt bei Goethe und bereitete den längeren Aufenthalt im

Winter vor, indem er bei Goethe und Johanna Schopenhauer gern gesehener Gast war und August's v. Goethe vertraute Freundschaft gewann, über den er in den „Vierzig Jahren" wichtige Mittheilungen niedergelegt hat.

Sein Leben in Berlin, das er im Sommer 1829 wieder begann, bewegte sich zwischen der Thätigkeit für das Theater, zwischen Schriftstellerei, Shakespeare-Vorlesungen und einem geselligen Treiben hin und her, dessen Lichtseite das Mendelssohn'sche und Meyerbeer'sche Haus, die Nachtseite „Das Tollhaus" und „Der Tempel der Tugend" bildeten. Das Königstädter Theater blieb der Richtsteig seiner dramatischen Arbeiten; für diese Bühne etwas zu leisten, fühlte er Lust und Kraft, und es ist tragisch, daß gerade diese Anstalt es war, die ihn immer wieder vom Strande in die wilde See stieß. Die Bearbeitung der Scribe'schen „Chatte métamorphosée"; die Parodie „Staberl als Robinson"; das vaterländische Schauspiel „Lenore" (im Sommer 1827 begonnen und am 12. Juni 1828 zuerst aufgeführt); seine Einrichtung des Goethe-schen „Faust" — die aber durch Goethe's Mißbilligung und der königlichen Intendanz Protest todt blieb, was ihn dann zu dem Melodrama „Doctor Johannes Faust" verführte —; ferner die „Majoratsherren" und „Robert der Teufel" waren alle für die Königstadt gemacht. Die alte Neigung zur Leitung einer Zeitschrift brach auch jetzt wieder hervor: im Verlage seines Freundes Josephy (Haude-Spener) erschienen seine „Beiträge zur Geschichte der dramatischen Kunst und Literatur", die es aber auch nur zu neun Heften brachten.

Mitten in dem wirren und theilweise wüsten Leben wuchs in ihm die Liebe zu Julie Holzbecher, einer jungen schönen Schauspielerin der Königstadt. Sie spielte die Minette in der „Verwandelten Katze" und die Lenore im gleichnamigen Schauspiel. Gerade das Jungfräuliche und Selbstlose in ihr zog ihn mächtig an, und sie entschloß sich, die Seine zu werden, obschon er ihr nach seinem Bruch mit Cerf, dem Besitzer und Director des Theaters, nur eine unsichere Existenz bieten konnte, ja ihre eigene Stellung an dieser Bühne gefährden mußte. Schleiermacher traute das Paar am 23. März 1830. „Sittsam, natürlich, unterrichtet, wohlwollend, klug und ehrlich, so gab sie sich, weil sie nicht anders war. Vorwurfsfrei ging sie in Anmuth und Schönheit, von dem schlechten Rufe und der üblen Nachrede oft schmutziger Umgebung unangefochten, durch das Leben. Aber indem sie gegen sich als strengste Richterin auftrat, blieb sie nachsichtig und mild gegen Andere. Sie pflegte zu sagen: Ich bin, wie ich bin, weil mir so ums Herz ist. Wenn ich Werth darauf legen wollte, würde mein Betragen seinen Werth verlieren." So hat Holtei selbst die vortreffliche Frau geschildert („Vierzig Jahre" IV, 220. 2. Ausg.), die auch der verwaisten Tochter eine wahre Mutter ward.

Aus der Unbehaglichkeit, welche die Stellung zur Königstadt für ihn in das Berliner Leben überhaupt brachte, schien das Paar durch eine Berufung an die Darmstädter Hofbühne befreit zu werden. Der Intendant Küstner berief ihn als Regisseur, sie als Schauspielerin. Voreilig wurden die Brücken in Berlin abgebrochen, die Contracte nicht abgewartet, welche die wichtigste Bedingung der lebenslangen Versorgung nicht aufgenommen hatten, und lange vor Eröffnung des Theaters eilten sie nach Darmstadt, wo bittere Enttäuschung sie erwartete. Die Huld der Großherzogin und die Freundschaft eines auserlesenen Kreises konnte Holtei nicht über die Unannehmlichkeiten hinweghelfen, die aus dem Zwiespalt zwischen dem Intendanten Küstner und dem Generalintendanten entsprangen, und vor Allem nicht darüber, daß Juliens Spiel nicht gefiel. So kündigten sie Neujahr 1831 und verließen im Mai Darmstadt. Julie hatte wieder in der Königstadt Engagement gefunden, allein gleich ihr erstes Auftreten bewies, daß sie auch den Berlinern nicht mehr zusagte. Erst durch die Dörte in Holtei's Trauerspiel in Berlin (am 24. März 1832 zuerst gegeben) stellte sie ihren Ruf als Schauspielerin wieder her.

Holtei war sehr fleißig nach der Rückkehr. Er schrieb mehrere Erzählungen und verfaßte eine Reihe Stücke, in denen er selbst spielen wollte. Am 5. Januar 1833 eröffnete er seine Gastrollen am Königstädter Theater in dem „Debütan-

ten" und dem „Hans Jürge"; das Liederspiel „Herr Heiter" folgte. Er spielte auch den Riccaut in Lessing's „Minna von Barnhelm"; aber erst als Heinrich in „Lorbeerbaum und Bettelstab" (am 16. Februar 1833 zuerst gegeben) schlug er als Darsteller durch, wie er gleichzeitig



Karl von Holtei.

als Dichter einen sehr großen Erfolg gewann. Ein festes Engagement, das er zum Ziel hatte, verweigerte man ihm, und da er nun weiter schauspielern wollte, seine Frau aber durch Contract an Berlin gebunden war, ging er allein auf eine Kunstreise. In Hamburg und Leipzig fand er Beifall, in München dagegen nicht. Anfang 1834 spielte er bei der Faller'schen Truppe in Frankfurt a/O. und in Glogau, und nachdem seine Bemühungen, beim königlichen Schauspiel Anstellung zu finden, gescheitert und darauf Juliens Verhältniß gelöst war, begann er mit ihr ein zweijähriges Wanderleben. Breslau und Brünn leiteten über zu Wien, wo sie vom 20. November ab in der Josephstadt mit großem Erfolge spielten. Anfang März 1835 wurden Beide dort engagirt. Im Sommer fanden die Vorstellungen in Baden statt; dann machte der Director Bankerott, und die Gesellschaft spielte auf eigene Rechnung in Wien weiter. „Die Wiener in Paris" und „Shakespeare in der Heimath" wurden von Holtei in jener Zeit glücklich auf die Bühne gebracht. Außerdem verdient

Erwähnung, daß ihn Fürst Metternich nach des Kaisers Franz Tode auf Jarcke's Vorschlag beauftragte, einen neuen Text der österreichischen Volkshymne zu verfassen. Die allgemeine Stimme erhob sich dagegen, daß ein Preuße das Nationallied dichten solle. Metternich aber setzte es durch, daß der Holtei'sche Text einige Male öffentlich abgesungen ward. Dann verschwand er.

Am 3. Februar traten Holteis zum letzten Mal in der Josephstadt auf. Sie gaben dann Gastrollen in Preßburg und gewannen hier die Freundschaft des um deutsches Leben in Ungarn hochverdienten, als Schriftsteller unter dem Namen Chr. Oeser bekannten Professors am evangelischen Lyceum Tobias Gottfried Schröer und seiner geistreichen Gattin Therese. Die Briefe und Tagebuchblätter von Frau Therese, welche Holtei herausgab, zeugen am besten von dem, was er dort fand.

Im März 1836 verließen Beide Wien und reisten über Brünn, wo sie mit geringem Erfolge spielten, nach Grafenort. Graf Herberstein nahm sie gastlich auf. Sonntags ward auf dem Schloßtheater gespielt, und Holtei erfaßte seinen alten Plan, Principal einer Wandertruppe zu werden. Er erwirkte sich auch von dem schlesischen Oberpräsidenten die Concession. Aber er ließ bald genug diesen Gedanken wieder fallen, nachdem sein fünfzehnjähriger Sohn Heinrich, der die Eltern in Grafenort besuchte, dort starb. Als er in den folgenden Wochen bei der Faller'schen Truppe spielte, empfand er, daß ihm die Leichtigkeit für solches Treiben bereits fehle.

Im Spätherbst 1836 richtete sich das Paar in dem fremd gewordenen Berlin wieder ein. Vom Januar bis Anfang März 1837 hielt Holtei Shakespeare-Vorlesungen, knüpfte auch mit Graf Reden Verhandlungen wegen kleiner Stücke für die königlichen Schloßtheater an. Sie scheiterten aber an seinem undeutlich entwickelten Wunsche, die Erlaubniß zu einer Theaterschule zu erhalten. Da kam von einem Comité in Riga die Anfrage, ob er die Leitung des dortigen Theaters übernehmen wolle. Gleich nach Schluß seiner Vorlesungen reiste er nach Riga, einigte sich mit dem Comité, brachte nach der Rückkehr das Personal für Oper und Schauspiel zusammen und eröffnete am 1. September russischen Stils die Vorstellungen in Riga.

In Riga und Mitau, wohin das Theater im Frühjahr 1838 auf einige Wochen ging, gestalteten sich die geselligen Beziehungen ganz ausgezeichnet. Das Verhältniß zu seiner trefflichen Frau war so innig beglückt wie noch nie. Aber Holtei's Unstern ging bald wieder auf: Julie ward Mutter und starb in der Geburt von Zwillingen. Sein Muth war gebrochen, er löste hastig seine Verbindlichkeiten, indem er sie unter Zustimmung des Comités auf den Sänger Hoffmann übertrug, gab seine Tochter Marie in das Haus des Oberpastors Grave und ging mit wenig Geld und einem kleinen neuen Stück: „Der letzte Mai" im Februar 1839 über die preußische Grenze.

Nachdem er hin und her gekreuzt war, landete er im Juli in Grafenort, gab hier die „Briefe aus und nach Grafenort" (1841 erschienen) heraus, hielt in Oberschlesien und Berlin Vorlesungen, holte seine Tochter Marie aus Tauroggen an der russischen Grenze ab und nahm dann im Sommer 1840 bei Graf Herberstein die Stellung eines Gesellschafters an. Aber sofort nach dem Antritt wandelte er das gebundene in ein freies, unbezahltes Verhältniß und löste es nach drei Monaten ganz auf. Im October 1839 ging er von Schloß Eggenberg bei Graz nach Wien, spielte auf dem Theater an der Wien in verschiedenen eigenen Stücken und begann am 3. Januar 1841 seine Vorlesungen, die er in Zwischenräumen bis in den Frühling 1842 unter großem Beifall fortsetzte. Shakespeare's Dramen bildeten den Kern der Abende. Er las auch in Pest und Presburg, wohnte der Hochzeit seiner Tochter Marie mit dem Grazer Advocaten Dr. Josef Potpeschnigg im Sommer 1842 bei und verließ dann, vom Director Carl seiner Verbindlichkeiten als Theaterdichter auf seinen Wunsch entlassen, Wien, von unklaren Hoffnungen nach Berlin gelockt. Er hielt hier während des Winters Vorlesungen, las im März 1843 in Stettin, schrieb das dramatische Märchen „Die beschuhte Katze" und begann im Sommer zu Lützow bei Berlin die „Vierzig Jahre". Den Winter 1843 bis 1844 verlebte Holtei wieder in Grafenort. Bei der Leitung der von Graf Herberstein

angenommenen Schauspielergesellschaft kam ihm wieder der Gedanke an seine Theaterschule, die er sich jetzt als eine fahrende dachte. Er schrieb darüber einen Aufsatz, der im Wolf'schen Theateralmanach für 1845 gedruckt ist. Im März entfloh er aus Grafenort, wo er schließlich wenig Freude und Dank hatte, und ging nach Oels. Dort wohnte seine gute Stiefmutter mit seiner Stiefschwester Constanze. Bei ihnen fühlte er sich wohl, und hier schrieb er den dritten Band der „Vierzig Jahre". Als er dann eine Vorlesungsreise begann, bot ihm der eine Pächter des Breslauer Theaters, sein Freund Baron Baerst, die Stelle eines Dramaturgen an. Holtei konnte leider nicht widerstehen, trat am 1. October 1844 ein, war jedoch bald von Widerwärtigkeiten bedrängt und athmete erst auf, als er am 15. März 1845 Breslau verließ. In Charlottenbrunn erholte er sich, vollendete dann zu Trachenberg als Gast des Fürsten Hatzfeld den fünften Band der „Vierzig Jahre" und ging im November wieder nach Breslau, um aus seinen Vagabundenerinnerungen einen Roman zu gestalten. Aber es gelang nicht. Als er im Vorfrühling 1846 von Breslau fort wollte, fesselte ihn die Cuzent-Lejars'sche Reitertruppe. Nachdem sie aufgebrochen war, reiste auch er nach Graz ab, wo er „im Schlaraffenleben" bis zum Herbst blieb. Dann begann er eine große Kunstreise als Vorleser von Dresden aus über Magdeburg, Quedlinburg, Bernburg, Braunschweig, Hannover nach Bremen und Oldenburg. Am 14. Mai 1847 trat er dem Schauspieler Kettel zu Liebe in Braunschweig als Thaddäus im „Alten Feldherrn" auf, machte darauf, ohne zum Lesen zu kommen, eine Fahrt nach Kiel und Hamburg und eilte dann über Prag und Wien nach Graz. Er hatte viel Geld verdient, so viel er auch gebraucht hatte, verlor aber durch übereilten Umsatz des Goldes in Papiere und Wiederverkauf derselben zu schlimmer Zeit nicht wenig davon.

In Graz begann er die „Stimmen des Waldes", die er in Trachenberg beendete. Fürst Hatzfeld bot dem landsmännischen Dichter die Stelle eines Bibliothekars mit freier Station und angemessenem Jahrgehalt an. Holtei ging darauf ein und langte am 5. August 1847 auf Schloß Trachenberg an. Zunächst fand er Vieles anders, als er erwartet hatte; zu einer Thätigkeit fand sich keine Gelegenheit, da die Bibliothek fehlte, und darum nahm er auch keinen Gehalt an. Als er sich endlich behaglich zu fühlen begann, brach die Februar-Revolution los, und Holtei mußte mit der Fürstin und ihrem Kinde nach Wien flüchten, weil Trachenberg dem aufständischen Posen nahe liegt. Von Wien ging Holtei nach Graz, aber überall gährte und tobte es, und so verließ er seine Tochter Ende Mai, fuhr auf Umwegen um Wien herum, das er meiden wollte, ging nach Trachenberg, um Alles abzubrechen, und eilte nach Hamburg, weil er in der freien Stadt politische Ruhe zu finden wähnte. Natürlich war das eine große Täuschung. Doch hatte er mit seinen Vorlesungen den Winter über in Schwerin, Lübeck und Bremen gute Erfolge. Vom Februar bis Juli 1849 lebte er dann in Hamburg, richtete die „Komödie der Irrungen" für das Thaliatheater ein und schrieb das Drama „Der grüne Baum", das bei der Aufführung kein Glück machte. Im August war er wieder in Graz und legte eine Autographensammlung an, die rasch gedieh und ihm viele gute Stunden brachte. Vom November bis zum Januarende 1850 las er in Hamburg und beendete die „Vierzig Jahre". Darauf kehrte er nach Graz zurück, das für fünfzehn Jahre seine Heimath blieb.

Er hatte hier in demselben Hause, wie seine Kinder, einige Zimmer inne. Ihr Umgangskreis war zunächst der seine. Dann fanden sich allmälig andere Elemente hinzu. Bei dem Polizeidirector Baron Päumann ging er, so lange dieser in Graz blieb, täglich aus und ein. Später verkehrte er bei Gräfin Rothkirch, bei Graf Karl Schönfeld, dem Gatten von Louise Neumann, und in den letzten Jahren viel auch bei Baronin Prokesch. In einigen Wintern kam er jeden zweiten Abend an unseren Theetisch. In der „Litteraria", die er gestiftet, war er der Mittelpunkt eines belebten Männerkreises.

Holtei ist in den Grazer Jahren ungemein fleißig gewesen. Außer seinem Spaziergang auf den Schloßberg und einem Abendbesuch in einem befreundeten Hause saß er am Schreibtisch, schrieb an seinen Romanen, ordnete die anschwellende Auto-

graphensammlung und führte einen ausgedehnten Briefwechsel. Mit dem Theater stand er durch zahlreiche Besuche aus der Schauspielerschaft in bleibender Verbindung.

In Graz gelang ihm besser als früher in Breslau das große Material von Erinnerungen an das Volk der modernen Fahrenden zu Fluß und zu Guß zu bringen. Die „Vagabunden" fanden die beifälligste Aufnahme, und Holtei ging nun auf diesem Wege rüstig weiter. Denn sein Leben war so reich an Erlebnissen, er hatte so viel auf dem Herzen, fühlte sich noch so gestaltungsfähig, obschon er früh von seinem Alter und baldigem Tode redete, daß ihm zunächst Stoff und Lust zum Schreiben nicht ausgingen. Den „Vagabunden" folgte 1853 „Christian Lammfell", 1854 „Ein Schneider", 1857 „Noblesse oblige". Dazwischen sammelte er unter dem alten Titel des „Obernigker Boten" allerlei Aufsätze und Erzählungen früherer Jahre, schrieb die Novellen: „Ein Mord in Riga" (1854), „Ein vornehmer Herr" (1854), „Schwarzwaldau" (1855), „Drei Geschichten von Menschen und Thieren" (1856), „Bilder aus dem häuslichen Leben" (1858), „Die Töchter des Freischulzen" (1858) und eine große Menge kleiner Aufsätze, Plaudereien, Geschichtchen in allerlei Blätter, die er später in den „Erzählenden Schriften", in der „Charpie", der „Nachlese", dem „Simmelsammelsurium" wieder zusammengestellt hat.

1860 erschien ein dreibändiger Roman: „Die Eselsfresser", dem andere dreibändige folgten: „Der letzte Komödiant", „Haus Treustein", „Erlebnisse eines Livreedieners". 1869 kam ein kleinerer Roman: „Die alte Jungfer." Je länger, je mehr äußerte sich die Abnahme von Stoff und von Kraft. Er fühlte es selbst und seufzte oft genug darüber, aber bis 1870 mußte er so viel schreiben.

Zur dramatischen Dichtung fühlte er sich seit 1850 höchst selten gezogen. Abgesehen von der kleinen Scene „Welch ein Auftritt!" verfaßte er nur das Drama „Jung oder Alt" (1855), das kein Glück machte. Selbst als Vorleser von Dramen ist er nur noch im Frühjahr 1851 nach Wien, im Jahre 1855 nach Prag gereist. Die neue schriftstellerische Thätigkeit, die geringe Lust zum Reisen bei wachsender Eingewöhnung in die vier Wände hielten ihn am Schreibtische. In Privatkreisen sowie zu wohlthätigen Zwecken hat er aber in Graz oft genug, gern oder ungern, seine Kunst gezeigt.

Viel lyrische Blüthen sproßten am Rande der breiten Felder seiner Romane. Zu Gelegenheitsgedichten fehlte niemals die Aufforderung. In Einzeldrucken und in vielen Blättern zerstreut sammelte er manches davon in zwei neuen Ausgaben seiner Gedichte (1856, 1861). Auch seiner rhythmischen Gestaltung Jean Paul'scher Sprüche müssen wir gedenken, die er unter dem Titel „Geistiges und Gemüthliches aus Jean Paul's Werken in Reime gebracht" 1856 (1863) herausgab. Zu schlesischen neuen Gedichten gab der Trewendt'sche Kalender Anlaß, der jährlich ein Holtei'sches schlesisches „Stückel" brachte.

Wer das gleichmäßige, fast pedantische Grazer Leben Holtei's kannte, war sehr erstaunt, als er im Herbst 1860 hörte, „der Alte", wie er sich selbst oft nannte, wolle wiederum die lange Eisenbahnfahrt nach Schlesien wagen. Gegen die Eisenbahnen liebte er ebenso unerschöpflich zu reden als gegen den Liberalismus und gegen Richard Wagner. Es sollte eine Rhetorenfahrt werden, auf der er überall im Lande seine eigenen Dichtungen vortragen wollte. Wir weissagten ihm alles Gute, und es hat sich erfüllt. Holtei hat diesen Triumphzug durch seine Heimath, der vom November 1860 bis November 1861 sich ausdehnte, tagebuchartig in dem Büchlein „Noch ein Jahr in Schlesien" beschrieben.

Es folgte dieser Reise in die geliebte Heimath eine zweite 1863, die sich wegen einer Cur in Bad Reinerz bis in den Sommer 1864 ausdehnte; dadurch waren überall alte Beziehungen wiedergefunden, neue angeknüpft, so daß er die Rückkehr nach Breslau, die er im December 1865 ausführte, gründlich vorbereitet hatte. War er sich auch bei dem plötzlichen Aufbruch von Graz über den Abschied für immer selbst nicht klar, bald genug wußte er, daß er in Schlesien bleiben werde. Der Wunsch, Verhandlungen im mündlichen Verkehr mit seinem Verleger Eduard Trewendt rasch zu beenden, seine Besorgniß, daß die Balggeschwulst hinter

dem linken Ohr, die ihn seit Jahren belästigte und stetig wuchs, eine Operation erfordere, die er gern von Professor Middeldorpf gemacht wünschte, hatten ihn zunächst zum Aufbruch getrieben. Der Conflict seiner preußisch-monarchischen Ueberzeugung mit den Ansichten seiner Umgebung, geschärft durch seine Unfähigkeit, zu schweigen, erschwerte ihm bei der immer schärferen Spannung zwischen Oesterreich und Preußen das Leben in Graz und machte die Rückkehr unmöglich. Als im Sommer 1866 der Krieg losbrach, segnete er den zu Weihnachten ausgeführten Entschluß trotz aller Sehnsucht nach seiner Tochter und deren Familie. Seine Seele war nur tief betrübt, daß sein zweiter Enkel gegen Preußen mitfocht.

Holtei hatte seine Wohnung zu Breslau in den „Drei Bergen" aufgeschlagen, einem alten Gasthofe der Büttnerstraße. Dort hauste er drei Treppen hoch in zwei Zimmern. Der Versuch befreundeter Familien, ihm eine eigene Häuslichkeit einzurichten, mißlang; er war froh, auf den Gipfel der „Drei Berge" zurückkehren zu können. An alten und neuen Freunden mangelte es ihm nicht. Sein großes geselliges Talent, seine bezaubernde Liebenswürdigkeit, wenn er liebenswürdig sein wollte, machten ihn zum willkommenen Gaste, wo er erschien. Viel verkehrte er in dem ihm längst befreundeten Franck'schen Hause, einem Mittelpunkte gemüthvoll warmer und geistig belebter Geselligkeit. Sein alter Freund, Professor August Kahlert, der tüchtige Gelehrte, feine Kunstkenner, geschmackvolle Dichter und gründliche Kenner schlesischer Bildungsgeschichte, konnte nun in lebendigem Austausche auf ihn wirken. Einer wichtigen Beziehung wollen wir sodann noch besonders gedenken, der zu dem Fürstbischof von Breslau, Heinrich Förster. Durch das Verhältniß zu dem fürstlichen Hause in Trachenberg hatte Holtei den damaligen Domherrn und Domprediger zuerst kennen gelernt. Bei der Rückkehr nach Breslau hatte er dem Fürstbischof seine Aufwartung gemacht, und bald war er wöchentlich Gast an der Tafel des geistvollen und wohlwollenden Kirchenfürsten. Es konnte nicht fehlen, daß sich darüber das Gerücht bildete, Holtei wolle katholisch werden oder sei es schon geworden. Er hat in seinem Leben öfter diesen Verdacht erweckt, und noch nach seinem Tode ward in Zeitungen behauptet, er sei als Katholik begraben worden. Wie Holtei von dem Katholicismus dachte, hat er in den „Vierzig Jahren" (Bd. V, S. 119 ff.; Bd. VI, S. 171 ff.) deutlich gesagt. Seine ungedruckte Schrift „Fürstbischof und Vagabund" hat er hauptsächlich geschrieben, um jenem Gerücht entgegenzutreten. Der schroffe Bruch, mit dem er sein Verhältniß zu dem ihm herzlich gesinnten Fürstbischof endete, hatte seinen Grund zum Theil in jenem Geklätsch. Zum größeren Theil hatte er freilich tiefere Motive.

Holtei's äußere Lage besserte sich 1870 dadurch bedeutend, daß er vom April ab infolge eines Antrags des Oberpräsidenten v. Schleinitz aus der General-Haupt-Staatskasse eine jährliche Subvention von fünfhundert Thalern erhielt. Nun war er ein Tausendthalermann, wie er mir scherzend schrieb, denn er bezog schon seit 1860 eine Pension aus der Schiller-Stiftung. Zu diesen tausend Thalern legten dann die schlesischen Stände jährlich fünfhundert Thaler zu. So war er vor Noth geschützt, und er brauchte nicht mehr des Erwerbs wegen zu schreiben, zumal auch die Tantièmen, die von seinen Stücken einliefen, jährlich immer noch ein Sümmchen ausmachten. Nun hätte er auch seine geliebte Autographensammlung nicht mehr verkauft, welche 1869 durch einen Vertrag, der nicht gehalten ward, an den Photographen Robert Weigel überging. Sie ist, statt nach Holtei's Bedingung in die Sammlungen der Breslauer Stadtbibliothek überzugehen, theils verschwunden, theils in alle vier Winde verzettelt.

Im Jahre 1876 war die Balggeschwulst zur bedenklichsten Entwickelung gekommen. Die Aerzte fürchteten eine Vereiterung und plötzlichen Aufbruch mit tödlichem Ausgange. In seinen unwirthlichen Gasthofzimmern konnte Holtei solcher Aussicht nicht entgegengehen, und so ward die längst beabsichtigte Uebersiedelung in das Kloster der Barmherzigen Brüder im December ausgeführt. In dem zweiten Stock des nach dem großen Garten liegenden Flügels bezog er ein freundliches Zimmer als Pensionär und genoß unter den billigsten Bedingungen ärztliche Behandlung, sorgsame Pflege und gute,

reichliche Kost. In keinem Privathause, auch nicht in der eigenen Familie, hätte ihm das Gleiche in gleicher Art geboten werden können. Die Entleerung der Balggeschwulst trat bald ein, aber Holtei starb zum Erstaunen der Aerzte nicht daran. Sein Gesicht war schmal geworden wie früher, und sein Leben spann sich in seiner Zelle weiter, die er im Anfang höchst selten, bald gar nicht mehr verlassen mochte.

Es waren drei traurige Jahre, die er, den Tod ersehnend und doch von ihm übersehen, bei den Barmherzigen saß. Es gab freilich auch erträgliche Tage, an denen er theilnehmend, ja selbst in alter Behaglichkeit und Lebendigkeit den Besuchenden erschien. Aber die meisten waren voll Leiden, manche in trüber Dumpfheit befangen oder geistig umschleiert. Für die bedienenden Brüder sowie für die treue Frau, welche jahrelang täglich ihn besuchte und für ihn sorgte, war es oft recht schwer, um ihn zu sein. Allmälig wurden der Besuchenden weniger, und dieselben nahmen meist ein trübes Bild mit. Ein heiterer Sonnentag war noch sein achtzigster Geburtstag (24. Januar 1878). Die öffentliche Feier in Breslau und an vielen Orten in und außer Schlesien, die zahllosen Zusendungen, Geschenke, Deputationen, die Auszeichnung, welche des Königs Majestät ihm durch Verleihung des Ritterkreuzes des Hohenzollernordens erwies, erfreuten und bewegten ihn tief. Aber es war der letzte Sonnentag, und endlich brach die lang ersehnte Nacht herein.

Am 12. Februar 1880 Nachmittags gegen fünf Uhr verschied Karl v. Holtei; am 15. Februar ward er beerdigt. Der Sarg stand, von Kränzen und Palmenzweigen bedeckt, in der Leichenhalle des Klosters. Seine Tochter und der älteste Enkel waren von Graz herbeigeeilt, die Halle war von Trauernden und Theilnehmenden gefüllt. Diaconus Decke von der evang. Hauptkirche zu St. Bernhardin hielt am Sarge ein Gebet, in das er eine Charakteristik des Verstorbenen verwob. Eine Rede hatte Holtei verboten. Dann ward der Sarg gehoben und zur Klosterpforte auf den Leichenwagen getragen. Als er an der Thür erschien, stimmten die Trompeter der schlesischen Kürassiere leise das Mantellied an, sie gingen dann über in einen Choral. Weithin standen Tausende gedrängt, Tausende folgten in dem Zuge, den die Studenten der Universität eröffneten. Auf dem Bernhardin-Kirchhof bei Rothkretscham, draußen an der Landstraße nach Ohlau, war das Grab bereitet. Unter dem Segen des Geistlichen nahm es den müden Leib des alten fahrenden Sängers auf.

Der Stein von rothem Granit, den die Tochter über des geliebten Vaters Grabe errichtet hat, trägt außer dem Namen und den Angaben von Geburt und Tod nur die Worte aus einem Gedichte Holtei's:

Suste nischt ack heem.
(Sonst nichts, nur heim.)

* *
*

Holtei war von hohem Wuchse; in seinen jungen Jahren hatte er über sich, „den langen, blassen Menschen", oft selbst gescherzt. Später war er kräftig geworden und machte eine stattliche Erscheinung. Seit 1832 trug er einen Vollbart; als er älter ward, ließ er auch das Haupthaar lang wachsen, besonders um die Balggeschwulst zu verdecken.

Im schwarzen Anzuge, die Hände mit dem Stocke auf dem Rücken, sinnend vor sich blickend, aber zum Gespräche mit Begegnenden, die ihm angenehm waren, gern geneigt, wanderte er in Graz um das Glacis auf den Schloßberg, in Breslau um die Promenaden. Am liebsten weilte er hier auf der Ziegelbastion, hinunterblickend auf die Oder und hinüber auf den Dom und die Sandinsel, die ein schönes Bild geben.

Wenn man mit ihm im behaglichen Gespräch war und er die Schleusen seiner Plaudergaben aufzog, trat der ganze Mensch heraus: die bunte Fülle seiner Lebenserfahrungen, die reiche Belesenheit, die er gern mit einigem gelehrten Schimmer leuchten ließ, die Beweglichkeit und Angeregtheit seines Geistes, die Gutmüthigkeit und Weichheit, die treue Gesinnung gegen Freunde, seine Neigung zu beschützen und zu vermitteln, seine preußisch-königliche Gesinnung, seine Rathlosigkeit in religiösen Fragen. Holtei grübelte gern und versenkte sich im Stillen oft in schwermüthiges Nachsinnen über die höch-

sten Probleme des Lebens. Aber es kam wenig Tröstliches dabei heraus, denn seinem Denken fehlte die Zucht. Eigentlich war es für ihn ein Unglück, daß er als Protestant geboren war. Naturen wie er bedürfen der Stütze durch eine feste Autorität, und jene Gerüchte über seinen Uebertritt entsprangen im Grunde dem dunklen Gefühl, daß er für seine Scrupel wie für manche Verirrungen am leichtesten Beruhigung im Schoße der römischen Kirche finden würde.

Er behauptete aber seine rationalistische Selbständigkeit. Dagegen hatte er den politischen Liberalismus früherer Jahre, der noch aus den „Stimmen des Waldes" zu vernehmen ist, im Jahre 1848 bedingungslos zu Füßen des königlichen Thrones abgestreift. Die wachsende Gährung seit 1840, welcher er auf seinen Wanderzügen nicht immer in den besten Vertretern begegnete, schwächte mehr und mehr seine liberalen und kosmopolitischen Sympathien ab. Als dann die Revolution losbrach und er den Schmerz erlebte, daß keine kräftige und zielbewußte Staatsgewalt sie bändigte, ward er zum Royalisten vom reinsten Blute. Er forderte vor Allem Bezwingung der rohen Massen und Herstellung der Autorität der Krone. Die von ihm selbst erkannte Unfähigkeit, im Meinungsstreit Ruhe und Besonnenheit zu behaupten, trieb ihn auf die äußerste Rechte, und es war ein Gespräch über politische Dinge, auch wenn man nicht links stand, kaum ohne Verstimmung zu führen. Wo er in seinen Romanen die Politik auf Charaktere und Entwickelung wirken läßt, geht es ohne parteiische Verzeichnungen nicht ab.

Ein Grundzug seines Wesens machte ihn zum preußischen Royalisten: die Treue. Aus preußischem Soldatenblute entsprossen, die Erinnerungen vom Jahre 1813 in der Seele, hatte er wiederholt die patriarchalische Theilnahme König Friedrich Wilhelm's III. an seinem Geschicke erfahren. In dem Dichter der „Lenore" schlug ein starkes preußisches Herz. Denn während des wiederholten und langen Aufenthalts in Oesterreich hatte er trotz aller Liebe zu Land und Volk erkannt, daß die Lebensbahnen dieses Staates anderswo lägen als „draußen im Reich". Die Regierungsart und die Persönlichkeit Friedrich Wilhelm's IV. war ihm keineswegs sympathisch, aber fast krampfhaft vertheidigte er dieselbe gegen alle bitteren Angriffe, welche er 1850 bis 1860 täglich in Oesterreich hören mußte. Mit stets wachsender Verehrung und Liebe wandte er sich dann dem Prinzregenten, dem König Wilhelm, dem deutschen Kaiser, zu. Diese mannhafte und zugleich milde Fürstengestalt war nach seinem Herzen, und bei jedem neuen Zeichen, das alte Preußen stehe wieder auf, es wachse an Ansehen und Macht, jubelte er laut und dankte im Stillen. In seinen Königsliedern hat er Zeugnisse seiner Gesinnung gesammelt, die aus den „Zwölf Liedern für König Friedrich Wilhelm III." vermehrt werden können.

Die Treue seines Gemüthes galt auch dem Heimathlande. Wie es dem Schlesier häufig geht, war er außerhalb Schlesiens erst zum Bewußtsein dessen gekommen, was die Heimath in Natur und Menschen Eigenthümliches besitzt. Liebend versenkte er sich nun hinein, wie die „Schlesischen Gedichte" und seine Romane bezeugen. In den Jahren 1850 bis 1860 blieb Holtei dem Vaterlande ganz fern. In dieser Zeit, welche ich mit ihm in Graz verlebte, wuchs seine Sehnsucht von Jahr zu Jahr. Wir haben da viele Abendstunden über die Gegenden, die Menschen, die Sprechweise und den Wortschatz Schlesiens geplaudert, und der blaue verschönernde Duft der Ferne legte sich über alles Heimathliche.

Holtei hat in den „Vierzig Jahren" sein Leben mit rücksichtsloser Offenheit erzählt und seine Thorheiten und Verirrungen nicht geschont, so daß er die Linie zwischen Ehrlichkeit und Preisgabe seiner selbst oft überschritt. So ungescheut er hier, wie sonst in Rede und Schrift, Dinge berührt, die besser ungesagt bleiben, so ungerecht wäre es doch, ihn einen frivolen Schriftsteller zu nennen. Freilich mischt er in die Erzählungen und Romane sinnliche Motive und Situationen zuweilen ein. Aber er wird dabei nur selten lüstern, er spricht das Sinnliche derb und unschön aus. Wie bei seinen Selbstbekenntnissen war er auch dabei von der falschen Ansicht geleitet, das Leben und die Menschen müßten in voller Natürlichkeit vorgeführt werden, und jene Seite gehöre nun einmal zum Leben. In den dramatischen

Spielen erlaubte er sich keine Frivolität. Nur der ganz unbekannt gebliebene „Don Juan", der nicht unter seinem Namen erschien, kann dagegen eingewandt werden. Aber gerade diese Dichtung beweist nach meiner Ansicht, daß Holtei für das Sinnliche kein dichterisches Talent besaß. Darum haben auch G. Schwab, Tieck, Chamisso, W. Neumann, denen Holtei seinen „Don Juan" vor dem Druck, den O. L. B. Wolff betrieb, vorgelegt hat, nichts Bedenkliches in der Veröffentlichung gefunden. Das Stück erschien ihnen monströs, aber nicht frivol.

Holtei war eine volle, leichtbewegte und rasch entzündete, vielfach begabte Natur, den Eindrücken der Welt weich fügbar, begierig sie aufnehmend und fähig, sie im geistigen Spiegelbilde zurückzustrahlen. Aber ihm fehlte die innere Harmonie, die tiefe, schöpferische, reine Ruhe, aus der allein das Große und Vollendete in der Poesie sich erhebt.

In dem gesprochenen Wort wie in der schriftlichen Gestaltung des Gedachten und Vorgestellten hat er sich als Künstler versucht.

Mächtig beherrschte er das Wort in der Wiedergabe der Dichtungen in Versen wie in Prosa. Er war ein meisterlicher Vorleser. Tieck und Schall hatten ihm diese Kunst erschlossen. Aber Tieck faßte die Aufgabe des dramatischen Vorlesers anders als er. Tieck forderte, daß der Ton des Vorlesers nie die Grenzen dessen überschreite, was er den edleren Conversationston zu nennen pflegte. Auch im Tragischen dürfe das nicht geschehen, sonst werde es falsches Pathos und Manier; Einzelnes werde herausgerissen und der Eindruck des Ganzen gehe verloren, auf diesen aber komme Alles an. Das Spiel, mit stark wechselnder Stimme zu lesen, sei ein Kunstgriff, der für den Augenblick Effect machen könne, aber doch untergeordnet bleibe. Es sei unkünstlerisch und hebe die Gesammtwirkung auf. (Ludwig Tieck. Von R. Köpke, II, 179.)

Holtei war Schauspieler gewesen und hatte wenig Erfolg gehabt. Der rhetorische Theil hatte Anerkennung gefunden, der mimische Verurtheilung. Er hatte die Hoffnung auf Bühnenerfolg bei seinem ersten öffentlichen Auftreten als Vorleser (1824) durchaus nicht aufgegeben, aber er steckte sich zunächst das Ziel, zu zeigen, wie er, der durchgefallene Darsteller einzelner Rollen, im Stande sei, ein ganzes Drama mit allen Charakteren und der wechselnden Scenenreihe bloß durch das Ohr, ohne Unterstützung der Bühnenmittel, gegenständlich zu machen. Er wollte dramatisch, besser gesagt theatralisch wirken, und darum recitirte er nicht wie Tieck, sondern spielte gewissermaßen, wenn auch ohne Action. Darum wollte er nicht den einheitlichen Ton, sondern suchte durch charakteristische Scheidung des Einzelnen eine starke Gesammtwirkung. Er hat dieselbe erreicht und sowohl die Tragödie als das Lustspiel wirkungsvoll vorgeführt. Gab man seinen Standpunkt zu, so mußte man gestehen, daß er seine Aufgabe mit gründlichem Bemühen um den Sinn des Dichters, mit tiefem Verständniß, mit schönen rhetorischen Mitteln und größter Lebendigkeit durchführte. Auch hielt er im Theatralischen meist Maß und war auf seinem Lesestuhl ein wirklicher Künstler. Andere haben ihm nachgeahmt, aber meines Bedünkens ihn nicht erreicht.

Wie zweifelhaft Holtei's Erfolge als Schauspieler anfangs waren, ist früher erzählt worden. Später, bei seinen Gastspielen auf dem Königstädter Theater, in Leipzig und Hamburg (1833), auf dem Josephstädter Theater in Wien (1835), hat er in selbstgeschriebenen Stücken reichen Beifall geerntet. Sein Heinrich in „Lorbeerbaum und Bettelstab", sein Wallheim in der „Lenore", sein Bonjour in den „Wienern in Paris", sein Jeremias Klagesanft in den „Dreiunddreißig Minuten in Grünberg" wurden als treffliche, zum Theil vollendete Leistungen gerühmt.

Der darstellende Künstler leitet zum dramatischen Dichter über. Mehr als fünfzig Stücke des verschiedensten Umfangs und Inhalts reihen sich von dem „Winzerfest", dem ältesten, am 18. October 1817 auf dem Breslauer Theater aufgeführten Holtei'schen Stück, bis „Jung und Alt" (1855) an einander; Possen und Trauerspiele, Gelegenheitsstücke und Dramen, welche ernste und hohe Ziele verfolgen, gehen durch einander. Das Liederspiel führte er nach Wiener und Pariser Vorbild, aber mit selbständigem Talent auf dem deutschen Theater wieder ein. Er hat Tausende durch seine Stücke zu

Thränen gerührt, in Grauen versetzt, zum heitersten Lachen gebracht, mit nicht wenigen Dramen große Erfolge gehabt. „Lorbeerbaum und Bettelstab", „Lenore", „Der alte Feldherr" wurden volksthümliche Stücke. Lieder aus den Singspielen, wie „Schier dreißig Jahre bist du alt", „Denkst du daran, mein tapfrer Lagienka", sind Volkslieder geworden; andere, wie „Ich klag's euch, ihr Blumen, ihr plaudert's nicht aus", „Blätter auf Bäumen, Blüthen am Stengel", „Fordre Niemand mein Schicksal zu hören", „Sitzen wir im heitern Bunde bei der Flasche Honigseim", gehörten und gehören noch zu den beliebtesten und bekanntesten Gesängen. Noch heute genießen manche Holtei'sche Stücke auf der Bühne großer Beliebtheit und wirken, sobald sich gute Darsteller finden, durchschlagend.

Trotz alledem hat Holtei selbst in der Vorrede zu seinem „Theater" (Ausgabe letzter Hand, Band I, 1867) es für Täuschung erklärt, daß er sich Beruf und Geschick, für die Bühne zu schreiben, so lange zugetraut habe. Erst im reifsten Mannesalter, nachdem er mehrere umfangreiche Erzählungen ersonnen und sorgfältig ausgeführt, habe er erkannt, daß er der dramatischen Poesie eigenstes Wesen nicht begriffen und voll naiver Sorglosigkeit epische wie lyrische Elemente unverarbeitet mit scenischen Effecten durch einander gemengt habe. Das ist eine harte Selbstverurtheilung einer dreißigjährigen Thätigkeit, und leider kann man ihre Wahrheit nicht ganz ableugnen. Denn es ist richtig, daß die Leichtigkeit, mit welcher Holtei dramatische Einfälle hatte, und das Geschick, mit welchem er durch seine Bühnenkenntniß die Einfälle zum scenischen Spiele ausbildete, ihn zu sehr flüchtiger Arbeit verleiteten; ferner, daß ihm bei dieser raschen Erfindung und Ausführung, bei der Absicht, zu einer bestimmten Gelegenheit ein ansprechendes Stück, für diese oder jene Persönlichkeit eine dankbare Rolle zu schreiben, der Effect als Hauptsache, die Forderung der Kunst als Nebensache galten. Auch in den ernsten und höher gemeinten Dramen ist die Anlage locker, die Motivirung nicht tief; die Charaktere sind oft flüchtig ausgeführt, die dramatische Entwickelung ist lose, und lyrische wie epische Zuthaten müssen diese Schwächen verdecken.

Holtei hat selbst das dreiactige Schauspiel „Zum grünen Baum", das er 1849 in Hamburg schrieb, in den „Vierzig Jahren" (VI, 357) für das reifste erklärt, das er als Schriftsteller überhaupt zu leisten im Stande war, später mit einiger Einschränkung es den reifsten seiner dramatischen Versuche genannt, was die Ausführung der Charaktere betrifft („Theater" von 1867, VI, 5); darum müssen wir es näher betrachten.

Das Stück entsprang aus dem Bilde, das er sich machte, wie ein alter Schacherjude unter dem Crucifix stirbt. Eindrücke aus den Jahren 1848 bis 1849 und Ereignisse in einem vornehmen Hause, denen er nahe stand, gestalteten das Bild aus. Persönlichkeiten, welche er gekannt hatte, traten an seine Phantasie heran. So entstand das Stück, das ein theilnehmender Beurtheiler ein finsteres, verletzendes Trauerspiel nannte, verletzend durch die unversöhnten Conflicte der Zeit seiner Geburt.

Ein junger, reicher, katholischer Graf, der von seiner ersten Frau gerichtlich geschieden ist, läßt sich heimlich mit der katholischen Tochter seines Försters trauen, die in Wahrheit das ausgesetzte Kind des katholischen Pfarrers seiner Herrschaft ist. Die Trauung vollzieht jener kindgute alte Caplan, den Holtei später zum Christian Lammfell ausgebildet hat. Ein Schacherjude, den der Graf gegen rohe Mißhandlungen seines Vaters einst schützte, hält die Geheimnisse in der Hand, durch welche er den Caplan bewegt, die Ehe einzusegnen, den Pfarrer bestimmt, das Amtsvergehen der verbotenen Trauung auf seine Verantwortung zu nehmen, und den lutherischen Pastor stumm macht, welcher um die schöne Försterstochter warb. Nur der Gärtnerbursche Oswald, welcher das Mädchen auch liebte, ist unbeschwichtigt und schwört dem Juden Rache, den er für den Vernichter seines Glückes erkennt. Bald nachher bricht die Revolution los. Der Graf, ein liberaler Aristokrat, wird, obschon er längst alle Opfer gebracht hatte, um die Verhältnisse der Bauern und Dorfleute zu erleichtern, in dem Schlosse überfallen, die Höfe werden niedergebrannt und er muß mit seiner Gemahlin nach Rußland flüchten. Führer der wüthenden Haufen war der demagogische Pastor, des

Juden getaufter Sohn. Er hatte es auf den Besitz der Gräfin dabei abgesehen. Oswald, welcher in der Verwirrung des Ueberfalls dieselbe ebenfalls in seine Gewalt zu bringen hoffte, ward durch den Juden gestört. Die Güter des Grafen werden zerstückt und von Bürgerlichen wohlfeil erkauft. Der Wald wird niedergehauen; aus dem Holz des grünen Baumes, des Urbaums der Haide, wird nach dem letzten Wunsch des Pfarrers ein Crucifix gezimmert. In Rußland stirbt die Gräfin im Kindbett. Verwittwet und arm kehrt der Graf noch einmal zu der Capelle zurück, in der er heimlich getraut ward. Er ist den liberalen Ideen nicht untreu geworden, wie schwer ihn auch die Revolution getroffen hat. Er befreit den Pastor, welchen die wilden Haufen gebunden heranschleppen, um ihn zu hängen, weil er in der Nationalversammlung nicht links genug gewesen war, aus den Mörderhänden; dann scheidet er für immer vom Erbe seiner Väter. Gleich darauf stirbt der Jude unter dem Kreuz an den heftig sich äußernden Folgen einer bei einem Auflauf erlittenen Mißhandlung. Er entgeht dadurch der Rache, welche Oswald an ihm nehmen will.

Die Exposition der Handlung ist sorgfältig und geschickt, und dieser erste Act machte auch bei der Aufführung Glück, obschon allerlei Unwahrscheinlichkeiten den Glauben an die Wirklichkeit stören. Der zweite Act stellt den Eindruck der heimlichen Trauung auf die nächstbetheiligte Umgebung dar und wendet die Folgen der gesetzwidrigen Handlung von dem Caplan ab. Im ersten Act ist die neue Eheschließung des Grafen das Motiv; im zweiten Act wirkt dasselbe freilich noch, aber die Geschicklichkeit des Juden, der wie ein Taschenspieler agirt, ist die Hauptsache. Den dritten Act hat Holtei als Nachspiel bezeichnet, wahrscheinlich weil er ein Jahr etwa nach dem ersten und zweiten liegt. Es sind düstere und abstoßende Scenen aus der Revolutionszeit, aber mehr im Bericht und in der Reflexion als durch die Handlung vorgeführt. Das Schlußtableau, der unter dem Kreuz sterbende alte Jude, steht nur in loser Beziehung zu dem übrigen Inhalt.

Alles in Allem vermag ich den „Grünen Baum“ nach seinem dramatischen Aufriß und Ausbau vor den besseren Holtei'schen Stücken nicht auszuzeichnen. Wie steht es aber um die Charaktere, die Holtei als die reifsten bezeichnete, die er im Drama ausführte?

Der Hauptcharakter ist der Mausche, ein armer dankbarer, unter Verhältnissen uneigennütziger, dem Glauben seiner Väter treuer Mensch, welcher alle Christen des Stückes verdunkeln würde, wäre nicht der demüthige, kindgute Pater Christel ein Christ. Beide Charaktere hat Holtei mit großer Liebe ausgeführt. Der Graf aber kann für sich nicht erwärmen. Er ist einer der liberalen Adeligen, welche Holtei öfter in seinen Romanen vorführt. Er ist nicht Fisch noch Fleisch, und die schönen Reden, welche er hält, können nicht vertünchen, daß er, der sich als Katholik fühlt, gegen das Gebot der Kirche seine Geliebte heirathet, und zweitens, daß er den Raub seiner Familiengüter ruhig als Factum hinnimmt. Die Gräfin ist zwar eine nothwendige Figur des Stückes, aber nur als Nebenfigur behandelt. Ein unangenehmes Paar sind der Pfarrer und der Pastor. Pfarrer Basal, ein Lebemann, gegen den Caplan hart, reinigt sich von seinen alten Verirrungen fast zum Heiligen. Pastor Neumann ist ein gemeines Zerrbild, das um so abstoßender wirkt, als es die protestantische Geistlichkeit repräsentiren soll. Von den übrigen Personen ragt Oswald am meisten, aber nicht angenehm hervor, an welchem Holtei wohl die Macht der Eifersucht schildern wollte, die bis zum Versuch des Verbrechens treibt. Das können wir dem Dichter zugestehen, daß er im „Grünen Baum“ mehrere gut und fleißig ausgeführte Charaktere gebildet hat, aber die Gesammtwirkung ist nichts weniger als eine Reinigung der Leidenschaften. Schrille Dissonanzen tönen durch das ganze Spiel und klingen zum Schluß am grellsten.

Thörichte Jugendneigungen und daraus entstandene persönliche Verstrickungen hatten Holtei zum dramatischen Dichter gemacht, wie er selbst gesteht. Tiefer lag in seiner Brust die lyrische Anlage. Unzählbar sind die Gedichte, welche er von den Knabenjahren bis 1876, da er seine Harfe für immer aufhing, gesagt und gesungen hat. Sein Leben ist darin enthalten, sein ganzes Wesen daraus weit sicherer zu erkennen als aus den dramatischen Spielen, die

größtentheils mit ihm selbst sehr wenig zu thun haben. Seine „Gedichte“,* des „Waldes Stimmen“ und die „Schlesischen Gedichte“:

„Diese drei
Nicht allzu dicken Bände sind der Mensch,
Der ganze Mensch.“

Und weiter sagt er in derselben Vorrede zu der 4. Auflage der „Gedichte“:

„Ich setze mich
Bescheidentlich ins Dunkel, in den Schatten,
Und meine Reime wimmeln um mich her,
Nicht unbescheidner sind sie als ihr Vater —
Für etwas Höheres hielt ich mich nie
Als für den Dichter der Gelegenheit,
Wie man uns nennt. Vergebens bin ich nicht
Ein Schlesier, und was das heißen will
Bei lyrischen Poeten — jeglich Handbuch
Der Literargeschichte meldet's euch
Seit grauen Jahren.“

Holtei meint hier nicht bloß, daß er reichlich zu allerlei Gelegenheiten an mancherlei Personen Reime verfaßte, sondern daß seine Gedichte stets aus bestimmtem Anlaß entsprangen, daß sie zum Leben in engster Beziehung stehen. Seine Schlesiernatur aber hebt er hervor, nicht allein weil die Gelegenheitsdichtung in Schlesien vom siebzehnten Jahrhundert ab bis in die Gegenwart stark blühte, sondern auch weil er sich den alten Schlesiern verwandt fühlte. Wie bei ihnen die Reflexion die Gedichte durchzieht, Schwermuth, Gram und Zweifel neben heiterer Lebenslust liegen, wie die Verse ihnen leicht fließen, so auch bei Holtei.

Liebe und Leid, leichte Lebenslust und trübe Erinnerung klingen aus den vielformigen Gedichten Holtei's als Grundtöne hervor. Er hatte für das Lied ein unleugbares Talent, das durch das deutsche Volks- und Gesellschaftslied und die „Chansons“ Beranger's ausgebildet ward. In seiner früheren Lebenszeit dichtete er ungemein viel auf bestimmte Melodien zum Gesange. Im ersten der „Deutschen Lieder“ läßt er seine Gedichte bitten:

Nur leset uns nicht, wie man Bücher liest,
Nein, singt!
Das prüfende Lesen die Lieder verdrießt,
O singt!
Denn wenn ihr uns prüft, wir ertragen es kaum,
Wir lösen uns bebend in Rauch und in Schaum.
O singt!

Später tritt die tiefere Versenkung in das Gefühl und die ruhige Entwickelung reicherer Gedanken mehr hervor. Auch in dem eigentlichen Gelegenheitsgedicht sucht er den besonderen Fall durch die Beziehung auf das Allgemeine aus dem Vergänglichen des Tages und der Person zu erheben.

„Die Stimmen des Waldes“* sind zum größeren Theil in Prosa verfaßt. In den rhythmischen Stücken wendet Holtei die Liedform gern an, ja er hat kleine Liederspiele gebildet. Der Wald hatte für ihn seit den Jugendtagen in Obernigk und Grafenort einen großen Reiz. Ihm war das Auge für das Leben der Waldthiere und der Vögel geöffnet, und er schilderte es in diesen Wald- und Feldbildern, welche die Freude an dem reinen, stillen Hauch des Waldes, die treue Beobachtung des Thierlebens, die Versenkung in die einfachsten Verhältnisse des Daseins durchzieht. Ab und zu kommt auch ein satirischer Zug, wie in der Thierfabel, hinein. Die Liebe zu Natur und Wahrheit klingt durch alle diese Stimmen des Waldes, des Feldes, der Luft, diese Fabeln, Märchen und Liedchen, wie Holtei selbst sie bezeichnet.

Höher als diese Stimmen und die hochdeutschen Gedichte stehen nach meinem Urtheil die „Schlesischen Gedichte“, die in Schlesien allmälig zu einem weitverbreiteten Hausbuch geworden sind.** Die Liebe zur Heimath ist der Mutterboden dieser Erzeugnisse; Hebel's alemannische Gedichte hatten Holtei angeregt. Jene feine Behandlung der Mundart, jene saubere Herausgestaltung des Bürgers und Bauern, die dem Sohne des Markgrafenlandes meisterlich gelang, war für Holtei das Vorbild. Er vermied daher die grobe Mundart einer bestimmten Gegend und schuf sich eine schlesische Schriftsprache, welche die örtlichen Sonderbarkeiten vermeidet und den allgemein schlesischen Charakter trägt. „Wir erkennen in diesen Gedichten,“ äußerte ein Beurtheiler in Goethe's „Kunst und Alterthum“ (VI, 2), „mehr den schlesischen Sinn, die dort

* 1. Auflage (Breslau 1827); 2. Auflage unter dem Titel „Deutsche Lieder“ (Schleusingen 1834); 3. Auflage „Gedichte“ (Berlin 1842); 4. Auflage (Hannover 1856); 5. Auflage (Breslau 1861). Vergleiche Holtei's Vorrede zur 4. Auflage.

* 1. Ausg. Breslau 1848, 2. verm. Ausg. 1854.

** 1. Ausg. 1830, 2. Ausg. 1850, 17. Ausg. 1880.

eigenste Wendung des Gedankens, Auffassung der Bilder aus Natur und Leben, und hören eigentlich nur den gebildeteren Landmann reden, der in bescheidener Dorfschule die härtesten Ecken abgeschliffen, ehrlichen schlesischen Ton jedoch treu bewahrt hat." Holtei hat als wirklicher Meister seinen Stoff geformt. Er beherrscht nicht bloß die schlesischen Laute, Worte und Redeweisen auf das vollkommenste, sondern bildet auch die schlesischen Menschen treu und zugleich künstlerisch. Denn ihm behagt nicht, die werthen Landsleute in breiter, derber und gemeiner Natürlichkeit, eckiger Grobheit und starkem Materialismus auf das Papier zu stellen. Er weiß, daß der Dichter Künstler sein muß und daß Photographiren nur eine Fertigkeit ist. Idyllische Schilderungen und lyrische Stimmungen, Reflexion und Satire durchziehen diese Gedichte. Warme Heimathsliebe, Sentimentalität, frische Lebenslust, Humor und Witz, Jugenderinnerungen und Mannesgedanken springen hier in hellen Quickbrünnlein. Für des Dichters eigenstes Wesen geben die „Schlesischen Gedichte" ein ungemein wichtiges Zeugniß, wie sie andererseits ein Denkmal der Schlesier in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts bleiben werden oder, wenn man lieber will, der Deutschen in Schlesien.

Diese schlesischen Urkunden in poetischer Form leiten zu den Romanen Holtei's über, die größtentheils auf schlesischer Erde spielen. Sie gehören seiner letzten Periode an. Zwar hatte er sich schon früh an kleinen Erzählungen versucht, aber sie blieben Nebenwerk. Erst mit den „Vagabunden" (1851) trat er unter die Romanschriftsteller.

Sehen wir von den novellenartigen Erzählungen und den Criminalgeschichten ab, deren einige sich durch festen Bau und saubere Ausführung technisch über seine größeren Werke erheben, so scheiden sich zwei Gruppen: die Abenteuerromane und die Adelsromane. Zu den ersten gehören „Die Vagabunden", „Ein Schneider", „Der letzte Komödiant", zu den zweiten „Lammfell", „Noblesse oblige", „Die Eselsfresser", „Hans Treustein", „Erlebnisse eines Livreedieners".

Ich kann über Holtei's Romane im Wesentlichen nur wiederholen, was ich in meiner Rede zu seinem achtzigsten Geburtstage (Breslau 1878) geäußert habe. Sie bilden freie Ergänzungen zu den „Vierzig Jahren", es sind Widerspiegelungen des von ihm oder Anderen neben ihm Erlebten, auf treuer Beobachtung ruhende Nachformungen der Gestalten, welche er wirklich geschaut hatte. Mündlich und schriftlich hat er oft geäußert, der Dichter könne nur das mit wirklicher Kraft und Fülle bilden, was er selbst erfahren habe; er war deshalb auch ein entschiedener Gegner des historischen Romans. Seine Romane haben als Zeitgrenzen die Periode seines Lebens und greifen rückwärts nur so weit, als die Generation reicht, welche er als Knabe und Jüngling kannte. Als landschaftlichen Raum nimmt er vor Allem Schlesien; daneben versetzt er die Handlung nach seiner zweiten Heimath Berlin, mitunter nach Wien oder Paris, wo er ebenfalls zu Hause war. Die Personen seiner Geschichten gehören entweder dem kleinen und mittleren Adel an, den er vermöge Geburt und gesellschaftlicher Beziehung genau kannte, sowie Kreisen, die zu diesem Adel in nächster Verbindung stehen, oder es sind Leute der fahrenden Künstlerwelt, mit der Holtei merkwürdig vertraut war.

Er forderte von dem Roman vor Allem Lebenswahrheit. Seine Geschichten haben alle einen wirklich erlebten Kern; die Gestalten sind Figuren nach geschauter Wirklichkeit, wenn auch keine Copien einzelner bestimmter Personen. Holtei will in den Romanen nicht künstlich verflochtene, auf Spannung und Ueberraschung angelegte Geschichten geben, sondern psychologisch treu durchgeführte Biographien. Es sind also Erzählungen des Lebens seiner Helden von der Kindheit bis zum Tode oder wenigstens bis zu der Beruhigung des Suchenden. Zuweilen erleben wir zwei oder drei Generationen. Gleich dem menschlichen Leben sind diese Romane bunte Compositionen mit mancherlei Episoden, vielen retardirenden Momenten und nicht selten mit unbefriedigendem Ausgang. Von diesem Standpunkte muß man sie beurtheilen, will man ihnen gerecht werden. Wie der „Simplicissimus" kein Kunstwerk ist, aber ein bedeutsames, interessantes literarisches Denkmal des dreißigjährigen Krieges, so werden auch

LIBRA

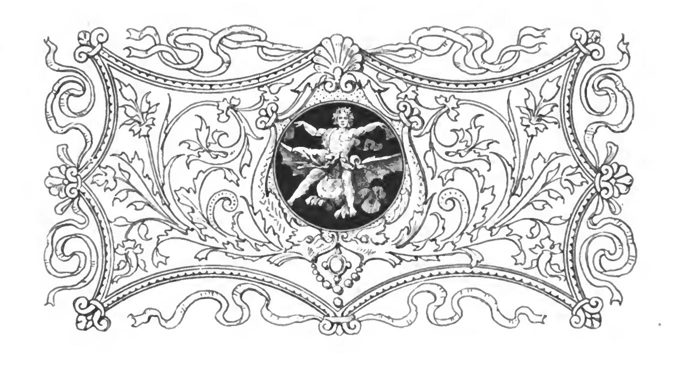
die besten Holtei'schen Romane — „Vagabunden", „Christian Lammfell", „Noblesse oblige" — in später Zeit noch als lebenswahre, für die Sittengeschichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts wichtige, in Composition und Ausführung nicht tadellose, aber an guten und tüchtigen Theilen reiche Prosadichtungen einen Namen behaupten. Wie im „Simplicissimus" die Kindheitgeschichte des Helden vortrefflich erzählt ist, so gelingen auch Holtei die idyllischen Schilderungen aus der Jugend seiner Helden vom Dorfe oder aus der kleinen Stadt ausgezeichnet. Er malt mit warmer Localfarbe, trifft den eigenthümlichen Ton der Zeiten und giebt jeder Figur die Sprache, welche sie als lebendiger Mensch geredet hätte.

Der bedeutendste, wenn auch für gewöhnliche Leser nicht der amüsanteste Roman bleibt „Christian Lammfell", den ich überhaupt für Holtei's reifstes Werk halte. Er ist dies nicht bloß durch die meisterliche Vorgeschichte und durch vieles Treffliche in dem Haupttheil, sondern vornehmlich durch die Tendenz, mit der Holtei sehr gefeierte Schriftsteller und weit tugendhaftere Leute, als er war, übertrifft: die Verherrlichung der demüthigen, entsagenden christlichen Liebe. Wer eine Gestalt, wie der kleine Glatzer Caplan im Leben war, zu einer solchen dichterischen Figur heranbilden und bis in die innersten Tiefen und Winkel verständnißvoll ausarbeiten kann, erhebt sich über das gewöhnliche Maß des Poeten und schreibt sich als Menschen einen Ablaßbrief für manche Schwächen und Sünden.

Wenn Holtei bei seinem seltenen Talente lebendigster Veranschaulichung von Zeit und Raum und bei treuester und sorgfältigster Gestaltung der Personen dennoch nichts durchaus Bedeutendes und Vollkommenes geschaffen hat, so liegt dies hauptsächlich an der großen Subjectivität seiner Dichtungen. Wo er objectiv zu werden vermochte oder wo das subjective Wesen der Aufgabe entsprach, schuf er kleine Meisterstücke, wie in den „Schlesischen Gedichten". Wo aber zur ästhetischen und sittlichen Durchbildung des reichen Stoffes ein Maß erforderlich war, das außer der Persönlichkeit Holtei's lag, da gelangen nur Theile oder das Ganze blieb unbefriedigend. Außerdem war jene Ruhelosigkeit, die ihn im Leben von Ort zu Ort trieb, ein gefährlicher Feind seiner Arbeiten. Er hat in seiner Romanperiode fleißig und emsig gearbeitet, zählt man die Stunden, die er täglich am Schreibtische saß. Aber er konnte die alte Flüchtigkeit und stürmische Nachlässigkeit seiner dramatischen Spiele und älteren Erzählungen innerlich nicht überwinden und verdarb sich dadurch oft den Erfolg.

Holtei hat selbst über seine Stellung in der Literatur und über den Werth seiner Schriften bescheiden geurtheilt. Kein größeres Werk ist als durchaus vollendet zu rühmen, eins nähert sich aber wenigstens dem Besten seiner Gattung. Vieles verweht als Spreu im Winde, denn es war nur für den Augenblick bestimmt. Aber mit Vielem, was er schrieb, redete und sang, hat er das Herz der Zeitgenossen gerührt und ihre Gedanken bewegt. Seine Lieder haben auf den Lippen von Tausenden getönt, und wenn er auch nicht zu den Unsterblichen aufstieg, so steht er doch unter den deutschen Dichtern, welche weithin gewirkt haben und die mit ihren besten Werken durch mehr als ein Geschlecht leben werden. Darum gilt von ihm sein bescheidenes Wort: „Und ganz vergebens hat er nicht gelebt!"





# Tusculum.

## Ein Stimmungsbild

von

**Richard Voß.**



Südlich von Rom erhebt sich in höchster Linienschönheit das Albanergebirge, hier die Campagna begrenzend, wie das im Norden die Berge von Viterbo und Bracciano thun. Es ist fast, als brande der Wogenschwall des römischen Hügelmeeres, nachdem es gewaltige Strecken durchrast, zu beiden Seiten plötzlich mächtig empor, in „berghoher" Welle. So ist es im Schöpfungssturm erstarrt. Im Osten stemmt sich der wundersamen Weite die Sabina entgegen; im Westen bespült das wirkliche Meer die Küste Latiums.

In der Mitte dieser großen Landschaft liegt Rom; erhabene Natur umgiebt die erhabenste Stadt.

Das Albanergebirge hat vulcanischen Ursprung. Seine beiden schönen Seen, das Thal von Arricia, ebenso wie das sogenannte Hannibalsfeld oberhalb Rocca di Papa's waren ehemals Krater. Das Gebirge gipfelt im Monte Cavo, der bereits in vorrömischer Zeit des Landes höchstes Heiligthum trug: den Tempel des lateinischen Bundes. Jetzt ist ein Kloster daraus geworden. Darunter, längs des hohen Kraterrandes des Albanersees hingestreckt, lag Albalonga.

Von Rom aus gesehen, gewähren diese Berge einen überaus schönen Anblick: Macchienwildniß und Oelwald bekleiden sie, ein Kranz weithinleuchtender Städte umzieht sie; auf dem uralten vulcanischen Boden wächst ein feuriger Wein.

Eine Reihe von Hügeln trennt sich von der Stammgebirgsmasse ab. Sie läuft von Osten nach Westen, mit einer leisen Schwenkung auf Rom zu. Das Thal, das die vereinzelten vom Berg Cavo scheidet, wird von der lateinischen Straße durchzogen und von der Maranna durchflossen. Nach dem Meere zu liegt das Weinland von Grotta Ferrata und Marino dazwischen; sodann steigt es auf, wird wild, einsam, öde. Von droben blickt

man jenseits auf Palestrina herab; die Schneefelder Subiacco's schimmern herüber und die Hernikerberge.

Auf dem äußersten dieser Hügel stand einst die uralte Stadt Tusculum.

„Rom näher als die Berge von Tibur und Präneste befindet sich, mit dem Albanergebirge zusammenhängend, von diesem durch das Algidanthal getrennt, noch eine andere Erhebung. Auf diesen Höhen liegt Tusculum. Es ist eine gut gebaute Stadt, rings von Landhäusern und Anlagen umgeben, hauptsächlich in dem Theile nach der römischen Ebene zu. Denn an dieser Seite ist Tusculum ein fruchtbarer und wasserreicher Hügel, auf dem sich stolze Paläste erheben."

So berichtet Strabo in seiner Geographie über die uralte Stadt; Manches davon paßt noch heute.

Der Rücken, der Tusculum trug, zieht sich in mäßiger Höhe lang und schmal in das ebene Land hinein. Vom Bette der Maranna, des alten Algidanthales, geht es öde und steil aufwärts, während es nach dem Meere und der römischen Seite zu, weit sich ausbreitend, in immer kürzeren und sanfteren Schwellungen hinabfällt. Darauf liegen das elyseische Frascati mit seinen Klöstern und Palästen, Oelbergen, Gärten und Weinfeldern, Römerruinen und dem schönen Eichwald von Grotta Ferrata, dieser alte Klosterort selbst und das weinspendende Marino.

Zum Ausdehnen und Wachsen gab es für die tusculanische Stadt Raum genug: was nicht auf dem Berge selbst Platz fand, baute sich auf den Abhängen und rings um den Berg an. Ihrer Lage nach muß die Stadt prächtig gewesen sein: die Höhen beherrschend, mit Landhäusern und Gärten sich weithin in die Ebene ergießend. Was die Tusculaner, bevor sie Römer wurden, an Wasser zu wenig hatten, besaßen sie an Wind zu viel: der wackere Boreas bläst tüchtig da oben! Nun, das hatte auch sein Gutes. Wenn in Rom die heißen Tage herrschten, hatten es die Tusculaner auf ihrer luftigen Höhe frisch und kühl. Und was das spärliche Cisternenwasser anbetraf, so ließ sich auch hierfür Trost finden: gab es doch Wein! Gott Bacchus besaß in dem alten Tusculum gewiß ein ganz besonders herrliches Heiligthum!

Ueber die Gründung Tusculums spinnt die Mythe ihre grauen Gewebe: Telegonus, der Sohn des Odysseus und der Circe, soll vom hesperischen Gestade auf den tusculanischen Hügel gekommen sein und dort mit den Genossen die ersten Felsblöcke zur Stadtmauer cyklopisch zusammengefügt und auf einander gethürmt haben.

Mächtig stieg die Burg Circeum von dem grauen Gestein aufwärts in die blauenden Lüfte. Von ihren hochragenden Zinnen sah der Jüngling, der sie gegründet, nach dem Berg seiner Mutter hinüber, wo tyrrhenische Fluthen den Fels der männerumstrickenden Zauberin umwogten.

„... Wo Sol's prangende Tochter die unzugänglichen Haine
Immerdar mit Gesange durchhallt, und in stolzer Behausung duftende Ceder
Emsig das feine Gespinnst mit rasselndem Kamme durchwebend ..."

Unterdessen entstand in dem von Dichtern besungenen „Telegoni moenia" ein wildes Geschlecht, mehr kriegerischen als friedlichen Sinnes, kaum dadurch gesänftigt, daß es griechischen Stammes war und griechische Laute als Sprache besaß. Rings umgab die junge Stadt hochstämmiger Urwald. Der wurde zum ersten Aufbau der Wohnungen und Tempel niedergeschlagen, ein kleiner Theil davon zu Aeckern urbar gemacht oder um große Heerden darauf zu weiden. Raubkampf mit den Nachbarstädten und wilde Jagd waren den ersten Tusculanern übrigens ein lieberes Gewerbe als mühsamer Feldbau oder stilles Hirtenwesen. Circeums Männer umgürtete das Fell des Wolfes und Bären, und sie schmiedeten sich selbst ihre Waffen.

Als Aeneas dort, wo der gelbwogende Tiber zwischen Pinienhainen in das bläuliche Meer hineinfluthet, an die liebliche Küste anfuhr und bald darauf der grimmige lateinische Krieg ausbrach, wird der junge Sohn des Odysseus vom Kampfe gegen den Feind seines Vaters wahrlich nicht zurückgeblieben sein; denn sie Alle zogen herzu:

„... Was um Präneste die Höh'n, und was der gabinischen Juno
Flur, und des Anio Kühlung, und was von Bächen genetzte
Hernikerfelsen bebaut, die du, reiche Anagnia, nährest
Und amasenischer Strom. Nicht kommen sie Alle mit Waffen,

Noch von Schild und Wagen umtönt: nein, bläuliche Kugeln
Schwingen die Mehrsten von Blei; doch Andere tragen der Spieße
Zween in der Hand; und vom Balge des Wolfs falbzottige Kappen
Sind Schutzwehren dem Haupt; links stellen sie nackend den Fußtritt
Gegen den Feind und den rechten bedeckt ungegerbete Stierhaut ..."

Aber von der Nacht vergangener Jahrtausende bedeckt, bleibt Tusculums Geschichte lange Zeit Sage. Endlich erfährt man davon als einer römischen Stadt. Beinahe ein halbes Jahrtausend vor Rom gegründet, ward Tusculum von Albalonga besiegt und zur Colonie gemacht. Erst als Rom Albalonga zerstörte, ward Tusculum wieder frei; danach war es eine der Städte des latinischen Bundes.

Schon damals besaß Tusculum mächtige Geschlechter: dem Octavius Mamilius, einem Nachkömmling des Odysseus, gab Tarquinius Superbus seine Tochter zur Frau. Rom verjagte jenen übermüthigen König. Als Tarquinius auch nicht mit Hülfe der tapferen Etrusker und des edlen Porsenna wieder zur Herrschaft gelangte, floh er nach Tusculum. Mit dreißig latinischen Völkerschaften zog Octavius Mamilius gegen Rom. Beim See Regillus kam es zur Schlacht. Die Tusculaner wurden geschlagen, aber das siegreiche Rom schloß ein Bündniß mit ihnen.

Jahrhunderte hindurch blieb die Stadt Rom treu. Als Appius Herdonius Sabinus das Capitol einnahm, halfen die Tusculaner den Römern, ihn zu verjagen, wofür der römische Senat der Stadt öffentlich Dank sagen ließ.

Im nächsten Jahr überfielen die Aequer Tusculum, dessen Arx sie erstürmten. Die Römer lagerten gerade vor Antium. Als sie die Noth der Bruderstadt erfuhren, gaben sie die Belagerung jener Stadt auf, und als stände das Capitol in Gefahr, führte Fabius das Heer in Eilmärschen auf Tusculum zu. Nach manchen Tagen erbitterten Kampfes wurden die Aequer besiegt.

Wiederum entbrannte im folgenden Jahre Tusculums wegen zwischen Römern und Aequern der Krieg. Der Führer der Römer war Cincinnatus, von seinen Aeckern am Tiber zum Dictator und Feldherrn berufen.

Und so geschah es noch zwei Mal, daß Rom Tusculums wegen gegen die Aequer siegreich zu Felde zog; ein drittes Mal wurden die Römer geschlagen.

Auch in den Kämpfen mit dem benachbarten feindlichen Labicum halfen die Römer der Bundesstadt. Als aber einmal Labicaner bei einem Einfall in römisches Gebiet gefangen genommen wurden, befanden sich darunter Männer aus Tusculum. Die Sache zu untersuchen und zu strafen, schickte Rom den großen Camillus in jene Stadt. Er fand ihre Thore offen, ließ sein Heer draußen lagern und ging allein hinein. Auch drinnen überall tiefer Frieden. Jubelnd und mit allen Ehren hieß man ihn willkommen und gab ihm ein Fest. Dies täuschte Camillus. Er kehrte nach Rom zurück und berichtete dem Senat, was er erfahren; dieser glaubte an die Treue seiner Bundesgenossen und schenkte Tusculum das römische Bürgerrecht.

Der jetzt römisch gewordenen Stadt half Rom auch ferner in allen ihren Kriegen. Trotzdem verbündete sich Tusculum mit den Latinern gegen Rom. Das geschah im Jahre 415 Roms.

In der berühmten Schlacht am Vesuv, in der Publius Decius Mus den Heldentod starb, wurden die Latiner furchtbar geschlagen. Alle ihre Städte fielen an Rom, manche davon wurden vernichtet; Tusculum erhielt Verzeihung.

Trotzdem noch einmal Verrath! Jetzt wollte das langmüthige Rom Rache nehmen. Da zog ganz Tusculum: Männer, Weiber und Kinder, vor den Senat und flehte um Gnade, und Rom gewährte sie. — Kein Tusculaner hätte von seiner Stadt aus nach dem edlen, stolzmüthigen Veji hinüberblicken können, ohne daß ihm die Scham ins Gesicht gestiegen wäre! Gegenüber dem Heldenweib Veji war Tusculum eine Dirne!

Als Hannibal unterhalb des Kraterfeldes des Mont Albanus sein Lager aufschlug, belagerte er auch Tusculum, jedoch ohne dessen feste Arx brechen zu können.

Dann ward Tusculum des kaiserlichen Roms goldene Villenstadt. Sulla und Pompejus, Hortensius, Lucullus und Cicero besaßen hier ihre Landhäuser. Auch Crassus und Brutus.

Mächtige Aquäducte führten aus den Albaner- und Hernikerbergen das rauschende Quellwasser nach dem tusculanischen Berg und von dort weiter bis nach Rom. In der prächtigen Kaiserzeit fiel von der goldenen Hauptstadt der Welt leuchtender Widerschein auf den nahen Hügel herüber. Vor Galba hatte dort bereits Tiberius eine Villa. Auch die Mutter von Augustus' erstem, um der Livia willen verstoßenem Weibe, die edle Sempronia, besaß daselbst ihr Landhaus. Von seiner schönen Felseninsel aus besuchte Tiberius oft die ehrwürdige Matrone. Rom, das der menschenscheue, greise Dämon, seitdem er der fürchterliche kaiserliche Einsiedler von Capri geworden, nicht mehr betrat, sah er von Tusculum aus wieder. — Mit welch einem Blicke mag das geschehen sein!

Ueberhaupt — welch ein Blick ließ sich von diesem Platze aus alle die Jahrhunderte hindurch auf Rom werfen, und was hatte dieser Blick Alles gesehen?! — Er sah Rom und das ganze römische Land während zweier Jahrtausende vor sich liegen, bald als das goldene Rom und das Prachtgefilde der Welt, bald als Brandstätte und Schlachtfeld.

Unterhalb Tusculums lag der See Regillus. — Als an seinen Ufern die große Völkerschlacht geschlagen wurde, konnten die tusculanischen Weiber von ihrer Stadt aus ihre Väter, Männer und Söhne von Römern niedermetzeln sehen.

Und der neronische Brand! Eine bessere Theaterloge für dies Schauspiel als die Hügel von Tusculum konnte es nicht gegeben haben. Hei! wie mag das Flammenmeer in seinem Bett der römischen Hügel gewogt, gewüthet, gebraust und gelodert haben, im Sturm über seine Ufer hinaus, in jenes andere Meer von Haide und Land hineinrasend und brandend und auch dieses in Flammen setzend.

Aber Roms Weltherrlichkeit starb, fiel ab, eine welke, verdorrende Blüthe vom herbstlichen Strauch. Wiederum lagern über dem tusculanischen Berg bange Nacht und tiefes Schweigen.

Plötzlich weicht die Dämmerung. In die Campagna hinab tönt das Schlagen von Schildern und Schwertern — Rom hört es und bebt.

Das waren die Grafen von Tusculum!

Aus den Conti und ihren Geschlechtern, den Nachkommen des Sohnes des Odysseus, wurden Rom zweiundzwanzig Cardinäle und dreiundzwanzig Päpste gegeben! Fast schien es, als gehöre der Stuhl Petri zum Erbgut dieser Familie. Der erste römische Senator, der Christ wurde, war ein tusculanischer Ritter gewesen, und unter Diocletian erstritt sich mancher der tapferen Helden von Tusculum die Märtyrerkrone. Vier Frauen dieses Geschlechtes sind Heilige; darunter befindet sich Silvia, die Mutter Gregor's des Großen.

Von den Grafen von Tusculum stammen die Colonna ab. Dem Baume dieses gewaltigsten Feudalgeschlechtes Italiens aber — soll ein noch stolzerer Zweig entsprossen sein: Pietro Colonna, ein kühner Mann und einer der letzten Nachkommen der Grafen von Tusculum, wanderte, so wird sagenhaft berichtet, aus Rom aus. Nach mancherlei Irrfahrten kam er nach Deutschland, wo einer seiner Söhne, Burgando, sich eine Herrschaft gründete. Dieser Burgando nannte sich nach seinem italienischen Erbschloß Zollero. Eine Burg solchen Namens erbaute er sich auch im schönen Schwabenlande: jedoch aus dem italienischen Zollero wurde das deutsche Hohen-Zollern!

Doch damals zogen die Grafen von Tusculum gen Rom, sich zu Königen der Stadt zu machen.

Und während beinahe zweier Jahrhunderte blieben sie als Herren in Rom!

Später geschah's dann einmal — es war am Pfingstsonntag in dem Jahre des Heils 1167 —, daß die Römer aus ihren Thoren dreißigtausend Mann ausziehen ließen. Was von Tusculum den Berg hinab ihnen entgegenzog, war dagegen nur ein armseliges Häuflein. Darunter befanden sich dreizehntausend Deutsche, und ein Deutscher führte sie an. Es war der Erzbischof Christian von Mainz, des großen Friedrichs tapferer Feldherr. Die Tusculaner waren der Deutschen Verbündete; es galt einen heißen Kampf. Manch eines deutschen Mannes Blut färbte an jenem Pfingstsonntage die römische Erde. Aber wacker hielt das Häuflein Stand; hell tönte durch das Gewühl

der Schlacht der deutsche Kriegsgesang: „Christus, der du geboren wardst!"

Dennoch hätte der Herr seinen wackeren Deutschen, die ein Priester gegen das heilige Rom führte, nicht geholfen, wenn es die braven Tusculaner nicht gethan. Schon jubelten die Römer den Sieg aus, als vom nahen Hügel ein zweites Häuflein ausbrach, und jetzt wurden die Römer geschlagen: viertausend Mann fielen.

Vierzehn Jahre darauf fiel Tusculum durch Verrath. Leider muß hierbei wiederum ein deutscher Name genannt werden: Heinrich VI. Der deutsche Kaiser verrieth die tusculanische Stadt; das war der Dank für jenen Pfingstsonntag!

Und nun ward Tusculums Schicksal, was vor Zeiten Albalonga's Schicksal gewesen. Roms Rache war fürchterlich: alle Tusculaner wurden niedergemetzelt und die Stadt zur Ruine zerstört. Damals wurde von einigen Wenigen, die sich aus dem Blutbad gerettet, auf den Trümmern der lucullischen Villa Frascati erbaut; Tusculum war nur noch ein Name.

* * *

Keine Stadt der Welt hat die Königin der Städte der Welt, das große Rom, so gedemüthigt wie das kleine Tusculum. Die Herrschaft der Grafen von Tusculum ist Roms unseligste Zeit. Wer Rom liebt, muß Tusculum hassen, selbst im bloßen Namen! Rom aber ist unsterblich, Tusculum hat nur wenig von dieser Unsterblichkeit. Daß Cicero sein Tusculum so geliebt, macht, daß dieses mehr im Andenken der Menschen geblieben als durch die Villa, die Tiberius dort hatte, oder durch seine ungeheuerliche Macht über Rom. Nach einer Krone, die zu Boden gesunken, kann auch ein Zwerg greifen.

Cicero's Villa lag auf der römischen Seite des Berges. „Ich will nicht mit dir streiten, daß die Grenzen meiner Ländereien sich selbst bis zur Burg Circäum auf Tusculum erstrecken. Das ist der Berg, an dessen oberen Abhängen nach Rom zu Cicero sein Landhaus hatte," ruft der Scholast Horaz zu.

Dieses Landhaus gehörte zuerst Sulla, der daselbst ein berühmtes Gemälde besaß; dem Dictator kaufte es Cicero für 200 000 Sesterzien ab. Er übernahm die Besitzung in einem ganz verfallenen Zustande und ließ sie mit großem Kostenaufwand von seinem Architekten Difilo prächtig wiederherstellen. An allen Gebäuden ward die Säule zum Ausschmuck verwendet, reiche Mosaikfußböden wurden gelegt, die Wände überkleidete Marmor. Es war in der letzten Zeit der Republik, und Rom begann üppig zu werden.

Cicero besaß auch in Pozzuoli und in Cavo d'Anzio Villen, auch sonst noch Landgüter genug, aber so lieb wie Tusculum war ihm keines. Von seinem Landhause aus konnte er die Sonne im Meere untergehen sehen, die Portiken, Hallen und Bäder; die Gärten, Haine und Felder; die Wildparks und Fischteiche erstreckten sich bis ins Molarathal, das alte Algidanthal, hinab. Drunten durchfloß die Maranna das ciceronische Gut.

In dieser ländlichen Einsamkeit schrieb Cicero seine berühmten tusculanischen Fragen. Hier starb seine geliebte Tochter Tullia.

Die Besitzung, zu deren Vergrößerung Cicero noch ein Haus, dem Consul Catullus gehörend, hinzukaufte, hatte eine Winterwohnung, Thermen mit warmen und kalten Bädern, schöne Brunnen, Grotten und Wasserwerke, die alle von den köstlich frischen und krystallklaren Bergströmen der Acqua Crabra gespeist wurden. Ueberhaupt besaß die Villa einen großen Wasserreichthum, so daß Cicero scherzend von seinem „Nil" zu sprechen pflegte.

Als er aus seiner griechischen Verbannung wieder nach Italien heimkehrte, begab er sich sofort auf sein tusculanisches Suburbanum. Ziemlich lakonisch meldet er seinem Weibe Terenzia seine Ankunft: „Entweder den siebenten October oder den Tag darauf haben wir vor, das tusculanische Landhaus zu besuchen. Setze Alles in Stand, denn ich bringe vielleicht viele Freunde mit, die wahrscheinlich eine Zeit lang bleiben werden. Bereite die Bäder vor und Alles, was sonst zum Leben und zur Gesundheit nöthig ist. Lebewohl."

Das Landgut enthielt, wie Cicero selbst bestätigt, zwei Gymnasien, von denen das eine im oberen Theile der Besitzung lag. Cicero nannte es Lyceum. Wie Aristoteles in seinem Lyceum in Athen, so wandelte,

lehrte und disputirte hier Cicero mit seinen Schülern. In diesem Gebäude befand sich seine Bibliothek. Das andere Gymnasium lag tiefer an den Abhängen des Berges; Platon zu Ehren ward es die Akademie genannt.

Hier verbrachte Cicero die Nachmittage. Die Akademie war bedacht, während das Lyceum offen lag. Viele Statuen und Hermen aus pentelischem Marmor schmückten die Hallen. Sie immerwährend zu verschönern und neue Kunstwerke in ihnen aufzustellen, beschäftigte den Hausherrn beständig. In einem seiner Briefe an Lucius Cincius trägt er diesem auf, 20400 Sesterzien für gewisse megarische Statuen auszuzahlen. Denselben bittet er, ja für ihn zu sichern, was ihm an besonders edlen Werken, die würdig seien, seine Akademie zu zieren, vorkomme. Seinem Freunde Atticus vertraute er die Sorge für die Basreliefs an, die in die Wände des Hofes eingemauert werden sollten, und ebenso die Aufstellung von Altären und Puteals, die gleichfalls Sculpturen schmückten.

Cicero spricht in seinen Briefen von Galerien und bedeckten Portiken, die an sehr heißen oder regnerischen Tagen zu Spaziergängen benutzt wurden. Ein Lieblingsgegenstand seiner Mittheilungen ist sein „horologium“, eine Sonnenuhr, die eben erfunden worden war. Eine der Hallen enthielt eine Gemäldegalerie.

Cicero scheint der Meinung gewesen zu sein, daß in edel ausgestatteten Räumen auch der Mensch edler sein müsse. Er hatte einen Cultus des Schönen. Sich mit griechischen Meisterwerken umgebend, ließ er in vollkommensten Gestalten die Grazie vor sich erstehen. Was die Augen sehen, theilt sich der Seele mit; der edle Anblick erzeugt den edlen Gedanken.

Cicero war wahrscheinlich bereits zweiundvierzig Jahre alt, als er auf Tusculum die Zusammenstellung seiner Bibliothek begann. Es ward seine Lieblingsbeschäftigung. Sein Freund Atticus, der mehrere Jahre in Athen gelebt hatte und selbst ein eifriger Sammler und guter Kenner der Literatur war, half ihm dabei. Ein anderer Freund, Lucius Papirius Petus, schenkte ihm seine sämmtlichen Schriften, die er von einem Verwandten, Servius Claudius, geerbt hatte.

Der Bibliothek stand eigens ein gelehrter Grammatiker vor, Tirannio mit Namen; seine Pflicht war, die reiche Sammlung ihrem Inhalt nach zu ordnen und aufzustellen Zwei Andere, Dyonisius und Menofilus, mußten die Werke rollen und numeriren, fortwährend waren viele Schreiber und Copisten dafür thätig.

Für die bedeutende Sammlung war der würdigste Raum geschaffen worden, dessen statuarische Ausstattung Cicero sich sehr angelegen sein ließ. Der getreue Atticus mußte dafür suchen. Einmal benachrichtigte er ihn von einer schönen doppelköpfigen Herme: Mercur und Minerva. Cicero schrieb ihm:

„Was du mir über jenen Hermes-Athene mittheilst, hat mich sehr erfreut. Beide Köpfe sind für meine Akademie eine ungemein geeignete Decoration. Ich hoffe, daß du mir noch von manchen anderen Kunstwerken berichten wirst, mit denen ich die Halle schmücken kann. Die Statuen, die du mir geschickt hast, habe ich noch nicht gesehen. Sie befinden sich in Formiano, wohin ich bald abzureisen gedenke. Ich werde sie alle nach Tusculum bringen lassen. Hebe deine Bücher nur auf und verzweifle nicht daran, daß ich sie doch noch werde ankaufen können. Wenn ich Glück habe, werde ich einmal den Crassus an Reichthum übertreffen und dann die Schätze Aller verachten.“

Das Kunstwerk wird für ihn angekauft und ihm nach Tusculum gesendet; voller Freude dankt er Atticus:

„Die Herme gefällt mir außerordentlich. Sie ist so schön aufgestellt, daß das ganze Gymnasium ihr Tempel zu sein scheint.“

Nach seiner Rückkehr aus dem Exil schreibt er von Tusculum, aus der Besitzung eines Bekannten, des Enkels von Sulla, dem Freunde: „Ich sitze hier in der Bibliothek des Faustus. Die Werke der Alten sind meine Erholung und mein Glück. Auf einem Bänkchen unter der Bildsäule des Aristoteles zu sitzen, ist mir lieber, als auf dem curulischen Stuhle des Ehrgeizes.“

Cicero liebte seinen schönen Landsitz zärtlich. „Wir sind von Tusculum so entzückt, daß wir, befinden wir uns dort, nur mit uns selbst zufrieden sind,“ vertraut er seinem Atticus. So oft er in

seinen Briefen des tusculanischen Asyls erwähnt, geschieht es mit Innigkeit, oft mit voller Schwärmerei. Man fühlt, wie wohl dem Staatsmann dort ist! Man sieht ihn in seiner Toga würdevoll dahinschreiten. Es ist Morgen. In den blühenden Gebüschen und den Rosenbäumen singen die Merlen. Auf dem Wege ins Lyceum hört Cicero ihnen zu. Dann grüßen ihn seine Schüler, die dem Meister in seine ländliche Einsamkeit folgten. In der Marmorhalle unter griechischen Statuen auf und ab wandelnd, lehrt er. Er spricht über Aristoteles. Einer der Jünglinge geht, bricht einen Zweig Rosen vom Baum und schlingt ihn unter dem Beifall der Gefährten um die Stirn des griechischen Weisen. Danach zieht sich Cicero in seine Bibliothek zurück. Der gelehrte Tirannio redet ihn wegen der Aufstellung eines neu eingetroffenen Werkes an. Das wird besprochen, dann bleibt Tullius allein. Von der Marmorbank, auf der er sich niedergelassen, blickt er auf die köstliche Landschaft, über das ganze weite römische Prachtgefilde hinweg nach Rom. Sonnenbeschienen liegt es da. Vom Capitol leuchtet der Tempel des höchsten Jupiters herüber. Glänze, goldenes Rom! Strahle, mächtiges Rom! Undankbares Rom — deine große republikanische Zeit geht zu Ende!

Cicero arbeitet an seinem Werk: De divinatione. Später schreibt er seinem Atticus.

Der Tag wird heißer. Im Nymphäum nimmt er ein Bad, speist im Schatten des dunklen Haines. Wo aus der Grotte zwischen Blumen hervor sich ein rauschender Quell in das weite Marmorbecken ergießt, ruht er aus. Er ist froh, nicht in Rom sein zu müssen, in dem Rom, das es Athen nachgethan und seinen Demosthenes verbannt hat. — — Dort steht die Bildsäule des großen Mannes. Er hält eine Rolle in den Händen und redet zu den Athenern, daß sie die Waffen gegen Philipp erheben. Einstens vielleicht wird dieser Statue die des großen Römers gegenüberstehen: Cicero, eine Rolle in den Händen, wie er Rom zuredet, sich von Rom zu befreien! ... Um die schmalen Lippen des ruhenden Mannes legt sich ein feines Lächeln. Er steht auf: aus Athen sind ihm die Schriften eines gewissen Theophrastus zugeschickt worden, die will er lesen. Danach betrachtet er eine Statue, die gestern angekommen, auch aus Griechenland. Und dann geht er in die Gemäldegalerie und betrachtet sich seinen Apelles. Jetzt wird es Abend und kühl; Nachbarn kommen, Freunde aus Rom. Cicero zeigt seinen Gästen seine Besitzung. Sie wandeln in den schönen Garten, sie unterhalten sich mit einander über Politik, Kunst, Literatur, Philosophie, Lebensweisheit. Immer nur Einer spricht, die Anderen hören zu, Jeder sagt seine Meinung. Dann kommt die Disputation; zuletzt redet Cicero.

Ehe der Tag zu Ende, zeichnet Tullius noch einen und den anderen klugen Gedanken auf seiner Tafel auf, dictirt er seinem Schreiber, was Rom in Aufregung versetzen, was unsterblich sein wird. Des Nachts ist er bei seinem Nachbar Lucull zum Gastmahl geladen. Im weißen Festgewand liegt Cicero auf Purpurpolstern; er ist rosenbekränzt, und rosenbekränzt ist der Becher voll süßen Falernerweins. Ein Knabe spielt die Zither, asiatische Mädchen tanzen, ein griechischer Sänger singt ein erotisches Lied. Cicero hält der Venus eine Rede und opfert dem Bacchus. Lucull jubelt: Evoë!

Am nächsten Morgen macht ihm sein braves Weib Terentia ein böses Gesicht...

Daß Lucull auf Tusculum Cicero's Nachbar war, ist erwiesen. „... Denn, wenn ich mich in Tusculum befand und aus der Bibliothek von Lucius Lucullus gewisse Bücher wünschte, ging ich meiner Gewohnheit nach in dessen Villa hinüber, sie mir selber zu holen.“

Lucull's Villa war so prächtig, daß Cicero's schöne Besitzung dagegen armselig erscheint. Mit ihren Anlagen nahm diese erstere das große Terrain ein, darauf heute das ganze Frascati liegt, mit den Palästen Aldobrandini, Torlonia, Muti, Pallavicini. Jedes dieser königlichen Landhäuser umgeben die weitesten Gärten, Waldungen, Wiesen, Oliveten und Vignen. All' dies ist Terrain des lucullischen Gutes; bedeutende Reste derselben, großartige Thermen, sind sogar bei Grotta Ferrata aufgedeckt worden, da, wo es nach Rocca di Papa hinführt. Die Ausstattung dieser ungeheuren Besitzung war echt lucul-

lisch; die Art und Weise, wie sie ins Werk gesetzt wurde, nicht immer edel.

In seinem Buche „De legibus“ schreibt Cicero darüber: „Ein großer Mann und unser aller Freund, Lucius Lucullus, soll, als man ihm die Pracht seiner tusculanischen Güter zum Vorwurf machte, sich mit Folgendem vertheidigt haben: Da zwei seiner Nachbarn, ein römischer Ritter und ein Freigelassener, dort köstliche Landhäuser besäßen, habe er sich — wie ganz natürlich! — dasselbe zu thun gestattet, was Jenen, die von weit niedrigerem Stande, erlaubt gewesen. Siehst du nicht ein, Lucullus — so ruft der große Redner ihm zu —, daß die Ungebühr erst mit dir seinen Anfang nahm?! Denn wenn du es nicht zuerst gethan hättest, würden Jene es zu thun gar nicht gewagt haben. Wer kann jetzt ruhig mit ansehen, wie ihre Landhäuser mit Bildsäulen und Gemälden geschmückt sind, die sie theils aus öffentlichen Anlagen, theils selbst aus Tempeln und Heiligthümern herbeigeschleppt haben?! Wer möchte ihrer Gier ein Ende zu machen wagen, wenn diejenigen Männer, deren Pflicht das wäre, von derselben Leidenschaft ergriffen sind?“

Erstreckte sich die lucullische Villa unterhalb der ciceronischen über die ganzen Abhänge bis in die Campagna hinunter, von wo dann das weite Prunkfeld voll schimmernder Marmorbauten sich bis nach Rom ausdehnte, so hatte Cicero oberhalb seines Gutes einen Nachbar, dessen Besitzungen selbst die des großen Verschwenders Lucull an Größe und Pracht übertrafen. Dieser Mann hieß Gabinius. Gabinius war Cicero's Feind. Als im Jahre 58 v. Chr. des Letzteren Villa geplündert und theilweise zerstört und verbrannt wurde, raubte Gabinius, der damals Consul war, nicht nur Kunstwerke, sondern ließ sogar Bäume ausgraben und in seine Besitzung überführen.

Von Tusculum aus schloß Cicero den Friedensvertrag zwischen den Griechen und dem siegreichen Julius Cäsar ab; hier gedachte er den Manen seiner Tochter Tullia einen Tempel zu bauen, nach Tusculum lud er seinen Freund Ariarates, den König von Cappadocien, ein.

Als der göttliche Julius fiel, stürzte auch Cicero. Er befand sich auf seinem tusculanischen Bergfrieden, als die Triumvirn auf die Liste der Proscribirten auch seinen Namen setzten. Zwar sandte Brutus zu seinem Schutze römische Miliz hin, aber durch die Leidenschaft des Antonius ward Cicero zu fliehen gezwungen. Auf dem Wege nach Gaeta wurde er ergriffen und getödtet.

Sein Stück Unsterblichkeit erhielt Tusculum durch einen großen, unsterblichen Mann. — Glücklich, wer auch sein „Tusculum“ lieben kann!

* *
*

Von der Via Latina aus, auf der es nach Valmantone und dem schönen Palestrina geht, steigt man die alte Straße hinauf. Das mächtig zusammengefügte polygone Pflaster schließt noch immer dicht an einander: tiefes Geleise durchfurcht es wie Runzeln der Zeit, und dem harten Basalt sind die Spuren des Hufschlags römischer Rosse unvergänglich eingedrückt. Von denen jedoch, die hier einst fuhren und ritten, ist Alles vergänglich gewesen.

Bei einem jungen Pinienwald wird die erste Höhe erreicht. Hier steht, die Chiffer ausgelöscht, der erste tusculanische Meilenstein. Jetzt kümmert Keinen mehr die Anzahl der Miglien, und nur der Tourist denkt: Gottlob, du bist da!

Gleich gegenüber liegt die erste Ruine. Ulmenbeschattet, in mäßigem, länglichem Rund, weitet sich römisches Backsteingemäuer. Das aufgewühlte Erdreich läßt Gänge und Kammern erspähen, deren einstiger Zweck wohl räthselhaft erscheinen kann. Unterbauten von riesigem Quaderwerk drängen sich dem Tageslicht entgegen; geheimnißvoll überwuchert die unterirdische Dämmerung Ephen und Brombeer. Darüber rauschen Eichen. Wie Sitzreihen steigt es, eingesunken und zusammenbrechend, auf — es ist ein Amphitheater. Um jedoch einen klangvollen Namen zu haben, nennt man den Ort: die Schule Cicero's, das Lyceum.

Eine liebliche Flur, mit Haselnußstauden und dem schönen Gebüsch der Edelkastanie besäumt, leitet von hier in sanfter Neigung zum römischen Felde hinunter. Nirgends wo anders blühen im Frühling die Narcissen und Anemonen so schön!

Wendet man sich wieder dem Berge zu, so führt ein Fußpfad, die Straße ver-

lassend, über Haide, Fels und Geröll höher hinauf. Den Weg bedeckt Schutt der Vergangenheit. Vielerlei Marmorarten, Scherben von Glas und Thon, Stücke schön gefärbten Stuckes, der von den Wänden abgebröckelt ist, sind hier zu finden; auch Münzen und, wenn Einer Glück hat, ein unzerbrochenes Thränenfläschchen. Leuchtend ragt zuweilen der Rumpf einer Säule aus der Erde, oder Brombeer und Rosen umranken dornig den Leib einer verstümmelten Statue. Von dem mit den Resten vergangener Jahrtausende gedüngten Boden steigt tiefe Wehmuth zu dem einsamen Wanderer empor, ihm ins Herz hinein.

Aus blumigem Grase duftet des Plinius „Viola Tusculana“ auf, in den Lüften jubilirt eine Lerche, tief drunten weitet sich im Sonnenschein die erhabenste Welt.

Die Area eines Tempels wird überschritten. Sie liegt genau von Osten nach Westen. Plötzlich verengt sich der Pfad. Backsteingetrümmer, wie Felsblöcke eines Bergsturzes wild durch einander geschleudert, schiebt sich riesenhaft vor. Hollunder blüht dazwischen, goldgelber Ginster, wilde Myrthen; Epheu umklammert die Massen. Das Laub ist verdorrt. Abgestorben und leichenhaft zwängen die Stämme und Zweige sich ein. Wie ein Gewirr grauer scheußlicher Schlangen kriecht es das Mauerwerk hinan, umschließt, umwindet, umzüngelt, umknotet es tausendfach. Man fühlt Entsetzen, als sei das Gestein ein Lebendiges, das gräßlich erstickt und erwürgt würde.

Heiß brennt die Sonne herab. Man liegt im duftenden Kraut der Menthe und schließt vor der Helle die Augen. Die Lerche jubilirt nicht mehr, aber in der Ferne singt der Hirt sein Ritornell, darauf Niemand ihm Antwort giebt: langgezogene, weithin hallende Töne, immer dieselben zusammenhangslosen, wundersamen Weisen, sehnsüchtig und schwermüthig, wie es die Einsamkeit ist.

Schön ist es hier! Ob im Frühling, wenn Tusculums Trümmer Blüthen überschütten und die Luft der Jubel der Lerchen erfüllt, ob im Sommer, wenn es versengend herabglüht und Alles ringsum feierliche, erhabene Oede ist, ob im Herbst, wenn Frascati's Kastanienwälder purpurn gefärbt und Marino's Weingefilde sich in die Ebene ergießen wie ein goldener Strom, ob im Winter, wenn Sturm braust, Gewölk aufjagt, die Campagna ein Nebelmeer scheint und Rocca di Papa herüberdräut, als sei dort der Eingang zu jenem düsteren Ort, wo der Eintretende jede Hoffnung hinter sich lassen muß — schön ist es immer!

Wer auf Tusculum die Sonne untergehen sah, vergißt es nie; die wundersame Welt jedoch, die dort droben der Mond aus der verschwundenen Stadt macht, diese heimliche, glanzvolle Herrlichkeit mit allen ihren Gestalten und Geistern darf nur ein Dichter verrathen. Droben wird sie von italienischen Nachtigallen besungen.

Doch machen wir weiter den Cicerone durch Cicero's Stadt.

Hinter jenem Trümmerfall erstrecken sich die Ruinen eines Palastes. Unausgegraben und wieder zugeschüttet, versunken und halb versinkend, zusammengestürzt und zusammenstürzend, so liegt es da: eine lange Reihe von Gängen, Kammern, Gemächern. Viele der Räume, die schönes römisches Netzwerk umzieht, sind dunkel wie Höhlen. Hirt und Jäger hausen darin, der Bandit, Gesindel aus Subiacco und Sora. Ueber diesen Ruinen zu gehen, ist gefährlich: die schönsten Blumen stehen hier, das üppigste Rankenwerk, hohe Binsenbäume, mit zahllosen schmetterlingsähnlichen, leuchtenden Blüthen bedeckt. Plötzlich weicht der Boden unter den Füßen, und man stürzt tief hinab. Im nächsten Frühling blühen dann über dem Grabe des Verschütteten wieder die Blumen.

Die wilde, melancholische Stätte durchirrend, gelangt man endlich auf den Rücken des Hügels, zugleich auf seinen einzigen ebenen Platz.

Hier begegnen dem einsamen Wanderer die Vogelsteller, die Kaninchenjäger, der Butero auf seinem kleinen, langmähnigen und langschweifigen Renner. Des Reiters schwarzer Mantel wallt über den Rücken des Thieres, er treibt es an mit seinem langen, spitzigen Stab. Der breitkrempige Hut ist tief in die braune Stirn gedrückt, unter buschigen Brauen blitzen schwarze, kühne Augen. So galoppirt er vorüber.

Das sind Gestalten aus Tusculum.

Auch der junge Hirt gehört dazu. Er

steht auf seinen Stab gestützt, trübselig in die Ferne starrend, um ihn weidet seine braune Heerde. Er trägt das echte Campagnolencostüm. Seine Beine stecken in braunem, langhaarigem Ziegenfell, um die Schulter ist eine rauhe Schafshaut geschlagen. Leinwandfetzen umwickeln die Füße. Sein Gesicht ist gelb vom Fieber, abgezehrt und hohlwangig; er hat dunkle, scheue, schwermüthige Augen. Sein Leben ist eintönig wie sein Gesang, ursprünglich und wild wie die ihn umgebende Natur. Er weidet seine Heerde, singt sein Ritornell, spielt seinen Dudelsack. Er gerbt sich die Ziegenhaut und verfertigt sich seine Sandalen, verschlingt sein Stück harten Brotes, seinen Ziegenkäse und seine Handvoll roher Lupinen. Er hat oft das Fieber, und manchmal murmelt er ein Gebet — das ist Alles!

Zuweilen kann man dort oben auch Weiber sehen. Langsamen, gemessenen Ganges schreiten sie an den steilen Abhängen der Hügel dahin, einen schwerbeladenen Korb auf dem Kopfe. Sie tragen Steine, Trümmer des alten Tusculanum. Sie wandeln wie griechische Kariathyden: ernsthaft, feierlich, fast regungslos. Die eine Hand stützt den Korb, die andere stemmt sich in die Hüfte. Ihre rothen Röcke und orangegelben Mieder leuchten weithin, und die weißen, faltigen Kopftücher fallen wie Schleier vom Haupt auf den Rücken herab. Den Fremden, der sie anredet, sehen sie mit ihren großen, ernsthaften Augen ruhig an; vielleicht daß zwischen den strengen Lippen die weißen Zähne sichtbar werden. Eine Antwort wird der Frager nicht immer erhalten. Es sind braune, wilde, oft wundersam schöne Geschöpfe, und wohl mag man verwundert ihnen nachstarren: sie tragen Steine und schreiten dahin wie Königinnen!

So wird von den Ruinen das Material fortgeschafft, heute noch ebenso wie vor Jahrhunderten. Marino, Grotta Ferrata und Frascati mit allen seinen Palästen und viele andere Orte sind aus tusculanischen Trümmern erbaut. Das hilft mit erklären, warum ihrer so wenige sind.

Auf dem erwähnten ebenen Platze lag das Forum. Jetzt steht hier ein einsames Haus. In seine Wände sind antike Marmorfragmente eingemauert: Reliefs, Tafeln, Gebälkstücke. Selbst ehrsame tusculanische Bürger und Senatoren, würdevoll in die Toga gehüllt, mußten mit hinein. Fast unheimlich nimmt sich eine Venus aus: sie steckt tief im Mauerwerk und scheint befreit sein zu wollen.

Das einsame Haus ist unbewohnt, die Fenster sind vergittert und mit Balken vernagelt, die Thüren sogar vermauert. Der Wind umseufzt es, und nahe Ulmenbäume rauschen klagend herüber; Nachts jammern Käuzchen in den Fensterhöhlen, und die Wildkatze umschleicht es. Das Volk meidet den Ort.

Es geht eine Sage über das einsame Haus, so weit man beim italienischen Volk von Sagen sprechen kann. Ein Mönch, so heißt es, jung und wild, in den Rock eines Briganten besser hineinpassend als in die Kutte eines Kapuziners — wie das zuweilen in Italien vorkommen mag —, habe dort oben gehaust und sei über dem Anblick des nackten heidnischen Frauenleibes Christo und der heiligen Jungfrau abtrünnig und dem Bösen zu eigen geworden. Der Teufel habe dem Mann in der Kapuze das Marmorweib in ein lebendiges verwandeln müssen, worauf dieser die Nacht selig gewesen, aber beim ersten Lerchenjubel in die Hölle wandern mußte.

So wird es bisweilen von diesem oder jenem alten Hirten berichtet. Auch wurde in der Nähe des Hauses, als dieses noch bewohnt war, ein Mord verübt. Die Stelle bezeichnet im Walde ein schwarzes Kreuz, Haselbusch grünt lustig ringsum.

Von dem Hause aus gelangt man in das Theater. Das ist in Tusculum der reizvollste Platz, zugleich auch der schwermüthigste. An einem sonnigen Vormittage dort auf der höchsten Sitzreihe zu lagern, ist wundersam. Unter sich hat man die Scene, auf der einst Sophokles und Euripides, Plautus und Terenz gespielt wurden. Wer dem Schauspiele droben beiwohnte, sah, aufblickend, über das weite Land hinweg auf das sonnenhelle tyrrhenische Meer. Er sah nach Albalonga hinüber, zum Monte Cavo hinauf, wo der Tempel des höchsten Jupiter stand; nach dem öden Kraterfeld, und dahin, wo Hannibal sein Lager aufgeschlagen hatte. Und der tusculanische Mann sah — Alles von seinem Sitze im

Theater aus! — noch mehr. Einer Tragödie des Aeschylos lauschend, überblickte er den Schauplatz, auf dem der Tragödien gewaltigste sich abspielte; alle Völker der Welt halfen sie dichten. Sie heißt: Rom!

Ob der tusculanische Mann bei jenem Anblick wohl dachte, daß seine Stadt von Rom einst zerstört werden würde, wie es einst mit Albalonga geschehen?

Drunten liegen zertrümmerte Säulen, Rosen umblühen den gestürzten Altar, Gras sprießt aus den Ritzen der Sitzreihen. Italienischer Himmel blaut, italienische Sonne glüht herab; es strahlt das Meer, und über der leuchtenden Campagna jagen Wolkenschatten. Aber unumdunkelt liegt Rom.

Und von Rom weht Grabeshauch, Hauch der Geschichte herüber. Aus der Campagna, diesem ungeheuren Völkerkirchhofe, steigen selbst am sonnenhellen Tage blasse Scharen auf. In unabsehbaren Reihen jagen sie mit den stürmenden Wolkenschatten heran: die Geister aller der Millionen, die in dem Grabe der ewigen Stadt — nicht die ewige Ruhe gefunden.

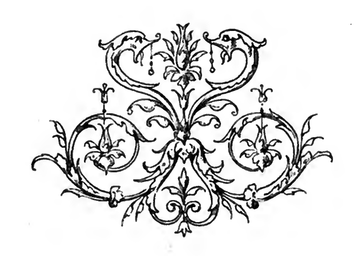
Noch ein letztes Mal steigen wir auf gewundenem Pfade hinan.

Hier ist es öde, statt der Trümmer nur graues Gestein. Der dornige Schlehenbusch blüht hier, und die blasse Königskerze vermodert zur sonnigen Frühlingszeit. Braunes Farrenkraut überzieht die Abhänge, und wilder Oelstrauch klammert sich an den Felsen. Unten, nach Palestrina zu, ist es kahl und wüst, von zahllosen Heerden bevölkert, die ihr melancholisches Geblök herausschallen lassen. Ein Falke fliegt auf, zieht weite Kreise, stößt einen gellenden Schrei aus und stürzt sich herab auf die erspähte Beute. Dunkel hängt drüben am düsteren Felsen das schwärzliche Rocca di Papa.

Hier stand die Arx.

Die senkrecht abfallenden Felswände bildeten die natürlichen Mauern der Burg. Auf der höchsten Spitze ist jetzt ein Steinhaufen zusammengethürmt, graugrüne Peperinblöcke der alten Stadt. Auf diesem Sockel erhebt sich hoch und siegreich ein Kreuz.

Von dort ist die Rundschau unsäglich schön. Sie umfaßt die ganze Campagna und die Küste vom Circe Cap bis nach Civita Vecchia hin. Man blickt nach Palestrina hinüber und zu den sabinischen Bergstädten, während schön wie ein Traum Frascati daliegt. Tusculum ist verwüstet und verschwunden, aber auf seiner Akropolis erhebt sich das triumphirende Kreuz. Auch von Rom glänzt es herüber wie ein ehernes Himmelsgewölbe — siehe, die Kuppel Sanct Peter's!





# Die Generation von 1830 in der französischen Poesie.

Von

**Georg Brandes.**



Es giebt in jedem Jahrhundert der Geschichte eines Landes Perioden, wo die Werke der Literatur sparsam erscheinen und wo die Schriftsteller wie vereinzelt dastehen, ohne gemeinsame Ziele zu verfolgen, ohne sich in Gruppen zu ordnen, ohne Schulen zu bilden. Solche sind öde, unfruchtbare Strecken in der Geschichte des geistigen Lebens. Und es giebt andere Epochen, wo die Werke sich fast drängen, wo die Schriftsteller scharen- oder gruppenweise hervortreten und wo innerhalb eines engen Zeitraumes eine ganze philosophische oder dichterische Entwickelung stattfindet.

So sehen wir z. B. einen Zeitraum von kaum vierzig Jahren die große philosophische Epoche Deutschlands mit Kant, Schelling, Fichte, Hegel, Krause, Schopenhauer und Herbart umspannen. Das Erdreich und die geistige Atmosphäre war augenscheinlich damals der Entfaltung des deutschen philosophischen Gedankens günstig. Und so sehen wir in Frankreich nach vielen zersplitterten dichterischen und schriftstellerischen Bestrebungen um das Jahr 1830 eine literarische und künstlerische Bewegung sich mit Gewalt einer Menge jugendlicher Gemüther bemächtigen. Die Früheren erscheinen, von dem Standpunkt ihrer Leistungen gesehen, als Vorläufer; die Späteren ähnlicher Richtung als Nachzügler. Der kurze Zeitraum der höchsten Blüthe läßt sich mit dem schmalen Erdgürtel vergleichen, wo man auf einem Berge Wein baut; weiter nach unten werden die Trauben noch nicht gut, höher hinauf sind sie nicht mehr gut. Hier gedeihen sie.

Wie es ein Erdreich und eine Temperatur giebt, die den Trauben vortheilhaft sind, so giebt es einen psychologischen Zustand, der einer gewissen Philosophie und gewissen Kunst günstig ist.

Sehen wir uns denn die poetische Vegetation von 1830 und die Bedingungen derselben etwas näher an.

Das französische Geschlecht, das zu dieser Zeit sich in den Zwanzigern befand, hatte unruhiges Blut in seinen Adern. Die jungen Männer waren Söhne von Revolutionären und von Kriegern, und sie wurden Dichter und Bildner dem Gesetze zufolge, daß der Künstler Sohn des Helden ist, das heißt, daß nach einer Periode großer militärischer und politischer Kämpfe eine Periode geistigen Aufschwungs folgt. Die jungen Leute hatten in ihrer Kindheit von den Männern des Convents und der Schreckenszeit gehört; sie selbst waren Söhne der Richter oder der Gerichteten. Sie hatten als Knaben an Marengo und Austerlitz, an Moskwa's Eis und die Sonne der Pyramiden gedacht. Die Revolution war ihnen zum Mythus von den Giganten und das Kaiserthum zur Legende vom idealen Napoleon, dem Völkerbändiger und Völkerbefreier, geworden. Sie hatten wilde Träume geträumt und traten mit großen Hoffnungen und dem mächtigen Ehrgeiz,

nicht hinter ihren Vätern zurückzubleiben, in das Leben ein. Von dem Standpunkt unserer Tage gesehen, ist es, als ob die Jugend damals jünger gewesen, als die Jugend sonst es ist, reicher, frischer, glühender gewesen, als ob sie mehr Pulver in dem Blute gehabt habe. Ich denke mir es so, daß das junge Geschlecht, welches während der Revolution den socialen und politischen Zustand Frankreichs umgestaltet hatte und in diesem Beruf anfing, und das während des Kaiserthums auf allen Schlachtfeldern in Frankreich, Italien, Deutschland, Rußland, Aegypten sein Leben aufs Spiel gesetzt hatte, jetzt mit derselben Begeisterung und Leidenschaft sich auf Literatur, Poesie und die bildenden Künste warf. Auch dort waren Umwälzungen auszuüben, Siege und Land zu gewinnen. Während der Revolution hatte die Jugend für Freiheit und Gleichheit geschwärmt, unter Napoleon den Kriegsruhm angebetet, jetzt vergötterte sie die Kunst. Zum ersten Mal wird in Frankreich das Wort Kunst, von der schönen Literatur gebraucht, eine stehende Bezeichnung. In dem achtzehnten Jahrhundert hatte die Literatur gestrebt, sich als Philosophie zu formen und zu gestalten, und in diese Benennung wurde weit mehr gefaßt, als man heutzutage mit dem Namen Philosophie bezeichnet. Jetzt strebte die ganze Literatur nach der Würde und dem Namen der Kunst.

Dies beruhte darauf, daß die abstracte und räsonnirende Geistesrichtung, die zur Zeit des Classicismus in dem Denken wie in dem Schaffen hervortritt, im neuen Jahrhundert langsam einer Vorliebe für die Concretion, für das Sinnlich-Anschauliche gewichen war. Diese neue Vorliebe beruhte aber tiefer wieder darauf, daß man die Natur, die primitive, unbewußte, volksthümliche, noch nicht civilisirte Natur dem civilisirten Geistesleben vorzog. Weswegen? Weil ein naturwissenschaftlich und historisch gesinntes Zeitalter einem rationalistischen gefolgt war. Man wünschte nicht Philosoph zu heißen, denn man sah es für etwas Höheres an, ein ursprüngliches Naturell zu haben, als ein bewußter Denker zu sein. Man verschmähte die poetische Literatur des vorigen, ja sogar des siebzehnten Jahrhunderts, weil sie rationell war, blutlos und geschmackvoll, mit Hinblick auf Sitte und Regel gemacht, nicht geworden und gewachsen erschien.

Es verstand sich von selbst, daß ein Geschlecht, welches den Feldzug nach Rußland hinter sich hatte, sich nicht besonders für die seit den Zeiten Ludwig's XV. unveränderte Etiquette des französischen Trauerspiels zu interessiren vermochte; aber an und für sich mußte schon die neue Auffassung der Poesie der Jugend Abscheu gegen Regeln und akademische Grundsätze einflößen. Denn wie konnte die Kunst als Product eines unbewußten, von geheimnißvollen Naturgesetzen beherrschten Hervorbringens äußeren Regeln unterworfen sein! Die Revolution, die Alles umstürzte, hatte die Akademie und die Regeln Boileau's allein stehen lassen. Voltaire, der die alte Welt erschütterte, hatte das Ebenmaß und den Versbau der Alexandriner respectirt. Jetzt fiel auch dieser letzte Autoritätsglaube.

Von 1824 bis 1840 bringt Frankreich eine große und bedeutende Literatur hervor. Die künstlerischen Leistungen des Geschlechts von 1830 fangen also während der Restauration an und erstrecken sich tief in das Zeitalter des Julikönigsthums hinein Es läßt sich unschwer zeigen, daß sowohl die mit Puder erfüllte Luft der bourbonischen Herrschaft wie die drückende Atmosphäre des dreifarbigen Bürgerkönigthums der erblühenden Dichtung ersprießlich, wenigstens fördernd sein mußte.

Obwohl die Restaurationszeit politisch ein Zeitalter der äußersten Reaction war, hatte sie doch social und geistig ein ganz anderes Gepräge. Erstens erzeugte der Druck selbst den Drang nach Freiheit. Der Bürgerstand, der zuletzt durch das Pariser Proletariat und die studentische Jugend das Königshaus stürzte, hatte sich während des ganzen Zeitraums in steigender Unzufriedenheit befunden. Die Folge war unter Anderem, daß die schöne Literatur, die von Anfang an parallel mit der Regierungspolitik der historischen Reaction gegen das achtzehnte Jahrhundert Ausdruck gegeben hatte, ungefähr zur Zeit, wo Chateaubriand aus dem Ministerium Villèle gestoßen wurde, ihren Charakter von Grund aus zu verändern anfing.*

* Man vergleiche: Die Hauptströmungen in der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts III, 358.

Außerdem hatte aber das geistige Leben in den höchsten Kreisen, die den Ton und den Stil der schönen Literatur bestimmten, nur in ganz ferner Verbindung mit der politischen Reaction gestanden. Es galt in diesen Kreisen als nationale Ueberlieferung, Literatur und Kunst mit vielseitiger Bildung und weitgehenden Sympathien entgegenzukommen. Eine nachsichtige Skepsis in religiöser, eine geniale Ungebundenheit und feinfühlende Toleranz in sittlicher Hinsicht, das war die Atmosphäre, in der die gute Gesellschaft athmete und die sie um sich verbreitete, und keine konnte für eine in starkem Wachsthum sich befindende poetische Vegetation günstiger und befruchtender sein. Während der Druck der Reaction in politischen Dingen freien Sinn erzeugte, gestattete die Bildung der tonangebenden Gesellschaft der jungen Literatur offenen Raum für freie Empfindungs- und Denkweise außerhalb der Politik und erforderte nur Feinheit und Vollendung der Form. Sie war also im Stande, einer beginnenden geistigen Bewegung aufs glücklichste freie Zügel zu geben oder, wie die Engländer sagen, zu starten.

Und da nun nach der Thronbesteigung Louis Philippe's Frankreich in der äußeren Politik Demüthigung auf Demüthigung erlitt; da nach innen hin die unaufhörlichen Geldforderungen des Königshauses, die von den Kammern fast immer zurückgewiesen wurden, die Regierung aller Würde entkleideten; da die wohlhabende Mittelclasse, die eigentliche Bourgeoisie, im Besitz des endlich freigewordenen Capitals, sich im Schutz des königlichen Regenschirms aller Vortheile bemächtigte; da — neben der Neigung zu materiellen Genüssen und zum unkünstlerischen Luxus — ein von der Furcht vor dem vierten Stande bedingtes frömmelndes Wesen sich epidemisch zu verbreiten anfing; da man sich den Kunstgriffen des Millionärs gegenüber tolerant, den Verirrungen des weiblichen Herzens gegenüber pharisäerhaft zeigte — so waren in dieser Gesellschaft — wo nur der Utilitarismus herrschte, wo die Capitalmacht, stark wie der neugeborene Herkules, schon in der Wiege die ganze äußere Romantik des Lebens erstickt hatte, wo bei der Machtergreifung der bürgerlichen Gesellschaft die Spießbürgerlichkeit zum ersten Mal in der Weltgeschichte eine Macht geworden war — alle Bedingungen gesammelt, um die dichterischen und künstlerischen Regungen junger unruhiger Gemüther mit Gewalt in romantische Schwärmerei, in glühende Verachtung der öffentlichen Meinung, in die Vergötterung der ungeregelten Leidenschaft und der ungebundenen Genialität hineinzutreiben.

Der Haß gegen den Bourgeois wurde, wie in Deutschland ein Menschenalter früher der Kriegsruf gegen den Philister, das gemeinsame Feldgeschrei. Aber während das Wort Philister den Gedanken an die Ofenecke und die Pfeife hervorruft, spielt Bourgeois auf die absolute Herrschaft der ökonomischen Interessen an. Durch den naturgemäßen Gegensatz zur Nützlichkeitslehre und zur Plutokratie erhielt die geistige Strömung in den schon emporgekommenen und noch mehr in den keimenden Talenten eine Schwenkung in die principielle Opposition gegen alles Bestehende und Gewohnheitsmäßige hinein und zugleich eine heftige Förderung. Die Religion der Kunst, der Freiheit in der Kunst, ergriff plötzlich alle Herzen. Die Kunst war das Höchste, das Einzige, das Licht und die Flamme, ihre Schönheit und Kühnheit allein gab dem Leben Werth.

Eine Bewegung, die an die Renaissance erinnert, hatte die Gemüther gepackt. Es war, als ob die Luft, die man athmete, etwas Berauschendes hätte. In jener langen Zeit, während Frankreich geistig still stand, hatten die großen Nachbarvölker, Deutsche und Engländer, es weit überholt, einen Vorsprung in der Befreiung von alten, hemmenden Traditionen gewonnen. Man wußte es, man fühlte es mit Demüthigung, und dieses Gefühl gab dem neuen Kunstenthusiasmus einen Stachel. Gleichzeitig kamen die fremden zeitgenössischen oder älteren, aber bisher unbekannten Werke über die Grenzen und revolutionirten die jungen Gemüther. Man las Shakespeare und Walter Scott, Byron's „Corsar" und „Lara" in Uebersetzungen; man verschlang Goethe's „Werther" und Hoffmann's Phantasien.

Und auf einmal fühlten die Pfleger der verschiedenen Künste sich als Brüder. Die Musiker inspirirten sich an fremden und inländischen Poesien. Dichter, wie

Hugo, Gautier, Mérimée, Borel, verstanden zu zeichnen und zu malen. Man las Gedichte in den Ateliers der Maler und Bildhauer; der junge Schüler in der Werkstatt Delacroix' oder Déveria's summte bei seiner Staffelei eine Ballade von Victor Hugo. Einzelne der großen fremden Dichter, wie Scott und Byron, beeinflussen auf einmal die Dichter, die Musiker und die Maler. Die Künstler streben, ihr eigenes Gebiet zu überschreiten, um sich einer Schwesterkunst zu nähern. Die Musik wird bei Berlioz und Félicien David malend, Programmmusik; die Malerkunst nähert sich bisweilen — bei Delacroix, Delaroche, Ary Scheffer — der Illustration von Poesie. Hauptsächlich ist es aber die Malerei, welche die anderen Künste, besonders die Poesie, und zwar zu ihrem Besten, beeinflußt.

Der Liebende bat nicht mehr wie zu Racine's Zeit die Dame seines Herzens, „seine Flamme zu krönen", man forderte poetische Bilder, die sich malen ließen und dem Auge kein Nonsens darboten.

In den wenigen Jahren von 1829 bis 1831 stellt Delacroix seine berühmten Gemälde „Der Bischof von Lüttich" und „Die Freiheit auf der Barrikade" aus, erweckt Auber im Opernhaus einen Sturm mit der „Stummen von Portici", erringt Meyerbeer einen ebenso großen Erfolg mit „Robert le Diable", wird Victor Hugo's „Hernani" zum ersten Mal im Theatre français aufgeführt und macht Dumas' „Antony" auf einer anderen Bühne zum ersten Mal Furore. Gleichzeitig entstanden Hugo in der Poesie, Delacroix in der Malerkunst, David d'Angers in der Bildhauerkunst, Berlioz in der Musik, Sainte-Beuve und Gautier in der Kritik, Frédéric Lemaitre und Marie Dorval in der Schauspielkunst und in der ausübenden Musikkunst die zwei dämonischen Virtuosen Chopin und Liszt. Alle wie Einer verkünden sie das Evangelium der Natur und der Leidenschaft, und rings um sie herum stehen junge Männer, die Kunst und Poesie auf nahverwandte Weise auffassen und pflegen.

Man suchte und verherrlichte überall das Primitive, das Unbewußte, das Volksthümliche. Wir sind Rhetoren gewesen! rief man aus; wir haben nie das Ursprüngliche und das Unlogische begriffen, nie den Barbaren, nie das Volk, nie das Kind, nie das Weib, nie den Dichter verstanden!

Früher hatte das Volk in der Poesie nur den Hintergrund gebildet. In Victor Hugo's Dramen betrat der tiefempfindende, zornschnaubende Plebejer die Bühne. Früher hatte der Barbar wie ein Franzose des achtzehnten Jahrhunderts gesprochen. Mérimée stellte in Colomba's Gestalt barbarische Gefühle in ihrer naiven Wildheit und Frische dar. Bei Racine (in Athalie) hatte das Kind wie ein Miniatur-Erwachsener gesprochen; Nodier legte mit kindlichem Herzen den Kindern unschuldige Worte in den Mund. Früher war in französischer Poesie die Frau meistens bewußt und räsonnirend wie ein Mann gewesen. So bei Corneille, Molière und Voltaire. Corneille hatte der Tugend, Crebillon fils dem Laster gehuldigt, aber Tugend und Laster waren beide bewußt und erworben. George Sand stellte dagegen den angeborenen Adel und die ursprüngliche Güte edler Frauenherzen dar. Madame de Staël hatte in „Corinna" den überlegenen Geist der Frau als großes siegreiches Talent verherrlicht. George Sand schilderte in „Lélia" das weibliche Genie als die mächtige Sibylle. Nach der alten Auffassung war der Dichter (wie Racine und Molière) ein Hofmann, oder (wie Voltaire und Beaumarchais) ein Weltmann, oder (wie Lafontaine) ein guter Kerl gewesen. Jetzt wurde er das ausgestoßene Stiefkind der Gesellschaft, der Hohepriester der Menschheit, oft arm und übersehen, aber mit dem Stern an der Stirn und der Flamme der Lyrik auf der Zunge; Hugo pries ihn in seinen Liedern als den Hirten der Völker, und de Vigny stellte ihn in „Stello" und „Chatterton" als das sublime Kind dar, das lieber vor Hunger stirbt, als daß es durch gewöhnliche Arbeit seine Muse erniedrigt, das aber noch im Tode die Menschheit segnet, die es zu spät erkennt.

Jene Geister wußten es nicht immer, daß sie vor den Augen der Nachwelt eine natürliche Gruppe bilden würden. Viele der größten unter ihnen fühlten sich ihr Leben lang einander fremd und meinten, in verschiedenem Geiste, sogar in entgegengesetzter Richtung zu arbeiten. Sie hatten nicht ganz Unrecht, denn die Grundab-

weichungen unter ihnen können stark sein. Aber doch verbinden gemeinsame Vorzüge, Vorurtheile, Ziele und Fehler sie zu einem Ganzen. Und weit häufiger, als es sonst die Regel ist, fühlten die, welche die Betrachtung zusammenzufassen geneigt ist, sich schon bei ihren Lebzeiten innig zu einander gezogen, und viele der Besten legten früh ihre Hände in die Hände der Anderen und bildeten einen Bund. Geht man den Verbindungsgliedern nach, so findet man ein Band, das den ganzen Kreis zusammenhält.

Wenn man heutzutage, so viele Jahre danach, im trockenen literarhistorischen Sinne die Worte sagt: „Sie bildeten eine Schule," so stellt man sich's selten hinlänglich lebendig vor Augen, was es heißt, daß in Literatur oder Kunst eine Schule sich bildet. Es liegt ein geheimnißvoller Zauber in einer solchen Stiftung. In der Regel geht es so zu: ein einzelner hervorragender Geist, der lange unbewußt und halbbewußt, zuletzt bewußt sich von Vorurtheilen zur Klarheit durchgekämpft und durch dessen Gesichtskreis, als Alles vorbereitet war, der Blitz der Genialität gezuckt hat, spricht wie Hugo in einer Vorrede auf einigen Prosaseiten oder wie Andere in einem Gedicht, einer Rede Gedanken aus, die nie früher so gedacht und gesagt waren, die vielleicht nur halbwegs wahr oder undeutlich sind, die aber die sonderbare Eigenschaft besitzen, die herrschenden Interessen und Eitelkeiten tödlich zu verletzen, und zugleich wie Locktöne, wie eine Tollkühnheit, wie eine Losung in die Ohren eines neuen Geschlechts klingen.

Kaum sind diese Worte ausgesprochen, so folgt mit erstaunlicher Schnelligkeit wie das Gebell einer Meute die tausendzüngige Antwort der älteren Generation. Und dann — dann kommt erst Einer, dann noch Einer, dann ein Dritter zu dem Fürsprecher der neuen Richtung und zeigen ihm, daß das Wort, das er ausgesprochen hat, in ihnen Fleisch und Blut ist. Die, welche noch kürzlich einander ebenso unbekannt waren, wie sie Jeder für sich noch der Welt unbekannt sind, und die in ihrer Isolirtheit sich unglücklich fühlten, die treffen sich und spüren mit einer eigenthümlichen Befriedigung, daß sie sich verstehen, daß sie dieselbe Sprache sprechen, die sonst unter den Zeitgenossen Niemand spricht. Sie sind sehr jung, und doch hat Jeder schon seinen Lebensinhalt, der Eine seine theuer erkauften Genüsse, der Andere seine abhärtenden Leiden, Jeder kommt mit seiner Entrüstung, seinem Ehrgeiz, seinen Bedürfnissen und Hoffnungen, und aus diesem Lebensstoff hat Jeder sein Maß von Enthusiasmus geschöpft.

Das eigenthümlich Französische bei der Stiftung der romantischen Schule ist jedoch zweifach: erstens der Hang, unbegrenzt zu revoltiren, alten Ideen und Formen, angeerbter Moral und Sitte, jeglicher Ueberlieferung einen principiellen Krieg zu erklären, das ist der veränderungssüchtige revolutionäre Trieb der Race — dann das Bedürfniß, sich in dieser Opposition eine Art Disciplin aufzulegen, sich um einen Führer zu scharen und sogar in einer rein geistigen, nur auf individuelle Art zu betreibenden Angelegenheit wie der Kunst sich fast militärisch zu associiren.

Doch das Schönste bei dieser Krystallisirung junger, künstlerisch angelegter Geister zu einer Schule war die Scheu, die Ehrfurcht, die sie trotz aller Kameradschaft vor einander hegten. Jeder war dem Anderen ein Venerabile. Dieser Zug ist nicht specifisch französisch, er ist menschlich. Junge productive Geister betrachten einander als etwas Wundervolles, aus dem immer neue Ueberraschungen bevorstehen können. Die innere Werkstatt des Einen ist ja dem Anderen ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch. Er weiß nicht, welches Werk das nächste Mal aus dieser Werkstatt hervorgehen wird, ahnt nicht, welche Genüsse er von dem Anderen zu erwarten hat. Sie achten an einander etwas, das ihnen höher steht als die Persönlichkeit und der in der Regel noch unentwickelte Charakter: das Talent, durch welches sie sich zu ihrer Gottheit, der Kunst, verhalten.

Selten hat jedoch diese gegenseitige Verehrung junger und reiner Gemüther — die in Verfallsperioden ihre Caricatur in der berechnenden gegenseitigen Bewunderung hat — so das Gepräge von romantischer Schwärmerei gehabt wie bei der Generation von 1830. Fast alle poetischen Erzeugnisse jener Zeit beweisen,

daß das junge Geschlecht sich in den Gefühlen der Freundschaft und Brüderschaft einen Rausch getrunken hatte. Die Gedichte Hugo's an Lamartine, Boulanger, Sainte-Beuve, David d'Angers — die Gedichte Gautier's an Hugo, Jehan du Seigneur, Petrus Borel — die Gedichte Musset's an Lamartine, Nodier u. s. w., die von Sainte-Beuve an fast alle Koryphäen der Schule, die Artikel von Frau de Girardin, die Dedicationen Balzac's sind Zeugnisse einer aufrichtigen Bewunderung, die den sprüchwörtlichen Neid der Poeten nicht aufkommen ließ.

Sie verherrlichten sich nicht allein, sie halfen einander. Emile Deschamps zeigt Hugo den Weg zur poetischen Behandlung des spanischen Romancero; Gautier schreibt das schöne Tulipansonett in Balzac's „Un grand homme de province à Paris“ und hilft ihm seine theatralischen Stoffe dramatisiren; Sainte-Beuve liest die Mannscripte durch für George Sand; sie und Musset lassen zu einem gegebenen Zeitpunkt ihre Inspirationen sich an einander entzünden; Mérimée endlich verbindet die Realisten Beyle und Vitet mit dem eigentlich romantischen Lager.

Die kurze Zeit, wo sie Alle sich begegnen, ist die Blüthezeit der poetischen Literatur. Nicht viele Jahre später ruht Nodier in seinem Grabe, Hugo sitzt, aus Frankreich verwiesen, auf Jersey, Dumas treibt literäre Industrie, Sainte-Beuve und Gautier werden in den Kreis der Prinzessin Mathilde hineingeflochten, Mérimée präsidirt bei den Liebeshöfen der Kaiserin Eugénie, Musset brütet einsam über das Absinthglas gebeugt und George Sand hat sich nach Nohant zurückgezogen.

Jeder für sich ging in reiferen Jahren neue Verbindungen ein und entwickelte sich dadurch, aber das Kühnste und Frischeste, wenn auch nicht immer das Feinste und Schönste leisteten sie zu der Zeit, da sie sich Rue Notre Dame des Champs in jenem Hause trafen, wo Hugo und seine junge schöne Frau mit ihren 2000 Francs Pension Haus hielten, oder in der Dachstube Petrus Borel's, wo der spanische Hernani-Mantel des Wirths die Wand mit einer Skizze von Dévéria und einer Copie nach Giorgione theilte, und wo die jungen Romantiker sich halb stehend, halb hockend versammelten, denn zum bequemen Sitz war der Platz zu eng.

Diese jungen Männer fühlten sich als Verwandte, Verschworene, und so erhielten ihre Werke ein gemeinsames Aroma, einen Duft wie den, welchen edle Weine haben, die aus einem Jahre stammen, wo die Weinernte besonders vorzüglich gelang. Und mit diesem Bouquet von 1830 läßt sich vielleicht kein anderes in unserem Jahrhundert vergleichen.

Man suchte und begehrte in allen Künsten Bruch mit der Convention. Die innere Flamme sollte die musikalischen Formen durchglühen und befreien, die Linien und Contouren verzehren und das Gemälde zur Farbensymphonie gestalten, endlich die Dichtkunst verjüngen. Man suchte und begehrte in allen Künsten Farbe, Leidenschaft und Stil; die Farbe so energisch, daß der genialste Maler des Zeitalters, Delacroix, die Zeichnung über sie versäumte; die Leidenschaft so heftig, daß Lyrik und Drama Gefahr liefen, in Fieber und Krampf sich zu verlieren; den Stil mit einer so absoluten Kunstbegeisterung, daß bei Einzelnen der Jungen, wie den beiden Gegensätzen Mérimée und Gautier, die poetische Humanität in lauter Stil aufging.

Der Romanticismus war von Anfang an ein localer Befreiungskrieg. Man bekämpfte das unechte Antikisiren, die auf der Bühne ewige Familie Agamemnon's, das langweilige und einförmige Gallisiren aller Zeitalter und Völker. Man sprach die Losung Localfarbe aus. Es gebe keine Menschheit im Allgemeinen zu schildern. Es gebe Racen und Stämme, Völker und Clane. Noch weniger sei der Franzose der Universalmensch. Es gelte aus sich herauszugehen, um die Menschenwelt zu verstehen und darzustellen. Mit dieser Losung war der Stoß zu der ganzen Kunst, Kritik und Geschichtschreibung Frankreichs in diesem Jahrhundert gegeben.

Und jetzt versuchte man das Publikum für diesen neuen Gesichtspunkt zu erziehen. Man schrieb nicht, um dem Publikum zu gefallen; und das ist es, was den Büchern dieser Periode ihren Werth giebt. Denn das steht fest: sobald der Schriftsteller nicht zu den tiefsten Schichten der menschlichen Seele hinuntergestiegen ist, sein

Werk nicht rücksichtslos zu schreiben gewagt, sein Publikum um Rath gefragt, sich nach den Vorurtheilen, der Unwissenheit, der Unwahrhaftigkeit seines Publikums gerichtet hat, so kann er die höchste Anerkennung bei seinen Zeitgenossen gefunden haben — und er hat sie in der Regel gefunden —, kann Lorbeeren und Gold gewonnen haben' — für die Literaturgeschichte bleibt sein Werk werthlos. Alle jene Producte einer Vernunftehe des Schriftstellers mit dem Publikum sind ein Menschenalter später kalt wie Leichen. Sie enthielten keine wirkliche Summe von Lebenskraft, nur Furchtsamkeit einem Publikum gegenüber, das längst ausgestorben ist, nur Entgegenkommen allen Ansprüchen, die längst verstummten. Jedes noch so wenig gelesene Buch dagegen, in welchem der Verfasser ohne Nebenrücksichten so gesprochen, wie er fühlte, und so gemalt hat, wie er sah, ist und bleibt eine inhaltschwere Urkunde.

Man sage nicht, daß diese Verurtheilung der von dem Publikum bestimmten Dichtung sich mit der Nachweisung des entscheidenden Einflusses der socialen Umgebungen auf den Schriftsteller nicht vereinigen läßt. Der Schriftsteller kann sich ganz gewiß nicht außerhalb seines Zeitalters stellen. Aber die Zeitströmung ist nicht einfach, sie ist doppelt; es giebt hier einen Ober- und einen Unterstrom. Nur von dem ersteren sich treiben zu lassen, ist Schwäche und führt ins Verderben. Mit anderen Worten: es giebt zu jeder Zeit herrschende und beliebte Ideen und Formen, die nichts sind als die längst gezogenen, nach und nach verknöcherten Resultate früherer Zeiten, und es giebt eine ganz andere Classe von Impulsen, die noch nicht Form gewonnen haben, aber in der Luft liegen und die von den begabtesten Schriftstellern einer Epoche als die zu ziehenden Resultate empfunden werden. Diese sind es, die das vereinigende Element der Bestrebungen bilden.

Im Jahre 1827 gastirten englische Schauspieler in Paris, und zum ersten Male sahen die Franzosen die Meisterwerke Shakespeare's „König Lear", „Macbeth", „Othello", „Hamlet" bewundernswerth aufgeführt. Unter dem Eindruck dieser Theaterabende schrieb Victor Hugo seine Vorrede zu „Cromwell", die als das Programm der neuen Literatur aufgefaßt wurde.

Der poetische Freiheitskrieg begann mit einem Sturmlauf gegen die classisch-französische Tragödie, den schwächsten und am meisten ausgesetzten Punkt der literären Traditionen. Für den, der die Angriffe Lessing's, Wilhelm Schlegel's und der englischen Romantiker auf die Autorität derselben kennt, bietet das Manifest Victor Hugo's wenig Neues. Er kämpft im Namen des Christenthums, das uns gelehrt hat, daß der Mensch aus Leib und Seele bestehe, dafür, daß die moderne Poesie sowohl das Groteske — den Leib — wie das Erhabene — die Seele — in dasselbe Werk aufnehmen dürfe. Die Tragödie brauche also nicht immer feierlich zu sein, sie dürfe sich zum Drama erweitern.

Er liefert mit anderen Worten einen naturalistischen Protest gegen das Abstract-Schöne als einzigen oder doch eigentlichen Gegenstand der Kunst. Man spürt es an seinen Beispielen. Der Richter soll sagen dürfen: Zum Tode verurtheilt — und laßt uns jetzt zu Mittag essen. Cäsar darf in dem Triumphwagen Furcht haben, umgeworfen zu werden.

Die Lehre wurde von den Gegnern mit der Formel „Le laid c'est le beau" parodirt und mit den Einwendungen bekämpft, die heutzutage gegen den extremen Naturalismus geltend gemacht werden.

War denn dieser französische Romanticismus nicht einfach ein leicht verkappter Naturalismus? Was Hugo im Namen des jungen Geschlechts forderte, war ja doch nur Natur, wahrheitsgetreue Wiedergabe, Localfarbe und historische Farbe. George Sand ist ja nur die Tochter Rousseau's, des Verkünders eines Naturevangeliums; Mérimée und Stendhal sind halb brutale, halbwegs elegante Naturanbeter; Balzac wird heutzutage sogar als Haupt der naturalistischen Schule verehrt.

Die Antwort ist nicht schwer. Hugo's Losung war zwar Natur und Wahrheit, was er suchte, war aber zugleich und vor Allem Contrastwirkung, malerischer Gegensatz, Antithese auf der Grundlage des mittelalterlichen Dualismus von Leib und Seele und einer dualistischen Romantik. „Der Salamander verschönert die Undine, der Gnom die Sylphide," sagt er. Er

wünschte Naturwahrheit, aber meinte sie durch Zusammenzwingen der äußersten Endpunkte des Natürlichen erringen zu können; er brachte das Thier und die Schönheit, Quasimodo und Esmeralda in einem Werke, Courtisanenthum und reine Liebe, die Mordsucht Lucretia Borgia's und zärtliches Muttergefühl in einem Herzen zusammen. Die Natur war ihm — echt romantisch — der große Ariel-Caliban, die Summe einer übermenschlichen Idealität und eines unnatürlich thierischen Wesens, die Summe zweier Unnatürlichkeiten.

Und ähnlich wie Hugo ergeht es den Anderen. Sie preisen die Natur. Was sie aber unter den Namen des Gewöhnlichen, des Alltäglichen, des Prosaischen, des nur Wirklichen schmähen und fliehen, das ist eben die einfache, nahe liegende Natur. Nur die romantische ist ihnen lieb. Aus dem Lande der harten Wirklichkeit entflieht George Sand in das Reich der schönen Träume; Theophile Gautier in das Reich der schönen Kunst. George Sand ließ in „Lélia“, Balzac in „Père Goriot“ den idealen oder allmächtigen Galeerensclaven die Gesellschaft richten; ja Balzac schrieb phantastische Legenden in Hoffmann's Art. Und wie sie in ihren Gestalten das Gewöhnliche, einfach Natürliche scheuen, so noch weit mehr in dem sprachlichen Ausdruck. Es entwickelte sich eine pompöse Rhetorik, welche diejenige der classischen Zeiten weit hinter sich ließ. Man steckte ebenso gern dem Substantiv wie dem Helden einen Federbusch an den Hut. Malende, schwärmerische Adjective, die in überschwänglicher Zahl wie Juwelen in den Prosastil eingefügt wurden, eröffneten jeden Augenblick unendliche Perspective. — Die Diction wie die Ideale dieser Jugend waren romantisch.

Sind nun aber diese Franzosen romantisch in demselben Sinne des Wortes, wie deutsche und englische Dichter es gewesen sind? Nein, im Vergleich mit ihnen sind sie kaum so zu nennen; ihr Racencharakter stand diesem Romanticismus im Wege.

Denken wir einen Augenblick an Werke wie Shakespeare's „Sommernachtstraum“ oder wie der zweite Theil von Goethe's „Faust“, so sehen wir sofort, daß diese Art von Romantik den Franzosen verschlossen ist.

Die leichte, freie, lustige Phantasie, die alle Gegensätze der poetischen Erfindung vermischt, die Wirkliches und Unmögliches, Nahes und Fernes, Gegenwart und graues Alterthum durch einander vorführt, die Blumen aller Weltgegenden in ein Bouquet bindet, Göttliches und Menschliches, volksthümliche Legenden und tiefsinnige Allegorien zu einem symbolischen Ganzen vereinigt, diese eigentlich romantische Poesie war ihnen verweigert. Den Tanz der Elfen sahen sie nie und hörten nie die zarte Melodie ihrer Reigen. Sie waren Lateiner, sie fühlten wie Lateiner, sie dichteten wie Lateiner; und wer lateinisch sagt, der sagt classisch.

Unter den Händen Victor Hugo's und Dumas' bildeten wie in der classischen Tragödie die Extreme symmetrische Contraste. Ordnung, Maß, aristokratische Feinheit bestimmten bei Beyle, Nodier, Mérimée ganz wie bei den Classikern des vorigen Jahrhunderts die poetische Form. Das romantische Drama Hugo's war abstrahirend, regelmäßig geordnet, überschaulich, rhetorisch wie eine Tragödie von Corneille.

Ja, in Hugo, der Corneille zu bekämpfen scheint, lebt Corneille wieder auf. Seine spanische Hidalgohaltung erinnert lebhaft an den alten Dichter. Lateinische Racenzüge sind ihnen gemeinsam. Zu Corneille's Zeit war die spanische Literatur die herrschende in Europa, und das Drama, dem Corneille seinen Ruhm verdankt, ist „Cid“, in dem ein spanischer Stoff in spanischem Geiste behandelt ist. Hugo, der seine Kindheit in Spanien verbrachte, hatte tiefe Eindrücke von Volk und Land empfangen, und das Drama, mit welchem er durchdrang, ist „Hernani“, spanisch durch den Stoff und den an Calderon erinnernden Cultus der Ehre. Was in beiden Dramen gelehrt und getrieben wird, ist der reine Heroismus; sie sind Schulen für Helden.

Es ist das typische Werk der Zeit, „Hernani“, das zu dem großen Entscheidungskampf zwischen der Generation von 1830 und der älteren Anlaß gab, das hundert Abende nach einander ausgezischt, von jungen Enthusiasten, die nicht müde wurden, um ihres Häuptlings willen jeden Abend dieselben Verse zu hören und zu applaudiren, Zeile für Zeile gegen den

Haß, die Wuth, die Uebermacht der Gegner, vertheidigt und stürmisch zum Sieg geführt wurde. Wir werden in dem einzelnen Werke die gesammten Ideale und Tendenzen der jungen Generation finden können.

Es giebt in diesem Stück kein Gefühl, das nicht zum Bersten gespannt ist. Der Held ist genial und edel, wie man sich zu zwanzig Jahren Genialität und Edelmuth denkt. Er ist so genial, daß er als Räuberhäuptling lebt, und er verachtet in dem Grade schlau zu handeln, daß er aus lauter Seelenhoheit jeden Augenblick sich selbst verräth. Er bedeutet romantisch den Krieg gegen die Gesellschaft, er ist der Flammenmensch, der, vom Schicksal gezeichnet, seinen verhängnißvollen Weg gehen muß.

Aber dieser politische und ideale Bandit, der an der Spitze einer treuen und begeisterten Bande steht — er erinnert zugleich an den Dichter selbst, der in der Literatur vogelfrei war wie er es im Leben, und der Parquet und Galerie an eine Schar junger Männer vertheilt hatte, deren Aussehen und Costüme kaum weniger irregulär waren als die seines Räuberhaufens. Denn sie trugen lange Haare und Vollbart, spanische Mäntel zu wollenen Jacken, Robespierre-Westen zu Baretten aus Heinrich's III. Zeit.

Ihr Fanatismus für Hugo war kaum geringer als der der Räuber für Hernani. Sie hörten von der Bühne ihren eigenen Trotz und Unabhängigkeitstrieb, ihren Muth und ihre Hingebung, ihre ideale und erotische Sehnsucht einige Töne höher gestimmt, und ihre Herzen schmolzen durch das, was sie hörten.

Es war ja im Februar 1830, fünf Monate vor der Julirevolution. Frankreich war wie die Gänge des Versailler Gartens regulirt, von Greisen regiert, die keine anderen jungen Männer beschützten als die, welche in der Schule lateinische Verse zur Vollkommenheit geschrieben hatten und sich später durch untadelhafte Correctheit zu Aemtern und Stellungen würdig gemacht. Da saßen sie, correct, wohlgekleidet, rasirt, mit ihren Binden und Vatermördern.

Und nun als Gegensatz diese Jugend in dem Parquet, Einer mit Haaren die bis zum Gürtel hinabhingen, Einer mit einem Rubenshut und bloßen Händen, Einer in einer Jacke von hellrothem Atlas. Sie haßten das große bürgerliche Philisterium, wie Hernani die Tyrannei Karl's V. haßt. Sie fühlten sich, auch sie waren freie Räuber in den Bergen, arm, stolz, Einer mit republikanischen Träumen im Herzen, die Meisten mit einem wahren Cultus der Kunst; da standen sie, fast lauter Genies, Balzac, Berlioz, Gautier, Gerard de Nerval, Petrus Borel, Préault, und maßen mit den Augen ihre Gegner von derselben Generation. Das fühlten sie, sie wenigstens waren nicht Stellenjäger wie jene anderen; sie waren das Geschlecht, das wenige Monate nachher die Julirevolution machte und in den nächstfolgenden zehn Jahren Frankreich eine Literatur und Kunst ersten Ranges gab.

So sahen sie den Helden Hernani an. Und was sahen sie in der anderen Hauptgestalt, in König Karl V.? Er ist anfangs odiös. Die Liebe des kalten, klugen Herrschers zu Donna Sol widert den Zuschauer an, weil er es nicht verschmäht, rohe Gewalt anzuwenden, um die Geliebte zu erobern. Aber der Dichter hat es verstanden, ihn steigen zu lassen. In seinem Riesenmonolog an der Gruft Karl's des Großen, der an jenem ersten Abend das Schicksal des Dramas entschied, fühlen wir, wie ein großer Ehrgeiz seine Brust erfüllt.

Als König hat er noch kleinlich denken können, als Kaiser nicht mehr. Die Königskrone hat er geerbt, zum Kaiser wird er erwählt. Als erblich sind die Staaten dem Zufall unterworfen, aber, sagt er, die Wahl der Kurfürsten ist das Mittel, dessen Gott sich bedient, um den Völkern zu helfen, und so hat durch die Wahl bisweilen das Volk seinen Kaiser.

Das war aus den Herzen der jungen Generation geredet, die das Volksthümliche anbetete und gewohnt war, in dem Kaiser, in Napoleon, das personificirte Volk zu sehen.

„Wenn eine Idee," sagt Karl, „die aus dem Bedürfniß der Zeit geboren ist, von den Königen geknebelt und unterdrückt wird, so nimmt der Kaiser sich ihrer an, und die Könige sehen plötzlich die Idee, die kürzlich Sclav war, hoch über ihren königlichen Häuptern mit der Weltkugel

in der Hand und der doppelten Krone um die Stirn." — Der Gruft des großen Karl gegenüber reift Carlos zu einem Volkskaiser der Art, wie die Geschichte einige gesehen hat, und die heftigen Leidenschaften seiner Seele werden durch die Sehnsucht geläutert, ungeheure Aufgaben zu lösen und unerhörte Thaten zu vollbringen. Er, der zuerst so tief unter Hernani und Donna Sol zu stehen schien, endigt als Kaiser damit, zu versagen und zu schonen, und mit einem Schlage werden die beiden Liebenden neben ihm klein und unbedeutend in ihrem Glück.

Mit der Hand auf der Brust sagt er still zu sich selbst:

So erlisch denn, du mein junges, mein flammendes Herz!
Laß den Kopf herrschen, den du immer störtest;
Deine Gebieterinnen, deine Geliebten, ach! das sind von jetzt an
Deutschland und Spanien und Flandern.

Und mit einem Blick auf das Reichsbanner fügt er hinzu: Der Kaiser ist seinem Begleiter, dem Adler, ähnlich; an der Stelle des Herzens hat er ein Wappenschild.

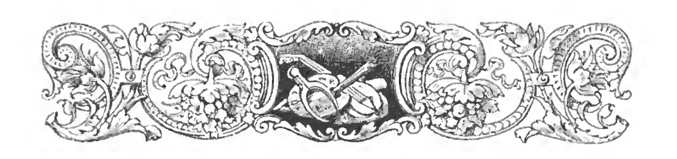
Eine solche Replik schlug in jene ehrgeizige Jugend ein. Das Drama des Ehrgeizes, die Tragödie des Ehrgeizes ergriff sie ebenso stark wie das Schauspiel des Unabhängigkeitskampfes. Sie wußten als Künstler, als Geister, daß der männliche, auf große Ziele und historische Aufgaben gerichtete Wille nur dadurch sich das Leben erhält, daß er mit den feinsten Gefühlen und Genüssen, der feinsten Sehnsucht der Seele genährt wird, die auf dem Altar des Zweckes geopfert werden und in Flammen aufgehen — und so wurde auch Carlos verstanden.

Doch der fünfte Act war durch seinen rein lyrischen Charakter, durch den Wechselgesang zwischen den beiden Liebenden das Juwel des Stückes. Hier kam die Liebe zu Worte, wie die romantische Jugend sie dargestellt zu sehen wünschte. Keine Galanterie wie im achtzehnten Jahrhundert, kein seraphisches Gefühl wie bei Lamartine, eine Leidenschaft, die zugleich sublim und tigerartig wild war.

Dieses Gespräch auf der Schwelle der Brautkammer, welche die Liebenden nie betreten werden, diese Mischung von allem Entsetzen der Vernichtung und von einem Glück, das so groß, so ernst ist, daß es, wie Hernani sagt, Bronzeherzen erfordert, um sich hineingraben zu können, diese Sinnlichkeit, die in ihr so keusch und musikalisch, in ihm so rein und glühend, in Beiden selig ist, diese überirdische Schwärmerei bei Donna Sol und dies Bedürfniß, die Vorzeit über dem Frieden des Augenblicks zu vergessen, bei Hernani — das war Romantik, wie die Jugend von damals sie forderte und sie mit donnerndem Beifall begrüßte.

„Hernani" ist als Drama höchst unvollkommen, es ist ein lyrisch-rhetorisches Werk mit vielem Ueberspannten. Aber es hat den Vorzug, der der entscheidende ist: eine Menschenseele, die selbständig und bedeutend war, hat sich hier rücksichtslos ausgesprochen. Es ist möglich, aus einem solchen Werk einen wesentlichen Theil der Psychologie seines Verfassers herzuleiten. Wir haben hier seine Ideen über Freiheit und Macht, über Ehre und Hoheit, über Liebe und Tod. Das Werk enthält ferner nicht nur Victor Hugo und ein Stück Spanien von 1519, sondern die zeitgenössische junge Generation und ein großes Stück Frankreich von 1830. Hernani ist in einer Essenz französische Jugend aus der Zeit der Julirevolution, ein Bild von Frankreich, das, in einem romantischen Licht gesehen, sich zu einem geträumten und gedichteten Weltbilde erweitert.





# Literarische Mittheilungen.

## Ethnographische Literatur.



Eine reiche Anzahl neuer ethnographischer Schriften ist innerhalb kurzer Zeit erschienen, und alle Erdtheile sind durch Werke bedeutender Forscher vertreten. Der europäische und asiatische Norden wird uns von Dr. O. Finsch in einer **Reise nach Westsibirien im Jahre 1876** (Berlin, Wallroth) vorgeführt. Diese Reise wurde auf Veranstaltung des Vereins für die deutsche Nordpolfahrt in Bremen von Dr. Finsch und dem berühmten Zoologen Dr. A. Brehm unternommen, denen sich noch Karl Graf v. Waldenburg-Zeil-Trauchburg auf eigene Kosten anschloß. Die Expedition nahm ihren Weg in Rußland von Petersburg aus über Nischni-Nowgorod nach Jekaterinenburg; von hier wandte sie sich in südöstlicher Richtung über Omsk und Semipalatinsk nach dem See Ala-Kul, worauf sie sich nach Norden begab und, das Krongut Altai passirend, den ganzen Lauf des Ob bis zu seinem nördlichsten Punkte Obdorsk am karischen Meerbusen verfolgte. Die Reisenden legten demnach eine ungeheure Strecke zurück, und dennoch lernten sie von den gewaltigen sibirischen Ländermassen nur Westsibirien kennen! Finsch schildert nun in seinem Werke die Erlebnisse der Expedition und entwirft ein lebensvolles Bild von den Völkerschaften, mit welchen sie auf dem langen mühereichen Wege in Berührung gekommen ist. Die Diction darf als eine sehr gute bezeichnet werden, und die Lectüre des Werkes ist in Anbetracht der bedeutenden Rolle, welche die beschriebenen Länder und Völkerschaften in der politischen Geschichte Rußlands und Asiens spielen, den weitesten Kreisen als bildend und anregend zu empfehlen. Die dem Texte beigegebenen, meist nach Originalzeichnungen von Finsch von Hoffmann ausgeführten sechsundfünfzig Illustrationen verdienen ganz besonderes Lob.

Ueber Asien, das durch die letzten politischen Vorgänge die Aufmerksamkeit aller Gebildeten mehr als je auf sich zieht, liegen mehrere neue Erscheinungen vor. In **Centralasien** von Friedrich v. Hellwald (Leipzig, Spamer) entrollt der Autor ein umfassendes Gemälde der großen mittelasiatischen Länder und deren Bevölkerungen. Hellwald faßt den Begriff von Centralasien viel weiter, als er sonst geographisch bezeichnet wird. Denn während man unter der Bezeichnung Centralasien nur jenen Theil versteht, der unter dem Namen Turan, Turkistan oder Türkistan bekannt ist, dehnt er seine Beschreibung über Kaschgar, Turkestan, Kaschmir und Tibet aus. Hellwald gehört unstreitig zu den fleißigsten ethnographischen Schriftstellern der Gegenwart. Er läßt bei seinen Schilderungen kein irgendwie interessantes ethnisches oder naturwissenschaftliches Moment unberücksichtigt, und da er politisches Verständniß und ein gutes Darstellungstalent besitzt, so gelingt es ihm, Länder und Völker so anschaulich vorzuführen, daß der Leser ein klares Bild von den behandelten Objecten erhält. Die in dem Abschnitt über Afghanistan enthaltene historische Uebersicht von den letzten dort stattgefundenen kriegerischen Ereignissen verleiht dem Buche erhöhtes Interesse. Viele gut ausgeführte Abbildungen begleiten die Schilderungen, und eine beigegebene Karte bezeichnet geographisch die beschriebenen Länder.

Ein zweites Werk desselben Verfassers: **Hinterindische Länder und Völker** (Leipzig, Spamer), ist gewissermaßen als Ergänzung und Fortsetzung von „Centralasien" zu betrachten. Die großen hinterindischen Reiche, die bis vor nicht langer Zeit die strengste Abgeschlossenheit gegen alles Fremde zu bewahren wußten, sind in diesem Werke Gegenstand der Beschreibung. Die Schilderung erstreckt sich also auf die Flußgebiete des Irrawaddy und Mekong, fer-

ner auf die Reiche Birma, Annam, Kambodscha und Siam. Auch in dem vorliegenden Buche wurde auf die letzten staatlichen Umwälzungen in Hinterindien und namentlich in Birma durch eine vollständige Schilderung und Erklärung der Ursachen und des Ausganges des Conflictes der englischen Regierung mit dem letztgenannten Staate Rücksicht genommen. Die Darstellung ist lebendig und fesselnd; etwa fünfundsiebzig Illustrationen begleiten den Text und veranschaulichen Gegenden, Scenen aus dem Volks- und Familienleben u. s. w.

Von Schlagintweit-Sakünlünski's **Reisen in Indien und Hochasien** ist nunmehr der vierte Band als Abschluß des ganzen Werkes erschienen. Dieser letzte Theil behandelt „Ost-Turkistan und Umgebungen" (Jena, Costenoble), jene Gegend, wo einer der drei Brüder v. Schlagintweit, Adolf, auf seiner Forschungsreise im Jahre 1856 ermordet wurde. Die genaueren Mittheilungen über dieses in jeder Beziehung tragische Ereigniß sind in diesem Bande zu finden. Gleich den früher erschienenen Theilen des Werkes zeichnet sich auch dieser letzte durch die große Gründlichkeit aus, mit welcher das gesammte geographische und naturwissenschaftliche Material verarbeitet wurde. Die eigene große Arbeit wird vervollständigt durch eine kritisch-historische Uebersicht der Forschungen, welche andere Reisende in demselben Gebiete gemacht haben. Das ganze abgeschlossene, groß angelegte und musterhaft durchgeführte Werk steht jetzt in seiner Art fast unerreicht da und bietet sowohl für den gelehrten Forscher als auch für den Laien trotz seiner strengen Wissenschaftlichkeit, aber vermöge der schönen und fesselnden Darstellung eine Fülle von Belehrung und Anregung.

Ueber Afrika sind drei neue Erscheinungen zu verzeichnen. Dr. Paul Pogge's langerwartetes Werk: **Im Reiche des Muata Jamwo** (Berlin, D. Reimer) bildet das vierte Heft der „Beiträge zur Entdeckungsgeschichte Afrika's". Der Verfasser bezeichnet sein Werk als „Tagebuch meiner im Auftrage der deutschen Gesellschaft zur Erforschung Aequatorialafrika's in die Lundastaaten unternommenen Reise". Pogge machte die dritte von der genannten Gesellschaft unter Führung des preußischen Majors Alexander v. Homeyer ausgerüstete Expedition nach Westafrika mit. Homeyer wurde als Begleiter der österreichische Oberlieutenant Lux beigegeben, während sich Pogge freiwillig auf eigene Kosten, als Jagdliebhaber und Sammler, der Expedition anschloß. Dieselbe verließ im December 1874 Hamburg und langte im Februar 1875 in der portugiesischen Station an der Westküste Afrika's San Paulo de Loanda und am 15. März in Pungo Andungo an. Da der Führer der Expedition, v. Homeyer, und der Botaniker Soyaux, welcher sich am Wege mit ihr vereinigte, in Pungo Andungo derartig erkrankten, daß Beide gezwungen wurden, Ersterer in die Heimath, Letzterer nach der Loangoküste zurückzukehren, so wurden Dr. Pogge und Oberlieutenant Lux allein mit der Fortsetzung der Expedition betraut. Sie erreichten am 26. August die letzte portugiesische Handelsstation im Osten, Kimbundo, von wo auch Herr Lux wegen anhaltender Körperschwäche zurückkehren mußte. Pogge, mehr vom Glück begünstigt als seine Gefährten, setzte die Reise fort und erreichte Mussumbu, die Hauptstadt Muata Jamwo's, von wo er nach fünfzehnmonatlichem Aufenthalte zurückkehrte. Dr. Pogge schildert die Reise und seine Erlebnisse mit dem habgierigen Häuptling und den Einwohnern Mussumbu's in schlichter aber anschaulicher Weise. Er wählte die Tagebuchform, weil er diese für die geeignetste und instructivste Art der Reisebeschreibung hält. Das interessante und auch unterhaltende Werk ist mit Illustrationen geschmückt und enthält als Beilage eine von Professor Richard Kiepert ausgeführte Karte der südlichen Hälfte des Congobeckens.

Diesem Werke reihen sich ebenbürtig an Hermann Soyaux's Skizzen: **Aus Westafrika** (Leipzig, Brockhaus). Soyaux ist, wie schon oben erwähnt, ins Innere von Afrika nicht so tief vorgedrungen wie Pogge. Dagegen entschädigt er den Leser durch die gründliche, echt wissenschaftliche Beschreibung von Land und Leuten des von ihm besuchten Theiles der afrikanischen Westküste. Er kam bis San Paulo de Loanda, wo er 1876 erkrankte und nach Europa zurückkehren mußte. Soyaux's Werk zeichnet sich durch Schönheit der Darstellung und dramatische Lebendigkeit in der Erzählung der einzelnen interessanten Momente aus. Die Anschaulichkeit, mit welcher er lebende und leblose Dinge vorzuführen versteht, wird nie verfehlen, auf den Leser einen tiefen Eindruck hervorzubringen. „Aus Westafrika" wird viel dazu beitragen, reges Interesse für Afrikaforschung im Publikum zu wecken. Wir möchten noch speciell die Missionsgesellschaften auf das zehnte Capitel des zweiten Theiles „Nur ein Neger" aufmerksam machen. Vielleicht würden die Missionäre im Inneren Afrika's bessere Resultate als bisher erzielen, wenn sie Manches von dem dort Gesagten beherzigen wollten.

Eine Uebersicht der Ergebnisse der gesammten ethnographischen Forschungen in Afrika bietet Professor Robert Hartmann in dem Werke: **Die Völker Afrika's** (Leipzig, Brockhaus; Internat. wissensch. Bibliothek, Bd. 38). Das Buch ist für diejenigen Leser bestimmt, die keine Gelegenheit haben, sich mit Specialwerken und Einzelforschungen zu befassen. Der Ver-

fasser versucht mit großem Geschick, ein vollständiges Bild von dem Aeußeren, den Sitten



Der „Sunbeam“ im Sturm auf der Höhe von Milo. (Aus Brassey: Sonnenschein und Sturm im Osten.)

und Gebräuchen der afrikanischen Völker zu entwerfen. Durch genaue Vergleichung der einzelnen ethnischen Momente gelangt Hartmann zu dem Schlusse, daß die Afrikaner ein ethnisches Ganzes seien, dessen einzelne Glieder durch zahlreiche Uebergänge mit einander in Zusammenhang stehen. „Die physischen Charaktere, die Sitten und Gebräuche, die Sprache ꝛc.

gewähren uns die Anhaltspunkte dafür, daß hier nicht völlig heterogene Bevölkerungselemente sich zufällig neben einander gruppirt haben können, sondern daß der afrikanische Continent mit seiner großartig einförmigen physischen Beschaffenheit, mit seinen über ungeheure Gebiete gleichmäßig sich erstreckenden Pflanzen- und Thierformen (innerhalb deren freilich auch wieder die Variation sich unendlich thätig zeigt) nur einen einzigen großen Stock der Menschheit in sich berge."

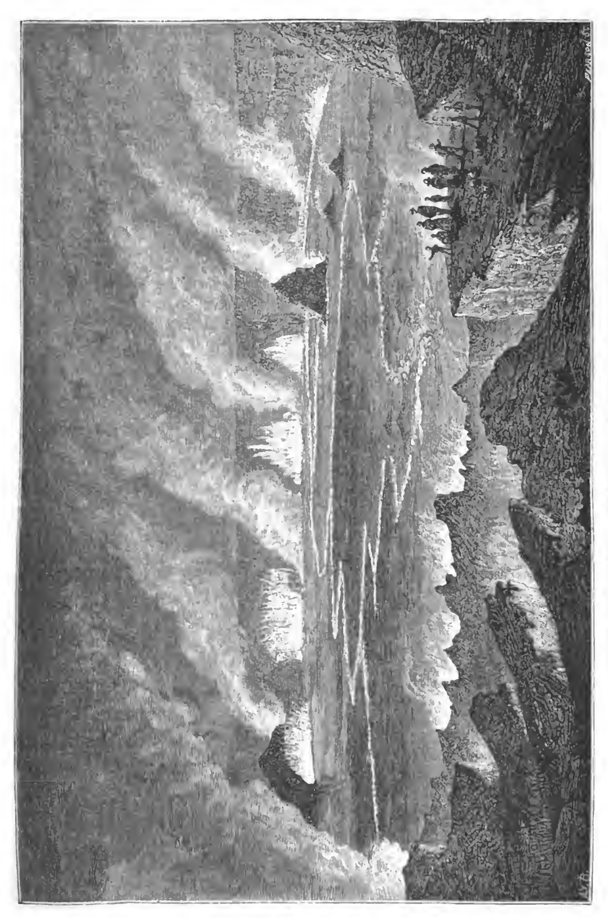
Ueber den nordamerikanischen Continent ist ein großes Illustrationswerk erschienen: **Nordamerika, seine Städte und Naturwunder, sein Land und seine Leute**; herausgegeben von Ernst v. Hesse-Wartegg (Leipzig, Weigel). Die Herausgabe dieses Werkes ist thatsächlich als ein Verdienst zu betrachten, da es bisher in der populären ethnographischen Literatur an einer Beschreibung des gesammten nordamerikanischen Continents fehlte. Hesse-Wartegg berücksichtigt in seinem Werke Alles, was irgendwie Interesse für den Leser haben könnte. Städte und Gegenden, das sociale Leben der in so verschiedenartigen Typen vertretenen Bevölkerung Nordamerika's, der Culturzustand der wilden Völkerschaften u. s. w. werden in den einzelnen Capiteln, die theilweise von den hervorragendsten amerikanischen Schriftstellern, wie Bret Harte, Bayard Taylor, Udo Brachvogel u. s. w., herrühren, geschildert. Die zahlreichen Illustrationen, theils in den Text eingefügt und theils Vollbilder, sind schön ausgeführt; besonders sind die Städte- und Landschaftsbilder hervorzuheben, die meist einen überraschenden Anblick darbieten.

Amerika ist ferner vertreten durch **Studien unter den Tropen Nordamerika's**, von Dr. Franz Engel (Jena, Mauke). Es ist eine Serie einzelner selbständiger Aufsätze über Land und Leute, Klima und Vegetation im tropischen Amerika, wo Engel viele Jahre gelebt hat. Das Buch könnte trotz der wissenschaftlichen Gründlichkeit, mit welcher es geschrieben ist, ein großes Gedicht in Prosa genannt werden. Die Formvollendung und der immer in gleicher Höhe sich erhaltende Schwung der Sprache tragen viel dazu bei, daß selbst rein wissenschaftliche Erörterungen, wie z. B. das Capitel über die klimatischen und territorialen Zonen des tropischen Amerika sich äußerst anziehend und fesselnd für den Leser gestalten. Im Uebrigen schildern die „Studien" die socialen und culturellen Verhältnisse der unter den amerikanischen Tropen lebenden Nationalitäten. Sehr bemerkenswerth ist, was Engel über das Verhältniß des weißen zum farbigen Einwohner sagt, und auch das Capitel über das Sinnen- und Seelenleben der Menschen unter den Tropen ist ein kleines völkerpsychologisches Meisterstück.

Ein Werk, welches nur bedingt zur ethnographischen Literatur gezählt werden kann, möge wegen seiner eminenten wissenschaftlichen Bedeutung für die Zoogeographie noch hier genannt werden: **Die Tropenwelt**, nebst Abhandlungen verwandten Inhaltes, von Alfred R. Wallace. Uebersetzt von Dr. David Brauns (Braunschweig, Vieweg & Sohn). „Die Ueppigkeit und Pracht der Tropenwelt ist ein vielbesprochenes Thema, über das im Grunde wenig Neues zu sagen ist. Reisende und Naturforscher stimmen in dem Lobliede überein, das sie demselben widmen, und nicht selten übertreiben sie auch die Reize des Lebens in der heißen Zone, die Wärme und den Sonnenglanz, die herrlichen Pflanzenformen, die strahlenden Farben der Blüthen, Vögel und Insecten. Jeder auffallend schöne Gegenstand ist ausführlich beschrieben die Scenerien und Naturereignisse sind von Meisterhand und in glühenden Farben geschildert. So viel mir bekannt, hat indessen noch Niemand sich der Aufgabe unterzogen, die Dinge zusammenzustellen, welche für die Tropenzone wesentlich sind, und zugleich die Ursachen und Bedingungen der dortigen Vorgänge in der Natur festzustellen." — Diese Aufgabe hat sich nun der berühmte Verfasser, der während eines zwölfjährigen Aufenthaltes in der Aequatorialzone den Stoff zu seinem Werke gesammelt hat, gestellt. In den ersten Capiteln behandelt Wallace Klima, Vegetation und Thierleben, und die anderen Capitel stehen mit diesen in engerem oder weiterem Zusammenhange. Interessant ist es, daß Alfred Russel Wallace, ein Mitbegründer der darwinistischen Theorie von der natürlichen Zuchtwahl, bei der Untersuchung der Gesetze und Erscheinungen der Färbung organischer Wesen und bei der Erörterung der besonderen Entwickelung derselben in beiden Geschlechtern, ferner bei dem Studium der besonderen Anhänge, Schmuckfedern u. s. w. der Männchen von manchen Insecten- und Vogelarten sich allmälig eine Theorie ausgebildet hat, die der Darwin'schen Theorie geradezu widerspricht. Das letzte Capitel behandelt die geographische Verbreitung der Thiere und die Veränderungen der Erdoberfläche, auf welche dieselbe hinweist, und in diesem Abschnitte faßt Wallace die Resultate seiner großen thiergeographischen Forschungen in meisterhafter und prägnanter Kürze zusammen. Das bedeutende Werk ist in einem Stile geschrieben, der es Jedem ermöglicht, den interessanten Auseinandersetzungen des Verfassers mit Verständniß zu folgen. Die Verdeutschung ist eine des Originals durchaus würdige und kann als Muster einer Uebersetzung wissenschaftlicher Werke gelten.

Noch drei neuere Erscheinungen sind zu berücksichtigen, die ihrer ganzen Anlage nach geeignet sind, in weite Leserkreise zu dringen.

Die eine ist **Edmondo de Amicis' Spanien** (Stuttgart, Metzler'sche Buchhdlg.). Amicis, ein Schüler Manzoni's, wird wegen seiner phantasie- und geistvollen Schreibweise zu den besten Schriftstellern Italiens gezählt. In dem vorliegenden Werke schildert er in feuilletonistischem Plaudertone die Eindrücke, die er

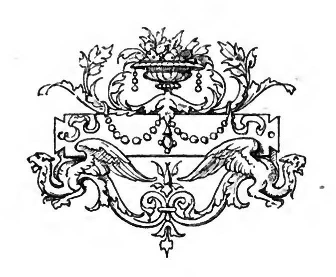


Der Feuersee bei Nacht. (Aus Brassey: Eine Segelfahrt um die Welt.)

während einer Reise durch Spanien von Land und Einwohnern empfangen hat. In den einzelnen Abschnitten, welche die Namen der

größeren spanischen Städte tragen, wechseln in kaleidoskopischer Buntheit Städtebilder, Naturschilderungen, Kritiken über Kunst und Bauwerke, Bilder aus dem spanischen Volksleben u. s. w. ab. Amicis sieht Alles mit dem Auge des Poeten und des historisch gebildeten Weltmannes. Seine Schilderungen sind lebhaft und warm, oft humoristisch angehaucht, ohne darum in Oberflächlichkeit zu verfallen.

Die anderen beiden Bücher rühren von einer Dame her, und zwar von Mrs. A. Brassey, und betiteln sich: **Eine Segelfahrt um die Welt** und **Sonnenschein und Sturm im Osten** (Leipzig, Hirt & Sohn). Die Verfasserin, Gattin des in England bekannten Capitäns Brassey, erzählt in dem ersten in Tagebuchform die Erlebnisse einer elf Monate dauernden Reise um die Erde, die sie auf eigenem Schiffe in Begleitung der ganzen Familie und Dienerschaft ausgeführt hat. Die Schilderungen sind sehr hübsch, in einem liebenswürdigen, harmlosen Tone geschrieben und dürften sich insbesondere als Lectüre für Damen, denen das Durchlesen eines streng wissenschaftlich gehaltenen Werkes zu schwer fallen sollte, eignen. Die gute Ausführung der den Text erläuternden Illustrationen, ferner die wirklich prachtvolle Ausstattung des Buches verdienen besondere Erwähnung. Genau das Gleiche gilt auch von dem zweiten Werke derselben Schriftstellerin, in dem dieselbe wieder auf dem „wackeren Sunbeam" die Erlebnisse zweier Mittelmeerfahrten anschaulich und liebenswürdig erzählt. Die erste hatte sie im Jahre 1874 nach Konstantinopel und den ionischen Inseln, die zweite im Jahre 1878 nach Cypern und wiederum nach Konstantinopel unternommen. Auch dieses Werk ist angemessen illustrirt und prächtig ausgestattet. Besonderes Interesse dürfte das dem Buche vorgesetzte Porträt der muthigen und geistvollen Reisenden bieten. Die beiden diesem Aufsatze eingefügten Illustrationen sind den obengenannten Werken entnommen. Die erste stellt einen Sturm auf hoher See dar, dem der „Sunbeam" auf der Fahrt nach den ionischen Inseln ausgesetzt gewesen; schon der Titel des Buches deutet ja an, daß die Reisende nicht bloß Sonnenschein, sondern auch Sturm im Osten erlebt! Die zweite Illustration aus der „Segelfahrt um die Welt" führt uns zu dem Kilauea auf den Sandwichsinseln. „Je weiter der Mond vorschritt, um so herrlicher wurde der Anblick des Kraters," schreibt die Verfasserin. „Wir erreichten den Fuß des Kraters und stiegen an dessen äußerer Wand empor — — welch ein Bild entrollte sich vor unseren staunenden Blicken! Die schauerliche Großartigkeit desselben wirkte wahrhaft überwältigend. Etwa hundert Fuß unter uns wogte der ungefähr eine Meile breite Feuersee Die glühenden Fluthen brachen sich mit einem Brausen gleich demjenigen des erzürnten Meeres am jenseitigen Ufer, ungeheure Wogen blutrother Lava wälzten sich mit wildem Ungestüm gegen die vorspringenden Klippen, bäumten sich empor und schleuderten den flammenden Gischt hoch in die Luft."



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Gustav Karpeles.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.
Nachdruck wird strafgerichtlich verfolgt. — Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten.



# Ellernklipp.

## Nach einem Harzer Kirchenbuch.

Von

**Theodor Fontane.**

II.



Der Haidereiter war am anderen Morgen zeitig auf. Er liebte Sonntags früh eine ruhige Betrachtung und einen inspicirenden Gartenspaziergang, an dem er um so lieber festhielt, als ihm die Woche die Gelegenheit dazu nicht gönnte. Das wußte Jeder im Haus, und natürlich auch Hilde, die, so wenig sie sich persönlich aus Gartendienst und Blumen machte, doch immer emsig beflissen war, Alles fortzuschaffen, was des gestrengen Spaziergängers gute Laune hätte stören können.

Und so war es auch heute, und der Alte freute sich der überall herrschenden Ordnung. Die Wege waren geharkt, das Unkraut gejätet, und innerhalb der noch grünen Buchsbaumrabatten blühten ihm Astern und andere Herbstblumen entgegen. Auf dem Levkojen- und Resedabeet erkannte er wohl, daß es geplündert worden war, aber er wußte ja, weshalb, und lächelte nur und war der Unordnung eher froh als nicht. Und zuletzt kam er auch an ein kleines Rondeel, drin neben den rothstenglichen Balsaminen allerhand Ritterspornstand, und er pflückte davon und wollte sich eine der blauen Blüthen ins Knopfloch stecken. Aber er besann sich eines Anderen wieder und warf sie fort.

Indem war Grissel aus dem Hof in den Garten gekommen und hatte dem Haidereiter kaum erst ihren guten Tag geboten, als dieser auch schon bemerkte, daß das aus dem Garten ins Feld führende Gatter bloß angelehnt und nicht geschlossen war. Das verdroß ihn oder war ihm wenigstens nicht recht, und er warf im Gespräch hin: ein Haidereiter habe viel Feindschaft und dürfe das Ge-

sindel nicht eigens noch einladen, ihm die Blumenbeete zu zertreten oder die Aepfel von den Bäumen zu stehlen. Und so ging es noch eine Weile fort. „Aber das ist der Joost," schloß er endlich. „Der kann's nicht bequem genug haben und will sich partout die fünfzig Schritte sparen. Er soll's aber nicht. Er soll den großen Weg nehmen oder die Hecke."

„'s ist nicht der Joost," sagte Grissel. „Joost ist ein Gewohnheitsthier und geht immer die große Straße."

„Nun?"

„'s ist unsere Hilde; die geht hier, wenn sie nach den Sieben-Morgen will."

„Und was hat sie da?"

„Nun, da sind ja doch unsere drei Kühe oben; und wenn's ihr paßt, da setzt sie die Butt' auf den Kopf und den Arm in die Hüft', und heidi geht's in die Höh'. Und sie weiß wohl, es kleidet ihr, und das Mannsvolk sieht ihr nach... O, sie kann schon, wenn sie will! Es muß sich ihr bloß verlohnen. Und das muß wahr sein, wenn sie so geht, so prall und drall, ist es gar nicht die Hilde mehr."

All das hörte Baltzer nicht gern, und er sah sie scharf an. Aber sie kannte seine Schwächen, und weil sie sie kannte, hatte sie keine Furcht vor ihm. Und nun gar heute; wenn sie sich auch gefürchtet hätte, es brannte ihr zu Vieles auf der Seele, was herunter mußte. „Ja, Haidereiter, Ihr habt es ja selber so gewollt, als Ihr damals ein Frölen aus ihr machen wolltet und als sie mit eins zu gut für die Grissel war, obwohlen ich ehrlicher Leute Kind bin und einen richtigen Namen habe, was nicht Jeder von sich sagen kann. Ja, ja, Haidereiter, damals, als sie mit eins die Kammer allein haben mußt' und ich in die Küche kam oder doch dicht daneben. Und das Alles mitten im Sommer und immer die warme Wand und die Sonne von vier Uhr Morgens. Und sowie die Sonne da war, waren auch die Fliegen da und summten und brummten, und waren auch Stechfliegen dabei, weil es das Hoffenster ist, kleine, rothe, die giftig sind und wo Einem die Hand abgenommen werden kann. Und ich habe keine Nacht geschlafen."

„Aber bist doch nicht abgefallen," sagte der Haidereiter in einem Tone, darin sich gute und schlechte Laune die Wage hielten, und setzte dann, während er, ohne recht zu wissen, was er that, ein paar Samenkapseln abbrach und die Körner in seine Hand schüttete, hinzu: „Und nun sage mir, was soll das? Was meinst du?"

„Was ich meine? daß Ihr selber schuld seid, Haidereiter, schuld mit Eurer neuen Einrichtung und mit Allem... Und du lieber Himmel, die Milchwirthschaft! Ja, da hat sich was mit Milchwirthschaft, und ich möchte wohl sehen, wie's damit stünd' ohne die Rentschen oder ohne die Christel. Aber versteht sich, immer so gethan, als ob es was wär', und immer geklappert und immer unterwegs und immer auf die Sieben-Morgen. Und da sitzen sie."

„Wer?" fragte Baltzer, in dem der Aerger allmälig das Uebergewicht gewann.

„Wer? Nu, mein Gott, wer! Der alte Melcher sitzt da, mit seinem Kamm unterm Hut und mit seinem Hochmuth unterm Hut. Und ist auch gut, daß er ihn festhält, er könnt' ihm sonst wegfliegen. Und ist eine alte Geschichte, daß die Conventikelschen alle den großen Nagel haben, das hat mir schon mein Vater selig ins Gewissen gered't, und sein letztes Wort war immer: ‚Und der Melcher Harms, das ist der schlimmste.' Ja, das ist nun freilich schon eine kleine Ewigkeit, aber Kamm-Melcher hieß er auch schon, und bloß den Saal hatten sie noch nicht und noch keine Freitagabend-Andacht, und der alte Graf war noch gut bei Weg und dachte noch an kein Sterben. Und war das Jahr vorher, eh' der preußische Krieg anfing.

Aber du mein Gott, wenn mein Vater selig ihn jetzt so säh', immer mit Strumpf und Strickzeug und wie er so klein thut, als könnt' er kein Wasser trüben, und dann Abends aufs Schloß in die kleine Capellenstube mit dem fliegenden Engel — o, du mein Gott und Vater! und wenn er dann gar noch säh', wie sie jeden geschlagenen Freitag in den Saal geht und sitzt da mit auf der Bank und weint und schluchzt, als ob sie so wär' wie das arme Volk oder der alte Nagelschmied Eschwege, der immer vorsingt — und er soll ihr auch das Abendmahl gegeben haben; aber das glaub' ich nicht, da wäre doch ein Blitz vom Himmel gekommen — o, du mein Gott und Vater, wenn er das noch gesehen und erlebt hätt', da würd' er noch ganz anders gesprochen haben! Und das soll auch nicht sein, Baltzer. Aber Sörgel ist zu gut und denkt bloß immer: es schadet nichts. Aber es schadet doch. Und von Ordnung ist keine Rede mehr, und weiß kein Mensch mehr, ob er ein Hirt ist oder ein Papst. Und was Katholisches hat er, das sieht Jeder, und war auch mit nach'm Eichsfeld. Ihr müßt es ja selber wissen, Baltzer. Und was habt Ihr zuletzt davon? Was? Daß sie mit katholisch wird!"

„Hilde?"

„Ja, Hilde. Wer anders als Hilde. Denn den ganzen Tag ist das Püppchen oben, wenn nicht gerad' Regen ist oder Wind, und da priestert er ihr was vor und setzt ihr Raupen in'n Kopf und erzählt ihr vornehme Geschichten von Schloß und Rittersleut', und wenn sie dann wiederkommt, sieht sie sich um, als ob sie selber so was wär'. Und Martin auch immer mit dabei, wenn er aus'm Wald kommt, und muß ja dran vorüber, versteht sich, weil es der nächste Weg ist — und ist eigentlich die Meile Siebenviertel — und da sitzen sie dann und haben ihr Convivchen oder ihr Conventikelchen oder wie Ihr's nennen wollt. Ja, Baltzer, der Martin auch. Aber mit dem hat's keine Noth nicht, der ist seines Vaters Sohn und den wird der Alte nicht katholisch kriegen. Und hört auch nicht recht zu, weil er immer bloß Hilden angafft, und ist immer Brüderchen und Schwesterchen. Ja, ja, Baltzer, seht mich nur an! Und ich weiß noch den Tag, wo die Muthe gestorben und begraben war und Hilde mit Euch herüberkam und Martin und ich und Joost auf der Diele standen, dicht an der Treppe, wie Ihr da sagtet: ‚Ihr sollt euch lieb haben. Wollt ihr?' Und seht, Haidereiter, das ist auf guten Boden gefallen. Und immer wie Bruder und Schwester. Haha!"



Baltzer, während die Grissel so sprach, hatte sich auf eine der kleinen Erdstufen gesetzt, die zu dem Gatter hinaufführten, und riß einen breiten Grashalm aus, wand ihn um seinen Finger und warf ihn wieder fort. Er wiederholte das Spiel zwei-, dreimal und sagte nach einer Weile: „Höre, Grissel, du bist eine hämische Person. Und ich habe dich für besser gehalten, als du bist. Du hast einen Haß gegen den alten Melcher, weil er, deinen Vater selig in Ehren, klüger ist als drei Cantoren oder Schulmeister zusammengenommen... Und was redest du da von den Kindern? Laß die Hilde! Wenn ihr der Melcher gefällt, so mag er ihr gefallen. Und ob er das Abendmahl giebt oder nicht, ist all eins. Und wenn die Gräfin es gehen läßt, so müssen wir's auch gehen lassen. Katholisch wird die Hilde nicht, und Keiner nicht, und was ich da gestern bei der Flasche gesagt habe, dessen schäm' ich mich heut', und war nichts, als was die Leute sagen, und was die sagen, ist immer Dummheit oder Lüge. Denn der alte Melcher — ob ich ihn leiden kann oder nicht, das ist eine Sach' für sich — ist von den strengen und den festen Luther'schen und war letzte Woche nach

Eisleben und nicht nach'm Eichsfeld. Und du, Grissel, wenn du deinem Vater im Grabe keine Schande machen willst, so schreibe dir das achte Gebot hinter die Ohren: Du sollst nicht falsch Zeugniß reden wider deinen Nächsten!"

„O, das kenn' ich und halt' es auch!"

„Und das mit dem Martin," fuhr der Haidereiter fort, ohne der Unterbrechung zu achten, „das sagst du bloß, weil du mich ärgern willst und weil du meinst, daß ich mit der Hilde höher hinaus will. Ja, Grissel, das will ich! Und darin hast du Recht. Und ist Keiner hier herum und bis Ilseburg hin und das Amt mit eingerechnet, dem ich sie gönne. Und auch dem Martin nicht. Er ist ein Jung' und weiter nichts. Und daß er sie lieb hat, ist mir recht. Ich habe sie auch lieb, und du hast sie wenigstens lieb gehabt. Aber du bist eine herrschsüchtige Person, und von dem Tag an ..." er stockte, weil ihm plötzlich wieder das Bild von der Haide her vor die Seele trat und ihn verwirrte ... „ja, von dem Tag an, wo wir den Discurs über die Hilde hatten, hast du sie gequält und bered't und hast sie's entgelten lassen, daß ich damals gesagt habe: ‚Wir wollen es ändern, und so soll es sein.' Aber du bringst sie bei mir nicht heraus. Und das mit dem Martin ist Kinderei."

„Bruder und Schwester!" lachte sein unerbittlicher Gegenpart und zeigte die großen weißen Zähne.

Von drüben her aber gingen jetzt die Glocken, und das Gespräch brach ab, weil Jeder sich noch für den Kirchgang zurechtzumachen hatte.

Grissel half dem Alten in seinen Festrock und gab ihm Gesangbuch und gebügelten Hut. Und nun ging er vorauf, über Brücke und Weg, dann an der Kirchhofsmauer entlang, und vermied es, sich nach den Kindern umzusehen, die zwischen dem Stachelginster in einiger Entfernung folgten. Er wollte sich in seine Ruhe und Zuversicht wieder hineinleben.

Und mit diesem Entschluß trat er in die Kirche.

Sörgel hatte seinen guten Tag heute und sprach eindringlich und aus der Fülle des Erlebten. Und des Haidereiters große Augen waren auch wirklich unablässig nach der Kanzel hin gerichtet, und wer ihn so beobachtete, hätte glauben müssen, er verschlänge jedes Wort.

Aber es war eine Täuschung; seine Seele war wie geschlossen, und er hörte nichts von dem, was der Alte sprach.

* * *

In der Kirche war es ihm nicht geglückt. Aber Baltzer Bocholt war eine willensstarke Natur, und weil er's bezwingen wollte, so bezwang er's auch, und um so rascher, als er trotz allem Aufmerken nichts sah, was dem von Grissel hingeworfenen Verdachte Nahrung gegeben hätte. Martin und Hilde sprachen unbefangen mit einander, und wenn er sie zufällig im Hof oder Garten traf oder bei Tisch einen eindringenden Blick auf sie richtete, so sah er wohl jenen Anflug von Scheu, den zu sehen er gewohnt war, aber kein Verlegenwerden und kein Erröthen. Grissel hatte mal wieder überscharf gesehen und mehr gesagt, als sie verantworten konnte. Das war Alles.

So verging die halbe Woche bis Freitag, wo regelmäßig oben auf dem Schloß die Beamten und Verwalter ihren Rapport zu machen hatten. Das war schon zu des Grafen Zeiten so gewesen, und die Gräfin hatte nichts daran geändert. Immer um zehn begann es, und mit dem Glockenschlage zwölf wurde geschlossen. Was bis dahin nicht erledigt war, blieb für das nächste Mal. So war denn Jeder im Hause daran gewöhnt, den Haidereiter

nicht vor ein Uhr zurückkommen zu sehen, oft aber später, weil unmittelbar nach dem Rapport noch ein Imbiß genommen und ein vertraulicher Discurs geführt wurde, der oft besser war als Hin- und Herschreiben und Botenläuferei.

Martin und Hilde hatten auch diesmal wieder dem Freitage mit Sehnsucht entgegengesehen, ja mehr denn je, weil er sie, wenigstens so lange der Vortrag oben dauerte, vor dem Erscheinen des Vaters sicher stellte. Jeden anderen Tag entbehrten sie dieses Gefühls der Sicherheit vor ihm, denn wenn er auch weit in den Wald hinaus war, er konnte sich anders besonnen haben, war plötzlich wieder da und stand zwischen ihnen, als wäre er aus der Erde gewachsen.

An all' das war aber heute nicht zu denken, und da Grissel außerdem noch im Küchengarten zu thun hatte, wo sie gemeinschaftlich mit Joost die Saatbohnen abnahm, so saßen die Geschwister auf ihrem Lieblingsplatz in Front des Hauses und blickten auf den Bach, der heute brausender und schäumender als gewöhnlich über die großen Steine hinschoß. Denn die letzten Tage waren Regentage gewesen. Aber seit gestern war Alles wieder hell und heiter, und ein paar gelbe Schmetterlinge, die der verspätete Sommertag aus ihrem Schlupfwinkel hervorgelockt hatte, haschten sich in der sonnigen Luft. Und um der Sonne willen standen auch im Hause selbst alle Thüren und Fenster offen, und nur in des Haidereiters Stube, die gerade hinter ihnen, aber infolge des hoch aufgemauerten Fundamentes um ein paar Stufen höher lag, waren die Vorhänge bis auf einen handbreiten Streifen, durch den die Luft zog, heruntergelassen.

Nun schlug es drüben vom Schloß her, und Martin und Hilde zählten die Schläge. „Elf," sagte Martin. „Eine Stunde noch, und es ist wieder vorbei; dann kann er jeden Augenblick wieder da sein. Und ein Glück noch, daß wir ihn kommen sehen. Er muß über die lichte Stelle weg, dicht neben der Kiesgrube, wo der alte Rennecke seine Geis eingehürdet hat. Siehst du? Da. Und der blanke Beschlag an seinem Hut ist auch ein Glück und blitzt beinah' wie der Wetterhahn oben."

Und Hilde, die während dieser Worte die Hand an ihre Stirn gelegt hatte, blickte nun auch auf den Punkt hin, auf den Martin immer noch mit dem Finger wies, und Beide gewahrten im Hinübersehen in der That nichts als den eingehürdeten Grasplatz und die Geis, die hin und her sprang, und die Lichter und Schatten, die mit einander spielten.

Aber hätten sie fünf Minuten früher ihren Blick ebenso scharf auf die Lichtung drüben gerichtet, so würden sie den blanken Beschlag an ihres Vaters Hut, von dem Martin eben gesprochen, wohl haben blitzen sehen. Denn es war heute kein Vortrag gewesen, da die Gräfin krank, und gerade, als Beide die Glockenschläge gezählt, hatte der Haidereiter schon das unten gelegene kleine Haus des Parkhüters passirt und ging im Gespräch mit dem ihm seit lange befreundeten Ilseburger Obersteiger auf die große Straße zu. Hier aber verabschiedeten sie sich, weil sich ihre Wege trennten.

Das Gespräch mit dem alten Freunde, der ihn unter Anderem gefragt hatte: warum er so vor der Zeit versauern wolle? er solle sich was Junges ins Haus und in die Ehe nehmen, das mache selber wieder jung, hatte doch eines Eindrucks auf ihn nicht verfehlt, und er dachte noch halb ärgerlich und halb vergnüglich darüber nach, als er keine zehn Schritte vor der Brücke stehen blieb und durch den Werft hin, der hier mannshoch den Weg einfaßte, Martin's und Hildens ansichtig wurde. Sie hatte den Kopf müde und

glücklich an seine Schulter gelehnt und schien aller Welt vergessen.

Baltzer Bocholt war nicht der Mann des Aufhorchens und Belauschens, aber ebenso gewiß stand ihm vor der Seele, daß dies der Augenblick sei, der ihm Aufschluß geben müsse, ob Grissel Recht gehabt oder nicht, und so ging er vorsichtig und immer sich duckend auf die große Straße zurück, um von dieser aus in einem weiten Bogen erst bis an den Garten und dann an die Rückseite seines Hauses zu kommen. Und nun hielt er an dem Gatter und stieg die paar Erdstufen hinunter, wo er letzten Sonntag das Gespräch mit Grissel gehabt hatte. Niemand, so schien es, sah ihn, und einen Augenblick später war er durch die Hofthür in Flur und Stube hineingehuscht und stand an dem herabgelassenen Vorhang, in dessen Schutz er jedes Wort hörte, das die Beiden unten sprachen.

„Und ich sag' es ihm," sagte Martin. „Und wenn er nein sagt, was er eigentlich nicht darf, dann gehen wir in die weite Welt. Alle Beid'. Und du mußt nur Muth haben."

Hilde schwieg.

„Und weißt du, wo wir dann hingehen?" fuhr Martin fort. „Ich weiß es. Dann gehen wir zu dem preußischen König. Der kann immer Menschen brauchen, weil er immer Krieg hat. Oder doch beinah'. Aber wenn der Krieg aus ist, dann ist Alles gut und hat Jeder gute Tage, weil er streng ist, aber auch gerecht. Und er sieht Alles und weiß Alles, und wenn ein armer Mann kommt mit einem Brief in der Hand und ihn hoch hält, den läßt er gleich rufen und vor sich kommen, und fragt ihn nach Allem; und wenn er merkt, daß ihm ein Unrecht geschehen, dann läßt er die Reichen und Vornehmen einsperren. Und wenn's auch ein Graf ist. Und jeden Armen macht er glücklich."

Aber Hilde schüttelte den Kopf und sagte: „Nein, nein, Martin; es ist besser hier. Und ich will nicht, daß du Soldat wirst. Und von der Grissel weiß ich's ganz genau, sie wohnen all' unterm Dach und frieren oder kommen um vor Hitze. Und sie hungern auch. Und wenn sie nicht gehorchen, so werden sie todtgeschossen. Und mancher auch, weil er bloß eingeschlafen ist. O nein, Martin, das ist nichts für dich; das ist ein Jammer, und wir müssen warten und Geduld haben."

„Ach, Hilde, sage nur nicht das! Ich will auch nicht zu den Preußen, wenn du's nun mal nicht willst; aber rede nicht von warten und Geduld. Immer Geduld und wieder Geduld. Ich kann es nicht mehr hören. Und immer bloß so verstohlen sich sehen und nie sich haben in Ruh' und ungestört; und so vielleicht Jahre noch. Ach, ich wüßte schon, wie du mir zu Ruhe helfen und das Herz wieder froh machen könntest! Und dann, Hilde, ja dann wollt' ich auch Geduld haben und warten. Ein Wort nur! Ein einziges! Sag' es... Versprich mir ..."

„Ich kann's nicht!"

„Ach, du kannst schon, so du nur willst und mich lieb hast! Es ist ja so gut, als wären wir allein oben. Und Alles schläft, und ist Keiner, der uns sieht oder hört. Und ich denke noch an letzten Sonnabend, als wir das Lied gesungen hatten und der Vater eingeschlafen war. Weißt du noch? Aber du hast es vergessen!"

„Wie du nur bist! Ich hab' es nicht vergessen!"

Und er küßte sie leidenschaftlich und sagte: „Sieh, Hilde, so will ich dich küssen und drücken, so! Und du sollst nichts sagen, kein Wort, nicke nur leise mit dem Kopf... O, nun ist Alles gut! Und ich komm'..."

„Um Gotteswillen, nein! Ich will Alles, was du willst! Alles! Nur nicht unter diesem Dach! Es wäre mein Tod. Ich kann dir nicht sagen, wie sehr ich mich fürchte."

„Wovor? Vor mir?"

„Nein, vor ihm! Und er ist überall. Und daß ich dir's nur gesteh', es ist mir oft, als ob die Wände unseres Hauses Ohren hätten und als wär' ein Auge beständig um mich und über mir, das Alles sieht."

„Und das ist auch! Aber vor dem Auge fürcht' ich mich nicht."

„Und ich auch nicht, Martin, auch wenn es ernst und streng sieht. Aber das Auge, das ich seh', das ist nicht Gottes Auge, das ist seines und ist finster und glüht darin, auch wenn es freundlich sieht. Fühle nur, wie mir das Herz schlägt und wie ich zittere ..."

„Weil du mir's versprochen hast ..."

„Was?"

„Daß wir uns sehen... Nicht unter diesem Dach, ängstige dich nicht, aber unter Gottes freiem Himmel, oben auf Ellernklipp."

Sie schmiegte sich an ihn, und ihre Seele wuchs in der Vorstellung eines solchen Sichtreffens auf einsamer Klippe. Martin aber fuhr fort: „Oder lieber auf Kunerts-Kamp, da, wo deiner Mutter Haus stand... Und um sechs ist die Sonne weg, und da komm' ich und finde dich! Und vorher pflückst du Beeren... Es giebt ihrer noch, und die rothesten .. "

Aber er brach ab, weil er vom Flur her Grissels's Stimme zu hören glaubte.

* *
*

Martin und Hilde, als sie gestört wurden, hatten ihren Weg über die Brücke genommen, wie wenn sie zu Sörgel hinüber wollten. An der Kirchhofsmauer aber kehrten sie wieder um und gingen auf die Steine zu, die durch den Bach gelegt waren und in ihrer Verlängerung gerade auf den Hof zuführten. Hier trafen sie Grissel, die ganz Geschäftigkeit war, und hörten, wie sie zu Joost sagte: „Mach' flink. Et is all an twelven. Un he kann mit eens wedder doa sinn."

„J, he is joa all," antwortete Joost. „All lang. He käm joa so glieks nah elven, un ick soah em, as he de Grastrepp' runner koam. Un denn dicht ant Huus vorbi. Hest em denn nich siehn? ... Nei, nei, du kunnst joa nich. Du stunnst joa noch mang de Stoakens."

Hilden überlief es wie der Tod.

„Jott," fuhr Grissel fort. „Du bist joa binoah as uns' oll Jätefru is, de seiht ook Allens vorut, un man künn sich orntlich grulen vor di. Na, en bäten will ick noch töwen. Ick segg di, he kümmt nich vor twelwen. Un an mi kümmt keen een vorbi, dat ick't nich weeten deih. Awers kuck eens in. Wenn he doa is, möt he joa doch in siene Stuv sinn."

Joost ging hinein und kam verblüfft wieder. „Nei, he is nich in. Un ook nich in Küch' un Keller... Awers mi wihr doch so."

„Joa, mi wihr so," wiederholte Grissel. „Di is ümmer so. Du hest ümmer een Poar Ogen to veel in'n Kopp. Un denn ook moal wedder en Poar to wen'g."

Unter diesem Gespräch, das sich noch weiter fortsetzte, waren die Geschwister vom Hof her in den Flur getreten, und Martin ging an den Rechen, wo die Jagdtaschen und die Gewehre hingen. Er nahm eine der aus Hanfgarn geflochtenen Taschen und flüsterte, während er die Schwester an sich zog: „Und nun vergiß nicht, Hilde. Du weißt doch: Ein Mann, ein Wort!" Und danach rief er den Hund, der aber nicht kam, und ging auf Diegel's Mühle zu.

Hilde sah ihm von der Treppe her nach.

Und nun wollte sie sich wieder auf die Steinbank setzen, aber sie konnte es nicht, weil ihr alle Furcht und Angst zurückkehrte, die Martin's Zuversicht auf wenig Augenblicke nur aus ihrem Herzen verbannt hatte. So schwankte sie denn, wohin

sie gehen sollte, und stieg endlich treppauf in ihre Kammer und öffnete Thür und Fenster. Und wirklich, als erst ein heftiger Luftzug ging, wurde ihr freier, und die Bedrückung fiel von ihr ab.

* *
*

Baltzer Bocholt war, als nicht Grissel, sondern ein bloß zufälliges Geräusch das Gespräch der beiden Geschwister unterbrochen hatte, vom Flur her auf den Vorplatz und gleich danach ins Freie hinausgetreten. Hier hielt er sich, immer dem Laufe des Baches folgend, auf die Dorfgasse zu, bis er zuletzt, und schon jenseits des Dorfes, an eine von einem großen Holzhof umgebene Schneidemühle kam. Er setzte sich hier auf einen Stoß frischgeschnittener Bretter, die zum Trocknen aufgeschichtet waren, und sah in das Land hinein, das vor ihm weit ausgebreitet lag.

Und nun erst, als er den Blick freier hatte, begann er seine Gedanken zu sammeln und sich zu fragen: „Was ist zu thun?“ Und ein bitterer Zug umspielte seinen Mund, und er sagte: „Nichts! Nichts! ... Und was ist denn auch geschehen? Sie lieben sich. Und warum sollten sie's nicht? Bloß um deshalb nicht, weil ich ein Narr war und einen närrischen Plan hatte? Bloß um deshalb nicht, weil sie Bruder und Schwester sein sollten? Es ist ihr gutes Recht. Laß sie. Liebe steckt im Blut und muß auch Heimlichkeiten haben; das ist ihr Liebstes und Süßestes.“

Und als er so sprach, klang's ihm wieder im Ohr, was sie sich zugeflüstert hatten und daß sie sich oben treffen wollten, an derselben Stelle fast, wo sie damals schlafend am Waldesrande gelegen hatte. Dicht bei der Muthe Rochussen ihrem Haus. Und alles Blut stieg ihm wieder zu Kopf, und er wußte es selber nicht, ob es Zorn war oder Scham. Aber das wußte er: Eifersucht sah ihm starr ins Gesicht und erfüllte seine ganze Seele. „Du hast es nicht wissen wollen. Nun weißt du's.“

Er hatte, während er so sann und vor sich hinstarrte, mit seinem Stock allerhand Figuren in das Sägemehl gezeichnet, das über den ganzen Holzhof hin ausgeschüttet lag; als er jetzt aber wahrnahm, daß er von der Mühle her beobachtet wurde, stand er auf, begrüßte sich mit dem Sägemüller und sprach mit ihm über dies und das: über die Gräfin und den preußischen König und über die schlechte Zeit. Und zuletzt auch über die Holzpreise, die jeden Tag niedriger gingen. Aber es war bloß Lippenwerk, und er wußte nicht, was er sprach, und sah unter all' seinem Reden immer nur nach dem Sägewerke hin, das in scharfem und schrillem Ton auf und nieder ging und in den eingespannten Baumstamm einschnitt. Es war ihm Alles, als fühl' er's mit.

Und endlich brach er das Gespräch ab, weil er weiter ins freie Feld hinaus wollte.

Die Luft strich am Gebirge hin, das that ihm wohl, und während er so sich ruhiger und auf Minuten auch weicher werden fühlte, kam ihm ein unendliches Bedürfniß nach Aussprache, nach Rath und Trost. Aber wohin? „Sörgel?“ Nein. „Oder zu dem alten Melcher?“ Nein. „Ich will zu den Todten gehen.“ Und in weitem Bogen ging er, ohne die Stunden zu zählen, erst um den Agneten- und dann um den Schloßberg herum, bis er zuletzt an den Kirchhof kam und eintrat.

Hier war Alles still, und er hörte nichts als das entfernte Rauschen des Baches und das Aufschlagen der Tannenäpfel. Er ging an dem gräflichen Erbbegräbniß vorüber und sah nach dem Kreuz hinauf, und Alles erschien ihm so räthselvoll und ungelöst wie das Zeichen daran. Und

nun bog er rechts in einen schmalen Gang ein, wo die Beamten und die Dienerschaft ihren Ruheplatz hatten, und an dem vorletzten Grabe hielt er.

Er war seit lange nicht hier gewesen, und um das Gitter her hatte sich ein dichter Epheu geschlungen; aber nicht gehegt und gepflegt, sondern wie Unkraut. Und so standen auch die Blumen, ein wilder, halb verblühter Knäuel von Balsaminen und Rittersporn. Und auch von Levkojen und Reseda. Das waren dieselben Blumen — und zu seiner eigenen Empörung drängte sich's ihm auf —, die sie, vor wenig Tagen erst, von dem Gartenbeete drüben in seine Geburtstagsguirlande geflochten; und mit einem Male stand sie selber wieder vor ihm und sah ihn an. Er konnte ihr nicht entfliehen. Ach! um der heimgegangenen Frau willen, der er sein äußeres Glück verdankte, war er hergekommen, ernstlich gewillt, eine stille Gemeinschaft mit ihr zu haben, ihre Hand wieder zu fühlen und ihr freundlich Auge wieder zu sehen. Und doch Alles umsonst. Er sah immer nur das Bild, das sich zwischen ihn und die Todte stellte. „Weg!" rief er und schlug mit der Hand nach dem Bilde. Aber es blieb. Und nun begann er gegen sich selbst zu wüthen, daß er auf dem Punkte stehe, ein Schelm zu werden und ein langes und ehrliches Leben um einer Narrethei willen in die Schanze zu schlagen. „Ich muß heraus aus dem Elend!" rief er. „Aber wo soll ich Hülfe finden, wenn auch diese Stelle mir versagt?" Und er packte die Stäbe des Gitters und rüttelte daran.

„Oder ob ich mit der Grissel spreche? ... Nein, ich muß es allein durchmachen und Alles vor mir selber beichten, bis ich's los und ledig bin... Aber was beichten? Und wozu? Was hab' ich gethan? Nichts, nichts! Mir ist viel angethan, viel Weh und Leid, und wenn ich's in Eitelkeit heraufbeschworen und in Schwäche großgezogen hab', so bleibt es doch wahr: Du mein Herr und Gott, deine Hand liegt schwer auf mir... Es wird nichts Gutes. Ich fühl' es... Es kann nicht. Ich habe wohl das Einsehen und das Auge, daß es besser wär', es wäre anders; aber weiter hab' ich nichts. Und ob die Schuld mein ist oder nicht, und ob ich's verfahren hab' oder nicht, es muß bleiben, wie's ist, und es muß gehen, wie's will."

Er ließ die Stäbe los, an denen er sich noch immer hielt, und setzte sich auf das steinerne Fundament, drin das Gitter eingebleit war, und nahm seinen Hut und drehte ihn zwischen den Fingern, als ob er bete. Aber er betete nicht; er suchte nur nach Beschäftigung und Ruhe für seine fliegenden Hände. Und es war auch, als helfe es ihm. „Ich hab' einmal gelesen," sprach er nach einer Weile vor sich hin, „oder war es Sörgel, der es mir sagte, wenn wir die Besinnung verlieren und nicht wissen, was wir thun sollen, weil Hunderterlei zu thun ist und mit eins auf uns einstürmt, dann sollen wir uns fragen: was ist hier das Nächstliegende? Und wenn wir das gefunden haben, so sollen wir's thun als unsere nächstliegende Pflicht. Und dabei werd' uns immer leichter und freier ums Herz werden; denn in dem Gefühl erfüllter Pflicht liege was Befreiendes... Ja, so war es. Und was ist denn nun das Nächstliegende? Meine nächstliegende Pflicht ist die des Vaters. 's ist ein Unglück, daß es in meinem alten Herzen anders aussieht, als es drin aussehen sollt'. Aber das darf mich nicht hindern, diese Pflicht zu thun. Ich habe für Recht und Ordnung einzustehen und für Gebot und gute Sitte. Das ist meine Pflicht. Und so muß ich ihr Gebahren und ihr Vorhaben stören."

Aber im selben Augenblick übersah er's besser und lachte bitter in sich hinein: „Ordnung und gute Sitte. Hab' ich sie denn gehalten? Aus aller Zucht des



Leibes und der Seele bin ich heraus, und die gute Sitte, von der ich sprech', ist Neid. Ich neid' es dem Jungen. Das ist Alles. Ich neid' ihm das schöne, müde Geschöpf, das müd' ist, ich weiß nicht um was. Aber um was auch immer, es hat mich behext. Die Grissel hat Recht. Und ich komme nicht los davon."

Und ohne daß er die Pein aus seiner Seele weggeschafft oder sich schlüssig gemacht hätte, was zu thun, erhob er sich von dem Stein, auf dem er gesessen, und stieg an einer abgelegenen Stelle des Kirchhofs über die hier halb zerbröckelte Mauer fort. Und nun hielt er sich immer im hohen Grase hin, das hier zu beiden Seiten des Weges stand, bis er sich umsah und mit eins gewahr wurde, daß er nur noch hundert Schritte bis Diegel's Mühle habe. Da bog er scharf rechts ein und stieg einen mit Geröll angefüllten Hohlweg hinauf, der erst auf das Kamp und gleich daneben auf Ellernklipp zulief, auf Ellernklipp, dessen schrägliegende Tanne dunkel an dem gerötheten Abendhimmel stand.

Dahin zog es ihn, er wußte nicht, warum; und als er bis an die schwindelhohe Stelle gekommen war, von der aus Sörgel damals in die vor ihm ausgebreitete Landschaft geblickt hatte, traf er auf Martin. Und Jeder prallte zurück. Auch der Alte. Dann boten sie sich einen frostigen guten Abend und standen einander gegenüber. Rechts die Klippe, links der Abgrund. Und am Abgrunde hin nur der Brombeerstrauch und ein paar Steine.

„Wo kommst du her?" fragte der Alte, dem rasch Alles wieder hinschwand, was er an guten Vorsätzen gefaßt haben mochte.

„Von den Holzknechten. Und ich hab' ihnen den Wochenlohn gezahlt."

„Ei! Hast du? Richtig; 's ist ja Freitag heut'... Und bist sonst Keinem begegnet?"

„Nein."

„Und auch der Hilde nicht?"

„Nein."

„Und weißt auch nichts von ihr?"

„Ich denke, sie wird zu Haus sein oder bei dem Melcher Harms oben auf den Sieben-Morgen."

„Oder auf Kunerts-Kamp! Oder bei der Muthe Rochussen Haus! Oder bei den rothen Beeren!" Und er packte den unwillkürlich einen Schritt zurücktretenden Martin bei der Brust und schrie: „Wo ist sie?"

„Laß mich los, Vater!"

„Antworte, Bursch!"

„Ich weiß es nicht! Ich will es nicht wissen! Ich bin ihr nicht zum Vormund gesetzt! Und nicht zum Hüter!"

„Nein! Ihr Hüter bist du nicht! Aber ich will dir sagen, was du bist: ein Räuber, ein Dieb! Und ich will dir sagen, wo du bist: auf verbotener Fährte! Heraus mit der Sprache! Wo hast du sie? Sprich! Aber lüge nicht!"

„Ich lüge nicht!"

„Doch! Lump, der du bist ..." Und sie rangen mit einander, bis der Alte, der sonst der Stärkere war, auf den Kiennadeln ausglitt und hart am Abgrunde niederstürzte.

Martin erschrak und rief in bittendem Tone: „Vater!"

Aber der Alte schäumte: „Der Teufel ist dein Vater!" Und außer sich über die seinen Stolz demüthigende Lage, darin er sich erblicken mußte, stieß er mit aller Gewalt gegen die Kniee des Sohnes, daß dieser fiel, im Fallen sich überschlug und über einen der Steine hin in die Tiefe stürzte.

Baltzer starrte kalt und mitleidslos ihm nach und horchte, wie die Kusseln knackten und brachen. Einmal aber war's ihm, als riefe es aus der Tiefe herauf, und es klang ihm wie „Vater".

Und nun erhob er sich und sah sich um.

Und sah den Vollmond, der, eben aufgegangen, eine blutrothe Scheibe, groß und fragend über dem schwarzen Strich der Tannen stand.

Er starrte lange hinein, lange und trotzig fast; endlich aber wandte er sich und ging geraden Wegs auf seine Wohnung zu. Das Feuer, das ihn verzehrt hatte, brannte nicht mehr, und das Gewissen hatte seine Stimme noch nicht erhoben; er war nur wie von einem unerträglichen Drucke befreit und wurde auch nicht verwirrt, als er Hilden an der Thürschwelle stehen sah. Umgekehrt, ein Gefühl der Eifersucht regte sich wieder, und er sah sie scharf an, als er an ihr vorüber in die Thür trat. Ihr Blick indeß begegnete ruhig dem seinen und gab ihm eine halbe Gewißheit, daß Alles, was geschehen, ohne Noth geschehen sei. Aber er empfand eher Trost als Reue darüber. War es doch nichts Vorübergehendes, was ihn gequält hatte, nein, eine Qual durchs Leben hin. Und die war er jetzt los.

Er legte Hut und Hirschfänger ab, wechselte den Rock und machte sich's bequem. Und gleich danach nahm er seinen Meerschaum aus dem Eckspind heraus und trat an den Spiegeltisch, um sich aus einem dort stehenden Kasten die Pfeife zu stopfen. Und Alles ohne Hast und Unruhe. Er war sich aber des Spieles, das er vor sich selber spielte, voll bewußt und sagte, während er fest in den Spiegel hineinblickte: „Bin ich doch wie der Trunkene, der die Diele hält, um sich und Anderen weiß zu machen, er habe noch das Gleichgewicht... Und hab' ich's nicht?“ fuhr er nach einer Weile fort. „Ist dies nicht der Spiegel? Und ist dies nicht mein Spiegelbild? Und seh' ich nicht aus wie sonst? ... Oder doch beinahe. Wahrhaftig, ich habe schon schlimmer ausgesehen.“

Und dabei ging er über den Flur in die Küche.

„Gieb mir Feuer, Grissel.“

Grissel klopfte mit der Hand in der Asche hin und her und nahm eine Kohle heraus.

„Du wirst dich verbrennen.“

„Nicht doch. Ich hab' ja keine Haut wie die Hilde.“

Der Haidereiter überhörte, was Spott darin war, und sagte: „Wo nur der Martin bleibt? Der Junge hat keinen Appell, und mir wär's wirklich recht, er ging' unter die Soldaten. Da lernt sich's. Was meinst du, Grissel?“

„Ich? Ich meine nichts. Unter die Soldaten? Da müßt Ihr die Hilde fragen... Aber sollen wir warten mit dem Abendessen?“

„O, nicht doch. Nicht warten. Er muß pünktlich sein. Wenn's fertig ist, so bringst du's. Wir wollen essen.“

Und damit ging er wieder in seine Stube. Die Pfeife brannte nicht mehr, aber er schmauchte weiter und merkte nichts. Und wie konnte es auch anders sein? In seinen Gedanken stieg er den Weg zurück, den er vor einer Stunde gekommen war, und nun war er oben, und die Mondesscheibe stand wieder über dem schwarzen Waldstreifen und sah ihn an und fragte wieder. Und ein Frösteln überlief ihn.

„Ihr schuddert ja so, Haidereiter,“ sagte Grissel, als sie den Tisch deckte.

„Ja ... das Fenster ist offen und die Thür. Mach' zu. Warum klinkst du nicht ein? Ich will den ewigen Zug nicht; die Fliegen sind längst weg; aber du ruhst nicht eher, als bis ich die Gicht in Händ' und Füßen hab'.“ Und als Grissel das Fenster geschlossen hatte, setzte er hinzu: „Was essen wir zu Nacht? Eine Suppe?“

„Ja, Haidereiter, eine Zwetschensupp'. Und ich werd' einen Nordhäuser einthun und ein paar Gewürznägelchen. Oder eine Zimmetstang'...“

„Ah, das ist gut, das thu'!“ sagte

Bocholt. „Aber mache flink! Ich will allein sein und früh zu Bett. Und lege mir einen heißen Stein an das Fußende.“

Grissel murmelte was vor sich hin, weil sie bestimmt gegebene Befehle nicht gern hörte, widersprach aber nicht und brachte die Suppe. Zugleich kam Hilde. Alle Drei setzten sich an den Tisch, und Bocholt sagte: „Wir wollen beten.“

Und Grissel und Hilde falteten sofort die Hände und warteten; denn gemeinhin sprach er das Gebet. Aber heute sah er vor sich hin, und als Alles schwieg, rief er barsch: „Wird es? Bete, Hilde!“

Und Hilde betete: „Segn' uns, Vater, Speis' und Trank, Du giebst den Segen und wir den Dank.“

„Du sprichst es immer so leise, Hilde. Glaubst du nicht dran?“

„Ich glaube dran.“

„An was?“

„An Gottes Segen. Und an seine Gnade.“

Der Haidereiter lächelte vor sich hin: „Ist das von Sörgel oder von dem Alten oben? ... Aber die Supp' ist so heiß ...“

„Ihr hattet einen Frost vorhin.“

„Ja, vorhin. Aber jetzt ist es vorbei. Geh', Hilde, mach' das Fenster auf, alle beid'. Es ist eine wahre Höllenhitze hier... Und wo nur der Martin bleibt? Ich möcht' etwas Kühles, 'ne Satte Milch ...“

Und Hilde wollte gehen, um die Milch zu holen. Aber er hatte sich inzwischen eines Anderen besonnen und sagte: „Nein, laß nur. Es geht vorüber. Ich ärgere mich über den Jungen, das ist Alles. Immer unpünktlich, und weiß doch, daß ich's nicht leiden kann.“

„Es ist heute Lohntag,“ antwortete Hilde. „Vielleicht daß er sich bei den Holzknechten verspätet hat. Ich denk' ... er kann jeden Augenblick kommen.“

„Meinst du?“ sagte der Haidereiter, und der Löffel flog ihm in der Hand, während er an Hilde vorbei nach der Thür sah.

Aber es blieb Alles still, und der Alte fand sich wieder zurecht und erzählte von den Franzosen und aus seiner Soldatenzeit. Und dann erzählte Grissel eine Gespenstergeschichte, „aber eine wahre“.

„Dummheit,“ sagte Baltzer und erhob sich.

Und auch Grissel und Hilde standen auf und waren froh, als sie das Zimmer verlassen konnten. Sie setzten sich draußen an den Herd, um sich in Möglichkeiten zu erschöpfen, wo der Martin geblieben sein könne.

„Der Alte läßt ihm zu wenig freie Hand,“ sagte Grissel, „und das ärgert ihn, und er will's ihm zeigen. Und hat auch Recht. Ich wett', er hat Gesellschaft gefunden und ist unten im Dorf. Es wird noch manchen scharfen Tanz geben. Aber er setzt es durch, und muß auch so sein.“

Und damit trennten sie sich, und Hilde ging hinauf und hielt oben an der Treppe.

Die Thür zu Martin's Kammer stand weit offen, und sie sah, wie der Vollmond ins Fenster schien, ernster und größer als sonst, als suche er wen. Oder als wolle er etwas sagen.

Und von einer unendlichen Angst ergriffen, wandte sie sich ab und lief in ihre Stube hinüber.

* * *

Baltzer Bocholt athmete tief auf, als er allein war. Er hatte sich bezwungen, ein paar Mal unter Daransetzung seiner ganzen Kraft; nun endlich war er's los und konnte sich gehen lassen, ohne Furcht, durch eine Miene das Geschehene zu verrathen. Er schritt auf und ab und fühlte von Minute zu Minute, wie's ihm freier und wohler um die Brust wurde. Doch mit eins überfiel's ihn wieder, und die

Möglichkeit sah ihm starr ins Gesicht: er sei nicht todt und könne wiederkommen. Und könne die Hand gegen ihn erheben zur Anklage vor Gott und Menschen... Und dann wieder sah er ihn in seinem Elend daliegen, nicht lebend und nicht todt, und ein Schauder natürlichen Mitgefühls ergriff ihn, nicht mit dem Sohn, aber mit der leidenden Creatur. Und es war ihm, als packe ihn wer und wolle ihn würgen, und zuletzt trat er ans Fenster und sah in die Nacht hinaus und horchte, ob wer käme oder ob sie wen brächten. Aber es kam Keiner und sie brachten Keinen, und er hörte nur jedes Blatt, das vom Baume fiel, und weit aus der Ferne her das Stampfen und Klappern von Diegel's Mühle. Dort lag er, aber noch diesseits, in dem vorderen Elsbruch, und indem er so hinstarrte, ward ihm zu Sinn, als sähe er jeden Stamm und dazwischen die Wasserlachen. Und in jeder einzelnen spiegelte sich der Mond. Und weil er des Bildes los sein wollte, wandte er sich ab und lenkte den Blick der anderen Seite zu. Da lag das Dorf und der Sternenhimmel darüber. Und als er hinaufsah in den ewigen Frieden, siehe, da war es ihm, als stiege der Engel des Friedens hernieder und segne jedes Haus. Und nun kam er das Thal herauf, in Mittelhöhe schwebend; aber als er sich seinem Hause näherte, wich er aus und stieg höher und höher, bis er hoch über dem Elsbruche stand. Bis in die Sterne hinein. Und nun erst senkte sich der Engel wieder, immer tiefer, bis er zuletzt in den Wipfeln der Bäume schwand. Was wollte er da? Zu wem kam er?... Er wußte es wohl ... jetzt losch das Leben aus.

Und danach trat der Alte vom Fenster zurück und warf sich halb ausgekleidet aufs Bett, und war beruhigt und gequält zugleich, und seufzte und stöhnte, bis gegen Morgen der Schlaf kam.

Er schlief noch, als Joost an die halb offene Thür des Alkovens trat und hineinsah. „Wi em siene Bost geiht; ümmer upp und dahl..." Und er stahl sich wieder fort, um ihn noch weiter schlafen zu lassen.

Eine Stunde später aber trafen sich Alle bei der Morgensuppe. Der Haidereiter hatte seine Ruhe wieder und aß und trank, und da weder Grissel noch Hilde das Wort nahmen, begann er nach einer Weile: „Länger geht's nicht; wir müssen ihn suchen gehen. Aber wo?"

Da warf sich Hilde vor ihm nieder und bekannte, zitternd vor Schuld und Reue, sie hätten sich oben auf Kunerts-Kamp gesehen, keine hundert Schritte von ihrer Mutter Haus, und die Sonne sei gerade untergegangen. Und da hätten sie gesessen und gesprochen und immer das Läuten von des alten Melcher's Heerde gehört. Und als es gedunkelt, hätten sie sich getrennt. Und sie habe sich nicht geängstigt, weil sie von den Sieben-Morgen her immer noch die Heerde gehört habe. Martin aber sei durch den Wald gegangen und auf Diegel's Mühle zu.

„Wohl, wohl," sagte der Alte, der ruhiger blieb, als Hilde gefürchtet. „Also durch den Wald und auf Diegel's Mühle zu. Das ist recht. Da geht er immer und da müssen wir ihn suchen."

Und er wandte sich ins Dorf, um erst mit dem Schulzen und gleich danach auch mit dem Gerichtsboten zu sprechen, und keine halbe Stunde, so waren Alt und Jung auf den Beinen, um nach des Haidereiters Martin zu suchen. Denn Alle hatten ihn gern und tadelten den Alten, daß er ihn zu streng in der Zucht habe. Das wußte auch der Haidereiter. Und als sie nun die Berglehne hinauf und bis oben an die Sieben-Morgen waren, trat einer von den Büdnern an den wie gewöhnlich auf seiner Graswalze sitzenden Melcher Harms heran und sagte: „Du

seihst joa Allens, Kamm-Melcher... Heit em denn nich siehn?" Und der Angeredete strickte weiter und antwortete, während er mit halbem Blicke den Haidereiter streifte:

„Woll. Ick hebb em siehn. Gistern, as de Sünn eb'n unner wihr. Ihrst upp Kunerts-Kamp un denn upp Ellern-klipp to."

„Kommt, kommt!" unterbrach Baltzer, dem das Wort Ellernklipp unheimlich zu hören war. Und er führte den Trupp über die Stelle weg, wo der Muthe Rochussen ihr Haus gestanden, und ging erst bis in die Tiefe des Waldes und zuletzt auf einem weiten Umweg um Diegel's Mühle und das Elsbruch herum. Und war Keiner, der sich gemeldet oder aus freiem Antriebe da hinein gewollt hätte, denn es war eine verrufene Stelle. Gegen Mittag aber waren Alle wieder zu Haus, und im Dorfe hieß es: er sei weg und zu den Preußen gegangen. Und sei nicht zu verwundern. Der Baltzer sei zu streng gewesen und wisse es auch. Aber er wolle es nicht zeigen und zwinge sich.

Und so verging der Tag, und auch in des Haidereiters Hause hieß es: er ist weg und zu den Preußen gegangen.

Und der Alte widersprach nicht.

Als aber der Abend nahte, kam es ihm doch in die Seele, daß er hin und ihn einscharren müsse. Sonst habe der Todte keine Ruhe. Da, wo die Binsen um den kleinen Teich stehen, da mußte er liegen oder doch nicht weit davon. Der Boden war da freilich moorig, aber mitten im Moor waren kleine Sandhügel, und auf einem dieser Sandhügel wollte er ihn begraben. Und heute noch. Gleich.

Er nahm eine Jagdtasche vom Rechen und ging, als er sich vergewissert hatte, daß Joost ins Dorf gegangen war, über den Hof in die Geschirr- und Häckselkammer, in deren einer Ecke allerlei Feld- und Gartengeräthe: Sensen und Harken und Spaten, bunt durch einander standen. Er suchte darin umher, und als er endlich einen ihm passenden Spaten gefunden hatte, stieß er mit einem kräftigen Stoße das Eisen unten ab und verbarg es in seiner Jagdtasche. Gleich danach aber ging er in seine Stube zurück und wählte sich unter seinen Stöcken einen aus, dem er's ansah, daß er als Stiel in das Spatenöhr passen würde. Und nun hing er sein Gewehr über die Schulter, von dem er nicht gern ließ, und machte sich auf den Weg.

Immer am Bach hin. Aber der Mond oben ließ nicht ab von ihm, und auch wo das Buschwerk am dichtesten war, fielen Lichter und Schatten ein, über die sein eigener sich fortbewegte. Mitunter sprang ein Eichkätzchen von einem Baum auf den anderen, und er fuhr zusammen, wenn er das Knicken der Zweige hörte. Jetzt aber zogen dünne Nebel zwischen den Bäumen hin, und er wußte nun, daß er das Bruch unmittelbar vor sich habe. Und wirklich, nur ein paar Schritte noch, so blinkte von rechts her die weiße Wand von Ellernklipp herüber. Die weiße Wand und ihr zu Häupten die dunkle Tanne. Da drunter war es. Und er nahm nun das Spateneisen aus seiner Tasche heraus und steckte den Stock ins Oehr. Aber das Oehr war zu weit, und er wußte nicht, was thun. In seiner Hast und Verwirrung riß er endlich ein Stück aus seinem Sacktuch heraus und wickelte den Fetzen um den Stock herum, bis dieser fest saß. Und nun wollte er weiter. Aber er stand wie angewurzelt. „Ich kann's nicht... Und wozu auch? 's ist Moorgrund, und der giebt nach, und eines Tages hat er sich selber begraben. Sie werden ihn nicht finden... Und wenn doch, so heißt es, er ist verunglückt; ausgeglitten. Und war es nicht so? Oder wer hat es anders gesehen? Einer!" Und er sah in den Mond hinauf. „Aber der plaudert nicht."

Und er zog das Spateneisen wieder ab, that's in die Jagdtasche und ging heim.

Als er über den Hof kam, sah er, daß die Geschirrkammer offen stand und Joost ärgerlich und brummend in ihr umhersuchte: „Wihr man nu wedder hier mang west is! Diß oll Diebstüg. Un man blot dat Isen. Dat hebbens mitnoahmen, un de oll höltern Krück hebbens mi stoahn loaten."

Baltzer that, als höre er nicht, und ging in seine Stube. Hier hing er die Tasche, statt an den Rechen draußen, in seinen Schrank und schloß zu. Den anderen Tag aber wollte er das Spateneisen wieder an seinen Platz bringen.

Und nun ging er auf und ab und malte sich Bilder über Bilder in die Zukunft hinein. Aber er dachte auch jetzt noch ein gut Theil weniger an seine That als an sein eigen Elend. Es war ihm unerträglich, daß er nicht mehr geradeaus sehen und immer nur schweigen und horchen und auf der Lauer liegen sollte. „Ei, Haidereiter, das ist dein Leben nun! Immer in Bangen und immer in Lüge; rastlos und ruhelos, und so bis zuletzt."

Und er schlug sich mit der Faust vor die Stirn und sah nach dem Gewehr hin und wollte darauf zuschreiten. Aber die Kraft seiner Natur war erschöpft, und er brach zusammen. Und als Grissel und Hilde gleich danach in die Stube traten, lag er ohnmächtig am Boden. Hilde glaubte nicht anders, als daß er todt sei; Grissel aber sah, daß er noch Leben habe, und schickte zum alten „Kamm-Melcher".

„Es ist vom Blut, Vater Melcher. Ihr müßt ihm die Ader schlagen."

Der aber schüttelte den Kopf und sagte: „Nein, 's ist ein Fieber. Und wir dürfen's nicht stören. Er muß Ruhe haben und Luft und Schlaf, oder er stirbt."

Und sie brachten ihn ins Bett, und Melcher wachte die Nacht und hörte die Phantasien des Kranken.

Am anderen Tage aber kam der Ilseburger Doctor, und Grissel versagte sich's nicht, auf Melcher und seinen Eigensinn zu schelten. „Und wenn er stirbt, so hat er ihn auf dem Gewissen."

„Er hat ihn gerettet," sagte der alte Doctor. „Ein Tropfen Blut, und es war vorbei."

* *
*

Es war nun wieder Herbst, der dritte, seitdem Baltzer Bocholt in seine schwere Krankheit gefallen war, und die Berglehnen hüben und drüben standen wieder in Roth und Gelb, und die Sommerfäden zogen wieder, und der Rauch aus den Häusern und Hütten stieg geradeauf in die klare, stille Luft.

Es hatte sich nichts geändert im Thal, am wenigsten oben auf dem Schloß, und die Beamten und Verwalter kamen alle Freitage nach wie vor zum Rapport, und das Feuer brannte nach wie vor in der Halle, bei Winter- und Sommerzeit. Auch die schwarze Wittwenhaube der Gräfin hatte noch dieselbe tiefe Schnebbe wie vordem, und nur ihr Haar, das unter der Haube hervorsah, war um ein Weniges weißer und spärlicher geworden.

Und wie die Gräfin oben auf dem Schloß, so Sörgel unten in seiner Pfarre, der nach wie vor zur Lust und Erbauung seiner Emmeroder predigte, trotzdem er nahe an achtzig war. Und wenn er so Sonntags auf seiner Kanzel stand und den Schwindel kommen fühlte, daran er seit Jahren litt, so wußte er rasch ein Ende zu finden und sagte nur: „Der Friede Gottes, der besser ist als alle Vernunft, sei mit euch Allen!" und gab nach der Orgel hin ein Zeichen. Und ehe eine Minute vorüber war, sang die Gemeinde ihren letzten Vers, und war Keiner unter ihnen, der an dem Predigtabbruch einen ernstlichen Anstoß

genommen hätte. Vielmehr schloß ihn Mancher in sein Gebet ein und betete zu Gott, daß er ihnen den alten Sörgel, krank oder gesund, noch lange Zeit erhalten möge. Denn er war ein guter, christlicher Mann, christlich in seinem Gemüthe, wenn auch nicht immer in seinem Bekenntniß, und liebte seine Gemeinde, darin er über fünfzig Jahre getraut und getauft und mit all' seiner Aufklärung keinen nachweisbaren Schaden angerichtet hatte.

Und wie drinnen in Pfarr' und Kirche, so war auch draußen auf dem Kirchhof Alles beim Alten geblieben, und wenn ein Unterschied gegen früher war, so war es der, daß die Stechpalmen etwas höher über die Feldsteinmauer hinausgewachsen und zwei Gräber etwas besser gepflegt waren als seit lange: das von Hilde's Mutter und das von des Haidereiters erster Frau. Beide standen wieder in Blumen, und während auf dem einen die Gitterknöpfe neu vergoldet waren, waren auf dem anderen die gelben Buchstaben und das Dach über dem Holzkreuz erneuert worden.

In der That, nichts hatte sich verändert, und wer in die Thalschlucht einbog, der hörte wie früher das Klappern und Stampfen von Diegel's Mühle her und sah wie früher die schrägliegende Tanne, die von Ellernklipp herab ihre Nadeln auf den schmalen, an der Felswand hinführenden Fußweg streute. Nichts hatte Wandel oder Abweichung erfahren, auch das Einerlei des Herkommens nicht, und die Tage dreier Jahre, weil sie so gleichmäßig gewesen, waren auch dem Gedächtniß gleichmäßig entschwunden.

Alle, nur einen ausgenommen. Und wenn dieser eine, was nicht selten geschah, unter mancher Zuthat und Ausschmückung in der Spinnstube durchgesprochen wurde, so hieß es von der einen Seite: wie schön sie gewesen sei und wie blaß. Aber Andere lachten bloß und bestritten es und sagten: sie sei nicht blasser gewesen als sonst. Und warum auch? Es sei doch, trotz seiner fünfzig, ein Glück für sie. Denn was habe sie denn mitgebracht in die Ehe? Natürlich die langen Wimpern. Aber die Wimpern, du mein Gott, die hätten ja von Jugend auf die Mauser gehabt, und neben einer fehlten immer zwei. Und dann das bischen rothe Haar. J nun, das möchte gehen. Aber woher habe sie's denn? Von der Muthe nicht, die sei schwarz gewesen; und von dem Rochussen erst recht nicht, der sei pechschwarz gewesen und eigentlich überhaupt bloß ein Zigeuner.

Und so ging das Gerede und Gelach'. Aber an dem Tage, wo die Hochzeit stattgefunden hatte, da war es anders gewesen, und Alles hatte sich herzugedrängt, um das Paar zu sehen. Ueberall, an der Hecke hin, hatten sie schon vom ersten Läuten an gestanden, und in der Kirche hatte kein Apfel mehr zur Erde gekonnt. Und hatte nicht anders sein können, denn auch viele Ilseburger waren herübergekommen, und in dem gräflichen Chorstuhl hatte nicht bloß die Gräfin gesessen, sondern auch ihr Besuch: Offiziere aus dem Preußischen und Sächsischen her, und darunter ein alter General mit bloß einem Auge und einem schwarzen Seidenfleck auf dem anderen. Und dann war der alte Sörgel von der Sacristei her erschienen und hatte vor dem Altar ein kurzes Gebet gesprochen, ernst und schön; aber eine kleine Weile, da war ihm das Zittern gekommen, an dem er noch mehr litt als an dem Schwindel, und sie hatten ihm einen Stuhl bringen müssen. Und weil er nun so niedrig saß, waren Baltzer Bocholt und Hilde niedergekniet, und so zu den Knieenden hatte der Alte gesprochen und ihnen die Traurede gehalten. Er hatte den Text dazu wohlweislich aus dem Buche Ruth genommen, weil er sich der Vorliebe Hildens für das Weib

des Boas aus früheren Tagen her sehr wohl erinnert hatte. Der Text aber hatte gelautet: „Und Ruth sprach zu Naemi: Laß mich aufs Feld gehen und Aehren lesen, dem nach, vor dem ich Gnade finde.“ So waren die Worte gewesen, über die der Alte geredet, eindringlich, liebevoll und kurz. Und als er zuletzt die Formel gesprochen und sie zusammengegeben, hatte sich Hilde von der Bank erhoben, auf der sie gekniet; aber Baltzer Bocholt war noch auf seinen Knieen geblieben und hatte sich erst aufgerichtet, als ihm Hilde zugeflüstert, es sei Zeit. Und danach hatte Jeder sehen können, wie's ihm um den Mund gezuckt, Keiner aber deutlicher als der alte Melcher Harms, der all die Zeit über unterm Chorstuhle der Gräfin gestanden.

Und danach hatte man die Kirche verlassen, und alle Geladenen waren in das Hochzeitshaus hinübergegangen, um an dem Schmaus und der Freude des Tages theilzunehmen; an Melcher Harms aber, der seitens des Haidereiters nicht aufgefordert worden, war einer der gräflichen Diener mit der Weisung herangetreten, daß ihn die Gräfin um die sechste Stunde zu sprechen wünsche.

Da hatte sich der Alte verneigt. Und mit dem sechsten Glockenschlage war er erschienen und durch die große Halle hin auf einen mit einem vergoldeten Gitter eingefaßten Balcon geführt worden, auf dem die Gräfin mit ihren Gästen Platz genommen und eben ein angeregtes Gespräch begonnen hatte. Zumeist mit dem alten General, der quer saß und mit seinem zugeklebten Auge — denn die Dinge dieser Welt bedeuteten ihm nichts mehr — in die Landschaft sah. Als aber die Gräfin ihres Schützlings ansichtig geworden, hatte sie sich erhoben und ihn ihren Gästen als ihren „besten Freund“ vorgestellt, was bei den jungen Herren ein Lächeln und eine Verwunderung, bei dem alten General indessen, der ein Zinzendorf'scher war, eine freudige Zustimmung gefunden hatte.

„Setzt Euch, Melcher Harms. Hierher, bitte. Ich habe den Herren von Euch erzählt. Und der Herr General, der im Bekenntniß steht und an die Wunder und Wege Gottes glaubt, möcht' Euch kennen lernen und ein Wort von Euch vernehmen. Ihr waret in der Kirche heut' und habt den alten Sörgel gehört. Wie schien er Euch?“

„Er hat mir das Herz getroffen. Und das hat er, weil er die Liebe hat. In der steht er und wirket in Segen, obwohlen er den Quell des Glaubens vermissen läßt, um die, die wahrhaft dürsten, damit zu tränken. Er hat nur die zweite Liebe, die Menschenliebe... Zumeist aber liebt er die Hilde, das liebe Kind, das nun heute seines Pflegevaters ehelich Weib geworden ist. Und Gott gebe seinen Segen und thue das Füllhorn seiner Gnaden auf und woll' Alles zum Guten und Besten wenden.“

„Aber, Vater Melcher, das klingt ja fast, als fürchtetet Ihr ein Gegentheil! Und ich denke doch, Alles liegt gut. Ich habe wohl reden hören von des Haidereiters Sohn und daß sie den geliebt hätt' und nicht den Alten. Aber Ihr wißt, wir haben ihn in unseren Amtsblättern aufrufen lassen und danach in allen Gazetten, ohne daß er gekommen wär' oder ein Zeichen seines Lebens gegeben hätte. Und ist nun todt befunden und erklärt. Oder glaubt Ihr, er werde wiederkommen?“

„Er wird nicht wiederkommen,“ antwortete Melcher, indem er seine Stimme hob. „Und wenn er wiederkommt, so kommt er, woher wir ihn nicht rufen können. Und kommt freiwillig, um noch zu ordnen, was zu ordnen ist. Denn ewig und unwandelbar ist das Gesetz!“

Alle horchten auf.

Die Gräfin aber entgegnete: „Ich weiß, Vater Melcher, daß Ihr an solche Erscheinungen glaubt, und ist nicht Ort und Stunde, dafür oder dawider zu streiten. Und auch nicht darüber" — und hier verbeugte sich der alte General gegen die Gräfin — „ob nicht die Gnade mächtiger und unwandelbarer ist als das Gesetz. Ueber all' das nicht heute. Heute nur das: Ihr wißt, daß er todt ist?"

Der Alte bejahte.

„Nun denn, so seh' ich nicht, was Euch Furcht oder Sorge schafft. Oder mißtraut Ihr dem Manne? Daß er bei Jahren, ist nicht vom Uebel. Es sind nicht die schlechtesten Ehen, wo der Mann sein Ansehen verdoppelt, weil er zugleich ein Vater und Erzieher ist. Ich hab' umgekehrt mehr Ehen daran scheitern sehen, daß dies Ansehen fehlte. Der Baltzer Bocholt aber hat das Ansehen; er ist ein ehrenhafter Mann und wird die Hilde nicht an den Altar gezwungen haben."

Der Alte schwieg.

„Ihr schweigt. Wenn Ihr es anders wißt, so sagt es. Ich hab' eine Theilnahme für das Kind. Ich meine für die junge Frau."

„Nein, er wird die Hilde nicht an den Altar gezwungen haben," wiederholte Melcher Harms die Worte der Gräfin. „Und doch ist es ein Zwang."

„Ihr müßt deutlicher sprechen, Vater Melcher. Ihr seid zu vorsichtig in Eurer Rede."

„Nun denn, Gräfin, sie hat nie vergessen, was er an ihr gethan; aber zugleich auch ist sie die Furcht vor ihm nie los geworden. Und aus Furcht und Dankbarkeit ist es gekommen, und aus Furcht und Dankbarkeit hat sie ja gesagt."

Unter diesem Gespräch hatte sich die Theilnahme des alten Generals, dem in der That ein gut herrnhutisch Herz in der Brust schlug, immer aufrichtiger dem „Erweckten von Emmerode" zugewandt; die Gräfin aber antwortete: „Sörgel und Ihr, Melcher Harms, ihr seid ihr Freund. Aber Ihr wißt doch, was die Leute sagen: sie lebe so müd' und matt in den Tag hinein; und stille Wasser seien tief. Und sei Keiner, dem sie's nicht angethan. Und habe doch selber kein Herz und keine Liebe. Ja, lächelt nur! Ihr seht, ich habe meine Zuträgerschaften. Aber ich mißtraue solchem Urtheil, und nun sagt mir das Eure."

„Wer das Alles von der Hilde gesagt hat, der hat sie gut genug gekannt. Aber er ist auf halbem Wege stehen geblieben. Ja, Gräfin, es ist eine sehnsüchtige Natur, die Liebe will. Und daß ich's sagen muß: auch irdische Liebe. Danach trachtete sie durch Tag und Jahr und wartete darauf und wartet noch. Und ist All' umsonst, wie lang sie warte. Denn ich seh' ihre Zukunft so klar wie die Tanne drüben auf Ellernklipp, und weil sie's auf Erden nicht finden wird, so wird sie's suchen lernen dort oben und wird sich klären und in himmlischer Liebe leben und sterben. Und wird ein Engel sein auf Erden. All' das seh' ich, und sehe nichts mehr von ihrer Schuld und Schwäche. Ja, Gräfin, eine Gebenedeite wird sie sein, sie, die heute nach dem unerforschlichen Rathschlusse Gottes ihres Pflegevaters Frau geworden ist. Und wird die Kraft haben, viel Manchen von uns frei zu beten, zumal auch Einen, den ich heute nicht nennen will."

Er hatte das Alles mit dem ganzen Leuchteblick eines echten Conventiklers gesprochen, der sich seiner Prophetengabe voll bewußt ist, und selbst die jungen Herren, die sich anfangs nur spöttische Bemerkungen über das „Orakel von Emmerode" zugeflüstert hatten, waren still geworden. Der alte General aber, als Melcher Harms jetzt aufstand, stand mit ihm auf und gab ihm das Geleite durch Saal und Halle hin bis an die Wendeltreppe.

Die jungen Offiziere ihrerseits hatten inzwischen ihren Uebermuth wiedergewonnen und zogen sich, ungestört von der Gräfin, in eine Balconecke zurück, die jedem einzelnen einen Blick auf das Thal und das gegenüberliegende Haus des Haidereiters gönnte.

„Sieh, Lothar," sagte der eine, „sie stecken jetzt drüben die Lichter an."

„Aber ohne Hymens Fackel."

„Es wird so schlimm nicht sein," entgegnete der erste wieder. „L'appetit vient... Und nun gar die: blaß und rothblond, und matt und müde. Wir sagen ‚languissant', und ich denke, wir wissen, was es meint."

„Aber languissant ist irdisch. Und du hast doch gehört, mit dem Irdischen ist es für sie vorbei."

„Nicht doch. Er sprach bloß von der Zukunft. Und wenn wir auf die warten, ich mein' auf die Zukunft, so wachsen wir uns auch noch in die himmlische Liebe hinein. Beiläufig, wie denkst du sie dir?"

„Entbehrlich."

Und sie lachten und medisirten weiter.

In des Haidereiters Haus aber wuchs der festliche Lärm, und als spät nach Mitternacht Alles heimkehrte, war Keiner, der nicht versichert hätte, daß dies die lustigste Hochzeit seit Menschengedenken gewesen sei.

„Und je lustiger die Hochzeit, desto glücklicher das Paar."

* * *

Ja, das war der Tag, der unvergessen in Emmerode fortlebte, und nur einer war, der eine beinahe gleiche Theilnahme geweckt hatte, der, an dem es hieß: „Die Störche ziehen, aber in Bocholt's Haus ist einer angekommen." Und so war es; Hilde war eines Kindes genesen, eines Knäbleins mit spärlichem rothblondem Haar, und die weise Frau hatte gesagt: „Es wird nicht alt. Es ist zu hübsch und zu durchsichtig und sieht aus, als wüßt' es Alles."

Und nur zu bald zeigte sich's, daß die weise Frau richtig gesprochen, obschon es anfänglich gedieh und runde rothe Backen hatte. Doch ehe noch ein Vierteljahr um war, konnte Jeder sehen, daß es krank war, denn mit eins wurde es blaß, und seine Wimpern schlossen sich und das Athmen wurde ihm schwer. Und wenn dann der Anfall vorüber war, schlief es ein und nahm keine Nahrung und schlief viele Stunden lang, als wäre es todt. Und dann kniete Hilde vor der Wiege nieder und seufzte leise: „Armes Kind," und küßte es, erst still und dann leidenschaftlich; ach! sie durft' es, ohne Furcht und Sorge, es aus dem Schlafe zu wecken. Das müde Kind schlief eben weiter. Und zuletzt kam Grissel, die, seit das Kind da war, wieder zu Hilde hielt, und schickte die junge Frau hinaus, in Feld oder Garten, „daß sie doch mal was Anderes säh' als das arme kranke Wurm", und setzte sich selbst heran, auf einen Schemel oder eine Fußbank, und sang ihr „Buküken von Halberstadt" mit solcher Gewalt über die Wiege hin, daß es immer war, als ob sie dem Kinde was von ihrer eigenen Lebenskraft einsingen wollte. Und dabei ging die Wiege wie auf hoher See. Wenn dann aber ein neuer Anfall kam, so holte sie heiße Tücher vom Ofen oder aus der Küche her und legte sie auf den Leib des Kindes; denn sie hatte ganz bestimmte Heilmittel und ging davon aus, daß es ein „Reißen" sei; „Kinder hätten immer das Reißen, und sei kein Unterschied, ob in Kopf oder Zahn, oder Ohr oder Leib." Aber die heißen Tücher machten es nur schlimmer, und die heftigen Anfälle minderten sich erst, als Grissel eines Tages mit dem alten Melcher Harms gesprochen und dieser ihr gesagt hatte: sie solle die heißen Tücher lassen und statt ihrer einen



Doppel-Species oder einen großen Mansfelder Thaler auf die Herzgrube des Kindes legen. Und wenn er da drei Vaterunser lang gelegen, dann solle sie den Species oder den Mansfelder wieder fortnehmen und einen neuen hinlegen. Denn das Kind brauche Kühle, nicht aber Hitze.

Das half denn auch, wenigstens auf Wochen hin, und der alte Melcher Harms würde vielleicht noch weiter geholfen und jedenfalls der Mutter ein Trosteswort gesprochen haben, wenn er nur hätte ins Haus kommen und das Kind sehen dürfen. Aber das litt der Haidereiter nicht, und als Hilde sich ein Herz nahm und es bei sich bietender Gelegenheit in bestimmten Worten von ihm erzwingen wollte, wurde er roth und sah so bös aus wie früher, wenn ihm die Zornader schwoll. In allem Anderen aber war er stiller geworden und weniger streng und ließ Vieles hingehen, und nur gegen den Melcher Harms, wie Hilde mit jedem Tage mehr erfahren mußte, verblieb ihm ein Groll, der um so tiefer saß, als er sich mit dem mischte, was er sonst nicht kannte: mit Furcht. Er muthmaßte nämlich, daß der Alte damals, als er an seinem Bette gewacht, allerlei von dem, was das Fieber auszuplaudern pflegt, gehört haben müsse. Von diesem Verdacht konnte er nicht los, und eines Tages, bald nach der Hochzeit, wurde es ihm wie zur Gewißheit.

An diesem Tage war Melcher Harms wie gewöhnlich des Weges gekommen, seinen Spitz neben sich und sein Strickzeug in der Hand, und die Kühe des Haidereiters, als sie das Läuten von fern her gehört, waren von selbst aus der offenen Stallthür getreten und hatten sich angeschlossen. Alles wie sonst. Und so war der Alte vorbeigezogen, mit einem Gruß gegen Hilde, die, blasser noch als gewöhnlich, an dem offenen Fenster gestanden hatte. Hinter dem Gehöft aber war er nicht nach rechts hin auf die Berglehne hinaufgebogen, sondern hatte, weil die Sieben-Morgen schon abgeweidet waren, Alles weiter thalaufwärts, auf Diegel's Mühle zu, getrieben. Ueberall stand Unterholz, und der schmale verwachsene Weg hielt ihm von beiden Seiten her die Heerde zusammen. Und so war er bis dicht an den Fuß von Ellernklipp herangekommen und hatte schon das Elsbruch oder doch die Vorläufer davon zu seiner Rechten, als sein Spitz, ein altes abgerissenes Stück Zeug zwischen den Zähnen, aus dem Gebüsch herauskam und es zu Füßen seines Herrn niederlegte. Der bückte sich, und weil er sparsam sein gelernt hatte, nahm er's auf und that es in seine Ledertasche. Und siehe, es traf sich, daß er auf der Stelle fast einen Nutzen daraus ziehen sollte. Denn als sie wenige Minuten später aus dem Bruche wieder heraus waren und eben etwas lehnan an einem Plankenzaune vorbei wollten, wurde die vorderste von des Haidereiters Kühen in die Planken hineingedrängt und riß sich an einem rostigen alten Nagel das Fleisch dicht über dem Knöchel auf. Es blutete heftig, und Melcher, als er's sah, legte den Leinenlappen, den ihm sein Spitz aufgestöbert hatte, sorglich um die Wunde herum.

So verging der Tag.

Als aber Joost am Abend in der Stallthür stand und beim Anblick der rückkehrenden Heerde gewahr wurde, daß die Braune, die die beste Milchkuh war, lahm ging und bei jedem Schritt einknickte, rief er den Haidereiter, daß er käme und sähe, was es sei. Der kam denn auch und wickelte zunächst den Verbandlappen wieder ab. Als er ihn aber in Händen hielt und sah, daß es das Stück Sacktuch war, das er damals abgerissen und um den Spatenstock gewickelt hatte, kam ihm ein Schwindel, und er fiel ohnmächtig an

der Stallthür nieder. Und in der Nacht sprach er wieder irr, und Alle glaubten, daß er einen Rückfall in die schwere Krankheit haben werde. Doch er überwand es, und eine Woche später ging er wieder in den Wald und hatte seinen Muth und seine Farbe wieder; nur dem Melcher Harms wich er aus, weil es bei ihm feststand, er habe es ihm zeigen wollen. Darin aber ging er fehl. Alles war Zufall gewesen (wenn es einen Zufall giebt), und nur in dem Einen traf er's, daß der Alte, so wenig er einen bestimmten Beweis in Händen hatte, vor sich selber fest überzeugt war: der Haidereiter wisse nicht bloß um Martin's Tod, sondern sei schuld daran.

Unter allen Umständen aber war es von dem Tage an, daß Baltzer Bocholt erklärt hatte, den Melcher Harms in seinem Hause nicht mehr sehen zu wollen. Ja, sein Groll war weiter gegangen und hatte von Hilde gefordert, daß sie die Freundschaft mit ihm fallen lasse. Das passe sich nicht für sie. Die Gräfin oben, die dürfe das. Aber eines Haidereiters Frau, die müsse sich in ihrem Stand halten und dürfe nicht Freundschaft haben mit einem Schäfer.

Und Hilde widersprach nicht und unterwarf sich in Allem.

Als aber das Kind kam und kränkelte, da schickte sie doch die Grissel heimlich hinauf und ließ fragen, und als es immer schlimmer ward und auch der Species und der große Mansfelder Thaler auf der Herzgrube nicht mehr helfen wollten, da faßte sie sich ein Herz und stieg selber hinauf auf die Sieben-Morgen und brachte dem Alten oben das Kind, daß er sähe, was es sei. Und er legte sein Ohr an die Brust des Kindes und behorchte den Athem und wie das Herz ging. Und dann gab er es ihr zurück und sagte: „Ja, Hilde, das Kind ist krank."

„Ach, was ist es? Ihr seid so klug, Melcher Harms. Macht es mir wieder gesund. Ihr kennt alle Kräuter und habt so viele Mittel und Sprüche. Helft ihm doch. Seht, es ist mein Ein und Alles. Und wenn es stirbt, so habe ich nichts mehr. Denn ich werde kein anderes haben. Und ich will auch kein anderes; nein, nein! Ach, weiß es Gott, ich habe mir auch dieses nicht gewünscht. Aber nun ist es da und sieht mich immer so still und so traurig an, und nun möcht' ich doch, es bliebe mir. Und ist mir mehr werth als die ganze Welt. Und mir ist, als lebt' ich nur noch, daß ich ihm mit Thränen und Küssen den Blick fortschaffe. Ja, das möcht' ich, Melcher Harms. Und daß es mal lächelt und ohne Klag' und Vorwurf. Und ist mir gleich, ob Ihr ihm Kräuter gebt oder ob Ihr es besprecht. Ich will nur, daß es lebt und nicht mehr so traurig sieht."

Er hatte der jungen Frau Hand genommen und sagte: „Was ich wußte, Hilde, das hab' ich gesagt. Und da hilft kein Kraut, von dem ich weiß."

„Ach, so betet es gesund."

Er schüttelte den Kopf. „Du bist noch jung. Wer aber alt ist, der weiß, mit dem Beten ist es ein eigen Ding und ist nicht wohlgethan, es eigensinnig von Gott abringen zu wollen. Er willfahrt uns, denn das Gebet ist mächtig mitunter, aber er thut es widerwillig, und ich habe noch keinen Segen davon gesehen. Und darum mag ich's nicht. Und ist was Gewaltsames dabei. Nein, Hilde, laß es. Aber irdisch Wissen und irdische Mittel, die sind erlaubt, und so rath' ich dir, versuch' es mit dem alten Schliephake drüben und fahr' hinüber nach Ilseburg. Der ist klug und hat deinen Mann aus der großen Krankheit wieder aufgebracht. Und wenn wer helfen kann, so wird der helfen. Aber du mußt dich eilen und deinem Mann nicht sagen, daß ich dir's gerathen habe, sonst sagt er nein. Denn er

mißtraut mir und glaubt, daß ich Uebles gegen ihn im Schilde führe. Darum nenn' ihm meinen Namen nicht... Du bist ja 'ne Frau und wirst dir zu helfen wissen."

Und sie versprach es lächelnd und ging. Und der Alte sah ihr nach. Aber es war die Hilde nicht mehr, die, die Butte auf dem Kopf und die rechte Hand in die Seite gestemmt, auf die Sieben-Morgen hinaufgestiegen war.

Elend war sie, elend und lebensmüde wie das Kind, das sie weinend an ihrem Busen barg.

* *
*

Hilde that nach des alten Melchers Rath, und es vergingen nicht drei Tage, so hielt der kleine Jagdwagen vor der Treppe des Hauses, und Hilde stieg auf und ließ sich das Kind reichen, das heute das Köpfchen fast verdrießlich in die Kissen barg. Es war, als ob es wisse, was ihm diese Fahrt bedeute. Zuletzt erschien auch der Haidereiter, schwang sich über das Rad weg auf den Vordersitz hinauf und nahm die Leinen aus Joost's Hand, der schon vorher das Büchsgewehr in den anderen Eckplatz gestellt hatte. Denn in Ilseburg war Freischießen, und Baltzer, der seit Jahr und Tag nicht hinübergekommen war, wollte mal wieder mit dabei sein.

Und nun zogen die Pferde an, und Griffel, die dem Fuhrwerke nachsah, sagte zu Joost: „Oll Schliephake... Klook is he... Awers wat helpt et? He wahrd ook nich veel ut em moaken."

„Worüm sall he nich?"

„Wiel uns' Lütt utgeiht as 'n Licht... Un weetst, wat ick disse Nacht siehn heww?"

„Nei. Wohier sall ick?" antwortete Joost.

„'n Sarch wier et... Un stunn upp unsen Floor."

„Un wihr leeg in?"

„Ick künn et nich recht siehn. Een witt Doog leeg dröver, un ick glöw', et wihr de Lütt... Un denn wihr et ook wedder so grot."

„Se seggen joa, dat bedüt' ümmer wat Goods."

„Joa, vör twelven."

Und während sie so sprachen, fuhr der Wagen durchs Dorf und alsbald an einer hohen, etwas zurücktretenden Berglehne hin, über deren Tannenwald ein bläulicher Nebel lag. Aber zur anderen Seite der Straße dehnte sich Alles in klarer Luft: Brach- und Stoppelfelder und dazwischen ein paar verspätete Haferstreifen. Und wo das Feld inmitten des Flachlandes leise wieder anstieg, standen ein paar Burgtrümmer und Schindelthürme.

Die Bocholt'schen Eheleute sprachen nicht. Baltzer hatte mit den Pferden zu thun, die seit ein paar Tagen nicht herausgekommen waren, und Hilde sah auf das Kind und mühte sich, ihm ein Lächeln abzugewinnen. Umsonst, es wollte nicht lächeln und wandte sich unwirsch ab, als es merkte, daß es sich durchaus freuen solle. So ging es unter den schwer tragenden Apfelbäumen hin, die von links und rechts her den Weg einfaßten und Hilden einmal über das andere mit einer Zweigspitze streiften. Einmal griff sie danach, riß einen Apfel ab und hielt ihn dem Kinde hin. Und sieh, es lächelte und streckte die Hand danach. Und nun lächelte auch Hilde.

So ging die Fahrt, und als sie den halben Weg hatten und den Berg hinauf waren, der hinter einem der alten Klosterdörfer ansteigt, sahen sie das schöne Ilseburg mit seinem Thurm und seinem Schlosse vor sich liegen, und an einem ausgestorbenen Kirchhof entlang, über dessen eingefallene Gräber hin eine ganze Wildniß von Hollunder und Hagebuttensträuchern wuchs, fuhren sie durch ein

seitwärts gelegenes Gatter in das Städtchen hinein.

In allen Straßen war Lust und Leben, und Baltzer freute sich von Herzen, mal unter Menschen zu sein und etwas Anderes zu sehen als eine weinende Frau. Das mit dem Kinde hielt er für nicht so schlimm und entsann sich mit einem gewissen Behagen, daß ihm in seinen jungen Jahren von seiner Mutter immer wieder und wieder erzählt worden sei, er sei klein und dürftig und überhaupt ein schwächliches Kind gewesen. Und so stand ihm denn fest, daß ihm der alte Schliephake, den er von seiner großen Krankheit her schätzte, nicht bloß einen guten Rath, sondern auch einen guten Trost geben werde. Warum sollte es denn auch ein schwächliches Kind sein?

An der Ilsenbrücke war ein Wirthshaus mit einem an einem Arm hängenden Schilde, darauf ein goldener Ritter mit geschlossenem Visir abgebildet war. Muthmaßlich ein alter Emmeroder Graf. An diesem Wirthshause hielten sie, stiegen ab und gingen nach einer kurzen Zwiesprach mit der Wirthin auf des Doctors Haus zu, das in nächster Nähe gelegen war.

Sie fanden ihn in einer Hinterstube, gerade damit beschäftigt, über den Hof hin einen ganzen Regen von Gerstenkörnern auszustreuen. Denn er war ein leidenschaftlicher Tauben- und Hühnerzüchter, und wenn die zwei jungen Hähne, die den Hof beherrschten, die Glucken und Küken nicht nahe genug heranließen, so griff er in eine neben ihm stehende Schüssel mit Kartoffeln und Mohrrüben und warf die Stücke mit solcher Geschicklichkeit nach den allzu Zudringlichen, daß sie, kollernd und krähend, auf ein paar Augenblicke das Feld räumten. Er nannte das seinen „Schutz der Wittwen und Waisen“ und verschwor sich hoch und theuer, daß die ganze Welt in derselben Weise regiert werden müsse.

Die Bocholt'schen Eheleute hatten nach einer halb herzlichen, halb verlegenen Begrüßung am Sophatische Platz genommen, und Hilde säumte nun nicht länger, unter einem Strome von Thränen Alles vorzutragen, was ihr das Herz bedrückte. Baltzer wollte verbessernd dazwischen sprechen, aber der Doctor wies ihn mit einer leisen Handbewegung zurück und sagte: „Nicht doch, Bocholt. Eine Mutter sieht immer am besten. Und jedenfalls besser als ein Vater.“ Und danach nahm er das Kind aus den Kissen und behorchte seinen Athem und den Schlag seines kleinen Herzens, ganz wie Melcher Harms es seinerzeit gethan hatte.

Das waren erwartungsvolle Minuten. Endlich aber gab er das Kind an Hilde zurück und sagte: „Geht ins Freie mit ihm, liebe Frau. Die Luft ist zu schwül und zu drückend hier. Und Luft ist Alles für das Kind. Ich will aber doch etwas aufschreiben, zur Erleichterung, und es Eurem Manne geben... Er kommt Euch dann nach.“

All das klang ihr nicht gut und trostreich, und sie sah wohl, daß er allerlei Dinge zu sagen hatte, die sie nicht hören sollte. Sie ging aber, und als Schliephake, der ihr mit dem Ohre gefolgt war, die Hausthür ins Schloß fallen hörte, schob er seinen Stuhl näher an Baltzer heran und sagte: „Ich wollt' erst Eure Frau fort haben; Ihr aber, Bocholt, Ihr müßt es hören können... Es muß sterben.“

Baltzer Bocholt fuhr zusammen und sagte dann, indem seine Stimme stotterte: „Warum sterben?“

„Weil es kein Leben hat. Es ist welk, so welk, daß jede Stunde Leben ein Wunder ist.“

Aber das gefiel dem Haidereiter nicht, der ein dünkelvoller Mann war und in seinem Dünkel auch auf seine Kraft und Kernigkeit große Stücke hielt. Und er antwortete mit sichtlicher Verstimmung:

„Ich bin ein gesunder Mann, Doctor, und hab' eine junge Frau."

Schliephake lächelte vor sich hin und sagte, während er seine Hand vertraulich auf des Haidereiters Knie legte: „Wohl, ich seh' schon, es mißfällt Euch, und Ihr hört nicht gern von dem welken Kind. Aber daß ich's Euch sage, Baltzer Bocholt, mit unserer Kraft ist nichts gethan, und ist nicht besser damit als mit unserem Wissen. Alles ist Stückwerk und nichts weiter."

Er schwieg eine Weile. Als er aber wahrnahm, daß ihn der Haidereiter immer noch verwundert ansah, nahm er wieder das Wort und sagte: „Ja, Baltzer Bocholt, Ihr starrt mich an. Aber seht, unsere Stunden sind nicht gleich, und an der Stunde hängt Alles. Und oft auch am Augenblick. Ihr seid ein rüstiger Mann, und Eure fünfzig haben Euch noch nicht viel gethan. Es stimmt noch in Brust und Rückgrat, und von dem bischen Grau sprech' ich nicht, das kleidet Euch. Aber wie steht es hier?" und dabei stieß er leise mit dem Finger auf Baltzer Bocholt's Herz.

Der verfärbte sich.

„Und," fuhr Schliephake fort, „wie steht es mit Eures Weibes Herz? Ihr sollt mir die Frage nicht beantworten, und vielleicht auch könntet Ihr's nicht. Denn wer liest in anderer Leute Herzen und nun gar in eines Weibes Herz! Aber das will ich Euch sagen: auf das Herz kommt es an; das Herz entscheidet. Und wo Freude wohnt, da giebt es Leben, und wo Leid wohnt, da giebt es Tod. Und das Leid hat eine große Gevatterschaft: Angst und Noth und Kummer und Reu. Und wenn Ihr so feste Rippen hättet wie der Halberstädter Roland, und es zehrte was hier, so wäre es nichts mit Eurer Kraft. Und an Jedem zehrt es mal, mal so mal so, und wandelt ihm die Kraft in Unkraft. Im Letzten freilich ist Alles Geheimniß, es heiße nun Leben oder Tod. Aber das ist gewiß, Eures Kindes Herz ist krank, und es muß sterben."

Ein Verdacht, ähnlich dem, den er gegen Melcher Harms hegte, schoß einen Augenblick in des Haidereiters Herzen auf. Aber er bezwang sich rasch wieder und dankte dem Alten für seinen Rath, so schmerzlich ihm derselbe gewesen. Und danach bat er ihn noch, ihm, wie er's vorgehabt, etwas für das Kind aufschreiben zu wollen, wenn auch nur zum Schein und um der Frau willen. Und als er den Zettel in Händen hatte, ging er murmelnd und kopfschüttelnd aus dem Hause, um Hilden aufzusuchen.

Er war fest entschlossen, ihr von dem angeblich hoffnungslosen Zustande des Kindes nichts zu sagen, und fand sich um so leichter in diese Rolle hinein, als des alten Schliephake Wort ihn noch viel mehr verdrossen als betrübt hatte. Wohl, er liebte das Kind; aber wenn es doch nicht leben konnte, so war es am besten todt.

Er blieb nicht lange mit Hilde, ging vielmehr bald auf die Wiese hinaus, wo das Freischießen schon im Gange war, und freute sich, als er von der angeheiterten Gesellschaft mit einem Hoch empfangen wurde. Hart am Scheibenstande plätscherte die Ilse vorüber; am anderen Ufer aber stieg der Unterbau des alten Schlosses auf, und von allen Seiten her schmetterte Musik und klang aus den Bergen wieder.

„Nun, Haidereiter," rief ihm einer von den Ilseburgern zu, „schießt für mich. Ich bin an der Reihe, so habt Ihr den ersten Schuß." Und er nahm es an. Aber die Kugel traf nur den Rand, und allerlei Stichelreden wurden laut, die den Alten in seiner Eitelkeit und Standesehre verdrossen, so wenig böse sie gemeint waren. Und als auch ein zweiter Schuß wieder ein Fehlschuß war oder doch nicht viel besser, verließ er auf Augenblicke

den Schießstand, um in der Budenreihe, die den Schützenplatz einfaßte, sein Glück zu versuchen. Er wollte dem Kinde ein Spielzeug gewinnen, oder vielleicht war auch ein Aberglaube dabei, und so warf er denn dreimal und zuletzt so heftig, daß der eine der drei Würfel über die Bande sprang. Aber er blieb jedesmal unter zehn, und weil er nicht mit leeren Händen heimkehren wollte, wie wenn er des Kindes gar nicht gedacht habe, so sah er sich gezwungen, Einiges von dem Spielzeug zu kaufen.

Und danach ging er auf einem Umwege wieder an den Schießstand zurück.

Auf diesem aber stellte man eben das Schießen ein, und er kam nur noch zu rechter Zeit, um sich einem abziehenden Trupp Osteroder, deren Wiesen und Aecker mit Emmerode grenzten, zu gemeinschaftlicher Rückfahrt anzuschließen, allerdings erst nachdem man vorher noch in dem großen und langgebauten Erfrischungszelt, an dessen Flaggenstange das braunschweigische Roß flatterte, gevespert und natürlich auch einen guten Trunk genommen haben würde. Und nicht lange, so saßen sie, Jung und Alt, um die langen, aufgenagelten Tische her und sprachen dem Einbecker Biere zu, das in diesem Zelt am besten und frischesten zu haben und eben deshalb auch eines besonderen Zuspruchs sicher war. Auch ein paar Ilseburger, die mit dem Haidereiter Freundschaft oder Gevatterschaft hielten, hatten sich eingefunden, und weil das gute Bier Allen die Zunge löste, so gab es bald ein Erzählen von Krieg und Frieden und am meisten von den hannoverschen Rothröcken, die mit übers Wasser müßten, ohne Recht und Ordnung. Und sei 'ne Schand'. Aber zuletzt kamen Alle wieder auf das Nächstliegende zurück und sprachen von Diegel's Mühle, die ja nun verkauft werden solle, nächsten Freitag schon, und auf siebentausend Gulden werde sie wohl kommen, oder noch höher, weil ja das ganze Elsbruch zugehöre, mitsammt dem Kamp oben und Ellernklipp.

All das hatte sich bald an diesen und bald an jenen gerichtet, als aber das Wort Ellernklipp fiel, beugte sich einer von den Osterodern vor und rief über den Tisch hin: „Is et denn woahr, Haidereiter, wat se seggen?"

„Was?" fragte dieser.

„I, se seggen joa, et spökt upp Ellernklipp. Un schreegt und röppt."

„Unsinn," preßte Baltzer heraus. „Und was ruft's denn?"

„Vader, röppt et. Uemmer man dat een."

Und der Haidereiter, der eben den Krug erhoben hatte, setzte wieder ab.

„Ich denke, wir machen uns auf den Weg."

Alle waren einverstanden.

Und nachdem man noch verabredet hatte, sich bei der oberen Schloßbrücke treffen und, weil Mondschein sei, den Weg durch die Berge nehmen zu wollen, trennte man sich in Scherz und guter Laune.

Der Haidereiter aber ging erregt in die Stadt zurück, um Hilden und das Kind aus dem Wirthshause abzuholen.

* * *

Eine halbe Stunde später hielt Alles an verabredeter Stelle. Es waren Wagen und Fußgänger bunt durch einander, was aber ihre Kameradschaft und ihr Zusammenbleiben nicht störte, da die Wege so schlecht und so steil waren, daß auch die Fuhrwerke nur im Schritt fahren konnten.

Ein Trupp Emmeroder, blutjunges Volk, auch einige Mädchen, eröffnete den Zug, und sie sangen, als sie zwischen den Bäumen hin die Schlucht hinaufzogen:

Ich kann und mag nicht sitzen,
Mag auch nicht lustig sein.
Mein Herz ist mir betrübet,
Feinslieb von wegen Dein . . .



Und Hilde mußte des Abends gedenken, wo sie mit Martin das letzte Mal das Lied gesungen hatte. Das waren nun erst drei Jahre; aber ihr war, als läge ein Leben dazwischen.

Am Ilsenstein bog ihr Weg links ab, und man bewegte sich immer langsamer, weil es immer mehr und mehr zu dunkeln begann und überall die Baumwurzeln über den Weg gewachsen waren. An vielen Stellen lagen auch Steine quer über, auf die dann die Vorderen aufmerksam machten, wenn es nicht glücken wollte, sie bei Seite zu schaffen. Und dann gab es freilich immer noch einen tüchtigen Stoß; aber die Wagen waren doch so fest gebaut — Achsen und Rad aus gutem Harzer Holze —, daß Alles glücklich aus der Schlucht heraus und bis an das Hohensteiner Gasthaus kam, wo der Weg, von alter Zeit her, in zwei Richtungen ging und alles Osterodesche nach rechts und alles Emmerodesche nach links mußte.

Baltzer hielt hier und stieg ab, um einen Trunk zu nehmen; als er aber wahrnahm, daß Hilde bang und unruhig wurde und Gesellschaft haben wollte, fuhr er, ehe er noch sein Krügel geleert, auf der großen Straße den Emmerodern nach, die schon an tausend Schritte voraus waren. Er sah denn auch bald das Blitzen ihrer Windlichter wieder, die sie von dem Hohensteiner Gasthaus her mitgenommen hatten, und war — indem er auf dem etwas besser gewordenen Wege die Pferde scharf antraben ließ — eben schon bis dicht an sie heran, als es einen heftigen Ruck gab und Hilde von der einen Seite des Wagens auf die andere geschleudert wurde. Das Rad war gebrochen, und nur mit Anstrengung hatte sie sich, ihr Kind im Arm, an der Lehne des Vordersitzes festgehalten.

Anfangs dachte man, ohne sondere Mühe Rath und Hülfe schaffen zu können; waren doch Hände genug am Platze und auch bereit; als sich aber herausstellte, daß kein Schraubenzieher da war und überhaupt nicht mehr und nicht weniger als Alles fehlte, so kam man zu dem Entschlusse, daß der Haidereiter mit Frau und Kind den Rest des Weges zu Fuß machen, ein paar von den Emmeroder Burschen aber einen Baum und einen Strick aus einem abwärts gelegenen Kohlenmeiler herbeischaffen und über lang oder kurz mit dem nothdürftig wieder in Stand gesetzten Gefährt auf der großen Straße nachkommen sollten.

Und so geschah's; und nicht lange, so brach man wieder auf und setzte fröhlich und guter Dinge den Heimweg weiter fort, Hilde mit unter den Vordersten, Bocholt aber im Nachtrab und in allerlei Gespräch mit dem Sägemüller.

Es war ein Gespräch, das ihn mehr als gewöhnlich in Anspruch nahm, und so kam es, daß er einer starken Biegung nicht achtete, die die Vordersten des Zuges inzwischen gemacht hatten. Aber nun endlich sah er's und fuhr zusammen und sagte: „Was soll das? Wohin gehen wir?"

„Upp Ellernklipp to. Is joa dat Nächst'. Un groad' för Ji, Haidereiter."

Dem aber war es, als drehe sich ihm Alles im Kopf herum, und nur mit Mühe hielt er sich an dem Gebüsche fest, das neben dem Wege hinlief. „Ist das ein Tag!" Und dann fing er an zu lachen und waffnete sich mit Trotz, vielleicht in einem Vorgefühl, daß er ihn brauchen werde.

Das Gespräch war inzwischen wieder aufgenommen worden, aber er hörte nicht mehr; er starrte nur noch vorwärts in die zerklüftete Wald- und Bergesmasse hinein, und mitunter, wenn eine offene Stelle kam, war es ihm, als sähe er hoch oben den Schattenriß der schrägliegenden Tanne. Ja, die Vordersten mußten schon daran vorüber sein, und er tappte sich

langsam und vorsichtig ihnen nach. Und nun waren es keine zehn Schritte mehr, und er blieb stehen und horchte nach der Tiefe hin und sagte zu dem dicht neben ihm gehenden Alten: „Ich glaub', es ruft... Habt Ihr nichts gehört, Sägemüller?"

„Nei..."

Baltzer lächelte vor sich hin und wußte nun, was er wissen wollte, daß es eine Sinnestäuschung gewesen und daß es nicht unten in dem Elsbruch, sondern in ihm selber gerufen habe. Dennoch erschrak er bis in seine tiefste Seele hinein, als der Alte, der wieder hinabgehorcht hatte, mit einem Male sagte: „Awers nu, Haidereiter. Joa. Nu hür' ick't... Et röppt."

Und wirklich, es war, als riefe was. Und als der Haidereiter in eben diesem Augenblicke sich umsah, sah er, daß der Vollmond hinter dem Tannenwald aufstieg. Und er schrie laut auf und sagte, während er seine letzte Kraft zusammenraffte: „Geht nur. Geht immer vorauf. Ich muß sehen, was es giebt. Und sagt meiner Frau, daß ich nachkomme. Geht."

Und der Sägemüller, dem es unheimlich geworden war, ließ ihn allein und ging in raschem Schritte den Anderen nach, die schon, am Außenrande von Kunerts-Kamp hin, wieder abwärts stiegen.

Und an eben diesem Gelände hin zog auch der Vortrupp, die Burschen und Mädchen, die dicht hinter Ellernklipp ihre frühere Weise wieder aufgenommen hatten:

Er nahm aus seiner Taschen
Ein Messer scharf und spitz ...

Und nun schwieg das Lied und brach ab, denn ein Schuß fiel und hallte durch die Berge wider. Aber es war ja Jagdzeit und Besuch auf dem Schloß, und in einem weinerlichen Tone sangen sie gleichgültig danach weiter:

Ach, reicher Gott vom Himmel,
Wie bitter ist mein Tod.

* *
*

Auch Hilde hatte den Schuß gehört, ohne sich viel darum zu kümmern, und sang nur leise mit und freute sich; denn das Kind auf ihrem Arme war eingeschlafen und athmete so still und ruhig, als ob es der erste Tag seiner Gesundheit wäre. „Ach, wenn es leben bliebe!"

Und so stiegen sie gemeinschaftlich die Berglehne hinunter, und Hilde horchte noch dem Gesange nach, als sie sich vor des Haidereiters Hause von ihrer Begleitung getrennt hatte. Gleich danach aber kam Grissel und nahm das Kind und ließ sich erzählen, und war wie gewöhnlich voll guter Lehren und wußte ganz genau, wie's hätte gemacht werden müssen. Auch das mit dem Jagdwagen. Aber mit dem Alten, da sei nichts mehr. Er sei zu eigensinnig und wolle immer mit dem Kopf durch die Wand.

Eine ganze Weile ging so das Geplauder, und Beide waren eigentlich froh, den Haidereiter nicht mit dabei zu haben. Endlich aber wurde Hilde doch stutzig und wunderte sich, daß der Vater noch nicht da sei. Denn sie nannte ihn noch immer so. Grissel aber wollte von Angst und Sorge nichts wissen und sagte nur: „Er hat den Schuß gehört, und da versteht er keinen Spaß und sieht, was es ist. Es fängt ohnedies das Wildern wieder an, weil er's eine Weile hat gehen lassen. Und das verdrießt ihn. Und gieb Acht, er macht's ein Ende."

Hilde ließ es gelten. Als aber wieder eine Zeit um war, sagte sie: „Wir müssen ihn suchen gehen. Und sage nicht nein. Und wenn Niemand geht, so geh' ich selber. So furchtsam ich bin."

Und all' das sagte sie so bestimmt, daß der Grissel auch der Gedanke kam, es könne was passirt sein. Und so ging sie zu Jooft in den Stall, um ihn fortzuschicken.

Der machte sich auch auf den Weg, und der jungen Frau wurde wieder freier

ums Herz, als sie sah, daß wenigstens etwas geschah. Aber sie hatte doch keine Ruhe und ging hin und her und sah den Weg und das Gebüsch hinauf, von wo der Vater jeden Augenblick kommen mußte. Und wenn nicht er, so doch Joost.

Und so war sie schon viele Male auf die Treppe hinausgetreten. Immer vergeblich. Aber jetzt klang es ihr wie Stimmen und war ihr, als ob sie dicht an der Stelle, wo die zwei Silberpappeln standen, einen Schatten und eine Bewegung sähe. Und wirklich, es war so, und über eine lichte Stelle weg, auf die gerade das Mondlicht fiel, erkannte sie vier oder fünf Gestalten. Und es war ihr, als trügen sie was. Und auf einen Schlag stand wieder der Tag vor ihrer Seele, wo sie den Maus-Bugisch auf eben diesem Wege herangeschleppt hatten, und eine furchtbare Angst befiel sie, daß sich ihr das Grauen jenes Tages erneuern könne.

Sie wollte Gewißheit haben, je früher, je besser, und schritt rasch und entschlossen die Stufen hinunter und dem Zug entgegen. Als aber Joost ihrer ansichtig wurde, ließ er halten und winkte, daß sie von der Straße weggehe und wieder ins Haus zurücktrete.

Vergebens! Sie blieb angewurzelt stehen und wartete, bis Alles heran war.

Und nun nahm sie die Tannenzweige fort, die die Träger über das Antlitz des Todten gedeckt hatten.

Es war Baltzer Bocholt, der ihr — ein paar Blutstropfen in seinem grauen Bart — ernst und beinahe finster entgegenstarrte.

* *
*

Wochen waren vergangen.

Ein heller Octobertag lag über dem Thal, die Sonne blitzte hoch im Blauen, und wer ins Thal kam und sein Auge nicht bloß auf den Weg richtete, der freute sich der Berglehnen, die jetzt ganz in Roth standen, und der breiten Wiesenstreifen dazwischen, die nach dem Nebel, der über Nacht gefallen, überall jetzt von Thau glitzerten.

Alles war hell und still, am stillsten aber des Haidereiters Haus, das man bei seinen weit offen stehenden Thüren und Fenstern für unbewohnt hätte halten können, wenn nicht das Auffliegen der Tauben und das Gackern der Hühner und dazwischen ein tactmäßiges Schlagen und Klopfen das Gegentheil verrathen hätte. Das Schlagen und Klopfen aber rührte von Joost und Griffel her, die die Kissen des hochlehnigen Sophas aus der guten Stube von ihrem Sommerstaube zu reinigen trachteten. Und daneben lagen Leinwandkappen, die für den langen Winter darüber gezogen werden sollten, — für den langen Winter und vielleicht für länger noch.

Ja, es waren unsere plauderhaften alten Freunde, die sich übrigens heute, so lange sie bei dem lauten und lärmenden Theil ihrer Arbeit waren, eines vollkommenen Schweigens befleißigten. Immer aber, wenn wieder eine der Kappen übergezogen wurde, benutzte Griffel den stillen Moment, um das vorher unterbrochene Gespräch an bestimmter Stelle wieder aufzunehmen, ein Gespräch, das sich selbstverständlich um die letzten drei Wochen: um den Tod des Haidereiters und seines noch in derselben Nacht ihm nachgestorbenen Kindes drehte. Wohl auch um das Gerede der Leute darüber, ja darüber zumeist, und wer von dem Garten oder dem Heckenzaune her ihrem Gespräch hätte folgen können, der hätte bald heraushören müssen, daß es vorzugsweise „die getrennten Grabstellen" waren, was alle Welt in Verwunderung gesetzt hatte. Dem alten Haidereiter nämlich, von dem es in Sörgel's Leichenrede geheißen hatte, daß er im Kampf erschossen worden sei, hatte man sein Grab an einer neuen, etwas bergan gelegenen Stelle gegeben, während

das Kind innerhalb des Bocholt'schen Grabgitters mit den neuvergoldeten Kugelknöpfen, an der Seite der ersten Frau begraben worden war. Ueber diese Verwunderlichkeit hatte man im Dorfe, wie sich denken läßt, nicht weggekonnt, und Joost, der immer mit der Mehrheit ging, meinte denn auch genau das, was die Leute meinten, und versicherte: Hilde habe ihn, den Alten, seiner ersten nicht gegönnt, und wenn sie nun stürbe, dann käme sie neben ihn... Und das Kind, das kleine, kranke Wurm, na, du mein Gott, das hätte sie so hingelegt, wo's sei, da oder da, und hätte doch auch so thun müssen, als ob Alles in Richtigkeit und ein Herz und eine Seele wäre. Versteht sich. Und nichts von Eifersucht oder so.

Dies war unzweifelhaft eine von Joost's längsten Auseinandersetzungen, und als er fertig war und sich selber anstaunte, so lange gesprochen zu haben, stieß ihn Grissel mit dem Ausklopfer vor die Brust und sagte: „Bist un bliewst en Schoap un redst allens nah. 't is joa dumm Tüg. Geih doch hen un kuck di dat Gitter an. Doa wihr joa keen Platz mihr in — för'n utwass'nen Minschen 'wiß nich, un sülwst uns' lütt Worm hebbens ook man eben noch intwängt."

„Joa, awers worüm? Doa wihr joa Platz noog bien Ollen. He is joa de ihrst, de doa liggen deiht. Un worüm liggen se nich tosoam, de Oll un de Lütt?"

Grissel schüttelte den Kopf, um auszudrücken, daß er noch dümmer wäre, als sie gedacht, und sagte dann: „Ick weet nich, Joost, bist nu so lang all int Huus un weetst nich, dat se ümmer 'n Grul för em hett. Ick will nich groadto seggen, se freugt sich, dat he dod is. Ne, so wat will ick nich seggen. Un ick weet et ook nich. Awers dat weet ick, et paßt ehr, dat he so'n beten aff liggt un dat se nich ümmer an em vorbi möt, wenn se dat Lütt besooken will. Gott, lütt wihr et joa man un ümmer Wehdoag. Awers et wihr doch Allens, wat se hett. Un is ook hüt noch allens, wat se hett. Un jeden Dag sitt se joa doa un kuckt un weent."

„Joa, joa, dat deiht se," bekräftigte Joost, der schon wieder anfing, ungestimmt zu werden.

„Un sien ihrste Fru," fuhr Grissel fort, die der Unterbrechung nicht achtete, „dat weet se woll, de deiht ehr nich veel. Un dorüm hebben se dat lütte Worm in dat smoale Gitter mit intwengt. Awers wenn dat lütte Graff mit Oll-Baltzern sien in eens wihr o'r ook man dichte bi, denn hett se joa den Olschen ümmer mit vor Oogen hett. Un dat wull se nich."

Und nun begann das Klopfen wieder. Aber Joost wollte noch mehr hören und hielt nach ein paar Schlägen wieder an und sagte: „Un wat meenste, Grissel? Ob se woll wedder friegt?"

„Friegt? Versteiht sich, friegt se. Wat wöhrd se nich wedder friegen? Hett joa nich Kinn un nich Kaaks. Un keen Anhang nich. Un dat hübsche Huus dato. Un kann ook nich ümmer sitten un ween'n. Dat is nu man so förihrst. Awers dat giwt sich. Un denn moakt se wedder de Oogen upp un to, groad as ne Klapp, un wutsch is wedder Een in."

Joost sah Grissel dummpfiffig an und sagte: „Joa, joa, dat sall woll sinn. Awers se seggen joa: de Tweete leewt nich lang un hett ümmer siene Noot."

„De Tweet? Joa, dat's recht:

De Tweet hett ümmer siene Noot,
Is hüte rot un morgen doot,
Awers de Dritt' is wedder goot!"

„De Dritt'? Ihrst kümmt doch de Tweet. Se hett doch ihrst Een', un uns' Oll-Baltzer wihr doch de Ihrst."

„Na, na," lachte Grissel, „ick weet nich. Tweet o'r Dritt. Un ick denk, et is de Dritt, de nu kümmt."

* *
*

Es kam Niemand des Weges, und noch weniger horchte wer vom Gatter oder Heckenzaun her, und doch hätte gerade sie, von der die Rede war, aus dem öfteren Hinüberzeigen nach dem Kirchhof und aus allerhand anderen Handbewegungen einen Theil des Gespräches unschwer errathen können, denn sie kam eben vom Schloß her und passirte die Lichtung, von der aus man, wie das ganze Thal, so vor Allem auch das Haidereiterhaus übersah. Aber Hilde, trotzdem sie Joost und Grissel in aller Deutlichkeit erkannte, war in ihrem Gemüth weit ab von der Frage: „Wovon sprechen sie?“ und viel mehr noch von der ängstlichen Erwägung: „Sprechen sie vielleicht von dir?“ In ihr klangen noch die Trostesworte nach, die, seitens der alten Gräfin oben, eben an sie gerichtet worden waren, und dem Eindruck davon mit ganzer Seele hingegeben, sah sie zwar Alles um sich her, aber ohne sich irgend etwas davon zum Bewußtsein zu bringen. Am Kirchhofe vorüber, über den sie nur einen Augenblick lang ihr Auge gleiten ließ, eilte sie — trotzdem ihr Eile nicht frommte; denn ihre Tage waren lang — auf das Haus zu, darin sie verwaist vor Jahren eingetreten und darin sie nun wieder eine Waise war. Auch eine Wittwe. Aber das empfand sie nicht. Sie war in ihrem Gemüth nur eine Waise. Nichts erfreute sie mehr, und in stillem Lebensüberdruß hing sie Bildern nach, die nicht mehr, wie früher, in vor ihr ausgebreiteter Ferne, sondern nur noch rückwärts in ihrer Vergangenheit lagen. Ihr Leben war ein Sinnen und Brüten, eine krankhafte Pflege der Einsamkeit geworden, und selbst ihre Freunde, sowohl der drüben in der Pfarre wie der oben auf den Sieben-Morgen, mißfielen ihr oder versagten ihr doch in der Erfassung und freudigen Umklammerung dessen, was ihre Seele mit immer größerer Lust ersehnte: Friede, Schauen und Versöhnung. An immer erneuten Versuchen, im Gespräche mit ihnen wie ehemals Trost und Erhebung zu finden, hatte sie's anfänglich nicht fehlen lassen, aber aller Wohlmeinendheit ihrer beiden Alten ungeachtet war sie mit diesen Versuchen an jedem Tage mehr gescheitert: bei Sörgel, weil er für Alles ein und dasselbe Wort zu haben anfing, bei Melcher Harms, weil er seiner Conventiklernatur nach am liebsten in Andeutungen und räthselvollen Sätzen sprach und in Momenten, wo sie dringender, fordernder und leidenschaftlicher wurde, mal auf mal nur von Demuth und Unterwerfung predigte. Denn er war strenger geworden und wiederholte mit Vorliebe seinen Spruch von der Ewigkeit und Unwandelbarkeit des Gesetzes. Ach, sie demüthigte sich und unterwarf sich auch, aber eben deshalb, weil sie Demuth und Unterwerfung übte, wußte sie von sich selbst, daß es nicht die Staffeln zur Himmelsleiter waren. Oder wenigstens nicht für sie. Das Kreuztragen — und nur das und immer wieder — drückte sie dem Staube zu; was ihr helfen konnte, war allein der Blick nach oben und der Hinweis auf Freiheit, Weite, Licht.

* * *

In dieser Noth und Armuth hätte sie verkommen müssen, wenn nicht die Gräfin gewesen wäre. Die hatte seit dem Tage, wo Hilde das erste Mal oben auf dem Schlosse gewesen, eine Liebe für sie gefaßt, und allwöchentlich schickte sie nach ihr, um eine Plauderstunde mit ihr zu haben. Und da wußte sie so vertraulich zu sprechen und so liebevoll zu fragen, daß Hilde jede Scheu vor ihr verlor und ihr Alles sagte, was in ihrem Herzen war: Gutes und Schlechtes, Furcht und Hoffnung. Und die Aufrichtigkeit dieser Beichte rührte der Gräfin Herz, und wenn Hilde sie verlassen hatte, sah sie der langsam in

den Thalweg Niedersteigenden nach und sagte: „So sind die Wege Gottes. Eine Trübsal brachte dies Kind in unser Haus. Und nun ist es mein Glück und meiner Tage Licht."

Unter solchen Besuchen kam Weihnachten heran, und auf dem Schlosse war Bescherung, zu der auch Hilde geladen war. Und siehe da, noch ehe es dunkelte, stieg sie den Schlängelweg zwischen den kahlen, aber dicht bereiften Bäumen hinauf und trat in die kleine gothische Vorhalle, darin alle Gäste, während die Gräfin den Aufbau leitete, bereits versammelt waren. Und nicht lange, so wurde das Zeichen gegeben, die Thüren öffneten sich und in langem Zuge ging es in den hohen und auf granitnen Pfeilern ruhenden Saal, der einen wundervollen Anblick bot. Inmitten desselben erhob sich ein mächtiger, aber dunkler und nur mit goldenen und silbernen Nüssen überdeckter Weihnachtsbaum, eine mehr als zehn Fuß hohe Tanne, während alles Licht, das den Saal füllte, von einer Krippe herkam, die mitsammt dem weißgedeckten Bescherungstisch, auf dem sie stand, in die Front der hohen Balconthür gerückt worden war. Unmittelbar darüber aber sah man in halbem Dämmer die Wolken ziehen.

Unter den Gästen waren wieder einige der jungen Offiziere, die damals auf dem Balcon gesessen und die Melcher Harms'schen Bemerkungen über Hilde mit allerlei kleinen und großen Bosheiten begleitet hatten. Auch heute versäumten sie nicht, an einem so dankbaren Thema sich neu zu divertiren, und musterten aus einer verdeckten Aufstellung her, die sie genommen, die junge Frau, die sich ihrerseits anspruchslos zurückhielt, aber keine Spur von Verlegenheit zeigte.

„Die Trauer kleidet ihr," sagte der eine.

„Trauer kleidet immer. Und die hübscheste Braut verblaßt vor einer hübschen Wittwe. Woran es nur liegt?"

„Eben an der Trauer. Es ist das doppelt Verbotene... ‚Himmlische Liebe', prophezeite der alte Schäfer damals. Ob er wohl Recht behält?"

„Ich glaube fast. Sie sähe sonst verlegener aus."

Unter Scherzen und Wendungen wie diese ging das Gespräch, eine halbe Stunde später aber war Alles still geworden. In dem Kamin fielen die Scheite zusammen, und Hilde, die wohl wußte, daß die Gräfin ihr gern zuhörte, plauderte von ihrem ersten Weihnachtsabend in des Haidereiters Haus und von der Krippe, die Martin ihr damals aufgebaut habe. Und wie glücklich und wie benommen sie gewesen sei, denn sie habe den Lobgesang der Engel mit leibhaftigem Ohre zu hören geglaubt.

Und als sie so sprach, loschen die Lichter aus, und es dunkelte durch den Saal.

Aber in demselben Augenblicke fast zerstreute sich draußen das Gewölk, das in endlos langem Zuge vorübergezogen war, und im tiefen Blau des Himmels erschien ein Stern und sandte sein friedlich Licht auf die Stelle, wo die Beiden standen.

„Unser Stern," sagte die Gräfin und wies hinauf.

* *
*

Und von Stund an wandelte sich Hildens Herz; alle Schwermuth fiel von ihr ab, und die Freude, so viel sie davon jemals besessen hatte, blühte wieder in ihr auf. Eine Sehnsucht freilich blieb ihr; aber diese Sehnsucht beschwerte nicht mehr ihren Sinn, sondern hob ihn empor, und sie, die müde und matt gewesen war ihr Leben lang, sie wurde jetzt stark und frisch und froh, und ein tiefes Verlangen erfaßte sie, zu thun und zu schaffen, zu helfen und zu heilen. Und in werkthätiger Liebe begründete sie zum zweiten Mal ihr Haus.

All' das erlebte Sörgel noch. Aber die rechte Schaffenslust erwuchs ihr doch erst, als der Alte zu seinen Vätern versammelt und statt seiner ein „Frommer" in die Pfarre gekommen war, der, trotzdem er Vorstelkamm hieß und zu den Strenggläubigsten zählte, doch zugleich in solcher Freudigkeit und Milde des Glaubens stand, daß er selbst Grissel entwaffnet und zu der Anerkennung hingerissen hatte: „Hür', Joost, de versteiht et. De is Sörgel und Melcher all in een."

An ihn schloß sie sich in einer mit jedem Tage wachsenden Hingebung und Begeisterung an, und von ihm auch war es, daß sie den Zusammenhang alles Geschehenen in Erfahrung brachte: wie der Haidereiter gestorben und vielleicht auch um was. Und als er geschlossen hatte, war sie wohl erschüttert gewesen, aber doch nicht niedergeworfen, denn ihr ahnendes Gemüth hatte längst davon gewußt, auch ohne Gewißheit zu haben.

Und so war es auch nicht infolge dieser Aufschlüsse, daß sie noch in demselben Frühsommer starb. Ihr neues Leben, das nur Arbeit und Opfer und eine schließlich bis zur Leidenschaft gesteigerte Wonne der Entsagung gekannt, hatte sie wohl auf kurze Zeit hin in anscheinender Frische wieder aufblühen lassen, aber diese Frische war eine Täuschung gewesen. Ein Fieber kam, das ihre Kräfte rasch wegzehrte, rascher noch, als irgendwer geglaubt, sie selber ausgenommen; und als Grissel auch den letzten Tag noch mit einem versteckten „Reißen" zu trösten suchte, lächelte sie nur und sagte: „Laß. Ich weiß Alles... Und ich sterbe gern."

Das war ihr Abschiedswort gewesen.

Ueber ihr Begräbniß aber hatte sie längst vorher Festsetzungen getroffen, und sie begruben sie neben der ersten Frau, deren Grabstelle schon vorher erweitert worden war, so daß das Kind jetzt zwischen ihnen lag. Und gaben ihr einen Stein, darauf stand, wie sie's dem neuen Geistlichen ans Herz gelegt hatte, kein Name, „weil sie von Geburt an keinen gehabt und den ‚anderen' nicht wolle." Statt dessen aber wurde der Spruch eingegraben: „Ewig und unwandelbar ist das Gesetz!" Umsonst, daß sie gebeten worden war, einen hoffnungsreicheren und christlicheren Spruch, einen Spruch von der Gnade und Liebe Gottes wählen zu wollen — mit einem Eigensinne, der ihr sonst fremd war, hatte sie darauf bestanden, unter immer erneuter Betonung, daß sie persönlich die Liebe Gottes erfahren und seiner Gnade sicher sei, der Spruch auf ihrem Grabe aber zu den Ueberlebenden sprechen und diesen eine Mahnung sein solle. Hinzukommen mochte, daß sie damit eine Schuld an den alten Melcher Harms abzutragen gedachte, dem sie zuletzt völlig entfremdet worden war und dem sie sich nichtsdestoweniger und all' seiner Selbstgerechtigkeit ungeachtet, für dieses und jenes Leben verpflichtet fühlte.

Ihr Begräbniß war ein großes Ereigniß, wie's einst ihre Hochzeit gewesen war, und am selben Tage noch trug der Geistliche die Daten ihres Lebens und Sterbens in das Kirchenbuch ein.

Da stehen sie, mahnend wie der Spruch auf ihrem Grabe.

Aber Beides überdauernd, ragt über Diegel's Mühle die weiße Felswand auf und auf ihrer Höhe die weit vorgebeugte Tanne von Ellernklipp.



# Ludwig Börne.

Von

**Prof. Dr. H. Steinthal.**



Wie das Wachsthum der Pflanze durch die Beschaffenheit der Erdkrume, aus der sie emporsproßt, bedingt ist, so der Entwickelungsgang des Individuums durch die geistige Atmosphäre des Ortes, wo es geboren worden und aufgewachsen. Börne ist nicht zu begreifen, wenn man nicht daran denkt, daß er in Frankfurt a. M. geboren wurde und gelebt hat. Es wäre freilich Thorheit, zu bestimmen, was aus Börne geworden, wenn er 1786 nicht in Frankfurt, sondern in Hamburg oder in Berlin das Licht der Welt erblickt hätte; es liegt aber genügender Grund zu der Behauptung vor, daß er sich dann anders entwickelt haben würde; und wenn man auch das zu behaupten nicht wagen will, so steht doch dies fest: seine Vaterstadt mit ihren ganz eigenen Verhältnissen hat bedeutenden Einfluß auf ihn geübt.

Die Mißstimmung, welche Börne gegen die Juden hegte, obwohl er öfter für ihre bürgerliche Gleichstellung mit vollster Wärme eingetreten, hängt eng zusammen mit seiner Ansicht vom Handel: denn die Juden Frankfurts waren Kaufleute. Wie spricht er nun von ihnen? Er schreibt seiner Freundin 1821 (Nachg. Schr. I, 304 f.): „Jede Leidenschaft, jeder Wind ist mir willkommen, daß ich nur fortgetrieben werde. Doch ein Gebiet giebt es im menschlichen Leben, wo ich zur Eisscholle erstarre, die kein Frühling schmilzt — der Handel. An Herrn N. N. ist mir das so klar geworden. Das ist ein verständiger, gebildeter, ja geistreicher Geschäftsmann. Nun sollten Sie ihn reden hören über Rothschild, über Oesterreichische Anleihe u. dergl. Mit Entsetzen höre ich ihn an: diese Leidenschaftlichkeit, diese Gluth, diese Lebendigkeit, dieses Mienenspiel, diese Begeisterung. Es ist nicht die Habsucht, von der er mir ganz frei scheint; die würde ich bedauerungswürdig, aber erklärlich finden. Er spricht von solchen Dingen wie ein Kunstfreund von einem Rafael'schen Gemälde, das er mit Entzücken anschaut, ohne daß der leiseste Wunsch, das Kunstwerk eigenthümlich zu besitzen, seine Empfindung störte. Ist das nicht fürchterlich? Und so sind sie Alle in Frankfurt." Und einige Monate später, 1822 schreibt er aus Stuttgart (das. II, S. 132): „Der Widerwille gegen Handelsleute und gegen Juden als solche ist bei mir auf den höchsten Grad gestiegen, seitdem ich, entfernt von Frankfurt, gesehen habe, was das eigentlich heißt, sein Leben genießen."

Hören wir nun dagegen, was er sechs Jahre später, 1828, aus Hamburg (Nachg. Schr. IV, 36) schreibt: „Hätte ich nur Zeit, das großartige Handelswesen zu studiren. Davon hatte ich gar keine Vorstellung. Die Börse zu sehen, verlohnte der Mühe, eine Reise von hundert Meilen zu machen. Es ist Alles hier echt republikanisch." Dann weiter (das. S. 110): „Was der Handel Großes, Schönes schafft, die Hafen, schwachen Menschen göttlicher

Muth, Erfindungsgeist, Ehevereine zwischen Völkern —"

Danach ist die Sache klar. Der Handel in Frankfurt bestand vorzugsweise in Geldgeschäften, und so waren ihm die Juden, Rothschild an ihrer Spitze, Wechsler und Papierer, deren Interesse mit der Erhaltung der deutschen Zerrissenheit und der österreichisch-russischen Beruhigung der Welt zusammenhing, also mit Allem, was ihm das Verhaßteste war. (Fragen und Aphorismen 235, Bd. VII, 93. Pariser Briefe, 1. Jan. 1831 u. 16. Febr. 1831.) Die Juden schienen ihm im Bunde mit Metternich zu stehen.

Dazu kommt aber nun das noch mehr ins Innerste greifende Verhältniß zu seinem elterlichen Hause; denn die Geburtsstätte ist die Lehrstätte der Religion. Er nennt seinen Vater „weltklug" und einen „Hofmann" (Nachg. Schr. II, 64. 68), von dem er nicht verstanden werde. Daher (1825) seine bittere Klage (das. III, 46): „Frankfurt ist mir verhaßt, und ich bin ungern in meinem elterlichen Hause. Es ist da so schwül." — Wo ihm aber in den Mannesjahren so schwül war, da war ihm im Knabenalter so kühl, so kalt. Der Vater war meist auf Reisen; die Mutter, schwach, stand wie das ganze Haus unter der Herrschaft einer alten Köchin, welche den Knaben Löb nicht leiden konnte und ihn bei jeder Gelegenheit gegen seine Geschwister zurücksetzte. Dadurch ward gewiß die freie Entfaltung des Gemüths gehemmt. Wichtiger aber ist der Geist des Vaters, der auch in dessen Abwesenheit im Hause waltete. Börne's Erzieher war von ihm die Vorschrift ertheilt: Ueberschreiten Sie die traditionelle Erziehung nicht! So war der Knabe angehalten, die Ceremonien genau zu beobachten. Wer nun solches altjüdische Leben kennen gelernt hat, der wird mir Recht geben, wenn ich meine: das jüdische Haus konnte ebensowohl das Gemüth aufs feinste pflegen wie auch im Gegentheil völlig ersticken; es kommt darauf an, **wie** die Ceremonie geübt wird: jenes Waschen und Beten, die Feier des Sabbath und der Festtage, das Essen und Trinken und das Fasten, der täglich zweimalige Besuch der Synagoge. Wenn z. B. der jüdische Vater sein Kind Freitag Abends segnete, legte er die Hand auf dessen Haupt und murmelte einige Worte. Wenn dabei aus der Hand und aus dem Munde des Vaters ein geistiges Fluidum ins Herz des Kindes dringt, so ist die Wirkung von Heil, und das Kind bleibt in Rapport mit Vater und Großvater und den Ahnen und seinem Volke; wenn aber der Vater nichts mitzutheilen vermag, so ist sein Wort und seine Berührung profan, und der Knabe lacht. Und so ist alle Uebung religiöser Ceremonien **mit** dem echten Geiste ebenso erhebend und erquickend, tröstend und stärkend für das ganze Leben, wie **ohne** den Geist thöricht und das Gemüth ausleerend. — Auch der jüdische Lehrer Börne's, selbst höchst mangelhaft gebildet, hat es nicht verstanden, ihm die Last der religiösen Ceremonie durch Vergeistigung derselben zu einer inneren Gottesverehrung zu gestalten. Seine Unterweisungen und Anleitungen, ungeschickt und kalt, ohne innerliche Erregung, ja mit Ueberdruß ertheilt, wurden vom Knaben nur mechanisch aufgenommen. Und was dieser so bis zu seinem vierzehnten Jahre rein gedächtnißmäßig und in äußerlicher Uebung an Kenntniß der Bibel und des Judenthums ohne jede Gemüthswärme aufgenommen hatte, ward, da es ferner nicht geübt, nicht erinnert worden, bald vergessen, „so daß er in späteren Jahren nicht die kleinste Stelle des alten Testaments im Urtexte mehr verstehen konnte und er sich von den jüdischen Gebräuchen wie von ihm ganz fremden Dingen mußte wiedererzählen lassen" (Gutzkow S. 61). In seinen Schriften finden sich wohl Anspielungen auf biblische Erzählungen, und einmal macht er eine Anwendung vom ersten Verse des ersten Psalms, aber Alles kalt. Selbst eine Stelle, von der man meinen könnte, sie müsse ihm ganz vorzüglich zugesagt haben, die republikanische Warnung Samuel's vor dem Königthum, wird citirt etwa wie eine äsopische Fabel; eine Hinweisung auf die Propheten würde man in allen seinen Schriften vergeblich suchen. Er hätte den Widerwillen gegen die Juden seiner Umgebung auf das gesammte Judenthum und alles Jüdische, auch auf die Bibel übertragen. Daher findet sich bei ihm nirgends etwas wie jene Aeußerungen Heinrich Heine's, welche mit so hinreißender Gewalt die biblischen Schriften würdigen.

Dies bringt uns auf sein Verhältniß zum Christenthum. Börne hat sich, zweiunddreißig Jahre alt, 1818 taufen lassen. Wie er zum Judenthum stand, konnte ihm das Aufgeben desselben nicht schwer werden, und er hat die Taufe niemals benutzt, um dadurch etwas zu erlangen, was er als Jude nicht hätte erreichen können. So lange es möglich war, hielt er sie geheim. Als er sich zur Aufnahme in die Frankfurter Lesegesellschaft meldete, ward er abgewiesen, „weil die Gesetze der Anstalt Israeliten ausschlossen". Nun war er doch Christ und konnte sich als solcher geltend machen! Dies verschmähte er. Erst einige Jahre später, als er, vor die Polizei gefordert, seine Religion angeben mußte, erklärte er, daß er Christ sei.

War er denn nun auch wirklich Christ? Wenn Börne sich taufen ließ, so kann gar kein Zweifel darüber erhoben werden, daß er glaubte, Christ zu sein. Es liegen auch einige Aeußerungen vor, welche uns seine Ansicht vom Christenthum im Allgemeinen ziemlich klar erkennen lassen. Er schied wohl zwei Seiten an demselben: nach der einen mochte er darin die Erfüllung des Judenthums sehen, nämlich die von jeder Aeußerlichkeit befreite, rein innerliche Erfassung der Gottheit und die ohne Schranke anerkannte Humanität; andererseits freilich spricht er sich sehr hart aus über die Entwickelung, welche das Christenthum genommen hat. Er tadelt dessen „Mythologie", wie er es nennt; und während er den Zauber des gothischen Domes und des katholischen Cultus völlig versteht, tadelt er eine Münchener Procession aufs bitterste (Nachg. Schr. I, 288. 322), und so meint er auch (das. I, 292), „freie Staaten auf das Christenthum gründen wollen, ist ein Wahnsinn, der noch viele Jahrhunderte des blutigen Jammers über die Welt bringen wird."

So weist er denn schließlich den Juden sogar noch eine hohe Mission zu (Briefe aus Paris, 2. Febr. 1833): „Die Nationalität der Juden ist auf eine schöne und beneidenswerthe Art zu Grunde gegangen; sie ist zur Universalität geworden... Die Juden sind die Lehrer des Kosmopolitismus. Und weil sie die Lehrer des Kosmopolitismus sind, sind sie auch die Apostel der Freiheit." Keine Freiheit, meinte er, sei möglich, so lange sich die Nationen einander hassen und befehden. „Was die Völker trennt," sagt er, „vereinigt die Despoten; der wechselseitige Haß, der jene trennt und schwach macht, verbindet diese und macht sie stark." Nur eins hätte ich hier hinzuzufügen, nämlich daß der jüdische Kosmopolitismus schon von den Propheten gelehrt worden ist. Ein sehr alter Prophet, wir wissen nicht einmal, wie er hieß — aber Jesaias und Micha, Beide überliefern uns seine Worte —, er sagt: „Und die Völker schmieden ihre Schwerter um zu Pflugscharen und ihre Lanzen zu Winzermessern; nicht wird heben Volk gegen Volk ein Schwert, und nicht lernen fürder sie den Krieg." Und der Prophet Micha glaubt ebenso wenig wie Börne, daß alle Völker *eine* Religion haben müssen. Er sagt: „Mag ein jedes Volk im Namen *seines* Gottes wandeln, *wir* aber wandeln im Namen *unseres* Gottes auf ewig und immer."

Sehen wir nun, wie der Börne'sche Kosmopolitismus beschaffen ist.

Börne, so wirft man ihm vor, hatte keine Vaterlandsliebe, er fühlte nicht als Deutscher. Und warum nicht? Weil er nicht mit dem vollen Brustton in die deutsche Ruhmestrompete stieß! Seit wann aber ist es denn deutsch, die Tugend und den Ruhm des deutschen Volkes auszuposaunen? Das war niemals deutsch, das hat niemals als deutsch gegolten, und Gott bewahre das deutsche Volk vor diesem zerstörenden Eindringling.

Wie Börne für das deutsche Volk fühlte, wie sehr er es liebte, das hat er vielfach unzweideutig ausgesprochen. Statt vieler Stellen nur eine. In seinen „Schilderungen aus Paris" (XII) sagt er: „Darum rathe ich jedem Deutschen, in Paris ohne Philosophie nicht auszugehen, und so oft er Gesellschaften besucht, zuvor einige *Unser Vaterland* still herzubeten. Ich kann die Deutschen versichern, daß sie nichts verloren, seitdem ich in Frankreich bin, vielmehr sehr gewonnen. Ich liebe sie jetzt, und mit der wahrsten, reinsten, uneigennützigsten Liebe — denn was könnten sie einem gewinnsüchtigen Geiste in Kunst, in Wissenschaft und im Leben mehr anbieten als die Franzosen? Aber sie haben und gewähren etwas, was den Franzosen mangelt: die Freiheit im Denken und im Fühlen." Diese Denk-

freiheit, die ehemals in Deutschland bestanden hat trotz der Censur, trotz der Heimlichkeit des Gerichts, trotz despotischer Minister, bildet so sehr den eigenthümlichen Kern des deutschen Nationalgeistes, daß man doch wahrlich nicht befürchten sollte, sie könne verloren gehen bei Preßfreiheit, Versammlungsfreiheit, öffentlicher Gerichtsverhandlung und öffentlicher Sitzung der Volksvertreter. Nur ist zu beachten, daß unter den Gütern des Menschen, welche alle gefährdet sein können, keins so sehr und so andauernd in Gefahr ist wie die Denk- und Fühlfreiheit. — Damit man aber nicht glaube, daß Börne seine Ansicht über die Deutschen und sein Gefühl für sie, wie er sie 1823 ausgesprochen, später geändert habe, so genügt es, seinen französischen Lobredner zu hören. Dieser sagte nach Börne's Tode: „Er liebte Frankreich im Interesse Deutschlands.“ Und so schreibt er selbst (am 22. November 1832), daß ihm „eigentlich nur an Deutschland liege.“ Endlich aber (am 11. März 1833) schreibt er: „Als mir aber durch die Seele ging, was ich seit zwei Monaten niedergeschrieben: die unerhörte Schmach, den unerträglichen Schmerz des Vaterlandes, und dachte: und das alles dem treuesten, dem edelsten, dem geistreichsten unter den Völkern der Erde, dem Volke, das unter allen Kindern Gottes dem Vater am ähnlichsten geworden: allliebend wie er, allgegenwärtig wie er, allwissend wie er; und darum, weil es ihm so gleicht, wie Gott selbst, von den Teufeln der Welt am meisten geschändet — da mußte ich weinen.“

Und wenn er nun dennoch häufig so bitter gegen die Deutschen sprach, wie leicht müßte es sein, aus dieser Bitterkeit, aus dieser übermäßigen Heftigkeit seine übermäßige Liebe herauszuhören. Er wolle, sagt er (VI, 215), „das deutsche Volk aufwecken; denn es schläft.“ „Man muß nicht aufhören,“ schrieb er im Mai 1830, „die Deutschen zu ärgern; das allein kann helfen ... man muß sie zum Nationalärger stacheln. .. Man muß ihnen Tag und Nacht zurufen: ihr seid keine Nation, ihr taugt nichts als Nation.“ Es hätte leicht sein müssen, dies zu verstehen — man hat es nicht verstanden.

Allerdings steht für Börne Wahrheit und Recht höher als Patriotismus. Er sagt (VI, 192): „Die unwandelbare Freundschaft und der ewige Friede zwischen allen Völkern, sind es denn Träume? Nein, der Haß und der Krieg sind Träume, aus denen man einst erwachen wird. Welchen Jammer hat nicht die Liebe des Vaterlandes schon der Menschheit verursacht! Wie viel hat diese lügnerische Tugend nicht an wilder Wuth alle anerkannten Laster übertroffen! Ist der Egoismus eines Landes weniger ein Laster als der eines Menschen? Hört die Gerechtigkeit auf, eine Tugend zu sein, sobald man sie gegen ein fremdes Volk ausübt? Eine schöne Ehre, die uns verbietet, uns gegen unser Vaterland zu erklären, wenn die Gerechtigkeit ihm nicht zur Seite steht.“ — (Das. 195): „Für jeden rechtlichen Mann ist es eine Qual, durch die Wahrheit gezwungen zu werden, von seinem Vaterlande übel zu sprechen... Allein hören Freimüthigkeit und Unparteilichkeit auf, Tugenden zu sein, sobald man sie auf einen Gegenstand seiner Liebe wendet?“ — (Das. 203): „Die Liebe des Vaterlandes, sie mag sich nach außen oder nach innen offenbaren, ist eine Tugend, so lange sie in ihren Schranken bleibt; darüber hinaus wird sie ein Laster. Wenn Jemand sagt, für das Vaterland handle man immer schön, so ist das eine alberne Floskel, albern und lästerlich zugleich. Nein, man handelt nur schön für das Vaterland, wenn man das Gerechte will.“

Und nun muß ich endlich, um diesen Punkt abzuschließen, noch folgende Stelle anführen, gerade weil sie die bekannteste ist (7. Febr. 1832): „Daß ich ein Jude geboren, das hat mich nie erbittert gegen die Deutschen, das hat mich nie verblendet. Ich wäre ja nicht werth, das Licht der Sonne zu genießen, wenn ich die große Gnade, die mir Gott erzeigt, mich zugleich ein Deutscher und ein Jude werden zu lassen, mit schnödem Murren bezahlte — wegen eines Spottes, den ich immer verachtet, wegen Leiden, die ich längst verschmerzt. Nein, ich weiß das unverdiente Glück zu schätzen, zugleich ein Deutscher und ein Jude zu sein, nach allen Tugenden der Deutschen streben zu können und doch keinen ihrer Fehler zu theilen. Ja, weil ich als Knecht geboren, darum liebe ich die Freiheit mehr als ihr. Ja, weil ich die Sclaverei gelernt, darum verstehe

ich die Freiheit besser als ihr. Ja, weil ich keinem Vaterlande geboren, darum wünsche ich ein Vaterland heißer als ihr."

* *
*

Der mir zu Gebote stehende Raum würde nicht ausreichen, wollte ich nun sehr ausführlich darlegen, welche Grundsätze und Maßstäbe Börne in seiner ästhetischen Kritik zur Anwendung brachte, wie er die Aesthetik mit der Politik in Zusammenhang setzte und warum er einen Haß gegen Goethe hegte; wie er über Preußen und dessen Stellung in Deutschland urtheilte; wie er über die verschiedenen Regierungsformen und über den Zweck des Staates dachte; wie er die Geschichte, den Fortschritt und die Revolution ansah; wie er oft verzweifelte und sich immer wieder aufraffte; wie er sich über Socialismus, Communismus und Religion, über Wissen und Leben, über Glauben und Wissen, über Freiheit und Sittlichkeit äußerte. Wichtiger ist es, von dem, worüber und was Börne geschrieben, uns zu der Weise zu wenden, wie er geschrieben. Hier dringen wir wirklich in den Kern des Mannes und werden erkennen, daß der Kern Börne's, seine geistige Natur, so jüdisch war, daß Börne wohl als ein jüdischer Typus gelten kann.

Er gehört in die geringe Anzahl humoristischer Schriftsteller. Humor bezeichnet nicht eine literarische Gattung, wie Lyrik, Epik, Drama; er kann in jeder dieser Formen auftreten und selbst in Prosa, die er sogar der poetischen Form vorzieht. Er kann komisch oder tragisch wirken: denn eigentlich ist er immer Beides zugleich. Es ist auch nicht eine Eigenschaft irgend eines Nationalgeistes, sondern ist immer persönliches Erzeugniß einer hohen Bildung; nur die Elemente und Voraussetzungen zum Humor liefert der Nationalgeist, und allerdings finden sich diese Bedingungen bei dem einen Volke mehr oder häufiger als beim anderen. Was der jüdische, überhaupt der semitische Geist dem Humor entgegenbringt, das sind die Elemente des Humors: Witz, Phantasie und Gemüth, diese einander so entgegengesetzten Thätigkeiten des Geistes, die sich in hervorstechender Weise selten neben einander finden. Nun sind zwar gerade witzige Dichter mit Gemüth unter Arabern und Juden nicht selten; indessen fordert doch eben der Humor noch die gegenseitige Durchdringung dieser drei Formen zu einer wirklichen Einheit, und in einer eigenthümlichen Form, welche überall das Seltenste ist.

Statt einer langen theoretischen Auseinandersetzung werden einige Beispiele aus Börne selbst das Wesen des Humors am deutlichsten machen.

Börne's Witz ist von der Art, wie er im ersten Viertel unseres Jahrhunderts in den Berliner jüdischen Kreisen herrschend war. Wer von uns das Glück gehabt hat, noch einige Greise und Greisinnen aus jener Zeit zu kennen und zu lieben — ja noch heute lebt hier und da solch ein geliebter Alter —, der wird wissen, was ich meine. Wenn ich höre, wie Börne, als er sich schon im Frühjahr nach dem Bade Soden begeben hatte und dort der erste Curgast war, von sich rühmte, er sei der Curfürst von Soden, so ist mir, als hörte ich den greisen Leopold Zunz. Das war ein Scherz, ein Wortspiel. Sarkasmus war es, als er die Arretirung politisch Verdächtiger bei Nacht daraus erklärte, daß die Regierung der Antipode des Volkes ist, und sie daher Tag hat, während jenes Nacht. (Ges. Schr. IX, 132.) Wenn aber Börne, da er selbst bei Nacht plötzlich ins Gefängniß gebracht war, dort die Bemerkung niederschreibt (Nachg. Schr. II, 271 ff.), daß man ihm einen Stiefelknecht versagt habe, gewiß nur, um ihm das Bild knechtischer Dienstbarkeit fern zu halten, so hat dieser Witz durch die Situation einen Hintergrund, durch welchen er eine ganz andere Bedeutung gewinnt. Börne geht nun weiter und zeigt, wie liebevoll es von der Polizei geschieht, daß sie die Menschen des Nachts einsteckt. Nämlich: „Der Gefangene vermißt dann nicht gleich anfänglich seine Freiheit, da ohnedies bei Nacht Jedermann in seinem Zimmer eingesperrt ist; im Schlaf vergißt er seine Leiden." Dieser Witz greift schon tief in unser Gemüth. Ist die Wohnung das unverletzliche Heiligthum des Mannes, so ist die Schlafkammer das Allerheiligste; und nicht stärker kann die Härte des Gefängnisses gezeigt werden als durch den Contrast mit dem Bett zu Hause. —

Börne aber hat noch einen dritten Grund, die Milde zu rühmen, welche den Beschuldigten des Nachts verhaftet: „Der Anblick des bestirnten Himmels flößt ihm wie jedem Unglücklichen Trost ein; er denkt: über den Sternen sitzt ein Cassationsgericht.“ Wie ist in diesem Wort Witz und Phantasie gemischt, und wie ist hier die Bitterkeit der Anklage durch den Trost verstärkt und der Trost aus der Grausamkeit selbst gewonnen! Das, meine ich, ist Humor.

Noch ein Beispiel. Wenn man ihm Mangel an Liebe zum Vaterlande vorgeworfen hat, so hat man weder die vielen unzweideutigen Aeußerungen des mächtigsten Patriotismus noch auch die vielen Ausbrüche seines Heimwehs beachtet. So bemerkt er einmal (VI, 62. Kritiken XXXIII): „Das Reisen wäre die angenehmste Sache von der Welt, wenn nicht zuweilen das Heimweh unser Vergnügen störte. Diesem Uebel auszuweichen, giebt es kein besseres Mittel, als vor der Abreise aus seiner Vaterstadt sich dort zum Tode verurtheilen zu lassen.“ Wie wehe muß dem sein, der so etwas schreibt; und doch wie erhaben ist er über solches Elend! Das ist der Humor.

Doch ist mit dem Humor das Innerste Börne's noch nicht getroffen. Es muß der Punkt in ihm aufgewiesen werden, wo der Humor entspringt, und der auch erst die Eigenthümlichkeit des Börne'schen Humors wie seines ganzen Wesens enthält.

Börne war eine ganz und gar sensitive Natur, er war von einer allmälig bis zur Krankhaftigkeit gesteigerten Reizbarkeit. Was auch immer seinen Geist berührte, das ward auch Object seines Gefühls. Er dachte mit dem Herzen und fühlte mit dem Verstand. Der Gedanke that ihm wohl oder wehe. Wenn es nun aber meist geschieht, daß bei der höchsten Empfänglichkeit für gewisse Reize sich eine gewisse Gleichgültigkeit oder Stumpfheit gegen andere zeigt, so muß man von Börne sagen, daß dies bei ihm nicht der Fall war. Ich wüßte nicht, welches Gebiet der Bildung, welcher Kreis wissenschaftlicher Forschung, welche Form künstlerischen Schaffens ihm fremd geblieben wäre; er ist an nichts kalt vorüber gegangen; und obwohl ihm der Mensch seiner Zeit vor Allem am Herzen lag, so ward er doch auch von der Naturschönheit ergriffen. Also nicht irgend welche Einseitigkeit betreffs der Gegenstände des Interesses, nicht die überwuchernde Entwickelung eines Organs hat jene Reizbarkeit bewirkt, sondern die absolute Herrschaft eines Grundtriebes in seinem Wesen, vermöge welcher er alles Einzelne, das sich ihm darbot, nur in Beziehung zu jenem Grunde und Mittelpunkte seiner inneren Welt erfaßte. Dieser Punkt war die Freiheit und in derselben Recht und Sittlichkeit. Von hier aus erhielt jedes Einzelne seine Beleuchtung, und damit gewann jedes eine Gefühlsmacht, wie sie diesem an sich selbst nicht zukam, sondern nur dadurch zu Theil ward, daß es zugleich alle Fäden des Bewußtseins in Mitleidenschaft versetzte. Daher ging sein Urtheil nicht den langsamen Weg der Logik, sondern flog als Witz mit der Schnelligkeit des Blitzes, und seine Funken, umhersprühend, zündeten. Er sieht eine unendliche Fülle von Einzelheiten, aber er bringt sie sämmtlich unter denselben Brennpunkt. Darum ist er ganz und gar subjectiv, sieht Alles aus sich heraus und ist immer extrem, die Enden mit dem Anfang zusammenfassend. Die Mitte ist für ihn eine Hemmung der Bewegung zur Wahrheit; und die Objectivität, ach, sagt er (I, 5), „die böse Sachdenklichkeit, es wollte mir nie damit glücken.“ Von den objectiven Künstlern und Kunstkennern sagte er (das.): „Nicht was die Kunst darstelle, es kümmere sie nur, wie sie es darstelle. Ein Frosch, eine Gurke, eine Hammelskeule, ein Wilhelm Meister, ein Christus — das gilt ihnen alle gleich; ja sie verzeihen einer Mutter Gottes ihre Heiligkeit, wenn sie nur gut gemalt. So bin ich nicht, so war ich nie. Ich habe nur immer Gott gesucht in der Natur, die göttliche Natur in der Kunst, und wo ich Gott nicht fand, da fand ich Unnatur, und wo ich die göttliche Natur nicht fand, da fand ich elende Stümperei; und so habe ich über Geschichten, Menschen und Bücher geurtheilt.“

Da es ihm indessen nicht um die Wahrheit in der bloßen Erkenntniß zu thun war, sondern um die Verwirklichung der Wahrheit, nicht um den Forscher und den Künstler, sondern um den Menschen,

so konnte er nicht in der freien Schöpfung von Phantasiegebilden seine Befriedigung finden; nur die Wirklichkeit mit ihren harten Objecten drängte sich ihm auf und nahm seinen Kopf und damit sein Herz, oder sein Herz und damit seinen Kopf, in Anspruch.

Nun war er aber, obwohl auf das Gegenständliche hingewiesen, doch nicht objectiv, und so war auch sein Denken nicht systematisch. Er bezog wohl jede Einzelheit, die ihm begegnete, auf den Mittelpunkt seines eigenen Wesens, aber er verband nicht die vielen Einzelheiten mit einander. Im Centrum seines Geistes trafen unzählige Strahlen zusammen, nur daß dieselben durch keine Peripherie verbunden waren. Darum vermochte er es nicht, ein umfassendes literarisches Werk, weder ein poetisches noch ein historisches, zu Stande zu bringen, er konnte kein großes Ganzes schaffen. Nur einzelne Blätter konnte er schreiben. „Was jeder Morgen brachte, was jeder Tag beschien, was jede Nacht bedeckte, dieses zu besprechen," sagt Börne, „hatte ich Lust und Muth." So war er ganz eigentlich Feuilletonist, aber einer, wie Deutschland keinen zweiten hat.

Indem er auf diese Weise die am weitesten von einander liegenden Gegensätze vereinigte, blieb er ungeachtet aller Mannigfaltigkeit der Gegenstände und trotz der größten Beweglichkeit seines Witzes unentwegt bei dem Einen, der Idee, Gott. Dies waren die Contraste, welche sein Humor zusammenband; und in dieser Nebeneinanderstellung des kleinen Menschlichen gegen das Unendliche ist er ein wahrhafter Prophet. Er sagt (VI, 189): „Ich strebte nie nach dem Ruhme eines guten Schriftstellers, ich wollte nie für einen Schreibkünstler gelten. Meine Natur hat mir ein heiliges Amt aufgetragen, das ich verrichte, so gut ich kann."

Ja, ein heiliges Amt und ein schweres, sehr schweres. Ich brauche nur daran zu erinnern, daß Börne in der Zeit lebte, welche zwar nicht die unglücklichste, wohl aber die schmachvollste der deutschen Geschichte war, wo Deutschland in weiter nichts Einigkeit zeigte als in der rücksichtslosesten Unterdrückung jeder freien Regung. Börne aber nach seiner dargelegten Eigenthümlichkeit fühlte nicht bloß den Gesammtdruck als eine niederbeugende, jedes schöne Wachsthum hemmende Macht, sondern ihn erregte auch jede kleinliche Rache eines Polizeimannes oder parteiischen Gerichtshofes an irgend einem Orte, jedes böswillige Verbot und jede thörichte Verordnung einer Behörde im weiten deutschen Reich, jeder Censurstrich eines vorsichtigen Censors; jeder Abfall eines ursprünglich frei denkenden Mannes und sein Uebertritt in das Lager des hohnlächelnden Gegners, jede Verdüsterung eines früher hellen Geistes; und noch mehr „das bescheidene Rechten, mäßige Fordern, sanfte Tadeln" jener Gemäßigten und ihr Bitten und Danken und Rühmen, wo sie selbstbewußt auftreten und nicht Viertelsgeschenke für das berechtigte Ganze annehmen sollten; jede Eröffnungsrede eines Landtages, jede Antwortsadresse und jeder Landtagsabschied; und zu allermeist jede grausam niedergeschlagene Hoffnung einer hier oder da in Europa angestrebten Erhebung — alles das kostete er tropfenweise durch wie bittersten Wermuth, alles das stichelte ihn täglich mit tausend Nadeln, und jeder Stich erregte sein ganzes Nervensystem. Darum meinen wir oft einen wahrhaft jeremianischen Ton von ihm zu vernehmen. (VI, 163): „Ach," klagt er, „sie glauben, ich schriebe wie die Anderen mit Tinte, mit Worten; aber ich schreibe nicht wie die Anderen, ich schreibe mit dem Blute meines Herzens und dem Safte meiner Nerven, und ich habe nicht immer den Muth, mir selbst Qual anzuthun, und nicht die Kraft, es lange zu ertragen." Das haben selbst vortreffliche Männer jener Zeit nicht verstanden. Die Einen meinten, seine Bitterkeit gegen Deutschland sei Haß wegen der Unterdrückung der Juden, unter der er auch selbst als Knabe so arg gelitten. „Man macht," sagt er (S. 166), „einen jüdischen Hannibal aus mir, der schon als Knabe den Eid geschworen, einst an den Feinden Jerusalems blutige Rache zu nehmen." Als er dies schrieb, fiel ihm wohl ein Begegniß aus seinem frühesten Leben ein. Es begegneten ihm eines Tages zwei bettelnde Knaben, ein jüdischer und ein christlicher. Da gab er sein Almosen dem Christenknaben. Gefragt, warum er diesen bevorzuge, antwortete er: Weil es in den Sprüchen Salomonis heißt: Du sollst

glühende Kohlen auf das Haupt deines Feindes sammeln. Sein Erzieher aber bedeutete ihn, die Christen seien nicht die Feinde der Juden.

Nicht Haß leitete seine Feder, noch weniger, wie Andere meinten, eine Leberkrankheit. „Nein," sagt Börne (das. 166), „ich bin nur krank an meinem Vaterlande; es werde frei, und ich gesunde." Er schrieb seiner Freundin schon 1825 (am 2. März, Nachg. Schr. III, 88): „Ich ertrage es, ich ertrage es in Deutschland nicht... Das Herz möchte mir brechen über diese Wölfe von deutschen Ministern, die Alles unbarmherzig zerreißen, und über diese Schafe von deutschen Bürgern, die sich so geduldig zerreißen lassen. Es glaubt es Keiner, und Sie selbst wissen es nicht, wie mich das bewegt." Solche Aeußerung hatte er schon einmal öffentlich gethan (Ges. Schr. V, 111): „Es ist nicht Heuchelei, nicht Spott, nicht Ziererei, es ist Ernst und Wahrheit, wenn ich meine Leser versichere, daß mich die Vorstellungen auf unserer Bühne oft krank machen, daß mir der Kopf brennt, das Herz zittert, die Brust beklommen ist, wenn ich an den Theaterabenden diese fürchterliche Pein der Langeweile zu ertragen habe." Nicht etwa die schlechten Schauspieler, sondern die Dramen hatten ihn so gequält, und zwar nicht bloß und nicht so sehr die aufgeführten, sondern noch mehr der Umstand, daß man andere Dramen, die echten großen, nicht zu sehen bekam. Nun nannte er freilich das Schauspiel an sich eine „Lumperei" (Nachg. Schr. II, 45); aber eben schon dies, daß doch alle Anderen ein so großes Gewicht auf das Theater legten und von nichts Anderem redeten, das verdroß ihn; und dann: er „sah im Schauspiel das Spiegelbild des Lebens" (Ges. Schr. IV, 6), und, sagte er, „wie ein Volk, so seine Schauspiele." So sah er denn im Theater nur das Elend des deutschen Volkes jener Zeit und fühlte in Frankfurt jeden Abend die von Oesterreich dictirte Sclaverei.

Wie nun Börne's Geist einmal angelegt war, so hätten wir ihm a priori die Briefform als die seinem Wesen geeignetste empfehlen müssen. Da kam das Geschick zu Hülfe. Der einzige warme Sonnenstrahl, der in Börne's Leben fiel, ist sein liebevolles, höchst inniges Verhältniß zu seiner Freundin. Ihr schrieb er, und seine Briefe an sie sind nicht erdichtete, sondern wirkliche Briefe und — Kunstwerke. In diesen seufzte und klagte er, jubelte, hoffte und verzweifelte er, fluchte und segnete er; vor der Freundin ergoß er, was er dachte, urtheilte, wünschte, glaubte. So ist auch seine schriftstellerische Thätigkeit als solche an die Wirklichkeit gebunden. Er hatte gar nicht den Trieb, sein Inneres vor dem Volke zu offenbaren, zumal ihm dies so schmerzhaft war; nur der Drang, zur Freundin zu reden, drückte ihm die Feder in die Hand.

Wer nun objectiv darstellt, wie Goethe, der stellt seine Gemüthserregung, seinen Schmerz in seinem Kunstwerk aus sich heraus und befreit sein Inneres. Wer aber seinen Schmerz in sich hineinschaut, wie Börne, dem thut die Darstellung weh, und obenein schüttet er nichts aus und schüttelt nichts ab, sondern er betrachtet und prüft nur seine Wunde und macht sie um so schmerzhafter.

Ein Mensch, dem es in allen Nerven ohne Unterbrechung prickelt, der muß wohl bald merken, daß es ihm an Geduld fehle. Schon 1825 (2. März) klagte er scherzend: „Wo kaufe ich Geduld?" Wie ernst ihm aber diese Klage war, zeigte er 1830 (Ges. Schr. VIII, 10), als er sein Gebet an die Geduld niederschrieb:

„Geduld, sanfte Tochter des grausamsten Vaters; schmerzerzeugte, milchherzige, weichlispelnde Göttin, Beherrscherin der Deutschen und der Schildkröten; Pflegerin meines armen kranken Vaterlandes, die du es wartest und lehrest warten.

„Die du hörest mit hundert Ohren, und siehest mit hundert Augen, und blutest an hundert Wunden und nicht klagest.

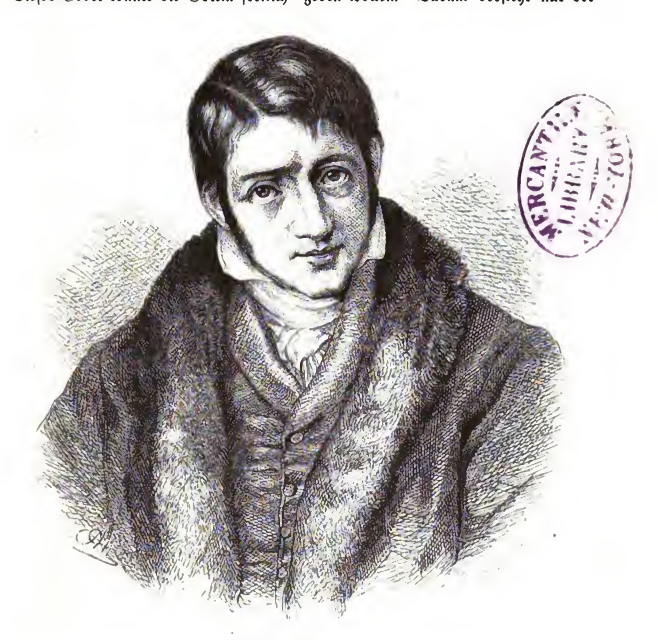
„Die du Felsen kochst und Wasser in Steine verwandelst.

„Sieh, mich plagt die böse Ungeduld ... mir zucken die Lippen; ich zapple mit den Füßen wie ein Windelkind, das gewaschen wird; ich renne toll wie ein Secundenzeiger um die schleichende Stunde ... ich verzweifle, ich verzweifle, o rette mich!

„... berühre mit kühlen Fingern meine heiße Brust. Hänge Blei an meine

Hoffnungen, tauche meine Wünsche in den tiefsten Sumpf, daß sie aufzischen und dann ewig schweigen. Deutsche mich, gute Göttin, von der Ferse bis zur Spitze meiner Haare und lasse mich dann friedlich ruhen in einem Naturaliencabinet unter den seltensten Versteinerungen" u. s. w.

Dieses Gebet konnte die Göttin freilich nicht erfüllen, aber sie erhörte es doch und bot Börne ein Mittel, mit dem er bis in das zweiundfünfzigste Lebensjahr gelangen konnte. Dieses Mittel war folgende Lebensanschauung, mit deren kurzer Betrachtung ich schließen will.



MERCANTILE LIBRARY NEW-YORK

Ludwig Börne.

Von Kindheit an nannte er das, was ihm mißfiel, nicht schlecht, sondern dumm; an die Schlechtigkeit der Menschen wollte er nicht glauben; nur ihre Albernheit empörte ihn. Oft rief er von seinen Gegnern, den Gegnern des Menschenwohls, aus: Wenn sie nur klüger wären! So berichtet Gutzkow (S. 54). Aber Gutzkow hat diesen Ausruf wohl nicht völlig verstanden. Denn ich zweifle nicht, daß Börne mit jenem Ausrufe hat eine Uebersetzung des hebräischen lū hākĕmū geben wollen. Darum versteht nur derjenige den ganzen Sinn jenes Börne'schen Wortes: „Wenn sie nur klüger wären!" dem der Sinn dieses biblischen Wortes aus dem Rügelied Mosis (5. M. 32, 29) vorschwebt.

Was aber sollten denn die Menschen einsehen? 1817 schrieb er in sein Tagebuch (Nachg. Schr. II, 262): „Warum begreift der Mensch nicht, daß Freiheit nirgends oder überall, daß jedes Kunstwerk als **Kind** des Menschen ein **Enkel**

der Natur sei; daß ein gleicher Drang die Spinne zur Bereitung ihres Netzes und die Menschen zum Bau der Häuser führt, und daß der nämliche Bildungstrieb dem Bären den Pelz und uns einen Mantel umhängt?" Börne meinte also: überall entweder starre Nothwendigkeit und Zufall oder aber überall Freiheit und Gott!

Die Menschen aber verstehen das nicht. In allen ihren Urtheilen und in allen Handlungen, in ihren Anklagen und in ihren Entschuldigungen vermischen sie Schicksal und Freiheit, Natur und Gott, wie es ihnen gerade paßt, schmeichelt. Wenn Börne dies gewahrte, dann fiel ihm ein Liedlein ein, das irgend eine Klapperoper in sein Gedächtniß abgesetzt hatte. Er sagt (Ges. Schr. II, 213): „Wenn ich sehe der Menschen ruchloses Treiben und will ihnen nicht fluchen, ihr tolles Beginnen und möchte sie nicht gewaltsam bändigen, ihren Weisheitsdünkel und ihr lächerliches Machtgepränge und will ihrer nicht spotten; will ich die Menschen tadeln, ohne ihnen wehe zu thun, sie lieben, ohne ihnen zu schmeicheln, sie kennen und nicht an Gott verzweifeln; bedarf ich eines freimachenden Wortes, das klagt und tröstet, schmerzt und heilt, mißbilligt und versöhnt zugleich — dann rufe ich laut oder leise: O närrische Leute, o komische Welt!"

Man würde den Sinn, den dieses Wort in Börne's Munde hatte, völlig verkennen, wenn man meinte, damit werde den Menschen Narrheit vorgeworfen, und als fühlte sich Börne in seiner Weisheit erhaben über sie alle. Börne schließt sich vielmehr mit ein und spricht damit vorzugsweise zu sich selbst: ich Thor, der ich in meiner Ungeduld allen kranken Völkern helfen, der ich mich vor den Wagen der Geschichte spannen möchte, um ihn fortzubewegen; besteht denn nicht eine Alles beherrschende Nothwendigkeit? lebt denn nicht ein Alles leitender Gott? Wenn die Hoffnung des Propheten in ihm verzweifelte, dann erwachte in ihm die Gottergebenheit Hiob's.

Man hat mir gesagt, Börne habe nur noch eine kleine Gemeinde. Das glaube ich und das wundert mich nicht. Hatte er denn jemals mehr als eine kleine Gemeinde? Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten; d. h. objectiv durch das, was er geleistet und was in die Substanz des Nationalgeistes eingegangen, hat er zum Besten aller nachfolgenden Geschlechter gelebt, ohne daß sie von ihm wissen und ohne ihm zu danken; mit Bewußtsein aber wird derjenige, der nur den Besten seiner Zeit genügt hat, auch in den Folgezeiten immer nur für die Besten leben.





# Die Macht der Vererbung.

Von

**Ludwig Büchner.**

---

I.



Unter den vielen und großen naturwissenschaftlichen Entdekkungen der hinter uns liegenden Jahrzehnte mag es kaum eine geben, welche sich an Wichtigkeit und wissenschaftlicher Tragweite mit derjenigen von der Macht der Vererbung oder Erblichkeit zu messen vermöchte. Sie hängt mit den tiefsten philosophischen Fragen zusammen, welche den Menschengeist zu beschäftigen im Stande sind, und hat uns die überraschendsten Aufschlüsse über wissenschaftliche und philosophische Probleme geliefert, welche bisher ganz unlöslich schienen, namentlich über die Frage, wie und auf welche Weise unser menschliches Geschlecht zu den vielen hohen Vorzügen und Vollkommenheiten gekommen ist, welche ihm ein so unermeßliches Uebergewicht über die gesammte übrige Lebewelt verleihen. Denn höchst wahrscheinlich bildet die Vererbung die eigentliche oder Hauptursache für den gesammten Fortschritt des menschlichen Geschlechts in leiblicher wie in geistiger Beziehung; ja für Diejenigen, welche an die Wahrheit oder Richtigkeit der Entwickelungstheorie glauben, muß dieser Satz als über jeden Zweifel erhaben gelten. Denn ohne Vererbung müßte jedes Geschlecht, ja jeder einzelne Mensch seine ganze leibliche, geistige und moralische Erziehung jedes Mal wieder vollständig von vorn anfangen, wobei ein bleibender Fortschritt kaum denkbar oder wenigstens in die engsten Grenzen eingeschlossen sein würde. Daher stimmen auch alle Gelehrten, welche sich mit den Thatsachen der Vererbung näher bekannt gemacht haben, fast ausnahmslos in ihrem Urtheil über die große und gar nicht hoch genug zu schätzende Bedeutung der Vererbungsgesetze überein, welche letztere einen großen Theil der Schuld daran tragen, daß es dem Menschen möglich gewesen, nach und nach im Laufe zahlloser Generationen aus dem Zu-

stande eines rohen, thierähnlichen Wilden sich bis zur Stufe des civilisirten Menschen emporzuarbeiten. Dr. Locher-Wild in seinem übrigens ziemlich phantastisch gehaltenen Buche „Ueber Familienanlage und Erblichkeit“ nimmt sogar keinen Anstand, die Erblichkeit — vielleicht mit einiger Uebertreibung — „die großartigste aller Naturerscheinungen“ zu nennen.

Allerdings ist die Kenntniß des Gesetzes oder der Gesetze der Vererbung an sich uralt und zeigt sich sehr deutlich in der Thierzüchtung der ältesten Völker, sowie der Wilden, welche zur sogenannten Nachzucht immer nur die stärksten, schönsten oder sonst durch vorzügliche Eigenschaften ausgezeichneten Thiere zu verwenden suchen, in der sicheren Erwartung, daß die guten Eigenschaften der Eltern in den Nachkommen mehr oder weniger wiederkehren werden, mochten diese guten Eigenschaften nun von den Eltern erworben oder ihnen angeboren, mochten sie zufällig auftretende oder absichtlich angebildete sein. Aber das rechte Licht fiel auf die Vorgänge der Vererbung erst durch Darwin und den Einfluß seiner berühmten Theorie, welche eine so große Umwälzung in den organischen Naturwissenschaften hervorgerufen hat. Es ist bekannt und braucht nicht näher auseinandergesetzt zu werden, daß unter den vier Momenten, aus denen Darwin seine Theorie zusammengesetzt, nämlich: Kampf um das Dasein — Abänderung — Vererbung der Abänderung — und natürliche Auswahl — die Vererbung eine Hauptrolle spielt. Aber es würde ein Irrthum sein, zu glauben, daß die hervorragendsten der Thatsachen, auf welche Darwin seine Erblichkeitstheorie stützt, nicht schon lange vor ihm bekannt gewesen seien; vielmehr war dieses in ziemlich ausgedehntem Maße der Fall. Abgesehen von der sogleich noch näher zu erwähnenden Medicin oder Heilkunde, hatten sich namentlich in Frankreich einzelne Gelehrte lange vor Darwin mit Beobachtung und Zusammenstellung dieser Thatsachen beschäftigt und dicke Bücher damit angefüllt. Wir brauchen nur das bekannte Buch von Giron de Buzareingues: „Traité de la génération“ (1828), und das noch bekanntere von Prosper Lucas: „Traité physiologique et philosophique de l'hérédité naturelle“ (Paris 1837), zu nennen, welchen beiden Werken, insbesondere dem letzteren, alle Schriftsteller über Vererbung, namentlich Darwin selbst, zahlreiche Beispiele entnommen haben. Aber lange vor diesen Beiden hatte schon Georg Leroy, der ausgezeichnete Thier-Psychologe, dessen berühmte Briefe über die Intelligenz und Perfectibilität der Thiere 1764 erschienen, einen deutlichen Begriff von der Macht und Bedeutung der Vererbung der während des Lebens erlangten Fertigkeiten und hatte den wichtigen und fruchtbaren Gedanken ausgesprochen, daß Alles, was wir bei den Thieren bloß für blind mechanisch halten, vielleicht die Folge schon vor langer Zeit angenommener Gewohnheiten sei, die sich von Generation zu Generation fortgepflanzt hätten. Auch Buffon und Cuvier wiesen bereits darauf hin, daß es in der Macht des Menschen liege, durch Beobachtung der Vererbungsgesetze neue Thierracen zu erzeugen.

In Deutschland wäre vor Allem der berühmte Physiologe Burdach zu nennen, welcher in dem ersten Bande seiner „Physiologie als Erfahrungswissenschaft“ (1826) nicht weniger als dreißig Seiten der Besprechung der Vererbungsgesetze widmete und seine Aufmerksamkeit namentlich der Vererbung zufälliger und angebildeter leiblicher wie geistiger Eigenschaften widmete. Er glaubt daraus mit Rush, Giron, Spurzheim und Anderen folgern zu dürfen, daß sich die erworbene geistige Bildung der Menschen ebenso vererbe wie die leibliche.

Aber trotz alledem verstand man es doch nicht (vielleicht mit einziger Ausnahme Leroy's), aus diesen Thatsachen den richtigen Schluß zu ziehen oder die richtige Anwendung davon zur Erklärung der allgemeinen Fortschrittsgesetze zu machen. Man behandelte dieselben mehr als physiologische Curiosa, obgleich hier und da, auch schon vor Darwin, eine Ahnung des richtigen Sachverhaltes aus einzelnen Aeußerungen hervorragender Schriftsteller durchblitzt. So hatten unter Anderem Nott und Gliddon in ihrem berühmten Werke „Ueber die Typen der Menschheit“ bereits den fruchtbaren Gedanken ausgesprochen, daß die gesammte culturhistorische Entwickelung der Völker nicht, wie man bisher annahm, auf der

Verfolgung bewußter Zwecke und ebenso wenig auf der eigenthümlichen Verkettung äußerer Umstände, sondern wesentlich nur auf der Vererbung oder Uebertragung theils angeborener, theils erworbener Instincte oder unbewußter Antriebe oder geistiger Gewohnheiten von Generation zu Generation durch die Geburt beruhen möge!

Weitaus am meisten Aufmerksamkeit wurde übrigens den Vererbungsgesetzen und der Macht der Vererbung innerhalb der Wissenschaft der Medicin oder Heilkunde geschenkt — und zwar wegen ihrer praktischen Bedeutung für die Uebertragung von Krankheiten und Krankheitsanlagen von einer Generation auf die andere.

Schon lange, ehe man es verstand, die allgemeine Bedeutung der Vererbung zu würdigen, kannten die Aerzte eine ganze lange Reihe von Krankheiten, Krankheitsanlagen oder angeborenen Naturfehlern, welche die Fähigkeit zeigten, von Eltern oder Großeltern auf Kinder oder Kindeskinder überzugehen und sich oft mit großer Zähigkeit durch ganze Generationen hindurch fortzupflanzen. Es bildet diese traurige Erfahrung in der That eines der düstersten Capitel der Menschheitsgeschichte — ein Capitel, welches lebhaft an die alte und schreckliche Theorie von der Erbsünde erinnert. Denn auch hier ruht auf einzelnen Menschen oder Familien eine Art fürchterlichen Fluches, welcher die Betroffenen mit unausweichlicher Gewalt in Krankheit, Schmerz oder Leiden jeder Art und oft in einen frühzeitigen Tod treibt — und zwar so, daß der Einzelne schon vom ersten Tage seiner Geburt an und ohne jedes eigene Verschulden seinem meist unvermeidlichen Schicksale verfallen erscheint. Es würde zu weit führen, wollten wir die lange Reihe verschiedener Krankheiten oder Krankheitsanlagen aufführen, von denen die Aerzte annehmen oder erfahren haben, daß sie durch Erbschaft übertragbar sind; nur einige der hervorstechendsten, wie Tuberculose, Scrofulose, Gicht, Syphilis, Krebs, Hämophilie oder Bluter-Krankheit, Epilepsie, Hysterie, Geisteskrankheit, periodisches Kopfweh, Neigung zu Apoplexie oder Schlagfluß, zu Fettleibigkeit oder Magerkeit, zu chronischen Haut- oder Leberkrankheiten, Verderbniß der Zähne, Cretinismus und Blödsinn, Taubstummheit, Albinismus, alle möglichen Arten von Augenkrankheiten wie grauer und schwarzer Staar, Schielen, Daltonismus oder Farbenblindheit, Nachtblindheit, Kurzsichtigkeit u. s. w., aber auch angeborene Deformitäten wie Hasenscharte, Klumpfuß und dergleichen, mögen hier genannt werden.

Unter den vererbungsfähigen körperlichen Neigungen dürfte eine besondere Erwähnung noch die bekannte Neigung zu Langlebigkeit oder Kurzlebigkeit verdienen, eine Neigung, welche so auffallend erblich ist, daß es überall einzelne Familien giebt, welche man geradezu als langlebige oder kurzlebige bezeichnen kann, und daß die Lebensversicherungs-Gesellschaften ohne Ausnahme großes Gewicht auf die Erkundung dieser Verhältnisse und des Lebensalters der Eltern und Geschwister einer zu versichernden Person legen.

Auch waren die Aerzte bereits sehr gut mit dem wichtigen Umstande bekannt, daß es nicht bloß eine leibliche oder körperliche, sondern auch eine geistige Vererbung giebt, und daß Geisteskrankheiten oder Wahnsinn und in Verbindung damit krankhafte Neigung zu Melancholie oder Hypochondrie, zu Selbstmord, zur Begehung von Verbrechen, zum Trunk, zum Spiel u. s. w. in hohem Grade erblich sind. Ja, neuere Erfahrungen und Beobachtungen haben gezeigt, daß diese furchtbare Anlage zu geistiger Störung in einem ganz besonders hohen und wahrscheinlich höheren Grade als alle anderen Krankheiten oder Krankheitsanlagen die Neigung zeigt, sich von den Eltern oder Großeltern auf die Kinder fortzupflanzen, und daß dieselbe sich mit einer wahrhaft dämonischen Gewalt in manchen, diesem schrecklichen Lose verfallenen Familien geltend macht. Genaue Erhebungen in den Irrenanstalten haben gezeigt, daß unter allen Insassen solcher Anstalten die Hälfte oder mindestens ein Drittheil von geisteskranken Eltern oder Großeltern abstammen. Aus einem der französischen Regierung erstatteten Berichte ergiebt sich, daß von eintausend in Heilanstalten aufgenommenen Kranken jedes Geschlechts die Krankheit bei 264 Männern und 266 Frauen

ererbt war! (Ribot: Die Erblichkeit, S. 155.)

In den Irrenanstalten des Großherzogthums Hessen befanden sich anfangs 1878 zusammen 713 Kranke, von denen bei nicht weniger als 259 Personen die Erblichkeit nachzuweisen war! Unter dreiundsiebzig von Trélat beobachteten Fällen von Geisteskrankheit setzt er dreiundvierzig auf Rechnung der Erblichkeit, während Maudsley unter fünfzig von ihm untersuchten Fällen dasselbe bei 16 Personen thut. (Beide Citate bei Ribot, a. a. O., S. 155.) Dr. Merten sagt in einem vortrefflichen Schriftchen über die „Vererbung von Krankheiten", daß wir die Vererbung für mindestens ein Drittel aller Fälle von Geisteskrankheit als sicher annehmen dürfen, und daß sich das Irresein öfter von der Mutter als vom Vater, und zwar von dieser, besonders gern auf die Töchter, fortpflanze. Nach dem bekannten Irrenarzt Moreau de Tours sollen sogar (was indessen sehr übertrieben erscheint) neun Zehntheile aller Geisteskrankheiten auf Erblichkeit beruhen.

Die dämonische Gewalt dieser furchtbaren Art von Vererbung zeigt sich recht deutlich in einem von Gintrac beobachteten Falle, wo ein geisteskranker Vater lauter geistiggesunde und sogar talentvolle Söhne zeugte, welche mit Auszeichnung öffentliche Aemter bekleideten; aber alle Kinder dieser Söhne wurden mit Erreichung des zwanzigsten Lebensjahres in größerem oder geringerem Grade wahnsinnig. (Bei Ribot, a. a. O., S. 144.) Aehnliche Fälle haben Aubanel und Thoré beobachtet (ebenda S. 144) und citirt Darwin (Das Variiren der Pflanzen und Thiere II, S. 1 ff.). Für die ärztliche Wissenschaft konnte freilich, nachdem die Vererbung leiblicher Krankheit bekannt war, die Vererbung geistiger Krankheiten nichts Auffallendes haben, da vom ärztlichen Standpunkte aus alle Geisteskrankheiten mehr oder weniger als Gehirnerkrankungen angesehen werden und daher jede seelische Vererbung nothwendig eine leibliche Vererbung voraussetzt, wie dieses selbst Ribot (a. a. O.) trotz seiner mehr oder weniger spiritualistischen Ueberzeugungen ausdrücklich anerkennt oder zugesteht. Auch die besonders große Neigung solcher Gehirnerkrankungen zu erblicher Fortpflanzung konnte den Aerzten nicht auffallend erscheinen, da gerade die Gehirnmasse wegen ihres feinen Baues, ihres großen Blutreichthums und ihres labilen Eindrücken und krankhaften Einwirkungen besonders leicht zugänglichen Zustandes zur Aufnahme und Uebertragung erblicher Störungen als besonders geeignet erscheinen muß.

Auch über die Gesetze der Erblichkeit und Vererbung hatten die Aerzte, obgleich diese Gesetze bis auf den heutigen Tag noch sehr wenig gekannt sind, schon bestimmte Vorstellungen. So kannten sie vor Allem bereits die sogenannte latente oder rückfällige Vererbung, wobei ganze Generationen, bald in directer, bald in seitlicher Verschiebung, übersprungen werden, wie in dem soeben angeführten Falle von Gintrac, wo sich die Geisteskrankheit des ersten Erzeugers nicht auf die Söhne, wohl aber auf die Enkel forterbte. Hier pflanzen sich also die ererbten Fehler oder Eigenthümlichkeiten nicht bloß von Eltern auf Kinder, sondern auch von Großeltern oder Urgroßeltern oder gar von Seitenlinien aus auf einzelne der Nachkommen fort. Und zwar gilt dies nicht bloß für alle Arten von erblichen Krankheiten, sondern auch für den ganzen Habitus oder einzelne Theile desselben, namentlich für die Farbe der Augen, der Haare, für die Art der Stimme u. s. w. Wie oft kommt es vor, daß Kinder in ihrem ganzen Sein und Wesen, wie auch in der äußeren Erscheinung mehr den Großeltern oder selbst den Urgroßeltern gleichen als den Eltern! Oder daß der Typus alter Familienbilder in dem einen oder anderen der Nachkommen wiederkehrt! Dr. Specht kannte eine vierundneunzigjährige Frau, eine Mutter von siebzehn Kindern, von denen keines die Eigenthümlichkeiten der Mutter (blonde Haare, Muttermal und Anstoßen mit der Zunge beim Aussprechen des Buchstabens S) hatte; sie kamen, wie man zu sagen pflegt, alle mehr auf den Typus des Vaters, eines schwarzhaarigen Mannes mit reiner Aussprache, heraus. Auch die zahlreichen Enkel zeigten keine Spur einer Aehnlichkeit mit der Großmutter. Aber in der dritten Generation wurde ein Urenkel oder ein Mädchen geboren, wel-

ches wiederum die Eigenthümlichkeiten der Urgroßmutter wahrnehmen ließ, d. h. es hatte blonde Haare, ein Muttermal unterhalb des linken Auges, wie die Urgroßmutter, und stieß beim Aussprechen des Buchstabens S mit der Zunge an. Oder es ist eine ziemlich gewöhnliche Erfahrung, daß eine Frau männliche Eigenschaften ihres Vaters, die sie selbst nicht besitzen kann (z. B. in einem uns bekannten Falle rothen Bart und schöne Baßstimme) auf ihren Sohn oder auf ihre Enkel vererbt. Ganz neuerdings hat Professor Horner in Zürich einen Fall veröffentlicht, wo er den sogenannten Daltonismus oder Farbenblindheit durch sieben Generationen hindurch zu verfolgen im Stande war, wobei aber immer nur die Söhne diese Eigenthümlichkeit zeigten und wobei jedesmal eine Generation übersprungen wurde. Aehnliche Beobachtungen hat Dr. H. Pagenstecher in Wiesbaden bezüglich der Nachtblindheit gemacht. Er konnte diesen eigenthümlichen Zustand, wobei die Betreffenden wegen einer herabgesetzten Empfindlichkeit der Netzhaut und des Sehnerven in der Dämmerung nichts sehen, durch fünf Generationen verfolgen, wobei ebenfalls immer nur die männlichen Nachkommen ergriffen waren und jedesmal eine Generation übersprungen wurde, so daß sich der Zustand immer nur vom Großvater auf den Enkel vererbte.

Auch bei der sogenannten Hämophilie oder Bluter-Anlage, wobei die Betroffenen bei jeder kleinen Verletzung fast nicht zu stillenden Blutungen ausgesetzt sind, kommt Ueberspringen einzelner Generationen sehr häufig vor. Auch hat man beobachtet, daß sich dieser krankhafte Zustand leichter auf die Söhne als auf die Töchter forterbt und daß die letzteren, ohne selbst krank zu sein, die Anlage auf ihre Kinder fortpflanzen, selbst wenn sie mit ganz gesunden Männern verheirathet sind. Dabei pflegen die Hämophilen mit einer großen Fruchtbarkeit ausgestattet zu sein. (Näheres bei Aßmann: Die Hämophilie. Berlin 1860.) Aehnliche Fälle oder Beispiele von rückfälliger Vererbung erzählt die Krankheitslehre in großer Menge.

Der höchste Grad der latenten oder rückfälligen Vererbung ist übrigens der sogenannte Atavismus (von atavus, Vorfahr) oder Rückschlag, wobei nicht bloß einige, sondern Tausende von Generationen und ungeheure Zeiträume übersprungen werden, und welcher offenbar eine der wunderbarsten und bis jetzt unerklärlichsten Naturerscheinungen bildet. Allerdings kennt man bis jetzt von ihm keine pathologischen oder Krankheitsbeispiele, wenigstens nicht mit Sicherheit, obgleich wohl anzunehmen ist, daß solche existiren; dagegen um so auffallendere von physiologischer Seite. So stammen z. B. alle Racen der Haustaube in letzter Linie von der wilden Felsentaube (Columba livia) ab, welche als auszeichnenden Charakter blaue Flügel mit schwarzen Querstreifen besitzt, und merkwürdiger Weise werden unter allen Haustauben der verschiedensten Färbungen bisweilen einzelne Individuen geboren, welche blaue Flügel mit schwarzen Querstreifen besitzen und so den Charakter der Stammform wiederholen. Oder wenn hier und da einzelne Individuen des Esels gestreifte Beine zeigen, so ist dieses ein gleicher Fall rückfälliger Vererbung in den Typus des wilden abyssinischen Esels oder jenes zebraartigen Ur- oder Stammvaters, von welchem unser einheimischer Esel abstammt. Ebenso ist die Neigung der Hauskatze zu streifenartiger Färbung atavistisch. Noch auffälliger ist das bekannte Beispiel, daß von Zeit zu Zeit Pferdefüllen geboren werden, welche statt eines Hufs drei huftragende Zehen oder einen Mittelhuf mit zwei kleineren, getrennten Nebenhufen mit auf die Welt bringen und damit einen Charakter zeigen, welcher dem längst ausgestorbenen Vorfahr oder Stammvater des Pferdes aus der Tertiärzeit, dem Hipparion, eigen war. In ganz ähnlicher Weise finden sich nicht selten bei Embryonen oder Keimlingen von Vögeln Zähne oder Zahnrudimente als atavistische Erinnerung an ihre uralten Vorfahren oder an die gezahnten Vögel aus der Jurazeit. Die bekannte Erfahrung, daß unser veredeltes Obst oder Gemüse trotz der langen über seiner Veredlung hingegangenen Zeit bei schlechter Pflege stets die Neigung zeigt, wieder in den Typus des ursprünglichen Wildlings zurückzufallen, ist auch eine Folge atavistischen Einflusses. Auch unserem eigenen Geschlecht oder dem Menschen

selbst fehlt es nicht an einer ganzen Anzahl körperlicher Eigenthümlichkeiten, welche Folge atavistischer Uebertragung aus einer in grauer Dämmerung hinter uns liegenden Vergangenheit oder Urzeit sind, wie die Muskeln des äußeren Ohres, die sogenannte Nickhaut des Auges, der sogenannte Zwischenkieferknochen, die thierähnliche Form des menschlichen Milchgebisses, der sogenannte Wurmfortsatz, die Neigung zur Bildung eines überzähligen Fingers u. s. w. — Alles dieses und vieles Aehnliche, dessen Erwähnung hier zu weit führen würde, zeigt die ungeheure und fast unglaublich erscheinende Macht der Vererbung, welche, während sie auf der einen Seite bestrebt ist, die ursprünglichen Formen oder Charaktere mit wunderbarer Zähigkeit festzuhalten, gleicherweise auf der anderen Seite dahin strebt, jede äußere Einwirkung auf Individuum oder Art, jede zufällige Umänderung zu einer bleibenden zu machen. Häckel unterscheidet daher sehr passend eine conservative oder erhaltende und eine progressive oder fortschrittliche Vererbung, wobei die erstere stets nach Erhaltung, die zweite stets nach Umänderung des Bestehenden drängt.

Die Erscheinung des Atavismus oder auch nur der einfachen rückfälligen Vererbung ist übrigens, wie schon angedeutet, eine so wunderbare, daß alle Gelehrten oder Schriftsteller, welche Gelegenheit fanden, sich damit zu beschäftigen, sich nicht enthalten konnten, ihr höchstes Erstaunen darüber zu äußern.

Darwin selbst sagt am Schlusse eines Capitels über Vererbung und Rückschlag: „Der befruchtete Keim eines der höheren Thiere, der doch einer so ungeheuren Reihe von Veränderungen vom Zustand der Keimzelle bis zum höheren Alter ausgesetzt ist, ist vielleicht das wunderbarste Object in der Natur. Es ist wahrscheinlich, daß kaum eine Veränderung irgend einer Art eines der beiden Eltern afficirt, ohne daß ein Zeichen (oder eine Spur) hiervon im Keim gelassen wurde. Aber nach der Theorie des Rückschlags, wie sie in diesem Capitel erörtert wurde, wird der Keim ein noch viel wunderbarerer Gegenstand; denn außer den sichtbaren Veränderungen, denen er unterworfen wird, müssen wir annehmen, daß noch unsichtbare Charaktere in ihm gehäuft sind, die einer langen Reihe männlicher und weiblicher Vorfahren eigen waren, welche durch Hunderte und selbst Tausende von Generationen von der Jetztwelt getrennt sind. Und alle diese Charaktere liegen wie mit unsichtbarer Tinte auf Papier geschriebene Buchstaben da, bereit, sich unter gewissen bekannten oder unbekannten Bedingungen zu entwickeln."

Mit noch mehr Enthusiasmus, aber nicht geringerer Wahrheit drückt sich Häckel über den Gegenstand aus, wobei er übrigens nicht einmal an die von Darwin besprochene genealogische, sondern nur an die elterliche Vererbung denkt.

Aber nicht bloß mit den Gesetzen der latenten oder rückfälligen Vererbung waren die Aerzte bekannt, sie kannten auch weiter die sogenannte gleichzeitliche oder homochrone Vererbung oder die Vererbung im correspondirenden Lebensalter oder zu entsprechenden Lebensperioden, wobei die Folgen oder Erscheinungen der Vererbung nicht sofort, sondern erst mit Beginn eines bestimmten Lebensalters eintreten, wie z. B. die ererbte Tuberculose oder Lungenschwindsucht in der Regel erst im Jünglingsalter oder im frühen Mittelalter des Lebens einzutreten pflegt, während z. B. der Veitstanz sich auf die frühe Jugend oder Kindheit, oder die Anlage zu Schlagfluß auf das höhere Alter, oder die Neigung zu frühzeitigem Haarschwund und frühem Grauwerden der Haare auf die Zeit zwischen dem dreißigsten und vierzigsten Lebensjahre forterbt. Die Anlage ist also vorhanden, bleibt aber „latent" oder schlummernd so lange, bis gewisse äußere oder innere Einflüsse oder bestimmte, im Laufe der Jahre eintretende Körperzustände sie zur Entfaltung bringen, und zwar in der Regel in derselben Lebensperiode, in welcher sie auch bei den Eltern oder Vorfahren sich bemerkbar gemacht hatte. Die Krankheitslehre wimmelt von Beispielen dieser Art; es mögen hier nur einige der hervorragendsten eine Stelle finden.

Dr. Stewart kannte vier Brüder, welche alle vom zwölften Lebensjahr an an einem periodischen, fast jede Woche wiederkehrenden Kopfweh litten. Ganz dasselbe Leiden hatten der Vater, der Onkel, der Großvater und der Großonkel

gehabt, und bei Allen hatte es zwischen dem fünfundvierzigsten und fünfundfünfzigsten Lebensjahre aufgehört. Die weiblichen Glieder der Familie blieben verschont. (Bei Sedgwick, Med. Chir. Review, April 1863.) Dr. Sedgwick selbst beschreibt ebenda (Jahrgang 1861) einen Fall, wo zwei Brüder, deren Vater und mütterlicher Großvater sämmtlich im vierzigsten Lebensjahre taub wurden. Die Blindheit liefert noch auffallendere Beispiele. In einer Familie, welche ebenfalls bei Sedgwick (a. a. O., 1861) erwähnt wird, war dieselbe drei Geschlechter hindurch erblich, und nicht weniger als siebenunddreißig Kinder und Enkel wurden sämmtlich zwischen dem siebzehnten und achtzehnten Lebensjahre blind. In einem anderen von Lucas (a. a. O.) erwähnten Falle trat die Blindheit bei einem Vater und seinen vier Kindern mit dem einundzwanzigsten Lebensjahre ein; in noch einem anderen (ebenfalls bei Lucas) wurden eine Großmutter mit fünfunddreißig, ihre Tochter mit neunzehn und drei Enkel mit dreizehn und elf Jahren blind.

Besonders deutlich zeigt sich die gleichzeitliche Vererbung beim Wahnsinn, der ja, wie schon erwähnt, durch seine große Vererbungsneigung ausgezeichnet ist. Der berühmte Irrenarzt Esquirol führt davon mehrere schlagende Beispiele an; unter anderen den Fall eines Großvaters, Vaters und Sohnes, welche alle Drei um ihr fünfzigstes Lebensjahr einen Selbstmord begingen. — Piorry (L'hérédité dans les maladies, 1840) beschreibt den Fall einer ganzen Familie, deren sämmtliche Glieder mit vierzig Jahren wahnsinnig wurden. Daß nach Gintrac die sämmtlichen Enkel eines geisteskranken Großvaters mit zwanzig Jahren verrückt wurden, ist schon erwähnt worden. — In der Familie der berühmten Stachelschweinmenschen, von denen sogleich des Näheren die Rede sein wird, trat die merkwürdige Deformität bei Vater und Söhnen in demselben Lebensalter, nämlich ungefähr neun Wochen nach der Geburt, auf. Auch die bekannte Erfahrung, daß der Eintritt der Pubertät oder Geschlechtsreife erst mit Erreichung eines gewissen Lebensalters stattfindet, kann hierher bezogen werden; desgleichen die Vererbung der Langlebigkeit. Eine Reihe weiterer Beispiele von Vererbung zu entsprechenden Lebensperioden bei Pflanzen, Thieren und Menschen hat Darwin (Das Variiren der Thiere und Pflanzen II, S. 99 und folgende) zusammengestellt und Lucas (a. a. O.) gesammelt.

Noch weiter hatten die Aerzte reiche Gelegenheit, zu beobachten, daß nicht bloß den Eltern oder Voreltern angeborene Krankheiten fortgeerbt wurden, sondern daß auch solche Krankheiten die Neigung zur Vererbung zeigten, welche von Jenen erst während des Lebens erworben worden waren, wie z. B. Tuberculose, Gicht, Leberleiden, Geisteskrankheit u. s. w. Aber da diese wichtige Art der Vererbung mehr physiologische als pathologische Bedeutung hat, so mag dieselbe hier vorerst nur andeutungsweise erwähnt sein.

Endlich und zuletzt hatten die Aerzte Gelegenheit, die Erblichkeit gewisser Eigenthümlichkeiten, Deformitäten oder Abweichungen von der regelmäßigen Bildung des Körpers von oft sehr auffälliger Art (z. B. Hasenscharte, Klumpfuß, entstellende Hautkrankheit, Albinismus, Ueberzahl der Finger u. s. w.) zu beobachten und nicht selten durch ganze Reihen von Generationen hindurch zu verfolgen. Das berühmteste Beispiel dieser Art bildet die schon erwähnte Familie der sogenannten Stachelschweinmenschen. Im Jahre 1717 wurde in London ein Mann, Namens Edward Lambert, geboren, dessen ganzer Körper sich mit einer Kruste harter, stachelartiger, bis über einen Zoll langer Auswüchse oder Fortsätze der hornartigen Oberhaut bedeckte, welche Fortsätze mit Geräusch an einander stießen und ihm den Namen des Stachelschweinmenschen eintrugen. Diese monströse und auffällige Bildung vererbte nun Lambert auf sechs Knaben, welche alle vom sechsten bis neunten Lebensmonat ab dieselbe Bildung zeigten. Der einzige von diesen Knaben, der zu Jahren kam, vererbte die Eigenthümlichkeit auf seine Söhne, von denen aus sich dieselbe noch weiter durch fünf Generationen fortsetzte, wobei aber immer wiederum nur die Söhne ergriffen wurden, während die Töchter frei blieben. (Philos. Transact., 1755 und Prichard, History of Mankind, 1851.)

Noch auffälliger sind die zahlreichen Beispiele von Mangel oder Ueberzahl der

Finger oder Fußzehen, welcher letztere Zustand unter dem Namen der Polydaktylie oder Vielfingerigkeit bekannt ist. Es werden also mitunter Menschen geboren, welche entweder sechs oder drei Finger an jeder Hand oder an jedem Fuß haben und welche nun diese Eigenthümlichkeit durch ganze Reihen von Generationen hindurch fortpflanzen oder forterben. Die Literatur ist sehr reich an gut beobachteten Fällen dieser Art. Darwin hat nicht weniger als sechsundvierzig Fälle von erblicher Polydaktylie gesammelt (a. a. O. II, S. 16 und folgende), und Burdach (a. a. O.) führt nach Carlisle und Kalleja zwei Stammbäume solcher mit dieser Eigenthümlichkeit behafteten Familien auf.* Selbstverständlich kann sich diese merkwürdige Eigenthümlichkeit nicht auf unbestimmt lange Zeit hinaus in einzelnen Familien erhalten, sondern muß sich im Laufe einer gewissen Reihe von Generationen infolge fortwährender Abschwächung durch Kreuzung wieder verlieren — obgleich mitunter eine auffallende Zähigkeit dieser Art von Vererbung in einzelnen Fällen beobachtet wurde und obgleich vom physiologischen Standpunkte aus die Möglichkeit der Erzeugung einer neuen Race oder Abart auf diesem Wege nicht vollständig abgeleugnet werden kann. So ist ganz neuerdings in der Zeitschrift „Kosmos“ (Band I, S. 358) ein auf einem französischen Pachthof beobachteter Fall veröffentlicht worden, in welchem ein mit fünf (statt vier) Zehen geborener Haushahn eine zahlreiche Nachkommenschaft fünfzehiger Hühner auf seinem und mehreren benachbarten Höfen hinterlassen hat.

Darwin erzählt auch nach Dr. Hodgkin von einer englischen Familie, in welcher sich eine verschieden von dem übrigen Haar gefärbte Haarlocke durch viele Generationen hindurch fortpflanzte. Er selbst kannte einen Herrn in Irland, der mitten in seinem dunklen Haupthaar auf der rechten Seite des Kopfes eine kleine weiße Locke hatte und der ihn versicherte, daß seine Mutter und Großmutter dieselbe Eigenthümlichkeit gehabt hätten, nur mit dem Unterschiede, daß bei der Mutter die Locke auf der linken Seite sich befand.

Noch auffälliger und wichtiger für die Erkenntniß der Vererbungsgesetze, wenn auch seltener, ist die Vererbung solcher Deformitäten oder Krankheitsanlagen, welche nachweisbar während des Lebens der Erzeuger selbst von diesen zufällig erworben oder ihnen künstlich angebildet wurden. Auch hier fehlt es nicht an zahlreichen Beispielen aus der Menschen- und Thierwelt, von denen hier nur einige der hervorstechendsten eine Erwähnung finden mögen. — So führt Bronn (Geschichte der Natur II, S. 132) den Fall einer Kuh an, welche durch Eiterung ein Horn verlor und nun drei Kälber warf, welche an derselben Seite des Kopfes statt des Hornes nur einen kleinen, an der Haut hängenden Knochenkern trugen; und Blumenbach erzählt von einem Manne, dem der kleine Finger der rechten Hand nach einem unglücklichen Schnitt krumm geheilt worden war, und der nun eine ähnliche Verbildung an dem entsprechenden Finger auf seine Söhne forterbte. Hunde oder Pferde mit gestutzten Schwänzen oder Ohren vererben mitunter eine unnatürliche Kürze dieser Organe auf ihre Nachkommen, und Williamson sah nach Waitz (Anthropologie der Naturvölker) in Carolina Hunde, denen drei bis vier Generationen hindurch die Schwänze fehlten, da eines der Stammeltern diesen Körpertheil zufällig verloren hatte. Herr W. Besler in Emmerich am Rhein schreibt dem Verfasser am 17. November 1874, daß er in Döbeln in Sachsen in Eichler's Hotel daselbst einen jungen Hund mit vollständig gestutzten Ohren und Schwanz gesehen habe. Als er die Bemerkung fallen ließ, daß man das Thier zu sehr beschnitten habe, wurde ihm mitgetheilt, daß dieses nicht der Fall sei, sondern daß das Thier nebst einem Bruder unter vier Jungen eines Wurfs die Eigenthümlichkeit von seinem Vater, einem Affenpinscher mit gestutzten Ohren und Schwanz, geerbt habe, sowie daß ein Junges eines früheren Wurfs dieselbe Eigenthümlichkeit gezeigt habe. Die Mutter ist ein gewöhnliches, nicht verstümmeltes Thier. Noch merkwürdiger ist ein von Herrn Bauunternehmer K. in Westfalen mitgetheilter Fall einer im Herbst 1873 von demselben ge-

* Das Nähere darüber findet sich in einem Aufsatze des Verfassers über „Physiologische Erbschaften“ in dessen Schrift: „Aus Natur und Wissenschaft“. 3. Auflage. Seite 376 ff.

kauften Ente, deren rechter Flügelknochen zerbrochen und schräg wieder angeheilt war und welche im Frühling 1874 acht Junge hervorbrachte, von denen zwei nach und nach am rechten Flügel und zwei an beiden Flügeln befiederte Auswüchse bekamen, welche in einem Winkel von 45 Grad abstanden und gewissermaßen ein zweites Flügelpaar bildeten. Die auf diese Weise doppelt beflügelten Thiere bieten einen sonderbaren, nicht unschönen Anblick dar; die abnormen Flügel sind vier bis fünf Zoll lang und stehen über den unteren normalen unbeweglich und für sich empor, sind auch mit Flugfedern besetzt.

Ein sehr instructives Beispiel dieser Art liefern auch die von Brown-Sequard und Westphal bekanntlich durch eine besondere Art von Operation künstlich epileptisch oder fallsüchtig gemachten Meerschweinchen, von denen die Operateure Gelegenheit hatten, zu beobachten, daß die von diesen Thieren während ihrer Krankheit erzeugten Jungen die Neigung zu epileptischen Krämpfen mit auf die Welt brachten, ja dieselbe sogar auf ihre Nachkommen vererbten, obgleich bei Meerschweinchen sonst nie Epilepsie beobachtet worden ist.

Auch von Menschen kennt man Fälle, außer dem bereits von Blumenbach erwähnten, in denen erworbene Mißbildungen, z. B. die gekrümmte, nach vorn gebeugte Haltung des Oberkörpers bei Schreinern oder Zimmerleuten, auf die Kinder, namentlich die Söhne, vererbt wurden. Allerdings müssen alle diese Beispiele, denen sich übrigens noch viele weitere anreihen ließen (Prosper Lucas z. B. a. a. O. hat eine lange Liste vererbter Verletzungen mitgetheilt), mehr oder weniger als Ausnahmen von der Regel betrachtet werden, da es ja bekannt ist, daß künstliche Verletzungen oder Entstellungen des Körpers, wenn sie auch noch so lange fortgesetzt werden, z. B. die Circumcision der Juden oder Orientalen, die Schädelcompression der Indianer, die Fußeinschnürung der Chinesen und dergleichen, nicht fortgeerbt werden. Aber immerhin durfte und mußte auf die oben verzeichneten Thatsachen hingewiesen werden, um daran die große und in einzelnen Fällen selbst die wohlbegründeten Regeln normaler physiologischer Fortpflanzung umstoßende Macht der Vererbung erkennen zu lassen. Uebrigens mag uns an dieser Stelle, ehe wir in dem regelmäßigen Gange der Beweisführung weiter fortfahren, ein kurzer Hinweis auf die Anwendung gestattet sein, welche Darwin von diesen merkwürdigen Thatsachen und von dem Gesetz der Vererbung für seine Theorie und deren Begründung macht. Der weitere Verfolg dieses Gedankenganges wird uns dann ganz wie von selbst und gleichsam auf einem blumenreichen Umwege auf unser eigentliches Thema — oder auf den Nachweis des Einflusses der Vererbungsgesetze auf den leiblichen und geistigen Fortschritt des Menschen und der Menschheit — wieder zurückführen.

„Wenn," sagt Darwin, „es nachgewiesen ist, daß so auffällige, ungewöhnliche, sogar der Idee der Gattung widerstreitende Abänderungen, wie Stachelhaut, Polydaktylie, Albinismus, zufällige Verstümmelungen u. s. w., sich mit so großer Zähigkeit von Generation zu Generation forterben, wie viel mehr muß dieses der Fall sein bei den gewöhnlichen Charakteren oder Abänderungen, bei denen offenbar die Erblichkeit jedes individuellen Charakters als eine allgemeine Regel, während das Gegentheil davon als Ausnahme erscheint. In der That lehrt uns die alltäglichste Erfahrung, daß dieses so ist und daß Gleiches in der Regel immer nur Gleiches hervorbringt. Eine Bohne oder Eichel, in die Erde gebracht, bringt eine Bohnenstaude oder einen Eichbaum hervor; ein Hund kann nur von einem Hunde abstammen; die Nachkommen eines Menschenpaares können nur Menschen sein. Dieses ist so klar und bekannt, daß wahrscheinlich kein Laie Anstand nehmen wird, die Regel dahin zu formuliren, daß Gleiches immer nur Gleiches hervorbringt!"

Dennoch ist die Regel, in dieser Allgemeinheit formulirt oder ausgedrückt, unrichtig, da die Erblichkeit niemals eine vollkommene ist und da die Erfahrung zeigt, daß es ebenso wenig zwei vollkommen gleiche Lebewesen giebt, wie es möglich ist, zwei vollkommen gleiche Pflanzenblätter trotz deren zahlloser Menge ausfindig zu machen. Jedes organische Wesen bringt außer den allgemeinen Charakteren seiner Art oder Gattung noch eine Anzahl besonderer, sowohl leiblicher wie

geistiger Bestimmungen oder Eigenthümlichkeiten mit zur Welt, welche ihm ein bestimmtes individuelles Gepräge verleihen und es dadurch von den übrigen Individuen seiner Art unterscheiden. Allerdings sind diese individuellen Unterschiede oft so schwach oder unmerkbar, daß sie der gewöhnlichen Betrachtung völlig entgehen und daß nur ein sehr geübtes Auge dieselben zu erkennen vermag. So wird der gewöhnliche Beobachter unter einer Heerde von Schafen einen Unterschied zwischen den einzelnen Thieren der Heerde kaum zu machen im Stande sein; eins wird ihm erscheinen wie das andere. Dennoch weiß man, daß der Schäfer, welcher tagtäglich mit seinen Thieren umgeht, in der Regel jedes einzelne Stück seiner Heerde genau kennt und von den anderen zu unterscheiden versteht — was nur dadurch möglich ist, daß dasselbe einige kleine, kaum bemerkbare Eigenthümlichkeiten besitzt, welche ihm ein besonderes individuelles und von dem Schäfer erkennbares Gepräge verleihen. Oder es giebt colonienweise lebende Vögel, welche zu Hunderten und Tausenden in eng an einander stoßenden Nestern beisammen leben und sich fortwährend unter einander zu mischen genöthigt sind. Kein menschliches Auge wird im Stande sein, einen Unterschied zwischen den einzelnen Vögeln zu entdecken, außer bei minutiösester Untersuchung; dennoch weiß sich jedes einzelne Vogelpaar jeden Augenblick mit absoluter Sicherheit zusammenzufinden oder versteht es, sein ihm zugehöriges Nest unter den Tausenden ähnlicher oder gleicher Nester sofort herauszufinden. Auch hier muß jedes Nest oder jeder einzelne Vogel ein besonderes individuelles Gepräge in Bau, Haltung, Art oder Stimme besitzen, welches Vogel oder Nest von so vielen seines Gleichen unterscheidbar macht. So kennt auch eine Vogelmutter unter einem ganzen Nest voll Jungen jedes einzelne ihrer Kinder ganz genau und behandelt jedes auf besondere Weise, während der gewöhnliche Beobachter absolut keinen Unterschied zwischen den einzelnen Thierchen zu entdecken vermag. So lehrt auch die tägliche Erfahrung, daß es zwischen Gegenständen oder Individuen eine Menge kleiner und oft sehr feiner Unterschiede giebt, welche der gewöhnlichen Beobachtung vollständig entgehen und welche erst bei genauerer Vergleichung, sorgfältigerer Betrachtung oder Untersuchung sichtbar werden. So ist es ja auch eine bekannte und von Jedermann beobachtete Thatsache, daß Kinder ihren Eltern niemals vollkommen gleichen, sondern daß, so groß auch die Aehnlichkeit in einzelnen Fällen sein mag, doch jedes Kind wieder sein besonderes Gepräge hat, welches dasselbe sowohl von Eltern wie Geschwistern und Großeltern u. s. w. ganz bestimmt unterscheidet. Offenbar erleidet das Gesetz der Erblichkeit insofern eine wesentliche Einschränkung, als durch sogenannte Anbildung und durch die Einwirkung einer großen Menge von Zufälligkeiten oder besonderen Umständen, unter denen jedes Einzelwesen entsteht und aufwächst, mögen die Unterschiede dieser Umstände auch noch so gering sein, diesem Einzelwesen eine Anzahl besonderer und eigenthümlicher Bestimmungen auf- oder eingeprägt werden.

Daraus folgt, daß die oben aufgestellte Formulirung des in Rede stehenden Gesetzes: „Gleiches erzeugt immer nur Gleiches“ — offenbar als falsch oder mindestens als zu eingeschränkt erscheint, und daß eine andere Formulirung an ihre Stelle gesetzt werden muß, welche lautet: „Aehnliches erzeugt Aehnliches.“

Aber auch in dieser Formulirung erscheint das Gesetz bei genauerer Betrachtung nicht ganz richtig, da es, in dieser Allgemeinheit ausgedrückt, bald zu viel, bald zu wenig besagt, und da nicht immer nur kleine oder wenig bemerkbare Abweichungen des Individuums auftreten, sondern da diese Abweichungen mitunter oder in einzelnen Fällen oft sehr bedeutender und auffallender Art sind und sich nichtsdestoweniger, nachdem sie aus unbekannten Ursachen da oder dort entstanden sind, mit derselben Kraft wie kleine Eigenthümlichkeiten forterben, ja nicht selten bis zu einem solchen Grade forterben, daß dadurch ganz neue Arten oder Racen zu entstehen im Stande sind. So stammen bekanntlich alle sogenannten Blutbuchen, jene prachtvollen Bäume, welchen man hier und da in Ziergärten begegnet, von einigen solchen Bäumen ab, bei welchen die rothe Färbung des Blattgrüns sich aus unerklärten Ursachen von selbst

eingestellt hatte; und die gefüllten Roßkastanien, welche man seit 1814 kennt, sind alle Abkömmlinge eines einzigen Zweiges, welcher zufällig mit gefüllten Blüthen erschienen war. Die sogenannten Trauerbäume, welche ihren Namen der Neigung ihrer Zweige zu einem niederhängenden Habitus verdanken und welche sich nicht bloß unter Weiden, sondern auch unter Eichen, Eiben, Birken, Eschen, Pfirsichen, Weißdornen u. s. w. vorfinden, stammen alle ab von einzelnen Exemplaren dieser Baumarten, welche da oder dort ohne bestimmte Ursache den hängenden Habitus zeigten.

Eines der bekanntesten und auffallendsten Beispiele dieser Art ist dasjenige der sogenannten Otterschafe in Massachusets in Nordamerika. Im Jahre 1791 lebte dort ein Landwirth, Namens Set Wight, in dessen Schafheerde auf einmal ein Lamm geboren wurde, welches einen auffallend langen Leib und dabei kurze und krumme Beine hatte, wie ein Dachshund. Da dieses Thier die für die dortigen Farmer vortheilhafte Eigenschaft hatte, daß es infolge seiner Körperbildung nicht über die Fenzen oder Zäune springen konnte, wie dieses seine Kameraden zu thun pflegten, so trug man für dessen Nachzucht Sorge und erzeugte auf solche Weise eine ganze Race von Schafen, welche wegen ihrer Eigenthümlichkeit in ganz Massachusets bald sehr beliebt und verbreitet wurde. (Philos. Transact., 1813.) Die Race bestand während einer Zeitdauer von fünfzig Jahren fort, bis sie durch die bezüglich der Wolle vortheilhaftere Zucht der sogenannten Merinoschafe wieder verdrängt wurde. Auch die Merinoschafe der Gegenwart selbst stammen nach Seidlitz (Die Darwinsche Theorie, S. 98) von einem 1828 geborenen Merinowidder ab, welcher sich durch lange, seidenartige, glatte Wolle auszeichnete und für dessen Nachzucht Sorge getragen wurde.

In ganz ähnlicher Weise ist, wie Rolle und Azara berichten, der ganze Rindviehstand in Paraguay in Südamerika nach und nach ungehörnt geworden, da man dafür Sorge trug, daß ein im Jahre 1770 geborener Stier mit vollkommenem Mangel an Hörnern hinreichende Gelegenheit fand, diese den Züchtern oder Heerdenbesitzern vortheilhaft erscheinende Eigenschaft auf seine Nachkommenschaft fortzuerben. Darwin berichtet (nach Anderson) von einem einohrig geborenen Kaninchen, welches eine Race einohriger Nachkommen hinterließ, und von einigen ähnlichen Fällen. Auch ältere Schriftsteller, wie Jarrol, Foissac, Knight u. s. w., haben verwandte Fälle gesammelt.

Allerdings darf nicht übersehen werden, daß so auffällige Resultate wie in dem Beispiel der Otterschafe oder der ungehörnten Rinder nur dort erreicht werden, wo der Mensch der Natur zu Hülfe kommt und einzelne beobachtete Abweichungen durch absichtliche Auswahl und Nachzucht bleibend macht, während sich solche Abweichungen sonst in der Regel im Laufe folgender Generationen wohl bald wieder verlieren würden. Gewiß darf man hierbei mit Recht und zum Beweise dessen, was der Mensch in dieser Hinsicht zu leisten im Stande ist, an die großartigen Resultate der Blumistik und Obst- wie Gemüsezucht erinnern, welche bloß durch sorgfältige Auswahl, Nachzucht, gute Pflege u. s. w. aus der wilden Rose die zahllosen und herrlichen Varietäten der gefüllten Rose oder aus der dünnen, trockenen Pfahlwurzel der wilden gelben Rübe die wohlschmeckende Gelbrübe oder aus den ungenießbaren Früchten wildwachsender Obstbäume unsere köstlichen Obstsorten erzogen hat. So stammen die zwölfhundert Aepfelsorten, welche man jetzt in Deutschland kennt, alle von dem gemeinen Holzapfel (pirus malus) oder die zahllosen Spielarten der Birne von der gemeinen Holzbirne (pirus communis) ab. — Ganz gleiche Resultate wie bei Pflanzen erreicht der Mensch auf dieselbe Weise auch bei Thieren, wobei nur an die bekannten und merkwürdigen Resultate der Thierzüchterei in England erinnert zu werden braucht, wo besonders geartete Thiere für alle denkbaren Zwecke, so z. B. Pferde für Zug oder Rennen, Ochsen oder Schweine für Mästung, Tauben für Schönheit oder zu Briefboten, Hühner für Kampf u. s. w. gezüchtet werden, ja wo selbst bei den Menschen eigene Individuen als Boxer, Läufer, Jockeys u. s. w. erzogen oder „trainirt" werden.

Freilich kommt hier überall, wie schon gesagt, das Zuthun des Menschen mit in das Spiel, durch welches Zuthun in ver-

hältnißmäßig kurzer Zeit ein bedeutendes Resultat erreicht wird. Aber die Natur macht es ja im Grunde durchaus nicht anders als der Mensch, nur mit dem Unterschiede, daß sie weit langsamer, nicht so methodisch und ihres Zieles unbewußt arbeitet, d. h. auswählt oder züchtet wie der Mensch. Dafür ersetzt sie diesen Nachtheil reichlich und mit Leichtigkeit dadurch, daß sie über eine unbegrenzt lange Zeit verfügt und daß sie das, was sie vielleicht in Hunderten oder Tausenden von Jahren nicht fertig bringt, in Millionen Jahren erreicht. Wenn schon, so deducirt Darwin in überzeugender Weise, der Mensch in so kurzer Zeit durch geschickte Auswahl so Vieles und Größes leisten kann, wie viel mehr muß es die Natur können, welche nicht zum eigenen Nutzen wie der Mensch, sondern nur zum Nutzen oder Vortheil des Einzelwesens selbst züchtet oder auswählt und dabei endlose Zeiten, sowie zahllose Reihen von Generationen zur Verfügung hat.

Damit sind wir bei der berühmten natürlichen Zuchtwahl Darwin's angelangt, welche die eigentliche Grundlage seiner Theorie bildet und welche ununterbrochen bestrebt ist, jede individuelle, einem Lebewesen nützliche Abweichung gewissermaßen hervorzulocken und durch Erbschaft bleibend zu machen, während sie gleicherweise die schädlichen Abweichungen zurückwirft, die indifferenten oder gleichgültigen aber je nach Umständen bestehen oder verschwinden läßt. So und auf diese Weise sind nach Darwin entstanden die vortheilhaften Farben mancher Thiere, welche sie entweder vor Verfolgung und Entdeckung schützen oder zur Verfolgung geeignet machen — so die vorzügliche Bewaffnung und Ausrüstung des Raubthieres zum Erkennen und Bewältigen seiner Beute — so die ausgezeichnete Befähigung des Spechts durch Farbe, Kralle, Schnabel, Schwanz und Zunge, an Bäumen emporzulaufen und Insecten unter der Rinde derselben hervorzuholen — so die schnellen Füße des Rehes oder der Antilope — so die Hörner und Geweihe der Bullen oder Hirsche, oder der Sporn des Haushahns, mit deren Hülfe diese Thiere ihre Nebenbuhler besiegen — so der lange Hals der Giraffe, welcher sie befähigt, das Laub hoher Bäume abzuweiden und ihr Leben dadurch selbst in Zeiten großer Dürre zu erhalten — so die langen Beine und Hälse der Flamingos, welche ihre Nahrung im seichten Wasser suchen und wobei die einzelnen Individuen sich um so besser zu erhalten und ihre vortheilhafte Eigenschaft auf die Nachkommen zu vererben im Stande sind, je besser diese Organe oder Körpertheile ihrem Zweck angepaßt sind u. s. w. Freilich geht eine solche Umänderung, wie in dem letztgenannten Beispiel, und kann auch nur bis zu einer gewissen Grenze gehen — bis zu jener Grenze nämlich, wo die Stabilität des Körpers und damit die Möglichkeit der Existenz eines Individuums ein Ende nimmt, so daß dadurch jeder Art von erblicher Umänderung auf dem beschriebenen Wege von vornherein ein gewisses natürliches Ziel gesteckt ist.

Zu dieser natürlichen Zuchtwahl oder Auswahl im Kampfe um das Dasein gesellt sich nun noch eine ganze Reihe weiterer Ursachen, welche alle nach demselben Ziele streben oder im Verein mit der natürlichen Zuchtwahl auf eine allmälige Umänderung der Lebewesen hinwirken, so vor Allem der von Darwin viel zu gering geschätzte Einfluß der sogenannten Medien oder der äußeren Lebensumstände und Lebensbedingungen, geographische und klimatische Veränderungen, Wechsel der Nahrung, des Bodens oder des Wohnorts, Wanderungen, die Einflüsse von Gewohnheit, Uebung, Bedürfniß, Gebrauch und Nichtgebrauch der Organe, die sogenannte Wechselbeziehung der Entwickelung, endlich zufällige oder nothwendige Einwirkungen auf die Keime u. s. w. — lauter Einflüsse, welche ohne Zweifel bei der Umänderung der Lebewesen in hohem Grade thätig und wirksam waren und sind, obgleich ihnen Darwin selbst, offenbar aus Vorliebe zu seiner Theorie der natürlichen Zuchtwahl, eine im Vergleich hierzu verhältnißmäßig untergeordnete Rolle zugestehen möchte.

Mag er darin Recht haben oder nicht, jedenfalls dürfen wir so viel als gewiß und bewiesen ansehen, daß die uns umgebende Lebewelt nichts Starres, Unveränderliches, stets sich gleich Bleibendes ist, sondern daß sie sich, wie Alles in der Natur, in einer steten Umänderung und

Umbildung, in einem unaufhörlichen Wechsel und Fluß befindet. Allerdings geht dieser Wechsel zumeist mit einer solchen Langsamkeit oder in einem so gedehnten Zeitmaße vor sich, daß er dem ungeübten Auge als ein wirklicher Stillstand erscheint, gerade so wie auch an dem Fixsternhimmel seiner ungeheuren Entfernung wegen Alles zu ruhen oder für ewige Zeiten fixirt zu sein scheint, während doch in Wirklichkeit Alles in steter Bewegung gegen und aus einander rückt. Gerade so nun, wie hier in jedem gegebenen Augenblick die Bewegung zu ruhen scheint, so scheint sie auch in der organischen Welt zu ruhen, wenn wir dieselbe in einem bestimmten Zeitraum und an dem kurzen Maße unseres eigenen Lebens gemessen betrachten. Aber in der That befindet sich hier wie dort Alles in einer steten und unaufhörlichen Bewegung und Aenderung, und das große Mittel der Uebertragung und Fortpflanzung dieser Bewegung heißt in der organischen Welt Vererbung, indem durch dieselbe jede, auch die kleinste Einwirkung auf ein Lebewesen während dessen Daseins irgend einen Eindruck im Keim zurückläßt, der sich nun von da unbegrenzt weiter zu verpflanzen im Stande ist.

Seine eigentliche und höchste oder philosophische Bedeutung gewinnt aber der merkwürdige Vorgang der Vererbung, nachdem Darwin dieselbe für die Thier- und Pflanzenwelt nachgewiesen hat, erst durch seine Anwendung auf unser eigenes Geschlecht oder auf den Menschen und auf dessen leiblichen wie geistigen Fortschritt. Darüber aber, daß diese Anwendung gemacht werden kann und muß, kann unter unterrichteten Personen wohl kein Zweifel bestehen, da ja die Bedingungen, unter welchen der Vorgang der Vererbung sich manifestirt, bei dem Menschen ganz in derselben Weise und, wie wir sehen werden, in einer gewissen Richtung in noch weit höherem Grade vorhanden sind wie in der übrigen Lebewelt, und da nach dem beinahe übereinstimmenden Urtheil der gelehrten Welt der Mensch keine Ausnahmestellung in der großen Gesammtnatur einnimmt, sondern den Gesetzen derselben, namentlich dem großen Gesetz der Umwandlung und Entwickelung, gerade so unterworfen ist wie seine Mitgeschöpfe. Ja, wenn wir uns die bereits im Eingang unseres Aufsatzes angeregte Frage vorlegen, wodurch und auf welche Weise der Mensch sein enormes Uebergewicht über diese Mitgeschöpfe erlangt hat, so können wir keine andere Antwort darauf geben als die, daß dieses Folge einer allmäligen, durch Vererbung vermittelten Entwickelung seiner ursprünglichen Anlagen und Fähigkeiten gewesen sein müsse. Namentlich ist es in erster Reihe die hochgesteigerte Entwickelung seines Denkorgans oder des Gehirns, welches dieses Resultat hervorgebracht hat; in zweiter Reihe die Entwickelung und gesteigerte Ausbildung seiner Sprachorgane und damit die Entstehung der articulirten oder gegliederten Wortsprache; in dritter und letzter Reihe die Differenzirung seiner vier Gliedmaßen in obere und untere und damit der gesonderte Gebrauch der Hände. Die beiden letztgenannten Momente charakterisiren mehr den leiblichen oder körperlichen, das erstgenannte mehr den geistigen oder seelischen Fortschritt, in welchem letzteren sich nunmehr die ganze Zukunft des Menschengeschlechtes als solchen gewissermaßen concentrirt. Denn eine weitere leibliche Umänderung des Menschen in seiner gegenwärtigen Gestalt ist wohl kaum mehr denkbar oder anzunehmen, außer vielleicht durch eine noch gesteigerte Entwickelung des Gehirns, namentlich in seiner inneren Bildung und Zusammensetzung, während dagegen der geistige oder seelische Fortschritt eine bis jetzt noch unbegrenzte Perspective eröffnet. Denn es steht außer Zweifel, daß sowohl angeborene wie erworbene geistige oder seelische Anlagen und Fähigkeiten von den Eltern auf die Kinder und Nachkommen ebenso forterben wie körperliche Eigenschaften, und daß somit nothwendig unter gewissen Umständen ein geistig mehr und mehr befähigtes Geschlecht herangebildet werden muß. Ja, es muß sogar, wenn wir alle vorliegenden Erfahrungen und Thatsachen zusammenfassen, gefolgert oder geschlossen werden, daß die Macht der Vererbung auf geistigem Gebiet noch viel bedeutender ist als auf leiblichem, und daß somit gerade der Mensch als ein vorzugsweise geistiges Wesen von dieser Macht noch in weit höherem Grade be-

einflußt wird als alle seine Mitgeschöpfe. Es konnte dieses schon geschlossen werden aus der bereits im Laufe dieses Aufsatzes genugsam hervorgehobenen Thatsache, daß unter allen menschlichen Krankheiten gerade die Geisteskrankheiten die stärkste und entschiedenste Neigung zur Vererbung zeigen, sowie aus der Beobachtung physiologischer Experimentatoren, daß eine verhältnißmäßig geringe Verletzung des Seelenorgans oder des Gehirns bei gewissen Thieren eine erbliche Neigung zu einer von diesem Organ ausgehenden Nervenkrankheit erzeugt. Wir dürfen daraus zum mindesten schließen, daß gerade das Gehirn ein überaus impressionables oder zufälligen Eindrücken oder Einwirkungen besonders zugängliches Organ ist und daß es die Fähigkeit besitzt, die Folgen dieser Eindrücke nicht bloß zu behalten, sondern auch durch Erbschaft weiter fortzupflanzen. In der That zeigt denn auch die Erfahrung auf das evidenteste, daß es kaum eine psychologische Anlage oder Bestimmung oder Seite unseres psychischen Wesens (oder auch des psychischen Wesens der Thiere) giebt, welche nicht der Vererbung oder Weitererbung fähig wäre, und zwar oft in einem solchen Grade, daß unser höchstes Erstaunen darüber rege werden muß. Gewohnheiten, Neigungen, Triebe, Anlagen, Talente, Instincte und Kunsttriebe sind ebenso durch Vererbung übertragbar wie Gefühle und Leidenschaften, Temperament und Charakter, Intellect und moralischer Sinn. Ja selbst die Neigung zu allen möglichen Tugenden oder Lastern, zu Verbrechen oder zu einer Unzahl besonderer Charaktereigenthümlichkeiten, zu einer besonderen Art zu denken oder zu fühlen ist unzweifelhaft erblich oder kann es sein. Die Ursache für diese große Leichtigkeit psychischer Vererbung kann wiederum nur in der schon erwähnten eigenthümlichen feinen und leicht beweglichen Bildung des Seelenorgans gesucht werden, welches Eindrücke jeder Art, wie weiches Wachs, leicht annimmt, leicht zurückbehält und leicht weitergiebt.

Aus der Unsumme hierher gehöriger Beispiele (in Wirklichkeit ist die ganze Psychologie oder Seelenlehre ein einziges Beispiel) mögen hier wiederum nur zur Illustration einige der auffallendsten hervorgehoben werden. Uebrigens mag auch hier wieder ein kurzer Hinweis auf die tägliche Erfahrung erlaubt sein und darauf, daß uns das Leben selbst ununterbrochen mit Beispielen dieser Art bekannt macht. Daß insbesondere Talente, Anlagen, Temperament und Charakter von Eltern auf Kinder übergehen, ist so bekannt und liegt daher so sehr im allgemeinen Volksbewußtsein, daß man tagtäglich gewisse Charakterfehler mit diesem Umstand entschuldigen hören oder Aeußerungen vernehmen kann wie: Das oder Jenes hat er oder hat sie vom Vater oder von der Mutter geerbt. Ganz dasselbe gilt ja auch für den ganzen körperlichen Habitus, oder für Gestalt, Haltung, Geberden, Stimme, Manieren u. s. w., welches Alles sich oft so sehr von Eltern auf Kinder und Kindeskinder überträgt, daß man häufig Kinder, welche man vorher nicht gesehen hatte, deren Eltern man aber gekannt hat, sofort mit Leichtigkeit als solche zu erkennen im Stande ist und daß es Jedermann auffallend sein würde, wenn es nicht so wäre. Darwin (a. a. O., II, S. 7) erzählt, daß sein Vater einen Freund gehabt habe, der während der ersten Kindheit seines Sohnes starb. Als er diesen Sohn, der inzwischen erwachsen war, zum ersten Mal erblickte, war es ihm, als ob sein alter Freund mit allen seinen eigenthümlichen Gewohnheiten und Manieren aus dem Grabe hervorgestiegen sei. Eigenthümliche Manieren gehen aber nach und nach in feste Gewohnheiten über, für deren Vererbungsfähigkeit eine Menge beweisender Beispiele vorliegen. Eines der bekanntesten und auffälligsten ist das von Giron (a. a. O., S. 282) mitgetheilte. Er erzählt von einem Manne, welcher die eigenthümliche Gewohnheit hatte, stets auf dem Rücken liegend und das rechte Bein über das linke gekreuzt zu schlafen. Eine seiner Töchter zeigte dieselbe Gewohnheit schon beinahe von der Geburt an und behielt sie bei, trotzdem Versuche gemacht wurden, sie davon zu curiren. Darwin (a. a. O., II, S. 8) kannte einen Mann, welcher schon als Knabe die eigenthümliche Gewohnheit besaß, wenn er recht befriedigt oder vergnüglich erregt war, seine Finger einander parallel sehr schnell zu bewegen und, wenn die Aufregung stieg, beide Hände unter

Fortsetzung der Fingerbewegung an den Seiten seines Gesichts bis zur Höhe der Augen zu erheben. Als älterer Mann suchte er die Bewegung ihrer Absurdität wegen möglichst zu verbergen. Aber unter seinen acht Kindern befand sich eine Tochter, welche schon im Alter von vier bis fünf Jahren dieselbe eigenthümliche Gewohnheit zeigte und dieselbe sogar ausübte, wenn sie ganz allein war. G. H. Schneider (Der thierische Wille. Leipzig 1880) theilt ein interessantes Beispiel dieser Art aus seiner eigenen Familie mit. Sein Vater machte bei Bemerkungen, welche irgend ein Bedenken ausdrückten, eine eigenthümliche, auffallende Geste, indem er den Kopf zurückwarf, einen oder beide Arme hob und dann mit den Händen an die Oberschenkel schlug. Obgleich die Brüder alle frühzeitig aus dem Hause kamen, hat sich doch bei allen dieselbe Gewohnheit in auffallender Weise entwickelt, und zwar vom vierundzwanzigsten Lebensjahre an. In einem anderen, dem Autor von zuverlässiger Seite bekannt gewordenen Falle hatte eine Frau die Gewohnheit, mit der rechten Hand beständig an einer Haarlocke zu spielen. Obgleich sie im Wochenbette starb, erbte ihr Söhnchen aus diesem Wochenbett diese Angewohnheit und zeigte sie vom siebenten Lebensjahre an. In noch einem anderen, von Darwin in seiner Schrift über den Ausdruck der Gemüthsbewegungen (deutsch von Carus, S. 14) mitgetheilten Falle vererbte sich eine eigenthümliche Armbewegung während des Schlafes vom Vater auf Sohn und Enkelin. Auch die bekannte Erblichkeit der Handschrift gehört hierher. Ein großer Handschriftensammler versicherte Darwin, daß in seiner Sammlung mehrere Signaturen von Vater und Sohn enthalten seien, die, ausgenommen durch das Datum, kaum von einander zu unterscheiden seien. Auch die sogenannte Linkshändigkeit hat man öfter von Eltern auf Kinder übergehen sehen.

Auch die Thierwelt giebt reichliche Beispiele dieser Art. So erzählt Lewes (Physiologie des täglichen Lebens, Band II), daß er ein junges Hündchen besessen habe, das in einem Alter von sechs Wochen von seiner Mutter, der man das sogenannte Bitten gelehrt hatte, und ehe es also von ihr zu bitten hatte lernen können, genommen worden war, und das nun unaufgefordert für Alles, was es bedurfte, zu bitten anfing. Eines Tages fand es Lewes vor einem Kaninchenstall bittend, wie es schien, um die Kaninchen zum Spielen einzuladen. Noll (Die Erscheinungen des sogenannten Instincts, S. 23) sah, wie ein junger Pudel, der als ganz junges Thier seinen Eltern genommen und in ein Städtchen am Rhein gebracht worden war, ohne daß er irgend eine Anleitung oder Dressur erhalten hätte, seiner Herrin ganz schulgerecht einen ihr entfallenen Fingerhut aus eigenem Antrieb apportirte. In ähnlicher Weise holt der Neufundländer Hund von selbst Dinge, die ins Wasser gefallen sind; der Vorstehhund stellt Hühner aus angeborener Neigung oder Gewohnheit; die sogenannte Purzeltaube in England hat die erbliche Gewohnheit, sich in dichten Massen zu erheben und dann eine Strecke durch die Luft sich herunterpurzeln zu lassen; der Kuckuck erbt die Neigung, seine Eier in fremde Nester zu legen, von seinen Eltern, ebenso wie der junge Vogel die Gewohnheit, bei vorschreitender Ausbildung der Eierstocks-eier ein ähnliches Nest zu bauen wie seine Eltern, von diesen erblich überkommt; das Pferd des spanischen Amerika vererbt die ihm künstlich anerzogene Gewohnheit des sogenannten Paßganges auf seine Nachkommen u. s. w. -- Weitere zahlreiche Beispiele von Vererbung künstlich anerzogener Gewohnheiten bei dressirten oder Hausthieren werden später noch Erwähnung finden. — Sogar der Atavismus macht sich bei einzelnen dieser Gewohnheiten in auffallender Weise bemerkbar, so z. B. wenn Hunde, welche sich niederlegen wollen, vorher einige Zeit im Kreise herumgehen, auch wenn sie sich in der Stube und nicht wie ihre wilden Verwandten oder Stammeltern in der Wildniß befinden, wo dieses Herumgehen den Zweck hat, durch Niedertreten des Grases eine bequeme Lagerstätte zu bereiten.



Ganz nahe verwandt mit der Vererbung der Gewohnheiten ist die Erblichkeit der Triebe und Neigungen, für welche zahllose Beispiele aus Thier- und Menschenwelt geltend gemacht werden können. Ribot in seinem bereits öfter angezogenen Buche über die Erblichkeit in psychologischer Hinsicht hat Unmassen von Bei-

spielen gesammelt, aus welchen unzweifelhaft hervorgeht, daß die Neigung zu allen denkbaren Tugenden oder Untugenden in ebenso hohem Grade den Gesetzen der Erblichkeit unterworfen ist, wie es Gefühle und Leidenschaften, Temperament, Charakter und Wille sind. So die Neigung zu Geiz oder Sparsamkeit oder zu Verschwendung, zu Leichtsinn oder Heiterkeit oder zu Trübsinn und Melancholie, zu Mitleid oder Grausamkeit, zu Spiel, Wollust, Trunksucht oder Begehung von Verbrechen, zu Willens- oder Thatkraft oder zu Charakterschwäche, zu Festigkeit oder Nachgiebigkeit, zu Ernst oder Flatterhaftigkeit, zu Häuslichkeit, zu Verliebtheit, zu Frömmigkeit, zu Wahnsinn, zu Selbstmord, zu Zorn oder Sanftmuth, Liebe zur Jagd, zur Freiheit, zu Krieg oder Blutvergießen u. s. w. Ja selbst die Neigung zu Schweigsamkeit oder Schwatzhaftigkeit ist erblich. Lucas erzählt von einem sonst braven Dienstmädchen, welches so schwatzhaft war, daß es, wenn es keine Menschen fand, die ihr zuhörten, mit Thieren, todten Gegenständen oder mit sich selbst sprach. Es wurde wegen der Unerträglichkeit dieser Gewohnheit entlassen und rief mit Thränen in den Augen: „Aber ich kann ja nichts dafür! Mein Vater brachte meine Mutter durch seine Schwatzhaftigkeit zur Verzweiflung, und ich hatte einen Onkel, der es gerade so machte!" Ueber die Erblichkeit der verhängnißvollen Neigung zum Trunk kann nicht der mindeste Zweifel bestehen. So zählte Dodge (nach den Angaben von A. Baer: Der Alkoholismus) unter 379 im Asyl von Binghampton im Staat New-York befindlichen Säufern nicht weniger als 180, welche die Neigung zum Trunk von ihren Eltern geerbt hatten. Nach demselben Autor sind die Sträflinge in Gefangenanstalten zum großen Theil (41 Procent) dem Trunk ergeben und stammen von trunksüchtigen Eltern. Nach statistischen Ermittelungen in verschiedenen Ländern waren die Eltern der Gefangenen trunksüchtig: in Sachsen in 10,5 Procent aller Fälle, in Baden in 19,6 Procent, in Württemberg in 19,8 Procent, in Elsaß-Lothringen in 22,0 Procent, in Preußen in 22,5 Procent, in Bayern in 34,6 Procent. Auch haben nach Baer die meisten Nachkommen von trunksüchtigen Eltern Anlage zu allerhand Krankheiten, wie Blödsinn, Irrsinn, Geistesstörung, Epilepsie, Nervenleiden, Fehlgeburten, Kurzlebigkeit u. s. w. — In England sollen sechs Zehntel aller Fälle von Geistesstörung durch Trunksucht veranlaßt sein! Nach Howe hatten von dreihundert Idioten (angeborener Blödsinn) im Staate Massachusetts mehr als die Hälfte Gewohnheitstrinker zu Erzeugern. Brierre de Boismont behauptet, daß Kinder von Säufern meist schwachsinnig oder arm an moralischem Gefühl oder Arbeitskraft seien, dagegen Neigung zu allen möglichen Lastern zeigten.

Daß unter solchen Umständen auch die Neigung zur Begehung von Verbrechen oft auf erblicher Anlage beruht oder beruhen muß, erscheint selbstverständlich und wird durch häufige Erfahrung bestätigt. In Freetown in Massachusetts stand, wie amerikanische Zeitungen vom 8. October 1879 berichteten, ein gewisser Elias Philipps in einem Diebstahlsproceß als Staatszeuge vor Gericht. Es erwies sich, daß Philipps einer Familie angehörte, in welcher das Verbrechen erblich ist. Sein Großvater, Malhone Briggs, ein notorischer Verbrecher, befand sich zu einer Zeit gleichzeitig mit sieben seiner Söhne im Gefängniß, und seit einem Jahrhundert lieferte die Familie nachweislich in jeder Generation Verbrecher. Der Urahne war ein berüchtigter Pirat. Ribot (a. a. O., S. 106 und flgd.) führt eine ganze Anzahl von sogenannten „Verbrecher-Familien" auf, in denen Neigung zu Diebstahl, Mord, Brandstiftung u. s. w. sich durch eine Reihe von Generationen hindurch fortpflanzte. — Schon der als psychiatrischer Schriftsteller bekannte Arzt Dr. Friedreich stellte vor längerer Zeit die Behauptung auf, daß die Söhne von Verbrechern vor Gericht milder zu beurtheilen seien als solche, bei denen Erblichkeit nicht nachzuweisen sei.

(Schluß folgt.)



# Das Porträt
## in seiner kunst- und culturgeschichtlichen Bedeutung.

Von

**Josef E. Wessely.**

I.

s ist eine sinnige Sage der griechischen Vorzeit, die uns Plinius mittheilt, nach welcher die Liebe es war, die das erste Bildniß entwarf. Als nämlich von Korinthia, der Tochter des Dibutades, ihr Geliebter Abschied nahm und sie den Profilschatten desselben an der Wand sah, in dem sie den Scheidenden erkannte, zeichnete sie den Umriß des Schattens an die Wand und erhielt so eine dauernde Erinnerung an den Abwesenden.

Freilich war von diesem ersten Schatteurisse zum vollkommenen Porträt noch ein weiter Weg durchzumachen; auch hat die darstellende Kunst, als solche, keineswegs mit dem Bildniß einer bestimmten Persönlichkeit angefangen. Wie es bekannt ist, daß bei dem geistig bevorzugten griechischen Volke die Poesie der Prosa voraufging, so hat sich der Forschergeist auch zuerst mit den idealen Sphären beschäftigt und diese geistig und künstlerisch ausgebildet, bevor er auch die concrete, prosaische Lebensform in sein Bereich zog. Ein weiterer Fortschritt in der geistigen Entwickelung bestand darin, daß der Mensch von der ihn umgebenden Außenwelt abstrahirte, um sich selbst zu finden. Es ist dies ein Naturgesetz, für den Einzelnen wie für ganze Völker. Auch das Kind ist sich seiner nicht bewußt; es spricht von sich wie von einer dritten Person, und es dauert eine Zeit, bis es sein Ich findet, um es als Centrum für seine Umgebung zu setzen.

Dasselbe gilt auch auf dem Gebiete der Kunst. Nach dem Zeugnisse der Geschichte bestanden Bildsäulen der Götter früher als der Heroen, und erst als die Kunst auf allen diesen idealen Gebieten reiche Lorbeeren geerntet hatte, suchte sie auch die äußere Erscheinung lebender Personen zu fixiren. Wäre es verkehrt zugegangen, so besäßen wir ganz sicher ein authentisches Bildniß Homer's! Denn wer war dem griechischen Volke mehr ans Herz gewachsen wie der Altvater der

Dichtkunst? Zwar giebt es Büsten, welche Homer darstellen sollen; aber die Kunst schuf hier Idealköpfe, keine wirklichen Bildnisse; dem Künstler war es genug, wenn er seinem Homerkopfe den Charakter desselben verlieh, so daß, wenn man mit der Ilias in der Hand die Büste betrachtete, man sich sagen mußte, so mag der Dichter wohl ausgesehen haben. Dasselbe gilt von Bildnissen eines Thales, Bias, gewiß auch des Euripides. Es ist zu betonen, daß die Künstler dieser Idealbildnisse auf eine nicht unwesentliche Eigenschaft des Porträts Nachdruck legen: auf den Charakter, wie er sich in den Werken der Porträtirten ausspricht.

Jedenfalls standen hier die griechischen Künstler ungleich höher als die assyrischen und ägyptischen, in deren Kunstwerken wir auch Bildnissen bestimmter historischer Personen begegnen, die keinen Anspruch auf äußere Aehnlichkeit, aber auch auf keine Charakterähnlichkeit machen können. Erst die Beiwerke derselben klären uns auf, wen sie vorstellen sollen.

Als die griechischen Künstler nicht mehr retrospectiv Bildnisse auszuführen hatten, sondern Aufträge erhielten, Lebende zu meißeln oder zu malen, da verstanden sie es wohl, die äußere Erscheinung des Menschen und besonders die Lineamente der Physiognomie getreu wiederzugeben. Wie sie durch den Gesichtsausdruck in ihren idealen Kunstschöpfungen sehr wohl die demselben zu Grunde liegende Leidenschaft auszudrücken wußten, so war ihnen auch ebenso bekannt, wie die Haltung des Körpers, das Ziehen der Mundwinkel, das Aufwerfen der Lippen, der Aufschlag der Augen, wenn dies alles zum Habitus der Person, zur Gewohnheit geworden ist, den Inhalt des Bildnisses ausmacht. Die Uebung dafür gewannen sie im fleißigen Studium der Natur; wie vorgeschritten sie hier waren, deß Zeugniß sind die gemalten Trauben des Zeuxis, welche Vögel anlockten, und das Pferd des Apelles, das lebende Pferde zum Wiehern reizte. Haben sie aber auch mit aller Kraft ihrer Kunstfertigkeit die äußere Erscheinung naturgetreu nachgebildet, so haben sie dabei doch nicht verlernt, mit dieser äußeren Aehnlichkeit auch den Charakter der Person zu vermählen.

Zuerst im vierten Jahrhundert v. Chr. sind, so viel wir wissen, bei Künstlern Porträts bestellt worden. Was Aristoteles von der Kunst im Allgemeinen sagt, gilt beim Porträt insbesondere; er theilt die Künstler ein in idealisirende, carikirende und solche, die die Welt geben, wie sie ist. Die letzteren, die Realisten, stehen in der Mitte, sie geben, was und wie sie es sehen, die Idealisten potenziren das Gute daran, die Carikisten vergrößern dessen Mängel.

Wenn wir diese Ansicht des Aristoteles auch für das Bildniß im Allgemeinen acceptirt haben, so müssen wir doch, um nicht mißverstanden zu werden, etwas tiefer auf die Sache eingehen.

Eine getreue Wiedergabe der äußeren Erscheinung der Person wird natürlich als Bedingung und Fundament eines guten Porträts vorausgesetzt, aber Alles ist damit nicht gethan, wenn das Porträt ein vollendetes Kunstwerk werden soll. Wären die einzelnen Züge und Runzeln, Kennzeichen und Absonderlichkeiten eines Gesichtes noch so sclavisch wiedergegeben wie bei Balth. Denner, an dessen Porträts man jedes Härchen zählen kann,* es wäre doch nur ein „Bild ohne Gnaden“, eine Herkulesarbeit, bei der heutzutage besonders nichts herauskommt, da jeder photographische Apparat dasselbe genauer noch und schneller leistet. Zum wahren Kunstwerk wird es erst dann, wenn der Künstler die der Wirklichkeit abgelauschten Gesichtszüge belebt, idealisirt. Dieses Idealisiren ist nicht etwa so zu verstehen, daß die realistisch erfaßte Aehnlichkeit des äußeren Menschen verwischt, in unbestimmte Formen der idealen Schönheit verflüchtigt werde, sondern als eine Thätigkeit des künstlerischen Genies, die es versteht, den inneren Charakter des Dargestellten in seiner äußeren Erscheinung zum Ausdruck zu bringen. Beide gehören unzertrennlich zusammen, und darum muß beim Porträt der Realismus dem Idealismus die Hand bieten.

* Von dem Künstler, der den Grabstein des Kaisers Rudolf von Habsburg in Speier meißelte, wird erzählt, daß er bei der Porträtirung desselben genau die Runzeln auf der Stirn zählte und gewissenhaft copirte; ja als er später erfahren, daß sich diese vermehrt, sei er dem Kaiser nach Straßburg nachgeeilt, um sich von der Wahrheit zu überzeugen und diese neuen Runzeln nachzutragen. (Sighart, Gesch. d. b. K. in Bayern.)

Bei Persönlichkeiten, die eine hervorragende Rolle in der Geschichte spielen, wird es des Künstlers beneidenswerthe Aufgabe sein, seinen Mann so aufzufassen, daß seine historische Bedeutung sogleich klar hervortritt. Nicht deshalb ist ein Porträt ein historisches, weil die dargestellte Person der Geschichte angehört, der Künstler muß es durch die geistige Auffassung erst dazu machen. So hat es Delaroche verstanden, in seinem Napoleon I. (in Fontainebleau, nach seiner Abdankung) ein solches zu geben.



Lavinia. Nach Tizian.

Wenn auch auf dem Gebiete der Kunst das Porträt eine selbständige und bevorzugte Stellung einnimmt, so ist es doch mit der historischen Kunst innig verschwistert. Der Historienmaler kann ein-

mal das Porträt nicht entbehren. Der Held seiner Composition muß nothwendig die Züge tragen, die er im Leben besessen. Es muß darum als ein Fehler gerügt werden, wenn z. B. in Kaulbach's berühmter Composition im Treppenhause des Berliner Museums, welche „Das Reformationszeitalter" genannt wird, einzelne darin dargestellte Persönlichkeiten keine Porträts sind, obwohl sich beglaubigte Bildnisse derselben (sogar in der nächsten Umgebung des Bildes, im Kupferstichcabinet) nachweisen lassen. Es läßt sich nun leicht erklären, warum Historienmaler auch stets die besten Porträtmaler gewesen sind, wie Raphael, Tizian, Rubens, van Dyck, Holbein, Cranach u. A. m. Es gereicht auch nicht zur Vervollkommnung der Kunst, wenn heutzutage sich Künstler ausschließlich dem Porträt widmen. Was logisch und psychologisch zusammengehört, soll nicht getrennt werden.

Bei Compositionen aus der alten Geschichte, für welche oft treue Bildnisse nicht existiren, ist der Historienmaler freilich darauf angewiesen, die Bildnisse seiner Helden zu „erfinden",* aus sich heraus zu componiren. Diese müssen dann aber wenigstens die innere Wahrheit besitzen, d. h. ihre Erscheinung muß sich mit ihrem durch die Geschichte legalisirten Charakter genau decken.

Wir gehen nun aber noch einen Schritt weiter. Auch der Künstler, der die Ideen des christlichen Glaubens, der antiken Mythe oder der Allegorie in seinen Werken verkörpert, kann das Porträt nicht umgehen. Um eine Idee zur Darstellung zu bringen, verwendet der Künstler die menschliche Gestalt; diese giebt ihm in ihrem Ausdruck die Schrift, welche die Idee erklärt. Der Künstler muß also ein praktischer Physiognomiker sein, der die Bedeutung eines jeden Zuges im Gesicht des Menschen kennt und treu benutzen kann, d. h. er muß porträtiren können. Aber nicht im Sinne des gewöhnlichen Porträts wird das gewonnene Material verwendet, er erhebt die Species zum Genus, das concrete Wesen zur idealen Erscheinung. Rafael mag uns das Gesagte erklären und begründen. Er porträtirte seine Geliebte, eine echt römische Schönheit (die sogenannte Fornarina, das Bild im Palazzo Pitti zu Florenz); nachdem sein Künstlergenius ihre Erscheinung idealisirt hatte, verwendet er sie in den höchsten Sphären seiner Kunst; wir finden sie im Charakter ernster Weihe in seinen Madonnen wieder, wie im Ausdruck wonniger Seligkeit in seinen mythologischen Compositionen oder als Roxane in verschämter Entzückung (Vermählung mit Alexander). Rafael steht nicht vereinzelt da; was ihm Fornarina war, das galt dem Tizian seine schöne Tochter Lavinia (s. Abbildung S. 333), dem Palmavecchio seine Tochter Violante, dem Dürer sein Weib, dem Rubens seine beiden Frauen, dem van Dyck das herrliche Mädchen von Savelthem. Ja dem alten griechischen Meister Zeuxis, der die Juno darstellen wollte, war gar nicht an einer concreten Erscheinung genug, er wählte zum Modell die sieben schönsten Mädchen, die er finden konnte, damit deren Gesichts- und Körperschönheit in seinem Geiste wie in einem Prisma zu einem Strahl sich vereinigen und das Ideal der Götterkönigin zum Ausdruck bringen. Sicher ist ebenso der Kopf des griechischen Zeus aus dem Samenkorn eines oder mehrerer Bildnisse gezeitigt worden. Darin besteht eben die Wahrheit der idealen Kunst, daß sie nicht, losgetrennt vom Menschlichen, formlos im Nebel schwebt, sondern in der Wirklichkeit des Menschenlebens und seiner Erscheinung ihre Wurzel hat.

Daß die alten berühmten Historienmaler, auch wenn sie nicht Bildnisse bestimmter Persönlichkeiten ausgeführt haben, doch ganz excellente Porträtisten waren, davon geben ihre historischen Compositionen die deutlichsten Beweise. Man betrachte die Köpfe in solchen Gemälden von Martin Schongauer, van Eyk, Memling, Quintin Messys, ja selbst eines Stephan von Cöln oder eines Fra Angelico; überall tritt uns eine so ausgeprägte Individualität entgegen, daß man gezwungen wird, sie auf ein fleißiges Studium der Natur, der Wirklichkeit zurückzuführen. Ueberhaupt löst sich in solchen Bildern entschieden das Porträt gegen das Schemenhafte der bloßen Erfindung ab.

* Es erscheint nahezu komisch, wenn auf Porträtstichen, wo es sich um Bildnisse nach Lebenden handelt, der Künstler bei seinem Namen die Bemerkung macht: „Invenit et pinxit".

Auch das Genrebild ruht auf gleichen Principien und entlehnt seine Kraft und innere Wahrheit — wie Antäus von der Erde — vom Porträt. Würden uns die im Sittenbilde auftretenden Personen für sich erwärmen können, wenn sie nicht Fleisch von unserem Fleisch und Blut von unserem Blute wären? Was sind sie anders als Typen des Volkscharakters, dessen Leidenschaften und Kämpfe, Freuden und Leiden, Ränke und edle Thaten der Künstler durch treue Wiedergabe ihrer Erscheinung zum Ausdruck seiner Idee verwendet und so ein Kunstwerk schafft? Wenn uns ein gelungenes Genrebild anheimelt, so liegt der Grund eben darin, weil der Künstler es verstand, die tauglichsten Bildnisse zum Ausdruck der sittenbildlichen Darstellung zu wählen. Eben weil er aus dem Concreten einen Typus bildete, glauben wir die Personen seines Bildes schon irgendwo im Leben gesehen oder gesprochen zu haben.

Befassen wir uns nun eingehender mit dem Porträt als solchem. Es ist ein viel verbreitetes Vorurtheil, welches annimmt, daß ein schöner Kopf nothwendig ein schönes Porträt bedinge. Das ist nur wahr, wenn ein echter Künstler hier thätig ist, denn ein Pfuscher kann auch das schönste Gesicht zu einer Caricatur machen. Wir nannten die Ansicht ein Vorurtheil, weil Wirklichkeit und Kunstgeschichte uns etwas Anderes lehren. Nicht auf die genaue Wiedergabe der einzelnen Linien des Gesichtes kommt es bei einem guten Porträt allein an, sondern auch auf die geistige Belebung desselben. Ob ein Porträt schön, d. h. künstlerisch schön wird, hängt nicht von der Schönheit der dargestellten Person ab, sondern von der geistigen Potenz des Künstlers. Es giebt, was man so nennt, häßliche Gesichter, die im Augenblicke der Begeisterung wie verklärt erscheinen, im ersten Augenblick abstoßende Gesichter, die im Gespräch, bei längerem Zusammensein, wenn die schöne Seele Zeit und Gelegenheit gefunden, sich zu offenbaren, alles Häßliche verlieren, wie es im Gegensatz ganz nette Gesichtchen giebt, die im Augenblick der Leidenschaft, des Zornes oder Hasses sich verzerren und etwas Furienhaftes zur Schau tragen. Das Haupt der Gorgo basirt auf classisch schönen Linien.

Der echte Künstler kann auch dem häßlichen Gesicht eine höhere Weihe geben, es idealisiren, ohne dessen Porträtähnlichkeit zu verwischen. Die Päpste Julius II., Leo X. und Paul III. waren gerade keine Adonisse. Nun sehe man sich die Bildnisse der beiden ersten von Rafael, des letzten von Tizian an, und man wird erkennen, was ein großer Künstler auch mit solchem Stoffe zuwege bringen kann. (Wir geben Leo X. in Abbildung S. 337.) Sokrates war gewiß nicht schön, man betrachte aber recht genau seine Büste in der Villa Albani zu Rom, die beste von dem Vater der athenischen Philosophie, die existirt, und man wird verstehen, was wir meinen. Man wird sich auch der Worte des Alkibiades erinnern, die er in seiner Lobrede auf Sokrates, in dessen Gegenwart, im Gastmahl des Plato sprach: „Ich behaupte, er sei den Silenen ähnlich, die die Künstler mit einer Syrinx oder Flöte abbilden und die innen, wenn man sie aufschließt, ein Götterbild zeigen.“ Dieses Götterbild aber bricht sich in der Büste siegreich durch das Silenenartige die Bahn. Wir könnten noch manche Beispiele anführen. Erasmus von Rotterdam war ein von Gicht arg geplagter Gelehrter mit hohlen Wangen; was hat Holbein, was Dürer (s. Abbildung S. 339) daraus gemacht? Auch Beethoven war nicht schön — wie herrlich macht er sich auf seiner Bildsäule in Bonn! Und erst Robespierre mit seinem blatternarbigen Gesicht! Im Plutarche française ist er auf der Rednerbühne dargestellt — wie erscheint er in seiner Begeisterung veredelt, ohne aufzuhören, ähnlich zu sein! Auch seine Büste in Terracotta von Houdon trägt denselben Stempel eines durchgeistigten Kunstwerkes.

Im Gegentheil sind schöne, besonders weibliche Köpfe eine Klippe für mittelmäßige Künstler. Diese glauben genug gethan zu haben, das artige Püppchen getreu abzuschreiben, und das Ergebniß ist ein Beitrag zu einem Modejournal.

Daß der Künstler es ist, der mit seinem geistigen Können das Porträt zu einem echten Kunstwerk macht, davon kann man sich am besten überzeugen, wenn man Bildnisse derselben Persönlichkeit, die von verschiedenen Künstlern ausgeführt wurden, neben einander stellt und vergleicht.

Wenn zehn der berühmtesten Künstler dieselbe Person zu gleicher Zeit porträtiren, so werden die Bildnisse wohl alle ähnlich sein und doch eine große Verschiedenheit in der Auffassung zeigen. Wir können dem freundlichen Leser Beispiele anführen, damit er selbst, wenn er Gelegenheit findet, sich von der Wahrheit des Gesagten überzeuge. So ist der berühmte Cats, der Erzieher Wilhelm's II. von Oranien, von Rembrandt nach eigener Zeichnung und von G. F. Schmidt nach G. Flinck radirt. Man vergleiche den Dichter Vondel von Livens, von C. Visscher und von Matham nach Sandrart, oder den Schreibmeister Coppenol von Rembrandt und von C. Visscher. Das Bildniß Ludwig's XIV. ist von verschiedenen Künstlern gemalt und gestochen. Die Beispiele könnten noch bedeutend vermehrt werden.

Welches Kriterium aber besitzen wir, um bei Bildnissen längst verstorbener Personen, wenn wir also das Bild mit dem Original nicht mehr confrontiren können, zu entscheiden, ob sie gut und wohlgetroffen sind? Eine Bürgschaft leistet uns die Kunsthöhe des Porträtisten, bei dem wir die Beherrschung der technischen Schwierigkeiten wie die Fähigkeit, gut zu sehen und zu idealisiren, voraussetzen können. Dann kommen auch innere Gründe hinzu; es ist darauf zu sehen, ob der Gesichtsausdruck nicht verschwommen erscheint, sondern eine markante Individualität, also Wahrheit in sich trägt, außerdem in Miene und Haltung mit seinem sonst beglaubigten Charakter genau übereinstimmt. Auch das oben erwähnte Vergleichen von Bildnissen derselben Person von verschiedenen Künstlern hilft hier sehr, da gleichsam ein Porträt das andere controlirt. Besonders diese Confrontation macht uns mit den Porträts vieler längst Verstorbener so bekannt — ich spreche aus vieljähriger Erfahrung —, daß man oft glaubt, dieselben im Leben gekannt und gesprochen zu haben.

Uebrigens hat es mit dem Getroffensein seine eigenen Bedenken. Nehmen wir an, daß eine stadtbekannte Persönlichkeit vom besten Maler gemalt und in einer Ausstellung der allgemeinen Kritik unterworfen wird. „Wie er leibt und lebt!“ rufen die Einen, während Andere meinen, keine echten Kunstkenner zu sein, wenn sie nicht ein „Aber“ in ihr Urtheil einfließen lassen würden. „Er wäre recht gut getroffen — aber um die Mundwinkel finde ich etwas Fremdes“; „Das gerade nicht, aber die Augen sind zu verschwommen, müde“; „Das würde ich nicht ausstellen, aber die Haare sind zu hell“; „Mir kommt die Carnation wieder zu lebhaft vor“ u. s. f.

Könnte man immer diese Kritiker so beschämen, wie es einmal der französische Maler Jacques Autreau gethan haben soll! Als die Freunde eines vom Maler Porträtirten im Bilde keine Aehnlichkeit finden wollten, hatte der Maler den Kopf ausgeschnitten und durch die Oeffnung den Mann selbst durchsehen lassen. Neue Ausstellungen! „Kein Zug vom Original!“ bemerkte einer der Kritiker. Ein solches Urtheil mußte das lebende Bild zum lauten Lachen reizen — worauf die Kritiker beschämt abzogen.

Es wäre nun interessant, zu untersuchen, wie ein solches divergirendes Urtheil über eine Sache sich bilden könne. Sieht nicht jedes Auge gleich? Wir sind überzeugt, daß für die große Masse die Porträtähnlichkeit in gewissen Zeichen, Charakteren des Gesichtes bestehe, die nur Einzelnen auffallen, und ist diese Pointe im Bilde nicht hervorgehoben, so findet man es nicht ähnlich.

Vergessen wir nicht, daß auch die äußere Umgebung einen großen Einfluß auf die Aehnlichkeit eines Bildnisses ausübt. Sie ist für es dasselbe, was die Atmosphäre für die Erde. Würde eine Person in einer ihr fremden Umgebung oder Tracht, die ihr nicht convenirt, dargestellt werden, so fände das Urtheil große Hindernisse, auch die vollendete Aehnlichkeit zu würdigen, weil die abnorme Umgebung das Auge und dann das Urtheil irreführt. Ehrsame Bürger, die zugleich der Bürgerwehr oder dem Scharfschützencorps angehören, lieben es, sich im Costüm dieses Ehrenamtes abbilden zu lassen und sehen in der Regel sehr steif aus dem Bilde heraus, ganz anders, als sie sich im gewöhnlichen Leben geben, auch sind gute Künstler, die solche Schwierigkeiten überwinden können, nur selten zu finden. Ein solcher war Hals, Rembrandt und noch einige, die in ihren

Porträtgruppen der Schützengilden Meisterwerke schufen, wovon später mehr.

In Bezug auf eine verfehlte Umgebung sündigten auch oft Künstler selbst, und ihre Drucke der Mode als Nymphen oder Göttinnen mit entsprechendem negativen Costüm (wie Diana von Poitiers als Göttin Diana) oder galante Frauenzim-



Papst Leo X. Von Rafael.

Kunst hat sonst einen guten Klang. Um den Hohen und Mächtigen zu schmeicheln, war ihnen selbst der Thron, die Krone, der Purpur zu gering, und sie versetzten dieselben in den Olymp oder umgaben sie mit dem Nimbus classischer Heroen. Wenn Damen des französischen Hofes unter dem mer als Venus (Gräfin Cosel als Venus in der Muschel) dargestellt werden, so drückt man allenfalls ein kritisches Auge zu, weil sich die Originale wohl in solcher paradiesischen Erscheinung selbst gefielen und es vom Künstler verlangten. Eigentliche Porträts waren es keineswegs, denn

zu einem solchen gehört nicht allein der Kopf, sondern die ganze Atmosphäre, die Wahrheit der ganzen Erscheinung des Abgebildeten. Was sollen wir aber dazu sagen, wenn Ludwig XIV. als römischer Cäsar in antiker Rüstung (drei verschiedene Blätter von Edelinck nach le Brun und Watelé) oder Napoleon I. als nackter Theseus (Marmorstatue von Canova in Wien) vor uns erscheint? Ein solches Kunstwerk werden wir vielleicht eine Allegorie, aber nicht ein Porträt nennen. Zu einem solchen, besonders wenn es in Kniestück oder ganzer Figur erscheint, gehört, wie gesagt, die ganze Persönlichkeit, und der Künstler muß neben dem Kopfe auch den Rumpf, die Proportion des Leibes, der Gliedmaßen, die Stellung nach der Wirklichkeit porträtiren. van Dyck malte Karl I. von England, an dessen Hofe er viel Ehre und Güter erworben, öfters, so in ganzer Figur zu Pferde oder neben dem Pferde stehend. (S. Abbildung S. 341.) P. Lombart hat das erstere meisterhaft gestochen; da aber der König bald darauf Land und Leben verlor, fürchtete der Stecher, daß nun bei veränderten Verhältnissen sein Blatt keine Käufer mehr finden werde. Er kratzte also den Kopf des Königs aus und stach an dessen Stelle den des Protectors Cromwell. Mußte sich nicht der König noch im Grabe umwenden, daß sein Körper — wenn auch nur in effigie — gezwungen wird, den Kopf seines Gegners zu tragen? Keinesfalls konnte man jetzt, wo Kopf und Körper nicht zusammengehörten, von einem Porträt nach van Dyck reden, der seinen Mann vom Kopf bis zur Zehe wie aus einem Guß hinstellte.

Wir dürfen hier nicht die Bildnisse von Schauspielern mit Stillschweigen übergehen, welche in ihren Glanzrollen dargestellt werden. So hat Hogarth den Garrik im Bilde und im Kupferstich in seiner Rolle als Richard III. verewigt. So giebt es noch viele solche Bilder und Stiche von Schauspielern und Schauspielerinnen. Diese Darstellungen gehören keineswegs in das Gebiet des Porträts, denn dieses giebt den Menschen als solchen, wie er ist, wie er sich zeigt in seiner Natur und seinem Charakter. In der Rolle aber legt er sich selbst gleichsam bei Seite und zieht die Natur der Theaterperson an; in derselben erscheint er also nicht als derjenige, der er ist, sondern als ein Anderer, den er getreu in seinem Charakter nachahmt. Unser Urtheil wird Niemanden befremden, der Gelegenheit hatte, den Mimiker Schulz und dessen Photographien in seinen dreißig bis vierzig Charaktermasken gesehen zu haben. Alle diese Bilder sind Darstellungen der Volubilität seiner Gesichtsmuskeln, aber kein Porträt von Schulz, und wer weiß, ob das voranstehende echte auch noch echt ist.

Gewissermaßen gehören auch die lachenden, besonders die starklachenden Bildnisse hierher — weinende sind mir nicht bekannt —, da sie einen Zustand des Gesichtes fixiren, der bei Jedem doch nur vorübergehend ist. Wie das Bildniß eines Gähnenden leicht den Betrachter ebenfalls zum Gähnen reizen kann, so kann man ein in höchster Freude lachendes Gesicht nicht lange ununterbrochen ansehen, weil man glaubt, es müsse nothwendig ein Lachkrampf eintreten. Wahre innere Lust und geistige Freudigkeit braucht nicht den Mund weit aufzuthun, sie verbreitet sich über das ganze Gesicht und leuchtet aus den Augen, das Gesicht verschönernd, während das „tolle“ Lachen die Gesichtszüge verzerrt, verschiebt. Prudhon hat die Malerin Mayer, seine Geliebte, lachend dargestellt, ein anmuthiges, neckisches Bildchen, da sich der Künstler mit feinem Tact in den Grenzen des Natürlichen bewegte. Beim Genrebild ist es ein Anderes, hier verlangt oft der Inhalt der Composition ein schallendes Gelächter, so wenn Brouwer eine lustige Zechgesellschaft von Bauern in der Kneipe zum Vorwurf nahm. Er wollte eben nicht den Menschen, sondern die Wirkung des Zechens und der Unterhaltung auf denselben darstellen.

Wir dürfen nun auch die Schwierigkeiten nicht übergehen, die der Künstler des Porträts zu überwinden hat, selbst wenn er die technische Fertigkeit des Auges und der Hand sein eigen nennt.

Es gab und giebt begnadete Künstler, die mit einem Blick, wie im Fluge, eine Persönlichkeit erfassen und mit wenigen Strichen genau fixiren können. Plinius, der die bekannte Geschichte der Linie des Apelles erzählt, hat uns von diesem gro-

ßen Künstler noch eine Anekdote hinterlassen, die hierher gehört. Nach Alexandrien durch einen Sturm verschlagen, erhält er eine von seinen Nebenbuhlern verfertigte falsche Einladung zur Tafel des Ptolemäus, der ihm feindlich gesinnt ist. Der erzürnte Fürst fragt ihn, wer ihn geladen; statt aller mündlichen Antwort nimmt Apelles eine Kohle aus dem Kohlenbecken und zeichnet den Boten an die Wand, so daß ihn der König sogleich erkennt. Auch A. Dürer hatte, besonders auf dem Reichstage in Augsburg, mit fabelhafter Schnelligkeit Bildnisse von Personen aufgenommen, die ihm nicht saßen, die er nur vorübergehend auf der Straße, bei den Festlichkeiten sehen konnte. Auch seine Skizzenbücher, die er auf der niederländischen Reise führte, waren an solchen, man könnte sagen stenographischen




Erasmus von Rotterdam. Von A. Dürer.

Bildnissen überreich. Doch sind solche Fälle nur Ausnahmen, die der Regel ihr Recht lassen. Um ein vollendetes Kunstwerk zu schaffen, muß der Künstler die darzustellende Person eine längere oder kürzere Zeit vor sich haben, um in alle Nüancirungen ihres äußeren und inneren Charakters zu dringen. Nun ist aber gerade ein längeres Stillsitzen für Viele eine Qual, besonders da man sich als Gegenstand eines fixirenden Blickes weiß. Daß ein längeres Sitzen dann eine Veränderung im Gesicht zu Stande bringt, die den natürlichen Ausdruck verschleiert, ist natürlich. Zwar verlangt der wahre Künstler kein so strenges Stillsitzen wie das photographische Objectiv, zwar wünscht er, daß das Modell spreche, erzähle, von dritten Personen sich unterhalten lasse, aber das Erhaschen des Charakterzugs bleibt doch nur das Resultat einer beide Theile ermüdenden Jagd.

Auch das Costüm bietet dem Künstler manche Schwierigkeiten; nicht so eigentlich das Costüm als die Mode. Das Costüm oder die Tracht ist naturgemäß aus den Zeitverhältnissen, dem Klima, der Beschäftigung herausgewachsen, die Mode aber drängt gegen alles Bedürfniß, ohne Berücksichtigung der Schönheitslinie, der Farbenharmonie, der Utilität ihren Sclaven Fremdes, Unziemliches, Unnatürliches auf. Es gab zu allen Zeiten unvernünftige Moden, aber nie hat man so sehr allen Sinn für Schicklichkeit, Formenschönheit und Farbenscala verlernt wie heutzutage. Der Porträtkünstler hat dann oft Hindernisse zu überwinden, von denen ein Alltagskind gar keine Idee hat, und nur genialen Künstlern gelingt es, diese Klippen zu umgehen und ein Kunstwerk zu schaffen, das nicht Gefahr läuft, in einem Decennium so barock und lächerlich zu erscheinen wie die Tante vom Lande auf dem köstlichen Genrebild von C. Kronberger: „Die Tante kommt." Es hat schon die moderne Herrenbekleidung, insbesondere der Frack, das bevorzugte Kleid der Salonherren und — Kellner, für den Künstler, besonders für den Bildhauer, etwas Peinliches, weshalb ein schön drapirter Mantel gern gewählt wird, daß er zudecke, was aller Schönheit und Grazie Hohn spricht. Bei Damenbildnissen aber hat der Künstler trotz des großen Formenreichthums moderner Moden, ja eben deshalb, noch größere Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen.

Bei letzteren kommen dann noch oft verschrobene Ansichten und Wünsche der Darzustellenden hinzu, die den Künstler leicht in eine gelinde Verzweiflung bringen. Man erzählt von Rigaud, daß er ungern Damen malte. „Sind sie gemalt, wie sie sind," pflegte er zu sagen, „so finden sie sich nicht schön genug, und schmeichelt man ihnen, so wird das Bild nicht ähnlich." Von demselben Künstler ließ sich eine geschminkte Dame malen, fand dann aber die Farbe nicht schön genug. „Wo kaufen Sie Ihre Farbe?" fragte sie spöttisch und erhielt die einer solchen Frage würdige Antwort: „Ich glaube, Madame, bei demselben Kaufmann, bei dem Sie die Ihrige kaufen." Ebenso trumpfte ein anderer Maler ein Fräulein ab, das ihn bat, ihm ja einen ganz kleinen Mund zu malen. „Wenn Sie wollen, gar keinen!"

Es bleibt uns noch übrig, das Porträt vom culturgeschichtlichen Standpunkt zu betrachten. Daß eine solche Untersuchung nicht ohne mannigfachen Erfolg bleiben dürfte, wird man bald einsehen. Wenn man eine gute Porträtgalerie oder einige Mappen mit Porträtstichen durchsieht, so kann man bei einiger Kenntniß der historischen Begebenheiten sehr wohl beim Betrachten der hier dargestellten Personen, die der Weltgeschichte angehören und mithelfen, dieser ein besonderes Gepräge zu geben, auf den Geist, der sie belebte, zurückschließen, und das Porträt einer Person erklärt uns oft besser und schneller als die bündigste Biographie die ganze Erscheinung. Es wäre darum sehr zu empfehlen, daß in den Schulen beim Vortrag der Geschichte auch so viel als möglich die Bildnisse der historisch merkwürdigen Personen der Jugend vor die Augen geführt würden. Das reiche Material liegt in den Mappen der Sammlungen bereit, der Lichtdruck giebt täuschend die oft sehr theuren Originale und zwar um einen mäßigen Preis wieder. Eine solche gute Copie der Marmorstatue des Julius Cäsar im Berliner Museum würde gewiß die Geschichte des großen Römers nachhaltig in der lernbegierigen Jugend fixiren, wie z. B. ein Porträt Ludwig's XIV.

in ganzer Figur nach Rigaud die beste Illustration zu den Worten dieses Despoten abgäbe: L'état, c'est moi!

Bildung, Zeitgeist, Lebensweise prägen dem Menschen ihren Stempel auf, so daß man bei einiger Uebung, ganz abgesehen



Karl I. von England. Von A. van Dyck.

vom Costüm, jeden Dargestellten gleich richtig in seine Zeit zu setzen versteht. Man stelle mehrere Porträts von Personen verschiedener Jahrhunderte neben einander, und man wird finden, wie jedes Jahrhundert, jede Nation, ja jede Lebensweise ihren besonderen Ausdruck und Charakter in den Physiognomien hinterlassen.

Nimmt man dann weiter auch auf das Costüm, überhaupt auf das ganze Beiwerk der aus der Hand großer Künstler hervorgegangenen Bildnisse Rücksicht, so gewinnt man ein reiches Material für die Wissenschaft der Kunstindustrie. Nicht allein, daß die Costümkunde auf diesem Gebiete kostbare historische Studien anstellen kann, auch die so oft vorkommenden Waffen, Rüstungen, Gefäße, Goldschmiedewaaren, Zimmereinrichtungen werden von den betreffenden Kunstgewerben wie vom Culturhistoriker als sehr willkommene Funde begrüßt, während die Heraldik

durch die oft beigegebenen Wappen ihrem Bereiche eine reiche Beute zuführt. Auf Bildnissen der niederländischen Schule des siebzehnten Jahrhunderts tragen Männer und Frauen breite Halskragen, mit kostbaren Spitzen besetzt, die Damenbildnisse des Hofkreises zeigen an ihren Roben, die Prälaten auf ihren Rocheten einen Schatz von Broderien, deren Dessein so genau nach der Wirklichkeit gegeben ist, daß man den ganzen Formenreichthum dieser Industrie eingehend studiren kann. Man betrachte z. B. das Bildniß des Bosuet von Rigaud. Welcher Schatz hier noch für die Zukunft aufbewahrt ist und der Bearbeitung harrt, hat Julius Lessing gezeigt, der ein Werk nur über die Teppiche, wie sie auf Bildern von Holbein vorkommen, herausgeben konnte.

Für den civilisirten Staat besitzt das Porträt gleichfalls ein hervorragendes Culturmoment. Wenn er seinen großen Männern Monumente mit ihren Bildnissen setzt, so will er damit nicht allein seine Dankbarkeit für ihre segensreiche Thätigkeit abtragen, er will damit auch das Verdienst derselben perpetuell der Nachwelt zur Bewunderung und Nacheiferung vor den Augen gegenwärtig halten.

Aber auch für die einzelne Familie hat das Porträt seine civilisatorische Bedeutung, und von diesem Standpunkt sind die Galerien von Ahnenbildern der Patriciergeschlechter zu beurtheilen. In Holland giebt es noch viele Häuser, wo man über diesen Familienschatz mit Eifersucht wacht, und man findet da in den Prunkgemächern noch Bildnisse von Familiengliedern, wie sie vor zweihundert Jahren aus der Hand des Malers an die Wand befestigt wurden. Das junge Geschlecht hängt durch diese Erinnerungszeichen lebendiger mit der großen, ehrenwerthen Vergangenheit seiner Familie zusammen, die durch diese Bilder, welche oft Schutzengel ihrer Nachkommen gewesen sind, eine besondere Weihe gewinnt. In solcher, dem Bewußtsein des Einzelnen stets neu vermittelten Solidarität der Familienglieder liegt ein mächtiger Sporn für große Thaten und völkerbeglückende Thätigkeit.

Als die Photographie und mit ihr das mechanische Herstellen von Porträts aufkam, prophezeite man, voreilig genug, allen Porträtkünstlern ihr nahes Ende. Daß es nicht so gekommen ist und auch nie so kommen konnte, so lange man die Arbeit des denkenden Künstlers von jener der unbewußt thätigen Maschine unterscheidet und jene dieser vorzieht, erklärt sich aus dem Gesagten. Die Photographie ist ihrer Natur nach auch nicht annähernd befähigt, die Thätigkeit des mit Genie arbeitenden Künstlers zu ersetzen, geschweige zu überbieten. Eine Maschine wird nie im Stande sein, den Charakter ihres Objects darzustellen; sie schreibt ohne Intelligenz nur die äußeren Linien sclavisch ab, und auch diese, wissenschaftlich genommen, nicht ganz genau, da das convexe Glas die Richtigkeit der Verhältnisse stört und die vorspringenden Theile des Gesichtes über ihr Maß vergrößert, ihre feinere Nüancirung dabei verwischt. Auch fordert diese Maschine vom Object eine absolute Ruhe; der Sitzende ist zu einer unnatürlichen Bewegungslosigkeit verurtheilt, die alle geistige Thätigkeit hemmt und damit den inneren Charakter deckt.

Als dienende Magd des Kunstlebens und der Kunstwissenschaft, die vollendete Werke des Künstlers durch Vervielfältigung in weiteste Kreise trägt, mag sie Gedeihliches leisten. Diesen Ruhm wollen wir ihr auch keineswegs schmälern, haben vielmehr bei verschiedenen Gelegenheiten denselben dankbar hervorgehoben.





# Paris in deutschen Schilderungen.

(1789–1814.)

Von

**Hugo Wittmann.**



Als im Jahre 1814 die Verbündeten die Höhe von Montmartre erreichten und ihre Blicke über das endlose Häusermeer zu ihren Füßen schweifen ließen, rief ein russischer General:

„Endlich haben wir dieses Paris und können es verbrennen!“

Fürst Schwarzenberg, der in der Nähe ritt, hörte den wilden Siegesruf des Moskowiten und fragte ihn, warum er gegen die schöne Stadt so Schreckliches plane.

„Um uns an Frankreich zu rächen, um Frankreich zu züchtigen,“ entgegnete der Russe.

„In diesem Falle,“ sagte Fürst Schwarzenberg, „thun Sie besser daran, der Stadt keinerlei Schaden zuzufügen, denn *sie* ist das Ungethüm, welches ganz Frankreich verschlingen wird.“

Fürst Schwarzenberg hatte nur zur Hälfte Recht. Um der Wahrheit getreu zu bleiben, hätte er sagen müssen, Paris sei das Ungethüm, in dessen Riesenschlunde bereits ganz Frankreich verschwunden sei; hätte er nicht als Zukunft weissagen sollen, was schon vollbrachte Thatsache war. In keinem anderen Lande hat die Hauptstadt so gierig alles Blut der Provinzen aufgesaugt, so eigenmächtig allen Geist und alles Leben des Volkes sich angeeignet und ist so ganz und gar der Inbegriff aller Reichskräfte und Reichselemente geworden wie in Frankreich. Paris nimmt denn auch unter den großen Städten Europa's einen außergewöhnlichen Rang ein und übt seit Jahrhunderten eine erstaunliche, fast unwiderstehliche Anziehungskraft. Schon Franz I. sagte zu Karl V.: „Paris ist keine Stadt, sondern eine Welt!“ Und sicherlich ist keine Welt so ungeheuer viel bereist und, was die nothwendige Folge davon, so entsetzlich viel beschrieben worden. Wir wollen nicht von den Franzosen selber reden, nicht von den Engländern, Russen, Italienern und Schriftstellern anderer Nationen, sondern uns nur an die Deutschen halten, die ja von jeher über die Welt an der Seine mit einer gewissen Vorliebe geschrieben und im Laufe der Jahre eine kaum übersehbare Literatur zusammengehäuft haben. Man erinnere sich der Zeit, da Börne und Heine in Paris weilten, Grillparzer sich dort aufhielt und vom Jungen Deutschland Einer nach dem Anderen dorthin wallfahrtete. Jeder wollte dort gewesen sein, Jeder wollte über das Leben und Treiben in der großen Stadt sein Sprüchlein hersagen, und das Sprüchlein bekam immer den Umfang eines Bandes, zumeist sogar mehrerer Bände. Damals war Paris, ich will nicht sagen *die* Hauptstadt der deutschen Literatur — das wäre denn doch zu weit gegangen —, aber *eine* Hauptstadt derselben. Doch nicht bloß damals, schon vor 1830 hat Paris die deutschen

Federn angezogen, war die Stadt die treibende Kraft für ein ganzes Literaturgebiet; und einen kurzen Ausflug auf dieses Gebiet zu unternehmen, in den vielen deutschen Reisebeschreibungen, Memoiren, Briefwechseln, Denkwürdigkeiten und sonstigen auf Paris bezüglichen Werken zu blättern, das ist der Zweck dieser Arbeit. Selbstverständlich müssen wir uns auf eine kleine Auswahl beschränken. In einer kurzen Skizze kann man nicht ein paar Jahrhunderte charakterisiren, so wenig als man den atlantischen Ocean in ein Wasserglas gießen kann.

Also Paris, wie es im Kopfe des deutschen Beobachters sich abspiegelt, Paris in der deutschen Literatur — etwa von der französischen Revolution bis zum Ende des Kaiserthums — soll den Gegenstand dieser Betrachtung bilden, und die große Revolution soll der leuchtende Punkt sein, von dem aus wir dieselbe beginnen wollen. Nur einen einzigen Blick möchte ich vor der Abfahrt rückwärts werfen, nur eines Reisenden aus der Zeit vor der Revolution möchte ich gedenken, einmal weil derselbe in der deutschen Literatur einen gar hohen Rang inne hat, und dann, weil wir gleich von vornherein aus seinem Beispiel ersehen können, warum die Deutschen nach Frankreich gingen und was sie dort suchten.

Im Jahre 1769, demselben Jahre, in welchem Napoleon, Alexander v. Humboldt, E. M. Arndt, Cuvier, Chateaubriand und „Die Hermannsschlacht" von Klopstock zur Welt kamen, reiste Joh. Gottfr. Herder von Riga nach Paris, und zwar auf einem ziemlich eigenthümlichen Wege, den ihm wenige deutsche Schriftsteller nachgezogen sind: zur See. Er ging von Riga nach Nantes, von Nantes nach Paris. Damals noch ein fünfundzwanzigjähriger junger Mann, hatte er doch schon einen Namen von gutem Klang in der deutschen Schriftstellerwelt. Die von Lessing und Winckelmann commandirten kritischen Schlachten hatte er tapfer mitgekämpft, seine „Fragmente" waren bereits geschrieben, seine „Kritischen Wälder" bereits gewachsen; in Riga wirkte er zugleich in Schule und Kirche, war Collaborator an der dortigen Domschule und der erste Prediger der Stadt — literarische Fehden abgerechnet, hatte er, nach Allem zu urtheilen, zu einer ruhigen, vielleicht etwas philiströsen Carrière den Anlauf genommen. Da erfaßte ihn plötzlich ein Abscheu vor Schule und Kanzel; „der Geist des Handelns" kam über ihn; er wollte Menschen sehen, die Welt genießen und verstehen lernen; er hatte es satt, wie seine eigenen Worte lauten, ein Tintenfaß von gelehrter Schriftstellerei, ein Repositorium von Papieren und Büchern, das nur in die Studirstube gehöre, ein Wörterbuch von Künsten und Wissenschaften zu sein; er wollte reisen, wollte draußen in der Welt die lebendige Gegenwart, das Leben suchen. Und wohin lenkte er seine Schritte, um zu finden, wonach sein Herz stand? Nach Frankreich, nach Paris! — Sein „Journal meiner Reise im Jahre 1769" gehört zu den merkwürdigsten literarischen Erzeugnissen des deutschen Wandertriebes. Ein wunderbarer Lebensdrang gährt in diesem Schriftstück, ein unersättlicher Wissenshunger, ein glühendes Interesse für alles Menschliche spricht sich darin aus. Man denke aber auch: ein Schulmann, der sich auf einmal aus dem Kerker der Studirstube in die Freiheit, aufs weite Meer versetzt sieht! Ist es ein Wunder, wenn ihm die salzige Seeluft etwas zu Kopf steigt; wenn er, an den Mast gelehnt, die feierliche Linie der Unendlichkeit vor Augen, begeistert zu phantasiren anhebt, Deutschland, die baltischen Provinzen, das ganze weite Czarenreich in Gedanken umgestaltet; wenn ihm die kleine Weltkugel gerade groß genug dünkt, um seine reformatorischen Experimente daran vorzunehmen?

Allein er will nach Frankreich — dieser Gedanke zieht ihn wieder ins Nüchterne herab, erinnert ihn daran, daß ihm das Französische nicht sonderlich geläufig, und läßt es ihn bedauern, daß er es nicht als lebendige Sprache vor dem Latein gelernt habe. Wenn er dann ans französische Ufer steigt und mit „all' seinem angelernten Französisch weder den Piloten noch die Wirthin, noch die alten Weiber versteht", möchte er gleich die ganze Philologie reformiren, den Unterricht lebendiger, dem Leben dienstbarer machen: „O Pedanten, leset Homer, als wenn er auf der Straße sänge; leset Cicero, als wenn er vor dem Rathe declamirte!"

In Paris, wo ihm der Aufenthalt leider

karg bemessen, verkehrt er mit den großen Männern jener Zeit, lernt Diderot, d'Alembert, Duclos und Andere kennen. Er besucht fleißig die Theater, genießt sie mit offenen Sinnen und unbestechlicher Empfindung, und sein Geist spielt auch im Parterre des Schauspielhauses den scharfsinnigen Kritiker, den weitgreifenden Reformator. Der conventionelle Prunk und Formelkram der Tragödie, Apollo in seinem damaligen Costüm — Schnürbrust, Schürze und Reifrock — geht ihm wider den Mann. Selbst der gefeierte Voltaire ist ihm nicht der König, höchstens der Ceremonienmeister des Theaters. Herder will Natur und Wahrheit, nur so habe die Bühne eine Zukunft, könne sie ihre Aufgabe erfüllen. „Welche Schule der Sitten ist der Welt besser als Theater?" ruft er aus. Von Tartuffe oder Misanthrope habe man mehr als von einer frostigen Predigt, einer Messe oder den Tugenden der heiligen Genovefa; und der spätere Hofprediger, Oberconsistorialrath und Generalsuperintendent träumt sogar von einer Zukunft, wo möglicherweise „Klöster und Kanzeln zerstört und das gesäuberte, zu voller Illusion geführte Theater als eine Akademie der Sitten" eingerichtet werde. Da haben wir also schon die Idee zu jener „moralischen Anstalt", die einige Jahrzehnte später dem jungen Schiller vorschwebt. „O, könnte ich dazu was beitragen!" ruft unser Theologe und Magister; „ich will wenigstens Diderot's Stimme verstärken!"

So wirkt auch die französische Oper mit ihrer gemessenen Grazie und sinnlos aufgebauschten Pracht zugleich anregend und abstoßend auf unseren Reisenden, der selbst dem Ballet kritische, aber ziemlich fleißige Besuche abzustatten scheint: „O, eine neu zu schaffende deutsche Oper! Auf menschlichem Grund und Boden; mit menschlicher Musik und Declamation und Verzierung, aber mit Empfindung, Empfindung; o großer Zweck! großes Werk!"

Daraus ließe sich also entnehmen, was ein junger Deutscher im vorigen Jahrhundert zu Paris suchte und welcher Art der Zauber war, den die Stadt auf ihn ausübte. Aus engen Verhältnissen heraus tritt Herder in die große Welt hinein; sein Gesichtskreis erweitert sich; sein Geist reibt sich an dem französischen Leben und sprüht Funken; die Freude an dem ungewohnten Schauspiel erregt ihn in allen Nerven; er ist begeistert, aber die Begeisterung stimmt ihn keineswegs zu serviler Nachahmung und gedankenlosem Staunen, sondern weckt seinen kritischen Sinn, spornt sein Streben nach Vollkommenheit, läßt ihn kühne Reformen, für deutsche Kunst und deutsches Schriftthum eine große Zukunft träumen. Die Feder freilich kann schließlich der athemlos voraneilenden Phantasie nicht mehr nachkommen, sie erlahmt beim rasenden Wechsel der Pariser Eindrücke und bringt es zuletzt nur noch zu abgerissenen Sätzen, zu flüchtig angedeuteten Gedanken. Das behäbig begonnene Tagebuch verendet so zu sagen in einer Reihe von Ausrufungs- und Fragezeichen. Kurz, die Reise bringt nach jeder Richtung heilsame Aufregung und Anregung. Herder kann zur Theologie zurückkehren; was er fortan thue und treibe, ein Pedant und Philister wird er nimmermehr.

Sonderbares Zusammentreffen! Um dieselbe Zeit, da Herder in Paris von der Wiedergeburt der Oper, von der Begründung einer deutschen Oper phantasirte, erschien in Wien die Partitur der „Alceste" von Gluck mit der berühmten Vorrede, worin dieser Meister seine Reformideen aussprach und den Advent einer neuen, man darf getrost sagen: einer deutschen Oper verkündigte. Herder's Wunsch war ein prophetisches Wort gewesen, dem die Erfüllung auf dem Fuße folgte. Gluck selber reiste im Jahre 1773 zur Aufführung seiner „Iphigenie", 1776 zur Aufführung der „Alceste" nach Paris, und da er auch die Feder führte, lohnte es sich wohl der Mühe, sich länger bei dem großen Manne aufzuhalten. Allein unser Raum ist bemessen, und „dem großen Talent drängt sich ein größeres nach". Auch Mozart hat zweimal Frankreich gesehen, als Knabe und als junger Mann, und wir besitzen manchen Brief von ihm, der am Strand der Seine geschrieben wurde. Im Februar 1778 schreibt ihm sein Vater nach Mannheim: „Fort mit dir nach Paris, und das bald; setze dich großen Leuten an die Seite — aut Caesar aut nihil! ... Von Paris aus geht der Ruhm und Name eines Mannes von großem Talente durch die



ganze Welt; da behandelt der Adel Leute von Genie mit der größten Herablassung, Hochschätzung und Höflichkeit; da sieht man eine schöne Lebensart, die ganz erstaunlich absticht gegen die Grobheit unserer deutschen Cavaliers und Damen; und da machst du dich in französischer Sprache fest." Schöne Lebensart — Grobheit unserer Cavaliers und Damen: der alte Mozart hat in zwei Strichen ein ganzes Culturbild gezeichnet.

Sein Sohn bedurfte übrigens so energischen Drängens, um von Mannheim loszukommen, an das ihn damals ein stärkeres Magnet als Paris fesselte: die Liebe. In Paris wohnte er bei Baron Grimm, dem Typus des in einen Franzosen verwandelten Deutschen — „ce petit Allemand", hat Voltaire von ihm gesagt, „der kleine Deutsche da, der sich herausnimmt, geistreicher zu sein als wir Franzosen" —, und in Paris hatte er den Schmerz, seine Mutter zu verlieren. Zu derselben Zeit starb auch Voltaire, was der junge Mozart in seinen Briefen auf gut katholisch also ausdrückt: „Nun gebe ich Ihnen eine Nachricht, die Sie vielleicht schon wissen werden, daß nämlich der gottlose und Ertz-Spitzbub Voltaire sozusagen wie ein Hund — wie ein Vieh crepirt ist." Mozart weilte nur mit halber Seele in Paris; ein Einfluß, den die Stadt auf seine künstlerische Entwickelung genommen hätte, wie dies allenfalls von Gluck zu sagen wäre, läßt sich bei ihm schwerlich nachweisen; seine Gedanken waren in Mannheim bei den schönen Töchtern des Copisten und Souffleurs Weber, in Paris lebte nur der nach Brot gehende Künstler, der Virtuos. Wir eilen an ihm vorüber, unserem Ziele zu.

Unterwegs begegnen wir noch einem Reisenden, der im Jahre 1786 nach Paris wandert: H. A. O. Reichard, einem der unermüdlichsten Vielschreiber seiner Zeit. Man kann ihn als das Urbild des modernen Touristen betrachten, als den Vorläufer Murray's und Bädeker's. Seine Aufmerksamkeit gilt mehr dem Aeußerlichen, sein Auge kümmert sich nur um das Schauspiel, das Land und Leute ihm bieten. Er schildert zum ersten Mal den Glanz der Palais-Royal-Galerien — ein Gemälde, das in allen nachherigen Reisebüchern unvermeidlich ist —; er weiß ein Lied von der Mode zu singen; erzählt, wie die Stutzer damals wunderliche Gilets trugen, auf welchen ganze Opernarien oder Menagerien und Jagdaufzüge gestickt waren; berichtet, daß sich die Damen nur geschminkt im Theater sehen lassen durften und daß es seiner Frau eines Abends beinahe übel ergangen wäre, weil das Publikum an ihrem blassen, ungeschminkten Gesicht Anstoß nahm; geht nach Versailles, um den König zu sehen, und registrirt gewissenhaft, daß ein Schweizergardist in seinem biederen Dialekt zu ihm gesagt habe: „Schau der Herr, das isch der König"; möchte in das königliche Liebhabertheater im Trianon Einlaß finden, muß sich aber mit dem mündlichen Bericht eines Leibgardisten begnügen, der ihm mittheilt, daß daselbst „königlich schlecht" gespielt werde — hält sich mit einem Worte an die malerische Außenseite dieser bunten Welt, und bei dieser Außenseite fast nur an die zufällige Farbe, an die vorübergehende Erscheinung, ans Anekdotenhafte, und giebt damit den Anstoß zu einer besonderen Gattung von Reiseliteratur, die ja auch ihre Berechtigung hat und leider nur etwas gar zu fruchtbar ausgefallen ist. Das Capitel, welches Reichard in seiner „Selbstbiographie" der französischen Reise widmet, schließt indeß mit politischen Betrachtungen, mit einem trüben Blick in die Zukunft und einem Kassandrarufe, den er von einem schweizer Freunde dort gehört haben will: „Sie werden in Deutschland Dinge vernehmen, die man nie in Frankreich vermuthet hätte."

Um die Zeit, da der gute Reichard nach Paris ging, starb Friedrich der Große. Nach seinem Tode (1786) setzt sich ein neuer finsterer Geist in Deutschland fest, der mit dem Geiste des achtzehnten Jahrhunderts, dem Geiste der Aufklärung, in beständiger Fehde liegt. Oesterreich genießt das segensreiche Regiment Joseph's II. (auch eines Pariser Reisenden, den wir hätten um Manches befragen können), aber in Berlin herrscht Friedrich Wilhelm II. und regiert der Dunkelmann Wöllner, einer jener Zionswächter, welche die Schärfe und Gewalt der Lessing'schen Prosa zu fühlen bekommen hatten. Der Gedanke flüchtete sich immer lieber aus der dumpfen Enge der

heimathlichen Zustände in die Ferne, nach Frankreich zumal, woher eine seltsame Kunde von Freiheit und Menschenrecht über den Rhein gedrungen war. Im Juli 1789 wird die Bastille dem Erdboden gleich gemacht, und kaum hören die Deutschen von dieser That eines zur Verzweiflung gebrachten Volkes, so schnürt auch schon mancher von ihnen sein Bündel, um die Geburtsstätte der Freiheit zu besuchen und das neue Evangelium an Ort und Stelle zu vernehmen.

Unter den Wanderlustigen jener Zeit ragen zwei besonders interessante um Kopfeslänge hervor: Joachim Heinrich Campe und Wilhelm v. Humboldt. Campe, der edle Pädagoge, der weltbekannte Jugendschriftsteller, der nachherige Reiniger der deutschen Sprache, reiste mit seinem ehemaligen Zögling Wilhelm v. Humboldt, damals noch einem zweiundzwanzigjährigen Studenten, gleich nach der Erstürmung der Bastille nach Paris, um selbst Augenzeuge zu sein „von dem rührenden Sieg der Menschheit über die Zwangsherrschaft". Bald nach seiner Ankunft findet in der Nationalversammlung die folgenschwere Nachtsitzung vom 4. auf den 5. August statt, in welchem die Feudalrechte aufgehoben werden. Am 13. besucht er auf eine Einladung Mirabeau's jene andere Sitzung, wo der König den Ehrentitel „Wiederhersteller der französischen Freiheit" erhielt, und Beide, Campe und sein junger Freund, freuen sich, dem „Leichenbegängniß des französischen Despotismus" beiwohnen zu können. Die Briefe und das Tagebuch, welche der Braunschweiger Schulmann während seines Pariser Aufenthaltes geschrieben, weckten in Deutschland einen Sturm von Begeisterung für die französische Revolution. Unsere größten Geister, Klopstock, Schiller, Johannes v. Müller und andere, gekrönte Häupter sogar, stimmten in den Jubel ein, frohlockten darüber, daß sie die große Zeit miterlebten, und ein tausendfacher Widerhall antwortete dem Wanderer, der da begeistert aus Paris schrieb: „Je länger ich hier bin, je aufmerksamer ich die Knospen, die Blüthen und die Früchte der jungen französischen Freiheit betrachte, desto inniger und fester wird meine Ueberzeugung, daß diese französische Staatsumwälzung die größte und allgemeinste Wohlthat ist, welche die Vorsehung seit Luther's Glaubensverbesserung der Menschheit zugewandt hat, und daß daher das ganze weiße, schwarze, braune und gelbe Menschengeschlecht rund um den Erdball herum ein allgemeines feierliches: Herr Gott, dich loben wir! dafür anstimmen sollte."

Begreiflicherweise blieb eine so freiheits- und franzosenfreundliche Gesinnung nicht ohne unangenehme Folgen für den, der sie so unverhohlen auszusprechen wagte. Nach seiner Rückkehr hatte Campe als „deutscher Jakobiner" mancherlei Anfechtung zu erdulden und mußte, als ihm gar, zugleich mit Schiller und Klopstock, das französische Bürgerrecht ertheilt wurde, gegen die gemeinsten Denunciationen sich wehren. Ueberdies war nicht Alles in Deutschland revolutionär gesinnt. Es wurde in dieser Frage furchtbar viel hin und her geschrieben; die Einen machten die Entdeckung, daß eigentlich den Deutschen die Ehre gebühre, „den großen Entwurf, die Welt umzukehren", erfunden zu haben, und fanden nicht Superlative genug, ihre Begeisterung auszudrücken, während die Anderen mit den Waffen heiliger Entrüstung gegen die verfluchten Neuerer auszogen oder alles revolutionäre Gebahren, diese neueste Pariser Mode, mit Spott und Hohn verfolgten oder wie der bereits erwähnte Reichard „Revolutionsalmanache" gegen die Revolution verbreiteten und aus ihrem Freiheitshaß und ihrer niedrigen Gesinnung ein einträgliches Buchhändlergeschäft herausschlugen.

Jedermann weiß übrigens, in welche blutige Bahnen die große Bewegung sich verirrte, weiß, daß ihr dadurch ihre besten Freunde abwendig gemacht wurden. Auch Campe, als er 1802 wieder nach Paris kam und in Versailles das Gebäude sah, in dem er einst jenes Leichenbegängniß des französischen Despotismus erlebt hatte, fragt sich, ob nicht die Hand jener Männer gezögert hätte, den ersten Stein aus dem Staatsgebäude herauszureißen, wenn sie die gräßlichen Folgen dieses ersten Schrittes geahnt hätten. Gleichwohl hält er an der Ueberzeugung fest, daß die Revolution unvermeidlich und ein Segen für alle Völker gewesen. Eines derselben hat die Krise bestehen müssen, die Welt-

geschichte hat das französische dazu ausersehen; „wie ein wahres Sühnopfer für die ganze Menschheit," schreibt (1790) Wilhelm v. Humboldt seinem Mentor und Lehrer. „Ihre Briefe aus Paris," heißt es in demselben Schreiben, „haben mir eine herzliche Freude gemacht. Läßt sich überhaupt in Deutschland etwas Großes und Edles erwarten, so kann es nur die Frucht solcher Darstellung und solches Raisonnements sein." An Paris, der Stadt des Gräuels, konnten weder Campe noch Humboldt ein Wohlgefallen finden, aber in Beiden schlug ein warmes Herz für Paris, die Wiege der Freiheit; sie hatten dort die neue Zeit an der Arbeit gesehen, hatten sich einen Funken von jenem Geiste geholt, der die alte Welt aus ihren Fugen hob und den Bau einer besseren Welt begann; und der Funke, ist er auch nie zum verzehrenden Feuer entflammt, glüht heute noch mit wärmender Kraft. Man sollte billigerweise nie vergessen, was Deutschland einem Mann wie Campe, was dieser einer Stadt wie Paris verdankte.

Doch überspringen wir die blutige Zeit der Revolution. Mancher deutsche Reisende wäre zwar aus derselben anzuführen,* so namentlich der geniale und unglückselige Georg Forster, der 1793 als Deputirter des Convents nach Paris geht und nach wenigen Monaten dort elend und verlassen stirbt — allein es ist just keine erfreuliche Arbeit, in den deutschen Berichten über die Schreckenszeit zu blättern und den Blutspuren der Weltgeschichte zu folgen — man sucht gern friedlichere Tage.

Im Juli 1794 wird Robespierre gestürzt, endigt die Herrschaft des Terrorismus; im October 1795 beginnt die Zeit des Directoriums. Die Gemüther sind ruhiger geworden, die Geschäfte kommen nach und nach wieder in Gang. Die Stadt hat die tragische Maske abgelegt und zeigt wieder fröhliche Miene. Neue Salons thun sich auf; eine neue Gesellschaft, mitten im Drange der Ereignisse geboren und wie vom Sturm zusammengeweht, kommt nun in flüssige Bewegung und will ihres Lebens froh werden, während die Trümmer der Vergangenheit abseits liegen und die Ueberreste der royalistischen Aristokratie durch Europa vagabundiren oder zu Paris im Verborgenen darben. Gräfinnen von ehedem arbeiten mit Zwirn und Nadel, Herzoginnen sind Concierges geworden; daneben brüsten sich die Günstlinge der Republik mit der ganzen Frechheit, welche das Glück verleiht. Die Herren des Tages sind fröhlich und guter Dinge, indessen Alles, was einst am Hofe und vom Hofe gelebt hat, klagt und jammert und still vor sich hin seufzt: „Ach, vor der Revolution, wie war die Welt so schön!" Ganz still, damit es die Polizei nicht hört.

Madame de Genlis, die berühmte Schriftstellerin, die Freundin Gluck's, hat es in einem recht drolligen Gespräch geschildert, wie die Unzufriedenheit auch unter den kleinen Leuten sich äußerte. Eine alte Frau und ein alter Mann treffen sich im Tuileriengarten. Sie hat früher Reifröcke, er Schnürbrüste gemacht — die Reifröcke und Schnürbrüste, die unserem Herder auf der Bühne so mißfielen. Jetzt ist eine andere Regierung da, folglich eine andere Mode; jetzt haben Beide nichts mehr zu thun — adieu paniers,* vendanges sont faites — Beide klagen, daß nun alle Frauen in das griechische Costüm verliebt seien, antike Statuen vorstellen, faltenreich sich drapiren wollen, während früher Alles am weiblichen Anzuge hübsch ordentlich steif und appretirt war. Ja, die Steife, klagt sie, die sei leider ganz aus der Mode, und Puder trage man auch nicht mehr, und so könne die Sache nicht bleiben, und wo denn die Regierung hindenke, und wenn nicht die ehrsamen Reifröcke und Schnürbrüste sofort wieder eingeführt würden, sei es um die guten Sitten, um ganz Frankreich geschehen.

„Er. Ich habe mir nichts vorzuwerfen. Schon als man statt der Schnürbrüste mit Fischbein die bloßen Corsetten einführte, sagte ich die Revolution voraus.

Sie. Ich auch, als man die Reifröcke kleiner machte ..."

* Vor vielen anderen: Justus Erich Bollmann, über dessen von Friedrich Kapp meisterhaft gezeichnetes „Lebensbild" wir in dem Juliheft 1880 ausführlich berichteten. Anmerk. d. Red.

* Die Reifröcke hießen paniers; daher als Wortspiel zu verstehen.

Dies wäre einer von den scherzhaften Tönen, wie sie nun immer häufiger erklangen und immer dreister sich hervorwagten.

Von den Deutschen, welche um jene Zeit Paris besuchten, dürfte vor Allem wiederum Wilhelm v. Humboldt zu nennen sein. Er kam im Jahre 1798 mit reiferem Geiste zum zweiten Mal nach Frankreich, nicht zum letzten Mal, denn es war ihm vorbehalten, späterhin, im Jahre 1814, mit Hardenberg den ersten Pariser Frieden zu unterzeichnen. Damals (1798) that er noch keine staatsmännischen Dienste, sondern lebte als Privatmann mit seiner Gattin in Paris und trieb gelehrte, wissenschaftliche und künstlerische Studien. Er kümmere sich nicht um Politik, schrieb er an Goethe, sondern nur ums Literarische und Aesthetische.

Dieser Briefwechsel zwischen Goethe und Humboldt (1876 von Professor Bratranek veröffentlicht) ist wieder eine herrliche Quelle für uns. Bekanntlich ist Goethe selber niemals in Paris gewesen; zur Zeit, als er in Straßburg war, „in dem Elsassischen Halbfrankreich", ging einmal das Gerücht, er sei heimlicher Weise nach Versailles und Paris gegangen, um den Hochzeitsfeierlichkeiten zu Ehren Marie Antoinette's und des Dauphin beizuwohnen; Goethe hatte es aber nur verbreitet, um seinen Kameraden einen Bären aufzubinden. Er selbst hat die Welt an der Seine nie gesehen. Sainte-Beuve, der berühmte französische Kritiker, klagt denn auch: „Il a manqué à Goethe d'être venu à Paris et d'y avoir passé six mois," Paris habe unserem Goethe gefehlt; wäre er persönlich dort erschienen, so hätten sich die Franzosen früher an ihn gewöhnt und ihn fleißiger gelesen; durch seine Person hätte er für seine Dichtung so zu sagen Reclame gemacht, und für die Franzosen wäre es ein Glück und ein unberechenbarer Gewinn gewesen, einen solchen Mann näher kennen zu lernen. Wenn also Sainte-Beuve klagt: „Paris a manqué à Goethe", so soll das wohl heißen: „Goethe a manqué à Paris."

Auch Schiller hat, wie bekannt, seinen Fuß nie auf französischen Boden gesetzt. Im Jahre 1792, wenige Monate, nachdem le citoyen Gilleers zum französischen Bürger ernannt worden, trug er sich allerdings mit dem Plane einer Pariser Reise; er war mit seinen heimathlichen Verhältnissen nicht sonderlich zufrieden und wollte sich „bei den Franzosen bessere Hoffnungen verschaffen". Die „Räuber" waren seit 1785 übersetzt (von einem gewissen La Martellière, einem Deutschen Namens Schwinghammer) und 1792 im Théâtre du Marais unter dem Titel „Robert, chef des brigands" aufgeführt worden, freilich ohne großen Erfolg und in einer schauderhaften Verballhornung — im vierten Act platzt beispielsweise Ratzmann unversehens mit einer Erklärung der Menschenrechte heraus —; allein trotz Bürgerdiplom und „Robert, chef des brigands" ist Schiller persönlich nicht einmal über die französische Grenze gekommen, was wenigstens Goethe von sich rühmen konnte. Eine Sehnsucht, Paris zu sehen, läßt sich bei diesem Letzteren nicht nachweisen. Er äußert eine große Theilnahme für Alles, was in dem „merkwürdigen Lande" vorgeht; klagt allenfalls Humboldt gegenüber über die „magere Kost" in Weimar; beneidet ihn vornehmlich um seine Abende im Théâtre Français; läßt sich von ihm über alles Wissenswürdige berichten — und dieser Begriff hatte ja bei Goethe eine weltweite Bedeutung! —; will von der Menagerie im Jardin des Plantes und von ihrem vornehmsten Bewohner, einem damals noch seltenen Gaste in Europa, dem Elephanten, das Neueste hören; verlangt Nachricht über erbeutete Löwen und Gazellen, über interessante Skelete, naturhistorische, physikalische, optische, mineralogische Dinge und Vorgänge, über Literatur und literarische Erscheinungen, über Bilder von David und Gérard, über die mit den geplünderten Schätzen Italiens überfüllten Museen, kurz über das ganze unendliche Gebiet des Pariser Geisteslebens; begnügt sich aber mit diesen schriftlichen Mittheilungen, denn „was man durch einen gleichgesinnten Freund erfährt, ist nahezu, als ob man es selbst erfahren hätte".

Das Reisen war zu jener Zeit gerade durch Goethe, dann durch Männer, die in seinen Spuren wandelten, veredelt, höheren Zwecken zugewandt, ich möchte

sagen: zu einer schönen Kunst ausgebildet worden. Man reiste mit schärferem Auge, freieren Sinnen, reinerem Urtheil, mit nicht so viel Denkfaulheit, Autoritätsglauben, in Büchern aufgeklaubter Aesthetik und sonstigem modernen Reisegepäck, mit mehr Selbständigkeit und weniger Bädeker. Das vornehmste Object der Beobachtung blieb aber dem Wanderer der Mensch, als Individuum oder als Volk. So schreibt auch W. v. Humboldt, das Wichtigste bei seiner Reise sei ihm das Studium des französischen Nationalcharakters und die Vergleichung mit dem deutschen. Den Menschen kennen zu lernen, ist ihm die Hauptsache, und diesen sucht er nicht bloß auf der Gasse oder im Salon zu studiren, sondern auch im Theater.

Das französische Theater! Wir müssen wieder darauf zurückkommen. Wie alle Deutsche vor und nach ihm, wie Herder, der im Opernhause oder in der Komödie „Welt, Jahrhundert, Menschheit" gesucht und „immer nur französische Nation" gefunden hat, wie späterhin Alexander v. Humboldt, der die französische Tragödie mit den Lenôtre'schen Gärten und ihren geschnittenen Hecken vergleicht, wie noch später Heinrich Heine, der, ganz dasselbe Bild gebrauchend, von Lenôtre's grüner Tragödie und Racine's poetischen Gärten mit ihren sublim langweiligen Einheiten, gemessenen Abgängen und sonstig strengem Zuschnitt spricht: so vermißt auch Wilhelm v. Humboldt in dem französischen Theater, das eben zu sehr Theater ist, Natur, Wahrheit, lebensvolle Charakterdarstellung. Der Franzose spiele mehr die Leidenschaft als den Charakter, schreibt er nach Weimar, und das soll wohl heißen, daß der Franzose für jede Leidenschaft eben einen hergebrachten, allgemein gang und gäben Ausdruck habe, daß er nicht darum sorge, ob z. B. der Affect der Rachgier bei einem Othello einen anderen Ton, eine andere Farbe verlange als bei einem Cid, sondern den Einen wie den Anderen ganz nach derselben Schablone gestalte. Humboldt erkennt sehr richtig, daß das Conventionelle in der Dichtung nothwendig zum Conventionellen in der Darstellung führen muß, wie denn auch heute noch im ganzen französischen Leben eine auffallende Monotonie und, damit zusammenhängend, eine größere Leichtigkeit des Umgangs und der Lebensformen zur Erscheinung kommt. Welch handliches, bequem zu spielendes Instrument besitzen die Franzosen nur in ihrer Sprache mit den ganz fertigen Formen der Liebenswürdigkeit und Höflichkeit, wo die Zunge ganz unabhängig vom Kopfe arbeitet und die Worte gewissermaßen schon Gedanken sind, während wir armen Deutschen für jeden Gedanken, der uns heimsucht, mühsam die Worte herauspumpen, herbeizwingen müssen. Scharfsinnig meint Humboldt: „Der Franzose" — wenn er nämlich spricht — „zählt bloß sein Geld, der Deutsche prägt sich seine Münze selber," und Alles, was der geistvolle Sprachforscher in seinen Briefen an Goethe über das Französische sagt, trifft den Nagel auf den Kopf. Er hört den Charakter des Volkes aus seiner Sprache, zeigt z. B., wie die Franzosen zur Höflichkeit durch ihre Sprache schlechthin gezwungen werden, ihre vielgerühmte Liebenswürdigkeit ist ein Geschenk ihrer Sprache. Eine verhängnißvolle Einseitigkeit kommt dadurch in den Volkscharakter, das ist klar, und jener Deutsche hat einigermaßen Recht, der da sagte, die Franzosen hätten besser daran gethan, statt Ludwig XVI. ihr Wörterbuch der Akademie zu entthronen.

Im Theater nun ist es denn doch zu Humboldt's Zeit schon vielfach besser geworden, namentlich was die Darstellung betrifft. Talma hat seine schauspielerische Revolution durchgeführt und die Natur wieder zu Ehren gebracht. Der Reifrock ist verschwunden, das historisch treue Costüm zur Bühne zugelassen worden, und ein genialer Schauspieler kann sich nun Manches herausnehmen, was noch vor Kurzem verpönt gewesen. Talma, schreibt Humboldt, spreche wirklich mit den Personen des Stückes — damals noch ein unerhörtes Wagniß —, und wenn es die Situation fordere, erkühne er sich sogar, dem Publikum den Rücken zu wenden. Wenn Herder klagte, er habe in keiner Tragödie „einen unarticulirten Schrei der Natur und Leidenschaft" gehört, so beginnen jetzt Natur und Leidenschaft die Bühne zu erobern und mit Schürzen und Schnürbrüsten vollends aufzuräumen. Was Humboldt darüber berichtet und von Goethe theilweise in den „Propyläen" abgedruckt wurde, gehört zum Trefflichsten, was

deutsche Federn über französische Schauspielkunst geschrieben. Leider ist es etwas zu allgemein gehalten. Der dreißigjährige junge Mann kehrt sich überhaupt selten ans Einzelne, sondern betrachtet Alles unter großen Gesichtspunkten, zieht Alles ins Abstracte hinauf. Er rückt die Weltstadt unter das Licht der Idee, zergliedert sie wie einen Begriff, und obgleich er nicht eigentlich philosophirt, obgleich er es als eine tröstliche Nachricht an Goethe vermeldet, man sei hier erstaunlich sicher vor den furchtbaren Gespenstern Ich und Nicht-Ich, so ist es doch mehr der gedankenschwere, grübelnde Denker und Theoretiker, der aus seinem Munde über Paris docirt; und auch von ihm könnte man mit Börne sagen, daß er, so oft er in den Tuileriengarten ging, den Weg dahin über die Kritik der reinen Vernunft zu nehmen pflegte.

Da tritt uns nun aber ein Mann entgegen, welcher, um zwei Jahre jünger als Humboldt, gleichzeitig mit ihm Paris besuchte und darüber eine Reihe von Schilderungen, worin wir auch das kleinste Detail aufleuchten sehen, veröffentlicht hat. Da ist Alles frisch und lebendig, farbig und anschaulich, Alles mit frohem Auge gesehen und in froher Laune zu Papier gebracht. Wollte ein Maler etwa ein Bild der Pariser Boulevards, wie sie unter dem Directorium aussahen, malen, er könnte es nach Arndt's Beschreibung entwerfen. Denn es ist kein Anderer als der leidenschaftliche, knorrige deutsche Patriot, der Teutsche mit dem harten T, der unvergeßliche Sänger des Liedes „Was ist des Teutschen Vaterland?“ und so vieler Freiheitslieder — es ist kein Anderer als Ernst Moritz Arndt, dem wir diese Schilderungen, ein förmliches Panorama von Wandelbildern, verdanken.

Wie einst Herder, war er direct aus der Kirche heraus in die weite Welt gegangen, geradenwegs von der Theologie her nach Paris gekommen. „Und leider auch Theologie!“ Sein Sinn stand nach einem akademischen Lehrstuhl. Zuvor aber wollte er hinaus, wollte eine große Reise thun, um, wie er sagte, „die Wissenschaft durchs Leben aufzuklären.“ Paris, wohin er sich in einem weiten Bogen über Oesterreich, Oberitalien und Südfrankreich begab, war ihm eine Vorbereitung auf die Professur, ein Vorzimmer des Hörsaales, die erste Stufe zum Katheder. Er sah dort Alles, was zu sehen war, das Kleinste und das Größte, das Schönste und das Häßlichste, sah es, wie wir bei dem nachmaligen grimmigen Franzosenfresser ausdrücklich hervorheben wollen, mit wohlwollendem, unparteiischem Blicke. Sogar bis zur Schwärmerei versteigt er sich hin und wieder. Wie begeistert schildert er die französische Feinheit, ihre Zuvorkommenheit gegen Fremde u. s. w., wobei der „teutsche“ Landsmann nicht immer gut wegkommt! Diese Feinheit sei nur äußerer Schliff, wenn man wolle, eitel Schauspielerei, aber er für sein Theil finde doch einen Zug edlerer Bildung darin, da Jedermann, der Reichste wie der Gemeinste, mit gleicher Artigkeit behandelt werde und auch der Pöbel nicht vergesse, daß die Nation seit Jahrhunderten durch den Geist der Urbanität und Galanterie berühmt gewesen.

Nebenher sieht er aber auch Fehler, Gebrechen und Sünden. Sein Zorn wallt auf, wenn er, im Temple umhergehend, an das Los des unglücklichen Königs sich erinnert oder, auf berühmter Stätte wandelnd, an alles Blut denken muß, das hier zur Schreckenszeit vergossen wurde. Doch wer spricht noch davon? Alles scheint vergessen und wie längstvergangener Zeit angehörig. Die Bastille ist weggefegt, von ihren Zwingern, Gräbern und Brücken keine Spur mehr übrig; die Stelle, wo sie gestanden, hat man mit Brettern eingehegt, und schon so schwach und vergeßlich ist das Volksgedächtniß geworden, daß ein älterer Bürgersmann auf die Frage Arndt's, wo vormals der Eingang der Höllenthore gewesen, keine Antwort weiß. Die Jakobiner und ihr wildes Treiben erregen seine volle Entrüstung, und der Uebermuth der sogenannten Gebildeten unter den Franzosen, welche noch immer „alles Fremde als barbarisch und des Wissens nicht würdig ansehen“, reizt seinen Spott. Sehr ergötzlich berichtet er über das, was in der Unwissenheit der Geschichte und Geographie, namentlich aber in der Unkenntniß deutscher Verhältnisse geleistet werde. In einem Blatte liest er, daß sich die Russen in Konstanz, einem Hafen am Bodensee, nach Holland eingeschifft hätten.

„Klopstock," schreibt ein anderes Blatt, „ist der Pindar der Deutschen, die ihn aber selber nicht verstehen," und diese seine Unverständlichkeit wird dem Dichter als ein schlagender Beweis seines hohen poetischen Werthes zu Gute gerechnet. Von Kotzebue behauptet ein drittes Blatt, er sei unstreitig das größte dramatische Genie, welches Deutschland hervorgebracht habe. So wenig hatte Schiller Glück gehabt, so wenig wußte man von Lessing und Goethe! Auch wurmt es unseren Reisenden, daß man in Paris den „Teutschen immer noch für einen besoffenen und zanksüchtigen Grobian hält, der gleich mit der Faust zuschlägt, wo der Franzose die Sache mit einem witzigen und spitzigen Wort abthut." Die Abwehr solcher Irrthümer will ihm leider nicht immer gelingen. Er selbst behauptet in dem Capitel, das von französischen Speisen und Getränken handelt: „Wenn der Teutsche vom Getränk spricht, so meint er solches, womit er allenfalls einmal auf dem Platze liegen bleiben kann," und wenn ihm ein Franzose ins Gesicht sagt: „En Allemagne le bâton est le ressort du gouvernement et du courage," in Deutschland sei der Stock das Triebwerk der Regierung und des Muthes, so wird er ziemlich kleinlaut, denn „die Existenz des Stockes und die Geduld der teutschen Rücken konnte ich nicht leugnen."

Gleichwohl zürnt und zetert er damals schon gegen die alberne Bewunderung alles Französischen, gegen die ungesunde Vorliebe für Alles, was aus Paris komme, gegen „die Revolutionsmode" gar, die in Deutschland grassire. Die Revolution sei nicht blindlings anzubeten, nicht in allen Stücken heilsam: „Wie schön leuchtet ein Feuer durch die Nacht, welches die Wohnungen von Tausenden verzehrt!" ... „Es wäre unbillig und barbarisch, das Große und Menschliche dieses Volkes (des französischen), das sich das große nennt, wegen der Gräuelscenen der Gesetzlosigkeit zu verkennen," nur möge es den neurepublikanischen Glauben nicht als den alleinseligmachenden aufdrängen. Dann wieder nach solchen Mahnungen der Weisheit Worte der aufrichtigen Bewunderung für die freundlichen, lichtvollen Seiten des Pariser Lebens. Die schönen Formen im Umgang haben für ihn sittlichen Inhalt, und begeistert, mit beinahe prophetischem Schwunge ruft er: „Heiliges Gesetz der Menschlichkeit, du hast durch dieses Volk auch dich weiter über die Erde verbreitet. Gieb ihm zu seiner Liebenswürdigkeit Reinheit der Sitten, Frieden und den Schutz weiser Gesetze, bewahre es vor dem Geist der Herrschaft und Eroberung, der es selbst und andere elend machen würde! Dies ist mein Gebet für euch, geliebte Franzosen!"

Nach solchen allgemeineren Betrachtungen kehrt er aber immer wieder zum „handelnden und wandelnden Leben" zurück. „Paris! — Man darf das Wörtlein nur nennen, so ist es gerade, als wenn man Welt sagt, ja viel mehr... Paris! o Paris! da drängen sich tausend Welten in den Kopf zusammen; tausend lebendige Bilder, tausend Gestalten wandeln vorüber, und eine Menge Geschichten webt die schnelle Phantasie unter einander, die, wahr oder falsch, in dieser kleinen moralischen Welt täglich vorgehen." Und mit neugierig gespannter Aufmerksamkeit folgt er in der merkwürdigen Stadt dem ewigen Wechsel der Bühne, wovon Europa bald entzückt, bald erschreckt werde, absolvirt mit der Gewissenhaftigkeit eines modernen englischen Touristen alle Sehenswürdigkeiten, fängt aber, seltsam genug, seine Wanderungen mit dem „Auskehrig und Abschaum der Menschheit" an, will vom Häßlichen zum Schönen aufsteigen, besucht demnach zu allererst Bicêtre, welches damals ein Gefängniß, ein Spital und ein Narrenhaus war; geht von da in die Salpétrière, die Herberge weiblichen Elends und weiblicher Verkommenheit; dann zu den Blinden, den Taubstummen, den Invaliden, bei welch letzteren er in einem Zimmer Vater, Sohn und Enkel beisammenfindet — der Vater erzählt von Moritz von Sachsen, der Sohn von den nordamerikanischen Kriegen, der Enkel von dem neuen Stern Napoleon —, und mit einer kühnen Wendung der Einbildungskraft versetzt sich Arndt in das hochberühmte Carcer von Jena, wo Großvater, Vater und Sohn in Zwischenräumen von zwanzig und dreißig Jahren als würdige Nachfolger ihre Namen in dasselbe Brett geschnitten haben — vom Invalidenhause geht's in den Temple, von da auf den Richtplatz (Place de grève), wo nun die

Guillotine zumeist nur noch in Puppenkomödien als Spielzeug für große und kleine Kinder arbeitet — als eine Art Volksjustiz galt es in jenen Tagen, auf derselben Place de grève, wo ein Meer von Blut geflossen war, Marionettenspiele aufzuführen, in welchen die unliebsamen Helden des Tages, ein Talleyrand, Reubel, Merlin oder sonst ein Regierungsmann, grausam verhöhnt und schließlich in bester Form geköpft wurden — vom Richtplatz eilt er nach den Hallen, nach dem Pantheon, ins Nationalinstitut (die französische Akademie), wo der alte Mercier seinen Liebling Shakespeare feiert — auch ein unerhörtes Wagniß! — Sophokles und Cicero, Voltaire und Corneille wie Zwerge neben diesem Riesen behandelt und in so verwegenen Worten die Anfänge der französischen Romantik predigt, daß die ehrbaren Unsterblichen, die noch immer eine unsichtbare Allongeperrücke auf der Glatze tragen, vor Entsetzen aus dem traditionellen Schlafe erwachen, mit dem sie sich über die akademischen Sitzungen hinwegzuträumen pflegten.

Doch wir können dem unermüdlichen Wanderer leider nicht auf allen Wegen folgen. Seine Methode ist es, Alles zu sehen und Alles zu beschreiben, dem Allgemeinen nachzuforschen und das Einzelne zu erspähen, das Schauspiel zu schildern, womöglich aber auch hinter die Coulissen zu gucken. Man erfährt durch ihn eine Unzahl von Detailzügen, ohne die man von dem damaligen Paris keine lebendige Vorstellung gewinnen könnte. Man erblickt die Stadt bei Tag und bei Nacht, in ihrem Hauskleide und im Festgewande. Man sieht, wie man immer noch Freiheitsbäume pflanzt, dabei aber weislich gegen die Regierung loszieht. „Alles kommt von den Deutschen!“ schimpft das Volk, denn die Directoren Reubel und Scherer waren Elsäßer. Man erfährt, wie zugleich mit der Regierung ihr Anhang verlästert wird, wie der unzufriedene Bürger gegen die Maitressen des lüsternen Barras, gegen das Weib des „ägyptischen Don Quixote“ — Napoleon's, der gerade in Aegypten war — sich ereifert; und wenn Madame Tallien in ihrem wunderlichen Muschelwagen, wie Cytherea von Schwänen gezogen, von Sperlingen, Grazien und Amoretten umflattert, über die Boulevards fährt, so hört man den Volkshohn, welcher der schönen Modedame hinterdreinbellt. Hatten im Verkehr mit französischen Dingen und Menschen Herder und Humboldt ihr Urtheil geschärft, die kritische Waffe gewetzt, so hat sich dagegen bei Arndt der Sinn fürs Malerische, das plastische Gefühl mehr ausgebildet, und man darf wohl sagen, mancher frischere Ton sei durch ihn in die deutsche Literatur hineingekommen. Alles leibt und lebt in seinen Schilderungen, hat moderne Farbe — modern im besten Verstande des Wortes —, Alles wirkt wie ein Hauch vom Tage, wie ein Nachklang des lebendigen Augenblicks. Das ist wohl zunächst das Verdienst des Mannes, der mit so empfänglichen Sinnen auf die Reise gegangen ist, zum Theil aber auch der Segen jener Stadt, die seinem Auge einen Strahl ihres Glanzes, seiner Feder etwas von der Frische und Beweglichkeit ihrer ewig sich erneuernden Jugend gespendet hat.

Arndt's Wanderbuch über Frankreich und Paris ist für einen großen Theil der deutschen Reiseliteratur tonangebend geworden; und wenn nun einige Jahre später, im Jahre 1803 — Bonaparte war indeß erster Consul und beinahe schon allmächtiger Kaiser geworden — der vielgereiste Kotzebue nach Frankreich kommt, so hat er nichts Besseres zu thun, als dem ausgetretenen Geleise zu folgen und seine „Erinnerungen aus Paris“ mehr oder weniger dem von Arndt vorgezeichneten Schema zu bequemen. Freilich, wie grundverschieden ist seine Natur von der des „teutschen“ Mannes! Er ist ein sogenannter Weltmann, an Hofluft gewöhnt und namentlich auch an Hofpensionen (ein solche bezieht er vom österreichischen Hofe, da er von 1798 bis 1800 Hoftheaterdichter in Wien gewesen); er kommt mit einem ganzen Bündel Empfehlungsbriefen des Weges daher, trägt Introductionsschreiben für die höchsten Kreise in der Tasche und — was vor Allem zu bemerken — ist den Parisern keine unbekannte Persönlichkeit. Mehrere seiner Stücke sind ins Französische übertragen, man spielt sie im Théâtre français, und sie haben Erfolg, zumeist „Menschenhaß und Reue“, ein Rührstück, wo von den

französischen Damen ungeheuer viel geweint wird. Erlaubten sich doch eines Abends einige Spaßvögel den Scherz, Regenschirme mit ins Parterre zu nehmen und sie im Momente der höchsten Rührung aufzuspannen, um sich gegen die Thränenströme zu schützen, die sich von den Galerien herab ergossen. Schiller hatte nicht durchdringen können; Chénier hatte einen unglücklichen Versuch gemacht, Goethe's „Werther“ zu dramatisiren — Kotzebue war unter den Parisern berühmt geworden! Auch unseren Schicksalspoeten Müllner und Zacharias Werner widerfuhr einige Jahrzehnte später die Ehre, von den Franzosen übersetzt zu werden; aber Kotzebue ist meines Wissens der einzige deutsche Dramatiker, den die Pariser wirklich für etwas Rechtes hielten und der es persönlich erlebte, seine Stücke auf der französischen Bühne zu sehen. Die Thatsache spricht wahrlich nicht zu Gunsten des literarischen Geschmacks, der damals an der Seine herrschte und wohl heute noch herrscht.

Der Ruf, der ihm voranging und ihm eine gewisse Popularität verschafft hatte, war natürlich der beste Cicerone, den Kotzebue auf seinen Pariser Streifzügen finden konnte. Er verschafft ihm Zutritt in die Salons der Reichen und Mächtigen, geleitet ihn über die Schwelle einer der gefeiertsten Frauen jener Zeit, der Madame Récamier, und öffnet ihm sogar die Pforten der Tuilerien, an deren Schauseite noch Reminiscenzen der Revolution — Kugelspuren mit der Unterschrift „10. August“ (1792) — zu bemerken sind, unter deren Dache aber derzeit ein Gewaltiger schaltet, welcher die Erneuerung so blutiger Volksscenen zu verhindern weiß. Kotzebue hat, wie damals jeder ausgezeichnete Fremde, seine Audienz beim ersten Consul. Der Deutsche sei ihm zu melancholisch, sagt Bonaparte zu dem Vertreter deutscher Thränenseligkeit; er, der Consul, sei nicht für rührende Dramen und liebe nicht zu weinen. Ueberhaupt scheinen die Pariser jetzt nur noch im Theater Thränen zu vergießen. Das Paris, welches uns Kotzebue beschreibt, ist mehr und mehr ein elegantes, vergnügungssüchtiges, zu Prunk und Pracht geneigtes Paris geworden. Eine Dame von Welt braucht jetzt, nach der Berechnung eines damaligen Journalisten, jährlich 365 Hüte, ebenso viel Schuhe, 600 Kleider und zwölf Hemden, für Möbel etwa 70,000 Francs, für Theaterlogen 30,000, für ihren Putz eine unberechenbare Summe, für gute Werke 100 Francs. Glänzende Soiréen wechseln mit üppigen Mahlzeiten, und Kotzebue schildert Beides mit unermüdlicher Feder, mit dankbar sich erinnerndem Magen. Der Schrecken der Revolution verklärt sich mehr und mehr zu einem Märchen der alten Zeit. Wer war Ludwig XVI.? man fragt nicht mehr danach. Wer Marat und Robespierre? man hat es längst vergessen. Aeltere Leute sitzen am Kamin und erzählen sich bisweilen den vergangenen Gräuel, etwa wie man sich im heutigen Paris Anekdoten aus den Tagen der Commune erzählt; und dann flüstern sie wohl auch von der wonnigen Zeit vor der Revolution und wie sonst Alles viel schöner und herrlicher gewesen sei in der schönen und herrlichen Stadt; und schon etwas lauter und dreister als ehedem, denn die Polizei hält es nicht mehr mit den Jakobinern, seufzen sie: „Ach, der Revolutionsstrom hat Alles verschlungen!“

Die Pariser Reisen wurden jetzt immer mehr Mode in Deutschland. Doch war es nicht immer das Vergnügen, nicht immer der wissenschaftliche Drang oder die touristische Neugierde, welche den Deutschen jener Zeit nach der Seine zog; die damaligen Pariser Reisen hatten dann und wann einen ernsten geschäftlichen oder politischen Grund. So geht beispielsweise ein Hamburger Domherr, F. J. L. Meyer, als Mitglied einer Deputation, welche von Hamburg und Lübeck 1796 an das Directorium, 1801 an den ersten Consul abgeschickt wurde, nach Paris und verewigt seine Eindrücke in einer Briefsammlung, in welcher die Weltstadt lebensvoll vor unseren Augen aufersteht. Im Jahre 1807 begegnen wir einem noch merkwürdigeren Wanderer, einem Reisenden wider Willen, abermals einem ehrlichen deutschen Professor, der unversehens aus der Universitätsstadt Halle nach Frankreich — deportirt wurde. Was doch ein deutscher Professor damals nicht Alles erleben konnte, noch dazu ein Professor der Theologie! Es war der treffliche Niemeyer, dem das Abenteuer

im Jahre 1807 begegnete, im Jahre nach der Schlacht von Jena, des Tilsiter Friedens und der Gründung des neuen Königreiches Westfalen. Eines Morgens im wunderschönen Monat Mai drang ein französischer Offizier ins Schlafzimmer des Herrn Professors, weckte ihn aus dem Schlummer und machte ihm die verblüffende Mittheilung, er habe sich auf Befehl des Kaisers Napoleon zur sofortigen Abreise nach Frankreich fertig zu machen. Napoleon hatte die Gewohnheit, im Rücken seiner Heere angesehene Personen des eroberten Landes als Unterpfand in Beschlag zu nehmen. Der arme Professor wurde als Geißel nach Frankreich geschickt, und die zwei Bände, die er über die unfreiwillige Reise geschrieben, führen den melancholischen Titel: „Beobachtungen auf einer Deportationsreise."

Wer gezwungen reist, sieht begreiflicherweise Alles mit etwas strengerem Auge. Der erste Eindruck von Paris wirkt darum auch „nicht sehr ergreifend" auf unseren Professor, und der fromme Mann Gottes spricht starke Worte gegen die vielberufene Verderbniß der Stadt, diesen „Fluch unnatürlich sich vergrößernder Städte". Auch der Patriot findet keine Ursache zu Freude und Frohsinn. Die Deutschen werden zwar von den Parisern sehr höflich behandelt und zu erstaunlich viel Gastereien geladen, ihre Zahl ist auch ziemlich groß, aber ihre Rolle keine sonderlich angenehme und erhebende: sie sind entweder als Geißeln hergebracht oder als Deputirte aus den Provinzen des neuen Staates gekommen. In jenen Tagen der nationalen Schmach und des Rheinbundes ist es ihre Aufgabe, zu dulden oder zu huldigen. Dalberg, der Fürst Primas, weilt in Paris, um die Trauung des neugeschaffenen Königs Hieronymus mit der württembergischen Prinzessin Katharine zu verrichten, und Fürst Leopold von Dessau ist hergerufen worden, um als Großmeister der Jägerei unter den deutschen Fürsten eine kaiserliche Jagd zu leiten, „um den Piqueur zu machen", wie er selber, die Scham im Herzen, sagte.

Gleichwohl übt die Stadt auch in so trübseligen Zeitläuften ihren seltsamen Reiz auf das deutsche Gemüth, und gerade in jenen Tagen finden wir ein lebendiges Beispiel ihrer unbesiegbaren Anziehungskraft. Seit dem Jahre 1790 wohnte in Paris der preußische Graf Schlaberndorf, dessen Name in den Memoiren und Briefwechseln aus dem Anfang des Jahrhunderts oft zu finden ist. Während der Schreckenszeit war er mit den Girondisten befreundet und wurde mit diesen zum Tode verurtheilt. Als er auf den Armesünderkarren gebracht werden sollte, fehlten seine Stiefel, und lächelnd sagte er dem Kerkermeister, er möge ihn eben am anderen Tage abholen. Man vergaß ihn im Kerker und gab ihm nach Robespierre's Sturz die Freiheit wieder. Immer trug er sich mit dem Plane, nach Deutschland zurückzukehren; niemals kam der Plan zur Ausführung. Ein mit allen Bedürfnissen ausgerüsteter Reisewagen stand mehrere Jahre lang vor seiner Wohnung und verdarb zuletzt. Paris hatte den Mann und ließ ihn nicht mehr los. Dabei war er keineswegs gleich Grimm und so vielen Anderen ein verwelschter Deutscher geworden, französischer als die Franzosen. Ganz im Gegentheil. Sein beträchtliches Vermögen widmete er deutsch-patriotischen Zwecken, indem er für sich selber mit einem kleinen Hotelzimmer in der Richelieu-Straße vorlieb nahm, das er seit seiner Ankunft inne hatte und schließlich gar nimmer verließ. Er kam neun Jahre lang gar nicht mehr auf die Straße. Aber Paris wogte um ihn und das genügte ihm; er war gleich dem Seemann, der in der Kajüte sich wohl fühlt, wenn draußen das Weltmeer stürmt. Graf Schlaberndorf ist im Jahre 1824 zu Paris gestorben, das er vierunddreißig Jahre nicht verlassen und immerdar mit dem Gedanken, am nächsten Morgen in die Heimath zurückzukehren, bewohnt hatte. Von dem räthselhaften Zauber dieser Stadt giebt es kein beredteres Beispiel.

Auch Professor Niemeyer bekommt seine Audienz bei Napoleon; auch ihm gegenüber spricht sich der Kaiser über den deutschen Charakter aus, der ihm früher zu melancholisch vorgekommen: „Die Deutschen," sagt er diesmal, „sind ein gutes, ein unterrichtetes und besonders ein sehr geduldiges Volk." Ein beschämendes Compliment, bei dem Einem unwillkürlich der „geduldige teutsche Rücken", wovon Arndt

sprach, einfallen muß. Wie der Mächtige in den Tuilerien, so denkt und spricht übrigens ganz Paris; überall spottet man der deutschen Gelehrsamkeit, des deutschen Ernstes, der Ideologie, wie es damals hieß. Niemeyer besucht den Staatsrath Beugnot, und dieser empfängt ihn mit den Worten: „Sie sind ein deutscher Professor! O ihr deutschen Professoren, ihr seid allzu gelehrt! Ihr lebt viel mehr in Ideen als in der wirklichen Welt.“ Der Staatsrath schimpft auch auf die Revolution von 1789, und die Schuld daran schiebt er auf wen? auf Deutschland, und man höre, welchen Prügelknaben er sich insbesondere aussucht: „Ihr Professoren wollt Alles nach euren Phantasien eingerichtet wissen. Da habt ihr ja den Kant, der hat viel bei unserer Revolution verschuldet.“ Natürlich ist der gute Niemeyer vor Schreck über diese Enthüllung beinahe umgefallen, und dieselbige gab ihm wahrlich triftigen Grund, auch seinerseits über die Unbekanntschaft der Franzosen mit den Hervorbringungen des deutschen Geistes zu klagen. Seit Arndt hatte sich in diesem Punkte nichts gebessert. Indeß war gerade Kant den Franzosen kein gänzlich Unbekannter mehr. Ein französischer Gelehrter, Namens Villers, der als Professor in Göttingen starb und den absonderlichen Lebenszweck verfolgte, seine Landsleute zu germanisiren, hatte schon 1801 seinen „Essai sur la philosophie de Kant“ geschrieben, womit er den leichtfertigen Franzosen, deren beide Lebenspole die Küche und die Coulissen seien, einen Begriff von der deutschen Philosophie beizubringen trachtete. Das kleine Buch erregte kein geringes Aufsehen. Sogar Bonaparte, der zum Bücherlesen keine Zeit hatte und doch auf die Königsberger Philosophie neugierig war, ließ sich einen Auszug davon anfertigen. Derselbe Villers sucht namentlich Frau v. Staël für Deutschland zu erwärmen, in der er denn auch eine empfängliche Schülerin fand. „Ich möchte Sie,“ schreibt er an sie, „für die Bekehrung dieser leichtfertigen Pariser gewinnen, dieser Prahlhänse, dieser Genußmenschen, dieser Ignoranten, dieser Gecken, dieser Kurzsichtigen der Hauptstadt.“ Und ein andermal: „Gestatten Sie mir, Ihnen ganz leise zu sagen, daß die deutschen Schriftgelehrten weit über dem, was in Frankreich Geschmack heißt, stehen. Es ist schon lange her, daß die teutonische Muse die französische in den Sumpf gejagt hat. Ach, wenn die Umstände es mir vergönnten, Sie mit diesen Deutschen näher bekannt zu machen, Ihnen beim Studium ihrer Sprache und ihres Geistes an die Hand zu gehen, so würde ich Ihnen die Worte erläutern, würden Sie mir die Dinge entschleiern!“ — Man kann sich denken, daß ein so sonderbarer Kauz von einem Apostel in Frankreich, in Paris wenig Gläubige fand. Sein Buch wurde wie ein Roman gelesen und wurde wie ein Roman vergessen. Dem Namen Kant verblieb ein vager Duft von Neuerung und Revolution, und etliche Jahre später fand sich ein kaiserlich französischer Staatsrath, der etwas fürchterlich Gescheidtes zu sagen wähnte, wenn er das Jahr 1789 als aus der Kant'schen Philosophie entsprungen hinstellte, etwa aus der „Kritik der praktischen Vernunft“, die im Jahre 1788 erschienen war. Wir begreifen das Entsetzen des guten Niemeyer und staunen nur, daß er trotz alledem, trotz des Zwanges, den er zu dulden hatte, und trotz der Erfahrungen, die er in Paris machen mußte, Gerechtigkeit genug besaß, um dieser Stadt der Wunder schließlich doch seine volle Anerkennung zu zollen.

Wir sind zum Schlusse bei der Frage angelangt, ob denn auch alle Theilnahme, alle Liebe, welche deutscherseits Frankreich und seiner Hauptstadt dargebracht wurde, von dort her die rechte Erwiderung gefunden? Wir müssen die Frage verneinen. Villers ist eine vereinzelte Erscheinung, dieser französische Franzosenfresser das einzige Exemplar seiner Gattung. Auch Benjamin Constant, der, in Deutschland erzogen, für deutsches Wesen Sinn und Verstand hatte, auch der illustre Naturforscher Cuvier, der seine erste Bildung auf der Karlsakademie genossen und während seiner ganzen Laufbahn mit den Größen der deutschen Wissenschaft freundschaftlichen Verkehr pflog, auch sie konnten für ihre stillen Sympathien keine Freunde werben. Frau v. Staël war zweimal in Deutschland gewesen, hatte 1810 ihr bekanntes Buch darüber geschrieben und war dafür in die Verbannung gejagt worden. „Ihr Buch ist nicht französisch,“ hatte ihr der kaiserliche Minister geschrie-

ben; „mir schien, daß Ihnen die Luft dieses Landes (Frankreichs) nicht gut bekommt und daß wir noch nicht so tief gesunken sind, um unsere Vorbilder bei den Völkern, für die Sie schwärmen, suchen zu müssen.“ Die Franzosen kannten Deutschland nicht und wollten es nicht kennen; sie haben es erobert, zerstückt und mit ihren Heeren durchzogen und verwüstet, und es ist ihnen doch immerdar eine terra incognita geblieben, eine Art Märchenland, bewohnt von Barbaren und blonden, mondsüchtigen Jungfrauen, von Biertrinkern und verliebten Studenten. Das Land ist für sie von einer Schanze umgeben, die sie nie übersteigen konnten und schwerlich je bezwingen werden, und diese Schanze heißt die deutsche Sprache. Wer aber die Sprache eines Volkes nicht erlernen kann, dem wird auch Geist und Wesen dieses Volkes stets ein todter Buchstabe bleiben; mag er noch so oft in das fremde Land reisen, er wird es doch nie kennen lernen. Er sieht eine bunt bemalte Mauer und erfährt nie, was dahinter vorgeht.

Wohin führte aber bei den Franzosen die hartnäckige Unkenntniß des wirklichen Deutschlands? Im Jahre 1814 kommen wieder die deutschen Reisenden haufenweise nach Paris, es sind aber Wanderer ganz eigener Art, ausgerüstet mit Flinten und Bajonetten, und unter dem Donner der Geschütze ziehen sie durch die Thore der gedemüthigten Stadt. Früher gab es Einem noch ein gewisses Ansehen, in Paris gewesen zu sein — jetzt, nach 1814 und 1815, nach der mehrjährigen Occupationsperiode, will es bald gar nichts mehr heißen. Die Bourbonen kommen wieder, um von den Orleans abgelöst zu werden. In buntem Gewirbel wechseln Regierungen und Meinungen, und der Held des Picard'schen Lustspiels muß sich gar oft den staunenden Kopf fühlen und fragen: „Qui nous aurait dit il y a quelques mois que nous aurions les opinions que nous allons avoir!“ Paris wächst indessen, blüht und gedeiht. Börne, Heine gründen sich nun ein Heim am Strande der Seine, das Junge Deutschland reist eifrig dahin, und schier für jeden deutschen Schriftsteller kommt nun eine Stunde, wo seine Feder, von magnetischer Kraft angezogen, nach Westen zeigt und ihn nicht eher ruhen läßt, als bis auch er dort gewesen in der großen Weltherberge, der „gemeinsamen Stadt“, auch er Paris gesehen, Paris studirt, Paris in all' seinen Welttheilen bereist, Paris in einem stattlichen Buche beschrieben hat. Wie es 1814 vom deutschen Heere, so wurde es jetzt von jedem einzelnen Deutschen erobert.

Und was der Fremde dort suchte — wir haben es schon gesagt. Nach Italien ging man, um in der schönen Vergangenheit zu schwelgen; nach Paris, um die schaffende Gegenwart zu belauschen. Dort wollte man künstlerisch genießen, hier arbeiten, lernen, leben. Von Paris hat es denn auch nie geheißen und wird es nie heißen, was man von Neapel sagt: Veder Napoli e poi morir — ganz gewiß nicht! Paris hat noch bei Allen, die es verständig genossen, die Lebenslust vermehrt, den Schaffenstrieb gesteigert, und wir dürfen hinzusetzen: die Vaterlandsliebe befeuert. Alle die Männer — der armselige Kotzebue etwa ausgenommen — sind als gute Deutsche nach Frankreich gegangen, als gute Deutsche heimgekehrt; sind zum Theil, wie Campe, wie Arndt, exemplarische Patrioten geworden. Wer möchte sie beschuldigen, durch ihre enthusiastischen Schilderungen der französischen Stadt die Pflicht gegen die Heimath verletzt und nur jener lächerlichen Mode, das Fremde über Alles zu heben, gehuldigt zu haben? — Für den Unbefangenen, der zwischen denkfauler Bewunderung und dummstolzer Geringschätzung die goldene Mitte zu finden weiß, ist und bleibt Paris die Stadt des ernsten Menschen- und Völkerstudiums, gleich dem alten Rom ein „Compendium der Weltgeschichte“, in dem man jederzeit mit Genuß und Nutzen blättern wird. Dem jungen Manne, der etwa heutzutage dahin zieht, möchten wir den Wahlspruch mit auf die Reise geben: **Paris sehen und dann — leben!**

Leben von den Eindrücken und Erinnerungen, die er sich dort geholt; leben mit den Erfahrungen, die er dort gesammelt; leben für die Heimath, die er dort inniger lieben gelernt.



# Die Bedeutung der Moose

## für das tellurische Leben.

Von

**Ernst Hallier.**

---

as sind Moose? — Eine Frage, die jedem Gebildeten lächerlich erscheinen könnte; denn wenn auch eine kurze und bündige Antwort auf dieselbe schwierig, ja fast unmöglich ist, so glaubt doch Jeder ein so klares Bild mit dem Worte „Moos“ zu verbinden, als ob über die Anwendung desselben ein Zweifel gar nicht aufkommen könnte.

Was liegt denn in dieser populären Vorstellung eigentlich verborgen?

Unter Moos versteht man eine zarte, niedrige, zierliche, kleinblätterige Vegetation. Aber dieser populäre Ausdruck bezeichnet mehr einen ästhetischen, einen pflanzenphysiognomischen Begriff als eine wissenschaftlich begründete Pflanzenabtheilung.

So nennt man wohl die zierlichen Blumentange (Florideen) des Meeres „Wassermoose“, die grauen, weißlichen, grünlichen oder gelblichen Strauchflechten auf Bäumen und Felsen heißen „Baummoose“ und „Felsenmoose“; selbst Phanerogamen vergleicht man mit Moosen, sobald sie den soeben erwähnten Wuchs zur Schau tragen: klein, zierlich, kraus. Ich erinnere nur an die Moospetersilie im Küchengarten, an das Pfeffermoos (Pilea muscosa) der Blumenfenster.

Was aber ist denn das Charakteristische eines Mooses im botanischen Sinne des Wortes?

Eine präcise Antwort auf diese Frage ist nicht leicht; sie erfordert einige Kenntniß der wichtigsten Organe und der ganzen Lebensweise der Moose; sobald wir aber diese gewonnen haben, ist uns auch ein Einblick in die Mooswelt vergönnt, welcher uns in den Stand setzt, diese wichtige Pflanzengruppe in ihrer Bedeutung für das Erdganze, für die Organismenwelt und für die gesammte menschliche Cultur zu würdigen.

Die Classe der Moospflanzen oder Muscineen steht in der Pflanzenwelt der Jetztzeit völlig isolirt da, denn sowohl gegen die niederen als gegen die höheren Gewächse hin ist sie durch große, zur Zeit unausfüllbare Klüfte vom übrigen Pflanzenreich getrennt. Die Moose besitzen also in unserer Erdepoche unter den Organismen gar keine näheren Verwandten. Dies Verhältniß scheint sogar schon zur Steinkohlenzeit, also in der ältesten uns genauer bekannten Flora, bestanden zu haben.

Um diese isolirte Stellung der Muscineen einzusehen, müssen wir einen Blick auf ihre Organisation und Lebensweise werfen.

Die ganze Gruppe besteht aus drei großen Abtheilungen: Lebermoose (Hepaticae), Torfmoose (Sphagnaceae) und Laubmoose (Musci). Auch diese drei Abtheilungen haben keine nahe Verwandtschaft zu einander und sind nicht durch überbrückende Zwischenformen mit einander verbunden. So verschieden auch die Repräsentanten dieser drei Abtheilungen im äußeren Ansehen erscheinen, so sehr gleichen sie dennoch einander in ihrem

Generationswechsel, ihrer Vermehrungsart, ihrer Blattstructur und Fruchtbildung.

Bei Weitem die größte Formenzahl und auch die größte Bedeutung für das Erdganze nehmen die Laubmoose für sich in Anspruch. Diese besitzen einen einfachen oder verzweigten, mit kleinen Blättern besetzten Stengel (A, B, C, Fig. 1), an welchem die Blätter selten zweizeilig, meist in Schraubenlinien geordnet sind und in der Regel so gedrängt stehen, daß sie dachig einander decken (B, Fig. 1). Stets sind die Blätter im Vergleich mit denjenigen anderer Gewächse sehr klein und zugleich sehr dünn, denn mit seltenen Ausnahmen bestehen sie nur aus einer einzigen Zellenlamelle. Diese Kleinheit und Zartheit der Blätter setzt die Moose scheinbar in einen großen Nachtheil im Verhältniß zu den höheren Pflanzen. Aber nur scheinbar; denn was den Blättern an Größe abgeht, das ersetzen sie durch ihre große Anzahl und durch ihre gedrängte Lage am Stengel.

Die Moose sind fast durchweg Feuchtigkeitspflanzen. Mit Wasser in Berührung, saugen sie ihren Körper rasch voll, und bei anhaltender Dürre werden sie meist relativ trocken, ohne zu Grunde zu gehen, denn bei nassem Wetter nehmen die Blätter wieder Feuchtigkeit auf und erhalten fast momentan wieder ihren früheren Turgor. Dabei nehmen sie oft eine sehr verschiedene Stellung an, wodurch die meisten Moose im nassen Zustande ein ganz anderes Ansehen bekommen wie im trockenen. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur bei trockenem Wetter das an der Wetterseite so häufig die Baumstämme bekleidende Weißzahnmoos (Leucodon sciuroides) einen Augenblick in den Mund zu nehmen. Der Erfolg ist ein überraschender. Die im trockenen Zustande zusammengekräuselten und anliegenden Blätter saugen so rasch die Feuchtigkeit des Mundes an, daß sie sofort sich ausbreiten und eine zierlich abstehende Stellung einnehmen.

Anfänger halten daher nicht selten ein und dasselbe Moos für verschieden, je nachdem sie es im trockenen oder im nassen Zustande einsammeln.

Diese Eigenschaft der hochgradigen Hygroskopicität erreichen die Moose eben durch die geringe Dicke und gedrängte Lage ihrer kleinen Blätter, denn Wassertröpfchen, welche beiderseits die dünne Blattlamelle berühren, werden natürlich momentan aufgesogen, und es kann in sehr kurzer Zeit das ganze Blatt sich mit Wasser sättigen. Hat sich auf diese Weise die Pflanze voll Wasser gesogen, so werden weitere Wassertropfen sogar zwischen den dicht auf einander liegenden Lamellen durch Capillarattraction festgehalten, und diese zwischen den Blättern haftende Wassermenge beträgt oft weit mehr als das Gewicht der gesammten Pflanze.

Einzelne Moosgruppen sind aber überdies noch mit besondern Vorrichtungen zur Erhöhung der Wasseraufnahme versehen; dahin gehören vor Allem die Torfmoose (Sphagnum) und unter den Laubmoosen die Gattung Weißmoos (Leucobryum).

Das Blatt der Torfmoose besteht wie bei den meisten Muscineen nur aus einer einzigen Zellenschicht, aber aus zwei verschiedenen Arten neben einander liegender Zellen, nämlich erstens aus netzig geordneten schlauchförmigen, engen, ringsum geschlossenen Chlorophyllzellen und zweitens aus großen Luftzellen, welche die Maschen dieses Netzwerks ausfüllen und weitläufig gewundene, schraubige Verdickungsbänder sowie große, kreisrunde, zuletzt offene Tüpfel besitzen, mittelst welcher sie sich sowohl von unten her als auch von außen mit Capillärwasser zu sättigen vermögen.

Diese Eigenschaft der Torfmoose ist von der größten Wichtigkeit für die Moorbildung. Das Wasser der Sümpfe, auf welchen das Sphagnum wächst, steigt von unten her bis in die Gipfel empor, auch dann, wenn der Moosrasen sich hoch über das Sumpfwasser erhebt. Die ganze Moosdecke wirkt wie ein Saugschwamm. Nimmt man eine Hand voll Moos heraus, so lassen sich durch Druck mit der Hand wahrhaft erstaunenswerthe Wassermengen herauspressen.

Aus dem Mitgetheilten erhellt die große Wichtigkeit der Blätter für die Moosgruppe, und in der That giebt es auch nur wenige Gattungen einfach gebauter Lebermoose, denen die eigentlichen Blätter ganz fehlen.

Was für eine Gruppe von Organismen von durchgreifender Wichtigkeit ist, das hat in der Regel auch weittragende Fol-

gen für die Umgebung, ja oft für das Erdganze, denn selten steht ein Organismus fast für sich allein da, meist ist er auf die mannigfachste Weise mit anderen Naturwesen verknüpft, von ihnen abhängig und auf sie einwirkend.

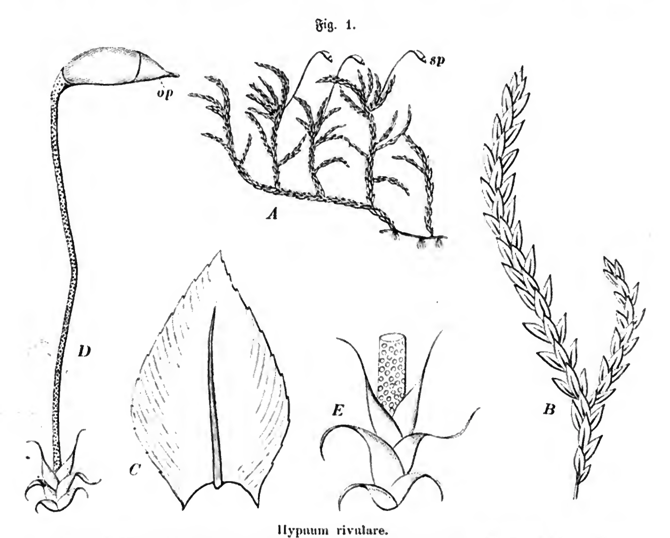
So auch hier.

Durch ihre Hygroskopicität sind die Moose die Sammler und Regulatoren der Feuchtigkeit für den größten Theil der Erdoberfläche. Sie sammeln die Feuchtigkeit an Felswänden und Baumstämmen, ganz besonders aber auf dem Erdboden selbst. Bisweilen leben sie für sich allein, ohne Beigesellung anderer Gewächse. So auf nackten Felswänden, in Torfmooren und Tundras. Häufiger aber leben sie zwischen den Gesellschaften anderer Pflanzen, die wir mit den Namen Wiese und Wald bezeichnen, und hier sind sie durch die Ansammlung der Feuchtigkeit von der allergrößten Bedeutung, indem sie Gräsern, Kräutern und Bäumen das Wasser zuführen und ihre Wurzeln gegen das Austrocknen schützen.

Wären keine Moose vorhanden, so würden die Wiesen sich in Steppen verwandeln und die Wälder von der Erde verschwinden! Wie wichtig, ja unentbehrlich die Moose in dieser Beziehung sind, davon kann man sich durch viele traurige Thatsachen gar leicht überzeugen.

Statt vieler Beispiele nur eins. Das obere Etschthal in der Gegend von Bozen und Meran müßte seiner Lage nach zu den fruchtbarsten in Europa gehören; statt dessen ist es zum großen Theil eine Geröllwüste, auf welcher zwischen den Steinen nur Schilf wächst. An dieser traurigen Thatsache ist das „Schnatzen“ schuld, d. h. die Sitte der Tiroler, die Laub- und Nadelbäume hoch aufzuästen, um Zweige und Laub als Brennmaterial, Streu und Viehfutter zu verwerthen. Das geschieht nicht nur im Thal, sondern auch im Hochgebirge. Es ist ein gar

Fig. 1.




Hypnum rivulare.

A Ein Theil der Pflanze mit beblätterten Zweigen und Büchsen (sp) in natürlicher Größe. B Ein Zweig, vergrößert. C Ein Blatt, stark vergrößert. D Die Büchse mit dem Deckel (op), vergrößert. E Grund des Büchsenstiels, starker vergrößert.

wunderlicher Anblick, im oberen Saarnthal, welches ſich von Bozen nordwärts nach dem Penſer Joch hinaufzieht, ganze Coniferenwälder zu ſehen, in denen jeder einzelne Baum wie ein Thüringer Pfingſtbaum ausſieht, völlig kahl mit Ausnahme eines kleinen Wipfels.

Abgeſehen von dem Schaden, den der Baum dadurch im Wachsthum erleidet, iſt die nothwendige Folge davon die, daß die Sonne den Waldboden beſcheint, die Mooſe auf demſelben verdorren, durch herabkommendes Geröll verſchüttet werden und der ganze Wald dem erſten heftigen Gewitterſturm erliegt.

Während meines Aufenthalts in Tirol erlebte ich es, daß ein ganzer Waldbeſtand durch die beim Gewitter von den Bergen herabgeſchwemmten Geröllmaſſen niedergeworfen und daß die Fahrſtraße zwiſchen Bozen und Meran durch Felsblöcke unfahrbar wurde.

Leicht iſt es, den Wald gegen ſolche Unbilden zu ſchützen. Man hat nichts zu thun, als den Mooſen den zu ihrem Gedeihen nöthigen Schatten zu laſſen. Schwer, ja faſt unmöglich iſt es dagegen im Hochgebirge, den zerſtörten Wald neu zu ſchaffen, ſobald einmal die nackten Felsabhänge und Geröllmaſſen an die Stelle der grünen Decke getreten ſind.

Fig. 2.




Marchantia polymorpha.

Links: Ein Thallom mit weiblichen Blüthenſtänden (w). Rechts: Ein Thallom mit männlichen Blüthenſtänden (m). b Brutbecher. Nach der Natur photographirt von O. Wigand.

Denken wir die Mooſe hinweg, ſo denken wir zugleich die beiden großen Vergeſellſchaftungen der Pflanzen: Wieſe und Wald, hinweg. Was aber würde aus dem Menſchen geworden ſein ohne Wald und Wieſe? Wäre die Exiſtenz des Menſchen auf der Erde auch möglich, ſo hätte doch die geſammte Cultur eine andere Richtung nehmen müſſen.

Außerdem beſitzen die Mooſe noch eine ganz andere, nicht minder tiefgreifende Bedeutung für das Erdganze.

Um dieſe zu verſtehen, müſſen wir die Stengelbildung der Mooſe etwas genauer in Betracht ziehen.

Den einfachſten Lebermooſen fehlt eigentlich der Stengel ganz; die ihn erſetzende



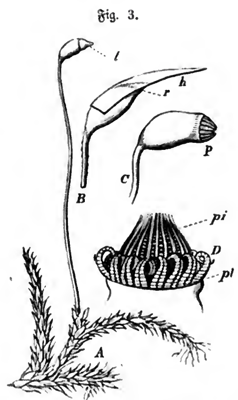
Bildung gleicht dem Thallom der niedrigsten Pflanzen. Andere Lebermoose besitzen einen flach ausgebreiteten, durch Gabelung (Dichotomie) sich verzweigenden Stengel, oft von großer Zierlichkeit, wie man an der so häufigen Marchantia (Fig. 2) wahrnimmt. (Der Holzschnitt ist angefertigt nach einem Photogramm nach der lebenden Pflanze von Herrn Otto Wigand in Zeitz, auf dessen ausgezeichnete Glasphotogramme für das Bildmikroskop [Scioptikon] ich hier nochmals aufmerksam mache. Alle in dieser Abhandlung mitgetheilten Figuren, mit Ausnahme von Fig. 1 und 3, sind nach Photogrammen des Herrn Wigand ausgeführt.)

Bei den Torfmoosen und Laubmoosen dagegen und annähernd auch bei den höheren deutlich beblätterten Lebermoosen (Jungermanniaceae) erhält der Stengel die Beschaffenheit eines sich erhebenden Achsenkörpers (A, Fig. 1).

Niemals sind Wurzeln vorhanden. Die Function der Wurzel als eines Organs der Aufsaugung des Wassers mit seinen Lösungen wird theils durch die Hygroskopicität des ganzen Mooskörpers, theils durch besondere Saughaare vollzogen, auf welche ich später noch zurückkomme.

Der Stengel ist im Ganzen einfachen Baues; es fehlt ihm ein eigentliches Gefäßbündel. Bisweilen bleibt er unverästelt. So bei den kleinen Faulfrüchtlern (Phascaceen), denen man wegen ihrer Winzigkeit auch den Scherznamen Ophthalmidien (Thu' dein Auge auf!) gegeben hat. Bei der größeren Mehrzahl der Laubmoose und bei den Torfmoosen ist aber der Stengel mehr oder weniger stark verästelt. Die größeren meist waldbewohnenden Laubmoose hat man daher auch Astmoose genannt. Bei ihnen ist der Stengel besonders reich mit Saughaaren bekleidet, eine Vorrichtung, deren die höchst hygroskopischen Torfmoose nicht bedürfen und die sie daher auch nicht besitzen. Der Stengel hat nun die Eigenthümlichkeit, von unten her allmälig abzusterben, während oben die Pflanze weiter wächst. Der abgestorbene Theil verschwindet aber nicht, sondern geht einem langsamen Vertorfungsproceß entgegen; daher findet man in Wäldern und Torfmooren unter den lebenden Moospolstern die abgestorbenen, mehr oder weniger humificirten Generationen. Am auffallendsten vollzieht sich dieser Proceß in den eigentlichen von Torfmoosen gebildeten Mooren. Bei dem beständigen Absterben von unten her werden natürlich die Zweige früher oder später durch Absaulen der Verbindungsstellen selbständig, und da nach oben stets neue Zweige gebildet werden, so vermehrt sich auf diese Weise das Moos ganz ungemein, denn jeder Zweig wird später zu einer neuen Pflanze.

Fig. 3.




Hypnum populeum. Pappel-Astmoos.

A Ein Ast mit Frucht, schwach vergrößert, bei l der Deckel. B Die Frucht mit Deckel r und Haube h, bei Lupenvergrößerung. C Offene Frucht mit Mundbesatz p, ebenso. D Mundbesatz von Funaria, stärker vergrößert.

Die Torfmoose verursachen vermöge ihrer Hygroskopicität die merkwürdige Erscheinung der Hochmoore. Der Moosrasen wächst nämlich nach und nach hoch über das Niveau seiner Umgebung hinaus, und da er wie ein Schwamm vom Wasser getränkt ist, so bildet das Hochmoor, mag es nun auf der Ebene oder auf hohen Bergen liegen, eine Wassermasse, welche sich oft beträchtlich über das Niveau des umliegenden Landes erhebt. Nimmt das gesättigte Hochmoor von atmosphärischen Niederschlägen noch mehr Wasser auf, so muß natürlich der Ueberschuß ablaufen und giebt nun Bächen und Flüssen ihren Ursprung. Der Zusammenhang der Moore mit den Moosen ist dem Alpenbewohner wohl bekannt. In Oberbayern wie in Oberschwaben werden die

baumlosen Torfmoore und namentlich auch die Waldbrücher „Moose“ genannt.

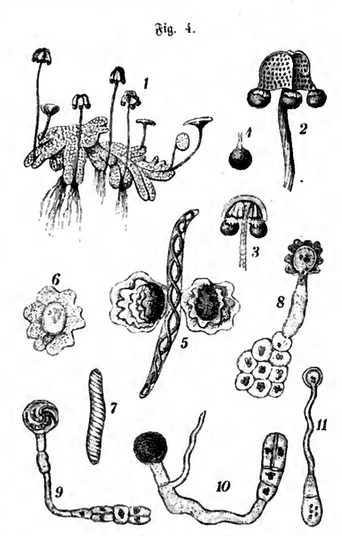
Für die großen Flüsse haben die Moore und Brücher eine ganz eminente Bedeutung. Werden große Gebirgsmoore trocken gelegt, so nimmt der Wasserstand der von ihnen gespeisten Bäche wesentlich ab. Die Vernichtung der Wälder in den Sudeten ist am durchschnittlichen Wasserstand am Pegel bei Dresden und Magdeburg in den letzten Jahrzehnten sehr merklich geworden.

Wie jedes große Reservoir, so dienen die Moore zugleich als Regulatoren des Wasserlaufs; sie verhindern ebenso wohl ein gänzliches Austrocknen des Stromes als auch ein zu rasches Anschwellen infolge von Niederschlägen oder vom Schmelzen des Schnees, wodurch Ueberschwemmungen hervorgerufen werden. Durch Zunahme der Wälder und der Moorbildungen würden Ueberschwemmungen, veranlaßt durch das Austreten der Flüsse, seltener und gefahrloser werden. Aus den Mooren bilden sich durch sehr langsame Vermoderung Kohlenlager: in den jüngeren Erdformationen, namentlich während der Tertiärepoche und der Diluvialzeit, Braunkohlen, in älteren Epochen Steinkohlen. So werden also die Moose auch die Erzeuger des wichtigsten Brennmaterials.

Aber, wird man fragen, wenn die Moose schon seit der Steinkohlenzeit existirt haben, wie kommt es denn, daß wir nicht durch die ganze Erdgeschichte hindurch Steinkohlen- und Braunkohlenlager besitzen? Hat die Moorbildung in früherer Zeit nicht stattgefunden?

Dieser Einwand ist allerdings berechtigt. Wir kennen nur zwei große Epochen der Kohlenbildung, nämlich die Steinkohlenzeit und die Tertiärzeit. Infolge dessen sind uns auch nur aus diesen beiden Epochen die Floren mit einiger Vollständigkeit bekannt.

Fig. 4.




**Preissia commutata.**

1 Pflanze mit Fruchtblüthen und Staubblüthen, etwas verkleinert. 2 Fruchtblüthenstand. 3 Derselbe im Längsschnitt. 4 Frucht. 5 Schleuderer mit zwei anhaftenden Sporen. 6 Spore im Durchschnitt. 7 Junger Schleuderer. 8 bis 11 Verschiedene Keimungsformen der Spore; 2 bis 11 bei verschiedener Vergrößerung.

Wir müssen in der That annehmen, daß zu allen Zeiten Moorbildungen stattgefunden haben, daß aber dieselben meistens vor oder nach der gänzlichen Verkohlung wieder vernichtet sind. Diese Vernichtung gebildeter Erdschichten ist Folge der säcularen Bewegungen der Erdoberfläche. Ueberall da, wo auf der Erde große Ströme sich ins Meer ergießen, sinkt die dünne Erdkruste, weil die Ströme große Massen von Sand und Schlamm an ihre Mündung führen, welche hier im Kampf mit den Meereswogen zu Boden fallen, Sandbänke und Deltas bildend. Diese drücken durch ihr Gewicht die feste Erddecke, welche infolge davon langsam in den flüssigen Kern der Erde hineinsinkt an allen Mündungen großer Ströme, während fern von diesen Mündungen die Erdkruste emporsteigt.

Was nun an der sinkenden Küste liegt: Wälder, Moore, Kohlenlager und menschliche Wohnungen, das sinkt langsam mit ins Meer hinab. Versunkene Dörfer, Wal-

dungen und Kohlenlager finden sich z. B. an der Westküste von Schleswig. Wo eine starke Brandung und heftige Strömungen herrschen, da zerreibt die Gewalt des Wassers jene Bildungen. Auf diese Weise werden ganze Felsenküsten langsam zerbröckelt.

Man muß also annehmen, daß die meisten früher auf der Erde gebildeten Kohlenlager und Torfmoore wieder zu Grunde gingen, indem sie früher oder später an die Küste rückten und durch die Brandung zerstört wurden. Für die Erhaltung der Steinkohle müssen besonders günstige Umstände im Spiel gewesen sein; immerhin aber sind die großen Steinkohlenlager der Erde nur als locale Ueberreste der Moorlager zu betrachten, welche einst auf der Erde zerstreut waren, und zwischen der Steinkohlenzeit einerseits und der Tertiärzeit andererseits wurden die Kohlen- und Torflager durch den erwähnten Proceß bis auf geringe Ueberreste wieder vernichtet.

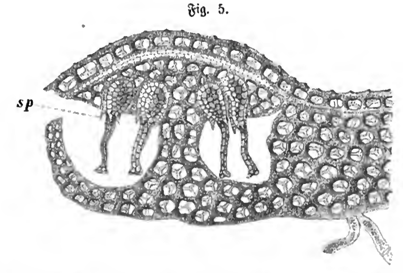
Kehren wir nun zu den Moosen zurück.

An bestimmten Stellen des Mooskörpers sehen wir kleine zierliche Kapseln entstehen (Figur 1, A sp und D), welche selten im Thallom (Stämmchen) verborgen sind, meist auf einem kürzeren oder längeren Stiel (Seta) hervortreten. Es sind diese Gebilde die Früchte des Mooses, Moosbüchse oder Sporogonium genannt.

Sie enthalten zur Zeit der Reife die Samen in Form einzelliger Gebilde, sogenannter Sporen, welche bisweilen durch Fäulniß der Kapsel (Faulfrüchtler oder Phascaceae und Riccieae sowie wenige andere Gattungen), häufiger durch Oeffnen derselben mittelst zwei, vier oder acht Klappen (die meisten Lebermoose), am häufigsten aber durch Ablösung eines Deckels (die meisten Laubmoose und die Torfmoose) in Freiheit gesetzt werden.

Bei den Deckelfrüchtlern (Stegocarpi) zeigt der obere Theil der Büchse einen überaus zierlichen Bau. Der Deckel (l Fig. 3 A, B) ist noch von einem verschieden gestalteten Mützchen, der Haube oder Calyptra, bedeckt (h Fig. 3 B). Diese Haube fällt zuerst ab. Später trennt sich der Deckel durch einen Ringschnitt von der Büchse, und am Munde der nun geöffneten Frucht tritt meistens ein einfacher oder doppelter zarter Mundbesatz von Haaren oder Wimpern hervor (p Fig. 3 C, D).

Fig. 5.




Ein Theil eines Fruchtblüthenstandes von Preissia commutata im Durchschnitt.
sp Die flaschenförmigen Blüthen, bei starker Vergrößerung photographirt.

Die Sporen sind nach ihrer Ausstreuung aus der Kapsel keimfähig.

Bevor wir das Keimungsproduct untersuchen, wollen wir uns von der Art und Weise der Entstehung der ganzen Büchse eine deutliche Vorstellung verschaffen.

Die Frucht der phanerogamischen Gewächse geht aus einer Blüthe hervor. Sollte das bei der Moosfrucht anders sein?

Untersuchen wir den Zustand des Mooses vor beginnender Fruchtbildung mit Hülfe des Mikroskops, so finden wir in der That Blüthenbildungen; nur sind dieselben sehr klein, mit dem bloßen Auge

gar nicht deutlich erkennbar, weshalb wir die Moose zu den Kryptogamen oder Verborgenblühenden rechnen; und zwar finden wir zweierlei Blüthen, die wir als Fruchtblüthen und Schwärmzellenblüthen bezeichnen können.

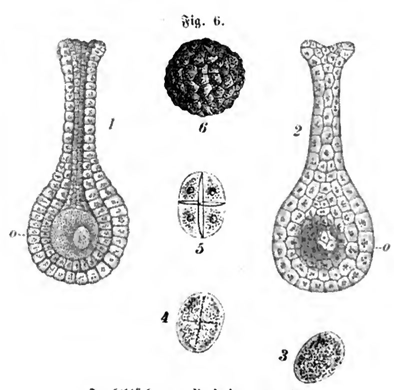
Diese beiden Blüthenformen sind von zwiefacher Bestimmung, obwohl sie zusammengehören und einem und demselben Endzweck dienstbar sind. Sie stehen bisweilen auf zwei verschiedenen Moosen (Diöcie oder Zweihäusigkeit) derselben Art, so z. B. beim Widerthon (Polytrichum) und beim gewöhnlichen Lebermoos (Marchantia, Fig. 2). Oder sie stehen an verschiedenen Stellen der nämlichen Pflanze (Monöcie), wie bei der in Fig. 4 abgebildeten Preissia, welche im Uebrigen der Marchantia nahe verwandt ist. Seltener sind beide Blüthenformen in einer Gruppe vereinigt (Monoklinie).

Zur genaueren Betrachtung der Blüthenbildung wähle ich ein bestimmtes Beispiel, nämlich die Preissia commutata, ein Lebermoos aus der Gruppe der Marchantiaceen, wo die Blüthen zu besonderen Blüthenständen einhäusig oder zweihäusig verbunden sind.

Dieses Lebermoos besitzt einen flachen, gabelig verzweigten, unten mit Saughaaren besetzten Stengel (Fig. 4, 1). Aus den Gabelwinkeln erheben sich als Fortsetzung des Mittelnerven lange Stiele, welche am Ende zweierlei Organe tragen. Einige dieser Stiele endigen in glockenförmige Körper: die Fruchtblüthenstände. Andere laufen in einen oben flachen Trichter aus: die Schwärmzellenblüthenstände. Untersuchen wir zuerst die Fruchtblüthen.

Führt man einen Schnitt senkrecht durch eine der erwähnten Glocken, so sieht man unter dem Mikroskop, in das Gewebe derselben eingesenkt, einige flaschenförmige Körper mit dem dickeren Balgtheil ins Gewebe eingebettet, mit dem langen Halstheil nach unten gerichtet (sp Fig. 5). Jeder Balg ist von einer zarten, blattartigen, fünfzähnigen nach unten gerichteten Hülle, dem sogenannten Kelch, umgeben. Der flaschenförmige Körper ist die Fruchtblüthe, in welcher sich die Anlage zur künftigen Büchse befindet. Die Flasche wird Archegonium genannt. Isoliren wir das völlig fertige Archegonium (1 2, Fig. 6), so finden wir, daß es bis zum Ende des Flaschenhalses hohl ist. Im unteren balgartigen Theil der Flasche befindet sich eine große, zuletzt wandlose Zelle (o Fig. 6, 1 und 2), das sogenannte

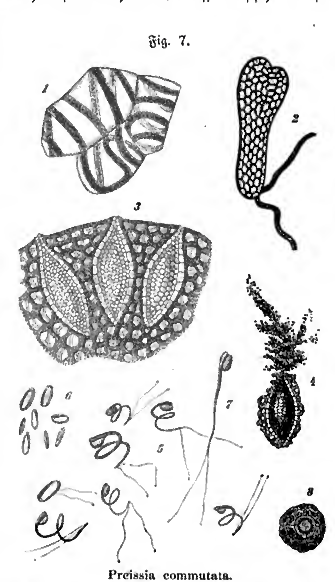
Fig. 6.




Fruchtblüthe von Preissia commutata.
1 Das Archegonium im Längsschnitt mit dem Oogonium (o). 2 Dasselbe von außen gesehen. 3 Das Oogonium. 4 5 Dasselbe nach der Bestäubung in vier Zellen getheilt. 6 Durch weitere Theilungen entstandene junge Büchse. Alle Figuren stark vergrößert. Nach Photogrammen von O. Wigand.

Oogonium. Der Hals ist mit Schleim angefüllt, welcher von verschleimten Zellen herrührt und zuletzt die Zellen, die das Ende des Halses schließen, aus einander drängt, so daß derselbe sich öffnet. Aus dem Oogonium wird später die Büchse. Wie das geschieht, können wir erst dann verstehen, wenn wir zuvor die Einrichtung der Schwärmzellenblüthen studirt haben.

Fig. 7.



**Preissia commutata.**

1 Spiralzellen aus dem Sporogonium. 2 Keimling, einen Monat alt. 3 Theil eines Schwärmzellen-Blüthenstandes im Längsschnitt. 4 Blüthe, welche die Schwärmzellen auswirft. 5 bis 7 Schwärmzellen, theils in Bewegung (5), theils ruhend (6). 8 Zelle von der Mündung der Blüthe. Alle Figuren stark vergrößert.

An dem trichterförmigen Schirm (1, Fig. 4), welcher diese Blüthen trägt, bemerken wir schon mit unbewaffnetem Auge an der oberen Fläche sehr kleine Löcher. Ein Schnitt, senkrecht gegen den Schirm geführt, zeigt uns, daß diese Löcher die Eingänge in längliche Höhlungen bilden (3 4, Fig. 7), welche von je einem großen zarten Zellgewebskörper, dem Antheridium oder der Schwärmzellenblüthe, fast ganz ausgefüllt werden. Derselbe ist an dem unteren Ende der Höhlung, der Oeffnung entgegengesetzt, angeheftet und besteht aus einer zarten einschichtigen Haut, welche ein vielzelliges Gewebe einschließt. Starke Vergrößerung des Mikroskops zeigt nun, daß jede dieser Zellen aus ihrem Plasma einen eigenthümlich gestalteten Körper, das Spermatozoid oder den Schwärmer, zur Ausbildung bringt. Diese Schwärmer (5 bis 7, Fig. 7) bestehen aus einem Plasmafaden von ziemlicher Dicke, welcher am unteren Ende in eine pelottenförmige Anschwellung ausläuft, bis zum fein zugespitzten oberen Ende zwei bis drei Mal korkzieherförmig gewunden ist und an der Spitze zwei lange, sehr feine Plasmafäden, die Wimpern oder Geißeln, trägt. Diese schwingen lebhaft hin und her und geben im Verein mit den contractilen Windungen dem Ganzen eine bohrende Bewegung, sobald der Schwärmer sich in einem Wassertröpfchen befindet. Die in sehr großer Anzahl aus dem geöffneten Behälter hervortretenden Schwärmer schwirren nun im Thau- oder Regentropfen umher, und wenn einzelne wie zufällig an die Mündung des Halses der flaschenförmigen Fruchtblüthe gelangen, so bohren sie sich in den Schleim hinab, welcher den Canal ausfüllt (1 bis 4, Fig. 8), bis sie das Oogonium erreichen. Sie dringen nun in dasselbe ein (3 4, Fig. 8), und das Plasma des Schwärmers verbindet sich mit dem Plasma des Oogoniums. Bald darauf ist das Oogonium von einer Zellwand umgeben und dadurch zur Eizelle geworden. Die Eizelle ist die erste Anlage zur Frucht, welche aus derselben durch einen bald darauf beginnenden und lange fortgesetzten verwickelten Theilungsproceß (4 bis 6, Fig. 6) hervorgeht.

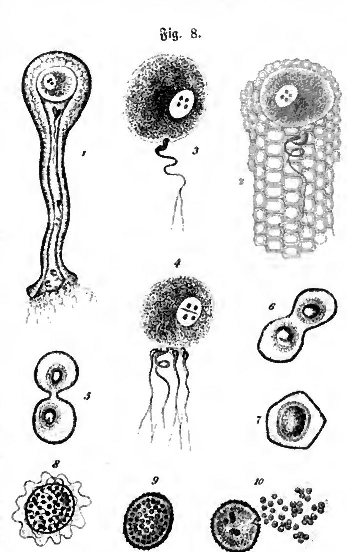
Man betrachtet die so entstandene Moosbüchse als eine besondere zweite Generation. Nach dieser jetzt herrschenden Ansicht ist also das blüthentragende Moos die erste, die aus den beiden Blüthen gebildete Frucht die zweite Generation.

Da die Büchsenfrucht meist sehr viele, selten nur wenige Sporen einschließt, so ist durch die Fruchtbildung nicht nur die Fortpflanzung überhaupt gesichert, sondern es ist dadurch auch eine sehr starke Vermehrung der Moose bedingt.

So haben wir denn ein allgemeines Bild der Entwickelungsgeschichte der Moose gewonnen, wobei aber eine Frage doch noch unbeantwortet geblieben ist, nämlich die: Auf welche Weise geht nun aus den Sporen der Büchse wieder die blüthenbildende Moospflanze hervor? Es fehlt uns mit einem Wort noch die Keimungsgeschichte der Sporen.

Bringt man die Sporen in einen Wassertropfen, so keimen sie, indem die äußere Sporenhaut platzt und die Innenhaut als ein fadenförmiger Keimschlauch hervortritt (5, Figur 9). Dieser Keimschlauch bringt nun eine oder viele Knospen hervor, welche dann zur Moospflanze auswachsen. Das geschieht entweder direct, indem der Keimschlauch selbst sich durch Theilungsvorgänge in eine Knospe umwandelt (so bei vielen Lebermoosen), oder es wird aus dem Keimschlauch durch Theilung nach zwei Richtungen ein kleiner blattartiger Vorkeim gebildet, auf welchem dann an bestimmten Stellen Knospen entstehen (vergl. 8 bis 11 Fig. 4 und 4 B Fig. 9), so unter den Laubmoosen bei Tetraphis und bei den Torfmoosen unter gewissen Umständen. Die übrigen Laubmoose bilden dagegen mit seltenen Ausnahmen einen fadenförmigen, meist vielzelligen und vielfach verzweigten Vorkeim (Fig. 9) vom Ansehen einer verzweigten Fadenalge, das sogenannte Protonema, aus. Dieses merkwürdige Gebilde ist eine Eigenthümlichkeit, die ausschließlich den Moospflanzen zukommt, und wir müssen, um ein vollständiges Verständniß dieser Pflanzengruppe zu haben, uns eine etwas genauere Kenntniß desselben verschaffen.

Fig. 8.




1 Fruchtblüthe von Preissia. Die Schwärmzellen dringen in den Canal ein. 2 bis 4 Vereinigung der Schwärmzelle mit dem Oogonium. 5 bis 7 Bildung der Sporen. 8 bis 10 Reife Sporen. — Alle Figuren stark vergrößert. Nach einem Photogramm von Herrn Otto Wigand in Zeitz.

Das Protonema bildet oft eine Unzahl von Aesten, welche dem Licht entgegenwachsen und Blattgrün (Chlorophyll) erzeugen (1, Fig. 9). Außerdem entsendet der protonematische Zellfaden abwärts steigende Aeste, welche sich im Substrat, d. h. in der Erde oder im vermodernden Moose und Kraut verbreiten und kein Chlorophyll ausbilden, vielmehr meistens braune Zellwände bekommen und im Inneren der Zellen häufig Stärkekörner und Oeltropfen führen (2, Fig. 9).

Die nach oben wachsenden grünen Zweige, welche von den unteren, gleichsam die Wurzeln vertretenden, mit Wasser versorgt werden, bilden nun aus ihren untersten Zellen Knospen aus, und da die Zahl dieser Aeste des Protonemas einer einzigen Spore oft eine sehr große ist, so kann diese eine Spore einen ganzen Rasen neuer Moospflanzen hervorbringen.

Gerade die kleinen unverästelten Moose pflegen ein reiches Protonema zu bilden.

An manchen Localitäten findet man zu bestimmten Zeiten des Jahres den Boden

mit dichten Rasen kleiner gipfelfrüchtiger Moose bedeckt; — geht man einige Zeit darauf an denselben Ort, so scheint das Moos verschwunden zu sein, ohne eine Spur zu hinterlassen; in der That aber liegen auf dem Boden die mikroskopisch kleinen keimenden Sporen, und nach abermaligem Ablauf einiger Tage oder Wochen sieht man die Oberfläche mit dem grünen Sammetrasen des Protonemas wie mit zartem grünem Seidenstoff übersponnen.

und knospentragende Protonema von Sand und Schlamm verschüttet werden, um später, wenn Regengüsse die aufgeschwemmte Materie wieder entfernen, ein neues Leben zu beginnen.

Manche Moose vermehren sich, abgesehen vom Protonema, noch durch besondere Brutknospen, welche z. B. bei Tetraphis pellucida (4 A, Fig. 9) am Ende der Achse stehen, bei Marchantia (Fig. 2) am Grunde kleiner Becherchen

Fig. 9.




1 Fragment eines Laubmoosvorkeimes mit einer Knolle und einer jungen Knospe. 2 Laubmoosvorkeim mit Saughaaren und einer großen Knospe. 3 Fragment eines Laubmoosvorkeimes mit Knöspchen und Seitenknolle. 4 A Brutknospenbecher eines Laubmooses; B Knolle (a) mit fädlichem Protonema (d), Flächenvorkeim (e) und Knospe (t). 5 Keimende Spore. — Alle Figuren mäßig vergrößert.

Die protonematischen Bildungen bedingen schon eine große Vermehrung, zumal da sie bei manchen Moosen außer den oberirdischen Knospen auch unterirdische Knollen erzeugen (1 bis 4, Fig. 9), welche unter günstigen Bedingungen ebenfalls zu Moospflanzen werden.

Auch die große Lebenszähigkeit vieler Moose erklärt sich zum Theil aus den Eigenthümlichkeiten des Protonemas; denn bei manchen Moosen kann das knollen-

zur Ausbildung gelangen, welche über den flachen Stamm vertheilt sind.

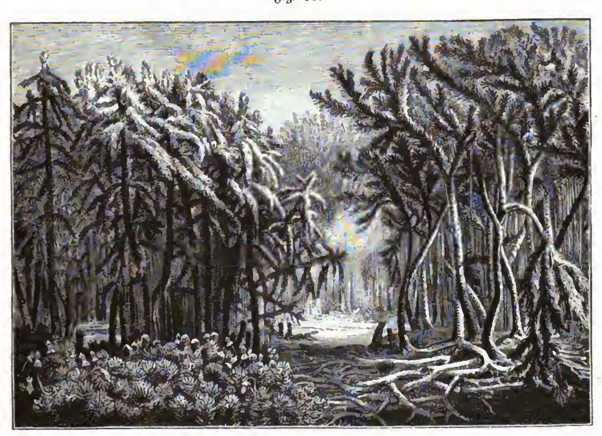
Die Bedeutung des Protonema für die Massenvermehrung der Moose wächst bis zu einem erstaunenerregenden Grade durch die Thatsache, daß bei vielen Formen vom Stengel, ja selbst von den Blättern unzählige Saughaare gebildet werden, welche unter günstigen Verhältnissen die sämmtlichen Functionen des Protonemas, namentlich aber die massenhafte Erzeugung von Knospen übernehmen.

Viele Moose braucht man nur unter einer Glasglocke im feuchten Raum in umgekehrte Lage zu versetzen, die Stengel nach unten gerichtet, um bald den dichtesten protonematischen Filz zu erzeugen.

Ja, es geht noch weiter. Es ist in neuerer Zeit nachgewiesen worden, daß bei zufälligen oder absichtlichen Verletzungen mancher Moose die durch die Verletzung mit feuchter Luft in Berührung kommenden Zellen innerer Gewebetheile, des Stengels, langt zur Keimung, und ganze Strecken vorher nackten Bodens überziehen sich mit knospenerzeugendem Protonema.

Sobald erst ein Moosrasen geschaffen ist, ist auch die Möglichkeit einer Vegetation höherer Pflanzen gegeben, wo irgend das Klima es zuläßt. Selbst in höheren Breiten, wo das eisige Klima nur wenigen phanerogamischen Pflanzen eine kümmerliche Existenz ermöglicht, bedecken kosmopolitische Moose, wie z. B.

Fig. 10.



Devonische Landschaft. Nach Kuwasseg.

des Büchsenstiels, ja selbst der jungen Büchse, zum Protonema auswachsen können.

Eines so ausgiebigen vegetativen Vermehrungsorgans erfreut sich keine einzige Gruppe höher organisirter Gewächse.

Das Protonema giebt uns daher auch erst den wahren Schlüssel zum Verständniß des Lebens der Laubmoose. Ohne diese Einrichtung wäre die außerordentliche Massenvermehrung und das davon bedingte Gesellschaftsleben derselben undenkbar. In erstaunlich kurzer Zeit bedeckt sich der nackte feuchte Boden mit einer dichten Moosdecke, ohne daß man sieht, woher die Keime dazu kommen. Eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Sporen, vom Winde herbeigeführt, ge-

die Widerthone und die Torfmoose in den sibirischen Tundras, Eiswüsten von vielen Quadratmeilen. Der Samojede benutzt solche dichten Moosrasen als Bett, indem er sich Stücke zu Unterbett und Bettdecke mit dem Grätenmesser von der Erde ablöst.

Versetzen wir uns nun noch auf einen Moment in die Mooswelt der frühesten uns einigermaßen bekannten Erdflora, zur Zeit der devonischen Formation, indem wir nach Kuwasseg's genialer Darstellung die vorstehende Landschaft (Fig. 10), ausgeführt nach dem vorzüglich gelungenen Photogramm des Herrn Wigand, zu Grunde legen. Lassen wir Unger selbst die Erklärung zu diesem Bilde geben:

„Festes Land ist nun bleibend über die

Oberfläche des Wassers emporgetreten, wenngleich nur in geringem Umfange als kleine verstreute Inseln. In dem Maße, als dieses geschah, hat andererseits das Meer stellenweise an Tiefe zugenommen und ist wie jene die Bildungsstätte neuer und mannigfaltiger Organismen geworden. Besonders interessant ist es, einen Blick auf die Inselvegetation jener Zeit zu werfen, wo die Natur, an Mitteln reich, zauberisch den feuchten Boden mit einem Pflanzenteppich schmückte, den kein Auge eines Sterblichen grünen sah und von dessen Dasein und Gestaltung uns nur einige wenige, meist ganz verstümmelte Mumien noch Zeugniß geben. Auffallend ist es, wie bei einiger Verschiedenheit, welche die Gewächse bereits zeigen, dennoch eine große Uebereinstimmung in Form und Charakter nicht zu verkennen ist. Es sind belaubte Bäume, welche truppweise einen feuchten, von stehenden Wassern durchwirkten sumpfigen Boden bedecken. Die Blätter dieser Pflanzen sind durchaus klein, ohne Stiele, somit nur aus Blattscheiden bestehend, womit sie größtentheils den Stengel oder Stamm umfassen. Diese schuppigen, breiten oder in die Länge gezogenen Blättchen lassen auf wenig vollkommene Gewächse schließen; und haben die meisten derselben auch eine baumartige Größe, so zeigt doch der schlanke, sparsam verzweigte Stamm eine große Hinfälligkeit, dem nur der dichte Bestand und die zahlreichen Luftwurzeln, womit er wie durch Taue an den Boden geheftet wird, entgegenwirken. Es ist diesfalls, als ob man in ein Dickicht von gigantischen Moosen hineinblicken würde.

„Die wenigsten von diesen Pflanzen sind so erhalten aus der Urwelt auf uns übergegangen, daß wir ihre äußere Gestalt, ihre Tracht und Beschaffenheit zu erkennen im Stande sind. Nur die anatomische Structur des Stammes gab einen Fingerzeig, welcher Natur jene Pflanzen waren. Aus derselben ließ sich so viel entnehmen, daß analoge Formen in der Flora der Gegenwart durchaus fehlen und daß die meisten oder doch die hervorragendsten derselben eine merkwürdige Mischung von bärlapp- und schafthalmähnlichen Pflanzen mit Moosen darstellen. Auf diese unbestreitbare Wahrnehmung hin sind auch die auf dem Bilde vorhandenen Pflanzen als Mitteldinge jener Formen dargestellt worden. So ist z. B. die linksseitige Baumgruppe aus Cladoxylon mirabile, unter die sich nur sparsam die Asterophyllites coronata mischt, zusammengesetzt, während der übrige Waldbestand, welcher zur Rechten bis in den Vordergrund herantritt, aus dem ebenso räthselhaften Schizoxylon taeniatum besteht. Die wurzelstockartigen Ausbreitungen dieser Stämme, welche in vielen Moosen und Lycopodiaceen ihre Nachbilder zeigen, tragen wesentlich dazu bei, ihnen ein ganz besonderes Aussehen zu verleihen. Endlich ist noch eine unvermischte Truppe fast krautartiger Pflanzen im Vordergrunde links nicht zu übersehen. Ihre Früchte gleichen manchen Mooskapseln mit mächtigen Apophysen und können daher ohne Weiteres für Moose von strauchartigem Bau angesehen werden, wofür auch die im Aphyllum paradoxum aufgefundene Moosstructur spricht.

„Dieser Cladoxyleenwald, wie ich ihn nennen möchte, trägt in seiner dichten, für das Licht nur wenig zugänglichen Beschaffenheit alle Anzeichen eines von Nebeln durchzogenen, äußerst feuchten Küstensaumes, dem der brennende Sonnenstrahl die üppigste Ausbreitung verstattete. Die schwammige Beschaffenheit ihrer Stämme aber — ein eigentliches Holz fehlt denselben — läßt eine ebenso rasche Verwesung wie Ausbildung derselben vermuthen, die kaum geeignet war, irgend eine bleibende Ansammlung von Kohlenstoff zu bewerkstelligen."

Nach Unger's Auffassung wären also moosähnliche Pflanzen die Vorläufer der gesammten höheren Vegetation der Erde gewesen, und noch gegenwärtig spielen sie für diese die vorbereitende Rolle.

Wie es in der Menschenwelt Volksstämme giebt, welche als Pioniere der Civilisation ihre Wirksamkeit nach und nach über den ganzen Erdboden verbreiten, so giebt es in der Pflanzenwelt Gruppen, welche, an und für sich scheinbar bedeutungslos, den Boden vorbereiten für Vegetationsgesellschaften höherer Ordnung und dadurch zugleich die ganze menschliche Cultur ermöglichen. Zu diesen Pflanzengruppen gehören in erster Linie die Moose.



# Alpenstraßen und Alpenbahnen.

Von

**Oswald Stein.**

ie Aufmerksamkeit der nord- und südwärts der centralen Alpenkette wohnenden Völker ist auf die Alpenübergänge nicht erst seit den Tagen gerichtet, da die hervorragendsten Staatsmänner der schweizerischen Republik in den Vorzimmern der italienischen und deutschen Minister sich postirten, um eine milde Gabe für den heiligen Gotthard zu erflehen. Von den Felsenwänden und den Kuppen der Bergesriesen schaut in die deutschen Gefilde und in die blutgetränkte lombardische Ebene eine mehr als zweitausendjährige Vergangenheit hernieder, in welcher die Alpenpässe eine Rolle spielten, deren Wichtigkeit schon von dem ältesten Culturvolk Italiens erkannt wurde. Trieb doch das Volk der Tusker oder Etrurier einen beträchtlichen Landhandel durch das nördliche Italien über die Alpen: da, wo eine heilige Straße von allen umwohnenden Stämmen geschützt wurde. Der Bernstein, welcher an den Ufern der Ostsee gewonnen wird, hat schon früh die Gestade des Mittelmeeres erreicht. Zwar scheint der Handel hauptsächlich durch Tausch von Horde zu Horde vermittelt worden zu sein, doch ist uns aus der Zeit der Regierung Nero's ein Fall bekannt, welcher selbst die Annahme der Unterhaltung directer Beziehungen zu den Ostseeländern gestattet. Ein römischer Ritter unternahm eine Reise über die Alpen und Karpathen bis zur Ostsee, von woher derselbe mit einer Ladung jener geschätzten Versteinerungen nach der Hauptstadt zurückkehrte. Der Bernstein war die Ursache, daß man an den Ufern der Ostsee heute noch die Wahrzeichen einer hohen Cultur findet, römische und griechische Münzen, Bronzearbeiten und Metallgeräthe aller Art, ja es besteht kein Zweifel, daß schon die Phönizier den Bernstein auf dem Landwege über die Alpen bezogen haben. Gewiß hätte der Bernstein auch die Kraft gehabt, die Cultur vom Mittelmeer nach dem Norden zu ziehen, selbst wenn die Römer nicht bis zur Weser und zur Donau vorgedrungen wären.

Schon vor dem Uebergang der siegreichen Legionen über die Alpen hatten die Staatsmänner, Feldherren und Schriftsteller der Römer mehrfache Veranlassung, sich mit den Alpenpässen zu beschäftigen. Man gab sich Mühe, zu erforschen, auf welchen Wegen Brennus mit den Galliern, Hannibal mit den Karthagern, die Cimbern mit ihren teutonischen Bundesgenossen über die Gebirge in die italienischen Niederungen herabgestiegen waren.

Die Römer überstanden die Einfälle der keltischen, afrikanischen und germanischen Barbaren. Die harten Kämpfe, welche jenen den Sieg über die fremden Eindringlinge sicherten, führten sie zur gänzlichen Unterwerfung der apenninischen Halbinsel. Nachdem sie ihre Herrschaft

von der Südspitze Siciliens bis zum Fuße der Alpen ausgedehnt, die Helvetier in ihre Wohnsitze gebannt und Gallien unterjocht hatten, setzte Julius Cäsar über den Rhein und eröffnete damit ein neues ausgedehntes Gebiet für die römische Eroberungspolitik. Drusus, der Stiefsohn des Kaisers Augustus, fiel in Rätien ein, während sein Bruder Tiberius gleichzeitig von der Schweiz und bald darauf der Feldherr Publius Silius über die östlichen Alpen eindrang, um den Widerstand der dortigen Völkerschaften zu brechen und das Gebiet bis zur Donau in die drei Provinzen Rätien, Vindelizien und Noricum einzutheilen. Zur Befestigung und Erhaltung derselben errichteten sie längs der Donau Castelle und Standlager, welche sie mit den am Rhein angelegten Festungswerken durch eine von Reginum (Regensburg) bis Moguntiacum (Mainz) laufende und mit Schutzwehren versehene Heerstraße verbanden. Von dieser ununterbrochenen Kette natürlicher und künstlicher, die eroberten Lande gegen die Einfälle der germanischen Stämme und die Erhebungen der unterjochten Völker schützenden Bollwerke wurden Straßen nach dem Mittelpunkt des Reiches gebaut und an passenden Stellen mit Stationen und Befestigungen ausgerüstet.

Um die Verbindungen mit der Hauptstadt so zweckmäßig wie möglich zu gestalten, schuf die römische Ingenieurkunst wegsame Pfade über den Septimer, den Julier, den Splügen und andere Einsattelungen der Alpenkette. Schon vorher waren einzelne Pässe wie der Mont-Cenis, über welchen bereits Marius den Cimbern und Teutonen entgegengezogen, sowie der große Bernhard (Mons Penninus), über den Julius Cäsar einen Zug gegen die Salassier unternommen, viel gesuchte Wege. Bequemere Straßen entstanden jedoch erst unter den Kaisern. Bei dieser Arbeit bekundeten die damaligen Ingenieure, wohl fast ausschließlich Offiziere der activen Armee, ein merkwürdiges Geschick. Die Wahl der Straßenzüge, die Art der Anlage und Ausführung verdienen um so mehr Bewunderung, als die römischen Baumeister all' jener Hülfsmittel entbehrten, welche den Ingenieuren von heute zu Statten kommen: bessere Wege, zuverlässige Führer, vorzügliche Karten, treffliche Meßinstrumente, eine hochentwickelte Technik, zahlreiche Arbeitskräfte, die Nähe civilisirter Menschen, die Leichtigkeit der Unterkunft, die Fülle aller möglichen Bezugsquellen für Proviant und Material und die erhöhte Sicherheit für Leben und Eigenthum. Mehrere Schriftsteller, welche im Gefolge der Legionen oder der Beamten und Heerführer durch Helvetien nach Gallien oder über die norischen Alpenpässe nach der Donau gingen, wissen nur über die unfahrbaren Wege zu klagen, welche ihnen so viel Gefahren und Plackereien verursachten, daß ihnen der Sinn für die Romantik der außergewöhnlichen Naturscenen selbst da nicht aufging, als sie, nach Italien zurückgekehrt, von den milderen Winden des Südens befächelt wurden. Silius Italicus, der unter dem Kaiser Trajan lebte, also im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, wo die Länder nördlich der Alpen und auch die Schweiz schon eine ziemlich hohe Stufe der Cultur erreicht hatten, beschreibt uns die Alpengegend als eine schreckenerregende, vegetationslose Einöde, während er sonst mit Liebe die Felsenschluchten Italiens besingt. Kein einziger Schriftsteller oder Dichter des Alterthums hat uns eine Schilderung von dem ewigen Schnee der Alpen, den lichtgerötheten Firnen, den farbenschillernden Gletschern und der überwältigenden Größe der Gebirgsnatur hinterlassen. Selbst solche Männer, welche sich vermöge ihrer Stellung und der ihnen zur Verfügung stehenden Mittel die Reise über die Alpen möglichst bequem einrichten konnten, würdigten den Anblick der wunderbaren Gebilde keiner Erwähnung; ja von Julius Cäsar ist sogar bekannt, daß er bei seiner Rückkehr zu den Legionen in Gallien die Zeit des Ueberganges über die Alpen zur Abfassung einer grammatischen Schrift benutzte — immerhin ein Beweis, daß die von ihm benutzte Route in einem Zustande war, welche dem reisenden Feldherrn das Denken und Schreiben gestattete.

Freilich waren selbst in späterer Zeit nur die wenigsten Alpenpässe von leidlicher Beschaffenheit; eine der besten und belebtesten Straßen war wohl diejenige, welche von Augusta Vindelicorum (Augsburg) über Campodunum (Kempten) und

den Fernpaß ins Innthal führte, von wo sie sich in zwei Arme spaltete, deren einer durch das Engadin und über den Malojapaß am Septimer nach dem Comersee und Milanum (Mailand), der andere über den Brenner nach dem Thale der Etsch und des Po ging. Neben diesen Straßen hatte noch diejenige, welche über Turin, Susa und den Mont-Cenis nach Gallien, sowie jene, welche vom Langen- und Comersee über die bündnerischen Pässe ins Rheinthal und an den Bodensee führte, eine hervorragende Bedeutung. Außerdem gab es noch andere Wege sowohl in den Central- wie in den West- und Ostalpen, deren Richtung und Technik in erster Linie auf militärisch-politische Erwägungen deutet. Gleichwohl dienten sie auch in vorzüglicher Weise dem öffentlichen Verkehr, wodurch namentlich die am Ausgange der Alpenpässe wie in der Verlängerung der Flußthäler angelegten Militär- und Poststationen eine doppelte Bedeutung erhielten; so Castra Tigurina (Zürich), Curia (Chur), Brigantia (Bregenz), Fauces Juliae (Füßen), Parthanum (Partenkirchen), Juvavia (Salzburg) und andere Orte diesseits und jenseits der Alpen.

Trotz aller Vorkehrungen, welche die römischen Feldherren und die Statthalter der Provinzen trafen, um die nördlichen Marken des Reiches gegen die erneuerten Angriffe der jenseits der Donau sich bald drängenden, bald verbündenden Völkerschaften zu sichern, vermochten die Legionen den Anprall der Völkerwanderung nicht auszuhalten. Wäre es ihnen gelungen, die nördlich der Donau in einem großen Bogen vom Eisernen Thor in Syrmien bis zum Niederrhein ziehenden Gebirge zu befestigen und zu sperren, so würde es wohl den Barbaren schwerlich so leicht geworden sein, den Festungsgürtel an der Donau zu durchbrechen und sich über die Alpenpässe in die italienische Ebene zu ergießen. Den Gothen und Hunnen folgten andere Horden auf dem Fuße. Zwar glückte es den byzantinischen Feldherren, die Gothen zu schlagen; der Rest der heldenmüthigen Kämpfer, die unter den Königen Totilas und Tejas den furchtbaren Entscheidungskampf geschlagen, erhielt freien Abzug und scheint sich in die rätischen Alpen zurückgezogen zu haben; es hat auch einige Wahrscheinlichkeit für sich, daß die Tiroler und baierischen Oberländer gothisches Blut in ihren Adern haben, weil verschiedene körperliche und geistige Anlagen auf eine Mischung mit germanischen Elementen deuten, welche durch einen langen Aufenthalt in Italien gewisse Eigenthümlichkeiten und Vorzüge der Romanen eingeimpft bekommen haben.

Dem wilden Gewoge des Kampfes um Macht und Besitz, um Thron und Herrschaft, das in der letzten Periode des niedergehenden Roms und noch längere Zeit nachher die italienische Halbinsel durchtobte, wurde erst durch den Zug der Longobarden ein Ziel gesetzt. Das Reich Alboin's bestand zweihundert Jahre; während dieses Zeitraumes erschienen die christlichen Glaubensboten aus Irland, Columban mit seinen Schülern, auf den einsamen Höhen des Lukmanier. Dieser Bergübergang wurde nun die gebräuchlichste Straße für die fränkischen und karolingischen Fürsten. Pipin zog über dieselbe dem Papste Stephan III. zu Hülfe. Auf dem nämlichen Wege holte sich Karl der Große die Kaiserkrone, indem er in die Lombardei einbrach und durch das Recht der Eroberung das römische Reich deutscher Nation begründete. Seit dieser Zeit bewegen sich die Krönungs- und Kriegszüge der deutschen Könige über die Alpenpässe. Ihr Traum, die altrömische Weltherrlichkeit durch die Krönung in Mailand und Rom zu verwirklichen, fand Nahrung in der allen nordischen Völkern gemeinsamen Sehnsucht nach den anmuthigen Gefilden des Südens. Recht lebendig wurde der alte Thaten- und Wanderdrang, als von Osten her aus Asien ein Volk anderer Rasse die Wohnsitze der arischen Nationen in Europa zu bedrohen anfing. Tausende von freiwilligen Streitern nahmen freudig das Kreuz und zogen unter Bonifaz von Montferrat über den Mont-Cenis und unter Balduin von Flandern über die Tiroler Pässe nach Venedig, ihrem Sammelplatze. Auf den nämlichen Wegen kamen später die deutschen Ritter und der französische Adel, um sich nach dem heiligen Lande einzuschiffen; und auch nach den Kreuzzügen sehen wir häufig Fürsten mit ihren Vasallen, Feldherren mit Söldnerheeren und Abenteurer mit ihren Genossen ausziehen zum Kampfe um Reiche und Kronen. Oft

genug brach sich wildes Schlachtgeschrei an den Grenzwällen der romanischen und deutschen Zunge, und durch Jahrhunderte ertönte über die Alpenstraßen herüber und hinüber der Ruf: „Hie Welf, hie Waiblingen! Hie Kaiser, hie Papst! Hie Lehensherr, hie Vasall! Heil den Siegern, wehe den Besiegten!“

Zahlreiche historische Erinnerungen knüpfen sich an die Alpenstraßen, die meisten aber an die Tiroler Pässe. Dort, in einem Dorfe an der Fernstraße, starb Lothar der Sachse bei der Rückkehr aus Italien, wo er das kaiserliche Ansehen wiederhergestellt hatte. An der gleichen Stelle erneuerte Kaiser Ludwig der Baier seinen Schwur, mit seinen Getreuen auszuziehen zu Deutschlands Rettung und der Welschen Züchtigung. Der gleiche Weg führte aber auch den Hohenstaufen Konradin in das „Land der Sehnsucht“ nach Neapel, wo er, der Letzte seines Stammes, unter dem Beile des Henkers sein junges Leben aushauchte. Den erhebenden Abschluß dieser tragischen Bilder aus der Geschichte bilden die denkwürdigen Kämpfe der Tiroler gegen die napoleonischen Heere. Die Pässe, von denen aus sie so oft den Tod ins Thal geschickt, sind die Zeugen ihrer Tapferkeit und ihrer Treue. Auf demselben Pfade, der den Sprossen mächtiger Dynasten in den Tod geleitet, mußte Andreas Hofer hinabsteigen zur Bastei von Mantua, um dort unter den Kugeln der Feinde ein unverdientes Ende zu finden.

So ist die Geschichte der Alpenstraßen fort und fort selbst bis in die jüngsten Tage eng verknüpft mit den Ereignissen, welche nur zu oft über das Wohl und Wehe der Völker entschieden haben. Die Pässe bildeten gleichsam die Pforten, durch welche die Kämpfenden in die Arena herabstiegen, mit jenem Bewußtsein, das die römischen Gladiatoren in die Ovation für den Kaiser einkleideten: Morituri te salutant! „Die Todeswilligen bringen dir den letzten Gruß!“ In der That sahen oft nur wenige der Streiter die Heimath wieder; für sie waren die Alpenpässe meist die Schwelle des Grabes, und nicht selten wurde in der tosenden Brandung an den Felsenmauern, welche die italienische Ebene wie hohe Ufer das Meer einrahmen, der Kahn zerschellt, der den Cäsar und sein Glück führte.

Es giebt wenig große Heerstraßen in Europa, die an geschichtlichen Denkwürdigkeiten so reich sind wie die Gebirgspässe. Aber nicht bloß dem Streit, der Eroberung und Zerstörung dienten sie, sondern auch den Werken des Friedens, der Civilisation und Cultur. Wir haben schon daran erinnert, wie in der vorrömischen Zeit ein reger Tauschverkehr über die Alpen nach fernen Ländern unterhalten wurde, wie über die Gebirgspässe mit den römischen Legionen auch die höhere Cultur der Mittelmeerländer nach dem Norden sich verbreitete und wie später die christlichen Missionäre durch die Botschaft des Evangeliums das wilde Gewoge der Völkerwanderung besänftigten. Ueber die bündnerischen Pässe kamen zweifellos auch die Lehrer, welche Karl der Große aus dem Süden holte, um Bildung, Künste und Wissenschaften bei seinen Völkern einzubürgern. Auch die nachfolgenden Erschütterungen des europäischen Staatslebens wurden, obschon sie zu Straßen- und Wegebauten keine Zeit und keine Mittel übrig ließen, nicht selten die Veranlassung, den Wetteifer friedlichen Schaffens anzuregen. So waren die Kreuzzüge die mächtigsten Förderer des Verkehrs; durch sie wurden die geographischen und sprachlichen Kenntnisse erweitert, neue Gebiete erschlossen und Beziehungen zu anderen Völkern angeknüpft. Die Schifffahrt ward vervollkommnet, der Gesichtskreis ausgedehnt, das Maß der leiblichen und geistigen Bedürfnisse vergrößert. Die Bekanntschaft mit den Arabern erweckte im ganzen Abendlande das Studium des classischen Alterthums; Tausende von lernbegierigen Jünglingen und Männern wanderten aus Deutschland über die Alpen, um in den Städten Italiens, in den Hörsälen der Gelehrten, an den Denkmälern der Kunst und in den Werkstätten berühmter Meister sich zu bilden. Die Entstehung neuer Industrien, das Aufblühen des deutschen Handwerkes datiren aus jener Zeit. Die Landwirthschaft wurde mit der Pflege orientalischer Gewächse, wie des Mais und der Zwetsche, durch Kreuzfahrer bekannt, welche diese Früchte nach Italien gebracht hatten. Von da wurden sie wie vieles Andere durch den Handel nach Deutschland importirt.

Ueberhaupt war durch die Kreuzzüge

der Verkehr zwischen den südlich und nördlich der Alpen gelegenen Ländern neu belebt worden. Italien wurde der Träger und das Triebrad des gesammten Handels von Europa. Von Venedig und Genua bewegten sich die Waarenzüge, nachdem die Donaustraße durch die Ereignisse im Morgenlande in Abnahme gekommen war, über die Alpenpässe Graubündens nach dem Bodensee und dem Rhein. Die Städte Chur, Zürich, Basel, Straßburg, Speier, Worms, Mainz und Köln gelangten als Vermittler des Welthandels zu hoher Blüthe. Ebenso wichtig wie die bündnerischen Pässe waren die in Tirol, namentlich die alten Handelsstraßen, welche aus dem Etsch- und Innthal, die eine über Scharnitz und Partenkirchen, die andere über den Fernpaß nach Kempten, Augsburg, Ulm und Nürnberg führten. Durch die Fürsorge, welche einige der Regenten Tirols gerade diesem Verkehrswege widmeten — die Fernstraße wurde schon im 16. Jahrhundert in fahrbaren Zustand versetzt —, gelang es der Bevölkerung jenes Alpenlandes, sich auf eine Stufe des Wohlstandes zu schwingen, durch die sie sich vor den umliegenden Völkern vortheilhaft abhob. Die Berichte italienischer Gesandten aus jener Zeit schildern uns das Land als ein außerordentlich reiches, mit gut angebauten Thälern, herrlich bewaldeten Bergen, bevölkerten Städten und zahlreichen Dörfern. Der Florentiner Macchiavelli erzählt uns in einer Darstellung der deutschen Verhältnisse aus dem Jahre 1508, daß die Landschaft Tirol mit Leichtigkeit zwanzigtausend streitbare Männer ins Feld stellen könnte, während einige Dutzend der hervorragendsten Reichsstädte oft mit Mühe kaum die Hälfte dieser Truppenzahl aufbrächten. Macchiavelli versäumt nicht, für die Opferwilligkeit, welche das Land Tirol schon damals für seine Fürsten an den Tag legte, einige Gründe anzugeben: die Wohlhabenheit des freien Bauernstandes, welcher sich der Selbstverwaltung und Steuerfreiheit erfreute; gleichwohl, fügt der florentinische Staatsmann hinzu, fehlte es den Fürsten nicht an reichlichen Einkünften. Zu diesen gehörten auch die Einnahmen aus den Straßenzöllen, welche große Summen eintrugen, zumal der im Verhältniß zu den Gebirgspässen anderer Länder viel verbesserte Zustand der Fernstraße um so mehr als ein vorzügliches Lockmittel des Verkehrs sich erwies, da sowohl der Fern wie der Brenner die niedrigsten und minder beschwerlichen Passagen über die Alpen bildeten. Die übrigen bestsituirten Pässe dagegen waren, obschon theilweise gepflastert, so schwerfällig angelegt und der Unterhalt derselben so überaus vernachlässigt, daß es für ein gewagtes Unternehmen galt, sie anders als mit Maulthieren und Saumrossen zu passiren.

Trotz ihrer Vorzüge aber ist die auch in diesem Jahrhundert wohlgepflegte und corrigirte Fernstraße verödet und vergessen. Mit den Eisenbahnen hat sich der Verkehr an andere Routen gewöhnt und in die großen Industrie- und Handelscentren gezogen. Mit dem lebhaften Verkehr ist auch der Wohlstand der Gegend verschwunden. Abgeschlossen in seine Thäler, weit abliegend von den Mittelpunkten des Welthandels, ringt ein wackeres Volk um seine ärmliche Existenz. Zwar hat die Anlage einiger Bahnen das Land Tirol wieder einigermaßen in die Zone des europäischen Haupthandelsverkehrs einbezogen, aber inzwischen hat die Noth der Bauern die letzte und beste Habe, den Waldbestand, so angegriffen, daß die Schönheit, Annehmlichkeit und Fruchtbarkeit der Thalgründe enormen Schaden leiden. Auch die Anlage von Eisenbahnen hat diesem meist durch zwingende ökonomische Verhältnisse dictirten Vandalismus keinen Einhalt zu thun vermocht, wie denn überhaupt der von den Schienenwegen erhoffte volkswirthschaftliche Nutzen in Tirol schon deswegen hinter den Berechnungen zurückbleibt, weil andere Länder sich zeitiger mit dem modernen Transportmittel versahen und weil ferner der Verkehr, wenn er sich einmal an andere Routen gewöhnt hat, nur schwer und langsam wieder in seine alten Bahnen zurückgeleitet werden kann. Immerhin hätte auch heute noch die Linie über den Fernpaß ganz gute Chancen, da sie die natürlichste, directeste und leichteste Verbindung aus Mitteldeutschland nach Italien und dem Mittelmeer bildet. Daß diese Route trotz ihrer augenscheinlichen Vorzüge, ihrer verhältnißmäßig geringen Erhebung, der allmäligen Entwickelung, der gefahrlosen Paj-

sage und der normalen klimatischen und meteorologischen Verhältnisse von den modernen Verkehrspolitikern und Eisenbahntechnikern so lange mißachtet wurde, ist ein erneuter Beweis für die überlegene Beobachtungsgabe der römischen Ingenieure. Die Verkennung der Fernlinie erscheint um so auffallender, als die Landschaft, welche von ihr durchschnitten wird, an Schönheit und Großartigkeit der Natur nicht hinter den besuchtesten Partien der Schweiz, geschweige denn hinter den übrigen Gebirgspässen zurücksteht, von denen die meisten von höchst ermüdender und unerquicklicher Einförmigkeit sind.

Nur wenige Pässe bieten durch den Formenreichthum der Felsen und Rinnsale sowie durch überraschende Ansichten und Ausblicke dem Wanderer die wünschbare Abwechselung. Dagegen erschließt uns die Wanderung auf der Fernstraße ein Panorama schöner als das andere. Von dem märchenumrankten Linderhof und dem vielbesungenen Hohenschwangau steigen wir hinab zum Lechstrome nach dem alten Füßen mit seinem stattlichen Schlosse. Von da führt der Weg durch die Felsschlucht von Pinswang, dem Julii saltus der Römer, nach dem gewerbthätigen Reutte und den Heilbädern von Kreckelmoos, wo im Mittelalter manch ein Kaiser oder Edler, der von einer Römerfahrt heimwärts die Schritte lenkte, Ruhe und Erquickung, Heilung und Gesundheit fand. Hier hauchte Kaiser Lothar im Angesicht des Ehrenbergs seine starke Seele aus. Die Ruinen der gewaltigen Burg, dieser Zeugin der blutigen Kämpfe und Kriegsstürme, welche das Alpenland durchrasten, erheben sich auf steilem Bergesrücken, wunderbar contrastirend mit der freundlichen, vom Lech durchflossenen Ebene. Der Sage nach vom Ostgothenkönig Theodorich angelegt, ebenso schwer zu umgehen als zu erstürmen, trotzte der Ehrenberg Jahrhunderte lang den Einfällen fremder Heere. Vergeblich versuchten im dreißigjährigen Kriege Moritz von Sachsen, Bernhard von Weimar und General Wrangel das feste Schloß zu bezwingen, das erst in den Revolutionskriegen von den Franzosen gebrochen wurde. Oestlich vom Ehrenberg braust uns durch das romantische Thal zwischen dem Tauern und Zwieselberg die Ache aus einer wilden, von großartigen Gestaltungen eingerahmten Schlucht entgegen. Dort, wo die Wassersäule des Stubenfalles durch einen silbernen Schaumflor blitzt, hat Kaiser Ludwig der Baier Zerstreuung gesucht und Philalethes — der verstorbene König Johann von Sachsen, der vorzügliche Uebersetzer der Dichtungen Dante's — das flüssige Juwel des Tiroler Bergdiadems bewundert, um welches die helvetische Alpenwelt das Land Tirol beneidet. In dem klaren Spiegel des Plan- und Heiterwangersees schauen sich majestätische Felsen, alle überragt von dem Sonnenspitz, ein Punkt, welcher den Sänger der Urania begeisterte und der von einem anderen Dichter als der „esprit de la nature“ verherrlicht wurde. Im Hintergrunde den riesigen Zugspitz, den Wächter des baierischen Oberlandes, auf der einen Seite im tiefen, waldumfriedeten Kessel den einsamen Blindsee, auf der anderen den Weißen- und Mittersee — steigt die Fernstraße sachte in mehreren Windungen hinan zum dichtbewaldeten Fernpaß, der Wasserscheide zwischen Inn und Isar; eine wunderbare Aussicht eröffnet sich am südlichen Rande des Waldes da, wo die Straße an kleinen Seen abwärts führt zum Fernstein und zur Sigmundsburg, deren Ruinen sich inmitten einer malerischen Scenerie über den Thalgrund erheben.

Doch wenden wir uns von diesem wenig gekannten Bilde ab zu dem in neuerer Zeit viel genannten Sanct Gotthard! Neben dem Sanct Bernhard, dessen Hospiz mit seinen hülfreichen Mönchen und den klugen Hunden schon den Kindern durch das erste Lesebuch eine wohlbekannte Stelle ist, war der Sanct Gotthard bereits vor fünfzig und mehr Jahren der am meisten genannte Alpenpaß, als von einer Eisenbahn durch denselben noch keine Rede war. Unserer Jugend wurde er durch die Schiller'schen Gedichte als der Inbegriff der großartigsten Alpennatur veranschaulicht. In der That jedoch gehört der Sanct Gotthard zu den monotonsten Pässen. Auch in der Geschichte spielte er bis etwa zum Ende des vorigen Jahrhunderts eine untergeordnete Rolle. Den praktischen Römern war er als Paß gänzlich unbekannt. Zum ersten Mal erscheint derselbe in einer aus dem Jahre

1300 stammenden Urkunde, dann aber ist er auf lange Zeit wieder verschollen. Erst im Jahre 1431 wird er wieder erwähnt, als die italienischen Prälaten zum Concil nach Basel sich begaben und für sie das auf der Südseite des Passes errichtete Schutzhaus als Haltestation eingerichtet wurde. Im Jahre 1799 wurde um den Besitz des Passes in mehreren blutigen Treffen gekämpft und das neu hergestellte Hospiz gänzlich zerstört; das Holz desselben ging im Rauch der französischen Wachtfeuer auf. Bald darauf warf der österreichische General Hotze die Sansculottes aus Graubünden hinaus und setzte sich in den Besitz des Gotthardpasses. Nun kam es zu den Schlachten bei Winterthur und Zürich, in welchen der Erzherzog Karl den General Massena zum Rückzuge zwang. Da jedoch eine zweite französische Armee über den Rhein in Deutschland eingefallen war, sah sich der Sieger genöthigt, dorthin aufzubrechen, ohne die beabsichtigte Vereinigung der russischen Armee unter Korsakow, die eben in der Schweiz Stellung genommen, mit dem von Italien vordringenden Suwarow abwarten zu können. So gelang es Massena, den Russen bei Zürich eine solche Niederlage beizubringen, daß selbst der siegesgewohnte Suwarow, welcher nach unsäglichen Anstrengungen und furchtbaren Kämpfen den Vormarsch über den Sanct Gotthard ins Reußthal bewerkstelligt hatte, den Rückzug an den schweizerischen Oberrhein antreten mußte. Inzwischen war Bonaparte von seinem kühnen Zuge nach Aegypten zurückgekehrt und hatte sich durch den Staatsstreich vom 19. Brumaire 1799 zum ersten Consul Frankreichs emporgeschwungen; im Frühling des folgenden Jahres trat er selbst an die Spitze der Reservearmee, mit welcher er unter schweren Strapazen über den großen Bernhard nach Italien marschirte und dort die Oesterreicher in der entscheidenden Schlacht bei Marengo besiegte. Nach dem Abschluß des Waffenstillstandes drohte der Wiederausbruch des Krieges; da führte Macdonald seinen wunderbaren Zug aus Graubünden über den Splügen und die Tiroler Pässe aus, der an Kühnheit dem der zehntausend Griechen unter Xenophon gleich kommt und den Bonaparte's über den Bernhard übertrifft. Endlich kam nach der Schlacht von Hohenlinden der Friede von Luneville zu Stande.

Wie unter den Römern, so gaben im Zeitalter der Revolution militärische Erwägungen den Anstoß zum Bau von Alpenstraßen. „Wann kann die erste Kanone das Gebirge passiren?" war die wiederholte und drängende Frage Napoleon's I. an den rapportirenden Ingenieuroffizier. Der unter den Römern angelegte Weg über den Mont-Cenis war wie die übrigen Pässe über die Westalpen in elendem Zustande. Unter den Römern, welche schon 150 Jahre vor unserer Zeitrechnung Straßen über den Brenner und den kleinen Sanct Bernhard sowie auch über den Mont-Cenis gebaut hatten, scheint gerade über den letzteren Paß die Passage nicht mit allzu großen Schwierigkeiten verknüpft gewesen zu sein; denn die Schnelligkeit, mit welcher Marius seine Truppen über die Westalpen gegen die Teutonen und Cimbern hin- und herdirigirte, ferner die Thatsache, daß Julius Cäsar bei seinen Uebergängen nach Gallien und von da nach Italien in vierundzwanzig Stunden 150 km zurücklegte, wobei er bei Tage seinem Secretär dictirte und Nachts die Fahrt in einem Wagen machte, bestätigen die Annahme, daß die Wege von halbwegs leidlicher Beschaffenheit gewesen sein mußten. Ueberhaupt bot zu jener Zeit die Straße von Susa über den Mont-Cenis ein äußerst lebhaftes Bild. Soldaten, Kaufleute, vornehme junge Römer mit ihrem Gefolge, die in Gallien ihr Glück machen wollten, durchzogen dieselbe. Kaiser Augustus ließ sie mit Befestigungen ausrüsten, und auch spätere Kaiser verwendeten große Sorgfalt auf sie. Britannicus benutzte sie auf seinem Zuge nach Britannien, ebenso bei seiner Rückkehr nach Rom, wo ihn seine Stiefmutter Agrippina vergiftete, um dem eigenen Sohne Nero den Thron zu sichern. Bald darauf führten über diese und andere Alpenpässe die verschiedenen Gegenkaiser und Thronprätendenten ihre Partisane und Söldner, die sie zum großen Theil aus Germanien recrutirten. Dadurch zeigten sie den nordischen Völkern den Weg nach Italien. Im Jahre 308 schlug Kaiser Constantin nach dem Uebergange über den Mont-Cenis den Gegenkaiser Maxentius. Der mit Hülfe christlicher

Legionen errungene Sieg bestimmte den Kaiser, die christliche Religion zur Staatsreligion zu erheben. Zugleich verlegte er die Residenz von Rom nach Byzanz, ein Schritt, der den Verfall des Reiches beschleunigte und den Keim zur weltlichen Herrschaft des Papstthums legte. Mit der Theilung des Reiches in ein östliches und westliches begann die eigentliche Herrschaft der Barbaren, welche wir von da ab wiederholt über die Alpenpässe ziehen sehen, bis endlich Pipin und Karl der Große durch ihre Siege über die Longobarden das weströmische Reich erneuerten und die weltliche Herrschaft der Päpste fest begründeten. Bei ihren mehrmaligen Zügen nach und von Italien benutzten sie öfter die Straße über den Mont-Cenis. Im zehnten Jahrhundert stritten sich die in der Schweiz eingefallenen Ungarn mit den vom südlichen Frankreich eingebrochenen Sarazenen um den Besitz der westlichen Alpenländer, bis sie von den Burgundern vertrieben wurden. Später kamen jene Pässe in das Eigenthum der Herzöge von Savoyen, welche das Ihrige zur Demüthigung des Kaisers Heinrich IV. beitrugen, als dieser mit seiner Frau und seinem Sohne die vielbeschriebene Fahrt über den Mont-Cenis nach Canossa machte. Unter König Franz I. wurde um die westlichen Alpenpässe manch blutiger Streit ausgefochten. Derselbe Weg über einen südlich vom Mont-Cenis gelegenen Paß, den im Jahre 77 vor Christi Geburt Pompejus auf seinem Zuge nach Spanien nahm, wurde von Franz I. eingeschlagen, als er in die Ebene von Pavia hinabstieg, um Alles zu verlieren bis auf die Ehre. Auch nach Franzens Tode sehen wir wiederholt französische Heere auf dem Marsche über Susa nach den Schlachtfeldern Oberitaliens. Napoleon I., der diese Straße schon 1797 begangen hatte, ordnete noch als Consul die Erbauung der neuen Straße über den Mont-Cenis an, ließ das vom Sohne Karl's des Großen, Ludwig dem Frommen, vor tausend Jahren gegründete Hospiz neu herstellen und eine Caserne auf der Höhe des Passes anlegen. Im Jahre 1812 wurde Papst Pius VII. von Gendarmen diesen Weg geleitet, den er im Jahre 1804 zur Kaiserkrönung nach Paris unter Ehrenbezeugungen aller Art gezogen war. Im Jahre 1859 marschirte abermals eine französische Armee über den Mont-Cenis, um den Grund zur Einheit Italiens und zum Sturze der weltlichen Herrschaft des Papstthums zu legen.

Außer der Straße über den Mont-Cenis baute Napoleon I. noch eine über den Simplon. Ueber den Sanct Gotthard führte noch immer ein mit Rollsteinen gepflasterter Saumweg, der jährlich von etwa 15000 Menschen und 9000 Pferden und Maulthieren passirt wurde. Erst als Graubünden, Oesterreich und Sardinien das Beispiel Napoleon's nachahmten und über den Bernhardin, den Splügen, den Julier, den Maloja, das Stilfser Joch u. s. w. prächtige Kunststraßen erbauten, sahen sich die inneren Cantone der Schweiz genöthigt, durch Ausführung der Gotthardstraße die gänzliche Ablenkung des Verkehrs von ihrem Gebiete zu verhindern. Man feierte diese Alpenstraßen mit ihren künstlichen Entwickelungen, kühnen Sprengungen, geschlängelten Windungen, langen Felsengewölben, schwindelnden Brücken als Triumphe des menschlichen Geistes und eherner Ausdauer. Doch erkannten schon damals einsichtige Männer, daß selbst diese verbesserten Transportwege den gesteigerten Bedürfnissen des Handels und der Industrie bald nicht mehr genügen würden. Bereits hatten diese die Anwendung der Dampfkraft zur Fortbewegung größerer Lasten zur Folge, und in demselben Jahre, in welchem die Gotthardstraße vollendet wurde, eröffnete der unsterbliche Erfinder der Locomotive, Georg Stephenson, die erste Eisenbahn von Liverpool nach Manchester. Das Dampfroß bewährte sich und fand bald auch auf dem Festlande Eingang; am 7. December 1835 bewegte sich zum ersten Male ein von Locomotiven gezogener Zug auf deutschem Boden, und zwar zwischen Nürnberg und Fürth.

Schon einige Jahre vorher hatte Giuseppe Medail dem König von Sardinien ein Project zur Anlage einer die Alpen überschreitenden Eisenbahn zwischen Italien und Frankreich in Vorschlag gebracht. Auch anderwärts, in der Schweiz wie in Oesterreich, machten sich verschiedene Ingenieure mit dem Gedanken vertraut, daß das epochemachende neue Transportmittel über kurz oder lang zu einer directen Verbindung

Italiens mit dem übrigen Continent und zur Vermittelung eines Haupthandelszuges zwischen dem Orient und dem europäischen Norden dienen werde. Besonders eifrig nahm sich die sardinische Regierung der Alpenbahnprojecte an. Im Jahre 1845 ertheilte sie den Auftrag, die Tunnelirung des Mont-Cenis zu studiren, und schon ein Jahr später ertheilte sie an eine Turiner Gesellschaft die Concession zum Bau einer nach der Schweiz führenden Eisenbahn, ja im Jahre 1847 trat sie sogar einem zwischen Graubünden, Sanct Gallen und Tessin abgeschlossenen Vertrag bei, wonach sich die Contrahenten zur Herstellung einer den Langensee mit dem Zürich- und Bodensee verbindenden Eisenbahn verpflichteten. Unter allen Pässen der Centralalpen wurde der Lukmanier vermöge seiner physischen Beschaffenheit, der geographischen Lage, der äußerst sanft aufsteigenden nördlichen Abdachung, der geringen absoluten Höhe und seiner Bedeutung als alter Handelsweg als der geeignetste zur Ueberschienung empfohlen. Auch die englischen Ingenieure Robert Stephenson und Swinburne, welche von der Schweiz als Experten beigezogen wurden, sprachen sich zu Gunsten des Lukmanier aus, glaubten jedoch das Project noch einstweilen von der Tagesordnung absetzen zu sollen, da die Schweiz an der Verwirklichung desselben ein geringeres Interesse hätte als Deutschland und Italien. Doch gaben sie die Möglichkeit zu, daß territoriale oder politische Verhältnisse die physischen und finanziellen Schwierigkeiten überwinden lassen könnten.

Diese veränderten Verhältnisse traten denn auch ein. Durch die Ereignisse des Jahres 1848 war Sardinien in seinen Bestrebungen unterbrochen worden. Zwar nahm es dieselben bald wieder auf und suchte auf jede Weise das Lukmanierproject zu fördern. Daneben interessirte es sich für die Mont-Cenisbahn und ließ die Studien für die Anlage eines langen Tunnels fortsetzen. In der That gelang es den Anstrengungen mehrerer Techniker, eine Bohrmaschine sowie eine durch comprimirte Luft in Bewegung gesetzte Locomobile, welche zugleich die nöthige reine Luft in den Tunnel einführen sollte, zu erfinden, worauf im Jahre 1857 der Bau des Mont-Cenistunnels begonnen wurde. Schon vorher hatte die Technik in der gelungenen Ueberschienung des Semmering — diese Triest und Wien verbindende Bahn wurde 1853 eröffnet — einen glänzenden Triumph gefeiert, welcher die Aussichten für die Lukmanierbahn bedeutend hob. In dem nämlichen Jahre 1853 wurden mit den hochfliegendsten Hoffnungen die Linien vom Züricher- und Bodensee nach Chur als Sectionen der centralen Alpenbahn in Angriff genommen; Sardinien und die Cantone Sanct Gallen und Graubünden sagten Subsidien zu, die hervorragendsten Autoritäten im Ingenieurfach, sowohl von deutscher wie italienischer Seite, sprachen sich für den Lukmanier aus. Aber die Ereignisse des Jahres 1859 machten einen Strich durch alle diese Berechnungen.

Nach dem Verluste der Lombardei war nämlich Oesterreich Alles daran gelegen, sich im Besitze Venetiens zu behaupten. Diesem Zwecke sollte die Anlage einer neuen Militär- und Handelsstraße über den Brenner zum Anschluß an die Pusterthalbahn in Franzensfeste und an die baierischen Bahnen in Kufstein dienen. Zugleich trug sich die österreichische Regierung mit dem Plane, die baierische Regierung für das Project einer weiteren Zufahrtslinie zum Brenner über den Fernpaß nach Kempten zu gewinnen. Wäre die baierische Regierung auf die Zumuthung eingegangen, so würde wohl durch die Ausführung der Fernbahn die spätere Inangriffnahme einer schweizerischen Alpenbahn verhindert oder doch mindestens verzögert worden sein. Seit dieser Zeit wandte die österreichische Regierung ihre Aufmerksamkeit auf die Herstellung einer directen Verbindung Tirols mit Vorarlberg über den Arlberg. Zunächst jedoch erhielt die österreichische Südbahn die Concession zum Bau und Betrieb der Brennerbahn. Um deren Rentabilität zu sichern, gab sich das bei der Südbahn hervorragend betheiligte Haus Rothschild alle erdenkliche Mühe, nicht bloß die Lukmanierbahn, sondern auch die übrigen inzwischen aufgetauchten Projecte einer Bahn über den Sanct Gotthard, die Grimsel, den Simplon zu hintertreiben. Um die Parteien in der Schweiz noch mehr zu zersplittern, wurde den bisherigen Vorschlägen ein neuer —

die Splügenbahn — entgegengestellt. In der That gelang es durch die verschiedensten Machinationen, jede Concurrenz vorläufig hintanzuhalten. Zwar ertheilte der Canton Tessin der „Centraleuropäischen Eisenbahngesellschaft“ die Concession zum Bau der Gotthardbahn, aber der rasch begonnene Bau der südlichen Zufahrtslinie mußte alsbald wegen Geldmangels eingestellt werden. So rückte die Brennerbahn unter den günstigsten Auspicien ihrer Vollendung entgegen, als das Jahr 1866 plötzlich den territorialen und politischen Verhältnissen eine Wendung gab, welche die Erwartungen Robert Stephenson's bestätigen sollte.

Bereits einige Zeit vorher hatten sich die von Italien und Deutschland bestellten Experten in der Ueberzeugung geeinigt, daß durch die Durchbohrung des Sanct Gotthard der kürzeste Weg zwischen Italien und Deutschland hergestellt werde, sowie daß dieses Project in commercieller Hinsicht den Vorzug vor allen anderen verdiene. Vor der commerciellen Erwägung kamen noch die politischen Rücksichten, denn darüber konnte sich wohl Niemand einer Täuschung hingeben, daß die Gotthardbahn der nationalen Politik Preußens und Sardiniens mehr förderlich erschien als die an der Grenze Oesterreichs hinziehende Lukmanierbahn. Jene durchschneidet den italienisch sprechenden Canton Tessin und die deutsch redende Schweiz in der Mitte, und auf dem Scheitel des Tunnels können sich in ziemlich gleichen Entfernungen Deutschland und Italien die Hand reichen, während Oesterreich und Frankreich zur Rechten und Linken ausreichenden Abstand halten. Die Anhänger des Lukmanier verbreiteten sogar die Meinung, die Gotthardbahn sei der Gegenstand eines zwischen Preußen und Italien im Jahre 1866 abgeschlossenen geheimen Vertrages. Ursprünglich hätten Italien und Preußen die Abtretung Südtirols im Auge gehabt; die Brennerbahn sollte die deutsche Handelslinie gegenüber dem adriatischen Meer und die strategische gegenüber dem so geschwächten Oesterreich werden. Napoleon habe jedoch den Plan der Verbündeten durchkreuzt, worauf sie auf den Gotthard verfallen seien. Als weitere Erklärung hierfür wurde eine Stelle aus der Thronrede angezogen, mit welcher König Victor Emanuel den Ankauf der oberitalienischen Bahnen begründete: „Die Verpflichtung, einen mit einem befreundeten Souverän abgeschlossenen Vertrag zu erfüllen, reifte bei meiner Regierung die Idee des Rückkaufes der Eisenbahnen.“ Diese Idee, behaupten die Anhänger des Lukmanierprojectes, stehe in Zusammenhang mit dem von der deutschen Reichsregierung durch die Erwerbung der elsaß-lothringischen Eisenbahnen eingeleiteten Uebergang der deutschen Eisenbahnen in das Eigenthum des Reiches. Durch die gemeinsame und übereinstimmende Action der italienischen und deutschen Reichsbahnen in Verbindung mit der Gotthardbahn werde die wirthschaftliche und hiermit auch die politische Selbständigkeit der Schweiz in die Brüche gehen und zugleich die Selbständigkeit der süddeutschen Staatsbahncomplexe gebrochen; für die Schweiz werde die Gotthardbahn der Anfang vom Ende sein.

Die Gotthardbahn, deren Bau im Jahre 1872 begonnen wurde, geht ihrer Vollendung entgegen. Nach achtjähriger Arbeit ist es gelungen, den Richtungsstollen des großen Tunnels zu vollenden, so daß die Bahn voraussichtlich bis zum Jahre 1883 dem Verkehr wird übergeben werden können. Freilich war dies nur durch großartige Opfer möglich, indem die Schweiz 26, Deutschland 30 und Italien 55 Millionen Franken zu der Baukostensumme à fonds perdus beisteuerten. Der Rest des durch Actien und Obligationen aufgebrachten Baucapitals beziffert sich nominell auf 114 Millionen Franken, so daß der Kilometer der beiläufig 230 km langen Bahn auf rund 1 Million Franken zu stehen kommt. Der Kilometer des 14 900 m langen Haupttunnels — der Mont-Cenistunnel ist 12 233 m lang — wird allein 4 Millionen kosten. Der höchste Punkt des Tunnels liegt 1152 m über Meer. Verglichen mit den Culminationshöhen anderer Alpenbahnen — Brennerbahn mit 1367 m, Mont-Cenistunnel mit 1338 m, Semmeringbahn mit 895 m —, nähert sich der Scheitel der Gotthardbahn nahezu dem mittleren Durchschnitt dieser Schienenwege. Im Kostenpunkt jedoch übertrifft die Gotthardbahn, obschon die Ge-

sammtbauzeit nicht einmal die dreizehn Jahre der 1870 eröffneten Mont-Cenis-bahn beansprucht, alle übrigen bis jetzt ausgeführten und projectirten Alpenbahnen. Zu den letzteren zählen wir die Simplonbahn, die einen Tunnel von 18 km erhalten soll, die Arlbergbahn mit einem 10 km langen Tunnel, die Fernbahn mit einem 2500 m langen Tunnel sowie die von Triest über den Predil geplante Linie.

Alle die letztgenannten Projecte verdanken ihre Entstehung zu einem großen Theil den Befürchtungen, welche für Frankreich, beziehungsweise Oesterreich und Baiern aus der Inbetriebsetzung der Gotthardbahn erwachsen. An dem Zustandekommen der Simplonbahn ist bei der sicheren Unterstützung, welche das Unternehmen von Seiten Frankreichs finden wird, kaum mehr zu zweifeln, zumal die Zufahrtslinien auf der schweizerischen Seite bis zum Fuße des Berges ausgeführt sind und auf der italienischen Seite demnächst in Angriff genommen werden. In Frankreich hofft man sogar, den durch compactes Gestein führenden Simplontunnel gleichzeitig mit dem durch ungünstige Formationen benachtheiligten Arlbergtunnel fertig zu machen. Mit der Arlbergbahn, welche den linken Flügel der Brennerbahn vorstellt und vermittelst einer Dampfschifffähre Bregenz-Friedrichshafen und Bregenz-Konstanz mitten in die Zone der Gotthardbahn ausmünden wird, soll nach Beschluß der maßgebenden Behörden Oesterreichs noch in diesem Jahre Ernst gemacht werden. In Baiern steht die Regierung dieser die Rentabilität und Existenz des Staatsbahnnetzes arg bedrohenden Unternehmung ebenso rathlos gegenüber wie der Gotthardbahn, und es hat nicht den Anschein, als ob es sich mit Oesterreich über den Bau der Fernbahn und der direct nach Triest führenden Tauern- und Predillinie vertragen wollte.

Gerade das letztere Project verdient auch von Seiten des deutschen Reiches volle Würdigung, da nur eine von Italien unabhängige und auf dem kürzesten Wege nach Deutschland führende Bahn den Niedergang und die gänzliche Romanisirung Triests und die allmälige Ausschließung Deutschlands vom adriatischen Meere verhindern kann. Die Terrainhindernisse, welche der Ausführung im Wege stehen sollen, sind bei genauerer Betrachtung nicht so gewaltig, daß deshalb die Verwirklichung des Projectes auf die lange Bank verschoben werden müßte, namentlich wenn die maßgebenden deutschen Kreise die Wichtigkeit desselben und die Nothwendigkeit der Hebung Triests zu erfassen beginnen.

Bezüglich der Fernbahn hat sich schon da und dort ein lebhafteres Interesse kund gegeben. Das Verständniß für die Bedeutung derselben wird aber in Deutschland wie in Oesterreich erst recht erwachen, wenn man das neueste italienische Alpenbahnproject (Lecco am Comersee — Malojapaß — Oberengadin nach Landeck am Inn) nach Ursache und Zweck zu studiren anfängt. Genau dieselben Vortheile, welche mit dieser Bahn für Italien in wirthschaftlicher Beziehung erhofft werden, vermögen Deutschland und Oesterreich mit dem Bau der zudem wenig kostspieligen Fernbahn in erster Linie für sich zu erzielen. Obendrein würde durch die Fernbahn wie durch die Tauernbahn das deutsche Element an der südlichen Sprachgrenze eine Stärkung erhalten und dem Vordringen des romanischen Idioms ein fester Damm entgegengestellt werden. Wir dürfen nämlich nicht außer Acht lassen, daß dem Ingenieur Vanossi bei seinem Entwurfe einer Bahn über den Maloja ins Innthal auch nationalpolitische Momente vorgeschwebt haben. Gerade um dieser willen ist das Mißtrauen der österreichischen Regierung erwacht, und sie wird darum das Project Vanossi's gewiß nicht mit derselben Bereitwilligkeit entgegennehmen, mit welcher sie vor Jahren in den Bau der den Hafen von Venedig auf Kosten Triests bevorzugenden, bei Villach an die Pusterthal- und Rudolfsbahn anschließenden Pontebabahn gutgeheißen hat. Die österreichische Regierung wird schon in nächster Zeit — die Pontebabahn ist bereits dem Betriebe übergeben worden — die Erfahrung machen, daß diese Linie ihren wirthschaftlichen Interessen zuwider läuft und daß sie darum Mittel und Wege suchen muß, um die ihrem ersten Hafenplatze entstehenden Nachtheile durch eine kürzere Verbindung mit dessen natürlichen Absatzgebieten in Oesterreich und Deutschland abzuwehren und neue Alimentationsquellen zu eröffnen.

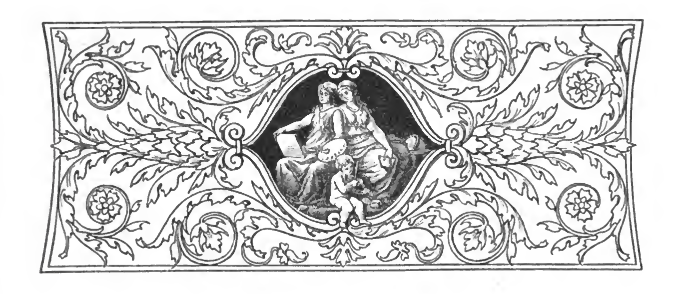
Allerdings spricht hierbei der Kostenpunkt ein entscheidendes Wort mit, namentlich so lange die Eisenbahntechnik sich nicht von der althergebrachten Schablone trennt und die Fortschritte der Mechanik im Maschinen- und Betriebswesen, wie sie besonders in Amerika erreicht worden sind, beim Bau und Betrieb unserer Gebirgsbahnen berücksichtigt. Selbst in letzterer Richtung möchte es der modernen Technik von erheblichem Nutzen sein, wenn sich deren Vertreter die römischen Ingenieure zum Vorbild nehmen wollten. Wie diese in Bezug auf Richtung, Eintheilung und Technik der Straßen unseren heutigen Fachmännern vielfach überlegen waren, da diese nicht immer die natürlichsten Tracen wählen und alle Verkehrswege, ohne Unterschied, ob sie Haupt- oder Nebenbahnen, Thal- oder Gebirgsbahnen, bis in die neueste Zeit über einen und denselben Leisten construirten, während die römischen Baumeister ganz genaue Unterschiede festhielten, — ebenso könnten unsere Ingenieure und Eisenbahnbetriebsleiter in Bezug auf die Verkehrsarten, Belastungsmengen und Ausnutzung der Zugkraft lehrreiche Anregungen bei den römischen Fuhrleuten sich holen. Es klingt uns fast unglaublich, mit welcher verhältnißmäßig großen Raschheit und Präcision die römischen Fuhrleute zu operiren und den Anforderungen der Armee und eines sehr bedeutenden Verkehres zu genügen verstanden.

Aehnlich bauen und arbeiten die Amerikaner. Ohne Karten, ohne Wege, Stege und Führer, weit entfernt von den Wohnstätten cultivirter Menschen, unter beständigen Gefahren und Sorgen für Leib, Leben und Gesundheit dringen dort die Ingenieure in die entferntesten Gegenden vor, um mit den Verkehrswegen den Machtbereich der Union auszudehnen und die Civilisation in die entferntesten Gebiete zu tragen. Unter Berücksichtigung aller Verhältnisse bauen sie Eisenbahnen rasch, billig und zweckmäßig, den vorhandenen Mitteln und den nächsten Bedürfnissen entsprechend. Sie bauen Eisenbahnen durch unabsehbare Prairien, durch wüste Einöden, über die höchsten Gebirge, von einem Ocean zum anderen. Indem sie den natürlichen Entwickelungen nachgehen, scheuen sie sich auch vor großen Steigungen der Bahn nicht, da die Anwendung specieller Systeme, die Verbesserung der Maschinen, die rationelle Zugsbewegung und die sorgsame Ausnutzung des Rollmaterials die Sicherheit, Regelmäßigkeit und Oekonomie des Betriebes wie die Befriedigung aller billigen Anforderungen an die Leistungsfähigkeit garantiren. Mit dem steigenden Verkehr geht die Ausstattung des Bahnkörpers Hand in Hand, während bei vielen unserer Bahnen die Bahnanlage dem Verkehrsbedürfniß vorauseilt.

Das Letztere gilt auch zum Theil von unseren Alpenbahnen. Unsere Ingenieure müßten eben weniger generalisiren, weniger nach der Schablone, dem Schema, dem Regulativ arbeiten, weniger mit Wahrscheinlichkeiten, Möglichkeiten und Wünschen calculiren, sondern mehr das Nothwendige berücksichtigen, die Bauart nach den wirklichen Bedürfnissen einrichten, die Anlagekosten durch Verbesserung der Zugkraft vermindern und die Technik des Betriebes nach den Grundsätzen einer vernünftigen, weisen und sparsamen Wirthschaftspolitik reformiren.

Unsere Techniker und Eisenbahnpolitiker sind in der Regel keine Nationalökonomen, daher kommt es, daß wir wenn nicht zu viel, so doch zu theuer gebaut haben. Zu viel Eisenbahnen haben wir wohl hier und da im Flachlande oder im minder schwierigen Terrain, dagegen entschieden zu wenig in den Gebirgen, namentlich in den Alpen.

Sollen demnach die begangenen Fehler vermieden, die Aussichten des internationalen Verkehres gehörig verwerthet und ausgebeutet werden, so müssen wir den Alpenbahnen unser Augenmerk zuwenden und eine Bau- und Betriebsart zur Anwendung bringen, welche den Bedürfnissen entspricht und die Völker, auf deren Kosten die Verkehrswege errichtet und unterhalten werden, nicht drückend belastet. Müssen wir doch bedenken, daß die Alpenbahnen den ihnen zugesprochenen Haupthandelszug aus dem Orient deswegen nicht erhalten oder behaupten, weil ihnen in den Balkanbahnen überlegene Concurrenten erstehen werden.



# Literarisches Leben in den Vereinigten Staaten.

Von

**Hjalmar Hjort Boyesen.**


Im Jahre 1871 hatte ich das Vergnügen, ein paar Monate in dem Centrum creolischer Civilisation zuzubringen. Ich war mit einem Freunde stundenlang über jenen berühmten Muschelweg geritten, von welchem man den blauen lachenden Golf durch das dunkle Laub der Magnolien schimmern und blitzen sieht. Obgleich es mitten im Januar war, kam über die Wasser zu uns her der verführerischste, mit Würzdüften erfüllte Windhauch und machte meine Excursion zu einem Ritt ins Feenland. Der Himmel war so wundersam klar und der Zenith so unermeßlich fern; die Luft so sanft und schmeichelnd, und der blaue Spiegel des Golfes sah aus, als ob man sich nur in ihn zu tauchen brauchte, um Krankheit, Alter und alles Erdenweh für immer abzuwaschen. Ich dachte an jene Stelle in Goethe's „Italienischer Reise“, wo ihm der Blick aufs mittelländische Meer von der sicilischen Küste zum lebendigen Commentar des Homer wurde und die Idee der „Nausikaa“ in seinem Dichterherzen Gestalt gewann. Und so erinnere ich mich, daß ich mich wunderte, warum jener berühmte Abenteurer Ponce de Leon, der nach Amerika kam, die Quelle der Jugend zu suchen, sich nicht einfach in den mexicanischen Golf tauchte, anstatt mit Gefahr seines Lebens über den Continent zu schweifen, um dort natürlich das Wunderwasser nicht zu finden. Und dann: wenn die Tradition nicht die Ritter jener Tage gräulich verleumdet hat, sollten Bäder irgend welcher Art, vorausgesetzt, daß sie mit einer gewissen hinreichenden Folge angewandt wären, auf die biederen Herren nicht überall einen verjüngenden Einfluß ausgeübt haben?

Etwas der Art äußerte ich gegen meinen Freund, der als ein geborener Südländer sehr stolz auf das Klima war und sich dasselbe, Gott weiß wie, zum persönlichen Verdienst anzurechnen schien. Jedenfalls nahm er Alles, was ich zum Lobe des Südens in jener herrlichen Stunde, wahrlich mühelos genug, vorbrachte, mit einer strahlenden Befriedigung auf, als wär's das Lob seiner eigenen Tugenden oder der seiner Geliebten. Vor dem Norden hatte er einen eingeborenen

Horror und nannte sich weder selbst jemals einen Amerikaner, noch erlaubte er, daß ihn ein Anderer so nenne. Der Süden allein war seine Heimath; dem Süden allein war er Treue schuldig. Hätte der Wind von Massachusetts-Bai geweht anstatt (ach, und wie berauschend süß!) vom mexicanischen Golf — ich weiß nicht, mit welcher catonischen Strenge ich meine Grundsätze dem treulosen Südländer klar gelegt hätte. Aber wer mag bei 90 Grad Fahrenheit im Schatten für die leidige Politik unerbittliche Lanzen brechen! wer ist unter einem tropischen Himmel nicht geneigt, das Herz eines Freundes, der da friedlich an seiner Seite durch den ambrosischen Morgen reitet, zu gewinnen und einzulullen, indem man willfährig auf seine krausesten Schrullen eingeht und den lieben Gott, der das Alles rings umher so herrlich gemacht, so zu sagen einen guten Mann sein läßt, wenn er auch sein Paradies mit etwas wunderlichen Leuten bevölkert hat! Meine friedfertige Gesinnung gewann das Herz meines Freundes ganz und gar und erfüllte ihn mit der höchsten Meinung von meiner Weisheit und superioren Intelligenz. In dem Eifer seines guten Willens schlug er mir sogar vor, mich in die südländische Gesellschaft einzuführen; in der Nachbarschaft habe ein alter creolischer Herr einen großen Orangenhain; den alten Herrn wollten wir, um einen Anfang zu machen, sofort aufsuchen. Natürlich konnte mir nichts gelegener sein. Hatte ich bis jetzt doch nur die Außenseiten jener düsteren alten Herrenwohnungen gesehen, welche mit ihren öden Balconen und geschlossenen Läden so ungastlich und zurückstoßend auf den Wanderer blicken, wie Einer, der seinen schwarzen Rock bis zum Kinn zugeknöpft trägt!

Wir ritten fünfzehn oder zwanzig Minuten weiter und hielten vor einer ehrwürdigen klapprigen Pforte, die zwischen zwei imponirenden Steinpfosten hing. Ein halbes Dutzend Mulattenkinder, deren Umhüllung nur aus Andeutungen bestand, kam herbeigelaufen, um uns die Pforte zu öffnen; und so ritten wir denn feierlich auf dem mit zerstampften Seemuscheln bestreuten, sich vielfach windenden Wege dem Hause zu, während rechts und links die reifen Goldorangen aus dem dunklen Laube glühten und unter den breiten Blättern die Bananen in dicken Massen an den Stämmen klebten. Unser Wirth empfing uns auf der „Piazza", die sich rings ums Haus zog, in einem breitkrämpigen Panamahut und einem unbeschreiblich alterthümlichen Rock, welcher augenscheinlich nur bei großen Gelegenheiten zum Vorschein kam. Ebenso augenscheinlich hatte der schwärzliche, ungefähr fünfzigjährige, überaus höfliche Herr mit dem trotzdem etwas hochfahrenden Betragen auch nicht die leiseste Ahnung von der hinreißenden Wunderlichkeit seines Anzuges. Seine Beinkleider waren um die Kniee herum in einem desolaten Zustande; — er hatte eben nur noch Zeit gehabt, den Rock zu wechseln, als ihm die Fremden angekündigt wurden. Bei aller Höflichkeit war sein Willkommen nichts weniger als herzlich, und ich hatte, trotz meines Freundes gegentheiligen Versicherungen, durchaus den Eindruck, daß unsere Gegenwart ihn belästigte und die Grandseigneur-Miene nur eine Maske seiner unbehaglichen Stimmung war. Mein Freund stellte mich selbstverständlich als einen Nordländer vor, der absolut keine Vorurtheile habe, außer einem, und das sei ein sehr günstiges: nämlich für Orangen. Nun hatten wir aber unseren ehrenwerthen Wirth in dem Moment überfallen, als er ein paar Dutzend braunen und gelben Kindern, welche die abgepflückten Orangen in Säcken herbeischleppten und in Fässern sortirten, von der „Piazza" herab seine Directionen gab. Er erwiderte auf meines Freundes scherzhafte Bemerkung, ohne die Spur eines Lächelns und sich der französischen Sprache bedienend: es werde ihm eine Ehre sein, wenn ich so viele Orangen essen wollte, als ich möchte und könnte, und er werde einem Diener Befehl geben, mir noch eine Anzahl auserlesener Früchte in mein Hotel zu tragen. Jetzt war die Reihe, verlegen zu sein, an mir. Stand ich doch da wie Einer, der nur gekommen war, die Bekanntschaft seiner Orangen zu machen! Ich beeilte mich, zu versichern, daß meine Leidenschaft für Orangen mehr eine ästhetische als materielle sei und daß ich immer den kindischen Ehrgeiz genährt, dermaleinst mit eigener Hand die goldenen Früchte aus dem dunklen Laube

zu pflücken. Ob er mir erlauben wolle, das Experiment zu machen? Sofort stürzte auf des Herrn Wink die Schar der andeutungsweise bekleideten Mulatten- und Quadronenkinder herbei, legte eine Leiter an einen der Bäume in der Nähe des Hauses und kämpfte unter einander um die Ehre, dieselbe halten zu dürfen, während ich hinaufstieg. Und in diesem Augenblick und von diesem erhabenen Standpunkt machte ich eine Entdeckung, welche mein Interesse an den Orangen in tiefen Schatten stellte. Ich bemerkte nämlich, daß mindestens ein halbes Dutzend der Kinder eine frappante Aehnlichkeit mit ihrem Herrn hatte. Die Form seines Kopfes mit dem kurzgeschnittenen Haar, die sehr eigenthümliche Bildung seines Mundes und Kinns — es stimmte Alles bis auf die kleinen Modificationen, wie sie eine Neger- oder Mulattenmutter in den klar ausgeprägten Typ hineingebracht haben mochte.

Unser Besuch dauerte nicht lange, und ich glaubte fast den erleichternden Seufzer des alten Junggesellen zu hören, als sich das Gitterthor hinter den ungebetenen Gästen schloß. Ich beeilte mich, meinen Freund zu fragen: wie denn er sich die sonderbare Aehnlichkeit der Kinder mit ihrem Herrn erkläre?

In der einfachsten Weise von der Welt, erwiderte er lachend; es sind eben seine Kinder.

Aber, remonstrirte ich in meiner nordischen Unschuld, wenn es seine eigenen Kinder sind, weshalb kleidet er sie nicht anständig und erzieht sie, wie es ihm, der sie ins Leben gerufen hat, zukommt?

Zukommt? sagte mein Freund; wie so? Sie haben doch gesehen, daß sie von farbigen Weibern geboren sind?

Ich sage nicht, was ich erwidert: es war dasselbe, was jeder Mann mit nordländischen Gefühlen erwidert haben würde. Mein Freund replicirte mit einiger Wärme; und innerhalb der nächsten Stunde brachte ich es glücklich fertig, den vortheilhaften Eindruck, welchen ich während unseres Rittes auf dem Muschelwege gemacht hatte, vollständig zu zerstören. Ich traf meinen Freund später noch ein- oder zweimal, obgleich er mir offenbar auswich; und ich hielt es unter diesen Umständen nicht für räthlich, ihn an sein Versprechen zu erinnern, mich in die südländische Gesellschaft einführen zu wollen.

— — — — — — — — — — — —

Muß ich den Leser um Entschuldigung bitten, daß ich ihn mit der obigen persönlichen Erinnerung behelligte? Dieselbe kam mir unwillkürlich, als ich auf den Wunsch des Herausgebers dieser Blätter an die nicht leichte Aufgabe ging, dem deutschen Leser ein Bild der literarischen Zustände des amerikanischen Südens zu entwerfen.* Soll doch, nach dem Ausspruche Goethe's, zuerst „in Dichters Lande gehen, wer den Dichter verstehen will". Und so mag denn — faute de mieux — die kleine mitgetheilte Anekdote als eine Art von Illustration des Landes und der Dinge dienen, mit denen wir uns in dem Folgenden zu beschäftigen haben; und ein wenig dazu beitragen, dem Fernstehenden das Verständniß von Verhältnissen zu erleichtern, welche selbst für uns, die wir „die Nächsten dazu" sind, so viel des Räthselhaften darbieten.

* *
*

Der Süden, welcher seit dem Tode Edgar Allan Poe's in der amerikanischen Literatur nicht wieder in würdiger Weise repräsentirt war, hat plötzlich in der Person von George W. Cable einen ausgezeichneten Vertreter gefunden. Sein Roman „The Grandissimes" ist der letzte große literarische Erfolg. Mr. Cable debütirte vor ungefähr zwei Jahren mit einer Reihe von Novellen, in welchen er den Versuch machte, jenes sonderbare Ueberbleibsel des gallischen Südens zu schildern, das sich in dem Worte „Creolen" zusammenfaßt. Diese Creolen sind ein Volk für sich und nur dem Namen nach Amerikaner. Sie haben die Züge der lateinischen Racen ebenso wie deren Temperament und Ehrencodex. Sie waren früher die leidenschaftlichsten Vertheidiger

* Die literarischen Zustände des Nordens der Vereinigten Staaten hat unser verehrter Herr Mitarbeiter in unserem Juli-Heft des vergangenen Jahres beleuchtet. Dem Herausgeber dieser Hefte ist es eine Ehre und Freude gewesen, das englische Original des geistvollen transatlantischen Freundes für den deutschen Leser zu bearbeiten.
Anmerkung der Red.

der Sclaverei, während des Krieges die verbissensten Secessionisten und sind noch heute die illoyalsten und widerspenstigsten Bürger der Republik. Hätte Napoleon, als er im Jahre 1804 Louisiana an die Vereinigten Staaten verkaufte, die Herzen der Bewohner mit verkaufen können, so wär's für uns ein vortheilhafterer Handel gewesen. So empfingen wir eine völlig fremdartige Bevölkerung, welche Frankreich eine unausrottbare Treue bewahrte und unfähig war, sich mit der angloamerikanischen Race zu assimiliren, die doch die herrschende auf diesem Continent bleiben muß und wird. Bis auf den heutigen Tag haben die Creolen die Vereinigten Staaten gezwungen, sie als eine besiegte Nation zu behandeln. Sie sind die Beute gieriger nordländischer Abenteurer geworden, die viel geriebener waren als sie und welche bis 1876 die Regierung in der arrogirten Gewalt schützte und erhielt. Die Creolen schäumten vor ohnmächtiger Wuth und schrien Zeter über die grausame Tyrannei, ohne zu bedenken, daß eine Regierung gegen offen und hartnäckig illoyale Bürger ihre Pflichten nicht in regelrechter Weise erfüllen kann; und daß sie selbst es waren, welche es ehrlichen und loyalen Nordländern unmöglich machten, friedlich in ihrer Mitte zu leben. Deshalb waren es jene durch den Krieg aus ihren Aemtern und Beschäftigungen geworfenen, von keinen Scrupeln geplagten Abenteurer, die sich in der Hoffnung unermeßlicher Beute über den Süden stürzten und mit Hülfe General Grant's und der Stimmen der befreiten Neger die Südländer in den Staub traten und alle Südstaaten mit Schulden und Bankerotten erfüllten. Als 1876 Präsident Hayes an das Regiment kam, änderte sich allmälig diese trostlose Lage der Dinge. Die Truppen, welche die „Reisesack-Regierung" geschützt hatten, wurden zurückgezogen, locale Selbstverwaltung wurde wieder hergestellt, hier und da zeigten sich Symptome wiederkehrenden Wohlstandes. Aber das söhnte die südländische Bevölkerung keineswegs mit der Republik aus; sie will sich nicht für befriedigt erklären, bis sie mit Hülfe der Demokraten des Nordens wieder im Besitz der nationalen Regierung ist; und eben das suchen die Republikaner in der gegenwärtigen Campagne* mit allen gesetzlichen Mitteln zu verhüten.

Nun behandelt freilich Mr. Cable's oben genannter, merkwürdiger Roman die Periode, welche unmittelbar der Cession Louisiana's an die Union folgte; aber diese Periode gleicht in vieler Hinsicht völlig der Reconstructionsperiode, welche 1876 endigte; und ich zweifle nicht, daß Mr. Cable seine Geschichte siebzig Jahre zurückdatirte, um die Moral derselben desto eindringlicher zu machen. Die Moral: so waret ihr damals, so seid ihr noch heute; heute wie damals kämpft ihr mit euren feudalen Velleitäten gegen eine höhere Civilisation und — kämpft vergebens!

Es ist ein Glück für Mr. Cable und seine Leser, daß besagte Velleitäten dem pittoresken Zug im Charakter der Creolen nur günstig sind und ihre feindliche Haltung gegen das neunzehnte Jahrhundert das romantische Interesse nur erhöht. Eben diesem Interesse kommt auch die offenbare Ungleichheit und Hoffnungslosigkeit des Kampfes zu Gute. Jene Frau, die mit Wischtuch und Schrubber den atlantischen Ocean wegzufegen versuchte, der während einer Ueberschwemmung durchaus in ihre Hütte wollte, ist mehr eine pathetische als eine lächerliche Figur. Sie wußte eben nicht, wogegen sie kämpfte, so wenig, wie der tapfere, todesmuthige Creole ahnt, daß er zum Gegner keinen Geringeren hat als — das neunzehnte Jahrhundert.

Dies ist der springende Punkt und das Problem von Mr. Cable's „Grandissimes".

Es ist nicht meine Absicht, die Geschichte zu erzählen oder auch nur ein volles Resumé derselben zu geben. Dazu ist der Plan zu complicirt, sind der auftretenden Personen zu viele, sind die Verzweigungen des Hauses der „Grandissimes" — sowohl über der Erde in legitimen Sprossen als unter der Erde in illegitimem farbigen Gesindel — zu dicht und kraus in einander geflochten. Ein „Grandissime" sein — nota bene ein weißer! — heißt ein Gentleman sein. Nichts in der Welt wird von ihm gefordert, als den ökonomischen Ruin der Familie mit Anstand zu tragen. Gegen Honoré, den Helden

* Der Präsidentenwahl. Anmerkung d. Red.

der Geschichte, erhebt sich von allen Seiten wüthende Feindschaft, weil er Kaufmann wird und dadurch die Familienehre schauderhaft compromittirt. Das hindert aber seine noblen Widersacher keineswegs, ihm (er ist ja ein Grandissime und als solcher von absoluter Integrität!) ihre armseligen Gelder anzuvertrauen; und nach und nach etablirt sich eine kleine Armee dieser Herren hinter den Pulten in seinen Büreaux, und aus den martialischen Bummlern werden sehr wenig pittoreske, aber desto nützlichere Mitglieder der Gesellschaft. Sie murren freilich noch immer, aber trösten sich mit dem Gedanken, daß ein Grandissime auch als Handlungscommis schließlich immer — ein Grandissime bleibt. Dagegen nimmt dann Honoré seinen farbigen Halbbruder zum Partner und protestirt mit der Firma „Grandissime Frères“ gegen den creolischen Glaubensartikel, welcher die „Halbbrut“ ein für allemal von der guten Gesellschaft ausschließt.

Leider fürchte ich, daß es unmöglich sein wird, die „Grandissimes“ zu übersetzen, und ich glaube das ohne patriotische Selbstüberhebung bedauern zu dürfen, nicht bloß, weil der Roman vom rein ästhetischen Standpunkte hohes Lob verdient, sondern weil er — und das würde doch gerade für das Ausland ins Gewicht fallen — ein treuer Spiegel höchst origineller und verhältnißmäßig völlig unbekannter gesellschaftlicher Verhältnisse ist. Aber wie darf man hoffen, daß auch der geschickteste Uebersetzer ein Werk reproduciren könnte, dessen Reiz nicht zum geringsten Theil in dialektischen Feinheiten liegt, die sich wohl nachempfinden, aber in keinem anderen Idiom wiedergeben lassen!

Eine weit geringere Schwierigkeit würden dem ausländischen Interpreten die „Old Creole Days“ bieten, welche in ihrem engeren Rahmen ein Bild gewähren, dessen Farbe nicht weniger reich, dessen Pathos nicht weniger ergreifend ist und das, mag man es nun vom rein menschlichen Standpunkt betrachten, mag man den Hauptaccent auf die exotische Seltsamkeit legen, in der Fremde nicht weniger Bewunderer finden würde als in der Heimath. Ich möchte nur an „Madame Délicieuse“ mit ihrer köstlich leichten Denkungsart und ihrer reizenden Bettelhaftigkeit erinnern, an „Jean-ah-Poquelin“ und „Belles Demoiselles Plantation“ — Geschichten, die uns von den verschiedensten Seiten in eine Gesellschaft führen, welche, so weit sie creolisch ist, seit einem Jahrhundert von einer chinesischen Mauer umschlossen war und erst neuerdings ein paar vorsichtige Züge moderner Luft geathmet hat.

Von einem ganz anderen Standpunkte hat die südländische Gesellschaft Albion Tourgee betrachtet, dessen beide letzten Romane „A Fool's Errand“ und „Bricks without Straw“ sich eines beispiellosen Erfolges rühmen können. Tourgee war bereits vorher wiederholt als Novellist aufgetreten, aber Niemand fiel es ein, seinen Namen in der Liste der bedeutenden Autoren unseres Landes aufzuführen; und ich vermuthe, er selbst würde diese Ehre nicht beansprucht haben. Das ist mit einem Schlage anders geworden. Die leidenschaftliche, mit grausamen Beweisfacten ausgestattete Anklage gegen die im Süden herrschende Gesellschaft ist Hochwasser für die Mühle der Partei. Was schiert die Partei Mr. Tourgee's banaler Stil oder die Gewagtheit seiner Erfindungen, die mit der Wirklichkeit nicht immer zusammenfallen dürften!

Mr. Tourgee gehört zu jener edlen Armee der „Reisesäcke“, so genannt, weil man von ihnen annahm, daß sie auf ihrer Expedition in den Süden nicht mehr des persönlichen Besitzes bei sich führten, als man bequem in einem Reisesack unterbringen kann. Er ging, als der Krieg beendet, nach Südcarolina, wenn wir ihm glauben dürfen: mit den edelsten Absichten. Von Politik wollte er nichts wissen; aber l'homme propose, und — wie hätte er taub bleiben sollen gegen den Schmerzensschrei der in der Ausübung ihrer heiligsten, eben erworbenen Rechte von ihren einstigen Gebietern grausam verhinderten Neger! Mag sein, daß „A Fool's Errand“ zu nicht geringem Theil als Autobiographie zu nehmen ist und Mr. Tourgee die Erlebnisse des Oberst „Servasse“ an sich selbst erfahren hat — Parteileidenschaft ist ein Etwas, das dichterische Objectivität — ich will nicht sagen: aufhebt, aber — ganz gewiß, je nach dem Grade der Leidenschaft, mehr oder weniger beeinträchtigt.

Mr. Cable und Mr. Tourgee haben im Grunde dieselbe Frage aufgestellt: Wie können wir, die Sieger und die Besiegten, friedlich zusammen leben? Wie können wir die Errungenschaften des Krieges bewahren und zugleich unseren südländischen Landsleuten zur Wiedererlangung der vollständigen Autonomie verhelfen? Mr. Cable's indirecte Antwort ist: der Süden muß und wird allmälig seine mittelalterliche Barbarei überkommen und, gezwungen durch die Logik der Thatsachen, seine Vereinigung mit der anglo-amerikanischen Civilisation bewerkstelligen. Mr. Tourgee ist für radicalere Mittel. Wenn es nach ihm ginge, müßte der Süden in so und so viel Territorien getheilt werden, welche Territorien von nordländischen Truppen und „Reisesäcken" so lange verwaltet, respective gemaßregelt würden, bis die Generation, welche den Krieg heraufbeschwor, nicht mehr existirt. Dann wäre allerdings für den „Reisesack" das Millennium da. Ob aber ein solches Régime nicht größere Erbitterung im Gefolge hätte als der Krieg selbst, ob die nächste Generation nach solchen Erfahrungen gegen ihre nordländischen Brüder freundlicher gesinnt wäre als die vorhergehende, das sind denn doch wohl aufzuwerfende Fragen. Oder vielmehr: es ist gar keine Frage, daß die Wunde so unheilbar und das Ende vom Liede der Zusammenbruch der Union sein würde.

Die diametrale Verschiedenheit der Gesichtspunkte, von denen aus die beiden Autoren Land und Leute des Südens betrachten, bedingt denn auch die totale Differenz der Resultate, zu welchen sie gelangen. Für Mr. Cable sind die südlichen Vollblutgentlemen der alten Schule hoch pittoreske Gestalten, die er mit freundlichem Humor und liebevollem Interesse beobachtet. Für Mr. Tourgee sind dieselben Herren einfach lächerliche und abgeschmackte alte Narren. Er kann durchaus nichts Schönes an ihnen entdecken; und sie, wenn sie seine Bekanntschaft machten, würden zweifellos mit unverhohlener Verachtung auf ihn herabsehen. Wiederum gewähren sie Mr. Cable für seine respectvolle Haltung ihnen gegenüber den Einblick in die innersten Schlupfwinkel ihrer antediluvianischen Herzen und offenbaren ihm die feinsten Nüancen ihrer Absonderlichkeiten. Mr. Cable billigt diese Absonderlichkeiten so wenig wie Mr. Tourgee; aber anstatt wüthend dagegen auszufallen, nimmt er schnell sein Skizzenbuch aus der Tasche und entwirft mit innerlichem Behagen ein schnelles Bild der wunderlichen Züge und Gestalten. Ob die Leutchen moralisch oder unmoralisch, aufgeklärt oder unwissend sind, danach fragt er erst in zweiter Linie; die Thatsache ihrer Abgetrenntheit vom modernen Leben und von modernen Ideen macht sie in seinen Augen dichterisch nur um so werthvoller und erhöht ihm die Wahrscheinlichkeit, daß die Züge, die er erfaßt und festhält, seien sie nun gut oder schlecht, liebenswürdig oder unliebenswürdig, auf alle Fälle charakteristisch und menschlich sind. Seltsamerweise beherbergt gerade New-Orleans, trotzdem es eine Hafenstadt mit einem sehr beträchtlichen Exporthandel, eine reichere Mustersammlung dieser vorsintfluthlichen Typen als irgend eine andere Stadt des Continents, so daß Mr. Cable, der in New-Orleans geboren ist und sein ganzes Leben dort zubrachte, inmitten dieses allgemeinen Verfalls alter Familien und ausgelebter Institutionen die ausgezeichnetste Gelegenheit für seine psychologischen Studien gehabt hat.

Und an dieser Stelle muß ich den Leser bitten, sich der kleinen Anekdote, welche ich an die Spitze dieses Berichtes stellte, freundlich erinnern zu wollen.

An jenem Morgen in dem Orangegarten des alten creolischen Junggesellen ist mir ein für alle Mal ein helles Licht aufgegangen über die Anschauung des Südländers von der Sclaverei und der Emancipation des Negers.

Er erträgt die letztere einfach, weil er muß; weil vor 1876 ihn die nordischen Bajonette zur äußeren Anerkennung der Gleichheit der Racen zwangen. Aber als die Resultate des Krieges klar hervortraten, als die Stimmfähigkeit in den Händen der unwissenden Freigelassenen diese zu den Herren ihrer früheren Herren zu machen und die verhaßte Suprematie des Nordens zu verewigen drohten, da erhoben sich die Besiegten zu einer zweiten Rebellion, welcher wegen der Heimlichkeit und Verstecktheit ihres Charakters schwerer beizukommen war als der ersten offenen. Ich erinnere an

den fürchterlichen Ku-Klux-Klan, jene mysteriöse Organisation südländischer Weißen, deren Ziel und Streben dahin ging, durch welche Mittel immer die Controle der Regierung wieder den eingeborenen Weißen, das heißt der demokratischen Partei, in die Hände zu spielen.

Um jene entsetzliche Bewegung zu verstehen, muß man sich erinnern, daß in diesen Staaten die Kriegsfurie am ärgsten gehaust hatte, daß sie durch das Hin- und Herziehen der kämpfenden Heere wiederholt auf das grausamste verwüstet waren. Die alten reichen Familien hatten ihr Alles an den Erfolg der Rebellion gewagt, und als das eigene Geld der Conföderation seinen Werth verlor, waren Viele buchstäblich an den Bettelstab gebracht. Ihre früher mit Sclaven bewirthschafteten Güter brachten wenig oder nichts mehr ein, jetzt, wo die befreiten Sclaven gedungen werden mußten wie andere Arbeiter. Die politische Macht — bis dahin das unbestrittene Privileg der südlichen Herren — lag in den Händen der „Reisesäcke" und der mit ihnen votirenden Neger. Auf gesetzlichem Wege den alten Einfluß zurückzuerlangen, war unmöglich; und ebenso unmöglich oder doch mindestens sehr umständlich, den harten Negerschädeln in offener Discussion zu beweisen, daß sie viel besser thäten, sich wieder dem alten guten Joche zu beugen. So versuchte man es denn, da es mit der Ueberzeugung nicht ging, mit der Furcht und dem Schrecken. Man überfiel maskirt und in gräulicher Vermummung nächtlicher Weile hervorragende Farbige und peitschte sie mitleidslos so lange, bis sie versprachen, wieder mit den Yankees zu stimmen. Half das nicht, so fand man den rebellischen Neger eines Morgens ermordet in einem benachbarten Sumpf. Selbstverständlich arbeitete diese ausgezeichnete Maschine wundervoll. Staat auf Staat wandte sich wieder der Demokratie zu, und so steht denn augenblicklich politisch ein fast compacter Süden einem compacten Norden gegenüber. Der Ku-Klux-Klan konnte aufgelöst werden, er fand nichts mehr zu thun. Brauche ich die Gefühle des Nordens gegenüber diesen nächtlichen Mordthaten zu schildern? Man stand zuletzt auf dem Punkte, mit gewaffneter Hand einzuschreiten, denn die Gerichtshöfe hatten sich als ohnmächtig erwiesen, da kein geborener Südländer gegen die Mörder Zeugniß ablegen, kein Richter sie verurtheilen wollte. Das lag in der bekannten Chisholm-Affaire klar zu Tage, und die so grausam hingeschlachtete Familie, die nichts verbrochen hatte, als ihr legitimes Recht zu wahren und die Farbigen zu ihrer eigenen Vertheidigung zu organisiren, waren weiße Republikaner von nordländischem Blut!

Jetzt hören wir nur noch wenig von südländischen Gräuelthaten, und die bewaffneten Reiter der Red Shirt Clubs, welche von Zeit zu Zeit ein republikanisches Meeting sprengen oder demselben ihre demokratischen Redner aufdrängen, sind zwar die richtigen Epigonen des Ku-Klux, aber eben Epigonen. Die Neger stimmen mit den alten Herren oder sind ausgewandert, besonders nach Kansas, wo sie ihre Kinder in die Schule schicken, die Früchte ihrer Arbeit ernten und nach ihrer Ueberzeugung votiren können, ohne dafür todtgeschlagen zu werden.

* * *

Außer Mr. Cable und Mr. Tourgee hat neuerdings Miß Constance Fennimore Woolson eine sehr werthvolle Studie der südländischen Gesellschaft nach dem Kriege veröffentlicht. Ihr Buch ist betitelt: „Rodman the Keeper (Hüter), Southern Sketches" und enthält eine Reihe kurzer unterhaltender Geschichten, welchen augenscheinlich eigene Beobachtungen zu Grunde liegen. Miß Woolson ging nicht als „Reisesack" nach dem Süden und ist infolge dessen auch nicht mit politischer Feindschaft gegen denselben erfüllt, findet im Gegentheil mit der Feinfühligkeit einer echt weiblichen Natur das Tragische oder Pathetische eines jeden Herzens heraus, mag es nun in dem großen Kampfe für oder gegen geschlagen haben. Sie studirt das südländische Leben nicht in den großen und allgemeinen Zügen, welche dem politischen Philosophen wichtig sind, sondern spürt den Wirkungen unserer nationalen Tragödie nach bis an den häuslichen Herd und in die verborgenen Schlupfwinkel individuellster Erfahrungen, welche denn freilich meistens für den, welcher sie erfahren, nicht besonders erfreulich waren.

So ist z. B. ihre kleine reducirte Edeldame, welche allein (oder mit einer ältlichen, unbehaglichen und unnützen Verwandten) zwischen den Trümmern ihrer früheren Herrlichkeit sitzt und in ihrem armen kleinen Herzchen die Familientradition unauslöschlichen Hasses nährt, eine Figur, die sich unwiderstehlich in das Herz und die Einbildungskraft des Lesers stiehlt. Der melodramatische Hauch in ihrer Sprechweise, der Anflug von Theatralischem in ihrer Haltung, dessen sie sich bei all' der Simplicität ihres Fühlens und Denkens völlig bewußt ist, aber als etwas betrachtet, was schlechterdings zur Aufrechterhaltung ihrer Würde nothwendig — das ist Alles mit sicher nur geringfügigen Modificationen der Wirklichkeit abgelauscht.

Der Name des Fräuleins, wie wir aus der Skizze, betitelt „Old Gordiston", lernen, ist Gordis Duke, und ihr älterer Verwandter ein harmloser, excentrischer kleiner Junggesell, Cousin Copeland, der seine Zeit mit dem Studium des Familienstammbaumes verbringt und sich besonders für die Dame interessirt, die seines Urgroßvaters Vetter heirathete. Das ganze Verhältniß ist überaus charakteristisch für den Süden, welcher vor dem Kriege mit seiner absoluten Gastfreundschaft eine Menge solcher überflüssigen Existenzen großfütterte und niemals den Riegel des Verhungernmüssens zwischen aristokratische Vettern und deren Beruf (d. h. das Reiten nichtsnutziger Steckenpferde) schob. Eine köstliche Situation ist es, wo diesen stolzen, blaublütigen alten Herrn der absolute Hunger in die Stadt treibt, in der Hoffnung, er werde dort eine Beschäftigung finden, und er nun entdeckt, daß er auch nicht eine einzige Fähigkeit oder Fertigkeit besitzt, die auf dem Markt des Lebens nur den geringsten Werth hätte. Und so ist es denn eine gerechte und freundliche Nemesis, daß er in der äußersten Noth an einem nordländischen Offizier den Freund findet, mit welchem er die erste ehrliche Mahlzeit theilt, die er seit manchem Tag gegessen hat. Was der Hunger bei dem alten Herrn bewirkt, muß natürlich bei der jungen Dame die Liebe thun (die Liebe zu dem unentwegt freundlichen, höflichen nordländischen Offizier), und so behauptet denn auch unter so schwierigen Verhältnissen Schiller's berühmtes Wort sein classisches Recht.

Nicht weniger tief berührt das sociale Problem die Erzählung, welche „King David" betitelt ist. Sie handelt von den Kämpfen eines nordländischen Enthusiasten, der nach dem Süden pilgert, um den emancipirten Negerbrüdern den Segen der Civilisation zu übermitteln, sollte er selbst auch darüber zu Grunde gehen. Eigentlich heißt der gute Mann David King (König), aber seine Negerschüler beharren dabei, ihn (nach der ihnen vertrauten biblischen Gestalt) „King David" zu nennen. Es versteht sich wohl von selbst, daß die stupiden Schwarzköpfe sich hartnäckig dem Licht der Bildung verschließen, für welches der begeisterte Mann sie öffnen will; daß sie dafür halten: Jemand, der freiwillig so viel Elend in der Fremde auf sich nehme, müsse doch zu Hause zu schlechterdings nichts getaugt haben; und daß sie lustig in das Hetzgeheul einstimmen, welches die von dem Schwärmer in ihren heiligsten Interessen bedrohten Herren vom blauen Blut hinter ihm anschlagen. Denn es ist ein bemerkenswerthes Factum: kein brutalster Egoismus des „Reisesacks" erregt den Zorn der Südländer so wie der ideale Opfermuth des Bildungsapostels; und zu diesem traurigen Capitel giebt „King David" einen ebenso belehrenden wie interessanten Beitrag.

Eine nicht weniger wichtige Phase südländischer Civilisation, oder richtiger Barbarei, behandelt die Geschichte: „Up in the Blue Ridge." Es existirt da unten eine Classe von Menschen, die sich ihr jämmerliches Leben durch „Moonshining" (Mondscheinen) fristen, d. h. dadurch, daß sie in abgelegenen Bergthälern, wo sie hoffen dürfen, der Wachsamkeit der Zollbeamten zu entgehen, Whisky destilliren: ein im besten Falle jämmerliches Handwerk, von dem man nicht glauben sollte, daß sich dazu in dieser großen, reichen Republik ein Mensch hergeben könnte. Im Süden aber existiren nicht wenige Leute, die sich wunder wie heroisch vorkommen, wenn sie nur der Regierung Widerpart halten, und in deren Augen es so ziemlich auf eins herauskommt, ob sie dieselbe in offener Schlacht bekämpfen oder um ihre Einnahmen betrügen. So begünstigt denn in den „Moonshining"-Districten die

öffentliche Meinung durchaus jene Gesetzesübertreter, während die Zollbeamten als Feinde des Gemeinwohls angesehen und mit Mißtrauen und Verachtung behandelt werden. Kaum ein Jahr vergeht, ohne daß einer und der andere jener Braven ermordet würde, weil er den „Moonshiners“ pflichtmäßig das Handwerk gelegt und sie der Gerechtigkeit überliefert hat. Es kommen sogar Fälle vor, wie der von Miß Woolson behandelte, wo Personen aus hochrespectablen Familien mit dem Gesindel gemeinschaftliche Sache machten, und dann hatten die unglücklichen Beamten einen doppelt schweren Stand. Denn Einer vom blauen Blut hat immer Freunde hinter sich, die durch Dick und Dünn gehen, ihn vor den Folgen seiner Uebelthaten zu beschützen; und der Eifer hat keine Grenzen, wenn es ein so großes und ruhmvolles Recht wie „Moonshining“ zu vertheidigen gilt.

In „Rodman the Keeper“ verweilt Miß Woolson mehr bei den pathetischen Phasen des Krieges und den Erfahrungen, die demselben nothwendig folgten. Rodman ist ein einarmiger nordländischer Soldat, welcher als Hüter eines Begräbnißplatzes, wo vierhundertundzweiunddreißig seiner früheren Waffengefährten ruhen, nach dem Süden geschickt wurde. Auf einer gelegentlichen Streiferei durch die Umgegend stößt er auf einen früheren Soldaten der Conföderation, der aus Mangel und Vernachlässigung langsam dahinstirbt. Ohne seine Parteiansichten zu fragen, aus reiner Menschenliebe, nimmt er den alten Feind in seine eigene Hütte und pflegt ihn dort mit rührender Sorgfalt bis zu seinem Ende. Das ist ja nun an und für sich keine glänzende Erfindung, aber das Interesse der Geschichte ruht auch nicht da, sondern in der Schärfe, mit der die kleinsten Einzelheiten beobachtet sind, in dem würdevollen Stil und der gesunden, unsentimentalen Philosophie, welche die Erzählung durchdringt. So sehen wir z. B. in dieser Skizze und in einigen anderen, daß, wenn auch die Männer, welche die Schlachten auf den entgegengesetzten Seiten schlugen, willens waren, sich über dem blutigen Abgrund die Hände zu reichen und sich gegenseitig Wohlthaten zu erweisen, doch die für sanftherzig und verzeihungswillig gehaltenen Frauen ganz anders darüber dachten. Sie hüteten sorgsam die glimmende Asche, aus Furcht, daß des Hasses Feuer verlöschen möchte, und ertrugen eher jedes Leid und jede Entbehrung, als daß sie sich mit den Yankees aussöhnten und so das Andenken der theuren Todten verriethen, welche „für die verlorene Sache“ ihr Leben gelassen hatten. Wie verblendet sie sich dabei erwiesen und wie schlecht die Sache auch war, für welche ihre Helden in den Tod gingen — man kann einer so tiefgewurzelten Liebe und Treue die Bewunderung nicht versagen; und so sympathisirt denn Miß Woolson, eine so unentwegt feste Nordländerin sie ist, mit dieser stolzen und hochgemuthen Hartnäckigkeit in Hunger und Kummer. Nordländische Frauen, die während des Krieges nicht um einen Deut weniger opferfreudig waren und ebenfalls Gatten, Brüder und Söhne verloren, finden es natürlich leichter zu vergeben, weil die Sache, für welche ihre Lieben fochten, siegreich blieb und der Tod derselben ein nothwendiges Opfer zur Erreichung des großen Zweckes war. Aber ein nutzloses Opfer! ein Heldentod für nichts und wieder nichts! — der läßt die Wunde im Herzen der Zurückgebliebenen nicht vernarben, der vergiftet den Haß.

Und, ganz abgesehen davon: es existirt zwischen den Frauen des Südens und denen des Nordens eine Verschiedenheit der seelischen Beanlagung, welche auch bereits vor dem Kriege deutlich zu Tage trat. Das sanfte, wollüstige Klima, die chevaleresken Traditionen, die eigenthümliche Institution der Sclaverei — das Alles sind Momente, welche uns die charakteristischen Eigenthümlichkeiten südländischer Frauen erklären helfen. So war bei ihnen stets die Neigung zu hochtrabender Rede, eine gewisse Vorliebe für heroische „Posen“ bemerkbar — Züge, welche dem nordländischen Wesen völlig fremd sind. Dergleichen Attitüden sind gewiß Sache des Temperaments und beeinträchtigen die Ehrlichkeit der Gefühle in keiner Weise. Lange vor dem Kriege nannten sich junge südländische Mädchen, die hierher nach New-York in die Pensionen geschickt waren, emphatisch „Töchter Carolina's“ oder „Töchter von Virginia“, während es nie einem nord-

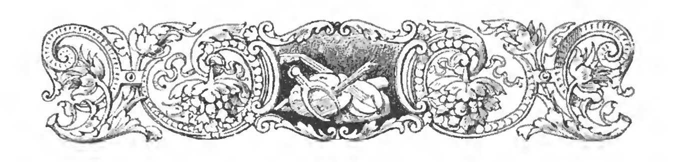
ländischen Mädchen einfiel, sich „Tochter von New-York“ oder „Tochter von Connecticut“ zu tituliren. Sie würden sich äußerst lächerlich vorgekommen sein, hätten sie in so pomphaften Phrasen schwelgen wollen, während sie doch ihre südländischen Schwestern, die es durften, ohne lächerlich zu erscheinen, in aller Stille beneideten. Freilich muß man bewundernd anerkennen, daß diese „Töchter Carolina's“, als die Stunde der Prüfung an sie herantrat, das stolze Wort ganz und voll einlösten.

Noch eine der Erzählungen der Miß Woolson — und als Erzählung vielleicht die beste — mag den Stoff zu einigen weiteren Bemerkungen über die südländische Gesellschaft bieten. In „Miß Elisabetha“ herrscht ein wunderlicher, altmodischer Duft, wie der von den getrockneten Rosenblättern, welche meine Großmutter in dem Besuchszimmer auf den Ofen zu streuen pflegte, oder von dem Lavendel, den sie in die Falten ihres besten Seidenkleides streute, bevor sie es in die alte Commode mit den Messinggriffen legte. Miß Elisabetha ist der vortreffliche und in den lebendigsten Farben gemalte Typ jener fadenscheinigen südländischen Noblesse, die sich in ihren abgetragenen Prunk von vor hundert Jahren hüllt und die affectirt „guten“ Sitten von ehemals und die uralten ererbten Küchenrecepte mit gewissenhafter Treue bewahrt. Zu den antiquirten Manieren und Küchenzetteln der guten Dame stimmen völlig ihre tremulirende Sangesweise und das Repertoire ihrer Lieder. Letztere singt sie ihrem jungen Neffen Doro vor, den sie erzogen hat. Natürlich langweilt sich der junge Mensch, schlägt trotz der Mustererziehung bei der ersten Gelegenheit über die Stränge und fällt in die Netze einer Opernsängerin, deren Coiffüre ihn entzückt und deren Gesangsmanier im echtesten Geschmack des „zweiten Kaiserreichs“ ihm viel amüsanter däucht als die der alten Tante. Freilich die Ballade von „der Dame stolz“, die „weint und weint und immer weint, bis mit dem Liebsten sie vereint“ (welcher Liebste in der Schlacht gefallen ist), gehört zu einer Gattung, die längst aus unseren nordischen Salons verschwunden ist mitsammt dem obligaten Harfengeklimper. Aber im Süden gab es bis vor Kurzem weit vom Wege abgelegene stille Winkel, wohin der dröhnende Schritt unseres Jahrhunderts nur wie das Murren eines weitentfernten Donners schallte; wo man Wagner, Chopin und Schubert nicht kannte und stolz war, sie nicht zu kennen; wo man den alten englischen Classikern (in dauerhaften Ledereinbänden) — jenen Classikern, die ja auch für jede anständige nordländische Bibliothek obligatorisch sind, die der Nordländer aber leider selten oder niemals öffnet — eine rührende Treue bewahrte; wo Männer bei den derben Scherzen von Fielding und Smollet sich die Seiten hielten und Damen, welche von Bret Harte und Mark Twain nie eine Silbe gelesen und von Dorothea's Schicksalen in Elliot's „Middlemarch“ ungerührt geblieben sein würden, über die von Richardson's Clarissa Harlow in Thränen zerflossen. Nun ist ja diese ablehnende Haltung gegen die Literatur des Nordens zum Theil gewiß eine Folge der Seltenheit der Eisenbahnen und der Armuth der Leute, die positiv das Geld nicht haben, um sich Bücher zu kaufen, und so gezwungenerweise hinter dem Jahrhundert zurückbleiben; aber den größeren Theil der Schuld trägt doch die bewußte Opposition gegen Alles, was aus dem Norden kommt oder im Norden protegirt und geliebt wird. Und nicht bloß der Norden ist verfehmt: das ganze Jahrhundert ist's. Kann denn Gutes von einem Jahrhundert kommen, das — im Großen und Ganzen — den Siegen des Nordens zujubelte und die Abschaffung der Sclaverei als eine Ruhmesthat feierte!

Ein zweites Moment war für die Geschicke des Südens immer von hervorragendem Einfluß: seine intellectuelle Gefolgschaft Europa's. Wie die Creolen, die von lateinischer Abstammung sind, sich ihrer provinziellen Haltung gegen Frankreich und Spanien berühmen, so zeigen die virginischen Familien, die ihren Stammbaum von englischen Tories ableiten, für England eine sympathetische Bewunderung, welche mit republikanischer Ueberzeugung und Gesinnung schwer vereinbar ist. Und in Wahrheit ist der Süden nur dem Namen nach republikanisch; man kann von ihm nicht erwarten,

daß er einer Literatur besonderen Geschmack abgewinnen sollte, die in tausend Zungen den Gesinnungen und Ueberzeugungen einer lärmenden und machtvollen Demokratie Ausdruck giebt. England wiederum, trotz des radicalen Geistes des nicht schlechtesten Theiles seiner Literatur, hielt während des Krieges mit seiner Sympathie für die Rebellion nicht zurück. Man kann im Süden oft genug die Bemerkung hören, daß in der Meinung Englands nur die Südländer richtige amerikanische Gentlemen sind. Und freilich: der englischen Auffassung von einem Gentleman entsprach vor dem Kriege der reiche müßige Südländer von blauem Blut, der sich so gut auf Hunde und Pferde verstand und geneigt war, bei den kleinsten Veranlassungen die größten Wetten einzugehen, sehr viel mehr als der hartarbeitende, cultivirte, energische Nordländer, der seine Tage in seinem Kassenraum oder seiner Factorei verbrachte und die Räder der Industrie in Bewegung setzte. Nicht zum mindesten war es gerade diese Verschiedenheit der Auffassung von einem Gentleman, was den Krieg zu unseren Gunsten entschied; und es ist kein schlechtes Omen für die Zukunft des Südens, daß der aristokratische Müßiggänger jetzt dem Hunger in die hohlen Augen sieht und etwas aus sich machen muß, das vielleicht weniger schmuckhaft, aber dafür desto nützlicher ist. Die durch den Krieg ruinirten Großgrundbesitzer besaßen kein Capital, um sich freie Arbeiter zu dingen, und waren gezwungen, Theile ihres Gebietes zu veräußern oder das Ganze brach liegen zu lassen. Das sogenannte Share-system, nach welchem die Neger für einen gewissen Antheil an der Ernte die Baumwollen- und Tabaksfelder bebauen sollten, hat aus verschiedenen Gründen die Arbeiter nicht befriedigt. Man darf in Uebereinstimmung mit den neuesten statistischen Erhebungen wohl annehmen, daß die Theilung der großen Plantagen in kleinere Parcellen — das sogenannte Small-Farming — die sicherste Lösung der socialen und politischen Mißstände des Südens bringen wird. Ich brauche wohl nur eben anzudeuten, welche industrielle Revolution ein solcher Wechsel im Gefolge haben muß. Der kleine Farmer kann nicht, wenn er prosperiren will, den großen Herrn spielen, kann sich keine Luxuspferde und -Hunde halten; er hat keine Erwerbsquellen als seine ehrliche Arbeit. Und die Arbeit wird ihn mit der Zeit zu einem kraftvolleren, widerstandsfähigeren Manne machen und ihm die phantastischen Ideen einer Ritterlichkeit, die mit der Sclaverei steht und fällt, gründlich aus dem Kopfe treiben. Freilich wird dieser Proceß ein sehr allmäliger sein, und leicht mag noch eine und die andere Generation darüber hinsterben. Inzwischen lassen wir die Mächte der Zeit walten und dem demokratischen Princip — nicht dem sogenannten, sondern dem wahrhaftigen — langsam aber sicher auch im Süden zum Siege verhelfen.





# Literarische Mittheilungen.

## Sociale Schriften.



Als Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Gesellschaft auf der Erdoberfläche ist das vorzügliche Werk von Kolb unentbehrlich, welches in neuer und zwar in der achten Auflage vor uns tritt: **Handbuch der vergleichenden Statistik.** Von G. Fr. Kolb. Achte, auf Grundlage der neuesten staatlichen Gestaltungen bearbeitete Auflage. (Leipzig, Verlag von Arthur Felix.) Das Werk hat längst seine feste Stellung erworben. Nachdem sich seit Erscheinen der letzten Auflage im Jahre 1875 infolge staatlicher Umgestaltungen und der allseitigen inneren Ausbildung der Statistik ein so bedeutendes Material angesammelt, daß man dasselbe nicht mehr in einem Handbuch dieses Wissenszweiges, der so zu sagen täglich Vervollständigungen und Ergänzungen erfährt, vermissen durfte, so konnte mit der Herausgabe einer neuen Auflage nicht länger gewartet werden, sofern das Ganze sein gutes Renommé behaupten sollte.

Die Anordnung ist im Wesentlichen dieselbe geblieben. Das Werk zerfällt in eine Statistik der einzelnen Länder und in eine Vergleichung der Verhältnisse, insbesondere der europäischen Länder unter einander. Die Statistik der einzelnen Länder geht von dem deutschen Reiche aus, bespricht alsdann Land und Leute, Finanzen, Militärwesen und die socialen Verhältnisse in den einzelnen deutschen Staaten, sodann bei den übrigen europäischen Großmächten, wendet sich zu den kleineren europäischen Staaten und giebt schließlich eine Uebersicht über die Verhältnisse in Amerika und den anderen Welttheilen.

Die Richtung, von welcher aus dieses umfassende Material bearbeitet wird, gelangt in dem Werke selbst zu klarem Ausdruck. Es giebt nach denselben keine Wissenschaft, welche bei dem Streben nach Verbesserungen aller menschlichen, aller socialen Verhältnisse einen gleich sicheren und verlässigen Leitfaden gewährt wie die Statistik. Sie zeigt zunächst die Wirkungen mit mathematischer Bestimmtheit; sie ermöglicht nicht nur, sondern sie fordert auf zum Erforschen der Ursachen dieser Erscheinungen und bietet Mittel zum Ergründen der hier maßgebenden Gesetze. Auf der von ihr gesicherten festen Basis ist zunächst zu ermessen, nach welchen Punkten die Anstrengungen zu richten sind, um die menschlichen Zustände zu vervollkommnen und zu verbessern. Der Forscher sieht sich dabei nicht mehr darauf beschränkt, von bloß individuellen und vagen, für das Ganze unzuverlässigen Wahrnehmungen oder gar bloßen Vermuthungen auszugehen, woraus bisher so viele und nicht selten so schwere Irrthümer und Fehler entsprangen; er steht auf fester Grundlage.

Eine Fülle von Material, geleitet von geistreichen Gesichtspunkten, enthalten die: **Causeries scientifiques par Henry de Parville** (Paris, Rothschild), deren 18. Jahrgang eine vortreffliche Uebersicht über die Ergebnisse der Weltausstellung von 1878 in Bezug auf die Industrie der verschiedenen Länder enthält. Die Uebersicht ist gefördert durch 253 vorzüglich ausgeführte Abbildungen.

Eine Reihe von Erörterungen über die allgemeinen Fragen, welche sich an das Studium der socialen Thatsachen anschließen, giebt: **Wichtige Tagesfragen.** Von Carl Birnbaum. (Berlin, Verlag von Theodor Hofmann.) Es sind Vorlesungen, welche zuerst die gegenwärtigen ökonomischen Parteien schildern und sodann zur Discussion der Hauptprobleme der Nationalökonomie übergehen. Das Buch darf als eine belehrende und angenehme Lectüre bezeichnet werden. Sein Zweck liegt offenbar nicht auf dem Gebiet der Wissenschaft, sondern auf dem der Praxis. Manche Aeußerung er-

scheint freilich als durch den Parteistandpunkt mehr als billig gefärbt.

Eine vortreffliche wissenschaftliche Untersuchung über fundamentale Probleme der socialen Wissenschaft bietet: **Die social-ethische Bedeutung von Recht, Unrecht und Strafe.** Von Georg Jellinek. (Wien, Alfred Hölder's Universitätsbuchh.) Der Verfasser geht mit Recht davon aus, die bisherige Philosophie habe sich vornehmlich mit den Problemen beschäftigt, welche Mathematik, Naturwissenschaft und Psychologie darbieten. Ethik, Rechts-, Staats- und Gesellschaftslehre, Nationalökonomie, kurz alle jene Disciplinen, welche die Erkenntniß psychischer Massenbewegung und deren Gesetze zum Inhalt haben, harrten noch der eingehenden Bearbeitung ihrer Grundfragen von dem neu gewonnenen Standpunkte aus. Wie sehr es an der Zeit sei, auch für diese Wissenszweige neue Gesichtspunkte zu finden, welche dem fortgeschrittenen philosophischen Bewußtsein entsprächen, gehe daraus hervor, daß selbst in den Kreisen der Fachmänner das Bedürfniß einer Revision der Grundbegriffe fühlbar werde.

Der Verfasser versucht vor Allem, den wissenschaftlichen Begriff des Ethischen festzustellen und von ihm aus einen Ausblick auf die Fundamentalfragen des Rechts zu gewinnen. Er verwirft jedes metaphysische Princip der Ethik und versucht eine empirische Grundlegung. Und zwar findet er diese nicht in der empirischen Betrachtung eines typischen sittlichen Individuums, sondern in der Socialethik, d. h. dem sittlichen Leben des Menschengeschlechtes. Er schließt sich an die neueren anthropologischen Untersuchungen und glaubt in dem Urmenschen, wie ihn besonders englische Forscher construirt haben, den methodischen Anfangspunkt für eine wahrhaft empirische Untersuchung finden zu dürfen. Und zwar unterscheidet er in diesem zwei einander entgegenwirkende Triebe der menschlichen Natur, den egoistischen und den geselligen.

Indem man nun mit dem Antagonismus ausgestattete Individuen in den Beziehungen der Gesellschaft vorstellt, entstehen die Existenz- und Entwickelungsbedingungen des Collectivums, das aus den Individuen zusammengesetzt ist, welche den Inhalt des durch menschliches Handeln zu Verwirklichenden, des Sollens, bilden. Die auf diesem Wege sich ergebenden Gesetze sind völlig anderen Wesens als die Naturgesetze. Das Naturgesetz enthält den Ausdruck für eine unbedingte Nothwendigkeit, das Sittengesetz für eine bedingte. So entsteht eine relative Ethik, deren Grundformel die folgende ist: Wenn du die Gesellschaft und ihre Entwickelung heben willst, dann mußt du so handeln, daß deine Handlungsweise zur Erhaltung und Förderung der Gesellschaft beiträgt.

Der Verfasser übersieht freilich, daß aus empirischen Thatsachen solcher Art nie eine unbedingte Forderung entsteht; in seiner Formel müßte das Wollen der Gesellschaft und ihrer Entwickelung ein ausnahmsloses sein, wenn sie einen Werth haben sollte; jedoch liegt für den, der seine Belehrung über ethische Dinge aus dem Studium der Wilden schöpft, kein Grund vor, zu den angenehmen Gaben der Gesellschaft unangenehme Forderungen mit in den Kauf zu nehmen.

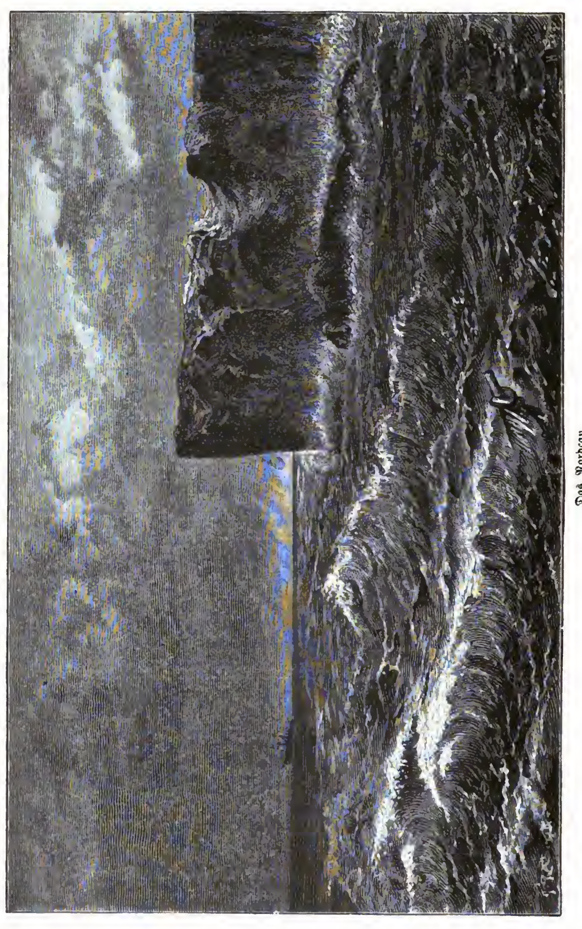
Eine interessante Einzelarbeit auf socialem Gebiete ist: **Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 1818—1848.** Von Gustav Körner. (Cincinnati, Verlag von Wilde & Co.) Der Verfasser nimmt eine bedeutende Stellung in der politischen Geschichte ein. Körner war der erste eingewanderte Deutsche, der in einem der nordamerikanischen Vereinsstaaten zu einem hervorragenden Staatsamte erwählt wurde. Auch hat er sich sowohl als Präsident des Staatssenats von Illinois und als Richter des höchsten Gerichtshofes dieses Staates wie auch auf dem zur Zeit besonders wichtigen Posten eines Gesandten der Vereinigten Staaten am Hofe zu Madrid aufs vortheilhafteste ausgezeichnet. Das vorliegende Werk und die Aufgabe, die ihm gestellt war, bedurfte gerade eines solchen Mannes von unbedingter Zuverlässigkeit, da die Darstellung und Würdigung so vieler Persönlichkeiten, die in der Geschichte der deutschen Einwanderung hervortreten, nur hierdurch vollen Werth erlangen konnte. Das Buch kann lebhaft empfohlen werden.

Ein anderer bemerkenswerther Beitrag für die Kenntniß der Gesellschaft in Amerika ist: **Geschichte des Socialismus und Communismus in Nordamerika.** Von Heinrich Semler. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) Es giebt kein Versuchsfeld des Socialismus von solcher Bedeutung als Amerika. Was auf diesem Boden erwachsen, welche Erfahrungen hier gemacht sind, stellt das vorliegende Werk auf Grund selbständiger Untersuchung und mit gesunder Kritik zusammen.

## Geographische Literatur.

Zwei Reisewerke liegen uns heute zur Besprechung vor, zwischen denen eine Verbindung nur mittelst des berühmten Faust-Mantels der Phantasie herzustellen ist: **Im ewigen Eis** von Friedrich v. Hellwald (Stuttgart, Cotta) und: **Der Orient** von Amand v. Schweiger-

Lerchenfeld (Wien, Hartleben). Die Geschichte der Nordpolfahrten, welche Friedrich v. Hellwald in dem ersten Werke zu schreiben unternommen und auf deren Bedeutung wir bald nach dem Erscheinen der ersten Lieferungen aufmerksam gemacht haben, liegt nun fertig vor. Sie ist ein grundlegendes Buch für jene Materie geworden, und der Verfasser hat seine schwierige Aufgabe in durchaus geschickter Weise gelöst. Mit der Geschichte der neuesten Ver-



Das Nordcap.



Konstantinopel.

suche, jene hohen Wellenberge der arktischen Region zu erstürmen, die der Forschung bis jetzt unüberwindliche Hindernisse entgegengestellt haben, schließt das interessante Werk, aus dem wir hier eine Illustration des Nordcaps geben. Dasselbe erhielt im Jahre 1554 von Chancellor und Burrough, den Genossen der berühmten arktischen Expedition von Willoughby — der ersten, die im Norden überwinterte —, seinen Namen, weil sie sich für die Entdecker desselben hielten. Indeß hat schon der erste Nordpolfahrer Ottar — etwa um das Jahr 870 — das Nordcap Europa's (71° 10′ n. Br.) umsegelt.

Vom Nordcap nach Stambul ist, wie gesagt, ein weiter Weg — wir legen ihn auf den Zauberschwingen der Phantasie in kürzester Frist zurück und versetzen uns aus den Regionen des Eises an der Hand eines kundigen Führers im Nu an die Ufer des Goldenen Horns! Das farbige buntbewegte Bild ist voll Reiz und Leben: im Norden das steingebaute, in Terrassen aufsteigende Pera, im Süden Stambul, die kuppelgeschmückte Türkenstadt, der classische Boden von Byzanz! Hier ist jenes erhabene Werk, der Koran, entstanden, der die Grundlage einer Religion geworden, die noch heute über zweihundert Millionen treuer Anhänger zählt. Es dürfte deshalb von Interesse sein, ein Blatt aus diesem Koran nach Schweiger-Lerchenfeld's vortrefflichem Buche vorzuführen und dann nach Ullmann's „Koran" eine kurze wörtliche Uebersetzung zu geben.

Die vorliegende Druckprobe beginnt in Mitte der Sure 107, enthält ferner die Sure 108 und die ersten Verse der Sure 109. Die Sure 107, „Die Zuflucht", handelt von dem, der das „zukünftige Gericht" leugnet. Das Blatt beginnt mit folgendem Vers: (Dies ist der, welcher) „verstößt die Waise und regt Niemanden an, den Armen zu speisen. Wehe denen, welche zwar beten, aber nachlässig beim Gebet sind und nur gesehen sein wollen, und die, welche dem Nothleidenden die Zuflucht versagen." Es folgt die ganze Sure 108: „Wahrlich, wir haben dir gegeben Al' Chautsar (Nektar, Ueberfluß); darum bete zu deinem Herrn und opfere. Wahrlich, der, so dich hasset, soll kinderlos bleiben." Mit dem ersten Vers der Sure 109, „Die Ungläubigen", schließt das Blatt. Dieser Vers lautet: „Sprich: O ihr Ungläubige, ich verehre nicht das, was ihr verehret."

Eine Seite aus einem gedruckten Koran.

Es bleiben uns noch einige Worte über das Buch von A. v. Schweiger-Lerchenfeld zu sagen übrig, von dem jetzt etwa sechs bis acht Fortsetzungen erschienen sind. Nach diesen zu schließen, dürfte das Werk in der That ein vollständiges Gemälde jener Gebiete liefern, deren classische und culturgeschichtliche Vergangenheit von jeher das lebhafteste Interesse der ganzen gebildeten Welt erregt hat. Die Schilderungen beginnen mit Albanien, erstrecken sich dann auf Griechenland, Macedonien, Stambul, Anatolien, Armenien und Kurdistan. Die arabische Welt: Mesopotamien, die arabische Halbinsel, Syrien und Palästina, soll das interessante Gemälde vervollständigen; hierauf wird das ganze Nilthal bis Abessynien folgen. Tripolitanien und das neuerdings wieder interessant gewordene Tunis sollen den natürlichen Abschluß bilden.

Die Lösung seiner schwierigen Aufgabe hat Schweiger-Lerchenfeld nach künstlerischer Manier im Genre der sogenannten „historischen Landschaft" unternommen und bis jetzt recht glücklich durchgeführt. Das heißt: „das Schwergewicht liegt in der landschaftlichen Schilderung,

die aber nicht als eine ‚Landkarten-Beschreibung‘ höherer Ordnung aufgefaßt sein will; der descriptive Theil des Werkes soll vielmehr die plastische und klimatische Eigenart der einzelnen Länder vorführen, er soll durch Zeichnung und Farbe die zu durchwandernden Gebiete dem Leser vermitteln und sodann auf dem so gewonnenen Hintergrund die bedeutsamsten Ereignisse summarisch abrollen, mögen dies nun Bilder der Geschichte oder eigenartige Culturkundgebungen oder Bilder aus dem Völkerleben älterer und neuester Zeit sein.“ Vorzügliche Illustrationen, von denen das Bild von Konstantinopel nur eine Probe geben soll, erläutern den populär geschriebenen Inhalt des Buches, dessen Autor bekanntlich einer der ersten Kenner des Orients ist.

Beide Bücher, sowohl die Geschichte der Nordpolfahrten von Hellwald wie die Schilderung des Orients von Schweiger-Lerchenfeld, nehmen unter den illustrirten Reisewerken einen hervorragenden Rang ein. Es ist kein Text, der zu Illustrationen geschrieben worden, sondern die Illustrationen sind um der wissenschaftlichen Arbeit willen da und sollen sie erläutern und verdeutlichen. Es verdient das gegenwärtig besonders hervorgehoben zu werden.

* * *

**Die Erde in vierundzwanzig gemeinverständlichen Vorträgen über die allgemeine Erdkunde.** Von Friedr. Ratzel. (Stuttgart, J. Engelhorn.) Ein geographisches Lesebuch nennt unser geschätzter Mitarbeiter sein neues Werk. Es verdankt sein Entstehen zwanzig Vorträgen, welche derselbe in einem sogenannten Frauencurse zu München 1878 gehalten hat. Diese Vorträge wurden, wie die Vorrede sagt, des faltenreicheren Vortragsgewandes entkleidet; dafür sind sie reicher an Thatsachen und breiter in manchen Ausführungen geworden und sollen in dieser Form ein Buch zum lesenden Lernen vorstellen. Ratzel hat seine Absicht vollständig erreicht und in einfacher und leichtverständlicher Weise das ganze Gebiet der mathematischen und physischen Geographie vorgeführt. Ausgehend von der Erde als Stern unter den Sternen, werden nach einander die geologischen Grundlagen, die vulcanischen Erscheinungen, die Vertheilung von Land und Wasser, die Hydrographie, die Luft- und Dunsthülle, die Verbreitung des Lebens auf der Erde und schließlich der Mensch behandelt. Eine Reihe von Abbildungen und Specialkarten erleichtern das Verständniß. Die großen Fortschritte, welche die physische Geographie in den letzten Decennien gemacht hat, werden sich aus diesem vortrefflichen Werke leicht erkennen lassen.

**Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik.** Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Karl Arendts in München. (Wien, Hartleben.) Die sich mehrende Zahl der geographischen Zeitschriften beweist am besten das immer mehr zunehmende Bedürfniß nach denselben. Die „Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik“ hat sich die Aufgabe gestellt, den weiten Kreis geographischer Kenntnisse und die neuesten Fortschritte und Entdeckungen ihren Lesern darzustellen. In der allgemeinen Abtheilung bringt sie größere Aufsätze aus allen Zweigen der Geographie mit Illustrationen und Karten. So giebt der zweite Jahrgang eine auf die neuesten Forschungen sich stützende Karte Centralasiens von Dr. Chavanne, deren technische Ausführung leider zu wünschen übrig läßt, während die anderen Karten gut ausgeführt sind. Es folgen Mittheilungen aus der Astronomie und physikalischen Geographie, aus der politischen Geographie und Statistik, über Handel, Bergbau, Industrie, Landwirthschaft und Verkehrsanstalten. Sehr erwünscht sind die mit Bildern geschmückten Biographien berühmter Geographen, Naturforscher und Reisenden, denen sich eine geographische Nekrologie anschließt. Den Schluß jeder Lieferung bilden kleinere Mittheilungen und Besprechungen neuer Bücher. Der Inhalt ist sehr reichhaltig, und die Namen der Mitarbeiter bürgen für den Werth desselben. Einzelnes herauszugreifen, würde uns zu weit führen. Wir wünschen der Zeitschrift guten Erfolg.

# Literarische Notizen.

**Das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger.** Von Dr. Alwin Schultz. Mit 111 Holzschnitten. (Leipzig, Verlag von S. Hirzel.) Der bekannte Kunsthistoriker hat mit diesem Werke der Culturgeschichte einen guten Dienst geleistet. Wohl sind die Denkmäler der kirchlichen Kunst aus den Tagen des Mittelalters vielfach benutzt und zur Darstellung gebracht worden; anders verhält es sich mit denen der weltlichen Kunst. Nur Weniges und sehr Trümmerhaftes von derselben hat sich erhalten. Von den alten Schlössern sind nur Ruinen übrig geblieben, aus den Städten hier und da ein Bürgerhaus des Mittelalters. Dazu in Museen und Kirchenschätzen zerstreute Geräthe, durch deren Anschauung man

sich etwa das Bild jener Zeiten theilweise erneuern kann. Nun aber treten ergänzend Abbildungen hinzu, welche eine deutlichere Vorstellung gestatten. Und ein Zusammenhang des ganzen Lebens jener alten Tage kann schließlich nur an der Hand der Dichter wiederhergestellt werden, welche in behaglich breiter Darstellung die Sitten jener Zeit schildern.

Das etwa sind die Mittel für die Vergegenwärtigung des 12. und 13. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung.

Aus diesem Material hat der Kunsthistoriker ein prächtiges Mosaik zusammengestellt, welches uns die Sittengeschichte jener Tage in einer Fülle kleiner Bilder veranschaulicht. Hierbei war er leider mehr auf dichterische Darstellungen angewiesen, als wünschenswerth gewesen ist. Der Ueberreste und Abbildungen sind, wie wir sagten, wenige, und auch von diesen hat er nur den kleineren Theil einsehen können. Daher konnte das Werk die Grundlage der Kunstdenkmäler nicht so zum Ausgangspunkt wählen, wie nöthig gewesen wäre, um ganz sichere Resultate zu gewinnen. Dazu scheint uns der Verfasser in Bezug auf die Benutzung dichterischer Stellen doch zuversichtlicher verfahren zu sein, als die Natur solcher Quellen gestattet.

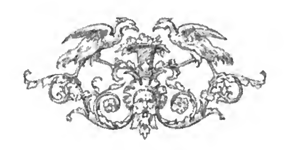
Das vortrefflich ausgestattete Buch enthält in 111 Holzschnitten Abbildungen von Resten mittelalterlicher Gebäude und Geräthe, und man empfängt hierdurch eine außerordentlich werthvolle Veranschaulichung. So füllt es auf würdige Weise eine bedeutende Lücke auf dem immer noch so vernachlässigten weiten Gebiet der Culturgeschichte aus.

**W. Jordan's Nibelungen.** Erstes Lied. Sigfriedsage. Zehnte Auflage. (Frankfurt a. M., W. Jordan's Selbstverlag.) Es genügt, mitzutheilen, daß diese neue zehnte Auflage vorliegt; denn das Urtheil über dieses Werk des Verfassers hat sich seit lange festgestellt. Als Rhapsode ist Jordan von Stadt zu Stadt gezogen, sein Epos vorzutragen, und der bedeutende Erfolg, den dieser Dichter-Rhapsode überall erwarb, ist eine Thatsache. Zartes und Starkes, Erhabenes und Liebliches folgen in buntem und doch natürlichem Wechsel einander in diesem Epos.

**Roma Capitale.** Römische Lebens- und Landschaftsbilder von Rudolf Kleinpaul. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) Bunte Bilder, welche wohl aus feuilletonistischen Arbeiten entstanden sind und unter denen wir besonders Darstellungen socialer Verhältnisse in der merkwürdigen Stadt wie die über Santo Spirito und über die italienischen Todtenbrüderschaften mit Vergnügen gelesen haben.

* * *

**Pathologie der Bevölkerung.** Von Eduard Reich. Studien über menschliche Gebrechen und deren Bedeutung für das Leben des Einzelnen und der Gesellschaft. (Berlin, Verlag von Theobald Grieben.) Der Verfasser des vorliegenden Werkes verfolgt unermüdlich die Beziehungen zwischen dem psycho-physischen Leben des Individuums und der Gesellschaft. Nachdem er in einem früheren Werke die allgemeine Theorie vom Leben des Individuums zu dem der Gesellschaft in Beziehung gebracht hat, somit die Physiologie der Gesellschaft gewissermaßen aufgestellt, behandelt er in dem vorliegenden Werke die Pathologie; und sieht man einmal von dem Mangel gründlicher philosophischer Wissenschaft ab, so machen die umfassende Kenntniß von hier in Frage kommenden Thatsachen, welche ihm zu Gebote steht, die lebhafte Begeisterung, welche Reich der großen Aufgabe der Gesellschaft entgegenbringt, auch dieses Buch zu einer interessanten Lectüre.



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Gustav Karpeles.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.
Nachdruck wird strafgerichtlich verfolgt. — Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten.



# Valesca.

Novelle

von

**Julius Grosse.**



In den Corridoren und Wartesälen des Südbahnhofes von S. wogte ein dichtes Gedränge. Mit Ungeduld warteten die Scharen von Reisenden und Sommerfrischlern auf das ersehnte Zeichen, welches ihnen die Thüren zur Einsteighalle öffnen sollte, und der Tumult der Stimmen ringsum war so groß, daß sich das Gespräch der Einzelnen keine Rücksicht aufzuerlegen brauchte.

„Ah — sieh da, bester Major — Sie auch hier; das ist vortrefflich!“ ließ sich eine etwas spitze Stimme vernehmen. „Fahren Sie mit nach Moorheim?“

„Wird sich leider nicht machen lassen, alter Freund. Ich muß nach Sonnensee.“

„Jammerschade — aber ich denke, wir haben noch fünf Minuten Zeit. Darf ich bitten, Verehrtester, hier ist noch ein Platz zum Sitzen. Wie lange ist es jetzt, daß wir uns nicht gesehen — und wie lange wird es dauern, bis wir wieder in die gewohnte Winterordnung kommen. Aber Vorwürfe sollte ich Ihnen doch machen, daß Sie ganz unsichtbar geworden.“

„Was wollen Sie, bester Commerzienrath,“ sagte der Major, „Sie kennen ja meine Verhältnisse. Zuerst diese Herbstmanöver, dann der Gutsverkauf und nun auch diese plötzliche Affaire meiner Schwester —“

„Ah, ganz richtig, bester Major — eben wollt' ich danach fragen. Da muß man ja von Herzen gratuliren, wenn sich's denn wirklich so verhält, wie man sagt. — Großes Aufsehen in allen Kreisen. Wer hätte das erwartet, und wie ist das Alles so rasch gekommen?“

„Ich kann Ihnen das Alles in der Eile nicht erzählen, alter Freund. Bis jetzt weiß ich selbst nur Allgemeines; aber

das kann ich wohl sagen: die Kunde traf mich wie ein Donnerschlag, hat mir den Kopf warm gemacht wochen- und monatelang. Noch bis gestern war ich entschieden dagegen. Stellen Sie sich vor: ein Kathedermensch und Valesca. Wir sind in hellem Zorn aus einander gekommen — wenigstens brieflich."

„In Wahrheit, Verehrtester, wir haben es Alle nicht recht begreifen können," sagte der Commerzienrath, und in den grauen Augen des lederfarbenen Gesichts blitzte ein Ausdruck von Genugthuung und Freude auf.

„Inzwischen freilich hat sich die Sache anders gestellt," fuhr der Major fort. „Ich habe Erkundigungen eingezogen beim Ministerium und auf der Universität — à la bonheur — Sie glauben nicht, welches Aufheben man von seiner Capacität macht. — Ruf nach Dorpat — bedeutender Wirkungskreis, auch sonst ist Alles in Ordnung, was Persönlichkeit und Vermögen betrifft. Somit wäre dies fait accompli noch als großes Glück anzusehen, und ich freue mich wirklich, meinen künftigen Schwager kennen zu lernen."

„Vermuthlich draußen in Sonnensee?"

„So ist's. Der Professor ist dort im Bade. Auch Valesca wird wohl noch draußen bleiben in ihrem Landhaus bis zur Hochzeit. Sie werden uns doch jedenfalls die Ehre schenken?"

„Werde nicht ermangeln, wenn es wirklich dazu kommt," sagte der Commerzienrath etwas gedehnt. „Uebrigens beruhigt mich ungemein, was Sie sagen. Ich fürchtete schon, unsere alte Freundschaft würde dabei Opfer zu bringen haben —"

„Opfer, wie meinen Sie das? — Wir bleiben die Alten, lieber Commerzienrath! Was sollte denn aus unserem Whist und Schach werden im Casino und aus unserer Münzsammlung!" rief der Major mit herzlicher Wärme. „Unsere Cirkel darf Niemand stören. Apropos," fuhr er nach kurzer Unterbrechung fort, „wie geht es Fräulein Cornelia?"

„Meine gute Nichte? Danke der Nachfrage, sie kommt heute von Pyrmont zurück. Ich fahre ihr bis Moorheim entgegen."

„Vortrefflich — dann wären wir ja wohl wieder Alle beisammen. Aber darf man nicht fragen, alter Freund, kann man Ihnen nicht auch bald gratuliren, ich meine Fräulein Cornelia?"

„Sie scherzen, bester Major."

„Man sprach doch von dergleichen, wenn ich recht unterrichtet war — Graf Bugslaff —"

„Hat sich zurückgezogen."

„Und Legationsrath von Saldern?"

„Ist abgereist, ohne sich zu erklären."

„Aber Oberst von Lenz?"

„War auch nur Fata Morgana wie alle Anderen. Ueberhaupt, Verehrtester, wir sind Beide übel daran. Wäre eigentlich in ähnlicher Lage wie Sie, aber es sind doch andere Sorgen. — Hätte Manches auf dem Herzen, theurer Freund — wenn Sie gestatten, ein andermal — ja — ja —" und das mumienfarbige Antlitz des Commerzienraths lächelte beinahe gutmüthig und sorglich — „ja, ja, hätte eigentlich Ursach', Ihnen die Freundschaft zu kündigen —"

„Oho, bester Commerzienrath. Wie soll ich das verstehen? Sie hätten wirklich einen Span gegen mich? Dann müßte ich doch um die Gründe bitten! Doch nicht etwa wegen der köstlichen alten Bracteaten, wo ich Ihnen zuvorkam — darüber läßt sich noch discutiren. Wie wär's, wenn ich Ihnen einen Tausch anbiete?"

„Es ist nicht das, alter Freund — aber ein andermal. Vielleicht schriftlich. Sie bleiben doch wohl einige Tage draußen?"

„Wird sich wohl so gestalten. Da bin

ich doch wirklich neugierig, bester Commerzienrath. Aber ich hoffe, es wird sich wohl Alles applaniren. Einstweilen alles erdenkliche Schöne an Fräulein Cornelia. Da ist das Zeichen. Jetzt kommt Ihr Zug auch. Ein unerträgliches Gedränge das! Auf Wiedersehen also, Commerzienrath — auf Wiedersehen!"

Die Glocke tönte. Der Zug donnerte herein, der Menschenstrom ergoß sich durch die offenen Thüren in die weite Vorhalle. Im nächsten Moment hatten sich die Freunde getrennt, und einige Minuten später dampften zwei mächtige Züge in entgegengesetzter Richtung aus dem Bahnhof durch die sonnenbeglänzten Vorstädte in die Felder und Wälder hinaus.

Major Karl von Eschenloh — um ihn unseren Lesern vorzustellen — war ein Mann in den sogenannten besten Jahren, seinerzeit ein flotter, lebenslustiger, eleganter Cavalier, bei dem sich allmälig jene kleinen Gewohnheiten, Liebhabereien und Bequemlichkeiten geltend zu machen begannen, die dem angehenden Vierziger nicht erspart bleiben, auch wenn er sonst das Urbild und „Ideal" eines tüchtigen, ganzen Mannes geblieben.

Er lebte nicht gerade vereinsamt, aber befand sich doch im ersten Stadium jener Weltmüdigkeit, wo die Gesellschaft wenig oder keinen Genuß mehr gewährt. Am meisten bevorzugte er das Haus des Commerzienraths Schätzler, mit dem ihn langjährige Gewohnheit und jene Gleichheit von kleinen Liebhabereien verband, die so leicht den Namen und die Rechte der Freundschaft usurpirt.

Noch bis Ende des letzten Winters hatte der Major jahrelang unzertrennlich mit seiner schönen, allgefeierten Stiefschwester Valesca zusammengelebt, die als Spätling der zweiten vornehmen Ehe des verstorbenen Eschenloh über ein bedeutendes Vermögen gebot und eben deshalb — vielleicht aus Mißtrauen — allen Bewerbungen bisher ausgewichen war.

Sie hing mit einer Art von leidenschaftlicher Liebe an ihrem Stiefbruder, und dies schöne Zusammenleben schien für alle Zeit unabänderlich, bis im vorigen Frühjahr aus Gesundheitsrücksichten eine Reise in den Süden nothwendig wurde — eine Reise, an welcher theilzunehmen der Major nur durch seinen Beruf und die momentan drohenden politischen Aspecten verhindert wurde, denn man schlug ihm den erbetenen Urlaub ab.

Während jener Reise nun war die erwähnte plötzliche Entscheidung erfolgt, über welche inzwischen nur briefliche Mittheilungen vorhanden waren.

Erst heute sollte die mündliche Auseinandersetzung zwischen dem Major und seiner Schwester auf ihrem Landhaus erfolgen.

* *
*

„Villa Valesca" ist die Bezeichnung des Landsitzes der Comteß Eschenloh am schönen, vielbesungenen Sonnensee, einige Stunden von der Hauptstadt. Weshalb man Valesca mit dem Titel Comteß zu schmücken pflegte, werden wir später erfahren.

In der villenreichen, langhingestreckten Ortschaft wimmelt es im Sommer von Städtern und Fremden aus allen Theilen Deutschlands, weniger der vortrefflichen Badeanstalten halber als wegen der malerischen Lage, der würzigen Bergluft und der schattigen, prächtigen Waldungen, welche auf weiten Hügeln den romantischen See wie ein grüner Laubkranz umgeben.

Comteß Valesca bewohnt seit Jahren allsommerlich die reizende, in einer Bucht gelegene Villa, die rückwärts von einem kleinen sauberen Hof und einem großen parkähnlichen Garten mit herrlichen Ulmen und Buchen begrenzt wird, während die Façade des Gebäudes mit ihren Ter-

rassen und Veranden sich direct aus dem grünen See erhebt.

Als der Major, der eine Stunde per Bahn gefahren und dann einen Kahn genommen, zum Ufer kam, wunderte er sich, sämmtliche Fenster verhüllt zu sehen; indeß dies mochte dem schwülen Septembertag gelten, der brütend und blendend auf der weiten Wasserfläche lag.

Er umschritt die Villa, um von der Gartenseite einzutreten. Während er hier unter hohen Büschen herankam, bemerkte er unter der vorspringenden Altane der Schmalseite der Villa zwei Männer in erregtem Disput. Der Stimme nach war der eine der uralte Kammerdiener des Hauses: Gabriel Habermann. Der andere war ihm unbekannt, eine hochgewachsene, markige, breite Gestalt mit kurz geschorenem dunklem Vollbart — die Gestalt eines antiken römischen Consuls oder auch eines evangelischen Apostels, eine imponirende, bedeutende Erscheinung, die einen ganzen Mann verkündete.

Deutlich ließen sich jetzt die Worte des Kammerdieners vernehmen:

„Auf Ehrenwort, Herr Professor, ich kann versichern, Comteß ist nicht zu sprechen."

„Holla — was hat das zu bedeuten?" dachte der Major und trat in den Schatten der Rückseite der Villa, dort, wo an einer geschmackvollen Volière ein Springbrunnen plätscherte.

„Sonderbar," erwiderte der ihm unbekannte Herr, „vorher sagten Sie, Comteß sei ausgegangen, jetzt heißt es, sie sei nicht zu sprechen. Ich muß vermuthen, daß Sie mir nicht die Wahrheit sagen."

Der alte Mann verbeugte sich unterthänigst und zuckte die Schultern.

„Aber, lieber Herr Habermann, nehmen Sie Vernunft an. Ich will und muß meine Braut heute sprechen, nur fünf Minuten, bevor ich einen Entschluß fasse. Gehen Sie hinein."

Habermann ging wirklich, kam aber gleich darauf mit einer anderen Ausrede zurück.

„Gut, ich sehe, man ist nicht disponirt. Sagen Sie der Comteß, ich würde meine Tour in das Gebirg und ebenso meinen Brief nach Dorpat aufschieben, bis ich Klarheit habe. Ich würde heute Abend wieder nachfragen."

Dann wandte sich der Herr und schritt zum Ausgang. Als er den Major bemerkte, stutzte er sichtlich. Beide Männer maßen sich mit festem und forschendem Blick, ohne sich zu begrüßen.

Das war also vermuthlich der Professor, der zukünftige Schwager.

„Holla, Habermann!" rief jetzt der Major vortretend. „Was ist denn da vorgegangen? Wie es scheint, komme ich mitten in den Sturm hinein. Wissen Sie etwas?"

Der alte Diener verbeugte sich abermals mit der Würde eines schweigenden Diplomaten.

„Merke schon: Discretion über Discretion. Ihr seid wunderbar vornehm geworden. Das war doch also der Bräutigam, und Valesca schickt ihn fort. Was soll das heißen?"

„Wenn wir es wüßten, lieber Herr Major; Frau Crescenz meint, Comteß hätten Migräne."

„Dummes Zeug. Gehen Sie und melden Sie mich an; oder ist auch mir die Thür verschlossen? Doch wozu das Parlamentiren. Vorwärts, auch ohne Meldung."

Und ohne Weiteres betrat der Major die Stufen, welche zur Villa führten; im nächsten Moment befand er sich in dem eleganten Empfangssalon. Habermann war dennoch vorausgegangen und öffnete jetzt die Thür des dunklen Nebenzimmers.

Alle Vorhänge waren herabgelassen und die Jalousien geschlossen. Es herrschte

eine angenehme Kühle und Dämmerung in dem Raum, welchen jetzt der Major betrat.

* *
*

Valesca lag müde auf ihrer chaise longue ausgestreckt — eine üppige, tizianische Gestalt — in der durchsichtigen Weiße ihrer Haut, in dem goldenen Rothblond ihres gewellten Haares, wie in ihren großen strahlenden Augen allerdings mehr an den angelsächsischen Typus erinnernd als an südliche Schönheit. Dies war auch genealogisch richtig. Die zweite Gemahlin des Freiherrn von Eschenloh war die reiche Erbtochter eines Viscount Hamilton, welche nach einem bewegten Leben erst auf einer Tour durch die Schweiz den Erwählten ihres Herzens fand. Von ihr stammte das bedeutende Vermögen, und ihres vornehmen Standes halber nannte man ihre einzige Tochter „Comteß".

Valesca's erste knospende Jugend war verflogen, aber sie zählte zu den Schönheiten, die erst im Frühsommer zur vollen Entfaltung kommen. Das britische Blut der Mutter machte sich in vielfacher Weise bei der Tochter bemerklich, nicht bloß in der langsamen, vornehmen Redeweise, als handhabe auch sie das Deutsche noch wie eine fremde Sprache, mehr noch in ihrer Neigung zu gewissen Excentricitäten und unberechenbaren Launen.

Jetzt erhob sie sich halb und begrüßte ihren Bruder mit herzlichen, innigen Worten.

„Willkommen, liebster Charly — hast du dich endlich meiner erinnert? Wie lange hab' ich dich erwartet! Aber warum bist du so kühl auf meinen Willkomm? Immer noch die alte Verstimmung, und doch so grundlos; o mein Gott, wie viel muß ich dulden!"

„Von Verstimmung keine Rede, liebe Valesca," sagte der Major — „freue mich herzlich, dich wiederzusehen; aber — doch lassen wir das. Gestatte, daß ich es mir bequem mache." Dabei zog er sein Etui aus der Tasche und zündete sich eine Cigarre an; auch öffnete er die Vorhänge des Fensters an der Ostseite, so daß der Raum erhellt wurde.

Dann trat er wieder zu seiner Schwester. „Da wären wir also, liebes Kind, und ich könnte auspacken. Komme mit einem ganzen Korb voll Gratulationen, auch vom Commerzienrath, und das will viel sagen. Aber was für Dinge muß ich hier erleben gleich in der ersten Minute! Man läßt sich verleugnen, man stellt den Bräutigam kalt. Sage mir, was soll das alles heißen?"

Valesca war ganz wieder in ihre Indolenz und Apathie zurückgesunken. Jetzt deutete sie auf einen Sessel.

„Darf ich dich bitten, Charly, Platz zu nehmen. Was du da berührst — glaube mir: ich habe schon seit Wochen darüber reden wollen, aber schriftlich ließ sich das nicht machen. Ich mußte warten, bis du selbst kamst."

„Ganz schön," sagte der Major und ließ sich in einen Armstuhl nieder. „Also vorwärts, liebe Valesca — aber wenn ich um Eines bitten darf, nur keine lange Einleitung!"

„Nach deinem Wunsch, Charly. Und doch kann ich nicht umhin, auf diesen Frühling zurückzukommen, auf unsere Reise nach Neapel."

„Ja, diese heillose Reise. Ich hätte dich nicht ziehen lassen sollen, ich hätte mitgehen sollen als salva guardia."

„Rede nicht so, lieber Bruder. Es war doch die glückseligste Zeit meines Lebens. Die Tage in Rom und Sorrent. Das Meer, die Felsen von Capri und die antike Welt. Man wird frei und groß im Denken und Empfinden, man verliert alle kleinen Maßstäbe, alle anerzogene Enge und Beschränktheit. Man athmet

die Luft der Jahrhunderte, man erwacht aus dem Traum zum Wachen, und Alles vorher scheint nur eine lange Nacht."

„Schon gut, ich weiß das Alles aus deinen Briefen, aber weiter jetzt!"

„Damals in jener großen Zeit haben wir ihn zuerst gesehen —"

„Ganz recht, im Vatican. Ich bitte dich, verschone mich mit Schilderungen!"

„Ich darf nicht, Charly, du würdest mich sonst verkennen. Nicht im Vatican war's, sondern im Museum des Capitols vor der verwundeten Amazone und dem sterbenden Fechter. Wir hatten unseren Cicerone vergessen, und stelle dir vor — Cornelia, die damals noch mit uns war — du kennst ja ihre originelle Art —, sie hielt die Amazone und den sterbenden Fechter für ein Liebespaar, sie sieht ja überall Tragödien und Romantik — da wandte sich ein Herr um, den wir nicht beachtet hatten, und — o, ich werde sein Lächeln nie vergessen — belehrte uns, daß der Fechter ein sterbender Gallier sei und im Zusammenhang stehe mit dem Barbar und seinem Weib in der Villa Ludovisi. Wir erschraken zuerst, als wir Deutsch hörten, denn wir hatten uns gar nicht genirt in unserer Unwissenheit, aber der Herr war so schonungsvoll nachsichtig, so vornehm bescheiden, daß wir ihm seine Zurechtweisung dankten. Nachher führte er uns durch das ganze Museum. Zum ersten Mal trat uns ein überlegener Geist entgegen —"

„Weiter, bitte ich — mehr Tableau, weniger Rahmen!"

„Aus dem ersten Begegniß wurden bald mehrere. Wir trafen uns im Vatican, im Coliseo, in der Villa Borghese, in Sanct Peter und sonst. Ueberall war er unser Begleiter und Lehrer und bald unser gütiger Freund. Liebster Charly, jetzt sahen wir erst, wie unermeßlich weit wir zurück waren in Allem und Allem. Sein vielseitiger Geist schloß uns die Jahrhunderte auf. Wir lernten mit seinen Augen sehen. In seinen Worten stieg uns das Alterthum herauf mit seinen Bädern, Kaiserpalästen und Riesenbauten, mit seiner Cäsarengröße und seinem Cäsarenwahnsinn. Es waren unvergeßliche, erhabene Stunden.

„Und dann kam die Reise nach Neapel und die tragikomische Affaire mit dem Italiener, dem angeblichen Marchese, der uns beständig verfolgte und zuletzt sogar vom Erschießen sprach, wenn wir ihn nicht duldeten. Es war unerträglich!"

„Wie? auch noch Abenteuer — du, die stolze Valesca von Eschenloh — davon wußte ich noch nichts."

„Es ließ sich nicht brieflich erzählen. Der junge Mann traf uns zuerst in der Kirche del Carmine, wo wir Konradin's Grabmal betrachteten. Ich weiß nicht, meine rothen Haare machten ihn wie toll. Er faselte von Cimbern und Teutonen und ging uns nicht mehr von der Seite. Er war auch anfangs ganz liebenswürdig und modest, dann aber wurde er immer dreister und rücksichtsloser. Erst auf dem Gipfel des Vesuvs befreite mich Professor Vollmar von ihm. Es war eine häßliche Geschichte und doch zum Lachen. Ich sehe schon, du wirst mich jetzt noch schelten wegen meiner Verwegenheit und Unbesonnenheit. Wir waren also den Vesuv hinauf — wir, der Professor, der Marchese und eine Gesellschaft Deutscher aus Rom. Auch der berühmte Palmieri erwies uns die Ehre, uns zu führen. Noch beim Eremiten spottete der Marchese, der selbst die feinsten Lackstiefel trug, über die unförmlichen „Stivali" des deutschen Gelehrten, aber Vollmar würdigte ihn keiner Antwort.

„Es ging Alles vortrefflich, obgleich erst wenige Tage vorher ein Ausbruch des Vesuvs stattgefunden. Ich war immer voran und Allen voraus. O, es war dämonisch schön, auf den gelben,

rothen und schwarzen Schlackenblöcken hinaufzusteigen, in den Spalten unter uns die lodernde Lavagluth noch zu sehen und weitum das ungeheure, entzückende Panorama: der Golf von Neapel, das blaue Meer und die Inseln im goldenen Duft. Ich achtete auf nichts mehr. Da riefen mir die Anderen zu, ich sei auf falschem Pfade. Aber es war schon zu spät. Ich hatte einen zackigen Wall von Blöcken erklommen — es war die erstarrende Lava selbst, ich konnte nicht mehr vorwärts und nicht mehr zurück. Der Boden war glühend heiß, und die Sohlen meiner Schuhe begannen zu verkohlen. Dazu die betäubenden, erstickenden Dämpfe — noch eine Minute, und ich war verloren.

„Da stand nun der arme Marchese und rief zu Gott und allen Heiligen, auch zu den Führern, aber die waren weit zurück, und er selbst fürchtete für sein Leben, vielleicht noch mehr für seine elegante Fußbekleidung. Da war es Professor Vollmar, der mit gewaltigen Schritten wie ein Heros über die Aschenwälle und Lavablöcke kam und mich ergriff —"

„Und du hast dich von ihm tragen lassen, Valesca?"

„Es blieb nichts übrig, um mein Leben zu retten, denn ich war halb bewußtlos. Vollmar trug mich hinauf über spitze Kämme und geborstene Quadern, einen weiten, weiten Umweg, bis wir endlich wieder sicheren Boden unter den Füßen hatten. Da brach er selbst zusammen, aber der Marchese war seitdem unsichtbar geworden. Damals, dort oben in der wehenden Asche, über den Gluthen der Hölle und selbst halb betäubt von dem Qualm hat er mir zum ersten Mal seine Neigung bekannt — in zusammenhangslosen Worten, in schüchternen Lauten. Es rührte mich, auch wenn ich keine Antwort fand. — Am selben Abend und am anderen Tage war das Erlebniß wie ein dämonisches Traumbild des Inferno, und Vollmar so wenig wie ich wagten darauf zurückzukommen.

„Aber eine Antwort fand ich eine Woche später in den Katakomben von San Calisto zu Rom — dort in dem tiefen Labyrinth der unterirdischen Todtenstadt, wo rührende Inschriften und Trostsprüche auf den engen Wänden stehen, auf den Grabkammern der Verfolgten. Vor länger als einem Jahrtausend irrte auch ein Armer durch diese Finsterniß, um das Grab seiner Geliebten zu suchen. Sein Ausruf, seine Frage, die er auf die Wände schrieb: Wo bist du, meine Sophronia? zieht sich wie ein Faden stundenweit durch das Wirrsal des Labyrinths — endlich, an einem Abgrund verschwindet seine Inschrift. Und gerade dort hat man in heutiger Zeit die Ruhestätte Sophronia's gefunden.

„Professor Vollmar erzählte mir die rührende Geschichte, und so waren wir bei flackerndem Fackellicht weit in der Finsterniß vorgedrungen. Zuletzt sagte er: Valesca, auch ich bin ein Suchender heut. Seit langen Tagen suche ich das erlösende Wort; soll es für immer im Abgrund begraben bleiben? Nein, hier will ich es wagen, und wenn es nicht zu Ihrem Herzen dringt, so soll es niemals gesprochen worden sein — das Wort, ob Sie mein sein wollen für Zeit und Ewigkeit. Ich kann es nicht wiederholen, was er hinzufügte. Meine Stimmung war eine feierliche, erhabene — wer kann solche heilige Augenblicke schildern, die selbst ein Stück Ewigkeit sind. Als wir zum Tageslicht wieder emporstiegen, war ich seine verlobte Braut."

Der Major war voll Unmuth aufgestanden und machte einen Gang zum Fenster, um es zu öffnen.

„Zürne mir nicht, lieber Charly. Ich dachte gleich an dich. Wir haben ja

jahrelang unzertrennlich mit einander gelebt. Ich sah deine Mißbilligung, deine Vorwürfe voraus, als hätte ich eine Treulosigkeit gegen dich begangen. Ich wußte auch, du würdest solchen Bund eine Mißheirath nennen, aber was galten solche Bedenken vor einem Charakter, den ich als rein und selbstlos erkannt. Ja, lieber Bruder, im ewigen Rom schwinden die kleinen modernen Maßstäbe; wir Barbaren lernen wieder antik und rein menschlich fühlen und schließlich — kannte ich mich doch selbst nicht mehr."

Der Major wandte sich jetzt. Seine Miene war ungeduldig. „Ich begreife nicht, liebe Schwester, warum ich das Alles noch einmal hören soll, denn das Meiste stand ja bereits in deinen Briefen. Wenn du es wissen willst: ja, ich sah diese Entscheidung als eine Verirrung an. Du, der Stern, die Königin der Gesellschaft, umworben von der Elite des Adels und der Armee — und nun ein solches philisterhaftes, hausbackenes Ende mit einem Stubenhocker, einem Bücherwurm!"

Valesca senkte ihr Haupt, gleichwie bejahend, ohne ein Wort zu erwidern.

„Na, ich will nicht von Neuem die Rolle des Burbero spielen," sagte der Major einlenkend. „Bedenke ich auf der anderen Seite deine ungewisse Zukunft, deine stete Unruhe, deine wachsenden Lenze —"

„Lieber Bruder, jetzt wirst du unartig."

„Aber, liebste Valesca, auf die Weisheitszähne, denke ich, brauchst du nicht mehr zu warten, enfin, ich habe mich endlich drein ergeben, ja ich bin sogar glücklich und stolz, daß es so gekommen."

Und als Valesca ihn fragend ansah, fuhr er fort. „Hm, es ist doch nichts Kleines, eine anerkannte Größe zu sein. Celebrität in der Wissenschaft, Busenfreund Humboldt's seinerzeit — jetzt nach Dorpat berufen, habe auch seinen Namen im Lexikon gefunden. Wie ich höre, will ihn die Regierung zum Hofrath machen. Welt und Schliff soll er besitzen, auch namhaftes Vermögen — nun, darauf brauchst du nicht zu sehen. Kurz, wie gesagt: wir dürfen uns noch etwas darauf einbilden, ihn zu den Unseren zu zählen. Was mich betrifft, ich gebe schließlich meine Einwilligung mit Freuden."

„Ich danke dir," erwiderte Valesca nach einer Pause mit halbem Tone. „Und doch wollte ich, du hättest länger widerstanden."

„Länger widerstanden! Wie ist das zu verstehen? Du wirst doch nicht jetzt — noch im letzten Augenblick, so zu sagen dicht vor dem Altar —"

„Nimm das nicht so tragisch, lieber Bruder," sagte Valesca und schüttelte das schöne Lockenhaupt, als wäre sie vom Schlafe erwacht. „Ich habe lange mit mir gekämpft, habe Alles erwogen. Es geht nicht anders. Ich muß das Band nun dennoch lösen."

„Valesca!" rief der Major und stampfte mit dem Fuß auf den Teppich. „Das ist zu arg!"

„Immerhin, und von dir verlange ich, lieber Charly, daß du mir dabei behülflich bist. Allein, fühle ich, vermag ich es nicht. Mir fehlt die Kraft. Ich achte ihn zu hoch, um ihm wehe zu thun; auch möchte ich jeden Eclat vermeiden. Du mußt mir helfen."

„Zu einer Unbesonnenheit nimmermehr. Das wäre charakterlos. Ein gegebenes Wort gilt mir mehr als eine deiner spleensüchtigen Launen. Dabei kommt die Ehre ins Spiel. Das ist keine Commission für mich!"

„Martere mich nicht, Charly," klagte Valesca. „Du siehst ja, ich bin namenlos unglücklich!"

Aber der Major, der immer noch auf und ab ging, beachtete diesen Ruf nicht.

„Daß nicht Alles so ist, wie es sein sollte, sah ich gleich — aber ich dachte, das sei eine flüchtige Verstimmung, wie sie zwischen Liebesleuten vorkommt. Ein Gewitter, nach dem die Luft desto reiner wird. Und weiter ist es auch nichts — laß der Zeit ihr Recht, und Alles kommt wieder in das Geleise."

„Nein, lieber Bruder, eine Laune ist es diesmal nicht, wie oft soll ich es wiederholen. Du siehst ja meine Thränen."

„Nun, bei allen Hasen, was ist's sonst?" rief der Major mit komischem Ingrimm und nahm in heftiger Weise wieder Platz. „Also heraus mit deinen Gründen — oder hast du keine?"

„Gründe, hundert für einen," sagte Valesca und beruhigte sich allmälig, „aber es ist nicht leicht zu sagen. Sieh, als ich in Italien war, befand ich mich wie in einer anderen Welt, losgelöst von allen heimischen Verhältnissen und unter anderen Lebensbedingungen. Dort ist ein Gelehrter ein Riese, aber seit wir nun wieder hier sind in unserer Gesellschaft, da kommt es mir vor, als ob er so zu sagen zusammenschrumpfe."

„Nonsens, liebste Valesca, das verstehe ich nicht."

„Weil du nicht dabei warst, weil du ihn nicht kennst. Zuerst fiel es mir auf, als wir unser Gut besuchten in Willmersroda und Visiten machten in der Nachbarschaft. Daß er in der Landwirthschaft ein Neuling und den Verwalter belehren wollte über die Rinder des Helios, das war nur ein komisches Intermezzo, aber in Gesellschaft. Du kennst ja die Bardenfelds, unsere lieben Nachbarn. So viel sie sich auch Mühe gaben, es war Alles vergeblich, den Professor auch nur zu beschäftigen. Whist und Tarok sind ihm fremd; nun, das wäre zu verzeihen. Er fährt weder, noch reitet er und haßt sogar die Jagd, ich glaube, er fürchtet sich vor aller Art Waffen; auch das wäre zu ertragen, obgleich es nicht schön war, daß er sarkastische Bemerkungen machte über das Duell und den Begriff der Standesehre, so daß ihn die Bardenfelds schließlich belächelten und von oben herab behandelten, was er nicht einmal zu merken schien; aber es kam immer schlimmer. Man sprach vom Hof und vom letzten Kriege, wo der General, der Schwiegervater Bardenfeld's, die Schlacht entschied. Nun stelle dir vor, wie Vollmar sich benahm. Er sprach von den Germanen des Tacitus und von Cäsar's Kriegen in Gallien, als wenn unsere ruhmgekrönten Helden ihm ganz uninteressant wären, und der General war inzwischen selbst eingetreten. Ich kann dir meine Verlegenheit nicht beschreiben. Er ist durchaus ein Fremdling in unserer Sphäre. Alle unsere Lebensinteressen sind ihm fremd, mit einem Wort, er ist doch kein Cavalier, und das Ende war, daß er eine traurige Rolle spielte oder, wie du es nanntest: eine hausbackene."

„Das ist freilich schlimm, liebe Valesca, aber das Alles wußtest du in Rom."

„Doch nicht, dort war er ein Heros, aber hier kam der unmoderne Mensch zum Vorschein."

„Ah bah!" rief der Major, „auch solch ein Mann läßt sich erziehen, oder umgekehrt: du wirst dich nach ihm ändern. Wenn dich dort seine Art nicht gestört hat, wirst du für seine Mängel einen Ersatz finden in seinen Vorzügen, in seinem Beruf."

„Ja, wenn wir in Rom lebten."

„Und was hält euch ab. Wenn nicht in Rom, dann in Dorpat."

„Nun und nimmermehr!" rief Valesca mit Leidenschaftlichkeit. „Das ist ja eben der letzte Grund unseres Bruchs, denn ich wollte, er solle den Ruf nicht annehmen. Ich bitte dich, was soll ich in Rußland — in dem traurigen Lande des ewigen Winters, und ebenso in

Rom. Das Vaterland aufgeben für immer, das wirst du mir nicht zumuthen! Italien, so schön und zauberhaft es ist, kann einer deutschen Frau doch nicht auf die Dauer genügen. Und gesetzt auch, ich fände mich dort in Alles, er selbst würde seinen Wirkungskreis vermissen und unglücklich sein."

„Mir scheint, liebe Valesca, du bist eine Selbstquälerin geworden," sagte der Major mit dem Tone des Unwillens. „Eine Frau findet überall ihr Paradies, wo sie ihren Mann glücklich weiß; verzeihe diesen Gemeinplatz — aber freilich gilt er dir nur unter der Voraussetzung, daß du ihn, deinen Erwählten, liebst; das ist die Hauptfrage."

Valesca schwieg auf diese Gewissensfrage einen Moment, dann seufzte sie tief auf. „Was man so Liebe nennt in Romanen, bester Charly, ich weiß nicht, ob das für mich existirt. Ich verehre Vollmar mehr, als ich sagen kann, aber ob das die Liebe ist, von der die Poeten singen, ich weiß es nicht. Die Sprache der Leidenschaft, jene allbezwingende, überschauernde, habe ich niemals von ihm vernommen. Vielleicht existirt sie nur im Reich der Träume, aber nicht in der Wirklichkeit. Ich bin eine Thörin, ich weiß es — aber ich kann es nicht anders ausdrücken, was ich vermisse. Sieh, wir trafen auf jener Reise auch mit einem Irvingianer zusammen — die langen Haare in der Mitte gescheitelt und jedes Wort voll Salbung —; ich glaube, er war vom Range der Erzengel. Kann man einen solchen lieben? ich weiß es nicht. Und so geht es mir mit Vollmar. Ich bin ein Weltkind und er ein Heiliger; sind wir zusammen, meine ich immer in einer Kirche zu sein."

„Nun, so mache dein Dasein zum Tempel, Valesca. Nimm es mir nicht übel, aber ich vermisse bei dir den rechten Lebensernst. Ich will nicht sagen: du hast mit deinem Leben gespielt und mit den Herzen der Männer, aber du könntest doch gelernt haben, daß leere Verhältnisse auf die Dauer nicht befriedigen. Die Zeit vergeht, und wer weiß, ob wir ewig zusammenbleiben. Wenn kein Widerwille in dir vorhanden gegen ihn, ist alles Uebrige nur Caprice. Du wirst bereuen, dein Glück und deinen Beruf auf immer verspielt zu haben. Ich war froh, daß du endlich gewählt hattest, und nun dies Ende — um nichts!"

„Du bist grausam, Charly, höre auf; ich kann deine Worte nicht mehr ertragen!" Und das schöne Weib brach in krampfhaftes Schluchzen aus.

Es entstand eine lange Pause. Der Major ging wieder mit starken Schritten auf und nieder. Eine Art von Mitleid mischte sich in seinen Unwillen, und so ließ er die Bedauernswerthe sich ruhig ausweinen.

Endlich erhob sich Valesca und warf sich stürmisch an die Brust ihres Bruders.

„Du hast Recht in Allem und Allem, liebster Charly, wenn ich's auch seltsam finde, daß du so warm seine Partei ergreifst, als wäre ich dir eine Last. Aber deine Andeutung, daß wir nicht zusammenbleiben, sagt Alles. Du willst mich also wirklich von dir stoßen?"

„Wer in aller Welt sagt das?"

„Sieh, ich mache ja so wenig Ansprüche an das Leben. Muß es denn durchaus geheirathet sein. Die Ehe ist doch nicht das höchste Glück für Alle. Mir war die Freiheit immer das höchste Gut."

„Liebes Kind, denke nicht so gering von den Männern," erwiderte der Major scherzend. „Das könnte auch mich beleidigen."

„O du!" und sie umschlang ihn von Neuem, „ja, wenn er ein Mann wäre wie du — aber wenn ich ihn mit Anderen vergleiche —"

„Aha — also ein Anderer — jetzt werden wir auf den wahren Grund kommen."

„Nein, nein, ich denke nur an dich allein!" rief Valesca mit Innigkeit. „Wir haben jahrelang zusammengelebt. Du bist das Ideal eines Mannes wie keiner. Du weißt Alles, du kannst Alles. Zu dir sah ich von Jugend an hinauf wie zu meinem Lehrer und einzigen Freunde. Ja, wenn er wäre wie du: selbstlos, ritterlich, ein ganzer Edelmann — mit einem Wort, wenn er wäre wie mein Charly, dann gäb' es keinen Zweifel und kein Bedenken!"

Der Major lachte kurz auf. „Ich bitte dich, mache keinen Heiligen aus mir und keinen Götzen. Aber ist das wirklich der letzte Grund, oder ist es nur ein neuer Vorwand?"

„Nein, Liebster," sagte Valesca mit einer gewissen feierlichen Wärme. „Wie oft war ich in der Lage, zu wählen, aber mit dir verglichen, hielt kein Anderer Stich — sie verschwanden Alle vor deinem Werth, auch Vollmar — und so mag es beim Alten bleiben!"

„Hm" — der Major wurde ernst. „Das wäre ja ein ganz neuer Conflict — ein Problem, daß Bruder- und Schwesterliebe zum Verhängniß wird und zum Hinderniß für das Glück. Aber was ist da zu thun? Der Casus könnte tragisch aussehen, wenn er nicht halbkomisch wäre; aber im Ernst gesprochen, liebe Valesca, so kommen wir zu keinem Ende. Wie gesagt, wir können doch nicht ewig zusammenbleiben."

„Was meinst du, Charly?" rief Valesca fast erschreckt. „Du schweigst? Du willst sagen: wenn du einst nicht mehr bist. Das ist weit hin. Du wirst deine arme Valesca gewiß überleben, darauf lasse ich es ankommen."

„Es braucht nicht gestorben sein an Altersschwäche, mein Kind. Für den Soldaten steht der Tod immer vor der Thür. Aber es können auch andere Fälle eintreten, die uns trennen."

„Welcher Fall, Charly?" und die schöne Schwester hing sich an den Arm des Bruders. „Ah — du wirst doch nicht selbst auf Freiersfüßen gehen? Böser Bruder, mich so zu erschrecken! Das hättest du längst gethan, wenn du nicht als Weiberfeind bekannt wärest. Der Phönix von Frau ist noch nicht geboren, der dich fesseln könnte, und erschiene sie wirklich, ich müßte sie hassen wie meine Feindin! Wenn du ehrlich bist, mußt du es sagen — du hast doch keine lieber als deine Valesca!"

Der Major küßte die Zärtliche, welche sich an ihn schmiegte, auf die Stirn, dann sagte er mit humoristischem Tone:

„Schon gut, liebes Kind, aber was in aller Welt soll daraus werden? Ich kann dich doch nicht heirathen."

„Böser Charly!" und die kleine Hand hielt ihm den Mund zu. „Wozu überhaupt an die Zukunft denken — und wenn man glücklich ist als Bruder und Schwester, wozu braucht es dann einen Dritten oder eine Dritte. Ist Geschwisterliebe nicht reiner und heiliger als jede andere? Du weißt nun Alles, Charly. Du hast mir bittere Wahrheiten gesagt. Nun mache auch Alles wieder gut. Gehe zu Vollmar, er wohnt jenseits des Orts beim Revierförster. Löse unser Band in schonender Weise. Bestimme ihn, abzureisen. So lange er da ist, fürchte ich mich vor ihm und getraue mich keinen Schritt hinaus. Schon heute Morgen gab es einen fatalen Auftritt am Brunnen und vor fremden Augen, und deshalb blieb ich Nachmittags daheim und hielt mich eingeschlossen. Ich will ihm ja nicht wehe thun, ich will ihn selbst von einer Fessel befreien. — Hier sind alle seine Briefe und kleinen Andenken. Wenn er Alles überlegt, wird er zustimmen. Wir

wären doch nicht glücklich geworden mit einander, so recht glücklich, wie wir Beiden es sind; nicht wahr, mein Charly?"

Und kosend und scherzend drang sie dem Bruder ein Packet von Briefen und eine kleine Chatouille mit Gemmen, Perlen, Medaillons, Korallenschnüren und anderen mehr oder minder werthvollen Kleinigkeiten auf.

Dann entwich sie plaudernd und lächelnd wie eine Sylphe in das anstoßende Cabinet, um sich umzukleiden.

Der Major war allein.

* *
*

„Da geht sie hin — sie will ihm nicht wehe thun und tritt sein Herz mit Füßen — will mit schonender Hand lösen und stößt ihm das Schwert in die Seele. So sind die Frauen — wär's nicht meine gute Valesca, ich könnte den Stab über sie brechen! Ist diese Unbeständigkeit nun bloß eine krankhafte Laune — bloß Mangel an Entschlossenheit, oder was sonst?

„Zurückweisung eines angesehenen, trefflichen Mannes — um nichts oder eines sonderbaren Conflicts halber; der Casus wäre wirklich komisch, aber wo ist seine Lösung? Und dazu meine verwünschte Situation — lieber eine Batterie im Sturm nehmen, statt einem braven Mann das letzte Licht seiner Hoffnung ausblasen!"

So und ähnlich mochten die Betrachtungen lauten, die sich dem Major aufdrängten. Er war im Ernst auf seine schöne Schwester erzürnt, erzürnt über diesen Mangel an Charakter und Aufrichtigkeit. Alle ihre Gründe wogen nichts; und wenn ihn auch eine gewisse Rührung überschlich, daß die Schwesterliebe in seinem eigenen Werth ein Hinderniß der Entschließung sah, so mußte ihm ein solcher Vorzug doch als Selbsttäuschung, ja als Unnatur erscheinen.

„Auch eine Art Sühne für unsere Vortrefflichkeit, nun den Schaden zu repariren, den sie angerichtet. Wäre ich wirklich der Einzige, der im Wege stände? Tolle Idee — es thäte Noth, ich entkleidete mich dieses Zaubers, thäte etwas, um ihre hohe Meinung herabzustimmen — oder ich verliebte mich in die erste Beste. Aber in wen gleich? — Nein, liebes Kind — in Einem hast du Recht: du allein bist schuld, daß wir die Weiber gleichgültig geworden sind. Aber wenn ich nun doch eine Wahl träfe — wenn auch nur zum Schein. Bah — lassen wir das den Komödienschreibern. Lustspiele kann man zuweilen erleben, aber man soll sie nicht erkünsteln."

Seufzend steckte der Major die anvertrauten Briefe und die kleine Chatouille zu sich, um sich auf den Weg zu machen und sein gewöhnliches Absteigequartier im Gasthaus zur Alpenrose aufzusuchen.

In diesem Moment sah er durch das Fenster, welches auf das Seeufer hinausging, in einiger Entfernung einen Mann am Strande stehen. Er glich sichtlich jenem, dem er vorhin im Hofe begegnet war — dem Professor Vollmar.

Sollte dieser auf ihn warten? Fast schien es so. Der Major überlegte einen Augenblick. Wozu jetzt schon die entscheidende Begegnung — sie konnte leicht von neugierigen Gaffern beobachtet werden, und wer konnte berechnen, wie sie enden würde.

Als der Major wieder hinsah, war der Mann verschwunden. Desto besser. Nein, heute keine Begegnung. Zeit gewonnen, Alles gewonnen. Wer konnte wissen, ob Valesca nicht morgen schon wieder anderer Meinung war und in anderer Stimmung, obschon wenig Aussicht dazu vorhanden.

Der Major schritt wieder über den kleinen Hof der Villa, dann durch den Garten und eine Strecke bergauf zwischen Erlen und Haselstauden, bis er eine freie

mit Bäumen besetzte und von einer niedrigen Mauer umfriedete Anhöhe erreichte.

Es war der Kirchhof der Ortschaft, in der Mitte eine kleine Capelle — eine stille abgelegene und beschauliche Stätte mit grasbewachsenen Hügeln, schattigen Alleen und über das Mäuerchen weg mit entzückender weiter Aussicht über den tiefblauen blitzenden See.

Von hier konnte er ungehindert auf einem Seitenpfade zum Gasthaus zur Alpenrose gelangen. Als er den Ausgang des Gottesackers beinahe erreicht hatte, dort, wo neben der halbzerfallenen Steintreppe ein Vorsprung wie eine Art von Bastion heraustritt, sah er im Schatten der Linden einen Mann auf einer Bank sitzen.

Jetzt, als der Major sich näherte, wandte sich die Gestalt und erhob sich. Es war der Professor Vollmar.

Beide Männer standen sich gegenüber, und nun kam es dennoch zu der gefürchteten Begegnung, zur unerwünschten Auseinandersetzung.

* *
*

Professor Erich Vollmar sah bleich aus wie ein Uebernächtiger. Seine Haltung war nicht gebrochen, aber doch eine unsichere, als er jetzt den Hut lüftete.

„Wenn ich mich nicht irre, Herr Major von Eschenloh?"

Der Major verbeugte sich.

„Es mag immerhin den Forderungen der guten Sitte zuwider sein, seinem Gegner so offen in den Weg zu treten, und doch möchte ich Sie auf das dringendste um einige Worte bitten. Ich kämpfe mein Mißtrauen nieder, weil ich Sie für einen Gentleman halte."

Die metallene Stimme des Professors hatte einen milden, wohllautenden Klang. Der Major betrachtete seinen „Gegner" nicht ohne Interesse. Das war eine geistvolle, bedeutende Physiognomie. Unter den buschigen Augenbrauen blitzten ihn zwei durchdringende klare Augen an, und um die Schläfen des edel geschnittenen Gesichts ringelte sich kurzes Gelock. Er konnte sogar als ein „schöner Mann" gelten, und der Major mußte sich im Stillen gestehen, daß Valesca keinen schlechten Geschmack gezeigt habe.

Da der Ort einsam und menschenleer war, deutete der Major auf die Platanenallee, die zur Capelle führte. Ein leises Rauschen zog durch die Wipfel, und vom Strande herauf scholl das monotone Anbranden der plätschernden Seefluth.

„Wenn es gefällig ist, Herr Professor — ich stehe zu Diensten."

Beide Männer machten einige Schritte, dann standen sie still. Der Professor stützte sich auf seinen Stock, den Kopf nachdenklich geneigt. Er suchte offenbar nach dem rechten einleitenden Wort.

„Die Situation, in welcher wir uns befinden, mein Herr Major, ist weder gewöhnlich noch ganz klar; doch darf ich wohl voraussetzen, daß Sie wissen, was vorgefallen. Sie sehen mich aufgelöst in Schmerz, Kummer und Verzweiflung. Mein Lebensglück, so festbegründet es schien, ist plötzlich von unbekannter Hand zerstört und aus unbekannten Gründen. Zwar es mag unpolitisch sein, den zum Vertrauten zu machen, der unser entschiedener Gegner war und ist, aber ich wage es dennoch! Sagen Sie mir offen, mein Herr Major, Auge in Auge und Stirn gegen Stirn, was haben Sie gegen mich? — Valesca hat jahrelang unter Ihrem dominirenden Einfluß gestanden. In Italien ward sie frei davon, und mir wurde das namenlose Glück zu Theil, ihr Herz zu gewinnen. Kaum aber in ihre heimische Sphäre zurückgekehrt, ist sie auch wieder dem alten Bann verfallen, und heute verschließt man mir die Thür — mir, ihrem verlobten Bräutigam. Ohne

Zweifel habe ich das Ihnen allein zu danken."

„Darin sind Sie doch im Irrthum, Herr Professor," sagte der Major. „Ich bin nicht Ihr Gegner, wenn ich auch zugebe, daß ich es war noch bis vor einigen Tagen."

„Also doch — das genügt, denn ich habe die Wirkungen empfunden und empfinde sie noch. Nun, mein Herr Major, ich bitte um volle Offenheit, ich bin nicht der Mann, der vor leeren Vorurtheilen zurückweicht oder vor irgend welchen Insinuationen die Segel streicht!"

„Besänftigen Sie sich, Herr Professor," erwiderte der Major. „Nehmen Sie meine Versicherung, daß ich Sie hochachte und daß es mein sehnlichster Wunsch gewesen, es wäre zum erfreulichen Bunde gekommen statt zum Bruch."

„Also wirklich zum Bruch, und das sagen Sie so kurzweg, ohne weitere Begründung!" Das edle Gesicht des Gelehrten erschien fast entstellt. „Wenn Sie nicht durch Discretion gebunden, wenn Ihre Worte im Ernst gemeint sind, so sagen Sie mir ohne Rückhalt, was Valesca zu dieser unerklärlichen Sinnesänderung veranlassen konnte? Ich verehre Sie als den Bruder Valesca's. Selbst wenn Sie mir wehe thäten: von Ihrer Hand schmerzt es nicht. Ist es etwas, das sich ausgleichen läßt, so würde ich Ihre Vermittelung anrufen. Ich flehe inständigst darum!"

„Vermittelung jetzt noch, bester Herr Professor? Ein Bruch vor dem entscheidenden Ja ist unter allen Umständen immer noch besser als eine Scheidung nachher."

„Scheidung nachher, wie kommen Sie darauf?" rief der Professor mit neuer Erregung. „Dann muß ich doch auf Weiteres dringen. Sie begreifen, daß mich solche nichtssagenden Ausflüchte in keiner Weise befriedigen können. Valesca hat sich mir verlobt, und diese Thatsache ist bekannt geworden diesseits und jenseits der Alpen. Eine solche Entscheidung macht man nicht rückgängig, ohne der Ehre zu nahe zu treten. Außerdem handelt es sich um meinen Ruf nach Dorpat. Er bringt mir den ersehnten Wirkungskreis; unabhängig war ich auch so, aber ohne Valesca's Zustimmung kann ich den Ruf nicht annehmen. So sehe ich Zerstörung und Vernichtung auf allen Seiten!"

„Aber bester Professor!" rief der Major. „Ihre Wissenschaft sollte Ihnen doch höher stehen als ein möglicher Irrthum in Herzenssachen. Nehmen Sie den Ruf an und reisen Sie — was soll ich Ihnen sonst weiter sagen!"

Der Major stand in wachsender Verlegenheit. Die eigentlichen sogenannten Gründe Valesca's mochte er nicht erwähnen — um so weniger, da er sie selbst mißbilligte. Dieser ehrenhafte Mann gewann unmerklich mit jedem Wort mehr seine innigste Theilnahme. Er imponirte ihm ebenso durch seine Würde als durch seine Beharrlichkeit; und so fühlte sich der Major von Neuem ernstlich aufgebracht gegen die unbegreiflichen Launen seiner Schwester. Unversehens fuhren ihm jetzt die Worte heraus:

„Bester Herr, ich verstehe Valesca selbst nicht, aber so viel ist sicher, Sie würden nie mit ihr glücklich werden. Sie passen nicht zusammen."

„Das muß ich erst heute erfahren und durch Sie?"

„Offen heraus. Ich fürchte, Sie stellen Valesca viel zu hoch!"

„Zu hoch — das sagt mir ihr Bruder!"

„Weil er sie besser kennt als ein Fremder. Mein Gott, erwägen Sie doch die vielfache Verschiedenheit, ich will nicht sagen der socialen Stellung, aber der Lebensgewohnheiten, der Lebensanschauungen, der Erziehung, der gesellschaftlichen Umgebung, der eingesogenen Vorurtheile

und Illusionen, kurz die ganze andere Art des Savoir vivre und Savoir faire, hunderttausend kleine Beziehungen und Fäden, Bagatellen, wenn Sie wollen, aber sie verstricken sich zu einem Gespinnst, aus dem eine Frauennatur niemals mehr herauskommt. Die Tauben der Venus passen nicht zur Eule der Minerva, so wenig wie der Pfau der Juno, wenn Sie dies Gleichniß gestatten wollen."

„Sagen Sie es lieber gleich mit dem rechten Wort: es ist also die Besorgniß vor einer nicht ebenbürtigen Ehe!"

„Nicht so, wie Sie meinen," erwiderte der Major. „Es giebt auch Mesalliancen des Geistes, des Herzens, der Charaktere — und dann wären Sie vielleicht derjenige, der Bedenken erheben könnte."

„Das verstehe ich nicht," sagte der Professor mit Schärfe, „und bitte, Ihre Ironie zu sparen. Ich sehe in Ihren Windungen nur das Bemühen, auszuweichen und die Sache zu verdunkeln. O, es ist unwürdig, mein Herr, sich zwischen die ehrliche Neigung zweier Herzen zu drängen und ihre schöne Blüthe zu zerstören!"

„Neigung — bester Herr Professor, da liegt es eben!" rief der Major. „Sind Sie denn so sicher, daß Sie Valesca's Neigung besitzen?"

„Dann müßte sie eine Circe, eine Sirene sein — hundert ihrer Briefe haben es mir eingestanden!"

„Schon gut, Herr Professor; aber wenn man Neigungen gewinnen kann, kann man sie auch wieder verlieren."

„Sie meinen, durch meine Schuld — das müßte erst bewiesen werden, das müßte mir Valesca selbst sagen, wenn ich es glauben sollte. Nur ein Wort, nur eine einzige Zusammenkunft mit ihr, und Alles könnte gut werden. Ich beschwöre Sie, Herr Major, vermitteln Sie das! Ich will es Ihnen lebenslang danken!"

„Sie fordern mehr, als in meiner Macht steht, Herr Professor."

„Ja wohl, es ist klar — weil Sie allein zwischen uns stehen, Sie und kein Anderer!"

„In gewissem Sinn haben Sie Recht," erwiderte der Major, der es am besten hielt, nun doch die ganze Wahrheit zu sagen. „Sehen Sie, wir sind seit langen Jahren an einander gewöhnt. Valesca hängt an mir von Jugend auf — nun fällt es ihr schwer, ja es ist ihr unmöglich, mich zu verlassen. Sie werden zugeben, daß dies eine Complication eigener Art. Wohl denkbar, wenn ich mich auf immer von ihr trennte, daß sie dann anders entschiede. Aber was soll ich machen? Heirathen wie Sie — dann wäre die Bahn frei; aber heirathen gleichsam aus Gefälligkeit, das werden Sie mir nicht zumuthen. Außerdem bin ich als alter Misogyn schlecht angeschrieben bei dem beau sexe. Ich halte wenig von den Töchtern Eva's im Allgemeinen wie im Besonderen. Thun Sie desgleichen, Professor!"

„Von dem Bruder Valesca's klingt eine solche Behauptung mindestens unbegründet."

„O, lesen Sie Balzac! In seiner Physiologie du mariage finden Sie Alles. Wie geht es meistentheils? Man nimmt sie, ohne sie nur recht zu kennen; was Wunder, daß man dann Metamorphosen erlebt. Aus Mignons werden Salondamen, aus Corinnen Koketten, aus Lotten Verschwenderinnen, aus bescheidenen Gretchen böse Sieben. O, Goethe hat ganz Recht, dem Eros zwei kleine Teufel zu Gefährten zu geben; sie folgen auf seinen Spuren und sind seine Erben, wenn er davongeflogen."

Und die ganze Herbheit des „Weiberfeindes" kam zu Tage. Er citirte Schopenhauer's beißende Sarkasmen über die Frauen, und wer den Major so hörte,

konnte daraus den Schluß ziehen, weshalb er selbst bisher kein Glück bei dem schönen Geschlecht gefunden. In diesem Sinn erging er sich in noch schärferen Aeußerungen über die „Rippe Adam's", über die „Stifterinnen der Unruhe" und „Urheberinnen alles Uebels". Schließlich brachte er selbst Shakespeare ins Feuer und zwar die berühmte Stelle aus Lear:

„Vom Leib herab sind sie Centauren, wenn
Auch Weiber ganz von oben,
Nur bis zum Gürtel bleiben sie den Göttern!"

Der Professor staunte über die kaustische Art dieses „literarischen" Majors, aber alles das paßte doch wenig zur Situation. Was sollten ihm diese Citate?

„Allen Respect vor Ihrem Pessimismus, Herr Major," sagte er. „Ich habe mir eine bessere Meinung von den Frauen bewahrt. Und Sie wären nur zu beklagen, wenn Sie aus Erfahrung sprächen."

„O, was das betrifft," rief der Major, „seine besten Erfahrungen macht man an Anderen! Und alles jenes wäre noch nicht das Schlimmste, aber es giebt bösere Erfahrungen. Wohl der guten Haut, die sich ins Joch der Ehe gebeugt; nachher schweigt die Chronik, und es ist gut, daß geschwiegen wird vom Durchschnittsglück, denn es ist nicht der Rede werth. Aber heirathen und dann Entdeckungen machen, Antecedentien auf die Spur kommen, Romane durchblättern in alten Tagebüchern, unter Asche und Lava noch alte Flammen lodern zu sehen und dann Spießruthen laufen vor mitwissenden Freunden, vor den Glücklichen der früheren Zeit, vor lachenden Augen und flüsternden Zungen; bah, wer kennt das ganze Register! Trösten Sie sich mit mir, Professor. Wie sagt Apostel Paulus: Wer es nicht verwinden kann, der nehme ein Weib, aber besser ist es, ehelos zu bleiben und zu entsagen."

Professor Vollmar war stehen geblieben; das Blut schoß ihm zu Hirn. Was sollte das Alles? Wollte ihn dieser militärische Mephisto zum Besten haben, oder lag ein Korn unheimlicher Wahrheit in seinen Allgemeinheiten?

„Herr Major, ich nehme Ihre Worte als Declamationen, die mich amüsiren. Verbinden Sie eine andere Absicht damit, so müßte ich um Erläuterung bitten."

„Erläuterungen worüber?" Der Major erschrak vor dem drohenden Gesichtsausdruck des Professors. „Was wollen Sie, mein Bester? Solche Aphorismen erläutern sich selbst. Die Früchte sind's der Erfahrung von Weisen aller Zeiten. Wer aufmerkt, erlebt dergleichen alle Tage. Dann wird man Philosoph und entsagt den Illusionen. Machen Sie es ebenso!"

„Ich danke für Ihren Rath. Eine blinde Resignation, die über Abstractionen stolpern könnte — eine armselige Philosophie, der über hohlen Allgemeinheiten das warme Leben abhanden kommt. Und was soll mir das Alles? Hier handelt es sich um ein verpfändetes Wort, um die Mannesehre oder um die Schmach, die auf mich zurückfallen muß. Herr Major," sagte er mit bebender Stimme, „ein Mann kann viel ertragen, aber auch die Kraft des Stärksten hat ihre Grenze, und vor gewissen Demüthigungen kann nur der Abgrund eine Rettung sein! Mein Dasein ist nichts mehr werth, wenn ich erleben müßte, daß eine theure Hand mich als werthlos verworfen, und ebenso, wenn ich nur das Opfer einer Täuschung war!"

„Um Gotteswillen, Professor, Sie werden doch nicht!" rief der Major erschüttert und ergriff die Hände des Gelehrten. „Nehmen Sie meine Versicherung, ich verehre Sie, ich liebe Sie, aber weisen Sie solche Gedanken von sich, die Ihrer nicht würdig sind. Pah! ich denke, das Leben eines Mannes hat höhere Ziele, als sich um Weiberlaunen und Weibergrillen zu härmen. Nehmen Sie

den bitteren Trank als ein Stoiker und reisen Sie ab. Andere Luft, andere Gedanken!"

„Ich danke Ihnen nochmals," erwiderte der Professor mit ruhigem und kaltem Tone. „Verlassen Sie sich darauf, ich werde meine Reise antreten."

„Und bald, das müssen Sie mir versprechen, und ohne den Versuch zu machen, meine Schwester noch einmal zu sprechen; das bedinge ich mir aus!"

„Auch das, mein Herr — der Rest ist Schweigen."

Es trat eine längere Unterbrechung ein. Der Nachmittagssonnenschein, der auf dem weiten Thale lag, brütete immer noch mit unvermindertem Glanze, und eine Todtenstille waltete weitum, als wäre die Stunde des Pan weit über den Mittag ausgedehnt.

Jetzt begann die kleine Glocke der Capelle zu läuten, langsam und eintönig, zum Zeichen, daß soeben ein Kranker in der Ortschaft in den letzten Zügen liege. Die Schwalben flogen in der drückenden Schwüle niedrig über die Gräser der Gräber, an deren Blumen hier und da ein bunter Falter reglos wie im Traum befangen hing.

Beide Männer, welche wiederholt die schattige Allee auf- und abgeschritten, traten in der Nähe der Mauer in das Helle heraus. Dort gähnte ihnen ein offenes, frisch ausgeschaufeltes Grab entgegen, seines Ankömmlings noch harrend, der hier seine letzte Ruhestätte finden sollte.

„Beneidenswerther, müder Wanderer, der hier schlafen wird," sagte der Professor, indem er nachdenklich an der Grube stand; „sein Herz hat ausgeschlagen, über alle Täuschungen hinaus und über allen Jammer des Daseins. O Menschenlos! das ist also die ewige Liebe, von der die Dichter singen, die heiligste Empfindung, die alle Himmel in sich schließt, heut nur Schall und Rauch, Wind und Rausch eines Schönheitstrunkenen, der sich einbildete, für ewig gefesselt zu sein bis zum Grabe, der nicht wußte, daß man stückweis stirbt im Menschenleben, daß alle höchsten Ideale, alle liebsten Ueberzeugungen eingesargt und begraben werden eine nach der anderen im Lauf der Jahre, bis der müde Leib zuletzt nachfolgt.

„Arme Valesca, auch du wirst es erfahren, wie treulos Zeit, Welt und Herzen sind. Heut noch magst du dich glücklich wähnen, aber eines Tages, wenn auch du verleugnet sein wirst wie ich — dann wirst du vielleicht meiner gedenken, dann wird die alte Wunde wieder aufbrechen, und lebenslang wirst du büßen, Beweinenswerthe, Herrliche, deren Werth Niemand erkannt als der Einzige, den du verworfen!"

Dieses Uebermaß „sentimentaler Einbildung" mißfiel dem Major doch im höchsten Grade, ja die „Eitelkeit" des Gelehrten reizte seinen Sarkasmus von Neuem.

„Darin möchten Sie doch im Irrthum sein, bester Herr," sagte er. „Meinen Sie wirklich, Valesca habe nur im allerletzten ihrer Verehrer Wunder welch Idol gefunden? So farblos ist ihr Leben nicht gewesen. Ueberhaupt brauchen Sie nicht zu fürchten, daß eine bevorzugte Natur so phantasiearm ist, um gerade auf einen deutschen Professor zu warten als Urbild der ewigen Liebe. Damit erledigt sich auch Ihr menschenfreundliches Mitleid. So unendlich unglücklich wird Valesca nicht sein. Den Trost kann ich Ihnen geben!"

„Ich verstehe Sie," sagte der Professor, und auch sein Ton gewann an Schärfe. „Comteß Valesca kann also auf ein farbiges Leben zurückblicken. Was verbirgt sich nicht Alles unter solchem Ausdruck. O, wer allwissend wäre, dies Eine könnte mich vielleicht heilen! Und nun, mein werther Herr Major, da Sie so viel

angedeutet, geben Sie mir auch den Rest der Medicin. Meiner strengsten Discretion können Sie versichert sein, denn bald schon wird diese Lippe auf immer verstummen. Sorgen Sie nicht, daß ich Hand an mich lege, aber die Natur wird hoffentlich ihren Dienst thun; ich weiß, daß ich es nicht überwinde. Und nun beschwöre ich Sie um das Letzte. Sagen Sie es mir wie einem Bruder: Hat Valesca sich etwas vorzuwerfen? Lastet wirklich eine sittliche Verschuldung auf ihr?"

Der Major erschrak abermals vor dem fiebernden, unstäten Blick des Unglücklichen. In der That sah er hier ein Menschenleben auf dem Spiel, und jetzt erst wurde ihm klar, was der Mißtrauische schon vorhin meinte — also abermals diese fixe Idee, dies ungeheuerliche Mißverständniß. Aber gleichviel, wenn dies allein den Phantasten heilen konnte, den er bemitleidete, so war auch das Gift willkommen. Eine wilde, ironische Laune überkam ihn, in welcher er den Schwärmer von oben herab behandelte.

„Mein verehrter Herr," sagte er mit starkem Tone. „Demjenigen, der sich über meine Schwester nur die geringste zweideutige Aeußerung erlauben wollte, würde ich eine Kugel in den Schädel jagen. Verstehen Sie mich! Im Uebrigen, wenn es Sie trösten, wenn es Sie retten kann, zu wähnen, Ihre kostbare Neigung verschwendet zu sehen, so denken Sie immerhin, was Sie wollen. Denken Sie: das himmlische Ideal sei höchst irdisch, unwerth einer dantesken Passion, wie Sie sie in Bereitschaft hatten. Die Heiligen compromittiren sich bekanntlich immer, wenn sie sich mit armen Weltkindern einlassen. Denken Sie, Valesca wäre Ihnen eine Last geworden; denken Sie, Sie selbst würden es bereuen und unerträglich gefunden haben, sich gekettet zu sehen. Denken Sie, was Sie wollen, aber kommen Sie zu sich. Schlagen Sie sich die Sache aus dem Sinn. Nehmen Sie den Ruf nach Dorpat an und reisen Sie, lieber heut als morgen. Wollen Sie das?"

Der Professor gab schweigend seine Hand.

„Und dann nochmals Ihr Ehrenwort, daß Sie keinen Versuch wagen, Valesca wiederzusehen oder zu sprechen!"

Der Professor Vollmar schwieg auch jetzt. Sein aschfahles Antlitz trug den Ausdruck tiefsten Leidens, über seine Lippen aber ging ein leises unverständliches Wort. Es lautete beinahe wie: „Also dennoch compromittirt!"

Beide Männer waren inzwischen wieder zum Ausgang des Kirchhofes gekommen. Der Augenblick nahte sich, in dem sie von einander scheiden mußten.

„Noch Eines, mein Herr Professor," sagte der Major. „Wie gesagt, ich gestatte Ihnen, zu denken, was Sie für wünschenswerth halten. Gedanken sind zollfrei, und der ärgste Ketzer in einer frommen Gemeinde kann kein Aergerniß geben, wenn er zu schweigen weiß. Also schweigen für immer und gegen Jedermann! Hier sind auch Ihre Briefe und kleinen Andenken. Lassen Sie mir die Valesca's sobald als möglich zukommen. Adieu. Keine Versicherungen weiter. Schade, daß wir uns nichts Erfreulicheres zu sagen hatten. Genesen Sie und vergessen Sie. Leben Sie wohl und halten Sie Wort. Auf Wiedersehen vielleicht in besseren Zeiten!"

Und mit raschen Schritten verließ er den Schweigenden, der eine Weile lang oben an der Mauer des Kirchhofs sichtbar blieb, während die „Zügenglocke" der Capelle von Neuem läutete.

Der Major setzte inzwischen seinen Weg zwischen Erlen und Stauden fort, um zur „Alpenrose" zu gelangen.

„Ei was," sagte er zu sich selbst.

„Bei unpraktischen Büchermenschen muß man auf die Phantasie wirken. Den Teufel mit Beelzebub austreiben — eine homöopathische Cur. Solche hohläugige Leidenschaft ist ja geradezu unheimlich, die schlimmste Gefährtin für das Leben. Valesca wäre ewig unglücklich geworden.

„Er muß fort. So lange er hier ist, hängt das Gewitter über ihr. Besser, er geht, und wär's mit der schlimmsten Meinung. Was liegt daran, wenn nur ein Unheil erspart wird. Ich hasse nichts so sehr als tragische Scenen und vollends sogenannte Katastrophen. Es wäre entsetzlich, wenn Valesca dergleichen auf dem Gewissen hätte.

„Schließlich ist sie auch selbst schuld, wenn er sie für eine Sirene hält. Viel besser hat sie ihn nicht behandelt. Und nun dieser heillose Conflict dazu! Bah, Komödienverwickelungen muß man mit Komödienkniffen behandeln!"

* *
*

Der andere Tag war heraufgezogen, stürmisch, regnerisch und kühl, als wollte der Herbst seine Herrschaft beginnen. Die schönen bewaldeten Anhöhen waren von dichten Nebeln umschleiert, und der graue, bleifarbene See rauschte mit schaumgekrönten Wellen.

Trotzdem fanden sich die Gäste des Curorts wie allmorgendlich, wenn auch heute mit Plaids und Regenschirmen, an der Brunnenhalle zusammen, während andere in den Arkaden des Curhauses promenirten.

Auch Comteß Valesca war erschienen, nachdem ihr Frau Crescenz, die getreue Schaffnerin, die Kunde gebracht, sie habe den Professor in aller Frühe mit seiner Reisetasche zum Posthause gehen sehen, und er sei bestimmt abgereist.

Das Befinden der schönen, vornehmen Dame schien heute nicht besonders erwünscht, die Frische des anmuthigen Gesichts war einer auffallenden Blässe gewichen. In Wahrheit: obgleich eine schwere Last von Valesca's Seele genommen, hatte sie doch keine rechte Erleichterung gefunden. Noch gestern Abend hatte ihr Bruder Karl Bericht über das Ergebniß der stattgefundenen Begegnung erstattet; aber seltsam, die Nacht war schlaflos gewesen, und heute war der graue, sonnenlose, stürmische Tag eben nicht geeignet, ihre düstere Stimmung aufzuheitern. Trotzdem nun die gewünschte Entscheidung gefallen, begann Valesca eine gewisse Leere zu empfinden. Es war dies nicht etwa Reue, daß sie nun ihre Freiheit wiedergewonnen, auch nicht der Wunsch, daß der Bruch weniger gewaltsam gewesen sein möge — nein, es war die naturgemäße Reaction der Abspannung nach den Aufregungen und Kämpfen der letzten Tage. Außerdem blieb noch eine gewisse Beunruhigung, so lange nicht die ausbedungene Zurücksendung ihrer Briefe erfolgt war.

Wie gewöhnlich war die schöne und gefeierte Comteß in der Brunnenhalle von einem Schwarm von Verehrern umgeben, aber alle Bemühungen der galanten Herren, eine belebte Unterhaltung in Gang zu bringen, waren heute erfolglos; Valesca blieb einsilbig und zerstreut. Nie waren ihr die Complimente des Baron von Wetter so fade, nie die Historien und Anekdoten des Hofraths von Angerstein so witzlos erschienen, niemals war der Rittmeister von Landseron so unausstehlich und anmaßend gewesen wie heute, und vollends endlich die Gräfin Binsenreuth mit ihren reifen Töchtern!

Was sollten diese bedauernden Blicke, diese theilnehmenden Erkundigungen, diese versteckten Fragen und herausfordernden Bemerkungen? Es war unerträglich, und Valesca bereute schon, ihr Zimmer verlassen zu haben. Somit war es denn

auch kein bloßer Vorwand, daß sie wegen „Indisposition“ plötzlich aufbrach und eilig in ihre Villa zurückkehrte. Da sie aber auch dort vor Besuchen nicht sicher zu sein glaubte, beschloß sie, eine Ausfahrt nach dem berühmten Kloster Werneck zu unternehmen, vier bis fünf Stunden weit südlich im Hochgebirge.

Zu diesem Zweck wurde der alte Habermann zur Posthalterei geschickt, um einen Zweispänner zu bestellen — auch zum Major, um ihn zur Mitfahrt einzuladen.

Der alte Mann kam nach geraumer Weile mit einer verworrenen Antwort zurück: er habe nicht ankommen können, aber der Herr Major würde sich um zehn Uhr einfinden.

Comteß Valesca, welche die Aengstlichkeit und Menschenscheu des alten Dieners kannte, begab sich nunmehr selbst zur Posthalterei, um ihren Wünschen Gehör zu verschaffen, aber sie kam mitten in eine tumultuarische Scene hinein. Es sei gestattet, den Leser vorher etwas zu orientiren.

Das Posthaus Sonnensee liegt in der Mitte der lang hingestreckten Ortschaft, nur durch die breite Landstraße vom unmittelbaren Ufer des Sees geschieden. Hinter dem einladenden, uralten Hause erhebt sich ein weitläufiger Berggarten mit weinbewachsenen Terrassen und Laubgängen, auf der obersten Höhe ein sogenannter Schirm, das heißt ein rundes Wetterdach, daneben ein Winzerhäuschen, in welchem außer Gartengeräthschaften auch Fernröhre und Fahnen mit Reichs- und Landesfarben aufbewahrt werden.

Der greise Posthalter Kaltenmoser ist als ein energischer Mann, aber auch als volksthümlicher Grobian bekannt und beliebt. Mit der letzten Post ist aus den Hochlanden eine Menge von Fremden angekommen, theils nach Beendigung ihres Sommeraufenthalts, theils durch die Aenderung des Wetters verscheucht. Nun drängen sie alle zugleich auf Weiterbeförderung zur nächsten Bahnstation.

In der Regel konnte man diese auch zu Schiff erreichen, aber daran ist heute nicht zu denken. Kein Schiffer wagt, bei dem ab und zu tosenden Sturm den wilderregten See zu befahren.

Posthalter Kaltenmoser seinerseits behauptet, keine Pferde mehr zu haben, vielleicht um schließlich die üblichen Taxen etwas hinaufzuschrauben.

„Was wollt's!“ rief er. „Die Passagiere von Schloß Heidenheim haben auch warten müssen. Allen kann man's nicht recht machen. — Es ist, um die Haare sich auszuraufen und die Wand hinaufzulaufen. Die verdammte Eisenbahn! Mag die Direction selbst für Pferde sorgen und Wagen. Früher war Fuhrwerk genug da bis zur Stadt — aber die ehrlichen Leute sind alle ruinirt von der Bahn, und Unsereiner auch. Ich hab' keine Pferde! — Macht, was ihr wollt!“

Auf so unfreundliche Worte blieben auch unhöfliche Antworten nicht aus, und der Tumult vor dem Posthause wuchs mit jeder Minute.

Um dem Gedränge zu entgehen, entwich Comteß Valesca in den großen Saal des Erdgeschosses, wohin sich auch andere Damen und Passagiere geflüchtet hatten.

Beim ersten Blick meinte sie in den Boden sinken zu müssen.

Wer stand dort an den großen Ofen gelehnt, in den Plaid gewickelt und eine Cigarre rauchend? War das nicht Professor Vollmar?

Valesca fühlte ihr Blut erstarren und hatte kaum noch die Besinnung, die nächste tiefe Fensternische zu erreichen, wie sie hoffte, unbemerkt. Was sollte sie thun? Aus dem Saal führte zwar noch eine Nebenthür in ein Hinterzimmer und von dort durch die Kegelbahn in den Garten,

aber auf diesem Wege mußte sie an dem Gefürchteten vorbei. Durch die Hauptthür wieder das Freie zu gewinnen, war unmöglich, denn sie war von dem Gedränge versperrt.

Umzusehen wagte sie sich nicht, aber sie fühlte es, daß Vollmar's Blicke auf ihr ruhten. Jetzt sprach er mit einem Geistlichen aus Kloster Werneck, dann begann er ein Gespräch mit Gräfin Binsenreuth, die gleichfalls anwesend war.

Valesca fühlte so zu sagen den Boden unter sich brennen; sie wollte wieder die breite Ausgangsthür gewinnen, aber sie vermochte nicht, sich zu bewegen; eine Art Lähmung hatte sie befallen, als wäre sie zu Stein verwandelt.

Jetzt hörte sie seine Stimme in größerer Nähe, sie fühlte abermals seinen Blick, und jetzt mußte der Augenblick kommen, wo er sie anreden würde. Zwar zitterte sie bei diesem Gedanken und überlegte schon, ob und was sie wohl antworten solle — sie hoffte, ja vielleicht wünschte sie sogar eine Annäherung, um nicht länger fremden neugierigen Augen das befremdliche Schauspiel gegenseitiger Nichtbeachtung zu geben; aber was sie hoffte und wünschte, geschah nicht. Vollmar's Stimme war verstummt.

Als sie jetzt, muthiger geworden, sich wandte und aufsah, war der Professor verschwunden.

Mühelos gewann Valesca allmälig die erwähnte Seitenthür und floh durch das Nebenzimmer in den Baumgarten hinaus, der zu dieser Stunde menschenleer war. Der Regen hatte nachgelassen, und der kühle Herbstwind trieb sein Spiel mit den welken Blättern. Aus der Ferne klang das Rauschen des Sees herauf und das undeutliche Gewirr von immer noch erregten und streitenden Stimmen.

Valesca fühlte sich wie von einem bösen Alp befreit, aber dennoch blieb eine dunkle Angst in ihr zurück, als könne auch hier jeden Augenblick der Gefürchtete hinter dem nächsten Busch hervortreten. Wohin sollte sie dann flüchten?

Glücklicherweise erinnerte sie sich, daß sie gestern ihr Spitzentuch droben unter dem Wetterdach am Winzerhäuschen liegen gelassen haben müsse. Dort auf der abgelegenen einsamen Höhe war sie sicher. Sie blickte hinauf. Es schien zwar ein Fremder oben anwesend, der mit dem Fernrohr die weite Gegend musterte, aber der konnte sie nicht stören.

Entschlossen schritt sie zwischen Büschen und Bäumen von Terrasse zu Terrasse, ja sie kürzte den Weg über schmale verfallene Steintreppen, die direct zur Höhe führten. Jetzt war sie oben, und richtig, ihr erster Blick fiel auf das Spitzentuch, das noch auf der eisernen Bank unter dem Schirmdach lag.

Aber diese unbewegliche Gestalt mit dem wehenden Plaid und mit dem Fernrohr vor den Augen? Himmel und Erde! war das nicht abermals Vollmar, der Gefürchtete?

Valesca fühlte sich wie von einer eiskalten Faust berührt und stand unbeweglich.

Hatte der Professor ihr Nahen bemerkt und wollte sie absichtlich ignoriren? Eine solche Insolenz wäre nicht zu ertragen! Sollte sie wieder umkehren oder sollte sie bleiben? Aber ihr Spitzentuch! Wenn er es nun fände, würde er es ihr bringen? denn er konnte es wohl an der gestickten Krone und ihrem Namenszug erkennen. Oder würde er es als Andenken behalten oder vielleicht gar liegen lassen? Das Eine so unerträglich wie das Andere.

Besser war es jedenfalls, sie entwich; die Ehre wie die Schicklichkeit gebot, jede weitere Begegnung zu vermeiden.

Aber im Moment, als sich jetzt Valesca wandte, erfaßte der Wind ihren leichten breitrandigen Strohhut und drohte ihn zu entführen; wohl erhaschte sie den Flüchtling noch mit der Hand, vermochte aber

nicht, einen leichten Schrei dabei zu unterdrücken.

In diesem Augenblick wandte sich Erich Vollmar um, nicht minder betroffen und erschrocken als Valesca, deren Antlitz eine glühende Röthe überflammte.

„Ah, Comteß Eschenloh!" sagte der Professor mit rasch wiedergewonnener Fassung. „Entschuldigen Sie vielmals, daß ich mich noch hier befinde, aber ich bin nicht schuld an der Verzögerung. Sie werden unten erfahren haben, es fehlt an Pferden, aber das Wetter scheint sich aufzuhellen. Die Fährleute von drüben sind bereits unterwegs. Man kann die Boote erkennen. Wünschen Sie vielleicht das Fernrohr?"

Valesca fühlte ihre Zunge wie gelähmt und vermochte kein Wort zu erwidern.

Vollmar deutete dies Schweigen als Ausdruck der Ungnade und fuhr fort:

„Jedenfalls, Comteß, wird diese Aufklärung Sie beruhigen. Ich reise noch heute."

„Ich kam nicht, um Aufklärung von Ihnen zu verlangen!" rief sie jetzt mit etwas gereiztem Tone. „Ich erinnerte mich, mein Spitzentuch hier liegen gelassen zu haben. Ihre Anwesenheit hier konnte ich nicht vermuthen."

Der Professor sah sich um und trat einen Schritt zurück. „Ihr Tuch? ah, da liegt es ja noch!"

Da er keine Miene machte, es von der Bank zu erheben, trat Valesca hinzu und hatte im nächsten Moment das Tuch ergriffen. Dann wandte sie sich, um zu gehen. Gleichwohl bannte es sie wie mit magischer Gewalt.

„Wissen Sie auch, Herr Professor," sagte sie mit erhobenem Haupt, dessen rothgoldene Locken im Winde flatterten, „daß Sie eigentlich insolent sind? Aber Ihnen darf man dergleichen nicht übel nehmen."

Des Gelehrten blasses, verhärmtes Antlitz blieb unbeweglich. Ein Wort wollte sich auf seine Lippen drängen: „Ich wüßte nicht, Comteß, daß wir uns noch etwas zu sagen haben," aber dies Wort blieb nur Gedanke und wandelte sich unwillkürlich zu einer anderen Erwiderung, die sich mit leisem, fast klagendem Tone hervordrängte:

„Comteß haben an meiner Unvollkommenheit so viel auszusetzen, daß es auf eine kleine Schwäche mehr oder weniger nicht mehr ankommt."

Valesca stampfte mit ihrem kleinen Fuß unmerklich auf. Gerade diese Bescheidenheit war ihr von je am widerwärtigsten gewesen. Diesmal aber klang fast ein Hauch von Ironie hindurch, und sie erwiderte deshalb:

„Nun, solche Selbsterkenntniß wäre immer etwas Tröstliches."

„Selbsterkenntniß!" rief der Professor erregt. „Meine theuerste Comteß, leider kommt sie meist zu spät. Wie viel sonst wäre mir an Herzleid und Kummer erspart geblieben — vielleicht auch Ihnen. Sie haben noch zur rechten Zeit diese sokratische Weisheit begriffen. Ich danke Ihnen, Comteß — auch für den visirten Paß, aber sonst — wüßte ich wirklich nicht, daß wir uns noch etwas zu sagen hätten!"

Das böse Wort war nun doch heraus, und der Pfeil hatte getroffen. Valesca biß sich auf die Lippen, und ihre großen Augen blitzten, als sie erwiderte:

„Eine höfliche Verständigung gilt sonst immer als wünschenswerth unter Leuten von Stande, aber auf leidenschaftslose Ruhe war bei Ihrer Erregung nicht zu rechnen, sonst würde ich selbst mit Ihnen gesprochen haben."

„Wußten Sie das so bestimmt, Valesca?" rief der Professor, den diese Zurechtweisung reizte. „Sie haben vielleicht Recht, haben jedenfalls Recht, aber warum reden Sie jetzt zu mir? Nach der vornehmen Art,

wie man mich entlassen, ich möchte sagen abgeschüttelt — nach der Art, wie man ein feierliches Wort zurückgenommen und ein Menschenglück zertrümmert, ist jedes Wort überflüssig zwischen uns. Das werden Sie begreifen!"

Valesca's Antlitz überflog es von Neuem mit flammender Gluth.

„Ich will nicht hoffen, Herr Professor, daß mein Bruder das Unvermeidliche nicht mit Schonung gethan hat?"

„Mit Schonung! Wozu überhaupt Schonung? Comteß sind wirklich zu gütig. Ihr Herr Bruder war viel liebenswürdiger, als nöthig war. Man hätte noch weniger Umstände machen können. Was ist auch ein Mannesherz werth — ein Divertissement für einen Tag, eine Reisestation, ein schlechtes Romancapitel, das man nicht zu Ende liest, ein werthloses Spielzeug, ein buntes Charivari, das man im Dutzend noch billiger hat — was sonst?"

„Sie werden bitter und verletzend ohne Ursache."

„Auf eigene Kosten, Comteß, auf eigene Kosten! Jeremias hat ganz Recht. Des Menschen Herz ist ein verzagtes Ding, verzagt vor der Hand des Herrn, aber wenn Menschen sich solche Göttermacht anmaßen, dann wacht der Titanenstolz auf im Menschenherzen. Ich danke Ihnen, daß Sie ihn erweckt haben."

„Desto besser, Herr Professor," erwiderte Valesca mit vornehmer Ruhe, „wenn Sie solchen Stolz wiedergewonnen haben."

„Ohne mein Verdienst, Comteß, ohne mein Verdienst! Gestern glaubte ich an meinen Untergang, an das Ende aller Dinge, aber eine Nacht kann Wunder thun. Kennen Sie solche Stunden in den Abgründen der Verzweiflung? Da vernimmt man wunderbare Fragen — unter anderen, ob das Verlorene des Leides werth sei; und andererseits, ob man schon reif genug war, ob man schon ausgekämpft hatte, um der Gnade des höchsten Glücks würdig zu sein, ob nicht noch andere Pflichten rufen und Kämpfe. Kommt erst meine Kraft zurück, hoffe ich Alles, auch den Weg wiederzufinden zu meiner Wissenschaft und ihren Aufgaben."

Valesca athmete bei dieser Wendung des Gespräches auf, und ihre Stirn wurde klarer, ihre Stimme freier.

„Ja, Herr Professor, Sie werden Ihre hohen Aufgaben erfüllen. Ehren und Ruhm werden Ihnen Ersatz bringen für einen Traum; er hätte doch nur damit geendet, daß wir Beide unglücklich geworden wären," und ablenkend setzte sie hinzu: „Bei Gelegenheit schicken Sie mir wohl auch meine Briefe zurück."

Vollmar verbeugte sich. „Vergebung, Comteß, daß ich darauf warten ließ. Von der Stadt aus erhalten Sie Alles. Für Ihre Sorge, uns Beiden trübe Erfahrungen zu ersparen, meinen devotesten Dank. Ich weiß, Ihr Ideal muß anders beschaffen sein, als es meine Wenigkeit ist. Sie werden es finden, früher oder später."

Valesca überhörte die leise Ironie der letzten Worte und erwiderte unbefangen:

„Darin möchten Sie doch irren, Herr Professor. Man findet nur, was man sucht. Wer aber auf das Suchen verzichtet, dem bleibt auch das Finden erspart. Das irdische Glück hat für Jeden einen anderen Inhalt. Ich bin zufrieden und glücklich mit meinem Bruder und wünsche nichts Höheres. Aber ich freue mich wirklich, Sie so gefaßt zu sehen. Es ist auch in anderer Beziehung besser, daß wir ohne Groll und ohne Verstimmung von einander scheiden. Geben Sie mir Ihre Hand und glauben Sie mir: die schöne Zeit in Italien wird mir ewig unvergeßlich bleiben, und mein Dank wird nie erlöschen — mein Dank für so viel des Erhebenden und Belehrenden, womit Sie unseren Gesichtskreis erweitert. Meine

Theilnahme wird auch Ihrem künftigen Lebenswege folgen. Lassen Sie mich zuweilen von Ihren Erfolgen hören. Die schönste Freude würde es mir sein, zu vernehmen, daß Sie eines Tages auch das häusliche Glück gefunden haben, das Sie verdienen."

Vollmar hielt noch die Hand Valesca's in der seinen. Beide waren inzwischen auf die freie Höhe beim Winzerhäuschen herausgetreten. Der heulende Wind hatte sich momentan gelegt, und durch die ziehenden Wolken brach ein einzelner Sonnenstrahl, der in der weiten funkelnden Bläue des Sees widerleuchtete. Ein zahlloser Schwarm von Schwalben, der von Norden gekommen, ließ sich jetzt auf das hohe Dach des Posthauses nieder, und das vielstimmige Zwitschern der Rastenden erfüllte die Lüfte.

Die freundliche Zusprache Valesca's klang Vollmar wie Musik und besänftigte die Wogen seiner Seele, aber die letzte Wendung jagte unversehens allen Sturm wieder herauf.

„Niemals, Valesca, niemals!" rief der Gelehrte, und seine mühsam behauptete Selbstbeherrschung war zu Ende.

„Wie können Sie das im Voraus wissen?"

„Ich weiß es, Valesca, weil ich zu den Thoren zähle, die nur einmal lieben auf Erden — eine veraltete Species, eine unmoderne Menschenart; nicht wahr, Comteß? Ich könnte Ihnen noch andere Thorheiten gestehen. Ich habe es für Schicksalsfügung gehalten, die mich begnadet, Sie kennen zu lernen. Vor jenem Tage war ich ein Gottesleugner, hochmüthig, herzlos und eitel — und wohl oder übel muß ich es nun wieder werden. Es war ja ein Irrweg, daß ich fromm geworden, bescheiden, demüthig und gläubig an Gott und seine Engel, seit Sie in mein armes finsteres Leben getreten. Ich träumte in meinem Aberglauben, auch einmal glücklich zu werden wie andere Menschen — aber es hat nicht sein sollen."

„Es hat nicht sein sollen," sagte Valesca mit leiser Stimme und senkte die Augen.

„Valesca, seien Sie wenigstens im letzten Augenblick gegen mich offen!" rief der Professor mit auflodernder Leidenschaft. „Mein Gott, mir ist's wie eine neue goldene Jugendzeit gewesen, wie ein überirdisches Märchenglück, wie eine unverdiente Himmelsgnade, daß ich Sie Braut nennen durfte! Der Traum war zu zauberhaft, zu göttlich schön, um dauern zu können in dieser schlechten Welt. Ich bettle nicht um Ihre Gnade, ich poche nicht von Neuem an Ihr Herz, aber Eines sagen Sie mir in dieser letzten heiligen Stunde: Was für ein Gespenst hat zwischen uns gestanden? Ich werde wahnsinnig, wenn ich es nicht weiß!"

Valesca erschrak vor der neu ausbrechenden Leidenschaft. Zum ersten Mal vernahm sie jetzt die „überschauernde, allbezwingende Sprache" derselben. Was im wolkenlosen Glück keinen Ausdruck gefunden, tönte jetzt aus dem tiefsten Leid einer edlen Menschenbrust herauf, übermächtig und bis ins Mark erschütternd.

Betroffen und bebend trat sie vor dem Stürmischen zurück.

„Ich muß Sie inständig bitten, Vollmar, dies nicht weiter zu berühren!"

Aber der Erregte ließ sich nicht abschrecken.

„War es Mißtrauen, Valesca, in meine Kraft und meine Zukunft? — Mit dir gehörte mir die Welt, und deine Liebe hätte mich zum Titanen gemacht! Oder war es Mangel an euren Lebensformen? Ich will sie lernen wie ein gelehriger Schüler! Oder Unfähigkeit, dich zu verstehen? Undenkbar! Deine Seele liegt vor mir wie ein heiliges Buch, und deine Liebe würde mir die Weihe geben, alle seine Geheimnisse zu verstehen, und auch

das Recht, deine Freude wie dein Leid mit dir zu tragen!"

„Ich flehe, enden Sie!" rief Valesca, unwiderstehlich ergriffen von der warmen Sprache des Herzens. Eine Thräne stand in ihrem Auge, und willenlos ließ sie ihre Hand dem beredsamen Werber. Im nächsten Augenblick vielleicht hätte sie an der Brust des Glücklichen gelegen und die Allgewalt der Liebe hätte glorreich triumphirt über alle Schatten und Mißverständnisse, wenn nicht der Gelehrte den Heroismus der Gesinnung in diesem Augenblick zu weit getrieben hätte.

„Sieh, und wenn du glaubst, mir etwas bergen zu müssen, Valesca," fuhr er mit innigstem Tone fort, „ich würde es vergraben in meinem Herzen unbesehen. Kennst du die Macht der wahren Liebe? Sieh, wie ich dich damals trug über die erstarrende Lava, so will ich dich tragen über die Asche des Vergangenen. Wenn deine Vergangenheit ein Räthsel berge oder selbst eine Schuld, ich will nicht danach fragen. Ich will vergeben und vergessen; meine Liebe soll dich mit der Welt versöhnen, wenn sie dir wehe gethan. Tout comprendre, c'est tout pardonner!"

Unmöglich wäre es, den Wechsel des Ausdrucks zu schildern, der in Valesca's Zügen während dieser unbedachten Worte stattgefunden. Ihre anfängliche Rührung wandelte sich in starres Staunen, als ob sie ihren eigenen Ohren nicht trauen dürfe, dann in helle Entrüstung.

Sie entzog dem Gelehrten ihre Hand, und ihre blauen Augen waren ernst auf ihn gerichtet.

„Darf ich fragen, Herr Professor, was diese unverständlichen Anspielungen zu bedeuten haben?"

Nun erschrak Vollmar seinerseits über die Wirkung seiner unverantwortlichen Aeußerung, aber seine Bestürzung verhinderte ihn noch, den vollen Umfang seiner Tactlosigkeit zu übersehen.

„Vergebung, Comteß," sagte er. „Fern sei es von mir, einen Schleier anzutasten; ich will sagen: es kann mir nicht beikommen, jemals Kläger oder Richter zu sein."

„Unerhört! — Schuld und Schleier, Kläger und Richter — was soll das Alles heißen?" rief Valesca, und ihr Angesicht glühte. „Suchen Sie nicht, mir auszuweichen, ich muß auf einer klaren, deutlichen Antwort bestehen!"

„Ich beschwöre Sie, Comteß, sich zu beruhigen. Die Welt ist nichtswürdig selbst gegen kleine Schwächen, und Splitter werden zu Balken. Von mir haben Sie das nicht zu befürchten. Ein Thor, wer in Herbarien blättert und bei jedem welken Blümchen stutzt und nach Erinnerungen fragt."

„Aber ich frage danach, mein Herr Professor! Sie entrinnen mir nicht. Ihre Ausflüchte werden immer mysteriöser. Antworten Sie, bekennen Sie, um welche Erinnerungen handelt es sich?"

Erich Vollmar wand sich in qualvoller Verlegenheit. „Comteß, wie kann ich bekennen, was ich selbst nicht weiß. Wer ist so allwissend, um flüchtige Bemerkungen zu enträthseln und vage Andeutungen —"

„Vage Andeutungen — immer besser! So weit also wären wir schon. Man beschäftigt sich mit meiner Person, man wagt meinen Ruf anzutasten; und Sie — nicht genug, daß Sie den Geschichtenträgern und Geberdenspähern Ihr Ohr leihen — Sie haben auch noch die unglaubliche Naivetät, mir das zu hinterbringen. Den Namen, Herr Professor, den Namen des Verleumders!"

„Den werden Sie niemals erfahren!" rief Vollmar in peinlichster Beschämung.

„Gut. Sie sollen keinen Namen nennen. Ich fordere nichts als Ihr Ja oder Nein. War es Rittmeister von Landscron? Seiner Anmaßung ist Alles zuzutrauen."

„Was denken Sie, Comteß, ich kenne ihn gar nicht."

„Oder Gräfin Binsenreuth? Ihre Töchter sind bekannt als Lästerzungen."

„Ich kann auf Ehrenwort versichern, Comteß, daß nie die Rede von Ihnen gewesen ist."

„Also dann Hofrath von Angerstein oder Baron von Wetter. Ich kenne diese Vortrefflichen Alle auf der Bank der Spötter; ich habe es ja heute erst erlebt, wie hülflos ich ihnen preisgegeben. Herr Professor Vollmar, haben Sie mich jemals geachtet?"

„Fordern Sie jeden Beweis, Valesca!" rief der Gelehrte fast erleichtert.

Valesca bedachte sich einen Augenblick, aber ihre Gedanken waren verwirrt und zusammenhangslos. Dieser Gelehrte schien völlig harmlos, auch darin, worin es ein Mann von Welt am wenigsten sein darf. — Ihre Seele durchwogte ein Gemisch von Mitleid mit sich selbst und von Zorn auf ihren unbekannten Feind — Zorn auf die ganze Welt, die den Stab über sie gebrochen.

„Sie haben mir einst das Leben gerettet," begann sie, „aber mehr als das Leben ist die Ehre. Handeln Sie jetzt als mein Vertheidiger, als Mann von Ehre. Ziehen Sie den Verleumder zur Verantwortung, sei es, wer es sei!"

„Sie meinen vor Gericht?"

„Nein, das verbiete ich Ihnen; ich habe nicht Lust, meinen Namen in Acten paradiren zu sehen oder im Munde neugieriger Zuhörer. Das würde den Scandal nur vergrößern."

„Also mit den Waffen in der Hand, ich verstehe," sagte der Professor; aber ein wahrer Schrecken ergriff ihn bei dem Gedanken an die Person dessen, den er zur Verantwortung ziehen sollte. „Unmöglich!" rief er, „ganz unmöglich, Comteß! Wenn Sie wüßten, wer —"

„Also ist es doch eine bestimmte Person — ich will den Namen nicht wissen. Züchtigen Sie ihn! Wenn Ihnen der Muth dazu fehlt, dann ist Ihnen auch meine Ehre gleichgültig!"

„Comteß, lassen Sie uns das ruhig verhandeln!" rief Vollmar in halber Verzweiflung. „Sie vergessen, daß ich ein Gegner des Duells bin, ein principieller Gegner; — Zweikampf — ein Messen der rohen Kraft, im schlimmen Fall Mord oder Selbstmord, und selbst im besten eine Thorheit, eine Barbarei. Wenn Sie Ihre Ruhe wiedergewonnen haben —"

„Ruhe, nachdem Sie die Fackel in mein Dasein geschleudert," unterbrach ihn Valesca. „Kahle Principien, wo es sich um Sein oder Nichtsein handelt. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen eine ritterliche Zumuthung gestellt, und nun will ich Ihnen auch bekennen, was mich von Ihnen entfernt hat — der Zweifel war es, ob Sie ein ganzer Mann, auf den sich eine Frau verlassen kann in allen Lebenslagen. Es ist wahr, Sie haben mich damals gerettet auf dem Vesuv, weil Ihre Arme kräftiger, weil Ihre Schuhe besser als die des Marchese; doch wenn mein Haus brennt, rettet mich wohl auch ein Feuerwehrmann, aber deshalb mache ich ihn noch nicht zu meinem Gemahl. Hier aber steht mein Ruf auf dem Spiel. Das ist die höhere Probe. Bestrafen Sie jenen Nichtswürdigen wie ein Cavalier! Widerrufen muß der Mensch, was er über mich zu sagen gewagt, widerrufen vor Allen, die etwa Zeugen waren. Wie Sie das erreichen, ist Ihre Sache. Bestrafen Sie ihn. Wenn Sie dann die Frage wiederholen, ob ich die Ihrige sein will für Lebenszeit — vielleicht werden Sie dann eine andere Antwort erhalten!"

Und ehe noch der Professor eine Erwiderung auf diese Worte gefunden, schritt Valesca hochaufgerichtet an ihm vorüber

und die Terrasse hinab. Im nächsten Augenblick war sie hinter den Büschen verschwunden.

* *
*

Wie betäubt blieb Erich Vollmar zurück. Wie — was war das? — Also ihren Bruder sollte er zur Rechenschaft ziehen, sollte ihn zum Zweikampf fordern — diesen Dämon, diesen zweideutigen intriganten Menschen. O, wenn er nicht ihr Bruder gewesen, sofort und auf Leben und Tod! Aber ihn antasten, an dem Valesca's ganze Seele hing — unmöglich! Wie konnte er dann hoffen, jemals ihr Herz wiederzugewinnen — eine heillose Verwirrung ohne Ausweg.

Und wie war das Alles nur gekommen? Valesca's Ehre und Vergangenheit waren schwanenrein, darüber konnte jetzt kein leisester Zweifel bestehen. Aber welches Motiv konnte dieser Major haben, sich zu jenen verdächtigen Aeußerungen hinreißen zu lassen? War es wirklich nur ein plumpes Mißverständniß seinerseits? — Nein! wiederholt hatte der Major ihm gestattet, zu denken, was er wolle. Freilich, vielleicht nur, um ihm den Gegenstand seiner heißesten Wünsche zu entwerthen, in der guten Absicht, ihn zu retten und zur Abreise zu bestimmen.

Eine Ahnung des wahren Sachverhalts dämmerte ihm auf, aber diesem Intriganten gute Absichten zuzutrauen, schien nur ein neues Problem, und ein ebenso feindseliges, denn auch so lief es darauf hinaus, ihm Valesca zu entreißen.

Valesca — wie? Hatte nicht eine Thräne in ihrem Auge geschimmert, bevor das unselige, dreimal verwünschte Wort gefallen? War es nicht die alte Liebe, die niemals in ihr erstorben und die neu emporgelodert war? Aber nun war die Herrliche für immer verloren, mochte er ihrem Befehl gehorchen oder widerstehen — das Ende des Labyrinths war immer das Verderben!

Gedankenvoll schritt der Professor den Weg hinab und an den Seestrand hinaus, wo die Wasser rauschten und die Möven flogen. Es war ganz menschenleer und einsam am weiten Ufer des Sees, der in schwarzer Bläue funkelte, während ein leichter Wind wieder über die Wellen strich und die hohen Rohre des grünen Schilfes beugte.

Erich Vollmar nahm den Hut ab, um die heiße Stirn im kühlen Luftstrom zu baden. Sein Blick fiel auf ein leeres Boot, das, an einen Pfahl gekettet, sich unter dem Wellenschlag hob und senkte.

Unwillkürlich betrat der Professor das kleine Fahrzeug, vielleicht um hinauszufahren in die wogende blaue Fluth und den erregten Lebensgeistern Luft zu machen in einer körperlichen Anstrengung. Möglich, daß ihm Ruhe und Klarheit kam draußen im Kampf mit dem empörten Element.

Aber im selben Augenblick, als er das Boot betrat, erscholl eine sonore Stimme hinter ihm:

„Halt da, hier geblieben, mein bester Herr!"

Als sich Vollmar wandte, blickte er in das zorngeröthete Gesicht des Majors, der ihm offenbar nachgeeilt war.

„Also wirklich, und mein Auge hat mich nicht getäuscht!" rief der Major, der jetzt den Seestrand erreichte. „Sie sind also dennoch hier geblieben und nicht abgereist. So hält ein deutscher Professor sein Ehrenwort!"

„Ich kann Ihnen die heilige Versicherung geben, Herr Major —"

„Verschonen Sie mich mit Ihren Versicherungen, mein Herr!" rief der Major mit steigender Erbitterung. „Und gesprochen haben Sie mit Valesca auch — haben ihr wohl eine Scene gespielt. Ich sah sie vorübereilen, aufgelöst und in

Thränen. Herr, ich will nicht hoffen, daß Sie sich eine Beleidigung erlaubt haben!"

„Genug, Herr Major!" rief der Professor, in dem jetzt das Mannesblut aufwallte. Der ganze Jammer der letzten Tage und ihrer Seelenfolter kam über ihn, und der aufgestaute, mühsam bewältigte Grimm überschäumte alle Schleusen der Selbstbeherrschung. „Wenn Einer von uns Beiden ein Recht hat, Anklage zu erheben, so sind nicht Sie es; und wenn Einer ein Recht hat, Verantwortung zu fordern, so bin ich es. Verstehen Sie mich!"

Der Major erhob staunend den Kopf und maß seinen Gegner.

„Mein Herr, welcher hohe Ton gegen mich? Ich möchte Sie doch gewarnt haben."

„Sparen Sie Ihren Corporalston für Ihren Exercirplatz und für Ihre dressirten Bauern!" rief der Professor und sprang aus dem Boot. „Wer war es, der von allem Anfang an Unheil gesäet hat als ein unreiner Geist? Sie allein!"

Unreiner Geist! — Das Wort klang zu akademisch, um als ernstliche Injurie gelten zu können. Gleichwohl drehte der Major seinen Bart, und eine finstere Wolke erschien auf seiner Stirn, als er scharf erwiderte:

„Herr Professor, ich wiederhole es, zügeln Sie Ihre Sprache!"

Aber die Warnung kam zu spät. „Wer war es, der die monströsesten Andeutungen wagte gegen die eigene Schwester? Ich weiß zwar recht gut: es ist kein Schatten davon Wahrheit, aber Sie brauchten das als diabolisches Mittel, mich zurückzuschrecken. Ein Faustschlag in meine Seele hinein, um jeden Gedanken an Valesca niederzuschmettern. Erlauben Sie mir zu sagen, Herr, das war eine Infamie!"

Das Gesicht des Majors war blaß bis in die Lippen geworden. Er gehörte zu jenen Naturen, bei denen aufsteigender Zorn jede Spur von äußerer Erregung in eiskalte Ruhe verwandelt — in jene drohende, selbstbeherrschende Ruhe, die dem Sturm vorhergeht.

„Mein Herr," sagte er mit langsamem sarkastischen Tone, „ein altdeutsches Sprüchwort sagt: In eines Narren Ohr klingt auch weise Rede närrisch."

„Den Narren in Ihren Schlund hinein!" rief der Professor, der jetzt jede weitere Rücksicht vergaß. „Auf der Stelle nehmen Sie dies Wort zurück, oder Sie sollen erleben, daß der alte Bursch noch in meinem Mark lebt. Ich wäre im Stande —"

„Nun was, wenn man fragen darf?"

„Sie zu züchtigen, wie Sie es verdienen, und wenn ich hundertmal ein Gegner des Duells und wenn Sie hundertmal Major und Valesca's Bruder sind!"

Jetzt schien die Gelassenheit des Majors zu Ende zu sein. Seine Augen blitzten und maßen den Gegner vom Scheitel bis zu den Füßen, während ein geringschätziges Lächeln der Ueberlegenheit seine bärtigen Lippen umspielte. Dieses Uebermaß von Professorenmuth schien ihm ein merkwürdiges Phänomen zu sein, das ihn ebenso ergötzte als herausforderte. Aber ehe noch seine Erregung Worte gewann, fuhr der Professor mit wachsender Empörung fort:

„Lachen Sie heute, so viel Sie wollen. Sie allein mache ich dafür verantwortlich, daß Alles so gekommen. Sie, den Friedensstörer, den Dämon, der das Glück zweier Herzen im Werden vernichtet hat. Mir liegt an meinem Leben nichts mehr, aber Ihre Lection sollen Sie erhalten. Morgen früh erwarte ich Sie im Amselgrund am Steinbruch. Dieser Austrag ist jetzt auch mein Wunsch und meine Rechnung allein, mag daraus wer-

den, was da will. Ich habe jede gewaltsame Lösung, jede brutale Entscheidung vermeiden wollen. Es ist eine Monstrosität, eine Barbarei, aber jetzt ist sie zur Nothwendigkeit geworden und der einzige Ausweg. Auf Wiedersehen, Herr Major!"

Dabei zog er höflich seinen Hut, grüßte würdevoll und entfernte sich mit eiligen Schritten.

Nun war es doch so gekommen.

Der Major stand in der That überrascht und so zu sagen überrumpelt. Diese Energie hatte er dem „larmoyanten Phantasten" nicht zugetraut.

„Sonderbar, was in aller Welt ist in diesen Kathedermann hineingefahren? Hätte nicht gedacht, daß so alter Wein auf dem Faß noch einmal gähren könnte. Und was soll das heißen: jetzt ist der Austrag auch sein Wunsch? Wessen denn noch? Da liegt ein Räthsel. Auf die Mensur also nach einem halben Menschenalter zum ersten Mal. Fast könnte mir der alte Bursche gefallen. Aber wo in aller Eile ein paar Schläger hernehmen oder ein paar Säbel, um ihm einen kleinen Denkzettel beizubringen."

In diesem Augenblicke läutete es im Curhause von Sonnensee zur mittäglichen Table d'hôte.

Mehr aus Gewohnheit als aus einem anderen Grunde schlenderte der Major langsam zum gastlichen Ziel und trat fünf Minuten später in den geräumigen, geschmackvoll decorirten Speisesaal des Curhauses. Indeß war sein Staunen nicht klein, in der zahlreichen Reihe der anwesenden Gäste Valesca nicht zu finden, die jeden Mittag hier zu speisen pflegte; ihr Platz war leer.

Der letztere befand sich am Ende der langen Tafel, dort wo Gräfin Binsenreuth mit ihren Töchtern, der Rittmeister von Landscron und Hofrath von Angerstein beisammensaßen.

Als der Major in diese Gegend gekommen, verstummte plötzlich das lebhafte Gespräch der Genannten, das unfehlbare Zeichen, daß soeben von ihm oder von Valesca die Rede gewesen war. Die ausdrucksvollen Blicke, welche man wechselte, bestätigten diese Vermuthung.

Unter solchen Umständen zog es der Major vor, gar nicht Platz zu nehmen. Er grüßte kurz militärisch, fragte den Oberkellner, ob keine Abbestellung von Seiten seiner Schwester erfolgt sei, und schritt sodann wieder davon, um sofort Valesca aufzusuchen.

* *
*

Auch heute wie gestern waren alle Fenster der Villa Valesca verhüllt. Doch nein, an der Schmalseite des Hauses war ein Fensterflügel geöffnet, und eine Gestalt im Zimmer verschwand, als der Major sich näherte.

Es war Valesca, die in fiebernder Ungeduld schon drei- und viermal den alten Habermann wie die würdige Sibylle Crescenz ausgeschickt hatte, um den Bruder zu suchen und herbeizurufen.

Jetzt eilte sie mit verweinten Augen dem Bruder entgegen und warf sich schluchzend an seine Brust.

„Mein Charly, wo bleibst du den ganzen Morgen? Du allein bist meine einzige Stütze, und du läßt mich versinken — deine unglückliche Valesca. Komm, laß uns heute noch reisen — o, wie ich auf einmal dies Gesindel hasse, diese Larven und Lästerzungen. Wären wir doch niemals hierhergekommen!"

„Aber Kind, was hast du? Du bist ja ganz aus den Fugen, wie ich dich nie gesehen. Was giebt's? Hat dieser Kathederwicht etwa gewagt —?"

„O, nicht er, Charly — nicht er! Nein, von ihm darfst du nichts sagen. Es ist ein unbegreiflicher Mensch. So habe ich ihn nie gekannt wie heute. Ich habe dem

Edlen vielleicht Unrecht gethan bisher. Ich bin mir nicht mehr klar über mich selbst — ein Chaos stürmt in meinem armen Kopfe — Vollmar ist gut und edel, aber die Anderen. — Durch ihn erst mußte ich erfahren, wie sich der Neid an mir rächt und die Bosheit der Welt. Ich bin gespannt, was er thun wird. Jetzt oder nie gilt es um mein Lebensglück!“

„Habe die Güte, liebes Kind, und nimm Platz,“ sagte der Major und führte die Verstörte und Aufgeregte zu einem Divan. „Nun besänftige dich und erzähle mir Eines nach dem Anderen. Aus so leidenschaftlichen Exclamationen kann ich nichts entnehmen. Was in aller Welt ist eigentlich vorgefallen?“

„Vorgefallen nichts, lieber Charly, aber deiner Schwester reiner Name wird in den Staub gezogen. Ich weiß, du würdest den Nichtswürdigen vor deine Waffe fordern, aber du warst nicht da, um Rath zu geben. Gewiß hast du auch längst davon vernommen, aber du schwiegst immer schonungsvoll. Er aber sagte Alles heraus wie ein harmloser Unerfahrener — die ganze Schmach. Drum habe ich auch von ihm die Ehrenrettung verlangt. Aber wird er es thun? wird er den Muth haben? Dann will ich Alles vergessen, dann mag er mich hinnehmen als sein Weib!

„Also du hast das verlangt, und so hängt die Komödie zusammen!“ rief der Major und lachte laut auf. „Ist's Wahrheit, du hast dich also ihm von Neuem zugesagt?“

„Wenn er sein Leben für mich wagt, dann ist er mein Held — dann ist Alles vergeben!“

„O, das ist köstlich — das ist also das Ende der Confusion! Ich gratulire, Schwesterchen.“

„Du wünschest mir noch Glück, wie verstehe ich dich? Ach, ich fürchte, er wagt es nicht, er wagt es nicht, und ich bleibe beschimpft!“

„Beruhige dich, liebes Kind, er hat es wirklich gewagt!“ sagte der Major. „Er hat den schrecklichen Verleumder mit Heldenmuth gefordert. O, es ist unbezahlbar!“

Der Major schüttelte sich vor Lachen und fand lange kein Ende seiner Heiterkeit. Plötzlich aber zwang er sich, ernst zu sein, und fragte mit gravitätischem Bedenken:

„Wie aber, wenn er nun fällt, liebe Schwester, wenn er ein Opfer seines Heroismus wird — wie dann?“

„Wenn er fällt!“ Valesca erschrak und wurde blaß. „Mein Gott, daran habe ich wirklich nicht gedacht. Liebster Charly, ich sehe es jetzt, ich habe zu viel verlangt. Es kann nicht sein! Bei seiner Unerfahrenheit, seinem Ungeschick wäre ein Unglück unausbleiblich. Statt zu strafen, würde er selbst das Opfer sein. Nein, es geht nicht. Du mußt es hintertreiben, lieber Charly. O mein Gott, wo hatte ich meine Sinne, den Edlen, den Braven in den Tod zu senden! Sagte er nicht selbst, er sähe das Duell nur als eine Art von Selbstmord an? O, ich errathe seine Absicht — er will sich zum Opfer bringen, und ich wäre seine Mörderin!“

„Der Edle, der Brave — nun, das klingt ja schon ganz tröstlich für den Verstoßenen,“ sagte der Major. „Sei ohne Sorge, Kind. Er wird nicht fallen, dein auserkorener Ritter. Ich, weißt du, werde ihm secundiren, und noch nie ist es Jemand übel ergangen, dem ich zur Seite stand. Bist du nun zufrieden, Schwesterlein? Aber wer der böse Feind nur sein mag? Hat der Professor keine Andeutung gegeben?“

„Ich habe mir seinen Namen verbeten.“

„Bravo! Nun ist ja Alles gut. Also nur eine Probe seines Heldenthums. Der rasende Orlando wird bestehen, dann wird seine Dame ihm den Kranz verleihen und den Ring dazu und die Komödie schließt:

sie haben sich! Köstlich, du kannst deine Hochzeit bestellen und dein Aufgebot!"

Während Valesca zwar halb beruhigt zu ihrem Bruder aufsah, aber immer noch nicht recht wußte, wie sie seinen seltsamen Humor zu nehmen habe, ging der Major, leise durch die Zähne pfeifend, auf und ab und rieb sich die Hände.

Dann stand er am offenen Fenster und sah eine Weile hinaus auf die brandenden Wellen und ziehenden Wolken, die von der Sonne beleuchtet waren.

„Mit den Säbeln ist es nun nichts, aber anders wird es gehen. Ganz einfach. Man nimmt ein paar blind geladene Schießprügel, damit er sein Vergnügen hat. Was versteht so ein Büchermensch vom Waffenhandwerk! Dann ein oder zwei Schüsse auf den Mann. Der Heros hat bestanden, und die Donna ist befriedigt. Umarmung, Versöhnung, Tableau. Ausgezeichnet. Aber niemals darf das Kind erfahren, daß ich der infernalische Dämon, der diabolische Verleumder war. Darauf muß der verwegene Held mir noch einen besonderen Schwur ablegen. Dann mag er immerhin mein Schwager werden!"

* *
*

Der Drosselgrund ist eine wenig besuchte, „wildromantische" Felsenschlucht, eine gute Stunde landeinwärts vom Sonnensee, eine tiefe, finstere Thalmulde, von welcher manche unheimliche Sage geht.

Dort finden sich uralte, verlassene Steinbrüche mit überhängenden Felsen, deren phantastische Formen Anlaß zu wunderlichen Namen gegeben. Man unterscheidet unter den grauen moosüberwachsenen Steinkolossen den „Mönch" und die „Nonne", den „Attila" und den „Wodan", selbst das Profil des Kaisers Napoleon will man in den Linien einer thurmhohen Felsenwand erkennen.

Tannen und Gestrüpp, Steinblöcke und Höhlungen — Alles ist braun und schwarz hier unten, als wäre die Schlucht bereits der Anfang einer unterirdischen Schattenwelt. Selbst die Wasser eines Wildbachs, die lautlos unter Stauden und Kieseln vorüberströmen, sind schwarz wie die Tümpel und Lachen, die sich an tieferen Stellen gebildet haben und selbst am heißesten Sommertage nicht austrocknen.

Häufig sollen in früheren Tagen hier Schmuggler und Wilddiebe, Zigeuner und Räuber ihr Wesen getrieben und Unterschlupf gefunden haben. Aus der Schwedenzeit berichtet die Chronik von der Bande des rothen Caspar, der sich dem Teufel verschrieben und dessen Gestalt möglicherweise der Urkern zur Sage vom Freischütz geworden ist.

In dieser unheimlichen Schlucht sollten sich die Parteien treffen.

Erich Vollmar hatte seinen Hauswirth, den biederen Revierförster Lüdecke, bei dem er wohnte und der längst einen gewissen Antheil an dem Gelehrten nahm, ins Vertrauen gezogen. Die Entdeckung, daß sie Beide aus demselben Landstrich, ja aus benachbarten Ortschaften gebürtig, hatte doch manche gemeinsame Familienerinnerung aufgefrischt und — obschon Beide dem Lebensalter nach etwa zwanzig Jahre aus einander — eine Art von Freundschaft hergestellt.

Clemens Lüdecke zählte noch zu den Unversöhnlichen der Sturmjahre 1848 und 1849. Damals schon ein geschworener Feind des Adels und der bestehenden Ordnung, hatte er als thätiger Mitkämpfer in den Scharen süddeutscher Freischärler viel erdulden müssen, unter Anderem eine Reihe von Jahren strenger Haft. — Diese Entnüchterung aber war an dem alten rothbärtigen Freiheitskämpfer spurlos vorübergegangen. Er hatte nichts vergessen, wenn auch Manches gelernt, und trotzdem er später eine bescheidene Försterstelle erhalten, waren gewisse Ueberzeugungen im

Wesentlichen dieselben geblieben wie in seiner Jugend. Begreiflich, daß dieser Conflict des Professors mit dem Major eine Art Fest für ihn war; statt zu beschwichtigen, blies er erst recht in das Feuer, das ihn, streng genommen, nichts anging.

Aus seinem Waffenarsenal hatte er für Vollmar ein paar Pistolen hervorgesucht, nicht mehr neue, aber solide und massive Schießinstrumente, die einem Fra Diavolo alle Ehre gemacht haben würden.

Förster Lüdecke hatte dem unerfahrenen Gelehrten gerathen, die Zeit zu nützen und sich ein wenig einzuschießen, bevor er den gefährlichen Gang wagte.

„Wozu das, alter Freund?" hatte der Professor erwidert. „Es genügt, wenn ich weiß, wie geladen wird." Indeß schoß er doch draußen im Baumgarten am Bienenhaus eine Stunde lang nach einem aufgenagelten Brettchen und begleitete jeden Schuß mit Citaten aus alten Classikern.

Seine Stimmung seit gestern war durchaus nicht eine verzweifelte, aber die eines Mannes, der mit den irdischen Dingen abgeschlossen.

Ueberblickte er sein ganzes Leben, so waren es von Jugend auf immer die „Junker" gewesen, die ihn drangsalirt und sein Leben verbittert hatten; schon auf der Schule im Convict, wo er, der bürgerliche arme Teufel, das bête noire der adeligen Alumnen gewesen, die ihn nicht nur als Zielscheibe ihres Uebermuths benutzt, sondern ihm unzähligemal auch die Folgen ihrer mehr oder minder unfeinen Streiche aufzubürden verstanden. Ebenso auf der Universität, wo er seine Dissertation über die Bauernkriege nicht bloß auf dem Katheder, sondern nachträglich auch auf der Mensur zu vertheidigen hatte.

Obwohl er damals Sieger gegen drei oder vier Kämpen eines vornehmen Corps gewesen, war er gerade deshalb ein Gegner des Duells geworden, weil er den hartköpfigen Junkern wohl blutige Quarten, aber nicht andere Ueberzeugungen hatte beibringen können.

Die demüthigendste Erfahrung aber sollte ihm als Erzieher in einem vornehmen Hause aufgespart sein, wo man ihn eines Tages Knall und Fall entließ, weil es schien, als ob die Tochter des Hauses seinen revolutionären Lehren, vielleicht noch mehr seiner Persönlichkeit allzu großes Interesse geschenkt. Kurz, überall hatte er eine Art Martyrium seiner „plebejischen" Abstammung erleben müssen; und daß in den folgenden Jahren der Entbehrung, wo es hartes Holz zu bohren galt, um endlich eine selbständige Existenz zu erringen und seinen Ruf als Historiker zu begründen, keine versöhnlichere Stimmung über ihn gekommen, war nur die Folge der früheren Erfahrungen.

Endlich, als er Valesca in Rom kennen gelernt, schienen freundlichere Sterne über sein Leben heraufzuziehen; und nun mußte abermals einer seiner geborenen Feinde seinen Weg kreuzen und sein Glück zertrümmern.

War es nicht überhaupt ein großer Irrthum, eine unverzeihliche Verleugnung seiner Grundsätze, daß er sein Herz an diese gefährliche Schönheit verloren? In Wahrheit war seine Stimmung gegen Valesca weiter als je von aller Versöhnung. Wie! alle seine Verdienste galten nichts? Nur dann galt er in ihren Augen, wenn er nach dem frivolen Codex sogenannter Cavaliersehre handelte? Nur dann fand er Gnade als Ritter Delorges, wenn er sich herbeiließ, den Handschuh, den die leichtfertigste Verleumdung hingeworfen, aus dem Zwinger der Vorurtheile wiederzuholen? Er wußte jetzt, daß er die Schwester des verhaßten gewissenlosen Gegners nie erringen

konnte. Deshalb war ihm der Kampf willkommen.

Die ganze Qual der letzten Tage hatte den Becher seines Leides zum Rande gefüllt, und wenn es ihm jetzt beschieden war, zu sterben — was lag daran! In seinem Testamente hatte er sein nicht unbedeutendes Vermögen, das er einer späten unerwarteten Erbschaft verdankte, den Wittwen und Waisen der Landwehrleute seiner Heimath, die im letzten Kriege gefallen waren, vermacht.

Schon warteten Beide, der Gelehrte und der Revierförster, über eine halbe Stunde im Drosselgrunde, und der Gegner war nicht erschienen.

„Pah! erst beleidigen und dann Satisfaction verweigern, natürlich weil Unsereiner nicht als satisfactionsfähig gilt, das ist die rechte Art!“ sagte der Förster Lüdecke. „Kommen Sie fort, Professor. Sie haben Ihre Schuldigkeit gethan.“

„Es geht nicht,“ erwiderte Vollmar, der mittlerweile beide Pistolen geladen hatte, „wir müssen wenigstens eine volle Stunde warten.“ Dann nahm er wieder Platz auf einem moosbewachsenen Felsstück und las gleichmüthig in einem Bande des Plutarch, den er zufällig noch in seinem Ueberrock gefunden. Es war das Leben des älteren Cato.

Endlich vernahm man das Heranrollen einer Kalesche. Der Major von Eschenloh kam mit dem Rittmeister von Landscron angefahren, einem der zahlreichen früheren Bewerber um Valesca; ein Herr von aristokratischer Tournüre, dem nichts vorzuwerfen, an dem aber auch nichts zu rühmen war, es sei denn seine cavaliere Sicherheit, die häufig der Anmaßung glich, und seine gesellschaftliche Allwissenheit, die oft gleichbedeutend mit der Medisance war. Natürlich hatte der Major den verehrten „Kameraden“ nur sehr oberflächlich in den Thatbestand eingeweiht, den er im Voraus als eine Farce hingestellt. Dies reichte jedoch hin, den braven Rittmeister glauben zu machen, daß seine Hoffnungen wieder steigen würden, sobald dieser ridicule Kathedermann beseitigt sein würde.

„Ich bitte um Entschuldigung, daß ich warten ließ, meine Herren,“ sagte der Major in aufgeräumtester Laune, „aber es gelang mir nicht gleich, einen Zeugen zu finden. Beinah hätte ich die ganze Komödie vergessen.“

„Komödie, Herr Major!“ rief der Professor und erhob sich.

„Nun, was sonst!“ war die Antwort. „Viel Lärm um nichts. Komödie der Irrungen, weiter ist es nichts. Aber es ist brav von Ihnen, daß Sie gekommen sind, Herr Professor.“

Das Benehmen des Majors war seltsam heiter, ja fast cordial und freundschaftlich, so daß der Rittmeister wie der Revierförster nicht recht wußten, was sie denken sollten.

„Würden die geehrten Herren einen Sühneversuch gestatten?“ sagte der Rittmeister nachlässig und offenbar nur, um der Form zu genügen.

„Dem wird unsererseits widersprochen,“ erwiderte der Förster Lüdecke.

„Auch meinerseits!“ rief der Major. „Dann käme ja unser Platoniker um sein Heldenthum. Türkenblut muß fließen!“

„Sparen Sie jede Ironie,“ erwiderte der Professor, den dieser ungeziemende Ton erbitterte.

„Seien Sie nicht aigrirt, Herr Professor!“ rief der Major. „Wir werden uns später schon besser verstehen und diesen Tag zu unseren heitersten Erinnerungen zählen. Vorwärts, lieber Landscron! Sie haben doch unsere vortrefflichen Kuchenreuter nicht vergessen? Packen Sie aus.“

„Zu dienen, Herr Major,“ sagte der Rittmeister und nahm aus dem Sitzkasten der Kalesche ein fein gearbeitetes

Kästchen, welches er öffnete. Zwei Paar eleganter Pistolen kamen zum Vorschein.

„Diese Mühe hätten sich die Herren sparen können," bemerkte der Revierförster. „Wir sind bereits versehen. Wollen Sie sich überzeugen!" und er präsentirte seine alten Reiterpistolen.

„Alle Hasen!" rief der Major überrascht, indem er eine von den Sattelpuffern in die Hand nahm. „Und mit solchen Donnerbüchsen wollen Sie ins Feld rücken? Das geht nicht. Und nicht einmal Percussion, sondern altmodisches Steinschloß. Das ist nicht zu brauchen." Und er zog dabei den Hahn auf.

„Sehen Sie sich vor," sagte der Revierförster, „die Waffe ist bereits geladen."

Der Major schien plötzlich seine heitere Stimmung zu verlieren. Die lustige Farce, auf die er sich gefreut hatte, drohte sich unversehens in eine ernste Affaire zu verwandeln.

„Ich denke, Sie nehmen unseren Vorschlag an," sagte der Major. „Wir haben Beide den Fehler gemacht, über diesen Punkt nichts bestimmt zu haben. Irre ich nicht, so haben Sie, Herr Professor, ursprünglich blanke Waffen gemeint, aber es waren keine aufzutreiben. So blieb die Sache uns überlassen, und ich denke, wir nehmen unsere Kuchenreuter. Ihre Wallbüchsen zerspringen ja Einem in der Hand."

„Es ist außerdem Usus, daß die besten Waffen entscheiden," ließ sich der Rittmeister vernehmen.

„Bitte, mein Herr," wandte der Revierförster ein. „So viel ich weiß, bestimmt der Beleidigte, also der Forderer, die Waffen, in diesem Fall der Herr Professor."

„Wozu überhaupt diese überflüssige Discussion," bemerkte jetzt Vollmar nicht ohne Ungeduld; „mir ist es höchst gleichgültig, welche Waffen gewählt werden. Brauche Jeder die seinen, die er mitgebracht hat."

„Unmöglich!" rief der Rittmeister — „dann ist keine Gleichheit möglich."

„Wozu eine solche Gleichheit," wandte Vollmar ein. „Der Zweikampf ist ein Bild des Krieges. Wenn Römer und Deutsche zusammentrafen, fand auch keine Gleichheit der Bewaffnung statt, und ebenso wenig in heutiger Zeit. Wehre sich Jeder seiner Haut, so gut er kann. Sie brauchen Ihre Waffen, ich die meinigen!"

Die Debatte drohte stürmisch zu werden, und der Major schien sogar nicht abgeneigt, irgend eine Form friedlicher Verständigung vorzuziehen. Er bedauerte, daß es infolge höchst unliebsamer Mißverständnisse zu so ernster Entscheidung gekommen, und gebe anheim, ob eine beiderseitige Zurücknahme leidenschaftlicher Worte nicht als genügend anzusehen sei.

Professor Vollmar schwieg auf dieses Anerbieten und überließ alles Weitere seinem Vertrauensmann, dem heißblütigen Revierförster.

„Gut," meinte endlich der Rittmeister. „Wenn wir so zu keinem Ende kommen, so muß es sein Bewenden haben. Aber diese Ungleichheit der Waffe bleibt ein horreur, eine monstrosité. Jedenfalls müssen wir dann losen, wem die Kuchenreuter zufallen und wem die Donnerbüchsen."

„Einverstanden," erwiderte der Förster. „Und ist der Gang resultatlos, so wird gewechselt. Das Los gilt nur für eine Waffe und nur für den ersten Schuß. Zieht also der Herr Major die Kuchenreuter, so nimmt der Herr Professor seine eigene Waffe, und umgekehrt."

Dieser Vorschlag entschied, und beide Vertrauensmänner traten bei Seite, um zu losen. Der Rittmeister von Landscron warf ein Geldstück in die Luft. Das Wappen sollte für die neue, die Schrift für die alte Waffe entscheiden.

Die Münze fiel, schnellte von dem Stein ab und blieb unter einem Pilze liegen; sie zeigte die Schrift. Dem Major fiel demnach die alte „Donnerbüchse“ zu, dem Professor dagegen die Kuchenreuter, die nach Erklärung der Gegner ebenfalls bereits geladen war.

Der Major schien wieder seine vorige Heiterkeit zu gewinnen. Jetzt hatte er es ja in der Hand, die gefährliche Waffe unschädlich zu machen.

Nachdem dieser Punkt geregelt worden, wurde zur Abmessung der Distancen geschritten, die ohne weitere Debatten auf sechzehn Schritt Barriere festgesetzt wurde.

* *
*

Beide Gegner befanden sich endlich auf ihrem Posten.

„Sie haben den ersten Schuß!“ rief der Revierförster dem Major zu.

Der corpulente Herr schritt mit gesenkter Waffe von seinem Standpunkt bis zur Barriere, die durch einen Baumzweig markirt war; dann hob er die schwere Waffe und that so, als ob er ziele. Seine Hand schien etwas zu zittern.

Plötzlich krachte der Schuß, und die Kugel schlug reichlich drei Fuß über dem Haupt des Gegners in einen Baumstamm, so daß die Splitter davonflogen.

„Gratulire!“ rief der Rittmeister. „Die Tour ist an Ihnen, Herr Professor.“

„Gegen allen Comment,“ flüsterte der Revierförster dem Freunde zu. „Ich will mich hängen lassen, wenn der Major nicht absichtlich zu hoch geschossen.“

„Wollen Sie mich schonen?“ rief Vollmar in heller Entrüstung. „Dagegen muß ich protestiren. Sie werden sehen, daß ich nicht die gleiche Großmuth übe!“

Der Schuß der eleganten Waffe krachte, aber der Gegner stand aufrecht, und um seinen Schnurrbart zuckte ein momentanes Lächeln. Man hatte keine Kugel gehört, wie der Revierförster offen und laut behauptete.

„Doch,“ sagte der Major in heiterster Laune, „sie pfiff mir dicht am Kopfe vorbei; einen halben Zoll weiter rechts, und der Tanz war zu Ende. Mein Compliment, Herr Professor. Sie sind ein vortrefflicher Schütz. Ich denke übrigens, wir bleiben jetzt bei diesen Waffen, es ist so bequemer.“

„Das ist gegen alle Abrede!“ rief der Revierförster und beeilte sich, sein Eigenthum, die alte Reiterpistole, wiederzuholen, dem Major dagegen die abgeschossene Kuchenreuter zurückzustellen.

„Ganz einverstanden,“ bemerkte Erich Vollmar. „Jeder kennt seine eigene Waffe am besten. Nehme also Jeder die seine. Wo ist sie?“ — Er wandte sich, um die nach seiner Meinung abgeschossene Reiterpistole wieder zu laden, welche mit der anderen auf einem Baumstamm lag. In seiner Zerstreuung aber wählte er von den beiden die bereits geladene.

Es wurde dies nicht bemerkt, denn die beiden Secundanten waren in eifrigem Disput, nicht über einen etwaigen Sühneversuch, sondern über die Anzahl der eventuellen Gänge. Der Major sprach dabei in ärgerlicher und verächtlicher Weise von den „Feldschlangen“, mit denen man auch ein Scheunenthor fehlen müsse. Solche „Karthaunen“ seien gut genug gegen Festungswälle, aber für die Mensur sei es unverantwortlich, mit Wallbüchsen zu schießen.

Darin stimmte ihm auch der Rittmeister von Landscron bei, aber Beide konnten nichts gegen den Eigensinn des Revierförsters ausrichten, den die Mißachtung seiner alten Waffen ernstlich verdroß. Außerdem schien ihm irgend etwas bei jenen Einwendungen verdächtig. Er bestand auf der Fortsetzung des Kampfes wie auf dem Wechsel der Waffe.

„Nun, so sei's denn, aber rasch!“ sagte

der Major, der wieder ernst geworden war. „Noch einen Gang, und dann mag die Posse ein Ende haben!"

Nachlässig schritt er zur Barriere, hob seine feine Kuchenreuter und drückte ab. Der Schuß donnerte durch die Schlucht, und das Echo der zerklüfteten Felsenwände antwortete von allen Seiten. Abermals indeß wollte der Revierförster keine Kugel gehört haben.

„Sonderbar," sagte er, „sind Sie kugelfest, Professor, oder giebt es zweierlei Loth und Kraut? Ich habe wieder nichts gehört."

„Nun geben Sie sich Mühe, edler Tell, daß Sie Ihr Ziel nicht fehlen!" rief der Major und knöpfte seinen Rock auf. Seine Besorgniß vor der Brauchbarkeit und Gefährlichkeit der alten Schießprügel war völlig geschwunden.

Erich Vollmar schien einen Moment die verachtete Waffe zu prüfen, mit der er sich eingeschossen; dann schritt er zur Barriere. Aber im selben Moment, als er den Arm erhob, erscholl aus der Höhe ein lauter durchdringender Schrei.

„Nicht weiter, meine Herren, ich beschwöre Sie, nicht weiter!"

Valesca's Gestalt wurde in der Höhe zwischen Büschen und Bäumen auf dem Felspfade sichtbar, der in steilen Windungen über Brücken und Klippen in den Drosselgrund herabführte. Durch besondere Schlauheit des alten Habermann hatte sie schließlich doch noch herausbekommen, wohin der Wagen bestellt worden sei. Sofort wurde ein bewährter Führer genommen, der einen näheren Waldsteig kannte, welcher über den Rücken des Odinsteins zum Drosselgrund führte.

Valesca's Absicht war eine doppelte: einmal den Kampf unmöglich zu machen, dann aber auch die Person des verhaßten Verleumders kennen zu lernen. Ihr Plan war leichter gefaßt als ausgeführt. Die versteckten Schmugglerpfade des Drosselgrundes mit seinen Wildwassern und Felsenwänden sind steil und nicht ungefährlich; ein Theil von Valesca's Schleier wie der Spitzenbesatz ihres Kleides war bereits an den Dornbüschen hängen geblieben, und bei der Unbestimmtheit der Angabe schien der Führer selbst unschlüssig, welcher von den vielfach bergab führenden Felspfaden zu wählen sei. Endlich leitete das donnerähnliche Krachen der Schüsse auf die rechte Spur. Man befand sich ganz in der Nähe des Kampfplatzes, und Valesca stürmte ohne Rücksicht auf ihre zerzauste Toilette die steilen Windungen des Pfades hinunter.

„Großer Gott, es ist noch kein Unglück geschehen!" rief sie, als sie die Anwesenden überblickte. „Halten Sie ein, meine Herren, ich bin gleich bei Ihnen! Also der Rittmeister von Landscron, wie ich gleich ahnte; aber er soll mir Rede stehen!"

Beide Gegner hatten die Waffe gesenkt, während die Comteß auf den Serpentinen zwischen Gebüsch und Felsklippen herabkam.

„Verwünschte Weiberneugier!" rief der Major, im höchsten Grade aufgebracht. „Also meine Schwester auch noch. Das hat uns noch gefehlt. Keinen Schritt weiter, Valesca, hier ist kein Ort für dich. Professor, thun Sie Ihre Pflicht, und rasch! Nachher trinken wir Champagner. Und eins zuvor: Meine Schwester braucht nicht zu wissen, wer Ihr Gegner war — verstanden? Nun vorwärts!"

Vollmar hob in der That seine Waffe, aber sein Gesicht war verändert.

„Meinen Sie mich wirklich zur gehorsamen Marionette zu machen, die nach Ihrem Befehl zappelt und tanzt, wie Sie wollen, oder soll ich wirklich zum Mörder an Ihnen werden? — Ich habe Ihnen gestanden, aber Gnade oder sogenannte Großmuth kann auch ich üben!"

Sprach es, hob seine Waffe und schoß

sie senkrecht in die Luft ab; aber im selben Augenblick taumelte er mit jähem Aufschrei zurück. Das überladene Gewehr war zersprungen. Vollmar's Hand hielt den leeren Schaft, während ein heftiger Schmerz sich an seinem Kopfe fühlbar machte.

In diesem Moment stürmte Valesca herbei und warf sich zwischen die Parteien.

„Zurück, Herr Rittmeister! zurück, Herr Professor, und weg mit der Waffe! Gehorchen Sie so wenig meinen flehendlichsten Bitten! Aber was ist das — Sie bluten ja, Professor! Himmel und Erde!"

„Es scheint wirklich so," erwiderte Erich Vollmar, indem er sein Haupt betastete und jetzt erst des strömenden Blutes gewahr wurde. „Sonderbar, wie hat das geschehen können. Ihren Arm, lieber Lüdecke —"

Der kräftige Mann wankte in der That. Ein Eisensplitter des zersprungenen Laufs hatte seinen Kopf gestreift und keine ganz unbedeutende Wunde verursacht, wie sich bei sofortiger Untersuchung ergab.

Erich Vollmar hatte sich auf das Moos eines Felsenblocks niedergelassen und war, von halber Betäubung übermannt, in die Arme seines Freundes gesunken.

Wer beschreibt die Erregung Valesca's, die tieferschüttert jede Rücksicht auf die Anwesenden vergaß! Auf Weisung des Försters tauchte sie ihr Spitzentuch — dasselbe, das sie gestern wiedergefunden — in die schwarzen, aber klaren Wasser des Wildbachs und schlang es dann um den Kopf des Leidenden. Dann saß sie zu seinen Füßen, und die innigsten Worte, die zärtlichsten Aeußerungen ihrer Angst und Sorge quollen über ihre Lippen. Valesca kannte sich selbst nicht mehr. Alle Wolken, alle launischen Bedenken der letzten Tage waren verschwunden.

Erich Vollmar verharrte lange in seiner Betäubung, endlich erhob er das blasse Antlitz.

„Wozu die Beunruhigung, Comteß. Ich denke, Sie könnten befriedigt sein. Sie haben Kampf gewollt und Blut, und Ihr Wunsch ist erfüllt, so oder so. Schade, daß es leider nur schlechtes bürgerliches Blut ist, das der plumpe Zufall vergossen hat wie in einem Possenspiel; aber ich bin um so glücklicher, daß sonst kein Unheil geschehen. Kommen Sie, Freund Lüdecke, wir wollen uns auf den Weg machen." Und er versuchte, sich zu erheben, sank aber kraftlos zurück.

„Wollen Sie sich nicht des Wagens bedienen, Herr Professor?" fragte jetzt der Rittmeister von Landscron, indem er hervortrat und sich bei dieser Gelegenheit vor Valesca verbeugte.

„Sie wagen auch noch zu reden!" rief die Comteß, indem sie sich erhob. „Wenn Sie der gerechten Züchtigung auch entgangen sind, meiner Verachtung seien Sie gewiß!"

„Comteß, ich begreife nicht —" war die stammelnde Antwort des Verblüfften.

„Schweigen Sie, Landscron!" rief jetzt der Major heftig. „Und auch du, Valesca, kein Wort mehr!"

„Ich wüßte nicht, weshalb!" erwiderte die Comteß, und ihr anmuthiges reizendes Antlitz hatte einen drohenden Ausdruck, als sie sich wieder zu dem Rittmeister wandte.

„Ihrem Gegner haben Sie sich gestellt, mein Herr. Stellen Sie sich jetzt auch mir. Sehen Sie mir offen in die Augen, wenn Sie können!"

„Sie scheinen im Irrthum, Comteß," erwiderte der Rittmeister, der jetzt das Mißverständniß begriff. „Nicht ich hatte die Ehre, mich mit diesem Herrn zu messen, sondern —" und seine Handbewegung deutete auf den Major.

„Charly, du —? Unmöglich!" und Valesca stand hochaufgerichtet vor ihrem Bruder. „Du also warst Jener, den Vollmar auf mein Begehren forderte?"

„Nicht auf Ihren Wunsch, Comteß,“ warf jetzt der Professor ein. „Jener Grund war völlig beseitigt. Die Forderung geschah auf meine eigene Rechnung.“

„Wie hängt das zusammen? Ich will Wahrheit, Charly, und sofort!“

Der Major nahm den Arm seiner Schwester und führte sie eine Strecke weit nach dem Ausgang der Schlucht.

„Valesca, laß jetzt alles thörichte Fragen. Wisse denn, ich hab' ihn curiren wollen, aber die Dosis war zu stark; ich wollte ihn fortschaffen auf deinen Wunsch und um jeden Preis. Wer konnte ahnen, daß er dich wiedersehen würde! Meine Waffe war überladen und platzte mir in der Hand, gerade wie die seine; ich setze dir das ein andermal aus einander.“

„Ich verstehe noch immer nicht,“ erwiderte Valesca. „Also meinethalben müssen sich mein Bruder und mein Freund auf Tod und Leben fordern! Wie entsetzlich muß ich in den Augen des Edlen, des Theuren erscheinen!“

„Auf Tod und Leben — tolles Zeug!“ rief der Major. „Die Komödie war aufs beste arrangirt, denn meine Waffen waren nur blind geladen, und die alten Wallbüchsen zählten nicht. Da muß der „Edle“, der „Theure“ sie noch einmal laden, und der Teufel hat sein Spiel. Bah! jetzt komm, Valesca. Wir sind längst versöhnt, und jetzt keine Verstimmung weiter!“

Valesca aber wandte sich von ihm. „Dieser Tag hat über mich entschieden. Hier ist meine Stelle allein!“ und sie beugte sich zu dem Leidenden. „Wie geht es, liebster Vollmar? Wollen Sie wirklich von mir scheiden? Sage ein Wort zu mir, Erwin, daß du mir verzeihst. Ich will deine Dienerin sein, deine Pflegerin, deine gehorsame Magd!“ Und wieder floß ein Strom zärtlicher und inniger Worte über ihre Lippen.

Erich Vollmar reichte der Geliebten schweigend seine Hand, und ein warmer, inniger Strahl blitzte aus seinem Auge. Er versuchte zu reden, aber die Gemüthsbewegung wirkte so stark, daß zugleich eine neue Ohnmacht den Verwundeten umfing. Er merkte es nicht, daß man ihn vorsichtig zu der Kalesche trug, die am Eingang des Steinbruchs hielt; er merkte es nicht, daß er langsam in den Wagen gehoben wurde, und daß Valesca an seiner Seite Platz nahm und ihn mit ihren Armen umfing.

Als der Major Miene machte, seine Schwester zu begleiten, wies sie ihn mit ernstem, schmerzlichem Blicke zurück.

„Charly, ich bin heute irre an dir geworden. Wenn du den Bann hast lösen wollen, der mich an dich kettete, so hast du es erreicht. Ich will keine Vorwürfe machen, bis ich Alles weiß, aber ich fürchte, es wird einige Zeit vergehen, bis wir uns wieder verstehen lernen. Hier ist noch ein Brief an dich; er wurde bei uns abgegeben, weil man dich nicht fand.“

Dann grüßte sie noch einmal mit der Hand und lehnte sich zurück. Der Wagen setzte sich in Bewegung und fuhr langsam durch die feuchte dämmernde Felsenschlucht, bis er eine Biegung machte und im warmen Golddust des sonnendurchglänzten grünen Waldgrundes verschwand.

* *
*

Revierförster Lüdecke hatte als getreuer Begleiter und Mentor seinen Freund, den Professor, nicht allein gelassen, sondern war, zufrieden mit dem Platz auf dem Kutscherbock, mit ihm und der Comteß davongefahren.

Major Karl befand sich nun mit dem Rittmeister von Landscron allein, der selbstverständlich nunmehr auf nähere Erläuterung drang, denn die wegwerfende Behandlung von Seiten der Comteß hatte

sein reizbares Gemüth bis in die Tiefen alarmirt.

„Was soll ich Ihnen sagen, lieber Freund," erwiderte der Major; „Sie sehen, es ist so weit gekommen, daß ich meiner lieben Schwester einstweilen hinreichend widerwärtig geworden bin, und ich könnte sagen: Gott sei Dank. Ich bin kein Ideal mehr in ihren Augen, sondern ein höchst gewöhnlicher Sterblicher. Tant mieux! Nun ist das letzte Hinderniß ihrer Wahl beseitigt. Laßt die Glücklichen fahren. Zittern und beben mußte sie um ihn, nun ist auf einmal Alles in schönster Ordnung."

„Aber was in aller Welt hat Comteß mich hineinzumischen?"

„Das erzähle ich Ihnen unterwegs. Suchen Sie das Schießzeug zusammen. Ah, da liegt ja die letzte verteufelte Donnerbüchse auch noch! Heda, Führer!" und er wandte sich zu dem Mann, der Valesca vorher begleitet hatte. „Nehmen Sie unsere Sachen und lootsen Sie auch die Handkanone heim. Schade, daß wir darumgekommen sind, ein Glas Sect zu trinken! Aber eine Cigarre, Rittmeister — ist's gefällig?"

Als er in die Tasche griff, fiel ihm auch jener Brief in die Hand, den Valesca mitgebracht. Der Major erkannte die Schrift seines Freundes, des Commerzienraths Schätzler.

„Erlauben Sie einen Moment, Herr von Landscron." Und er öffnete und las. Sein Gesicht überflog dabei ein rasch wechselnder Ausdruck von Staunen, Ueberraschung, Verdruß und Bestürzung. Schließlich aber schien eine ausgelassene Laune die Oberhand zu gewinnen, denn der Major brach in lautes Lachen aus.

„Alle Hasen, Rittmeister, das ist denn doch etwas Neues! Das ist noch nicht dagewesen! Ich würde Ihnen den Brief geben, wenn er nicht sehr discrete Dinge enthielte. Die Sache will reiflich erwogen sein." Und abermals vertiefte er sich in das merkwürdige Schreiben.

Es lautete:

„Theuerster Freund! Schon neulich auf dem Bahnhof, als wir uns einige Minuten sprachen, werden Sie mir angemerkt haben, daß eine gewisse Sorge auf mir lastete.

„Wohl sehe ich ein, es wäre besser, wenn ich mich mündlich mit Ihnen aussprechen könnte, doch andererseits ist die Sache so delicater Natur, daß ich vorziehe, zur Feder zu greifen, um Abschied für immer von Ihnen zu nehmen.

„Allerdings Abschied, verehrter Freund, so schwer es mir auch ankommt. Sie wissen: wir haben lange Jahre als die Unzertrennlichen gegolten beim Whist, beim Schach, auf der Kegelbahn wie im Casino und auch am häuslichen Herde. Ich kann sagen, es waren meine glücklichsten Stunden, die ich bei Ihnen verlebte; sie werden niemals wiederkehren, niemals!

„Leider ist jene schöne unvergeßliche Zeit meiner guten Nichte nicht zum Glück ausgeschlagen. Sie waren so gütig, sich neulich nach ihr zu erkundigen, und ich theilte Ihnen damals mit, daß sich alle Bewerber nunmehr definitiv zurückgezogen, trotzdem in keiner Weise ein äußeres oder inneres Hinderniß bestand oder vielmehr zu bestehen schien.

„Ich muß offen bekennen, daß jener unerwartete stillschweigende Refüs, der fast gleichzeitig von mehreren Seiten erfolgte, mich in weit höherem Grade alterirte als Cornelien. Und so nahm ich bei einer späteren Gelegenheit Anlaß, Herrn Legationsrath von Saldern in vorsichtigster Weise über die Gründe des auffallenden Rückzuges zu sondiren. Es ging dies um so zwangloser, als Herr von Saldern mir in verschiedener Beziehung verpflichtet war.

„Stellen Sie sich vor, welche unerwartete, ja fast unglaubliche Eröffnung man mir machte.

„Man zog sich zurück — nicht bloß Herr von Saldern, auch Graf Bugslaff, wie Oberst von Lenz, lediglich aus Rücksicht für Sie, verehrter Freund. Alle Welt glaubte, daß unser intimer Verkehr noch einen anderen Grund habe und daß Ihre täglichen Besuche nicht eigentlich mir, sondern meiner guten Nichte gegolten, aber daß Sie wohl Gründe hätten, Ihre Entscheidung aufzuschieben. Dies war auch von anderer Seite die allgemeine Meinung, und nur aus dieser zarten Rücksicht standen jene Bewerber im letzten Augenblick zurück.

„Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie mich jene Eröffnung geradezu bestürzt hat, denn ich hätte mir nicht im Traum dergleichen Annahmen und Vermuthungen einfallen lassen. Sie hatten ja auch in keiner Weise Ursache, Ihre Häuslichkeit jemals zu verändern, denn wer in der Welt konnte sich mit der liebenswürdigen, anmuthigen Valesca vergleichen.

„Darüber sind nun Jahre hingegangen, und meine gute Cornelia ist schließlich doch um ihr Lebensglück gekommen; allerdings aus einem Irrthum, der in anderen Augen sogar komisch erscheinen könnte, wenn er nicht so verhängnißvoll in seinen Wirkungen gewesen.

„Lassen Sie mich endlich noch gestehen, daß ich meine Nichte selbst in allem Ernst erforscht, ob sie jene irrige Voraussetzung etwa getheilt habe. Ich bin zu discret, ihre übrigens unklare und evasive Antwort mitzutheilen; aber weil es klar ist, daß sie unter solchen Verhältnissen leidet, wird es besser sein, unseren Aufenthalt zu verändern, so schwer ich mich in diese Nothwendigkeit füge.

„Und somit, theurer Freund, leben Sie wohl für immer. Jene schönen Jahre werden uns unvergeßlich bleiben lebenslang. Empfehlen Sie uns Comteß Valesca, an deren Glück wir lebhaftesten Antheil nehmen, und bewahren Sie uns ein ebenso treues Angedenken, wie Ihnen ewig widmen wird Ihr &c. &c."

Das war der „merkwürdige" Brief, der den Major in größere Aufregung setzte als alle Erlebnisse der letzten Tage.

Mit vorsichtigen Worten unter dem Siegel der Verschwiegenheit deutete er dem Begleiter seine wunderliche Lage an, auch den wesentlichen Inhalt des Briefes.

„Ist je so etwas erhört!" schloß der Major. „Wer mich nicht kennt, müßte mich danach für einen wahren Satansbraten halten. Meine Schwester wagte nicht zu wählen, weil sie zu sehr an mir hing, und mein bester Freund sagt mir die Freundschaft auf, weil sie zur Vogelscheuche geworden für das Glück seiner Nichte. Haben Sie niemals einen passiven Don Juan gesehen, Rittmeister, so sehen Sie mich an!"

„Es mögen solche verborgenen Complicationen häufiger in der Welt vorkommen, als man weiß," meinte Herr von Landscron; „aber was denken Sie zu thun?"

Der Major lachte grimmig vor sich hin. „Heirathen aus Pietät, heirathen aus Entschädigung, weil man die Werber verscheucht hat. Auch ein neues Motiv; aber wenn ich's unterlasse, verliere ich den Freund, und mein ganzes Behagen, meine ganze Lebensordnung ist zum Teufel! Auch eine Strafe für den Weiberfeind!"

„Also Sie werden wirklich —"

„Was in aller Welt bleibt denn übrig!" rief der Major. „Von zwei Uebeln, heißt es, soll man das kleinste wählen, und mir wäre das größte die Einsamkeit, die Verlassenheit. Ich bitte Sie: an einem Tage die Schwester verlieren und den Freund dazu, das ist zu viel! Lieber schösse ich mich todt!

„Cornelia meine Frau?" fuhr er nach einer Pause fort. „Darauf habe ich sie

mir noch nicht angesehen. Aber was wahr ist, darf man sagen: sie ist fein gebildet, schön gewachsen, sehr gut conservirt, allzeit bei frischem Humor und hat auch sonst das Herz auf dem rechten Fleck. Aber wer sieht solche Vorzüge neben einer Valesca! Ich glaube, ich bin ebenso verrannt gewesen wie meine Schwester — blinde Passagiere Amor's, Beide, wenn auch im wirklichen Sinne blind. Aha, da kommt der Omnibus von Heidenheim; ich wäre im Stande, gleich mitzufahren und per Bahn in die Stadt, um heute noch reinen Tisch zu machen!"

„Und Ihre versprochenen Erläuterungen, Herr Major?" sagte der Rittmeister.

„Erläuterungen worüber? ah so, wegen der Ungnade meiner Schwester, die Sie für den Gegner des Professors hielt — war ja nur eine Ehre für Sie als einen älteren Verehrer; aber das läßt sich applaniren. Hier, bringen Sie Valesca den Brief des Commerzienraths und sagen Sie ihr, ich wäre sofort in die Stadt. Dann wird Alles vergeben und vergessen sein. Morgen wird man Weiteres hören. Arrangirt sich Alles, wie es nun wohl nicht anders kommen kann, so feiern wir eine Doppelhochzeit, und das bald — der bestrafte Weiberfeind und die Männerfeindin aus Bruderliebe!"

Mit diesen Worten nahm er Abschied vom Rittmeister von Landscron und stieg in den Postomnibus, der bald am einsamen sonnigen Seeufer hinrollte, während der Postillon sein Lieblingsstück auf seinem Posthorn blies. Es war die alte schwäbische Volksweise: Morgen muß ich fort von hier und muß Abschied nehmen . . .

Darf man verbürgten Privatmittheilungen und weitverbreiteten offenen Couverts mit üblichen schön gestochenen Karten glauben, so ist noch im selben Jahre die bewußte Doppelhochzeit gefeiert worden. Professor Vollmar hat den Ruf nach Dorpat zu Gunsten einer Anstellung an der heimischen Universität ausgeschlagen, und beide Paare leben in ungetrübtem Glück und Behagen mit einander. Die einzige Wolke, welche zuweilen den sonnigen Kreis der Glücklichen beschattet, ist der Unmuth des Commerzienraths.

Worüber? — Nun, über nichts Anderes, als daß der Major gänzlich jedes Interesse an den Kupferstichmappen wie an der Münzsammlung verloren hat. Valesca aber, die strahlende und glückselige Frau Professorin, tröstet lachend den Hagestolz und giebt ihm den freundschaftlichen Rath, sich wenn möglich gleichfalls noch nach einer Lebensgefährtin umzusehen.





# Die Macht der Vererbung.

Von

**Ludwig Büchner.**

II.



Fast noch mehr als in Trieben, Neigungen, Charakter u. s. w. offenbart sich die Macht der Vererbung in Anlagen und Talenten, deren Erblichkeit oder Vererbungsfähigkeit ja eine Sache so alltäglicher Erfahrung ist, daß es kaum nöthig erscheinen dürfte, besondere Beispiele dafür anzuführen. Besonders interessant und belehrend erscheinen in dieser Hinsicht die sogenannten Familienanlagen, für welche die Culturgeschichte ein ebenso reiches wie interessantes Material liefert. Man kennt ganze Reihen von Familien, in denen sich gewisse Talente oder Anlagen trotz der die Erhaltung derselben verwirrenden Kreuzung Jahrzehnte und selbst Jahrhunderte hindurch fortpflanzten. Eines der bekanntesten und hervorragendsten Beispiele dieser Art ist dasjenige der Familie Bach, in welcher sich der musikalische Genius über mehr als dreihundert Angehörige verbreitete und aus welcher während einer Zeitdauer von 250 Jahren (1550 bis 1800) nicht weniger als zweiundzwanzig hervorragende Musikkünstler hervorgingen. Allerdings kam dieser merkwürdigen Erscheinung der Umstand zu Hülfe, daß die Bachs meist Verbindungen mit Musikerfamilien ihrer ehemaligen Lehrer oder Amtsvorgänger eingingen. In gleicher oder ähnlicher Weise erbte sich das Malertalent fort in den Familien der Holbein, Tischbein, Cranach u. s. w.; die Anlage zur Tanzkunst in der Familie der Vestriß; mathematische Begabung in der Familie der Bernouilli; philosophisch-dichterische in der Familie der Schlegel; religiöser oder religionsphilosophischer Sinn in der Familie der Schleiermacher; Sinn für Naturforschung in den Familien Cuvier, Decandolle, Siebold, Herschel u. s. w.

Lewes (a. a. O.) erinnert in dieser Beziehung unter Anderem an den sprüchwörtlich gewordenen „l'esprit des Mor-

temarts", an den „Witz der Sheridans", an den Sohn Tasso's, an die Familien Hirschel, Coleman, Kemble, Coleridge u. s. w. — Ribot (a. a. O.) hat sich die Mühe genommen, ganze Reihen von Tonkünstlern, Gelehrten, Schriftstellern, Politikern u. s. w. bezüglich der Erblichkeit der Familienanlage zusammenzustellen und zählt z. B. unter einundfünfzig Dichtern nicht weniger als einundzwanzig, unter vierzig Malern nicht weniger als zwanzig auf, bei denen eine Familienanlage mit Bestimmtheit nachzuweisen war. In gleicher Weise zeigt er die Erblichkeit des Gedächtnisses, der Einbildungskraft, des Denkvermögens u. s. w. — Freilich kann sich eine solche Familienanlage nicht ins Unbegrenzte fortsetzen, da der verwirrende Einfluß der Kreuzung dem stetig entgegenwirkt; aber wir haben an dem Beispiel der Familie Bach gesehen, daß, wo dieser Einfluß fehlt oder in gewisse Grenzen gebannt ist, die Fortsetzung in der That existirt.

So wie bei Einzelnen oder in Familien, giebt es auch eine Vererbung gewisser Charaktereigenthümlichkeiten oder Anlagen bei ganzen Völkern oder bei einzelnen Gesellschaftsclassen. Hierher ist z. B. zu rechnen das berühmte Handelsgenie der Juden, welches bei diesem seit seiner Vertreibung aus Palästina fast nur auf Handel unter fremden Völkern angewiesenen Volke sich von Stufe zu Stufe entwickelt und durch Vererbung befestigt hat. Oder es kann hierher gerechnet werden der kriegerische Geist mancher Nationen, z. B. der Franzosen, von deren Vorfahren, den alten Galliern, schon der scharfblickende Cäsar eine Schilderung entwirft, welche noch vollständig auf ihre heutigen Nachkommen paßt, indem er als ihre hauptsächlichsten Charaktereigenschaften hervorhebt: Liebe zu den Waffen, zu Revolutionen, Eitelkeit und Rednergabe.

Die sociale Einrichtung des Adels ist ganz ebenso auf die Idee der Erblichkeit gegründet wie das indische Kastenwesen und auf die Voraussetzung, daß edler oder ritterlicher Sinn, vornehme Haltung, Tapferkeit und dergleichen sich von den Eltern auf die Kinder oder familienweise fortpflanzen. Mag man das Institut des Adels als solchen billigen oder verwerfen, man kann nicht umhin, zuzugeben, daß er seine durchaus natürlichen Ursachen hat und daß er, mochte er nun ursprünglich entstanden sein, wie er wollte, doch stets an der Erblichkeit, an dem Vorrecht der Geburt, festhielt. Er ging dabei von der ganz richtigen Voraussetzung aus, daß man von seinen Vorfahren Muth, Ehrgefühl, Biederkeit u. s. w. ebenso ererbe wie Kraft, hohen Wuchs u. s. w. und daß, wie man annahm, Edle oder Tapfere nur wieder von Edeln und Tapferen abstammen könnten. Allerdings hat der in früheren Jahrhunderten wohlberechtigte Adel in unserer nach socialer Gleichberechtigung strebenden Zeit durch seine sociale Absperrung von den übrigen Gesellschaftsclassen in anderer Richtung wieder schwerwiegende Nachtheile auf sich geladen.

Diese Nachtheile zeigt das indische Kastenwesen in noch viel höherem Grade, obgleich auch hier, wie schon erwähnt, der Glaube an die Reinheit der Kaste ganz durch die an sich richtige Voraussetzung der Erblichkeit von Charakter, Anlagen u. s. w. bestimmt wird. Die heiligen Gesetze Manu's, des indischen Gesetzgebers, ruhen ganz auf der Idee der Erblichkeit oder der leiblichen wie seelischen Vererbung und besagen ausdrücklich: „Ein Weib gebiert immer einen solchen Sohn, der mit den Eigenschaften seines Erzeugers begabt ist"; und: „Ein Mann von verworfener Abkunft erbt die schlechte Eigenart seines Vaters oder seiner Mutter oder Beider zusammen. Niemals kann er seine Herkunft verleugnen"; endlich: „Man muß den einer niederen Kaste Angehörigen und von einer verachteten Mutter Geborenen an seinen Handlungen erkennen können." — In der That haben, wie Waitz (a. a. O.) mittheilt und wie auch gar nicht anders vorausgesetzt werden kann, die englischen Missionäre die Kinder der höheren Kasten oder der Brahmanen weit begabter und bildungsfähiger gefunden als die aus niederen Kasten, und nach Morton (Crania americana) lassen die Schädel der peruanischen Inkas oder der ehemaligen höchsten Kaste Peru's auf ein entschiedenes geistiges Uebergewicht des damaligen Adels über das niedrige oder eigentliche Volk schließen. Aber ganz das Nämliche lehrt ja auch ein Blick

auf unsere eigenen gesellschaftlichen Zustände und auf den sogenannten „Unterschied der Stände", welcher ja gewiß nicht bloß Folge einer einfachen gesellschaftlichen Verschiebung an sich ganz gleicher Individuen, sondern ebenso und vielleicht noch mehr Folge eines schon durch erbliche Anlage bedingten Unterschiedes der einzelnen Gesellschaftsclassen ist. Freilich kommt es alle Tage vor, daß diese eigenthümliche Schranke von einzelnen Individuen durchbrochen wird, aber in der Regel nicht, ohne daß an dem Emporkömmling etwas aus der niedrigeren Sphäre, der er seinen Ursprung verdankt, kleben bleibt. „Geistige Bildung der Eltern," sagt schon der scharfblickende Burdach (a. a. O.), „giebt den Kindern eine größere Bildungsfähigkeit; der junge Wilde ist für die europäische Cultur mit seltenen Ausnahmen unempfänglich oder nimmt bloß den Schein derselben an und fühlt sich dabei nicht glücklich." — Auch die bekannte Erfahrung, daß die sogenannten Creolenneger in Amerika (d. h. die im Lande selbst geborenen) größere Fähigkeiten oder Anlagen zeigen als die frisch eingeführten, daher auch ehedem als Sclaven besser bezahlt wurden, erklärt sich leicht aus den Gesetzen der Vererbung. Ribot (a. a. O.) führt außer den Juden auch noch die Zigeuner und die sogenannten Cagots in Frankreich als auffallende Beispiele für die Vererbung von Volks- oder Raceneigenthümlichkeiten auf.

Nach diesen Nachweisen, die übrigens noch sehr leicht hätten vermehrt werden können, kann wohl nicht bezweifelt werden, daß — im allgemeinsten Sinne genommen — die Erblichkeit als Gesetz, die Nichterblichkeit als Ausnahme erscheint, und daß nicht das Dasein, sondern das Fehlen erblicher Eigenthümlichkeiten unser Erstaunen erregen muß. Jeder einzelne Mensch, wie jedes organische Wesen überhaupt, erscheint als ein mittleres Product seiner Eltern oder seiner Vorfahren überhaupt und als ein Ausdruck aller derjenigen Einflüsse, welche auf diese theils wegen ihres eigenen Lebens, theils durch Vermittelung von Seiten ihrer Voreltern eingewirkt haben.

Allerdings kommt hierbei ein sehr wichtiger Punkt in Betracht, der nicht übersehen werden darf, ohne Anlaß zu den größten und folgewichtigsten Mißverständnissen zu geben — es ist der Einfluß der Erziehung sowie der Ausbildung und Anbildung.

Gewöhnlich stehen sich in dieser Hinsicht zwei Ansichten schroff und scheinbar unversöhnlich einander gegenüber. Die eine will Alles aus Erziehung, die andere Alles aus angeborener Anlage herleiten. Nach der ersteren kann durch Erziehung aus dem Menschen Alles, nach der zweiten Nichts gemacht werden, da die Geburt als das allein Bestimmende erscheint. Einer der extremsten Verfechter der ersten Meinung war im vorigen Jahrhundert der bekannte Philosoph Helvetius, der Verfasser des berühmten Buches „Sur l'esprit", welcher behauptete, daß alle Menschen bei der Geburt vollkommen gleich seien und daß ihre spätere Verschiedenheit nur durch die Verschiedenheit der Erziehung und des Lebensganges erzeugt werde. Auch heutzutage hat diese Meinung trotz ihrer offenbaren Falschheit noch viele Anhänger unter der großen Menge sowohl wie unter Physiologen, Philosophen und Pädagogen. Wenn diese Ansicht richtig wäre, so müßte man durch Erziehung aus einem beliebigen Menschen, einerlei ob er ein Prinzen- oder Bauerssohn, ein Proletarier oder ein den besseren Ständen Angehöriger, ein Wilder oder ein Abkömmling von civilisirten Menschen, ein Europäer oder ein Orientale, ein schwarzer, weißer, gelber oder brauner Mensch, ob er Mann oder Frau sei — ja, man müßte, um es möglichst extrem auszudrücken, aus einem Thier alles Mögliche zu machen im Stande sein.

Die Anhänger der entgegengesetzten Ansicht wollen im Gegentheil nur die angeborene Anlage gelten lassen und halten ihr gegenüber alle übrigen Einflüsse für mehr oder weniger ohnmächtig. Wer keine Phantasie oder keine angeborene Anlage zum Maler, Dichter oder Künstler hat, sagen die Anhänger dieser Ansicht, wird niemals ein solcher werden, mag er thun, was er wolle. Wer nicht die Anlage zur Entwickelung eines mächtigen Verstandes mit auf die Welt bringt, wird niemals ein bedeutender Gelehrter, Schriftsteller oder sonst hervorragender Mensch werden, mag man auch an ihm herum-

schulen oder dressiren, so viel man will — es sei denn in einzelnen Dingen oder Richtungen, zu deren Verfolgung und Ausbeutung ein geringeres, mit Energie gepaartes Maß von Verstandeskraft ausreicht. Wer keinen angeborenen Trieb zum Gelderwerb, zur Sparsamkeit u. s. w. hat, wird niemals durch eigene Anstrengung ein reicher Mann werden; wer keinen angeborenen Muth hat, wird keine Rolle als Soldat, Reisender, Politiker u. s. w. spielen; wer keine Willenskraft oder angeborene Festigkeit des Charakters hat, wird sie durch keine Art von Vorsatz oder Anleitung zu erlangen im Stande sein; wer von unmoralischen oder verschwendungssüchtigen Eltern abstammt, wird stets mit der Neigung zu einem ähnlichen Verhalten zu kämpfen haben, während umgekehrt der in hohem Grade Geizige oder Gewissenhafte diese Neigungen in der Regel auch in seinen Kindern wiederkehren sieht.

Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß beide Ansichten, in dieser Einseitigkeit ausgedrückt, falsch sind und daß die Wahrheit auch hier wie in allen menschlichen Dingen in der Mitte liegt. Die Erziehung kann Vieles, aber nicht Alles. Sie kann eine vorhandene Anlage ausbilden oder unterdrücken, aber niemals eine nicht vorhandene ersetzen. Sie kann, consequent durchgeführt, selbst bei mittelmäßigen Anlagen oft große Resultate erzielen; aber sie ist und bleibt in der Regel ohnmächtig, wo diese Anlagen ganz fehlen oder wo bereits die Herkunft an sich ihr unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legt. Es ist bekannt und wurde bereits darauf hingewiesen, welche wenig befriedigenden Resultate die europäischen Missionäre durch Erziehung junger Wilden zu erreichen pflegen. Sie lernen mitunter anfangs leicht, nehmen auch einen gewissen Anstrich europäischer Cultur an, fallen aber in der Regel mit Erreichung der Pubertät rasch in den Zustand der Wildheit zurück. Die Erziehung gut veranlagter, von Geburt aus geistig geweckter und namentlich mit Anlage zur Entwickelung moralischen Sinnes versehener Kinder ist für den Pädagogen eine Lust und eine verhältnißmäßig leichte Aufgabe, während umgekehrt Stupidität, Mangel an Verstand oder angeborene Charakterfehler durch keine Art der Erziehung zu bewältigen sind.

Umgekehrt bedeuten die besten angeborenen Anlagen in der Regel wenig oder nichts, wenn sie nicht ausgebildet werden oder wenn sie ohne Gelegenheit zu ihrer Entfaltung bleiben. Man macht allerdings gegen diese, wie es scheint, selbstverständliche Behauptung geltend, daß es nicht an Beispielen fehle, wo hervorragende Genies oder Menschen mit großen angeborenen Anlagen auch bei schlechter Erziehung oder unter widrigen Umständen ihr Ziel erreicht hätten, so z. B. Shakespeare, d'Alembert, Napoleon I., Schiller u. s. w., und knüpft daran die oft gehörte Behauptung, daß solche Genies immer und unter allen Umständen zum „Durchbruch" kämen oder kommen müßten. Aber schon die bekannte, aus Erfahrung hergeleitete Redensart von den sogenannten „verdorbenen Genies" zeigt, daß die Behauptung in solcher Allgemeinheit nicht richtig sein kann und daß gar manches Genie in Verborgenheit verkommen sein mag, von dem die Welt nie etwas erfahren hat. Ja, man darf mit großer Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß die Zahl der *nicht* zum „Durchbruch" gekommenen Genies bedeutend größer sein möge als die des Gegentheils.

Indessen kommt die Geniefrage hierbei weit weniger in Betracht als die große und die Genies weit überragende Menge der Durchschnittsnaturen oder Durchschnittsmenschen, welche, mit mittelmäßigen Naturanlagen versehen, der künstlichen Ausbildung dieser Anlagen oder der Erziehung nothwendig bedürfen, um ihr Ziel zu erreichen, während bei Genies wie bei Idioten der Einfluß der Erziehung der angeborenen Anlage gegenüber mehr in den Hintergrund tritt.

So kann man als allgemeines Resultat dieser Untersuchung aussprechen, daß der einzelne Mensch als ein mittleres Resultat aus Angeborenheit und aus Erziehung oder Anbildung erscheint, und daß man, wenn man das Richtige erkennen will, nicht willkürlich das einzelne Moment vor das andere stellen darf, sondern daß man stets beide Einflüsse gleichzeitig vor Augen haben muß, vorsichtig erwägend,

was dem einen, was dem anderen zuzuschreiben ist. Dieses zeigt sich auch sehr deutlich in der vielerörterten und von so zahlreichen Mißverständnissen umgebenen Frage von den sogenannten Instincten oder Kunsttrieben der Thiere, aus denen durch allmälige Entwickelung auch die Instincte oder unbewußten Antriebe der menschlichen Natur hervorgegangen sind und über deren Entstehungsursachen ein endloser Streit unter den Gelehrten geführt wurde und theilweise noch geführt wird. Der Streit ist unnöthig oder gegenstandslos geworden, seitdem durch die Erkenntniß von der Macht und den Gesetzen der Vererbung oder Erblichkeit das eigentliche und an sich sehr einfache Sachverhältniß vollkommen aufgeklärt ist.

Danach müssen alle sogenannten Instincte oder unbewußten Antriebe betrachtet werden als allmälig entstandene, durch Vererbung und Forterbung nach und nach bleibend gewordene geistige oder seelische Triebe, Neigungen, Anlagen oder Lebensgewohnheiten oder — wenn man es mehr anatomisch-physiologisch ausdrücken will — als in gleicher Art entstandene mechanische Dispositionen des Gehirns und Nervensystems zu dieser oder jener Art von Thätigsein. Ehe man den Einfluß der Erblichkeit kannte, verstand man es nicht, die Instincte und Kunsttriebe auf andere Weise zu erklären als durch eine Art von unbewußtem und angeborenem Hellsehen, oder als von einem höheren Wesen oder einer höheren, von verständigen Absichten geleiteten Macht jedem Einzelwesen zu dessen Wohl und Erhaltung eingepflanzte Triebe und Anleitungen zu einem zweckmäßigen Handeln, und zwar, was die Hauptsache war, ohne Bewußtsein des Zwecks. Die Definition an sich war ganz richtig, nur die Erklärung ließ zu wünschen übrig und ließ die ganze Theorie nicht bloß als eine gewaltsame, sondern auch als eine mit zahllosen widersprechenden Thatsachen nicht oder schwer vereinbare erscheinen. So konnte es nicht fehlen, daß daraus ein ewiger Streit zwischen den Anhängern einer teleologischen und denjenigen einer nichtteleologischen Anschauung entstehen mußte, ohne daß man der Unzulänglichkeit der leitenden Gesichtspunkte wegen zu einem entscheidenden Resultat gelangen konnte. Seitdem aber die Angeborenheit ihre ausreichende Erklärung in der Erblichkeit oder Vererbung allmälig entstandener Gewohnheiten oder Antriebe gefunden hat, ist man auf einen vollkommen klaren Standpunkt gelangt. Nur darf man sich nicht der falschen Vorstellung hingeben, als ob die Angeborenheit in dieser Frage Alles erschöpfe und als ob mit ihr die vollständige Anleitung zu einem zweckmäßigen Handeln ohne jede Nebenrücksicht gegeben sei. Denn es werden, wie es scheint, keine Ideen oder fertigen Vorstellungen vererbt, sondern nur die Antriebe, Neigungen, Anlagen oder Talente dazu, während das Uebrige, um daraus wirklich zweckmäßige Handlungen hervorgehen zu lassen, theils durch Erfahrung, theils durch Erziehung geschehen muß. Allerdings darf dabei nicht vergessen werden, daß der Einfluß der Angeborenheit oder des unbewußten Hellsehens in demselben Maße zunimmt, in welchem man tiefer in der Thierreihe hinabsteigt, während bei höheren und verständigeren Thieren Erziehung und Erfahrung eine oft größere, wenigstens ebenso große Rolle spielen wie die angeborene Anlage oder Neigung. Doch wollen wir unsere Meinung an einigen naheliegenden Beispielen zu begründen suchen.

Von dem Biber nimmt man an, daß demselben sein merkwürdiger Bau- oder Kunsttrieb der Art angeboren sei, daß auch ganz jung von der Mutter weggenommene Thiere, bevor sie irgend eine Anleitung erhalten hätten, einen regelrechten Biberbau aufzuführen im Stande wären. Dieses ist ganz unrichtig; im Gegentheil versichern uns die Biberjäger übereinstimmend, daß die jungen Thiere nicht weniger als drei Jahre hindurch bei den Eltern bleiben und während dieser Zeit von ihnen unterwiesen werden, ehe sie selbständig als Baukünstler agiren. Wohl machen jung eingefangene Biber, wenn man ihnen die nöthigen Materialien reicht, allerhand Bau- und Flechtversuche, indem der von den Eltern ererbte Bautrieb in ihnen lebendig wird; aber zu einem förmlichen Biberbau bringen sie es ohne Unterweisung oder Anleitung ebenso wenig wie die sogenannten

Höhlenbiber, welche da, wo sie vereinzelt zu leben gezwungen sind, statt ihrer berühmten Flußbauten sich damit begnügen, Höhlen in das Ufer zu graben und dieselben mit Astwerk zu verrammeln. Aus gleichem Grunde bauen junge Vögel schlechtere Nester als ältere, oder bauen junge Vögel, welche man einsam in Bauern aufzieht, entweder gar keine oder sehr unvollkommene Nester, indem ihnen Erfahrung, Uebung oder Anleitung fehlen; oder sind ältere Thiere, z. B. Füchse, schlauer als junge, weil die erzieherische Einwirkung des Lebens und der Erfahrung sich bei ihnen geltend zu machen Zeit hatte. Indessen hat schon G. Leroy die Bemerkung gemacht, daß in solchen Gegenden, in denen die Füchse viel gejagt werden, die jungen Thiere schon beim ersten Hervorkommen auffallende Verschlagenheit und Vorsicht an den Tag legen, offenbar weil sie die Anlage dazu von den durch Erfahrung ängstlich gewordenen Eltern ererbt haben. Ganz das Nämliche gilt von der Furcht der Thiere vor den Menschen überhaupt, welche Furcht nach den übereinstimmenden Berichten der Reisenden in menschenleeren Gegenden oder auf unbewohnten Eilanden ursprünglich ganz fehlt und dem Thier erst durch Erfahrung und Vererbung der dadurch entstandenen Aengstlichkeit eingeprägt worden ist. — Das junge, der Eischale entschlüpfte Huhn ist durchaus nicht, wie Viele meinen, ein fertiges, mit allen Vorzügen seines Geschlechtes ausgerüstetes Geschöpf, sondern es muß das Laufen, Saufen, Aufpicken von Körnern u. s. w. erst unter Anleitung der Mutter nach und nach erlernen. Ebenso wenig ist es richtig, daß die der Eischale entschlüpfte junge Ente oder Gans von selbst das Wasser aufsuche, in welchem sie sofort sich als fertige Schwimmerin bewähre; die jungen Thierchen haben im Gegentheil anfangs Furcht vor dem Wasser und müssen, wie alle Schwimmvögel, das Schwimmen, Wassersaufen, Aufsuchen der Nahrung u. s. w. erst von den Alten lernen, wobei ihnen freilich die von den Eltern ererbte Anlage zu diesen Lebensgewohnheiten auf das wesentlichste zu Statten kommt. Frau Ruge in Schwerin hat beobachtet, wie eine Taubenmutter drei eben flügge gewordene Jungen am Rande eines Wasserzubers mit großer Mühe zum Trinken anleitete und erzog. (Man vergleiche des Verfassers Schrift „Aus dem Geistesleben der Thiere", 3. Aufl., S. 30.)

Der berühmte Wandertrieb der Vögel ist gewiß einer der stärksten, wenn auch nur allmälig entstandenen Triebe der thierischen Natur und macht sich auch bei gefangen gehaltenen Zugvögeln zur Zugzeit in heftigster Weise und ohne Bewußtsein des Zweckes geltend. Dennoch ist kein einzelner Vogel, der einen Zug noch nicht mitgemacht hat, im Stande, bloß unter Anleitung seines Triebes eine wirkliche Wanderung anzutreten; er bedarf dazu der Hülfe, Unterweisung und Anleitung seiner erfahreneren Mitgeschöpfe. Sogar bei anscheinend auf der thierischen Stufenleiter so tief stehenden Geschöpfen wie Ameisen und Bienen, bei denen der ererbte Trieb zu einer bestimmten, unter einander im Zusammenhang stehenden Reihe von Handlungen ihr ganzes Dasein beherrscht und bestimmt, ist eine Erziehung der Jungen durch die älteren Individuen durch zuverlässige Beobachter mit aller Bestimmtheit nachgewiesen worden. Auch vertheilen sich bekanntlich die vielfachen Geschäfte der Gemeinschaft in verschiedener Weise an die älteren und jüngeren Individuen. (Näheres in des Verfassers soeben citirter Schrift.)

In besonders belehrender Weise zeigt sich das Verhältniß zwischen ererbter Anlage und Ausbildung derselben bei Thieren in solchen Fällen, wo das erzieherische Zuthun des Menschen mit in das Spiel kommt und wo demnach eine angeborene, von den Eltern ererbte Neigung oder Anlage durch Erziehung, Dressur oder Erfahrung zu einer wirklichen Lebensgewohnheit oder Kunstfertigkeit wird. Hierher ist z. B. zu rechnen das bereits erwähnte Stehen der Jagdhunde, welches theils auf angeborener Gewohnheit, theils auf Erziehung beruht; die theils angeborene, theils anerzogene Neigung der Schäferhunde zum Umkreisen der Heerde oder der Hofhunde zur Wachsamkeit; die gleicherweise entstandene Neigung der Bernhardiner oder Neufundländer Hunde zur Rettung von Menschenleben; die Neigung der Hühnerhunde, in das Wasser

zu gehen; die allmälige Gewöhnung der europäischen Jagdhunde an die Eigenthümlichkeiten der Peccarijagd in Amerika oder der Windhunde an die in großen Höhen über dem Meere auszuführende Hasenjagd in Mexico; die Gewöhnung des Pferdes des spanischen Amerika an den sogenannten Paßgang oder des englischen Schafes an den ihm anfangs verhaßten Genuß der Steckrübe; die Erziehung dressirter Pferde und der Hausthiere überhaupt zu bestimmten Beschäftigungen oder Lebensgewohnheiten. Es ist eine bekannte Sache, daß alle abgerichteten oder längere Zeit der Zucht des Menschen unterworfenen Thiere Junge hervorbringen, welche ihrer von den Eltern ererbten Anlage halber leichter erzogen werden können als solche von unabgerichteten, und die Erzieher von Pferden wissen sehr wohl, daß die Jungen von gut dressirten Pferden eine viel größere Gelehrigkeit an den Tag legen als die Nachkömmlinge von weniger gut oder gar nicht dressirten. Bei den englischen Rennpferden entscheidet über deren Güte ebensowohl die Abstammung von solchen Thieren, welche sich bereits als tüchtige Renner ausgezeichnet haben, wie die Dressur oder Erziehung, und zwar so sehr, daß man es für der Mühe werth hält, vollständige Stammbäume dieser Thiere anzufertigen und weiterzuführen. Einzelne englische Rennpferde gaben Hunderten von Wettrennensiegern der nachfolgenden Generationen das Leben, wofür Darwin (a. a. O. II, S. 14) das Beispiel der „Eklypse" und des „King Herod" mit dreihundert bis vierhundert Siegernachkommen anführt.

Das Hofgeflügel war zur Zeit des Aristoteles noch so wild und zum Davonfliegen geneigt, daß es nicht anders als unter ausgespanntem Netzwerk gehalten werden konnte, während es heutzutage nur durch die mittelst Vererbung gewonnene Liebe zur Heimath festgehalten wird. Durch dieselbe Liebe getrieben, findet die Brieftaube ihre entfernte Heimath wieder, nachdem die Einwirkung künstlicher Erziehung die von den Eltern ererbte Anlage zur möglichsten Ausbildung gebracht hat.

Solcher Beispiele, bei denen allen es sich nicht um eine stricte Wahl zwischen Angeborenheit und Anbildung oder Anpassung oder Erziehung, sondern nur um das Mehr oder Weniger des einen oder des anderen Momentes in jedem einzelnen Falle handelt, könnten noch gar viele namhaft gemacht werden.

Wir wissen noch nicht genau, wie weit die Macht der Angeborenheit oder Vererbung in jedem einzelnen Falle sich zu erstrecken oder auszudehnen im Stande ist; aber so viel glauben wir als allgemeines Resultat aus diesen Untersuchungen bezeichnen zu dürfen — ein Resultat von höchster Wichtigkeit sowohl für die Thier- wie Menschenpsychologie —, daß Alles, was in dem geistigen oder seelischen Leben der Thiere nicht erklärbar ist aus Erfahrung, Erziehung, Lehre, Beispiel oder sonst aus natürlichen oder naheliegenden Ursachen — wie z. B. aus dem bei den Thieren im höchsten Maße ausgebildeten Geruchssinn oder Geruchstrieb — auf von den Eltern ererbten geistigen Anlagen, Fähigkeiten oder Lebensgewohnheiten beruht oder beruhen muß. Dieses ist auch der einzige Sinn, in welchem das früher so viel gebrauchte und vieldeutige Wort „Instinct" heutzutage noch genommen werden kann, als eine allmälig entstandene, durch Vererbung bleibend gewordene Naturanlage oder ein auf gleiche Weise entstandener, durch eine gewisse Disposition des Nervensystems vermittelter Antrieb zu zweckmäßigem oder wenigstens auf Erreichung eines gewissen Zieles gerichtetem Handeln. Jede andere Erklärung des Instincts führt zu heillosen Mißverständnissen und Unbegreiflichkeiten. Auch darf dabei nicht vergessen werden, daß es einen angeborenen Instinct nur insoweit giebt, als er von den Eltern ererbt worden ist, daß aber diese selbst denselben zu irgend einer Zeit, wenn auch erst nach und nach, erworben haben müssen, so daß es eigentlich angeborene Triebe oder Instincte in einem allgemeineren Sinne überhaupt nicht giebt, sondern daß Alles, was hierher gehört, im Laufe unendlich langer Zeiträume von den Vorfahren allmälig erworben und dann weitergeerbt worden ist. Angeborenheit kann daher heutzutage, einerlei in welcher Richtung sie sich erstrecken mag, im nothwendigen Einklang mit der Entwickelungstheorie nur noch

im Sinne allmäliger, durch Vererbung bleibend gewordener Entstehung genommen werden.

Diese Grundsätze gelten auch in ganz gleicher Weise für die Instincte der Menschennatur oder für die unbewußten Antriebe der Menschenseele. Will man überhaupt von Instinct reden, so muß man denselben dem Menschen, wenn auch in einem beschränkteren Sinne, geradeso zugestehen wie dem Thier — was auch gegenwärtig von allen der Erfahrung huldigenden Forschern auf diesem Gebiete bereitwillig anerkannt wird. — „Wie hohl die dünkelhafte Einbildung ist,“ sagt z. B. G. H. Schneider (Der thierische Wille, S. 61), „daß alle Handlungen des Menschen zweckbewußte und die der Thiere nur instinctive seien, das beweist die Thatsache von dem Instincte, der den menschlichen Willensäußerungen zu Grunde liegt.“ — „Bei allen Handlungen des Menschen zur Selbstexistenz wie zur Fortpflanzung ist mehr oder weniger sogenannter Instinct zu finden.“ — „Der Nahrungs- und Fortpflanzungstrieb, der Erwerbtrieb, der Liebestrieb, der Schutz- oder Erhaltungstrieb, die Schamhaftigkeit bei civilisirten Nationen, die Mutterliebe, der Spiel- und Nachahmungstrieb u. s. w. beruhen alle mehr oder weniger auf ererbten Instincten oder Antrieben.“ — „Bei der Wahl der Mittel zur Erreichung der Selbstexistenz und Arterhaltung tritt die zweckbewußte Geistesthätigkeit in den Vordergrund; die Anregung aber zu irgend einer Wahl und Anwendung solcher Mittel ist im unbewußten und zum größten Theil angeborenen Triebe, im Instincte, gegeben.“

Einer der interessantesten und wichtigsten Instincte der Menschennatur ist der moralische Instinct oder die angeborene Neigung des Culturmenschen zu moralischem Verhalten. Bekanntlich leiten die Moralisten diese Neigung aus einem allen Menschen an- und eingeborenen sogenannten Sittengesetz oder Gewissen ab — eine Theorie, welche in der Philosophie unter dem Namen des „kategorischen Imperativs“ von Kant berühmt geworden ist. — An dieser Theorie ist etwas Wahres, aber dennoch schließt sie einen doppelten Irrthum ein. Denn erstens ist das Moralgesetz nicht, wie jene Theoretiker meinen, allen Menschen in gleicher Weise und auch nicht apriorisch oder vor aller Erfahrung eingepflanzt, und zweitens enthält es keine bestimmten Regeln oder Vorschriften darüber, wie zu handeln ist, sondern es besteht nur in einer moralischen Veranlagung, die, um zur wirklichen Moral zu werden, der vorherigen Erziehung und Ausbildung bedarf. Wir sind gewissermaßen moralisch organisirt, das heißt: es sind dieses nicht alle Menschen, sondern nur solche, deren Eltern und Voreltern während langer Zeiträume in sittlich und politisch geordneten Gesellschaftszuständen gelebt haben. Aber diese Organisation oder Anlage erhebt sich zur eigentlichen Moral erst durch Lehre, Beispiel, Erziehung und weitere Ausbildung des sittlichen Gefühls. Angeborene Moralvorschriften oder Moralgesetze bestimmten Inhalts giebt es ebenso wenig, wie es angeborene Ideen überhaupt giebt.

Daß es keine angeborenen Moralvorschriften, kein apriorisch an- und eingeborenes Sittengesetz giebt, zeigt ein einfacher Blick auf wilde Völker wie auf unsere eigenen Kinder. Urvölker ermangeln bekanntlich fast aller jener Formen des sittlichen Gefühls, welche bei civilisirten Nationen nach und nach eine so große Macht und Bedeutung erlangt haben; und gerade die zartesten Gefühle, wie Barmherzigkeit, Mitleid, allgemeine Menschenliebe u. s. w., zeigen sich erst ziemlich spät in der Geschichte, genau so wie sich auch der Sinn für Musik, für die Schönheiten der Natur und Aehnliches erst nach und nach unter dem Einfluß der Vererbung zu seiner jetzigen Höhe und Bedeutung entwickelt hat. Im Gegensatze dazu mußten die wilden und rohen Instincte der menschlichen Natur aus der Zeit der Thierheit oder des Urmenschen, wie Grausamkeit, Streitsucht, Neigung zu Blutvergießen u. s. w., mehr und mehr zurücktreten, haben aber doch immerhin durch den tiefgreifenden Einfluß des Atavismus noch Gewalt genug übrig behalten, um von Zeit zu Zeit unter der Culturdecke hervor bei Einzelnen wie bei Völkern in einzelnen erschreckenden Beispielen, z. B. in Kriegszeiten, wieder zum Durchbruch zu kommen. Namentlich hat man Gelegenheit, diese atavistische Roh-

heit bei Angehörigen unserer niederen Stände zu beobachten, bei denen der Einfluß fortschreitender Gesittung sich nicht in demselben Maße geltend zu machen im Stande ist wie in den höheren Schichten der Gesellschaft. Nur die stete, von Generation zu Generation fortgesetzte Vererbung sittlicher Lebensgewohnheiten kann nach und nach jenen Bestand und jenes Gleichmaß sittlichen Gefühls hervorbringen, von welchem die Existenz der heutigen Gesellschaft abhängt. So ist das Moralgesetz nach und nach zu einem Naturgesetz geworden, weil es eine nothwendige Folge der Natur der Dinge selbst ist und weil eine menschliche Gesellschaft auf die Dauer ohne dasselbe gar nicht bestehen könnte; es ist übrigens wechselnd je nach Lage der Umstände, der Zeiten, der Natur der einzelnen Völker, gerade so wie auch menschliche Satzungen über dieselben Grundregeln da oder dort sehr verschiedene Formen annehmen können.

Das ehemals angenommene angeborene Sittengesetz oder Gewissen ist selbst von den meisten Philosophen heutzutage in das Gebiet der Märchen verwiesen. Schopenhauer nennt es eine „Kinderschulenmoral". Ein höchst bezeichnendes Licht auf seine allmälige Entstehung wirft die bei wilden Menschenstämmen gemachte Beobachtung, daß die bei ihnen geltenden Moralvorschriften sich immer nur auf den eigenen Stamm beziehen und innerhalb desselben nur um deswillen gehalten werden, weil eine Nichtbeobachtung derselben die Existenz des eigenen Stammes gefährden oder unmöglich machen würde, während fremden Stämmen gegenüber jede moralische oder Rechtsrücksicht gänzlich wegfällt und jede Art von Gräuel oder Schandthat nicht bloß erlaubt ist, sondern sogar für verdienstlich gehalten wird. Der Begriff einer allgemeinen „Menschlichkeit", eines für Alle geltenden Menschenrechtes ist erst eine Erwerbung der culturhistorischen Entwickelung der Neuzeit, obgleich auch heutzutage noch die letzten Ueberreste jener Uranschauung in dem bei internationalen Kriegen civilisirter Völker hervortretenden Nationalhaß und Chauvinismus deutlich genug wahrzunehmen sind.

Somit kann das Moralgesetz nicht auf einem Vertrag beruhen, wie die Rechtslehrer, oder auf einer angeborenen Idee, wie die Moralisten wollen, sondern es erscheint als ein echtes, durch den Zwang der Umstände selbst herbeigeführtes Naturgesetz, ohne welches, wie gesagt, die menschliche Gesellschaft einfach eine Unmöglichkeit sein würde.

Wendet man dieses auf die wichtige Frage von der Freiheit des menschlichen Willens an, so begreift man sofort, daß der menschliche Wille nicht im Sinne der alten Moralsysteme als unbedingt frei, sondern als durch eine Menge von Einflüssen gebunden erscheint — unter welchen Einflüssen als einer der wichtigsten der angeborene Charakter oder die von den Eltern und Voreltern ererbte seelische Neigung, in dieser oder jener Weise thätig zu sein oder zu fühlen, zu denken und zu handeln, erscheint. Es bedarf dies kaum einer weiteren Auseinandersetzung, da es gewiß jeder einzelne Mensch bereits hundert- und tausendmal an sich selbst empfunden oder erfahren hat, welchen beherrschenden Einfluß diese ererbten Neigungen auf sein ganzes Sein und Wesen ausüben, und wie es in den meisten Fällen trotz aller Ueberlegung geradezu unmöglich erscheint, mit Erfolg gegen diesen inneren Zwang anzukämpfen. Eine angeborene Neigung zu Trägheit oder Melancholie, oder Leichtsinn, oder Eitelkeit, oder Hochmuth, oder Geiz, oder Wollust, oder Trunksucht, oder Gewaltthat ist in der Regel durch keine Art von Wille oder Vorstellung zu bändigen oder zurückzuhalten, während andererseits Wohlwollen, Mitleid, Kinderliebe, Gutmüthigkeit, Gewissenhaftigkeit, Gerechtigkeitssinn einen Menschen, der vielleicht niemals von Moralgesetzen etwas vernommen hat, als echten Moralisten erscheinen lassen. Jeder Einzelne pflegt in den meisten Fällen so zu handeln, wie es seiner angeborenen Natur und Neigung am meisten entspricht, und diese angeborenen Triebe und Neigungen unserer Natur üben in der Regel einen Einfluß auf unsere Entschließungen und Handlungen aus, im Vergleich mit welchem alle anderen Beweggründe, namentlich diejenigen der Reflexion, mehr oder weniger in den Hintergrund treten. Der Jüngling opfert Alles dem Liebestrieb, der ältere Mann oder der Geizige

dem Erwerbtrieb, der Faule dem Ruhebedürfniß oder der Arbeitsscheu, der Ehrgeizige dem Streben nach Auszeichnung, die Mutter der Liebe zu ihren Kindern u. s. w.

Wichtiger noch als die moralische Vererbung und selbstverständlich am wichtigsten unter allen Arten der Vererbung erscheint die intellectuelle Vererbung oder die Vererbung von Denkvermögen und Verstand im Zusammenhang mit Gedächtniß, Phantasie, Urtheilskraft u. s. w. Die Möglichkeit der intellectuellen Vererbung ist von vornherein bewiesen durch die bereits öfter besprochene leichte Vererblichkeit der Geisteskrankheiten. Wären wir aber auch nicht im Besitze dieses Beweismittels, so würde schon die tägliche Erfahrung darüber, daß der Intellect von Eltern auf Kinder übergeht, keinen Zweifel bestehen lassen. Fast bei allen großen Geistern der Geschichte oder sonst geistig hervorragenden Männern oder Frauen ist man im Stande gewesen, nachzuweisen, daß sie geistig bedeutende Eltern hatten oder daß mindestens einer von den beiden Erzeugern geistig bedeutend war, wenn auch der Ruf oder Namen, den sie geschichtlich erlangten, nicht im Verhältniß zu ihren Fähigkeiten stand. Ist schon Fähigkeit und Leistung etwas an und für sich sehr Verschiedenes, so steht der Name, den sich der Einzelne durch irgend eine Art der Leistung erwirbt, durchaus nicht im geraden Verhältniß zu seiner Leistungsfähigkeit, und die meisten Eltern bedeutender Menschen, deren intellectuelle Bedeutung man erst nachträglich erforscht hat, würden wohl ewig unbekannt geblieben sein, wenn nicht ihre Kinder oder eines derselben die Stufe der Berühmtheit erstiegen hätte. Wir können übrigens diese Uebertragung des Intellects von Eltern auf Kinder nicht berühren, ohne einer Frage zu gedenken, welche bereits auf das vielfachste erörtert und in sehr verschiedenem Sinne beantwortet worden ist — der Frage nämlich: ob die intellectuelle Erbschaft mehr von dem Vater oder mehr von der Mutter herrühre? Entgegen der, wie es scheint, natürlichsten Annahme hat bekanntlich der Philosoph Schopenhauer die bestimmte Behauptung ausgesprochen, daß man den Intellect von der Mutter, den Willen dagegen mit Einschluß von Charakter, Leidenschaft, Neigung, Gefühl u. s. w. vom Vater ererbe. Wahrscheinlich hat ihm dabei das berühmte Beispiel Goethe's vorgeschwebt, dessen Mutter, die „Frau Rath", eine Frau von eminenter geistiger Begabung war. Vielleicht dachte er auch an seine eigene Mutter, die bekannte Schriftstellerin Johanna Schopenhauer. In der That läßt sich nicht leugnen, daß von einer Anzahl genialer Männer bekannt geworden ist, daß sie von geistig bedeutenden Müttern geboren wurden, während der Vater einen gleichen oder ähnlichen Anspruch nicht erheben konnte. So soll die Mutter Napoleon's I., die bekannte Madame Lätitia, eine Frau von großer Klugheit und zugleich seltener Charakterstärke, aber auch von tyrannischem Sinn gewesen sein. Sie pflegte ihren Gemahl auf den Kriegszügen der Corsicaner gegen Genuesen und Franzosen zu Pferde zu begleiten. Auch die Mutter Newton's wird als eine Frau von eminentem Talent geschildert, während der Vater geistig gar nicht hervorragend gewesen sein soll.

Indessen würde man einen großen Fehler begehen, wenn man aus diesen vereinzelten Beispielen einen allgemein gültigen Schluß ziehen wollte, da auch eine nicht geringe Menge von Beispielen namhaft gemacht werden kann, in welchen das Gegentheil stattfand und der Intellect bedeutender Männer nachweisbar von dem Vater geerbt wurde. So haben die fünf Söhne Anselm's v. Feuerbach, des berühmten und philosophisch begabten Criminalisten, ihre große Begabung offenbar alle vom Vater geerbt. Der Sohn Anselm erwarb sich Ruhm in der bildenden Kunst, K. Wilhelm desgleichen als Mathematiker, Ed. August als Jurist, Fr. Heinrich als Sprachgelehrter, Ludwig endlich als Philosoph. — Der große französische Staatsmann Mirabeau hatte in männlicher Linie bis zu Großvater und Oheim geistig bedeutende Vorfahren. Sein eigener Sohn dagegen kam mehr auf seine Mutter heraus und taugte nichts. Der Vater des Dichters Tasso war ebenfalls ein Dichter, und die Vererbung dieser Anlage auf den Sohn wurde durch den Einfluß der Mutter noch gesteigert. Auch Schiller's Vater war nach neuerdings darüber bekannt gewordenen Nachrichten

ein geistig bedeutender und hoch veranlagter Mensch, wurde aber durch niedere Stellung und widrige Lebensschicksale an der vollen Entfaltung seiner geistigen Kräfte gehindert.

Im Allgemeinen wird man — auch ohne sich nach weiteren Beispielen dieser Art umzusehen — das Richtige treffen, wenn man annimmt, daß die Kinder in der Regel ein Gemisch aus den geistigen und Charaktereigenschaften der beiden Eltern darstellen und daß die Söhne im großen Ganzen, wie man zu sagen pflegt und wie dieses ja auch die tägliche Erfahrung lehrt, mehr auf die Väter, die Töchter mehr auf die Mütter herauskommen. Doch hängt dieses von einer solchen Menge zufälliger Nebenumstände ab, daß sich allgemeine Regeln hierüber kaum aufstellen lassen. Daraus erklärt sich auch ohne Schwierigkeit, warum dieselben Eltern einer Reihe von Kindern das Leben geben können, welche unter einander nach körperlicher wie geistiger Anlage mitunter so große Verschiedenheiten zeigen, obgleich ein sie gemeinsam verbindendes Band der allgemeinen Familienähnlichkeit selten zu verkennen ist. Je mehr übrigens unter zwei Eltern der eine Theil durch Kraft, Gesundheit und Lebensenergie, ausgeprägte Charakter- oder Geisteseigenthümlichkeiten den anderen überragt und beherrscht, um so mehr ist anzunehmen, daß, caeteris paribus, die Kinder in ihrer körperlichen und geistigen Organisation diesem Theile folgen werden. Die hiermit zusammenhängende Frage, warum gewisse Eigenthümlichkeiten oder Anlagen der Eltern auf einzelne Kinder übergehen, auf andere nicht, ist nicht schwerer zu beantworten als die Frage, warum gewisse Krankheitsanlagen der Eltern in einzelnen Kindern wiederkehren, in anderen nicht. Aus gleichen Zufälligkeiten oder aus dem verwischenden Einfluß der Kreuzung beantwortet sich die oft aufgeworfene Frage, warum geistig bedeutende Eltern nicht immer geistig bedeutende Kinder haben. Umgekehrt kann das plötzliche Auftreten von Genies in vorher unbekannten Familien zum Theil wenigstens aus Atavismus erklärt werden.

Jedenfalls erstreckt sich die Macht der intellectuellen oder geistigen Vererbung nicht bloß auf sogenannte große oder hervorragende Geister, sondern gleicherweise auf alle Menschen und hat zur nothwendigen Folge, daß bei civilisirten oder im Fortschritt begriffenen Völkern eine stete, langsame Steigerung des geistigen Vermögens oder der geistigen Kräfte stattfinden muß, indem jede einzelne Generation von der ihr vorangegangenen eine durch Uebung, Erfahrung, Erziehung und zufällige Erwerbung etwas gesteigerte geistige Anlage überkommt und dabei gewissermaßen Zins auf Capital, Zins auf Zins geschlagen wird, so daß die Erziehung selbst eben infolge der gesteigerten Anlage auf der einen Seite ein immer leichteres Spiel bekommt, auf der anderen Seite freilich bei gesteigerten Ansprüchen auch mehr zu leisten hat als früher. Die Ursache für diese Steigerung des geistigen Vermögens kann auch hier wieder allein in dem Organ des Geistes oder in dem Gehirn gesucht werden, von welchem wir wissen, daß es durch anhaltenden Gebrauch und Uebung ebenso wächst, erstarkt und leistungsfähiger wird wie jedes andere Organ unseres Körpers, und daß es die Kraft hat, die auf solche Weise erlangte größere Anlage oder Leistungsfähigkeit weiterzuerben. Es könnte eine Menge von Beweisen für diesen Satz angeführt werden; wir wollen uns aber hier mit einem kurzen Hinweis begnügen auf die bekannten Resultate der interessanten Untersuchungen von Professor Broca in Paris, welcher sich die Mühe genommen hat, nicht weniger als dreihundertvierundachtzig Schädel aus Gräbern der alten Pariser Kirchhöfe auf ihren Rauminhalt zu untersuchen und denselben mit dem durchschnittlichen Rauminhalt der heutigen Pariser Schädel zu vergleichen. Er fand dabei, daß der mittlere Rauminhalt der Pariser Schädel im Laufe von ungefähr sechs bis sieben Jahrhunderten um nicht weniger als 35 ccm zugenommen hat, und ferner, daß die aus Privatgräbern des neunzehnten Jahrhunderts entnommenen Schädel (welche also Personen höherer Stände angehört haben) durchschnittlich einen um mehr als 80 ccm größeren Rauminhalt besitzen als die Schädel aus den gemeinschaftlichen Gruben, in denen nur Angehörige niederer Stände beerdigt werden. Dasselbe Resultat ergiebt auch

eine generelle Vergleichung des Schädelraumes bei den gebildeten und ungebildeten Classen der Gesellschaft selbst, sowie des durchschnittlichen Schädelraumes wilder und civilisirter Völker, so daß daraus mit Bestimmtheit gefolgert werden kann, daß die Größe des Gehirns unter dem Einfluß der Cultur generationen-, oder classen-, oder völkerweise zunimmt. Aber diese Gehirnverbesserung bezieht sich nicht bloß auf die Größe oder Masse des Organs, welche, wie allgemein hier bemerkt werden mag, im Großen und Ganzen nur einen sehr unvollkommenen oder unzuverlässigen Maßstab für geistiges Vermögen abgiebt, sondern ebenso und wahrscheinlich noch weit mehr auf dessen innere Organisation, namentlich auf die Bildung und Entwickelung der den eigentlichen Geistesthätigkeiten vorstehenden sogenannten grauen Substanz, sowie auf die Steigerung der Anlage oder Kraft des Organs zur Aufnahme neuer Erfahrungen oder der Functionsfähigkeit überhaupt. Der berühmte englische Philosoph Herbert Spencer, welcher ja zuerst den kühnen und fruchtbaren Gedanken aussprach, daß unser gesammtes geistiges Vermögen nur aus einer allmäligen Steigerung und Summirung zahlloser psychischer, durch Wirkung und Gegenwirkung hervorgebrachter Processe, von der untersten Stufe der Empfindungsfähigkeit anfangend, hervorgegangen und sich bis zur jetzigen Höhe entwickelt haben mag, nennt das menschliche Gehirn ein organisirtes Register von unendlich zahlreichen Erfahrungen, die während der Entwickelung des Lebens oder vielmehr während der Entwickelung jener Reihe von Organismen aufgenommen wurden, durch welche der menschliche Organismus nach und nach erreicht worden ist. Die Wirkungen der gleichmäßigsten und häufigsten dieser Erscheinungen sind nach ihm allmälig vererbt worden und sind, Capital und Zinsen, langsam bis zu der hohen Intelligenz gestiegen, welche jetzo in dem Gehirn des menschlichen Kindes „latent" ist, d. h. im verborgenen oder unentwickelten Zustande der Eindrücke harrt, welche dasselbe zu seiner vollen Ausbildung zu bringen bestimmt sind. Es ist derselbe großartige Gedanke stufenweiser Erwerbung und Vererbung, welcher die ganze Descendenzlehre beherrscht und welcher hier auf das geistige Leben angewendet wird. Wie die Lehre der Entwickelung, von der Urzelle anfangend, das gesammte Wesen des Menschen von der Wechselwirkung des Organismus und seiner Umgebung während unermeßlicher Zeiträume ableitet, so läßt diese geistvolle Theorie auch den menschlichen Verstand selber als ein Resultat der Wechselwirkung des Organismus und seiner Umgebung während kosmischer Zeitstufen erscheinen. „So kommt es," wie Tyndall in seiner ausgezeichneten Rede über Religion und Wissenschaft (1874) in Uebereinstimmung mit Spencer das Facit dieser Theorie zieht, „daß der Europäer zwischen dreißig und vierzig Cubikzoll Gehirn mehr erbt als der Papua; daher kommt es, daß Fähigkeiten, wie die der Musik, die bei manchen niederen Racen kaum existirt, bei den höheren mit der Geburt vererbt werden — kurz, daß aus Wilden, die nicht im Stande sind, bis zur Zahl ihrer Finger zu zählen, und die nur eine Haupt- und Zeitwörter enthaltende Sprache reden, schließlich unsere Newtons und Shakespeares entstehen."

Auch jene angeborenen Ideen oder Denkformen, von denen unsere Philosophen behaupten, daß sie unserem Geiste apriorisch, d. h. vor aller Erfahrung und unabhängig von derselben eingepflanzt seien, wie z. B. die Formen von Zeit, Raum und Causalität — müssen als Resultat der geistigen Vererbung und jener unaufhörlichen Wechselwirkung angesehen werden, welche der menschliche Verstand seit undenklicher Zeit mit der Außenwelt unterhalten hat. Durch die millionen- und milliardenfache Wiederholung derselben Eindrücke, welche von jedem lebenden Wesen in jedem Augenblicke seines wachen Lebens empfunden werden und welche durch absolut beständige und allgemeine Beziehungen zwischen Subject und Object hervorgerufen sind, muß nothwendig nach und nach eine Art geistiger Gewöhnung oder Disposition des Gehirns, in bestimmter Art thätig zu sein, erzeugt werden — eine Disposition oder Thätigkeit, welche zuletzt so automatisch wird, daß sie den Anschein einer von aller Erfahrung unabhängigen Angeborenheit erweckt. Oder — mit anderen Wor-

ten — es muß zuletzt ein bestimmter Zustand des Gehirns und seiner Functionsweise erzeugt werden, der als das letzte Resultat fortgesetzter Entwickelung, Vererbung und Erfahrung des ganzen Menschengeschlechts erscheint. So kann allerdings der einzelne Mensch von diesen ihm überkommenen Formen des Denkens oder der Anschauung unmöglich sich frei machen, da er sie mit der Organisation seines Gehirns selbst übernommen hat; aber dennoch sind diese Formen nicht apriorisch im Sinne der theoretischen Philosophie, d. h. nicht vor aller Erfahrung, sondern nur apriorisch insoweit, als sie der Erfahrung des Einzelnen vorangehen. Mit anderen Worten: die angenommene Apriorität der Denkformen ist wahr für den einzelnen Menschen, aber unwahr für das Geschlecht! Kant und seine Nachfolger haben den menschlichen Geist nur in seiner vollendeten Entwickelung und nicht in seiner Entwickelung selbst betrachtet; sie nahmen die Gesetze des Denkens als fertige Thatsachen hin, statt ihre Entstehung zu ergründen und namentlich die Rolle der Erblichkeit bei Entstehung der Denkformen in Betracht zu ziehen. Die von ihnen angenommene Apriorität oder Voraussetzungslosigkeit gewisser Grundbegriffe des Denkens kann sehr gut mit der ehemaligen und jetzt gänzlich verlassenen Präformationstheorie der sogenannten Evolutionisten in den organischen Naturwissenschaften verglichen werden. Denn hier wie dort wird ein ursprünglich Fertiges und Feststehendes als vorhanden angenommen, während in Wirklichkeit nur eine jedesmalige, durch die Vorgänge der Vergangenheit bestimmte Entwickelung oder Neubildung aus den Urelementen stattfindet; daher die Theorie der sogenannten Epigenese oder Nachbildung (Nachzeugung) diejenige der Präformation und der damit verbundenen Evolution (Auswickelung) nunmehr vollständig abgelöst hat. Da nun aber Mechanismus und Logik das Nämliche sind, und da die Vernunft in der Natur auch die Vernunft des Denkens ist, so ist leicht zu begreifen, daß ganz dasselbe Verhältniß auch für die Entstehung der Denkformen und des Denkens selbst maßgebend sein muß.

Uebrigens dürften, wie es uns scheint, die Denkformen von Raum und Zeit auch schon in der räumlichen Ausdehnung des Denkorgans und in dem zeitlichen Geschehen der Gehirnprocesse begründet sein, so daß es schon darum unserem Geiste unmöglich ist, sich in der Vorstellung von diesen Schranken frei zu machen, während selbstverständlich das Gesammtdasein als solches diese Schranken nicht kennt.

Nach allem Diesen halten wir uns für berechtigt, das Denkgesetz, gerade so wie das Moralgesetz, für ein Naturgesetz und als Folge naturgesetzlicher Entwickelung zu erklären. Die menschliche Vernunft oder Geistesthätigkeit ist nur der Spiegel, der das All zurückwirft, und das letzte Resultat jener bereits geschilderten Wechselwirkung zwischen dem Organismus und seiner Umgebung während kosmischer Zeiträume, in ununterbrochenem Zusammenhang gehalten durch das große Gesetz der geistigen Vererbung.

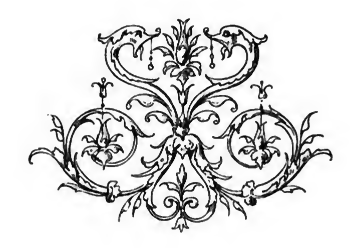
Es braucht nach allem Gesagten wohl kaum ausdrücklich hervorgehoben zu werden, daß hiermit oder mit dem Gesetz der intellectuellen Vererbung zugleich Anlaß und Gelegenheit für einen endlosen geistigen Fortschritt der Menschheit gegeben ist, indem jede einzelne Generation die von ihr gemachten geistigen Erfahrungen, Erwerbungen oder die von ihr gewonnenen seelischen Fertigkeiten, Fähigkeiten u. s. w. gewissermaßen in der Organisation ihres Gehirns festlegt und durch Vererbung dieses so modificirten oder in seiner Leistungsfähigkeit gesteigerten Organs ein mehr und mehr befähigtes, zu stets höherer geistiger und moralischer Entwickelung neigendes Geschlecht hervorbringt. Es vermehrt auf diese Weise die Vererbung die Intelligenz in jedem einzelnen Geschlecht und befähigt dieselbe zu neuen Entwickelungen auf dem Wege der allmäligen Ansammlung von Denkfertigkeiten und Denkfähigkeiten.

So gehen Erblichkeit und Entwickelung Hand in Hand, um nach stets höheren Zielen zu streben. Entwickelung oder Veränderung ohne Erblichkeit würde Alles dem Zufall überlassen und ein heilloses Chaos zur Folge haben; Erblichkeit ohne Entwickelung würde eine endlose Einförmigkeit erzeugen. In der Entwickelung mit Erblichkeit dagegen begegnen wir

einem Gesetz, welches Leben, Bewegung, Abwechselung und Fortschritt zur nothwendigen Folge hat — also gerade dasjenige, was wir in Wirklichkeit innerhalb des Culturfortschritts vor uns sehen. Wehe jedem Volke, welches diesen natürlichen Entwickelungs- und Fortschrittsproceß gewaltsam unterbricht! Man denke an das unglückliche Spanien, welches seine geistige und politische Entartung größtentheils dem Umstande verdankt, daß durch die langdauernden Verfolgungen der Inquisition gerade die besten Geister und Denker fortwährend gewaltsam eliminirt wurden und daß damit die natürliche Entwickelung und Weiterbildung geistigen Lebens durch Erwerbung und Vererbung unmöglich gemacht wurde. Aber man wahre sich auch Denjenigen gegenüber, welche nicht einsehen oder nicht einsehen wollen, daß und welche schöpferische Kraft in diesem natürlichen, von der Vererbung erworbener Fähigkeiten gestützten Entwickelungsproceß liegt, und welche zwar nicht durch Gewaltmaßregeln, aber doch durch ihr wissenschaftliches Ansehen demselben und damit dem ewigen geistigen Fortschritt der Menschheit einen Damm entgegensetzen wollen! Niemand — und sei er in der Wissenschaft noch so hoch gestiegen — kann zum Voraus sagen, was wir in der Zukunft wissen können und was wir nicht wissen oder können werden. Wenn im Anfange dieses Jahrhunderts irgend Jemand erklärt hätte, wir würden gegen das Ende oder in der zweiten Hälfte desselben die ganze Erde mit Eisenbahnen und Dampfschiffen befahren; oder wir würden mit Hülfe des Telegraphen in wenigen Augenblicken einen Welttheil mit dem anderen sprechen lassen; oder wir würden mit Hülfe der Spectralanalyse erfahren, welche Stoffe in der Sonne oder in den entferntesten Fixsternen und Urnebeln verbrennen; oder wir würden Aufklärung darüber gewinnen, wie und auf welche Weise die Organismenwelt der Erde und schließlich der weltbeherrschende Mensch selbst mit allen seinen enormen Kräften und Fähigkeiten nach und nach in sehr langen Zeiträumen entstanden sei; oder wir würden in den Stand gesetzt werden, die Geschwindigkeit des Gedankens zu messen oder mit Hülfe des Phonographen längst gesprochene Worte von Neuem ertönen zu lassen; oder wir würden mit Hülfe des Sonnenlichtes getreue Abbilder von Personen und Gegenständen in wenigen Augenblicken herstellen; oder wir würden auf große Entfernungen durch eine Schnur mit einander reden oder mit Hülfe zusammengepreßter Luft die höchsten Gebirgsketten durchbohren, so würde man ihn wohl für einen Narren erklärt und bei Fortdauer seiner Narrheit in ein Irrenhaus gesteckt haben. Ebenso wenig aber, wie dieses damals möglich oder denkbar war, ebenso wenig kann heutzutage Jemand dem menschlichen Wissen und Können bestimmte Grenzen anweisen und sich unterfangen, zu sagen: Bis hierher und nicht weiter! Im Gegentheil kann kein Mensch, auf theoretische Gründe gestützt, voraus wissen, welche Stufe wir noch an der Hand des Gesetzes der Erwerbung und Vererbung auf der Leiter des geistigen, moralischen und materiellen Fortschritts zu erreichen bestimmt sind. Jedenfalls ist so viel gewiß, daß durch jenes Gesetz eine geradezu endlose oder doch in keiner Weise zum Voraus berechenbare Gelegenheit zum geistigen und materiellen Fortschritt gegeben ist. Also lasse sich der moderne Culturmensch durch solche Rufe voreiliger Grenzwächter der Wissenschaft nicht entmuthigen, sondern strebe muthig und unbeirrt der Sonne der Wahrheit, dem Siege des Lichtes entgegen. Kein Ziel sei ihm zu hoch, kein Licht zu blendend, keine Anstrengung zu groß. Ein einziger Blick auf das gänzlich veränderte Wesen, das aus ihm selbst oder seinem Geschlecht im Lauf der Jahrtausende geworden ist, muß genügen, um ihn bei keiner Anstrengung verzweifeln zu lassen, und ihn veranlassen, statt des „Ignorabimus“ das „Sciemus“ auf seine Fahne zu schreiben.

Allerdings ist der Fortschritt als solcher und im Lichte der Geschichte nicht so leicht zu begreifen, wie dieses dem bloßen Wortlaute nach scheinen mag. Fortschritte wechseln in der Geschichte bekanntlich mit so großen Rückschritten, daß viele Gelehrte sich nicht gescheut haben, die Existenz des Fortschritts überhaupt zu leugnen. Diese Leugnung beruht auf demselben Mißverständniß, welchem die Descendenztheorie oder die Entwickelungslehre der Organismen so oft anheimgefallen ist — dem

Mißverständniß nämlich, daß Entwickelung und Fortschritt eine gerade und einfache, von jedem einzelnen Punkte aus leicht übersehbare Reihe oder Stufenfolge darstellen müßten. Dieses ist aber so wenig der Fall, daß vielmehr eine ganze Anzahl neben einander herlaufender Reihen existirt, von denen sich eine über die andere erhebt, ähnlich, wie die neben und über einander emporstrebenden Aeste oder Zweige eines Baumes. Man hat, um jenes Verhältniß von Rückschritt und Fortschritt auszudrücken, den letzteren unter dem Bild einer allmälig oder langsam sich erhebenden Spirallinie oder einer in geneigter Ebene aufwärts steigenden Zickzacklinie darzustellen versucht; aber vielleicht besser dürfte das Bild eines Baumes, wobei die aufstrebenden Seitenäste zwar an einer viel tieferen Stelle des Stammes ansetzen, als bis wohin die Spitzen tiefer gelegener Aeste reichen, aber schließlich mit ihren höchsten Spitzen sich weit über jene erheben, geeignet sein, um die mannigfachen Sonderbarkeiten und Unregelmäßigkeiten im allgemeinen Gang des Fortschritts zu versinnbildlichen. Freilich ist nicht zu verkennen, daß auf diese Weise der Fortschritt im Großen und Ganzen nur sehr langsam vor sich geht; namentlich wenn wir uns beigehen lassen, den Fortschritt der Geschichte und des Geschlechts an der kurzen Spanne unseres eigenen armseligen Daseins zu messen. Aber was ist Zeit im ewigen Lauf der Natur und Geschichte? Der Einzelne ist diesem Laufe gegenüber nichts, das Geschlecht Alles; und Geschichte wie Natur bezeichnen jeden ihrer Schritte nach vorwärts, auch den kleinsten, mit unzähligen Leichenhügeln. Der einzelne Mensch geizt mit der Minute, weil er sein Ende stündlich und täglich vor sich sieht, aber im Gang der Weltentwickelung sind Millionen Jahre nicht mehr als für uns ein Tag. Wir kommen und gehen wie Eintagsfliegen; der Weltgeist aber rauscht von Ewigkeiten zu Ewigkeiten und kennt weder Ende noch Anfang. Wir aber, die wir Anfang und Ende kennen, sollen uns die Mühe nicht verdrießen lassen, das kleine Theilchen der Ewigkeit, das wir mit unseren Sinnen und unserem Denken zu umfassen im Stande sind, nach Kräften kennen zu lernen. Darum diese Untersuchung über eine der wichtigsten Erscheinungen in der biologischen Wissenschaft!





# Ein Ausflug in den Sipylos.

Von

**Karl Humann.**

---

Der Gebirgszug, der, in der nordöstlichen Ecke des Golfes von Smyrna sich erhebend, den Beschauer zwingt, mit den Augen seinem immer höher ansteigenden Grat tief ins Land hinein nach Osten zu folgen, wo schließlich seine über viertausend Fuß hohen Steinmassen, oft von Wolken umhüllt, im Winter in Schnee glänzend, den Horizont begrenzen, hat in der Landkarte die Form einer Ellipse von 44 km (9 Stdn.) Länge und 17 km (3½ Stdn.) Breite, die sich in der Längenrichtung genau von West nach Ost lagert. In der Mitte der südlichen Langseite hängt das Gebirge durch einen eine halbe Stunde breiten und nur etwas über 100 m hohen Sattel mit dem Nif-dagh (vielleicht dem alten Olympos) zusammen; sonst ist sein Fuß ringsum scharf begrenzt. — Westlich vom genannten Sattel liegt die paradiesische Burnabatebene, dann netzt das Gebirge bis Cordelio seinen Fuß im Meere; nach Westen war es seit Jahrtausenden Zeuge, wie der Hermus seinen Sand ablagerte und das Meer verdrängte, und heute dehnt sich dort meilenweit, eben wie eine Wasserfläche, das Alluvialland von Menemen; im Nordwesten rollen die Felsblöcke des Gebirges in den Hermus, der sich hier durch eine enge Schlucht einen Weg gesucht, jedoch nicht eng genug, als daß unser Landsmann G. Möllhausen der Eisenbahn nicht noch ihren Pfad erobert hätte; nach Norden und Nordosten dehnt sich die hyrkanische Ebene aus, durchströmt vom Hyllus oder Phrygius der Alten, heute türkisch Kum-tschai (d. i. Sandfluß), und in der Nähe seiner Vereinigung mit dem Hermus hat sich Magnesia unter des Gebirges höchstem Gipfel, wie Schutz suchend, dicht an seinen Fuß gelagert. Nach Osten sehen wir die Hermusebene hinauf und erkennen noch die Königsgräber bei Sardes. Im Südosten endlich, sich an den Sattel, von dem wir ausgegangen, wieder anschließend, schauen die öden Gebirgsabhänge in die weinreiche Nymphioebene.

Sage und Geschichte begleiten unseren Rundgang in einer Fülle, wie sie sonst wohl kaum ein anderer Erdfleck bietet.

Das älteste Götterbild Kleinasiens, Kybele, schaut ernst von der Felswand; des Tantalus und Pelops Namen sind an das Gebirge geknüpft und mit ihnen die ganze Tragödie der Atriden; Crösus fällt und das Reich der Lydier; von weiter Ferne kommend, herrschen hier lange die Perser, in stetem Kampf mit dem Griechenthum der Küste; wie ein Gewitter stürmt Alexander hindurch; die Diadochen zerreiben sich; kurz ist die Herrschaft der Attaliden; da kommen die Römer — ihrer größten Männer Fußtapfen stehen hier; das Christenthum baut hier seine besten Fundamente, vier bis fünf der sieben Kirchen können wir fast sehen, dann folgt Byzanz, dann die Türken, und jetzt verdrängen auf friedlichem Wege die Griechen die Türken. Ungreifbar wie

ein Meteor am Nachthimmel ist Sesostris aufgeblitzt und fast dreitausend Jahre nach ihm Timur.

Die Fülle der Erscheinungen, die sich an dies Land drängt, müßte längst, wie man meinen sollte, zur genauesten Durchforschung und Beschreibung jeder übriggebliebenen Spur menschlicher Thätigkeit geführt haben, und dennoch haben sich bis jetzt fast alle Forschungen nur um den Rand des Gebirges bewegt. Das Kybele-(vulgo Niobe-)Bild bei Magnesia liegt, vom Bergesfuße sichtbar, nur 300 bis 400 Fuß hoch; am Südfuße am Meere fand Texier Alt-Smyrna, Naulochos und die Nekropolis, an welche Funde er so berühmte Namen knüpfte, daß das größte Grab der Nekropolis wohl noch lange Tombeau de Tantale heißen wird. Um seine durchaus fehlerhaften Pläne zu ersetzen, nahm Herr Oberst Regely im Jahre 1871 einen richtigen Plan dieses Theiles auf, den Prof. Dr. G. Hirschfeld in E. Curtius' „Beiträgen zur Topographie Kleinasiens" archäologisch behandelte. Die Küstenkarte der englischen Admiralität enthält zwar den ganzen westlichen Theil des Gebirges, benennt auch einen kleinen See hoch oben: „See des Tantalus", befaßte sich aber wenig mit Aufnahme antiker Reste, denn die von Herrn G. Weber in Smyrna in dem Jahresbericht 1879/80 der evangelischen Schule in Pergamon gemachten Mittheilungen: „Das Heiligthum der Kybele und der Thron des Pelops", haben, obschon in dem Terrain dieser Karte liegend, doch keine Erwähnung gefunden. Die von Burnabat nach Magnesia über das Gebirge führende Straße ist mehrfach beritten worden, ohne archäologische Ausbeute zu ergeben. Oestlich dieser Straße im Hochgebirge sollen nach der Mittheilung von Hirten und Jägern sich einige alte Felsenschlösser und ein See (der dritte auf dem Gebirge) finden. In Details wird immer noch Vieles zu erforschen sein.

Dem Geographen ist es bequem, und in Ermangelung alter Einzelnamen hat er auch eine gewisse Berechtigung, das ganze Gebirge „Sipylos" zu benennen. Die heutigen Umwohner haben für die drei Gruppen, aus denen der Gebirgszug sich zusammensetzt und die jede einen ganz verschiedenen Charakter tragen, drei verschiedene Namen.

Der westliche Theil, Jamanlar-dagh (offenes, leeres Gebirge oder auch Gespensterberg) genannt, ist in seiner Grundform mit einem aufgeschlagenen Fächer verglichen worden. In der That laufen von einer über 3000 Fuß hohen Spitze nach Norden, nach Westen und ans Meer nach Süden strahlenförmige, allmälig sich senkende Ausläufer hernieder, mit rundlichem Rücken, von fern wie ein in seiner Gesammtheit sich hebendes Hügelland erscheinend. An den obersten Berglehnen sieht man von Smyrna aus dunkle Fichtenwälder, sonst sind die Rücken kahl; in den Thälern aber liegen mehrere Dörfer und ihre Thalsohle ist häufig angebaut. Der Gesammtton ist ein braungelber. An dem Südfuße herrscht ein braungrauer Trachyt vor und ein etwas hellerer Trachyt-Tuff; in höheren Lagen bricht der rothe Granit durch, durchsetzt von Sandlagern, und giebt somit der in Smyrna herrschenden Sage, daß der Sand dieses Gebirges Goldkörner führe, eine geologische Begründung. Im Westen decken jüngere Schichten die Ausläufer, und Eisenstein und Kreide geben Farbenabstufungen von Weiß bis Dunkelroth. Nach Norden gegen den Hermus zu hat das Gebirge mehr ein felsiges Gepräge und der Trachyt macht sich wieder geltend. — In diesem Theile liegt Alt-Smyrna, liegen in dem hinter Cordelio mündenden Thale, oberhalb des Dorfes Saköi, die vorhin erwähnten, von G. Weber beschriebenen Alterthümer. Unmittelbar beim Dorfe Emir-alem fand ich vor Jahren Felsengräber; es sind 1 bis 2 Fuß tiefe viereckige Tröge von Mannslänge in den platten Fels gearbeitet, ohne Deckel. In der Hermusschlucht findet sich eine alte Felsenburg, wie mir wiederholt mitgetheilt wurde, doch ist sie noch von Niemandem besucht, der sie hätte beschreiben können. Von anderen Werken der Menschenhand ist in diesem Theile bis jetzt nichts bekannt.

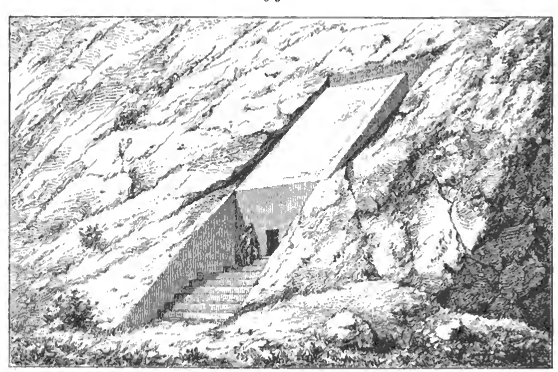
In der Mitte des Gebirgszuges erhebt sich knotenartig ein anderer Rücken, Sabandja-beli genannt. Einsenkungen trennen ihn vom Jamanlar-dagh und vom dritten Theile, dem Manissa-dagh (Magnesiagebirge). Durch die letztere führt der Weg von Burnabat nach Magnesia. Hier herrscht der blaue Schiefer vor, vielfach durchsetzt mit Marmoradern;

reichliche Quellen befördern die Vegetation in den Thalschluchten, gewaltige Platanen, Cypressen und viele Obstbäume beschatten den Weg. Fellows giebt eine prächtige Beschreibung dieses Theils.

Ganz anders und anders als die meisten Gebirge zeigt sich uns der dritte östliche Theil, der schon genannte Manissadagh, von dem wir bestimmt wissen, daß die Alten ihn Sipylos nannten. In senkrechten Wänden erheben sich die dunkelblaugrauen Kalksteinmassen, jeder Besteigung von Norden her spottend. In der umliegenden Städte und Dörfer; selten versteigt sich ein Jäger so hoch; wer kein Geschäft dort hat, meidet die unwirthlichen Höhen. Und doch giebt es Leute, die sogar an den steilen Abhängen und in den Felsenspalten Arbeit finden — es sind arme Kalkbrenner, die die unzugänglichsten Stellen nach Unterholz und Wurzeln absuchen, daraus Bündel binden und diese die Wände hinunter bis an den Fuß der Felsen kollern, bis sie endlich das Quantum für einen Kalkofen zusammen haben.

Außer diesen Hirten, Schneeschauflern


Fig. 1.



Nähe Magnesia's beginnen sie und ziehen in gleichem Charakter sich hin bis zum Ostende des Gebirges. Fast unmittelbar über Magnesia gehen ihre Zacken an 4000 Fuß hoch; wie eine Riesenmauer erscheinen sie, wenn man die hyrkanische Ebene hinauf reitet; noch weit in der Ebene meint man die zurückströmenden Sonnengluthen zu fühlen, und Abends und Morgens sind die öden dunklen Felsen mit einem wunderbaren rothen Lichte übergossen, intensiver als irgend ein Alpenglühen. Der höchste Rücken des Gebirges ist nicht so todt; dort weiden die Juruken ihre Heerden trotz Panthern, Wölfen und Schakalen; dort schaufeln Menschen im Winter den Schnee in Felsspalten, decken ihn mit trockenem Laub und Reisig und holen ihn im Sommer mit Eseln herunter in die und Kalkbrennern lernt fast Niemand den Sipylos näher kennen; die große Menge schaut von Magnesia und überhaupt von der Ebene an den himmelhohen Felswänden empor und ahnt oft kaum, daß es oben lebende Wesen giebt, so schroff, so abwehrend erscheint das Ganze. Wer einmal den Sipylos gesehen, vergißt ihn nicht nur nie wieder, sondern es bleibt auch der nur ihm anhaftende Charakter als etwas ganz Besonderes bestehen, und man ist nie versucht, den diesem Felsenlabyrinth anhaftenden Namen auf runde Erdhügel anzuwenden, die auf fünf bis acht Stunden Entfernung geographisch damit zusammenhängen. Wenn man heute in Smyrna vom Sipylos redet, wird Niemand nach den Hügeln hinter Cordelio schauen, sondern man denkt nur an die

Felsen Magnesia's, den Manissa-dagh. So mögen es auch die Alten gehalten haben. Es heißt stets: Magnesia am Sipylos, nie: Smyrna am Sipylos. Strabo, von Thyatira nach Sardes gehend, sieht und erwähnt den Sipylos, was er nicht thut, als er später von Süden an der Küste heraufkommend Smyrna erreicht. Pausanias, der die meisten der im Gebirge zu constatirenden Oertlichkeiten nennt, giebt leider niemals eine genaue Ortsbestimmung an, höchstens da, wo er sagt, das älteste Bild der Göttermutter befinde sich im Gebiete der Magnesier *ἐπὶ Κοδδίνου πέτρᾳ* (am Koddinosstein) III, 22, 4. Man muß also füglich glauben, daß ihm sonst die Bezeichnung „*ἐν Σιπύλῳ*" (am Sipylos) genau genug erschienen ist, was nicht der Fall sein konnte, wenn der Sipylos neun Stunden lang sich hinzog, sondern nur für den Fall, daß der Sipylos eben nur das Felsengebirge von Magnesia ist. Wenn nun auch spätere Schriftsteller, wie Plinius, Aristides und Stephanos von Byzanz, mit geographischem Ueberblick den ganzen Gebirgszug, wie wir auch heute thun, nach seinem hervorragendsten Theilnamen „Sipylos" nennen, so ist das dennoch kein Gegenbeweis gegen die in der Natur der Sache begründete Annahme, daß der Sipylos der Alten nur jener bestimmte felsige Theil des Gebirges sei. Plinius ist übrigens hierfür ein Gewährsmann, indem er sagt (nat. hist. II, 205): Terra devoravit Cibotum altissimum montem cum oppido Curite (?), S i p y l u m i n M a g n e s i a et prius in eodem loco clarissimam urbem, quae Tantalis vocabatur. — Kommt nun noch dazu, daß die von Pausanias und Anderen erwähnten Oertlichkeiten sich im wirklichen unbestreitbaren Sipylos finden, so haben wir noch einen gewichtigen Grund mehr zu den angeführten, unter Sipylos nur das Felsengebirge bei Magnesia zu verstehen. Ich habe darauf gehalten, dies zu constatiren, denn Untersuchungen dieser Art können nur aus dem Großen ins Kleine gehen, und so lange nicht festgestellt ist, wo der Sipylos im Engeren zu suchen ist, bleiben den Conjecturen Thür und Thor offen. Texier hat die Tantalis und den von Pausanias so benannten Thron des Pelops nach Alt-Smyrna, Herr Weber den Thron des Pelops in das obere Thal, zwei Stunden hinter Cordelio, verlegen können, und Beide haben den Sipylos mit dorthin genommen.

Schwer habe ich mich entschließen können, den im Folgenden beschriebenen neu entdeckten Oertlichkeiten hochklingende Namen beizulegen, indeß drücken sie eben weiter nichts als meine unmaßgebliche Vermuthung aus. Was ich bringe, ist eben nur ein Beitrag zur Topographie des Sipylos, Rohmaterial, auf dessen Benutzung die wissenschaftliche Welt ein Recht hat.

Schon lange hatte ich die Vermuthung ausgesprochen (diesen Sommer noch in der Pergamon-Publication), daß sich in dem Felsengebirge hinter Magnesia die Tantalis finden müsse, wenigstens ihre Akropolis; doch wer mag ohne näheren Fingerzeig bloß auf der Suche diese Felsen durchklettern? Erst im August — ich war eben aus Deutschland zurückgekehrt — hörte ich, daß Kalkbrenner in Magnesia von Ruinen gesprochen hätten, die sie hoch oben gefunden. Ich machte mich sofort auf und war auch so glücklich, in Magnesia einen der Kalkbrenner zu finden, der mich zu führen versprach.

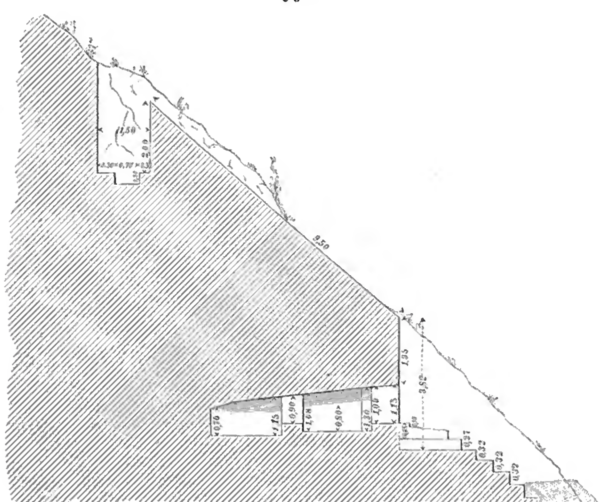
Am 16. August früh brachen wir auf, bei Sonnenaufgang waren wir schon an dem kleinen See unterhalb des bekannten Kybelebildes, sechs Kilometer von Magnesia. Dies Bild, etwa 300 bis 400 Fuß über der Ebene, über 20 Fuß hoch, stellt bekanntlich in rohen verwitterten Umrissen eine in einer Nische auf einem Block sitzende Frauengestalt vor. Kleine viereckige Löcher in der Felswand daneben bezeugen das Darbringen von Weihgeschenken und daß wir es mit einem Heiligthum zu thun haben. Einen halben Kilometer weiter nach Osten finden wir einen ungeheuren Spalt, der, mit an 500 Fuß hohen steilen Wänden, den Sipylos von oben bis unten durchreißt. Von einem Erdbeben kann dieser Spalt schwerlich herrühren, denn da er stellenweise oben über 100 Meter breit ist, müßte doch die eine Hälfte des Gebirges um so viel von der anderen abgerückt sein. Sein schauriges Gepräge mag allerdings an unheimliche Naturkräfte gemahnt haben, und auch die Türken nennen ihn heute Jarik-kaja (den zerrissenen Fels). Ueber die antike Benennung des Jarik-kaja dürfte sich Fol-

gendes vermuthen lassen. Wenn man bedenkt, daß die meisten alten Namen kleinerer Flüsse sich nur da erhalten haben, wo sie durch die Nähe bedeutender Ortschaften eine gewisse Wichtigkeit erlangten, oder daß vielleicht andere Bergwässer eines Namens entbehrten, und wenn man damit noch den Umstand verbindet, daß aus dem eigentlichen Sipylos keine andere wasserführende Schlucht, die dem Jarikkaja gleichkäme, herausführt (ausgenommen an der Süd-, also Rückseite), so geht man schwerlich irre, wenn man dieser Schlucht den einzigen bekannten Flußnamen aus dem Sipylos beilegt, nämlich Achelous.

Nun sagt aber Pausanias I, 21, 3: „Diese Niobe habe ich selbst gesehen, als ich den Sipylos bestieg; in der Nähe ist sie ein Fels und steile Wand, die dem Beschauer keinerlei Figur einer Frau darstellt, weder überhaupt, noch einer trauernden; sobald man sich aber entfernt, glaubt man eine weinende und trauernde Frau zu sehen."



Fig. 2.



Näheres giebt Pausanias über den Ort dieses Bildes, das unmöglich mit dem Kybelebild, 400 Fuß über der Ebene liegend, identisch sein kann, nicht an. Im Homer aber heißt es, daß Niobe oben im Sipylos weint, am Achelous, wo die Nymphen hausen, wahrscheinlich hoch oben an den Quellen des Achelous.

Für einen rüstigen Bergsteiger liegt also die Möglichkeit, wenn nicht gar die Wahrscheinlichkeit vor, daß er das Niobebild finde, wenn er die Jarik-kaja-Schlucht bis zu den obersten Sipylos-Regionen verfolgt. Dann wäre manche archäologische und topographische Streitfrage erledigt. — Prof. Gustav Hirschfeld in E. Curtius' „Beiträgen zur Topographie Kleinasiens" S. 79 u. 80 drückt sich über diese Oertlichkeit anläßlich ihres Vergleiches mit Alt-Smyrna folgendermaßen aus:

„Das Uebereinstimmende der alten Nachrichten über die Sipylosstadt besteht aber darin, daß diese einem durchgreifenden Gottesgericht unterlegen sei: der Berg

zerreißt, Wasserströme stürzen hervor und der Sumpfsee Saloë verschlingt die Stadt. Immer findet also die gründlichste Zerstörung statt; es meldet nur der Mythos davon, dessen Richtigkeit Strabo aus geschichtlich überlieferten Erdbeben nachzuweisen sich bemüht. Dies alles paßt nicht auf unsere (Alt-Smyrna's) Trümmer. Ueberdies dachte man sich, wie es scheint, die sagenhafte Stadt auf der Höhe des Berges, denn sie ist ein Ruheplatz der Götter, und dies gilt, so viel ich sehe, immer nur von hohen Bergspitzen; auch des ‚Pelops Thron' liegt nach Pausanias ‚auf dem Gipfel des Berges' (Paus. V, 15, 7). — Chandler und Hamilton sahen daher als das Local dieser Sage die sumpfreiche Niederung im Osten von Magnesia an, wo der Sipylos wie eine steinerne Wand aus der Ebene steil emporschießt. Zwei Stunden von Magnesia findet sich ein größeres stagnirendes Wasserbecken, welchem man erst in den letzten Jahren eine segensreiche Ablenkung verschafft hat; seitwärts von diesem See ist der hohe Fels durch einen Riß von oben bis auf den Grund gespalten, und zahllose kleinere Zerklüftungen deuten auf die Gewalt einer natürlichen Umwälzung. Gerade über dem Wasserspiegel findet sich das berühmte Felsenbild, das man als dasjenige der Niobe zu betrachten pflegt. Anderen schienen die Beschreibungen auf das Werk nicht zu passen, und sie ziehen vor, in demselben die Göttermutter zu erkennen, von welcher Pausanias sagt, daß sie im Gebiete der Magneten sich befinde und daß über ihr der Thron des Pelops sei. Jedenfalls bleibt auch dieses Bild eine Stütze für die Annahme, daß die Alten hierher das Local der Sipylosstadt verlegten, und überdies hat man schließlich das Recht, die Worte des Plinius (II, 205) und des Strabo als ein ausdrückliches Zeugniß hierfür in Anspruch zu nehmen."

So weit Prof. Dr. Hirschfeld, dessen Vermuthungen durch das Folgende in Allem bestätigt werden.

Vom westlichen Seeufer stiegen wir in direct östlicher Richtung den Berg hinan, was, da sein Fuß aus Schutt, herabgerolltem kleinen und großen Gestein, mit Humus durchmischt, besteht, keine Schwierigkeiten bietet. Die Ebene liegt 80 m über dem Meere; nachdem wir 105 m gestiegen, kamen wir an die Felswände, die sich treppen- oder besser terrassenartig über einander emporschieben, oft nur 5, oft 20 bis 30 Fuß hoch. Der Führer wußte stets Rath, an jeder Wand kannte er einen Spalt, einige Löcher, in denen Hände und Füße hafteten, und nur einmal mußten wir, um eine Terrasse höher zu kommen, weit nach Westen zurückgehen. Wie wir auf den vor uns liegenden steilen hohen Grat kommen sollten, war mir noch ein Räthsel. In 230 m Seehöhe waren wir am eigentlichen Fuße des Kegels angelangt, und hier bemerkte ich, daß an seinem nördlichen Abhang, der noch der mildeste ist, ein ansteigender, oberhalb wieder sichtbarer, also wahrscheinlich im Zickzack laufender Pfad von fast 1 m Breite in die Felswand hineingemeißelt war. Ich drang auf ihm vor, mußte aber bald zurück, denn herabgestürzte Felsen hatten ihn auf einige Schritte Länge zerstört, oder vielleicht auch war das fehlende Stück einst ausgemauert gewesen. Es ging also nun wieder die Terrassen hinan bis in die Nähe einer schon von fern sichtbaren hellgelben großen Höhlung, die, nebenbei gesagt, indeß nicht von Menschenhand herzurühren scheint. „Nun geht's los!" sagte der Führer. Das Barometer zeigte 275 m Seehöhe. Eine enge schmale Spalte ging fast senkrecht empor; ehe wir uns anschickten, in ihr hinaufzuklettern, verschnauften wir erst, und mit Beruhigung gewahrte ich dichtes Lorbeergebüsch, Steineichen und anderes Unterholz aus ihr hervorwuchern. Es ging besser, als ich gedacht; die Wurzeln und Sträucher boten vielfachen Anhalt, ebenso das von ihnen festgehaltene Erdreich, und hin und wieder waren rechts und links in den Felswänden kleine Löcher eingehauen, die Händen und Füßen Anhalt boten. Es war dieser Spalt also auch im Alterthum benutzt, vielleicht ehe der gemeißelte Pfad fertig gestellt war. 30 m war die Schlucht hoch, und wir traten aus ihr heraus auf ein kleines Plateau in 305 m Seehöhe. Zur Linken nach Norden, etwa 10 Fuß tiefer, lag ein in den Felsen gemeißeltes Doppelhaus, zur Rechten, aufwärts, ein anderes. Bei der starken Steigung des Felsens hatte die ganze Rückwand des

Hauses, etwa 8 bis 10 Fuß hoch, in den Fels gearbeitet werden können. Die Seitenwände und die mittlere Scheidewand, etwas über $1/2$ m dick, waren theilweise und die Nordwand mit der Thür ganz gemauert gewesen, jetzt aber natürlich eingestürzt. Der Schutt bedeckte den Fußboden der Wohnungen, aus ihm hervor ragten vielfach grobe große Dachziegel. In der in den Felsen gehauenen Rückwand erkannte man noch die Löcher für die Dachbalken — den Bergrücken hinan lag so eine Wohnung über der anderen von 4 bis 10 m Länge und 4 bis 6 m Tiefe.

Fig. 3.

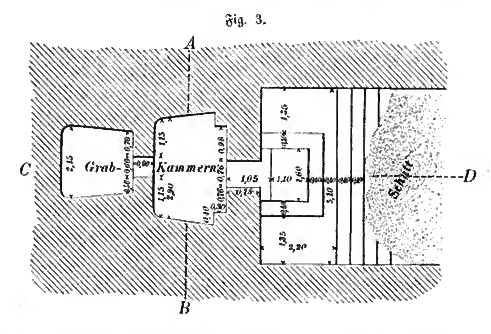
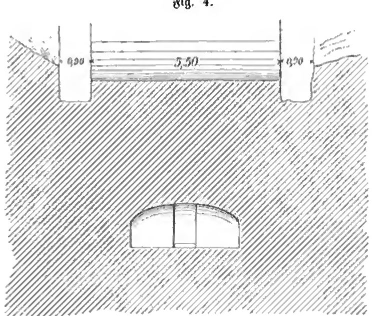



Fig. 4.




Ich ging querüber nach Osten und befand mich nach dreißig Schritten am schwindelnden Rande der Schlucht; also nur ein schmaler 25 m breiter Grat war es, der sich nach Süden schroff emporhob und auf dem diese Wohnungen errichtet waren, eine auch ohne Mauern wahrlich uneinnehmbare Felsenburg.

Mein Begleiter warf einen Stein in den Abgrund, der unter hundertfachem Echo an der Felswand zerschellte, bis er in grauer, mindestens 500 Fuß steiler Tiefe verschwand. Rauschend schoß ein Dutzend Adler und Geier aus den Felsenspalten hervor; es mochte wohl unerhört sein, daß ein Mensch sie hier störte.

Wir kletterten höher nach Süden aufwärts; ich zählte an zwanzig Wohnungen

und dazwischen sechs oder sieben flaschenförmige Cisternen. Der Grat hatte eine Länge von 150 m, und endlich oben angelangt, konnte ich auch nach Süden gegen das Muttergebirge hin an einer über 100 Fuß hohen glatten steilen Wand hinabschauen. Aehnlich war es nach Westen. Auf dem höchsten Punkte constatirte ich 350 m oder 1120 Fuß Seehöhe. Es war also, um zu recapituliren, eine lange schmale Akropolis von 150 zu 25 m, in ihrer eigenen schrägen Oberfläche noch 45 m ansteigend.

Der höchste südliche Felsblock trug auch eine Aushöhlung, aber das war kein Haus, auch keine Warte, denn hier oben war keinerlei Zugang zu bewachen. Aus dem Block mit schräger Oberfläche war ein Prisma herausgemeißelt von 1,55 m Länge, 1,30 m Tiefe und 1,20 m Höhe mit horizontaler Grundfläche, also ein Raum, gerade groß genug, um hier eines Mannes Sessel oder Sitz aufzuschlagen.

Wie hätte ich hier nicht an den Thron des Pelops denken können? Stand ich doch „auf der Spitze des Berges oberhalb des Heiligthums der Göttermutter“, wie Pausanias sagt, von der mich in Luftlinie kaum 500 m trennten!

Die Sonne war hoch gekommen; triefend von Schweiß, setzte ich mich mit meinen zerrissenen Kleidern in diesen höchsten ausgeklüfteten Felsen und sah hinab über die treppenförmig niedersteigenden Wohnungen. War dies die Burg des Tantalus? Dann ist der See, der unten zu meinen Füßen glitzert, Saloë. Jetzt dämmt nach Norden zu eine Mauer ihn ein; durchbräche man sie, würde er sich zehn Minuten weit bis zur Eisenbahn ausdehnen, denn stetiger Sumpf auf diesem Terrain beweist dessen starke Depression. Hundert Quellen, aus des Berges Fuß hervorströmend, nähren den See. Der Kalkbrenner erzählt, daß er nahe am See Kalköfen ausgegraben und eine Menge Ziegel gefunden habe. Da wäre ja dort die clarissima urbs, quae Tantalis vocabatur, theils im See verloren, theils vom Gerölle des Berges verdeckt. Ist das der Ort, den Strabo, Pausanias, Plinius erwähnen? Am 29. Juli 1880 hatten Smyrna und Magnesia das heftigste Erdbeben dieses Jahrhunderts. Mein Begleiter erzählt, daß damals eine gewaltige Felsmasse mit daraufstehenden Bäumen, halbwegs Magnesia zu, sich losgelöst und unter schrecklichem Getöse die Wände hinuntergekollert sei. Auf unserem Wege war ich wiederholt den frischen Spuren heruntergerollter Felsblöcke begegnet. Die Seitenwand eines Hauses, aus der Masse eines großen Felsblockes herausgehauen, hatte ich um einige Fuß von der Rückwand abgetrennt gefunden, und die frische Spur zeigte, daß das letzte Erdbeben ihn noch um eine Spanne vorgeschoben hatte. Noch ein paar solcher Stöße, und der Block verschwindet donnernd im Abgrunde. Nirgend kann ein Erdbeben verderblicher zerstören als an diesen steilen Wänden, und so erklärt sich auch an diesem Punkte der böse Ruf der Gegend.

Ich ließ die Blicke ins Weite schweifen. Welch eine Aussicht, welch ein Herrschersitz! Brennend stand die Sonne über der Hermusebene, die ich östlich weit über Sardes, nördlich bis Thyatira hinaus überblickte. Dort mitten in ihr schlug Scipio den Antiochos; der Römer Mitkämpfer war Attalus, König von Pergamon. Siegesdenkmale, die Attalus zum Andenken an diesen und andere Siege errichtete, zu suchen, soll ich nächste Woche nach Pergamon gehen. Wird ein gütiges Geschick sie uns finden lassen?

Ich springe auf wie aus einem Traume, ich schaue über die Rücklehne meines Sitzplatzes hinab in die Schluchten und hinauf an den starren blauen Wänden des Sipylos. Einsam, öde und düster ragt der Fels, auf dem ich stehe, in die Wolken, wie das Geschlecht der Tantaliden dasteht in Sage und Geschichte!

Für mich persönlich war ich in dieser Stunde überzeugt, auf der Stelle zu stehen, die die alten Schriftsteller die Burg des Tantalus und den Thron des Pelops nennen. Ob diese beiden Gestalten auch nur dem Mythos und nicht der Geschichte angehören, hat damit nichts zu schaffen. Die Wissenschaft, welche nicht nur geschichtlichen Thatsachen, sondern auch den Phantasiegebilden der Sage, mit denen sich das Alterthum trug, ihre Aufmerksamkeit schenkt, wird ja wohl diesen kleinen Beitrag der Kritik würdigen; G. Weber's (schon erwähnte) sehr verdienstvolle Arbeit fordert obendrein

zum Vergleiche heraus. Meiner Ansicht nach stützt sich Herr Weber zu sehr auf den vermeintlichen Unterschied, den Pausanias zwischen dem Bilde der Kybele und dem Heiligthum der Kybele macht. Indessen steht nichts der Annahme entgegen, daß Pausanias beide Male dasselbe meint, da doch ein Götterbild an einem öffentlichen Orte auch zugleich ein Heiligthum ist; dann stimmt das Gefundene genau mit seinem Text (V, 13, 7): „Von Pelops liegt ein Thron auf der Spitze des Berges oberhalb des Heiligthums der plakianischen Mutter." Daß

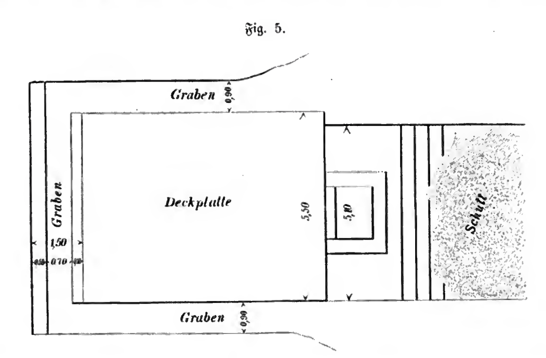



Fig. 5.

dieser Königssitz zugleich auf der Akropolis lag, ist auch wahrscheinlich, und so fügt sich Eins ergänzend zum Anderen. Mich soll es freuen, wenn Andere eine bessere Lösung finden, denn die Hauptsache ist doch, daß schließlich Klarheit werde.

Das Herabsteigen von der Höhe ging rascher als das Hinaufsteigen, obschon es etwas gefährlicher ist. Als ich wieder an die Stelle kam, wo der Burgweg in den Felsen gemeißelt ist, konnte ich noch constatiren, daß derselbe sich nach Westen an der Berglehne fortsetzt und die Richtung zum Bilde der Kybele zu nehmen scheint.

Wer mir nachgehen und die Burg besteigen will, muß sich auf seine Beine verlassen können und schwindelfrei sein. Ist es auch vielleicht möglich, nach dem Mitgetheilten selbst ohne Führer zu gehen, so sollte sich doch lieber Niemand allein in die Felsen wagen.*

Da es erst Mittag war und mein Wagen am Bergesfuße wartete, beschloß ich, noch ein Grab zu besuchen, das ich, nur 2 km östlicher am Bergesfuße liegend, von der Eisenbahn aus oft gesehen hatte und das meines Wissens noch Niemand beschrieben hat. (Fig. 1.) Es heißt bei den Griechen einfach i spiliá, die Höhle. In einer Viertelstunde gelangten wir hin.

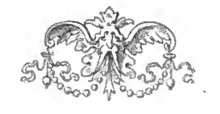
In den Fuß der unter 45° in die Ebene fallenden Kalkfelsen ist zunächst ein 5,10 m breiter Weg gehauen mit schön geglätteten senkrechten Wänden. Stufen von 0,32 Höhe und 0,40 Tiefe sind in der ganzen Breite aus dem natürlichen Felsen stehen gelassen; ihre Anzahl ist ungewiß, da die untersten unter angeschwemmtem Schutte liegen. Nur die vier obersten sind sichtbar. Die oberste Stufe entwickelt sich zu einer Plattform von 2,20 Tiefe bei der vollen Breite von 5,10, und dann tritt uns eine glatte Fläche von 3,82 Höhe entgegen. Auf der Plattform, die Mitte einnehmend und an die Hinterwand anstoßend, erhebt sich zunächst ein Podest von 0,27 Höhe, 2,40 Breite und 1,80 Tiefe, so daß sein Abstand von der Kante der obersten Stufe wiederum 0,40, also Stufentiefe ist. (Fig. 2.) Auf diesem

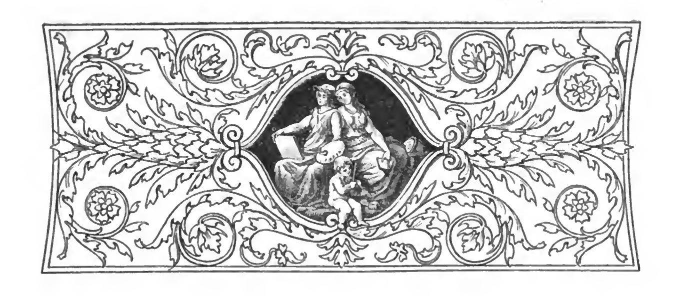
* Herr Dr. Humann hatte die bisherige Beschreibung durch eine Kartenskizze sowie durch Ansichten und Grundrisse erläutert. Leider sind diese vor der Ueberseubung an uns verloren gegangen.

Podest, ringsum um 0,40 zurücktretend, erhebt sich ein zweites von 0,35 Höhe, und auf ihm in seiner ganzen Breite erhebt sich unmittelbar vor der Rückwand eine nur 0,10 hohe Stufe von 0,30 Tiefe, die in die Thürsohle übergeht. Die Thür dringt durch eine 0,75 dicke Wand ins Innere einer ersten Kammer; die Breite der Thür, die genau in der Mitte der äußeren Wand steht, ist 0,76, ihre Höhe an der Außenwand 1,15, im Inneren 1,09, so daß sie einen konischen Charakter gewinnt. Hieraus und in Verbindung damit, daß die letzte Stufe mit der Thürsohle in einem Niveau ist, läßt sich vielleicht der Schluß ziehen, daß das Grab durch einen keilartig in die Thür getriebenen Stein geschlossen war, zumal sich weder an der Wandung, noch an der Sohle, noch an der Decke der Thür irgend ein Einsatz, ein Loch oder sonst dergleichen findet, sondern Alles ununterbrochen glatt gemeißelte Fläche zeigt. Wir treten in eine erste Grabkammer, die 0,21 tiefer liegt als die Thürschwelle; sie ist vorn 3,30 m breit und verjüngt sich nach dem Hintergrunde zu bis 2,90 m; ihre Tiefe ist 2,05. (Fig. 3 u. 4.) Die Decke ist als leichte Wölbung gemeißelt, die sich aber in der Flucht des Thürsturzes nach dem Inneren zu senkt und in derselben Neigung durch den Sturz der zweiten Thür und die zweite Kammer hindurchgeht. Rechts wie links vom Eintretenden beginnt die Wölbung 0,80 über dem Fußboden; die größte Höhe erreicht die Kammer somit vor der Mitte der Eingangsthür mit 1,30; im Hintergrunde ist sie in der Mitte nur 1,08 hoch. Die Achse der Kammer liegt nicht genau in der Thürachse, sondern der ganze Raum ist um 0,11 nach rechts, also nach Westen verschoben. Zu bemerken ist noch, daß in den beiden vorderen Ecken zwei pfeilerartige Vorsprünge von 0,40 Breite und 0,30 Tiefe ausgespart sind.

Genau in der Mitte der Hinterwand, die in einer Dicke von 0,60 die zweite von der ersten Kammer trennt, liegt die andere Thüröffnung, nur 0,60 breit. Ihre Sohle liegt 0,15 höher als der Boden der ersten Kammer und 0,28 höher als der der zweiten Kammer. Auch bei ihr liegt der Sturz in der Flucht der beiden Kammerdecken, mithin senkt er sich nach dem Inneren zu. Die zweite Kammer hat genau die Tiefe der ersten: 2,05 m, doch ist ihre Grundform umgekehrt, da sie am Eingang schmaler ist als im Hintergrunde: 1,80 zu 2,15 m. Die hinteren Ecken sind ausgerundet, wie auch in der ersten Kammer; die rundliche Ausmeißelung der Decke erstreckt sich auch ein wenig auf die hintere Wand. Die größte Höhe der Kammer ist an der Thür, nämlich 1,15, die Rückwand ist bis zum Beginne der Wölbung nur 0,70 hoch. Auch diese Kammer ist um 0,10 aus der Achse nach Westen verschoben.

Oberhalb dieser ausgehöhlten Räume hat man nun die natürliche Oberfläche des Felsens zu einer großen Platte ausgehauen, die 9,50 m lang und 5,60 breit ist, und ringsum, besonders aber nach hinten, hat man den Fels vertieft, so daß sich um die Platte ein Graben zieht. (Fig. 5.) Der Zweck war offenbar ein doppelter. Zunächst hält der Graben das vom Berge kommende Regenwasser seitwärts ab, und die glatt gearbeitete Platte läßt den Regen rasch ablaufen. Sodann wird durch die große Platte, die durch den Graben noch schärfer hervortritt, durch ein einfaches Mittel eine echt monumentale Wirkung erzielt. Wie die Kammern sich nach Westen aus der Achse schieben, so ist auch die Platte nach Westen um 0,40 verbreitert. — Am ganzen Werke ist kein Buchstabe, kein Zeichen, keinerlei bildnerischer Schmuck; das Innere ist rauher, das Aeußere sehr fein geglättet, so daß man nicht mehr den Strich des Meißels sieht. Der Stein ist nicht im geringsten verwittert.





# Das Porträt

## in seiner kunst- und culturgeschichtlichen Bedeutung.

Von

**Josef E. Wessely.**

II.

Während uns durch Ungunst der Zeiten verhältnißmäßig nur wenige beglaubigte Bildnisse hellenischer Kunst auf Münzen oder Bildwerken erhalten sind, ist dagegen die römische Ausbeute eine sehr reichhaltige, und die Ausgrabungen in Rom, Pompeji und auf anderen classischen Stätten fördern noch immer neue Schätze dieser Art ans Tageslicht. Nicht allein von den Cäsaren und ihren Gemahlinnen, von Feldherren, Philosophen und Dichtern sind uns auf diese Weise echte Bildnisse als Büsten oder ganze Statuen übermittelt worden, auch Consuln und selbst Privatpersonen, die sich irgendwie verdient gemacht haben, finden wir so verewigt, wie auch die Büsten auf den Grabmonumenten uns die Züge Jener verewigen, denen ihre Angehörigen damit den letzten Tribut der Liebe oder Verehrung zollten. Wenn wir die vaticanischen oder capitolinischen Sammlungen in Rom oder die Abtheilung der pompejanischen Ausgrabungen im Museo Borbonico zu Neapel durchwandern, so erscheint die altrömische Gesellschaft vor unseren Augen, als wäre sie plötzlich zu Stein oder Erz geworden. Es ist ein aufmerksamer Besuch genannter Museen nicht allein für den Alterthums- und Kunstforscher von Wichtigkeit, es ist auch sehr anziehend für den Laien, den Büsten und Statuen etwas tiefer ins Gesicht zu sehen und Physiognomien zu studiren. Manche darunter sind anonym; keine Inschrift nennt uns den Namen oder Charakter der Dargestellten. Aber auch manche mit Unterschriften bringen uns dieselben nicht näher, und wenn wir Namen wie Balbus, Pupienus oder Celius Caldus lesen, so wird uns damit der Dargestellte nicht bekannter. Die Büste des letztgenannten Caldus hat die interessante Eigenschaft, daß man sie mit gleichem Rechte: Napoleon I. bezeichnen könnte, so auffallend ist die Aehnlichkeit.

Wer sich in diesen Museen weiter umsieht, der wird uns beistimmen, wenn wir auch in den Statuen, welche Gladiatoren,

sterbende Fechter, Discuswerfer darstellen, Porträts sehen, denn die alten Künstler haben sich sehr wohl die Natur angesehen und sie sehr getreu nachgebildet. Wenn solche Gestalten uns vielleicht mehr wie der Typus einer Menschengattung erscheinen, so erklärt es sich daraus, daß aus dem gleichen Beruf, z. B. beim Gladiator, nothwendig eine Gleichförmigkeit der Musculatur, der Körperform, der Bewegung resultiren mußte.

Eine Perle der alten statuarischen Porträtkunst dürfte wohl die Reiterstatue des Marc Aurel in Bronze sein, einst auf dem Forum, dann vor dem Lateran, bis sie Michel Angelo 1538 auf ihren jetzigen Platz auf dem Capitol aufstellte. Als sie auf ihrem Postamente stand, rief der Künstler begeistert aus: „Man glaubt, der Kaiser lebe und bewege sich!"

Als Rom mit seiner Macht und Herrlichkeit, mit seiner Wissenschaft und Kunst vom Schauplatz der Weltgeschichte zurücktrat, um neuen lebenskräftigen Elementen Platz zu machen, da stieg auch das Kunstideal ins Grab, das ihm die verheerenden Horden des Krieges unter Schutt und Trümmern bereitet hatten. Dieses Grab war sein Wächter zugleich; aus demselben sollte es verjüngt zu einem neuen freudigen Leben aufwachen — freilich erst dann, als die Menschheit wieder Verständniß für dasselbe gewonnen hatte.

Das Christenthum hatte in der Zeit, da es um seine Existenz kämpfte, keine Zeit und in seiner ascetischen Strenge auch kein Bedürfniß, in der Sprache der Kunst zu predigen. Was in den ersten christlichen Jahrhunderten allenfalls Kunst genannt werden könnte, war, wie wir in den Katakomben uns überzeugen können, nur eine Hieroglyphenschrift für die Eingeweihten und gehörte der Arkandisciplin an, der es genügte, die Person Christi durch das Zeichen eines Fisches anzudeuten. In dieser Zeit des Kampfes, wo die Menschenseele nur an das Entsagen, an das Verleugnen alles Irdischen gewiesen war, trat die einzelne Persönlichkeit ganz in den Hintergrund. Es war darum an eine Entfaltung der Porträtdarstellung gar nicht zu denken. Erst als der Sieg über das Heidenthum erkämpft, der Friede errungen war, trat nach und nach auch das Individuum in seine Vorrechte ein. Kaiser Constantin wird wohl der Erste gewesen sein, dessen Bild man in Verehrung und Dankbarkeit zu fixiren versuchte.

Die älteste christliche Porträtgalerie war jene, welche Papst Leo I. in der alten Basilica S. Paolo vor den Thoren in Mosaik im Jahre 440 ausführen ließ. In Rundungen sah man hier die Bildnisse aller Päpste von Petrus bis auf seine Zeit. Die der vorleoninischen Zeit sind jedenfalls meist Phantasieköpfe gewesen. Die nachfolgenden Päpste setzten die Sammlung fort, aber im Brande der Kirche am 16. Juli 1823 ging sie mit so vielen Kostbarkeiten der Vergangenheit zu Grunde.

Zu einer künstlerischen Auffassung des Porträts kam es aber noch lange nicht. Die erwachte Kunst opferte ihre besten Blüthen am Altar. Zwei Gedankenreihen, die sich mit diesem Opfer in Einklang bringen ließen, zogen dann allmälig das Porträt in die Kunst hinein, zuerst auf dem Gebiete der Plastik (im zwölften Jahrhundert), dann auch auf jenem der Malerei (im vierzehnten Jahrhundert). Die Plastik, in erster Linie thätig, die kirchlichen Bauwerke mit Statuen von Heiligen zu zieren, diente auch der Pietät, die reiche Familien ihren verstorbenen Angehörigen erwiesen. Wie der gläubige Christ es vorzog, innerhalb der Einfriedung einer Kirche seine letzte Ruhestätte zu finden, für die er vielleicht im Leben ein großer Wohlthäter gewesen, so sollte der Ort seiner Ruhe gekennzeichnet bleiben zu seinem Ruhme, zum Andenken oder zur Aneiferung für kommende Geschlechter. Pietätvoll setzten die Familien über die Grabstelle ein Monument, welches die Büste oder Statue des hier Bestatteten zierte.

Ein anderer, wenn auch ideell verwandter Beweggrund führte das Porträt in die Malerei ein. Fromme Christen stifteten Altarbilder für Kirchen, und damit ihre Frömmigkeit — wohl als gutes Beispiel — verewigt werde, traten sie im gestifteten Bilde selbst als Zeugen und Wächter der Stiftung auf. Sie werden — als Donatoren — auf solchen Gemälden meist andächtig zu den Heiligen betend abgebildet, zu deren Ehre diese gestiftet wurden. Oft auch verbergen sie sich auf

solchen Andachtsbildern, indem sie sich durch heilige Patrone ihres Taufnamens beim Throne der Madonna vertreten lassen, denen dann der Künstler sinnig das Porträt der Donatoren anzupassen versteht.

In der Renaissanceperiode stand das Porträt bereits als Selbstzweck auf eigenen Füßen. Es ist nicht unsere Absicht, hier eine eingehende Geschichte der Porträtkunst zu bieten, für welche auch der Raum eines Artikels zu beschränkt wäre. Wir hoffen genug gethan zu haben, wenn wir die besten Künstler in diesem Fach hervorheben und einige Streiflichter auf ihre Werke richten. Eine Anregung zu weiteren Studien dürfte sich dann von selbst ergeben.

Wenn wir die Hauptwerke italienischer Porträtkunst in ihrer Totalität auffassen, so werden wir an denselben eine gewisse vornehme Ruhe und Würde gewahr; bei Damenbildnissen vereint sich damit zuweilen eine frohe Grazie, das freudige Bewußtsein eines poetisch empfindenden und genießenden Lebens. Einem Rafael war es gegeben, scheinbar ohne Suche und ohne Mühe dies in classischen Formen



Olivarez Guzman. Von Velasquez.

auszudrücken. Bei allem Festhalten am Individuellen bleibt die Auffassung ideal, die Ausdrucksleichtigkeit staunenswerth. Keine Unebenheit des Originals setzt seinem Genius Schranken, und er versteht es, bei aller Wahrung der Wahrheit eine Idee durchleuchten zu lassen, wie wir bereits von seinen Papstbildnissen bemerkt haben. In welche Anmuth er Damenbildnisse zu kleiden wußte, zeigt uns sein Meisterwerk, „Johanna von Aragon". War auch das Original bereits schön, durch den Künstler gewinnt es im Bilde eine classische Weihe. Wir vergessen im Anschauen solcher Bildnisse, daß der schöne Kopf längst schon von der Verwesung verzehrt ist, weil wir die innere, unvergängliche Schönheit so meisterhaft verkörpert finden. So hat der große Urbinate Allem, das seine Kunst berührte, den Stempel der Unvergänglichkeit aufgedrückt.

Daß wir auf unserem Gebiete nicht auch seinem großen Zeitgenossen Michel Angelo begegnen, erscheint im ersten Augenblick befremdend, ist aber zu erklären. Seinem hünenhaften Geiste, der Himmel und Hölle durchdringt, erscheint die einzelne Erscheinung zu klein. Ein Moses, im Bewußtsein seiner hohen Mission der Welt einen Götterblick zeigend, der wie Blitz zünden kann, das ist ein Element für sein Kunstschaffen; wo er gezwungen ist, die einzelne Persönlichkeit porträtartig darzustellen, da verliert das Porträt unwillkürlich seinen Selbstzweck. Dies beweisen die Statuen des Giuliano und Lorenzo Medici auf ihren Grabmonumenten in S. Lorenzo zu Florenz. Offenbar galten die allegorischen Gestalten an den Monumenten dem Künstler mehr, und die Porträtbildsäulen sollten nur die Pyramide zu einem würdigen Abschluß bringen.

So groß auch ein Künstler sein mag, stets ist er in seinem Schaffen von der Außenwelt beeinflußt, die demselben die Wege vorzeichnet. Es ist und bleibt wohl ewig ein schöner Traum der Künstler, schaffen zu können, nicht was oder wie die Welt es ihnen vorschreibt, sondern wie ihr Genius, eine Stunde der Begeisterung es ihnen eingiebt. Die größten Heroen der Kunstwelt waren an die Mitwelt angewiesen, und es bleibt nicht ihr kleinster Ruhm, daß sie diese Ketten mit den herrlichsten Blumengewinden ihrer Kunst zu decken verstanden. Da ist Lionardo da Vinci (1452 bis 1519), der Maler des Abendmahls, an den Hof des Lodovico Sforza in Mailand gebunden. Der sinnliche Fürst, der eine Maitresse nach der anderen besaß, verfiel auf den Gedanken, sich eine Schönheitsgalerie von ihm malen zu lassen, zu welcher natürlich dieselben sitzen mußten. Mehrere dieser Bildnisse haben sich erhalten, aber sie sind fast ohne Ausnahme namenlos. Hierher wird wohl auch „La belle Ferronière" im Louvre gehören, die man später fälschlich als eine Geliebte von Franz I. bezeichnete. Eine derselben, die Cecilia Gallerani, hat der Künstler sogar als Madonna mit dem Kinde gemalt! — Leider ist des Meisters Hauptwerk der Bildnißkunst, eine Arbeit vieler Jahre, nicht zu Stande gekommen: das Reiterstandbild des Francesco Sforza. Es wäre ein würdiges Seitenstück des Bildes geworden, das Colleoni in Venedig von seinem Lehrer Verrocchio gemalt. Lionardo war bekanntlich, wie Michel Angelo, ein Tausendkünstler und wußte in seinem Geiste Malerei, Architektur, Bildhauerei und Ingenieurkunst zu vereinen. Das Modell war bereits fertig, aber die tausend Centner Bronze waren dazu nicht zu beschaffen, auch ging indessen Sforza's Herrschaft und damit Lionardo's Werk in die Brüche. Eine Zeichnung (in München) ist als letzte Erinnerung daran geblieben. Lionardo hielt sich nach dem Sturze Sforza's in Florenz auf, wo sein anmuthiges Bildniß der Mona Lisa, Gemahlin des F. del Giocondo (im Louvre), entstand. Leider ist das Bild heutzutage eine Ruine, aber es läßt noch immer die Schönheit ahnen, über welche tausend Herzen, denen es im primitiven Glanze leuchtete, in Prosa und Versen aufjauchzten.

Seine herrlichsten Blüthen entfaltete das Porträt jener gesegneten goldenen Zeit der Kunst in der venetianischen Schule. Wenn es wahr ist (und vom akademischen Standpunkte ist nichts dagegen einzuwenden), daß Freiheit und politisch geordnetes Staatswesen auf Wissenschaft und Kunst einen wohlthuenden Eindruck ausüben — in Venedig war diese Vorbedingung nicht zu treffen. Obgleich eine Republik, war Venedig despotischer regiert wie nur je

eine absolute Monarchie. Es gehörte eben zur Politik der Lagunenstadt, daß sie ihren Bürgern, ihren mächtigen Patriciergeschlechtern es frei gab, die großen durch den Handel und die mächtige Flotte herbeigeführten Reichthümer zu genießen, mit diesen in feenhaft arrangirten Festen zu glänzen, ein freudenvolles Dasein zu leben — um damit eine Wehr gegen politische Umtriebe zu errichten. Wenn Mazarin eine neue Steuer einführen wollte, fragte er vorher: Was machen die Pariser? — Sie singen. — Nun, wenn sie singen, so werden sie auch zahlen. Und wenn sich die stolzen Patricier und die Jeunesse dorée Venedigs recht amüsirt, so werden sie an keine Conspirationen denken.

Diese venetianischen Feste, einzig in ihrer Art schon der eigenartigen Oertlichkeit wegen, mußten nothwendig die Kunst herausfordern, die goldenen Tage der Meerjungfrau zu verewigen, wie auch die Republik selbst ihre politischen Triumphe nicht allein in die Stadtannalen eintragen, sondern auch durch die Künstler verherrlichen ließ. Daß dabei das Porträt in erster Reihe bevorzugt wurde, ist aus dem Gesagten leicht zu ersehen. Zwar hat die Kirche dabei noch manchen Kunstgewinn zu verzeichnen, da die Frömmigkeit der reichen Adelsgeschlechter sich darin gefiel, von besten Künstlern Altarbilder malen zu lassen; aber wie diesem Opfer sich weltlicher Sinn vermischt, so waren die Kunstwerke selbst in gleichem Geiste aufgefaßt. Nicht allein als Donatoren drängen sich die Stifter in die Gemeinschaft der Heiligen, diese selbst werden gleichsam



Der Goldschmied Morett. Von Holbein.

gezwungen, an den Herrlichkeiten und Festen theilzunehmen. Wir denken hier an das berühmte Bild von P. Veronese (Cagliari), „Die Hochzeit zu Cana". Sicher sind die Personen des Bildes durchweg Porträts von Zeitgenossen des Künstlers, sogar im Costüm der Zeit, und man ist versucht, im Bilde eher das Hochzeitsfest eines venetianischen Nobile als das des armen Ehepaares von Cana zu sehen.

In dieser Zeit feierte die Schönheit Triumphe; wie leicht entstand der Wunsch, dieselbe gegen die zerstörende Zeit auf dem Wege der Kunst zu retten. Die prächtigen Venetianerinnen mit ihrem goldigen Haar, mußten sie nicht in ihrer malerischen Tracht die besten Künstler begeistern? Aber auch die Männerwelt war durch prachtvolle Gestalten vertreten und wohl werth, in ihrer stattlichen Erscheinung vom Künstler festgehalten zu werden.

Um das Porträt, wie es die venetianische Schule schuf, in seiner höchsten Vollendung kennen zu lernen, genügt es, einen Tizian zu nennen. Was er überhaupt als Maler in seinem rastlosen, langen Leben (1477 bis 1576) geleistet, ist hier nicht zu erörtern; als Porträtmaler steht er mit den besten aller Schulen in erster Reihe. Aretin sagt von ihm in Bezug auf seine Bildnisse: „Er hob den Anspruch auf, den der Tod an die Persönlichkeit macht. Dieser nahm das Sterbliche an ihr, aber die äußere Erscheinung mit dem ganzen Ausdruck inneren Lebens und Strebens ist durch die Meisterhand Tizian's gerettet, dem Vergehen entrissen worden." Auch der Dichter selbst, der diesen Ausspruch gethan, ist von Tizian in einem charaktervollen Bilde verewigt worden (Stich von C. v. Dalen). Man sagte dem Künstler nach — um die ideale Wahrheit seiner Werke zu erklären —, daß er seinem Modell tief ins Herz, in dessen geheimste Gedanken dringen und dem Seelenleben den entsprechenden Ausdruck geben könne. Seine Kirchenfürsten, wie Papst Paul III. oder Cardinal Ippolito de Medici, sind Muster des Ausdrucks und der künstlerischen Ausführung.

Aeußere Anerkennung fand Tizian, als ihn Karl V. für seinen Dienst zu gewinnen verstand. Wie Alexander d. Gr. nur von Apelles sich abbilden ließ, so erhielt Tizian dasselbe Privilegium vom Kaiser. Im Jahre 1532 saß der Kaiser, in dessen Reiche die Sonne nicht unterging, zum ersten Male dem Meister, dessen Künstlersonne in seinem ganzen Leben auch nicht durch ein Wölkchen getrübt wurde. An diese Sitzung dürfte sich die Legende knüpfen, nach welcher der Kaiser einen dem Maler entfallenen Pinsel selbst aufhob und der erstaunten Umgebung die Erklärung gab: Kaiser gab und giebt es viele, aber in der ganzen Geschichte nur Einen Tizian!

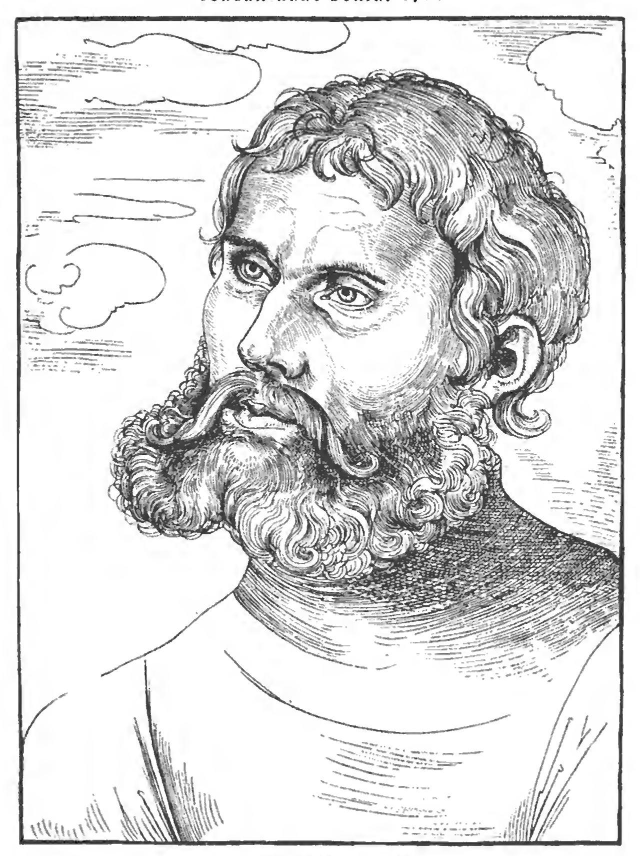
Dieses Verhältniß zum Kaiser war Ursache, daß der Künstler viele Reisen unternehmen mußte, so namentlich nach Spanien, nach Augsburg 1548, wo er viele Bildnisse ausführte, darunter ein Reiterbild des Kaisers auf dem Schlachtfelde von Mühlberg und ein anderes Bildniß, auf welchem derselbe, die Dreieinigkeit Gottes anbetend und um Barmherzigkeit anflehend, abgebildet ist. Auf dieses Gemälde, welches „Karl in der Erwartung des letzten Gerichtes" genannt wird (in Madrid), waren des Kaisers letzte Blicke im Sterben gerichtet.

Eines seiner anmuthigsten Frauenbildnisse bleibt das seiner sehr geliebten Tochter Lavinia. Eine fröhliche vornehme Gesellschaft — so wird erzählt — war zu Gast in Tizian's Garten versammelt; da brachte seine Tochter das Obst zum Desert in der anmuthigen Bewegung, wie wir sie am Bilde bewundern. Alles war entzückt über die Erscheinung — der glückliche Vater verewigte sie für die Nachwelt, damit diese jenes Entzücken verstehe und theile. (S. Abbildung im Juniheft, S. 333.)*

Es giebt von Tizian und verschiedenen anderen Malern Italiens dieser Zeit viele Gemälde, die weibliche Brustbilder darstellen und die man gewöhnlich, weil der Busen mehr oder weniger enthüllt ist, Courtisanen nennt. Sind es Idealköpfe oder Porträts? Geschichte und Mode zwingen uns, wirkliche Bildnisse hier anzunehmen. Geschichtlich beglaubigt ist das Porträt der Eleonora, Tochter der Markgräfin Isabella von Mantua, die sich von Tizian mit offenem Busen (Belvedere in Wien), ja sogar als Venus in ganzer

* Die Abbildung ist gegenseitig zum Original, das sich im Berliner Museum befindet.

IMAGO MARTINI LVTHERI EO HABITV EX
*PRESSA, QVO REVERSVS EST EX PATHMO VVITTE-*
BERGAM ANNO DOMINI 1522.



Quaſitus toties, toties tibi Roma petitus,
En ego per Chriſtum uiuo Lutherus adhuc.
Vna mihi ſpes eſt, quo non fraudabor, Ieſus,
Hunc mihi dum teneam, perfida Roma uale.

ANNVS CONFESSIONIS VVORMACIÆ 1521.
Cæſaris ante peDes, proCerVs ſtetit ante potentes
ACCeLeqVè Rheni Vangelio LVtVs aDIt.

ANNVS PATHMI 1521.
A Rheno properans CapItVr, benè ConſCIa PathMI
TeCta, PApæ fVgiens retia ſtrVCta, petit.

ANNVS REDITVS EX PATHMO 1522.
CarLſtaDII ob fVrias aD SaXonaleCta reCVrrit,
FaVCibVs ex ſæVis rVrſVs oVemqVe rapit.

Martin Luther als Junker Jörg. Von L. Cranach.

Figur (Uffizien in Florenz) malen ließ. Der Begriff von Anständigkeit und Sitte hatte eben damals andere Grenzen als heutzutage. Wenn damals in der vornehmsten Gesellschaft, welcher Damen beiwohnten, Boccaccio's Decameron, ja noch freiere Sonette ohne Aergerniß vorgetragen werden durften, so fanden schöne Damen in der Verewigung ihrer enthüllten Reize durch den Künstler nur eine Huldigung, die ihrer Schönheit dargebracht wird. Uebrigens ist hervorzuheben, daß sich Tizian bei solchen keineswegs unverfänglichen Aufgaben stets als Meister erwies, der jede Spur gemeiner Sinnlichkeit umgeht und nur auf die ideale Schönheit der Erscheinung Nachdruck legt. Noch bei Canova spielt sich etwas Aehnliches ab; ihm ward die Aufgabe, die Fürstin Borghese als liegende Venus in Marmor zu meißeln (Palazzo Borghese in Rom). Als eine Hofdame der Fürstin ihr Bedenken äußerte, so hüllenlos vor dem Künstler zu erscheinen, wurde ihr die naive Antwort: Es wird ja eingeheizt werden!

Mit dieser kurzen Rundschau hinsichtlich der italienischen Porträtkunst wolle sich der freundliche Leser begnügen. Wenn er dann auch, angeregt durch das Gesagte, sich weiter umsieht, allenfalls Werke von Giorgione (namentlich das Concert im Pal. Pitti), von Palma vecchio (Violante im Belvedere), Aug. Carracci (Tizian's Porträt), G. Reni (Beatrice Cenci, Pal. Barberini in Rom) bis auf P. Battoni herab durchmustert, er wird überall unsere Notizen verwerthen können. Cristofano Allori, für die Mediceer sehr beschäftigt, steht ganz originell da. Um sich an seiner Geliebten Mazzafirra, die ihn arm machte, zu rächen, malt er sie — und mit welchen feuersprühenden Farben — als Judith und giebt dem abgeschlagenen Kopfe des Holofernes seine Züge (im Pal. Pitti). Da haben wir ein Porträtbild, eine biblische und auch sittenbildliche Darstellung vereint. Die Moral ergiebt sich von selbst.

An die italienischen Meister kann man füglich die spanischen anreihen, die zu Hause wie in Italien von den ersteren beeinflußt erscheinen. Neben Murillo und Ribera ist als Porträtmaler insbesondere Don Diego Velasquez hervorzuheben. Er war am Hofe Philipp's IV. viel beschäftigt, Goya hat viele dieser Bildnisse radirt, darunter auch die beiden Zwerge des Königs. Sein Hauptwerk ist das Porträt des Papstes Innocenz X. im Palast Doria zu Rom. Wenn man vor diesem Bildnisse steht — es ist in einem besonderen Cabinet aufgestellt —, so erstaunt man über die Macht der Kunst, die so viel Leben und Wahrheit der Zeichnung und Farbe geben kann. Man begreift dann die Möglichkeit, was uns als Anekdote von diesem Porträt erzählt wird. Als es fertig im Zimmer des Papstes stand, trat ein Diener ein, kehrte aber sogleich um, da er das Bild für die Wirklichkeit nahm, und ermahnte die Leute im Vorzimmer zur Ruhe, da Seine Heiligkeit im Gemache sei. So athmen alle seine Werke Leben und Kraft, wie z. B. der prächtige Kopf des Grafen Olivarez Guzman (s. Abbildung S. 469).

In derselben Zeit, da Italien seine größten Künstler sah, erhob sich auch in Deutschland die Kunst zu classischer Höhe. Wenn wir das Bildniß ins Auge fassen, so finden wir, daß es, wie in Italien, aus den Porträtdarstellungen auf Grabmonumenten und Votivbildern hervorgegangen ist. Zur eigentlichen Kunstblüthe gedieh es erst mit den großen Künstlern, die ihm ihr Genie zuwandten, wozu sie freilich durch die Zeitverhältnisse gedrängt wurden. Hier ist zuerst Albrecht Dürer zu nennen, der schon als Knabe in kindlicher Pietät seine Eltern, dann auch sich selbst abconterfeite. In seinen beiden Hauptwerken, dem Rosenkranzfest und dem Heller'schen Altarbilde (ersteres sehr beschädigt, letzteres zu Grunde gegangen), hat er sich ebenfalls verewigt und unter die Gruppen gleichsam als geistigen Zeugen des geschilderten Vorganges hingestellt. Wie er die Natur überhaupt gut ansah und fleißig studirte, so mußte das menschliche Antlitz in der Mannigfaltigkeit seines Ausdrucks seine Aufmerksamkeit insbesondere anziehen. In seinen Skizzenbüchern (jetzt freilich zerstreut) kommen viele Porträtstudien vor; so einfach und mit sparsamen Mitteln ausgeführt sie erscheinen, so lebensvoll ist jedesmal die Persönlichkeit des Dargestellten betont. Bei den gestochenen Bildnissen erschöpft er dagegen alle Mittel seiner Kunst und

den ängstlichsten Fleiß. So naturalistisch die Dargestellten auch aufgefaßt und Linie für Linie, Punkt für Punkt nach der Natur copirt sind, es blickt doch überall der geistige Charakter durch. Beim Bildniß Melanchthon's entschuldigt sich der die Jovialität, die Gelehrsamkeit und den Witz, der seine Briefe würzt, wird man dann auch in seinem Antlitz nicht vergebens suchen. Einen Gelehrten jener Zeit in seiner Studirstube kann man nicht treffender schildern, als es Dürer in seinem



„Chapeau de paille". Von Rubens.

Künstler, daß er zwar das Antlitz, aber nicht den Geist habe treffen können. Und doch, trotz der Hagerkeit der eingefallenen Wangen, wie leuchtet der feste Blick des geöffneten feurigen Auges. Im Antlitz Friedrich's von Sachsen paart sich wunderbar fürstliche Weisheit und Macht. Vor Wilibald Pirkheimer's Bildniß mag man dessen Correspondenz mit Dürer lesen: Porträt des Erasmus gethan (s. Abbildg. im Juniheft, S. 339). Bei aller Treue in der Wiedergabe der markirten Züge, der Haltung des Körpers kann das Vertieftsein eines Gelehrten in sein Studium, der begeisterte Fleiß des Schaffens nicht einfacher und nicht vollendeter dargestellt werden.

In ähnlicher Auffassung malte Holbein denselben Gelehrten, seinen Freund (im



Louvre). Beide Künstler müssen das kleine kluge Männchen von Rotterdam während des Schreibens gut studirt haben.

Auch die Künstler, die Dürer's Schule angehören oder in dessen Fußtapfen traten, haben im Stich treffliche Porträts hinterlassen. Wir notiren nur kurz Karl V. und Ferdinand von Bartel Beham, die beiden Wiedertäuferhäuptlinge von Aldegrever, König Christian von Dänemark von J. Bink u. s. f.

Dürer war in Italien gewesen und hat die Kunst und die Bildnisse der venetianischen Schule gewiß ganz aufmerksam betrachtet; dennoch bleibt er in seinem künstlerischen Schaffen rein deutsch. Sein Zeitgenosse Hans Holbein dagegen sah nicht das Land der Hesperiden, und doch ist seine Kunst von der italienischen Renaissance durchgeistigt. Im Porträt nicht minder. Obgleich die Familie des Bürgermeisters Meyer auf dem Bilde eine echt bürgerliche und deutsche bleibt, ist der ganzen Erscheinung doch eine gewisse Noblesse nicht abzusprechen, wie wir sie in ähnlichen italienischen Compositionen zu finden gewohnt sind. Als Holbein am Hofe Heinrich's VIII. in England thätig war, verrathen zwar seine zahlreichen gezeichneten und gemalten Bildnisse den deutschen Fleiß in der Ausführung, aber auch die genialste Auffassung des Charakters. Wir können nicht die lange Reihe von Bildnissen seiner Hand einzeln anführen, sie bildeten eine eigene Galerie, wenn man sie zusammenbringen könnte; und selbst der Hauptwerke giebt es viele, wie die Bildnisse von Meyer, Amerbach, Morus (wozu dann auch dessen Familienbildniß zu rechnen ist), König Heinrich VIII. und dessen Gemahlinnen, die Porträts im Stahlhause, daraus J. Gyze nach Berlin kam, vom Goldschmied Morett (in Dresden, s. Abbildung S. 471), dessen stattliche Erscheinung uns das volle Selbstbewußtsein des durch die Kunst geadelten Handwerks offenbart, u. a. m.

Wir können uns nicht versagen, auf eine Medaillenbüste des Erasmus im kleinsten Maßstab hinzuweisen, das der Künstler in Holz schnitt; ein Meisterstück der Individualisirung; es kann nichts Zarteres geben als diesen mit einer Linie so sicher profilirten Kopf. Die Stenographie kann einen großen Inhalt in wenige Zeichen bannen. Man könnte den kleinen Holzschnitt mit Recht ein stenographisches Porträt des Erasmus nennen. Ex ungue leonem — hier ist eine solche Löwenklaue.

Ein dritter deutscher Meister derselben Zeit, Lucas Cranach, war im Porträtfache nicht minder in Anspruch genommen. In seiner ganzen Kunst verleugnet er die alte deutsche Kraft und Ehrlichkeit nicht, also auch nicht im Bildnisse. Der Meister Lucas, wie er allgemein genannt wurde, ist wohl eben darum der Reformation näher wie jeder andere deutsche Künstler getreten; er kann der Lucas, der malende Evangelist derselben genannt werden. Er malte Luther und die Katharina Bora und mußte dieselben oft wiederholen, so oft, daß er schließlich der starken Nachfrage nicht genügen konnte, sondern seine Originale durch die Schüler copiren ließ. So erklärt sich die Menge der Luther-Bildnisse, welche die Nachwelt alle dem Meister zuschreiben wollte. Der Holzschnitt war gerade in jener Zeit der geistigen Gährung das leichteste und populärste Verbreitungsmittel für Ideen wie für Bildnisse. Meister Lucas hat auf diesem Wege ein köstliches, historisch interessantes Bildniß verbreitet, den Meister Luther als Junker mit martialischem Bart, aus der Zeit seines Aufenthaltes in der Wartburg (s. Abbildung S. 473). Aber trotz dem Bart sieht der Junker gar nicht so martialisch aus, und man kann sich ihn vorstellen, wie er auf seiner Reise nach dem Asyl in einer Herberge mit Heißhunger über ein daselbst zufällig befindliches Buch herfällt, so daß sein ängstlicher Begleiter ihn mahnt, es zu lassen und sich nicht zu verrathen; mit einem Buche befasse sich kein Ritter.

Auch für den sächsischen Hof war der Meister viel beschäftigt, und er hat eine ganze Sammlung von Bildnissen desselben in Gemälden und Holzschnitten hinterlassen. Während Dürer's Bildnisse zumeist Denkmale der Verehrung oder persönlicher Freundschaft sind, Holbein's Porträts eine kosmopolitische Richtung nehmen, könnten wir mit Recht Meister Cranach's Bildnißwerk einen Ahnensaal der Reformation nennen.

Von Amberger's, Burgkmair's Werken zu reden, erlaubt uns der Raum nicht.

Culturgeschichtlich ist erwähnenswerth, daß zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts das Porträt in Deutschland quantitativ zwar alle Kunstformen überwuchert, aber qualitativ zurückgeht, um im folgenden Säculum (in welchem es gerade in den Niederlanden seine Triumphe feiert) alle ideale Kunstweihe zu verlieren. Was der echte Künstler ins Gesicht zaubert, das soll jetzt in symbolischen Einrahmungen und Attributen seinen hinkenden Boten mit der Posaune finden. Man sollte meinen, es gebe nichts Traurigeres und Langweiligeres, als in Sälen der Rathhäuser die Reihe der Bildnisse von Bürgermeistern und Magistratspersonen, die in dieser Zeit entstanden sind, durchzumustern. Aber es gehört noch ein größerer Muth dazu,



Der Arzt Ephraim Bonus. Von Rembrandt.

eine stattliche Reihe von Portefeuillen mit deutschen Porträtstichen derselben Periode durchzusehen. Das Beste an diesen Bildnissen von Räthen, Duumviren, Pastoren &c. mit ihren steifen Mühlsteinkrägen, possirlich ernsten Mienen und geblümten Kleidern sind oft die naiv-schwülstigen Unterschriften und Verse, wobei man zugleich die Titulaturwuth der Zeit studiren kann. Aus dieser wahrhaftigen Sündfluth von Bildnissen, die uns allenfalls lehren, wie ein Porträt nicht beschaffen sein soll, ragt selten ein Meister hervor, der die Linie des Mittelmäßigen überschreitet. Der beste unter allen — eine Oase in der Wüste — ist Jeremias Falck, dessen Porträtstiche echte Kunstwerke sind. Aber nicht in Deutschland, sondern in Holland fand er sein Vorbild, so erklärt sich seine exceptionelle Stellung. Erst mit R. Mengs beginnt, wie für die Kunst überhaupt, so auch für das Bildniß eine bessere Zeit.

* *
*

In den Niederlanden hat sich die Kunst frühzeitig mit dem Porträt beschäftigt. Bereits Jan van Eyck (1370 bis 1441) hat brillante Proben dieser Kunstgattung auf dem berühmten Genter Altarbild hinterlassen, wie die beiden Bildnisse der Donatoren sowie die Porträts der beiden Brüder van Eyck beweisen. Auch als selbständige Kunstwerke sind mehrere Bildnisse aus seiner Werkstätte hervorgegangen. Seine Schule unterließ es nicht, auf demselben Wege weiter zu schreiten. In Holland fand dann das Bildniß besonders in den politischen Verhältnissen des Landes einen fruchtbaren Boden. Lucas von Leyden (1494 bis 1533) wetteifert mit Dürer, seinem Zeitgenossen, auf diesem Gebiete mit vollem Ruhme, wie sein kostbarer, aber seltener Kupferstich mit dem Bildniß Maximilian's beweist. Weiter kommt H. Goltzius (1558 bis 1616), sein Nachahmer. Er entwirft Bildnisse naturalistisch, aber sehr frei. Man kann ihn den Michel Angelo des Kupferstichs nennen; er bewegt sich mit dem Grabstichel so frei auf der glatten Kupferplatte wie der routinirteste Zeichner mit der Kreide auf dem Papier. Seine Bravour in energischer Linienführung ist erstaunlich. In seinen historischen Stichen verfällt er der Manier, aber im Porträt, wo er gezwungen ist, der Natur zu folgen, ist er bewunderungswürdig. Er sticht Bildnisse in Lebensgröße (Cuernheert, sein Lehrer, dann sein Eigenbildniß) und auch im kleinsten Medaillonformat mit gleicher Virtuosität. Der Sohn des Frisius mit dem Hunde ist ein Meisterstück des Kupferstichs, das sich kühn neben das Höchste dieser Kunstgattung stellen kann.

Seine Nachfolger, die Brüder Wierix, haben Treffliches gerade im Bildniß geleistet, erreichen aber doch ihr Vorbild keineswegs.

In dem Ländergebiete, das einst Brabant hieß, blühte im sechzehnten Jahrhundert ein ausgebreiteter Handel, wodurch ein mächtiger Wohlstand von Einzelnen und Städtegemeinden gefördert wurde. Dies wirkte wohlthätig auf Kunst und Kunstgewerbe (Stickerei, Tapetenwirkerei, Goldschmiedekunst u. s. w.). Der Reichthum aber sonnt sich gern in seiner Herrlichkeit, also kein Wunder, daß die Träger der Wohlhabenheit auch trachteten, ihre Persönlichkeit im Porträt zu verewigen.

Rubens und van Dyck gehören ihrer Abstammung nach diesen Kreisen an. Beide waren von Natur aus edle Männer, beide Künstler von Gottes Gnaden und darum wie geschaffen, in ihrer Kunst die glückliche, von Gesundheit und irdischem Glück strotzende Umgebung in der vollen Kraft ihrer Genialität festzuhalten.

Rubens (1577 bis 1640) hatte in Italien seinen Geistesverwandten, Tizian, kennen gelernt. Die vornehme Auffassung der Welt wie der concreten Persönlichkeit, das lebhafte Colorit muthete ihn verwandtschaftlich an; er wurde ein flämischer Tizian. Was ihm originell innewohnt, das ist der Zug ins Gigantische, Volle. Das Runde, Fettleibige, Ausladende ist flämisches Schönheitsideal; bei Rubens zeigt es sich nicht allein im Porträt, besonders dem weiblichen, sondern es schmuggelt sich auch in heilige und profane Historienbilder hinein. Seine Madonnen wie seine Venusbilder sind in diesem flämischen (oder türkischen) Geschmack concipirt. Auch seine beiden Frauen, Isabella Brant und Helene Furment (letztere Schwestertochter der ersteren) wären nicht geeignet,

die mageren Jahre Aegyptens vorzustellen. Das nackte Porträt der Furment in ganzer Figur, mit einem Pelz sich deckend (Belvedere in Wien), stellt keine mediceische Venus dar; was ist aber der ausdrucksvolle Kopf allein werth! Und doch war seinem Pinsel auch das Zarte, Naive nicht fremd, wie das herrliche Bildniß des Mädchens aus der Familie Lunders in Antwerpen, gewöhnlich obwohl unrichtig Chapeau de paille (es ist kein Stroh-, sondern ein Filzhut) genannt (s. Abbildung S. 475). Man kann sich nichts Reizenderes denken als dieses feine Gesichtchen an der Schwelle zwischen Kind und Jungfrau, vom Hut beschattet, aber von der lichtvollen Umgebung so viel Sonne absorbirend, daß sich ein künstlicher Kampf zwischen Licht und Schatten im Gesicht entspinnt; es ist ein Meisterstück des Clair-obscur, ein Spiegelbild naivster Natürlichkeit, reinster Freude und Unschuld. Betrachten wir dagegen den Meister selbst, mit Frau und Kind im Garten promenirend, so finden wir hier nicht allein die noble Erscheinung der Dargestellten, sondern den vollen Charakter eines behaglichen, frohvergnügten flämischen Lebens meistervoll geschildert. Ohne die Eigenart der Persönlichkeit zu verwischen, ist dabei der Charakter der Zeit und des Landes prägnant ausgedrückt. Und so haben alle seine Bildnisse, männliche wie weibliche, dieses culturgeschichtliche Merkmal an sich.

Sein bester Schüler, A. van Dyck, war auch in Italien gewesen, wo ihm seine Ideale der Kunst verkörpert entgegentraten. Sein späterer Lebensweg entzog ihn aber dem Lande üppiger Körperformen, und sein guter Genius führte die Künstlerhand innerhalb der Grenze classischer Schönheit. In Antwerpen noch faßte er den Plan, einen Plutarch seiner Zeit herauszugeben, welcher die Bildnisse der berühmten Künstler, Gelehrten und Helden jener Zeit vereinen sollte. Die treffliche Kupferstecherschule, die Rubens herangebildet hatte, war sehr geeignet, die genial hingeworfenen Porträts auf die Kupferplatte kunstvoll zu übertragen. So entstand die sogenannte Ikonographie, zu welcher van Dyck mehrere Bildnisse eigenhändig radirte.

Seine glänzendste Thätigkeit entfaltete sich am Hofe Karl's I. von England, der den Künstler zum Ritter ernannte. Die ganze vornehme Gesellschaft Londons suchte den Künstler auf, Jeder wollte von ihm gemalt sein, der Preis war Nebensache. Ungeheure Summen flossen ihm zu, aber er wußte sie ebenso anzubringen, denn er lebte wie ein König und hielt offenes Haus. Den König malte er oft; das Meisterwerk darunter ist wohl jenes, wo der König in ganzer Figur in der Landschaft steht, während sein Stallmeister das Reitpferd bereit hält. (S. Abbildung im Juniheft, S. 341.) Sein Atelier hatte ein eigenes Gesetz, dem sich auch der Vornehmste fügen mußte; für jede Sitzung war die Stunde genau bestimmt, van Dyck malte nur den Kopf und entwarf die Stellung, seine Schüler setzten die Arbeit fort, der Meister legte dann noch die letzte Hand an. Für schöne Männer- und Frauenhände hielt er eigene Modelle. Man zählt etwa zweihundertundachtzig von ihm ausgeführte Bildnisse, kein Wunder, daß man ihn vorzugsweise den Porträtmaler nannte.

Auch Holland, das wir nach achtzigjährigem Kampfe um seine Unabhängigkeit (seit 1568) als freie Republik finden, kann auf seine Porträtkünstler stolz sein. Eben die politischen Verhältnisse erklären uns diese Erscheinung. Je schwerer und opferreicher die Kämpfe um die Freiheit waren, desto mehr schätzte man sie und verherrlichte dabei auch Jene, die zu diesem endlichen Siege beigetragen haben. Dieser hohe Werth, den man auf die Persönlichkeit legte, fand seinen beredtesten Ausdruck im Porträt. Das ganze Vollgefühl nationalen Stolzes zeigt sich in den vielen, wahrhaft historischen Bildnissen, die von den besten Künstlern der Zeit ausgeführt wurden. Da begegnen wir den Bildnissen der Statthalter; der kühnen Seefahrer de Vries, Schouten, Nuyt, die der holländischen Flagge in allen Meeren Achtung verschafften; der Seehelden Tromp, Ruyter, Evertsen, van Galen, welche die junge Freiheit siegreich selbst gegen das mächtige England vertheidigten; der Gelehrten, Dichter und Künstler, die das ursprünglich an den Handel hingewiesene Volk nun auch zu einem berühmten Culturvolke stempelten. In allen diesen Bildnissen, die überdies von den besten Stechern des

Landes vervielfältigt wurden, werden wir nicht anstehen, ein herrliches Monument nationaler Ehre, gerechten Stolzes anzuerkennen.

Wir müssen uns leider auch hier versagen, bei allen Künstlern, selbst den geschätztesten, Umschau zu halten und sind genöthigt, nur im Fluge die höchsten Spitzen holländischer Porträtkunst zu berühren. Ueber die glänzende Thätigkeit eines Ravesteyn, Th. de Keyser, Terburch, Mirevelt u. A. m. könnten leicht selbständige Artikel geschrieben werden.

Rembrandt darf man natürlich nicht so kurz abthun. Wie über seiner Kunst überhaupt, so liegt auch über seinen Bildnissen ein geheimnißvoller, stets fesselnder Zauber. Oft erscheinen seine Gemälde dem Laienauge wie flüchtig entworfene, unbeendigte Studien, wie z. B. das berühmte Familienbild im Braunschweiger Museum. Wir müssen uns an das Wort des Künstlers halten: „Ein Bild ist vollendet, wenn die Absicht des Künstlers dabei erreicht ist." Und dies ist bei dem genannten Bilde der Fall, nur müssen wir es in der rechten Entfernung ansehen. Das nahe Betrachten seiner Bilder konnte Rembrandt ohnehin nicht leiden und meinte, er male seine Bilder für das Auge zum Sehen und nicht für die Nase zum Beriechen. In gehöriger Entfernung gesehen, gewinnt das Bild plastisches Leben, es bleibt ein Meisterstück des Helldunkels wie der feinsten Charakteristik. Je mehr man sich in dasselbe vertieft, desto fesselnder, naturgetreuer, bezaubernder erscheint es. Daß es Rembrandt selbst für vollendet hielt, dürfte daraus zu schließen sein, daß es mit vollem Namen bezeichnet ist.

Mit der Radirnadel versteht er ebenso meisterhaft zu porträtiren wie mit dem Pinsel. Ueberall ungezwungene Leichtigkeit, kein Pinselstrich, keine Linie zu viel oder zu wenig. Er radirt mit der Farbe und malt mit der Radirnadel. In das verworrenste Gemisch von Pinsel- oder Nadelstrichen kommt in richtiger Entfernung Wahrheit und Leben. Er charakterisirt mit einigen Strichen, so mit dem Silberstift seine geliebte Saskia am Tage der Hochzeit (Berlin). Uebersprudelnder Humor des glücklichen Ehegatten herrscht auf seinem Eigenporträt in Dresden: sein Weib sitzt auf seinen Knieen, und er hebt seelenvergnügt den Weinpocal empor. Sicher ist hier auch an den Gesang zu denken, damit Luther's Trio zur Geltung komme. Sein eigenes Gesicht benutzt er zu physiognomischen Studien, im Gemälde (zu Berlin) zeigt er sich als Edelmann, in verschiedenen Radirungen als Lachender, Zorniger, ja sogar mit Säbel und Krone. Mit aller Anmuth der Vornehmheit stattet er seinen Freund, den Bürgermeister Six, aus; wie wahr und charaktervoll sind seine übrigen radirten Bildnisse, wie der Goldschmied Lutma, der Bürgermeister Haaring, der Schreibmeister Coppenol. Ein Meisterstück feinster Charakteristik ist wohl Ephraim Bonus, ein jüdischer Arzt (s. Abbildung S. 477). Wir sehen ihn bedächtig und zögernd die Treppe herabkommen. Er hat wohl einen schwer Kranken, der ihm sehr am Herzen liegt, besucht, der gefährlichen Krankheit sein ganzes Wissen entgegengestellt, die Arznei verschrieben. Doch glaubt er sich mit der gewissenhaften Pflichterfüllung nicht zufrieden geben zu können, er denkt offenbar dem Fall nach, und so spiegeln sich die wissenschaftliche und die humanitäre Seite seines schweren Standes treffend in seinem Gesicht ab. Jeder praktische Arzt sollte dieses Porträt über seinem Schreibtische haben!

In dieser Zeit entstanden in Holland die sogenannten Doelen- (Schützengilden) Stücke, d. h. Bildnisse mehrerer durch eine Idee zu einer Gesellschaft vereinter Personen. Die Gilden, die sich besonders im Kriege ausgezeichnet hatten, fanden in solchen Vereinigungen eine gewisse Befriedigung. Vorzüglich die Schützengilden sind hier zu nennen, welche sich von den besten Malern, bei der Conversation, beim frohen Mahle oder zur Berathung versammelt, porträtiren ließen, um dann diese Gemälde in ihren Zusammenkunftslocalen aufzubewahren. Auch Rembrandt war in dieser Art thätig. Sein Meisterstück dieser Gattung ist die „Amsterdamsche gewapende Burgery" im Tripenhuys zu Amsterdam, auch die Nachtrunde genannt. Mit Worten läßt sich dieses Wunderwerk der Malerei, des Porträts, der Charakterisirung und des Effects nicht schildern. Selbst der beste Stich nach dem Bilde (von Claessens, besser als von Unger) ist

nur eine schwache Erinnerung; man muß das Original gesehen haben. Ein eigentliches Gildenstück ist in derselben Sammlung die Berathung der Vorsteher der Tuchmacherzunft. Gewissermaßen ist auch hierher die berühmte Anatomie (im Haag) zu rechnen; der gelehrte Tulpius ist im anatomischen Saale mit seinen Schülern



Festmahl der Offiziere der Joris-Doelen. Von F. Hals.

(alle sind Porträt) versammelt, denen er am Cadaver seine Vorlesung hält Ein Musterbild eines Conversationsstückes.

Gegenüber der Nachtrunde von Rembrandt hängt gleichfalls ein Bild dieser Gattung, es ist das Schützenmahl, ein Werk des B. van der Helst (geb. 1601). Festmahle bildeten oft das Bindungsglied der Innungen im Leben wie in den Bildern. Das Zweckessen war kaum der einzige Zweck ihres Beisammenseins. Das Bild basirt auf einem bestimmten Datum, dem 18. Juni 1648; die Schützen versammeln sich unter ihrem Hauptmann Witse, um den Abschluß des westfälischen Friedens zu feiern. Fünfundzwanzig lebensgroße Männerporträts sind hier treu nach dem Leben, in ungezwungenster Gruppirung aufgefaßt; man wäre versucht, ihrem Gespräche zu lauschen, so täuschend hat sie der Meister mitten in der lebhaftesten Unterhaltung auf die Leinwand gebannt: Vox faucibus haesit. (Gest. von J. W. Kaiser.) Nicht minder meisterhaft ist ein anderes Bild desselben Künstlers (ebenda, gest. von Ulmer); vier Bürgermeister berathen sich, welchem Schützen der Preis zuerkannt werden soll.

Auch in seinen Bildnissen von Männern und Frauen ist van der Helst der hervorragende Künstler.

Als Dritten im Bunde dürfen wir Franz Hals (geb. 1584) nicht übergehen. Im Porträt und im Sittenbilde (Genre) nimmt er unter den besten Künstlern seines Landes eine hervorragende Stellung ein. Auch er hat neben Einzelbildnissen viele Doelenstücke gemalt, die meisten befinden sich in Haarlem. So die Offiziere der Joris-Doelen in Haarlem (s. Abbildung S. 481). So die Offiziere der Georgs- und Adriaens-Doelen beim Festmahl, das Amsterdamer Schützencorps. In Amsterdam ist das Bild, auf welchem er sich neben seiner Frau im Garten abgebildet hat, ein Gegenstück zum Familienbild Rubens'; die behagliche Ruhe der Holländer contrastirt sehr bezeichnend gegen die Vornehmheit der Flämen. Es bleibt unbegreiflich, wie man bei der Vielseitigkeit und dem Reichthum seiner künstlerischen Thätigkeit so arg über seine lockere Lebensweise losziehen konnte, als ob er mehr in der Kneipe wie bei der Staffelei zu finden gewesen wäre. In der Kunst des Hals ist Alles Porträt, er betrachtet die einzelne Persönlichkeit wie die Gesellschaft mit demselben Auge; man kann mit vollem Rechte seine Genrebilder Porträts des Volkstypus und seiner Leidenschaften nennen. Was ist die Hidde Bobbe z. B.? (in Berlin). Es ist das Porträt eines alten Weibes, das im Rufe der Hexerei in Haarlem stand und das sich über die abergläubige Welt lustig macht: ein Typus zugleich für eine ganze, dem Genrebild gehörige Menschenclasse, wie man deren Exemplare noch zuweilen auf dem Lande trifft.

Nach der Anstrengung aller Kräfte tritt naturgemäß Abspannung ein; der Einzelne wie die Gemeinschaft kann sich nicht lange auf der Höhe erhalten. Was die späteren holländischen Künstler, wie Troost, Quinckhard u. A. m., auch Gutes im Porträt geleistet haben, mit ihren Vorbildern können sie sich nicht messen. Seien wir mit dem zufrieden, was die große Zeit, die Zeit der Kunstheroen, geschaffen hat.

* * *

In Frankreich wurde in älterer Zeit dem Porträt nur wenig Beachtung entgegengebracht. Im sechzehnten Jahrhundert erscheinen Bildnisse historischer Personen — darunter natürlich viele als Phantasiebilder — nur als Illustrationsbeigaben in historischen Werken. Rabel, Thomas de Leu, Leonard Gaultier sind die Ersten, die Bildnisse nach der Natur aufgenommen und gestochen haben (um 1600). Sie machen den Eindruck einer großen Treue, auch das Beiwerk ist sichtlich genau der Wirklichkeit entlehnt, aber der Geist, die höhere Weihe des Kunstwerks fehlen. Da die Künstler oft von Mitgliedern des Adels, des Magistrats, ja selbst des Hofes mit Aufträgen bedacht waren, so mußten sie natürlich auch die Entfaltung des äußeren Glanzes, der pomphaften Pracht zur Darstellung bringen. Auf den geistigen Inhalt dürfen wir die Bildnisse dieser Zeit durchaus nicht prüfen. Freilich giebt es auch Ausnahmen, wenn die Persönlichkeit sich so wuchtig und ausgesprochen dem Künstlerauge darstellt, daß er fast unbewußt ihren

historischen Charakter im Bilde giebt. Ein Unglück war es, daß das Porträt in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts noch nicht ein festes, kunstgerechtes Fundament gefunden hat; es hätte der Unnatur, die später vom Hofe Ludwig's XIV. protegirt wurde und sich bis in die niederen Schichten der Gesellschaft verbreitete, einen Damm entgegensetzen können, während es selbst eine Beute der Unnatur, der abscheulichsten Mode wurde, welcher der Mensch nur als Ständer für Perrücken, bauschige Gewänder, Stickereien und Orden galt. Einzelne talentvolle Künstler des Porträts gab es wohl, aber sie waren doch als Ausnahmen zu schwach, um der Verhöflichung der Kunst vorzubeugen. Ein solcher war Dumontier (gest. 1631); seine Bilder zeigen fleißiges Studium nach der Natur, gepaart mit edler Anordnung.



Mignard's Tochter. Von P. Mignard.

Zwar finden wir auch in der Zeit Ludwig's XIV., die eine Epoche des Glanzes war, in dem sich Künste gern sonnen, Bildnisse, welche unsere Beachtung verdienen. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß diese verhältnißmäßige künst-

lerische Vollendung derselben auf einen Einfluß von außen zurückzuführen ist. Van Dyck's Kunst hat so manchen französischen Künstler inspirirt; es kamen auch des günstigeren Erwerbes wegen niederländische Künstler, wie van Schuppen, W. Vaillant, Lombart u. A., nach Frankreich, die gewiß nicht ohne Nachwirkung auf die heimische Kunst blieben. Frankreich war nicht scrupulös, diese Künstler für sich in Anspruch zu nehmen, wie es auch den Flämen Phil. de Champagne den seinen nennt. Von ihm sagt Duplessis in seinem Werke über französische Porträtstiche, er wäre durch seinen Contact mit französischen Künstlern schließlich ein Franzose geworden. Aber Morin, den er anführt, beweist gerade das Gegentheil. Dieser geschätzte Stecher arbeitete nach van Dyck und de Champagne und war also von diesen beeinflußt und nicht umgekehrt.

Die Porträtisten, die hier besonders erwähnt zu werden verdienen, waren durchweg Hofmaler. So C. Mignard (1610 bis 1695). Er malte den zwanzigjährigen Ludwig für dessen Braut mit Meisterhand in drei Stunden, und sein Ruf war begründet. Die Großen suchten ihn auf, wie Mazarin, Turenne u. A. Er nahm es mit der Kunst ernst und aufrichtig. Seine Tochter, eine berühmte Schönheit, malte er als Fama, die sein Eigenbildniß hält (s. Abbildung S. 483). Daß er dazu angethan war, in der Hofluft zu gedeihen, beweist eine Anekdote aus seinem Leben. Als der König von seinen Feldzügen zurückkehrte und dem Maler gegenüber die Bemerkung machte: Nicht wahr, Sie finden mich gealtert? war der Hofmaler schnell mit der Antwort fertig: Ja, Sire! ich erblicke die Spuren vieler Schlachten. Hiac. Rigaud (1659 bis 1743) gehört zu den fruchtbarsten französischen Porträtmalern. Man zählt 250 Bildnisse seiner Hand, also nicht viel weniger als von van Dyck. Als junger Künstler hatte er das Glück, den Prälaten Bossuet malen zu dürfen. Das Bildniß in ganzer Figur gehört jedenfalls zu seinen besten Werken. Anordnung, Charakteristik, Durchführung sind gleich eminent. Wir müssen um so mehr über die Menge von Bildnissen staunen, als die Mode dem Künstler keine geringen Schwierigkeiten bereitete. Das Gesicht war noch das Wenigste, nun kamen aber dazu die verschiedenen Stoffe, Waffen, Schmucksachen, Spitzen u. s. f., die der Künstler stets fleißig und genau nach der Wirklichkeit aufnahm. Man kann von Rigaud sagen, er sei natürlich, weil er selbst die unnatürlichste Mode so getreu, wie sie in der Wirklichkeit war, schildert. Seine Bildnisse enthalten darum auch ein schätzenswerthes Material zur französischen Culturgeschichte. Zum Beweise seiner edlen Gesinnung diene die Thatsache, daß er 1695 nach seinem Geburtsorte Roussillon nur deshalb reist, um seine alte Mutter von allen Seiten zu malen. Danach führte dann Coyzevaux eine Büste in Marmor aus, die der Hauptschmuck seines Arbeitszimmers bis zu seinem Tode blieb.

Wir dürfen nun aber den Umstand nicht mit Stillschweigen übergehen, durch welchen die genannten und noch andere Künstler, die über dem Niveau des Alltäglichen standen, wie Lefebure, Aved, Largillière, Elisabeth Vigée u. A. m., einen europäischen Ruf erhielten. Die Gemälde blieben meist in Frankreich, in Privathänden, und es war schwer, den Werth ihrer Kunst nach ihren Werken zu bestimmen. Es haben aber treffliche Kupferstecher diese Bildnisse gestochen und damit den Ruf der Maler in weiteste Kreise, weit über Frankreichs Grenzen verbreitet. Mit besonderer Vorliebe wünschten wir bei diesen Meistern des Grabstichels verweilen, die Werke der drei Drevet, der beiden Poilly, eines Masson, Nanteuil, Edelinck, Daullé u. s. f. besprechen, vergleichen, beurtheilen zu können — aber wo wäre da ein Ende abzusehen? Uebrigens birgt jede öffentliche Sammlung wenigstens theilweise die Werke genannter Künstler, und wer sich ein zutreffendes Urtheil über das französische Porträt des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts bilden will, den verweisen wir zum Selbststudium auf diese Quelle.

Im achtzehnten Jahrhundert, in welchem die Kunst in Deutschland ganz daniederlag, muß der Einfluß der französischen Schule auf das Ausland fascinirend gewirkt haben. Viele deutsche Kupferstecher bilden sich in Paris zu Meistern aus, so G. F. Schmidt, J. G. Wille, G. Müller,

J. G. Schultze. Der Erstgenannte bewahrt trotz der brillantesten Wiedergabe französischer Bildnisse doch treu seinen

In welcher Art Künstler den Hohen Weihrauch zu streuen pflegten, zeigt uns ein Porträt des Cardinals Fleury, das



Mrs. Chambers. Von Josuah Reynolds.

deutschen Charakter. Müller's Meisterblatt: Louis XVI, ist ganz im französischen Geist; man muß die Unterschrift lesen, um zu sehen, daß hier das Werk eines Deutschen vorliegt.

von Rigaud gemalt war, wozu aber ein anderer Künstler, Antereau, sich selbst als Diogenes mit der Laterne hinzusetzte. Er hat seinen Mann gefunden und noch mehr — als Lohn für die Schmeichelei eine

sichere Lebensstellung. Schlechter erging es einem anderen Künstler; Bervic stach sein berühmtes Blatt: Ludwig XVI. im Krönungsornat; die Platte wurde 1790 vollendet. Wer sollte es aber jetzt, wo die Wogen der Revolution hoch gingen, wagen, mit dem Bildniß eines Königs hervorzutreten? Die Platte wurde mit Lebensgefahr verborgen gehalten, dann zerschnitten. Jetzt gab es wenig zu porträtiren. Als das Kaiserreich kam, glänzte mit der „Gloire“ auch den Porträtkünstlern ein neuer Stern. Mit dem Kaiserreich sind Isabey, Gérard, Gros und insbesondere Hor. Vernet innig verwachsen. Die Herrlichkeit des Thrones und seiner Umgebung strahlte von Neuem — aber die Kunst war eine andere geworden, David's akademische Regeln haben ihren idealen Flug gehemmt.

* *
*

Es erübrigt uns schließlich, auch der „Nebelinsel“ einen kurzen Besuch abzustatten. Es ist auffallend, daß in England, wo doch die normannische Architektur so hervorragende Bauwerke aufgeführt hat, die darstellende Kunst verhältnißmäßig so wenig autochthone Wurzeln besitzt. Daß übrigens dem Sohn Albions der Sinn für Kunst nicht mangelt, dürfte schon daraus resultiren, daß es nirgends in der Welt so viele Kunstsammler giebt wie eben in England. Was auf dem Continent nicht niet- und nagelfest ist, wird hinübergeschleppt. In hundert Jahren wird man die continentale Kunst nur noch in England studiren können — wenn die Sammlungen der Herrensitze nicht so verschlossen bleiben, wie sie eben sind. Es ist darum auch kaum möglich, von einer englischen Schule zu sprechen. Die Darstellungen der Bibel und des christlichen Dogmas sind fast Caricaturen, ja selbst der einzige originelle englische Künstler, W. Hogarth, steht auf diesem Boden, wie überhaupt der Brite ein geborener Satiriker und Caricaturist ist.

Das Porträt mußte dem englischen Nationalcharakter immer sehr sympathisch erscheinen. Aber auch dieses ist aus dem Auslande verpflanzt worden. Wie bereits erwähnt, war Holbein lange Zeit in England thätig; dann kamen viele italienische und niederländische Künstler scharenweise nach London, wo sie Arbeit und Gold fanden. Auch van Dyck haben wir bereits in London gesehen. Nun sind zwei Künstler zu nennen, welche England die seinen nennt, Peter Lely und Gottfried Kneller, aber beide sind von Geburt Deutsche.

P. Faes, Lely genannt, ist zu Soest in Westfalen geboren; bei ihm läßt sich der Einfluß van Dyck's nicht verleugnen, den er indessen nicht erreicht. Seine Frauenbildnisse sind, mögen die Originale schön oder häßlich gewesen sein, stets in reizende Nymphen verwandelt. Männliche Bildnisse gerathen ihm selten, und es war für ihn keine leichte Aufgabe, den Lord-Protector zu malen, als ihm dieser vor der Sitzung zurief: „Malt mich treu, ich will nicht geschmeichelt sein wie die englischen Damen; malt mich, wie ich bin, mit allen Runzeln und Narben, sonst bekommt Ihr keinen Penny.“

Gottfried Kneller ist von demselben Holze geschnitten, auch bei ihm erscheinen die Damenbildnisse immer schön, aber ohne besonderen Charakter. Wie Goethe sagte, daß es nichts Unerträglicheres gebe als eine lange Reihe schöner Tage, so ist es ebenso langweilig, ganze Mappen dieser englischen Ladys durchzusehen, wie sie Smith, White, Simon, Faber und Andere in Schwarzkunst nachgebildet haben.

Josuah Reynolds, obwohl dem allgemeinen Zuge, der in England einmal seine Herrschaft begründet hatte, folgend, hat es doch verstanden, seinen Werken eine Originalität, eine wohlempfundene Charakterisirung einzuhauchen. Der englische Gesichtstypus ist bei allen seinen Bildnissen unverkennbar. Daß ihm auch männliche Köpfe sehr wohl gelingen, zeigt das Bildniß des Lord Elliot (gest. von Earlom, ein Hauptblatt). Er verstand es auch, seinen Porträts die entsprechende Umgebung anzupassen, weshalb sie fast immer den Charakter von Genrebildern haben. So ist das Bildniß des Physiologen Hunter trefflich aufgefaßt; der Mann studirt wirklich, und der Gegenstand seines Studiums wird einfach durch ein in seiner Studirstube angebrachtes Menschenskelet bezeichnet. Dagegen besitzt das Porträt der drei Damen (Townshend,

Gardener und Beresford), die den Hymen decoriren, bei allem Raffinement der Technik etwas von einem „lebenden Bilde". Porträts einzelner Damen erheben sich fast durchgehends über das Niveau alltäglicher Auffassung; das Bildniß der Chambers (s. Abbildung S. 485) zeigt wie so viele andere, daß er die großen alten Meister sehr wohl verstand und zu verwerthen wußte.

Thomas Lawrence (1769 bis 1830) endlich ist ein geborener Porträtmaler. Im Beginn seiner Künstlerlaufbahn wollte er historische und mythologische Darstellungen malen, aber seine Helden trugen die untrüglichsten Physiognomien stadtbekannter Persönlichkeiten. Zum Glück für ihn ging er zum Porträt über. Er war bald ein Maler der Mode, ein Liebling der Frauen, besonders der schönen und verliebten, da er sie noch schöner und verliebter zu malen verstand. Vor seiner Wohnung stand stets eine Reihe der glänzendsten Equipagen; man wartete gern, wenn man nur überhaupt an die Reihe kam. An der Thür seines Ateliers war der Preisconrant angeheftet: Büste 200, Halbfigur 400, Kniestück 500, ganze Figur 600 bis 700 Lstr. Ein Porträt malte er in zwei Tagen. Da er kein vornehmes Haus führte, überhaupt eingezogen lebte, so sammelte er ein großes Vermögen. Seine Bildnisse sind in England meist auf den Landsitzen der Reichen zerstreut, der Kunstwissenschaft also wenig zugänglich. Was ihn der großen Welt näher brachte, sind die Bildnisse der berühmtesten Männer seiner Zeit, wie eines Wellington, Blücher, Metternich, Pius VII., des Cardinals Consalvi.

Wir stehen am Ziele. Die moderne Porträtkunst haben wir absichtlich nicht in den Kreis unseres Artikels gezogen, weil erst die Nachwelt zu urtheilen hat, wie sie sich zum Ideal der Kunst stellt. Auch kann man leicht an ihre Werke die Sonde kritischen Urtheils legen, zu dessen gerechter Anwendung wir wohl im Allgemeinen wie in der historischen Excursion Winke gegeben haben. Daß sich ein gesunder Sinn vielfach bewährt, ist nicht zu leugnen. Maler wie Bildhauer arbeiten um die Wette, den kommenden Geschlechtern ein treues Bild der Gesellschaft von heute zu hinterlassen. Möge die Zukunft vor diesen Werken mit derselben Bewunderung stehen, wie wir sie vor einem Meisterwerke der von uns hervorgehobenen Künstler empfinden!





# Das Junge Deutschland.

Erinnerungen

von

**Gustav Kühne.**

---



Es war in der Mitte der dreißiger Jahre, als ich in den Ebenen Leipzigs mit Fürst Friedrich v. Schwarzenberg, dem literarischen „Landsknecht", auf dem „Monarchenhügel" stand und mit ihm Betrachtungen austauschte über eine Streitfrage, die in Menschenschicksal und Weltgeschichte griff. Der Sohn des Feldmarschalls der großen Leipziger Völkerschlacht hatte im Auftrage seiner Familie ein Stück Land gekauft, um dem Führer der wider Napoleon verbündeten Heere auf dem Schauplatz des Sieges ein Denkmal zu errichten. Was die Monarchen versäumt, wollte die Familie des Mannes mit eigenen Mitteln nachholen. „Deutschland ist oft faul im Gefühl für öffentliche Ehre," sagte Friedrich Schwarzenberg. „Solche Verkümmerungen nationaler Anerkennung wären in Ungarn nicht denkbar, die Edelleute hätten dort ihre Börsen und Beutel geleert, es für ihre Sache erklärt und ausgeführt!" In diesem Groll wider Mangel an Ehrgefühl unter Fürsten und Völkern in Deutschland lag viel zutreffende Bitterkeit.* Das Stück Land war angekauft, der Hügel innerlich mit Steingewölben ausgebaut, in welchen die auf dem Felde ausgegrabenen Waffen, Thier- und Menschenknochen, aufgebahrt und in schönen Gruppen geordnet, Parade machen. Wie etwa bei den Kapuzinern in Rom Gerippe und Schädel der todten Brüder, so sollten hier die Gebeine einer europäischen Völkerverbrüderung wider den großen Tyrannen, ja die Knochen von Freund und Feind sich in Schlachtreihe aufstellen, als Zeugen ihrer gewaltigen That und als stumme Reliquien des Todes, des allergrößesten Herrschers, der schließlich die Welt, Sieger wie Besiegte, bezwingt. Beim Erwerb des Stück Landes war ich, damals heimisch in Leipzig, dem Fürsten Friedrich behülflich gewesen. Dies der Grund unseres persönlichen Verkehrs; allabendlich hatten wir uns im Salon der gemeinschaftlichen Freundin, Frau Ottilie v. Goethe, der Schwiegertochter des Dichters, gefunden; es war die Zeit, wo einer ihrer Söhne bei Felix Mendelssohn Musik studirte.

Der sogenannte Monarchenhügel auf dem Leipziger Schlachtfeld war der Platz gewesen, wo die drei Monarchen von Rußland, Oesterreich und Preußen beisammenstanden, als Feldmarschall Schwarzenberg, auf schäumendem Roß mit geschwungenem Degen heransprengend, ihnen die Meldung des endlich errungenen Sieges machte. Der Sohn Friedrich hatte nach Muthmaßung am Fuße des Hügels die Stelle ausgefunden, wo sein Vater die Kunde gebracht. Wir standen oben etwa auf dem Punkte, wo die drei Monarchen weiland gestanden. „Und wie sie die Bot-

---

* Auch für den vorliegenden Fall?

Anmerkung d. Red.

schaft vernommen," sagte ich, „fielen sie alle Drei nieder, beugten Haupt und Kniee und dankten Gott für den großen Sieg. Sie dankten Gott, blieben ihren Völkern aber den Dank schuldig."

„Ha!" fuhr Fritz Schwarzenberg auf, mich inquisitorisch ins Auge fassend. „So denkt Junges Deutschland?"

„Ein Ausspruch Wienbarg's," war meine Entgegnung.

„Aber solidarisch verpflichtend für euch Alle?" forschte der Landsknecht.

„Solidarische Verpflichtung hat Gutzkow spöttisch abgewiesen," sagte ich ziemlich kleinlaut. — Es war in der Zeit gewesen, als ich, Verfasser einer „Quarantäne im Irrenhause", in einem Artikel der von mir geleiteten „Zeitung für die elegante Welt" die von den Regierungen verfolgten und verfehmten fünf literarischen Gefährten zusammenstellte, mich ihnen anreihend, obschon ich nicht mitgefährdet war, aber Partei für sie nehmend und auch wohl mir zumuthend, deren Einzelausfälle behüten, ihr Hervorspringen aus Reihe und Glied verhindern zu können; mir war es durchaus um den Kern der Sache zu thun. Heinrich Heine, ein Sohn Apoll's in geweihten Momenten, war im Angriff oft gotteslästerlich genug; Ludolph Wienbarg, echt treu und deutsch, blieb lässig in der Action; Heinrich Laube schien mir allzu keck und fahrlos im Plänkeln; Theodor Mundt, mein innigster Berliner Gefährte und Bruder, war bei seiner humoristischen Grazie nicht charakterfest genug in der Haltung. Alle bedurften eines Correctors, und war das innerhalb einer Bundesgenossenschaft möglich, so geschah das zum Heil eines gedeihlichen Fortschritts in deutschen Zuständen. Karl Gutzkow, entschieden der gewaltigste Kämpe, sprang von Anfang an allzu ungestüm aus der Linie heraus, um auf der Arena, ein waghalsiger Campeador, gegen wildgehetzte Stiere bluttriefende Einzelgefechte zu leisten. Börne war vom Bundesbeschluß gar nicht einbegriffen in die Kategorie der mit Haut und Haar Verfehmten, denen, was sie je zu schreiben gedachten, verpönt wurde; der Pestcordon ward nur um ihrer Fünf gezogen.

Börne hatte, nachdem wir den äußeren Feind niedergeworfen, um uns selber und den inneren Feinden wieder anheimzufallen, in Frankfurt früher seine Stelle als Polizeiactuar niederlegen müssen; man hatte ihm zweimal seine Zeitungen, die „Wage" und die „Zeitschwingen", unterdrückt, im Ganzen aber doch vor der sittlichen Energie seiner Feder zu viel Respect gehabt, um über ihn ein Anathema zu sprechen, einen Bannstrahl auf sein ganzes Thun und Wesen zu werfen. Als das Tridentiner Concil das „Decamerone" des Boccaccio auf den Index der verbotenen Schriften setzte, hat es gewußt, was es that. Nicht also der Erlauchte Deutsche Bundestag, der auch für noch nicht Geborenes einen bethlehemitischen Kindermord verhängte. Nach dem uns geheiligten Spruche: „Sie wissen nicht, was sie thun!" könnte man ihm ja wohl ruhig die Pönitenz erlassen. Sang doch auch schon Uhland, als er ins deutsche Lazareth guckte, vom kranken Manne, der dort im Fieber, im kalten Fieber lag: Mein Lieber, nur nichts vom Bundestag! Der Bundestag hat mit seinem sinnlosen Machtspruch aus fünf waglustigen und waghalsigen Autoren fünf betrübte Märtyrer der deutschen Nation gemacht.*

* Es dürfte bei dieser Gelegenheit von Interesse sein, das wenig bekannte Actenstück jenes Bundestagsbeschlusses vom 10. December 1835 im Wortlaute kennen zu lernen. Es lautet: „Nachdem sich in Deutschland in neuerer Zeit und zuletzt unter der Benennung ‚Das Junge Deutschland' oder ‚Die junge Literatur' eine literarische Schule gebildet hat, deren Bemühungen unverhohlen dahin gehen, in belletristischen, für alle Classen von Lesern zugänglichen Schriften die christliche Religion auf die frechste Weise anzugreifen, die bestehenden socialen Verhältnisse herabzuwürdigen und alle Zucht und Sittlichkeit zu zerstören: so hat die deutsche Bundesversammlung — in Erwägung, daß es dringend nothwendig sei, diesen verderblichen, die Grundpfeiler aller gesetzlichen Ordnung untergrabenden Bestrebungen durch Zusammenwirken aller Bundesregierungen sofort Einhalt zu thun, und unbeschadet weiterer, vom Bunde oder den einzelnen Regierungen zur Erreichung des Zweckes nach Umständen zu ergreifenden Maßregeln — sich zu nachstehenden Bestimmungen vereinigt: 1) Sämmtliche deutsche Regierungen übernehmen die Verpflichtung, gegen die Verfasser, Verleger, Drucker und Verbreiter der Schriften aus der unter der Bezeichnung ‚Das Junge Deutschland' oder ‚Die junge Literatur' bekannten literarischen Schule, zu welcher namentlich Heinrich Heine, Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Ludolph Wienbarg und Theodor Mundt gehören, die Straf- und Polizeigesetze ihres Landes, sowie die gegen den Mißbrauch der Presse bestehenden Vorschriften nach ihrer vollen Strenge in Anwendung zu bringen, auch die Verbreitung dieser Schriften, sei es durch den Buchhandel, durch Leihbibliotheken

Die Karlsbader Beschlüsse weiland waren freilich noch viel fieberkälter gewesen. Die isolirte Uebelthat eines einzigen verwirrten Schwärmers hatte genügt oder willkommen geschienen, Hunderte edler Jünglinge, deren Bündniß längst aufgelöst war und deren Kenntniß oder gar Betheiligung an Sand's Verbrechen auch nur als möglich gar nicht vorlag, in allen Winkeln Deutschlands aufzustöbern, aufzuheben, einzukerkern oder zu verbannen. Börne aber, auf dessen Lippen man immer nur das weise stille Lächeln wahrnehmen wollte, wie in dessen Augen den Hellblick der gesunden Vernunft: Börne hatte für die grausame Verfolgung der fünf Männer Herz genug, noch ein Jahr vor seinem Tode brieflich mich dringend und heilig zu beschwören, für deren Sache mit einzutreten. „Wir sind Alle dabei betheiligt," schrieb er mir, „das ganze Deutschland, die gesammte deutsche Jugend wird in den Fünfen geschädigt, mißhandelt, gekreuzigt; darum sollen und müssen wir Alle, in denen noch ein Tropfen Jugendblut ist, uns ihnen anschließen, auf daß der Bund eines ‚Jungen Deutschlands' immer weiter und weiter greife."

Wie weit nun dieser angebliche Bund eines sogenannten Jungen Deutschlands politische Richtungen und Zwecke verfolgte, wie weit er auf die Massen und deren Betheiligung wirkte, ja wie weit er nicht bloß deutsch, sondern international sei, vielleicht eine Verbrüderung der Völker aller Zungen anstrebe: darüber suchte sich Fürst Friedrich Schwarzenberg insgeheim von mir Auskunft zu erholen. Nicht als Spion, vielmehr als Mitfühlender, der für seine Person von Natur und Sympathie gar nicht deutsch, wohl aber für Czechen und Magyaren einen Seitenzweig der Verbrüderung und Genossenschaft erhoffte. Das war vielleicht wesentlich sein mir persönlich geschenktes Interesse.

Wie wir auf dem Monarchenhügel des Leipziger Schlachtfeldes standen, zwei Männer im feurigen Ofen gegenseitiger Ausforschung, voll gegenseitiger Sympathie bei ganz verschiedener Artung als Aristokrat und Demokrat, legte mir Friedrich Schwarzenberg plötzlich beide Hände auf die Schultern, sah mir scharf in die Augen und flüsterte fast geheimnißvoll: „Also nicht bloß Junges Deutschland, sondern Junges Europa!"

Laube's leichtlebiges, keckes Buch dieses Titels hatte ja mit zum bundestaglichen Decret Stoff oder Anlaß geboten und überdies den Argwohn erweckt betreffs der Existenz eines internationalen Geheimbündnisses politischer Natur. Das Phantom eines offenen deutschen Schriftstellerverbandes führte zu dem Verdacht, Europa sei moralisch unterminirt, das Junge Deutschland wolle theilnehmen an einem europäischen Völkercongreß, auf welchem die versprengten Auswürflinge der politisch bankerott gewordenen Polen, Franzosen, Italiener und Schweizer zu tagen bezweckten. Fürst Friedrich Schwarzenberg hoffte, wie gesagt Ungarn und Czechen herangezogen zu sehen, vielleicht auch Römlinge und Klerikale. Hatte er doch in der Schweiz auf Seiten der ultramontanen Cantone mit dem Degen in der Hand gekämpft und war nach dem Siege der liberalen Partei dort über die Alpen geflohen, um mit knapper Noth Kopf und Leben zu retten! Gedachte er doch, nachdem er sich einige Jahre zuvor in Algier unter Marschall Bourmont das Kreuz der französischen Ehrenlegion erworben, nach Spanien zu gehen, um im carlistischen Hoflager seine militärischen Erfahrungen zu verwerthen! Seine edle, freisinnige Mutter, vor der Vermählung mit dem Feldmarschall Wittwe eines Esterhazy, pflegte ihn scherzend einen Pfaffenfreund zu schelten, und er schien mir von Herzen romantisch und römisch-gläubig genug, wenn ich ihn auf seiner ungarischen Besitzung, Mariathal bei Preßburg, vor

oder auf sonstige Weise, mit allen ihnen gesetzlich zu Gebote stehenden Mitteln zu verhindern. 2) Die Buchhändler werden hinsichtlich des Verlags und Vertriebs der oben erwähnten Schriften durch die Regierungen in angemessener Weise verwarnt, und es wird ihnen gegenwärtig gehalten werden, wie sehr es in ihrem wohlverstandenen eigenen Interesse liege, die Maßregeln der Regierungen gegen die zerstörende Tendenz jener literarischen Erzeugnisse auch ihrerseits, mit Rücksicht auf den von ihnen in Anspruch genommenen Schutz des Bundes, wirksam zu unterstützen. 3) Die Regierung der freien Stadt Hamburg wird aufgefordert, in dieser Beziehung insbesondere der Hoffmann und Campe'schen Buchhandlung in Hamburg. welche vorzugsweise Schriften obiger Art in Verlag und Vertrieb hat, die geeignete Verwarnung zugehen zu lassen."

Eine förmliche Aufhebung dieses drakonischen Verbots fand erst im Jahre 1842 statt.

jedem Heiligenbilde inbrünstig niederknien sah. Warum konnten also selbst wider unser Wissen nicht auch jesuitische Fäden zwischenlaufen im Plan einer geheimen Verbrüderung der europäischen Jugend gegen das vielfach verrottete und versargte Zeitalter?

„Also, das wollt ihr?“ fragte mich der geniale Landsknecht. „Das junge Europa der Völker gegen das alte Europa der Könige?!“ — Das Staunen und Stutzen war nun auf meiner Seite; so weit hatten meine Gedanken noch gar nicht gereicht, als ich ihm jene Mittheilungen machte. Auch gegen die Burschenschafter, die auf der Wartburg ein einiges kaiserliches Deutschland mit Schwarzrothgold als Fahne aufgepflanzt, waren die Regierungen undankbar gewesen, und selbst der Tugendbund, der insgeheim die Befreiung vom Joch des Corsen betrieb, war verdächtigt und verketzert worden. Wir stehen ja heute wie allezeit mit unseren besten Errungenschaften auf den Gräbern edler Märtyrer.

„Und Ludolph Wienbarg ist der Vater des Jungen Deutschlands?“ forschte der Landsknecht weiter.

Meine Antwort war, daß Wienbarg seine „Aesthetischen Feldzüge“, jene auf der Universität in Kiel gehaltenen Vorträge, dem Jungen Deutschland gewidmet und damit zuerst Namen und Begriff hingeworfen habe. Dies Buch vom Jahre 1834 lieferte das Programm zu einem Jugendbunde, zu einer Gemeinschaft frischer Geister, die in ihrem Eifer gegen die Barbarei knechtischer Ueberlieferungen eine Reform der gesellschaftlichen Zustände erstrebte, eine Befreiung vom Glaubenszwang, eine Befähigung der Völker, ihre Wirthschaft selber zu führen, auch eine Emancipation des Weibes.

„Ha!“ rief Fürst Friedrich fast triumphirend, „dann gehört auch der Saint-Simonismus zu euch mit der Emancipation des Fleisches!“

Das war nun wohl in der ruchlosen Anklage Wolfgang Menzel's wider Gutzkow's „Wally“ das böseste Stichwort, so daß der bethörten Menge in der orthodoxen Hypochondrie der Regierungen die Besorgniß erwuchs, es handle sich um ein frivoles Complot, das unter dem Deckmantel einer natürlichen Berechtigung der Sinne und des Fleisches Orgien bezwecke, wie sie in Frankreich zur Zeit der Regentschaft nicht bloß Mode, sondern Sitte gewesen, oder wie sie dort bei dem Dogma von der Unauflösbarkeit der Ehe im Wechsel mit Grisettenliebschaften ihren nationalen Usus behaupten. Ich leugne auch heute noch die Statthaftigkeit solcher Anklage, zumal in Bezug auf Wienbarg, der viel zu deutsch war, um dergleichen Anschauungen das Wort zu leihen; er hatte dazu viel zu viel natürliche Gesundheit und eine gewisse sittliche Vornehmheit, wie sie den alten, echten Burschenschaftern eigen war.

„Auch Laube war Burschenschafter!“ rief mir Fritz Landsknecht entgegen. „Und sein Junges Europa — ist das nicht ein lustiges Bacchanal der freien Sinnlichkeit? Fast mormonenartig? Wollt ihr denn so was?“

„Durchaus nicht!“ entgegnete ich. „Selbst Widerspruch oder Nonsens lösen sich, bedenkt man, daß Leib und Seele nicht in ihren Gegensätzen, sondern in ihrer Harmonie, in ihrem Ausgleich Geltung und Segen haben.“

Wenn Heinrich Laube in Schriftstellerversammlungen als Marschall an der Tafel den Vorsitz führte, begann er seinen Vortrag gern mit den Worten: „Meine Herren, ich war Burschenschafter.“ Er hätte ebensowohl sagen können: „Meine Herrschaften, ich war Kanzelredner.“ Er hat in der That als Theologe versuchsweise in Halle die Kanzel bestiegen und gab dem Publikum im Tempel Apollo's sensationslustige Ehebruchskomödien, aber nicht um des Bruchs, nicht um der Auflösung der Ehebande willen, als vielmehr — die Thatsachen mit in den Kauf genommen — der heiter frischen Lebendigkeit wegen, womit der Franzose plastisch, rund, nett und graziös selbst seine Corruption in ein leicht faßliches Bild hinstellt, den Stoff als Erlebniß componirt und reizend gruppirt. Die Kunstfertigkeit der Franken, ihre vollendete Mache ist es, was Heinrich Laube zur Vorführung französischer Stücke trieb. Und Ludolph Wienbarg wollte keinen Saint-Simonismus, kannte Paris gar nicht, war nie in Frankreich gewesen. Was in seinen Schriften, in den criminell verpönten „Aesthetischen Feldzügen“ vorliegt, weist als Ziel auf

einen ganz anderen Versöhnungsact zwischen Leib und Seele, Materie und Geist, Natur und Gott. Die hellenische Welt pries er mit begeistertem Schwunge, in welcher der schroffe Gegensatz geschwunden war zwischen Elementen und Gewalten, die, obschon polartig verschieden, der verbindenden Linien doch zum Existiren bedürfen. Die Emancipation des Fleisches vollzog sich bei den Hellenen nicht mit Verleugnung oder Entartung der sittlichen Seelentriebe. Erst bei den Römern entkleidete sich der fesselfreie Naturdrang aller Schönheitsidee. Wienbarg wollte und forderte, und wir Alle mit ihm, die politisch freie, die sittlich schöne Lebensherrlichkeit der hellenischen Welt den Verdunkelungen und Verdüsterungen einer mittelalterlich christlichen Askese auch den Romantikern gegenüber, die dahin zurückzulenken versuchten, während wir, sollte es sich um Rückkehr handeln, auf unsere Fahne schrieben und schreiben: Auf Lessing zurückkehren, heißt fortschreiten! Die Vermählung von Geist und Welt, die Hingebung zwischen Leib und Seele wurden in Mundt's „Madonna, Gespräche mit einer Heiligen“ wie eine Versöhnung, fast wie im Gebet gefeiert, nicht in romantischer Schwelgerei, nicht französisch frivol, sondern einfach, fest und thatsächlich, wie ja auch auf philosophischem und religiösem Gebiet der beste Beweis vom Dasein eines Gottes sich im Vorhandensein einer Welt ergiebt, in der er sich bethätigt. An die Stelle einer Verfluchung der Natur trete eine Vermählung von Geist und Welt! Und dieser deutsche Hellenismus hatte sich ja doch bereits in Goethe vollzogen, dem neuen, großen Leuchtthurm an der Wetterscheide zweier Jahrhunderte. Und Menzel hatte ja auch gegen Goethe gewüthet, dergestalt, daß wir damals: „Pustkuchen redivivus!“ riefen und dem teutonischen Eiferer seinen blinden Eifer verwiesen. Mit Haut und Haaren Goethisch waren wir damals keineswegs und wären im Widerspruch eher auf Seite Börne's getreten. Wir waren lieber Uhlandisch als Goethisch. Mit der Pariser Julirevolution war ein gelinder Sturmwind über Europa gekommen. Infolge der Julibewegungen des Jahres 1830 hatten die Fürsten der kleineren und mittleren Staaten Deutschlands theils ihren eigenen Versprechungen, theils dem Drängen des Volkes und der öffentlichen Meinung Raum gegeben und Verfassungen bewilligt. Recht und Pflicht zur Selbstregierung war im deutschen Süden längst anerkannt und Brauch; nur Preußen und Oesterreich blieben in dem Wahn, dem allgemeinen Durchbruch einen Damm entgegensetzen zu können. Metternich sah um sich herum Völker genug mit jahrhundertealten Verfassungsrechten, aber er fürchtete, diese nationalen Einzelrechte, anerkannt und in Action gesetzt, würden zusammengreifen und eine Gestalt annehmen, vor der ihm „graute“. Deutschland, das ihm bekanntlich bloß ein geographischer Begriff war, als historischen Begriff, als Ziel der Sehnsucht ins Auge zu fassen oder im Herzen darüber zu brüten wie die Burschenschafter, die Männer von der Wartburg: so weit waren noch nicht einmal die jugendlichen Zeitgenossen der Julibewegung in den dreißiger Jahren. Aber unter einer Regierung Rochow lebte noch ein Herr v. Kamptz, dessen „Codex der Gensdarmerie“ die Burschenschafter verbrannt hatten. Leider waren die Jünglinge der Wartburgsfeier anno 1817 noch so thöricht gewesen, unter den achtundzwanzig dem Feuertode gewidmeten Büchern auch den Code Napoléon mit den Gesetzen von der gemischten Ehe den Flammen zu übergeben. Was wir heute haben, erschien damals als verrucht und frivol, und damit die Frechheit mit dem Verlangen nach Selbstverwaltung nicht obscön um sich griffe, däuchte den politischen Jesuiten, wie ehedem zur Zeit der Demagogenriecherei, eine gelinde literarische Razzia gut. Eine willkommene Veranlassung wie damals die Ermordung Kotzebue's gab es nicht, um den Leuten einen Glauben an allgemeine Gewitterschwüle beizubringen; so mußte denn, faute de mieux — denn es galt, dem Volke das Verfassungsgelüst, den politischen Kitzel zu nehmen — Menzel Feuer! Feuer! rufen, als stände die gesammte moralische Welt in Flammen.

Der badische Minister Winter gestand dem Verfasser der „Wally“ später, ohne Menzel's Aufforderung zum gerichtlichen Einschreiten hätte man es zu solch auffallender Procedur eines Preßprocesses dieser Art gar nicht kommen lassen. Allein

die preußischen Männer im Bundestage drängten; einem Geheimen Rath Tzschoppe war ja schon an dem, was man Zeitgeist nannte, Wort und Begriff ein Gräuel. Kirchenrath Paulus in Heidelberg mahnte 1836 Gutzkow, die Kritik des „Morgenblattes“ als Verleumdung, als wissentliche Injurie gerichtlich zu verfolgen. Die Schändlichkeit der Recension sei von doppelter Art; die Behauptung, das Buch „Wally“ verführe zur Unzucht und zur Irreligiosität, sei zwiefach als gerichtlich strafbar aufzufassen. Wir wissen freilich, daß bei Jahn's Einsteckung und Verfolgung seiner Zeit dessen Frau gegen Herrn v. Kamptz eine Calumnienklage erhob, und nachdem das Berliner Kammergericht vom Justizminister Verhaltungsmaßregeln erhalten, als ultima ratio der Cabinetsbefehl erfolgte, die Klage sei unstatthaft. Der gute Rath des Kirchenrath Paulus, sehr warm gefühlt, ward von Gutzkow nicht befolgt. Auch nannte der brave Warner es unverständig, sich „mit seinen Freunden als Junges Deutschland“ vorzustellen, weil dieser „Namensunfug“ nur dazu führen könne, den Unglücklichen vom Jungen Italien in Olmütz Gesellschaft zu leisten.

„Haha! hab' ich's nicht gesagt!“ jubelte der Landsknecht, als ich ihm die Lage der Dinge klar machte. — Zu seiner Romantik gehörte das Interesse am Gefängnißleben. In meiner Vaterstadt Magdeburg habe ich ihm in den Festungswerken den alten Schauplatz zeigen müssen, wo Trenk schier räthselhaft aus dem Kerker entsprang. In Venedig waren die Bleikammern, aus denen Casanova entwich, sammt den Wasserspelunken, in die Lord Byron sich gern einsperren ließ, um die Gefühle der halb marinirten Sträflinge in sich zu erleben, Hauptgegenstände seiner wanderlustigen Forschungen. Aber der Landsknecht jubelte nicht aus Schadenfreude, wie ich Olmütz erwähnte, vielmehr nur zur Bestätigung seiner fixen Idee von einem internationalen Zusammenhang der politischen Verschwörungen und literarischen Genossenschaften aller Völker und Länder.

Karl Gutzkow aber saß allen Ernstes zu Mannheim fest, kraft Spruch des großherzoglich badischen Hofgerichts auf vier Wochen, aus denen mit der vorausgegangenen Untersuchungshaft zwölf geworden waren, um, nach seinem eigenen späteren Geständniß, „eine literarische Jugendsünde“ hinter Schloß und Riegel und Fenstergittern abzubüßen und „fern von Madrid“ darüber nachzudenken, was sittenverderblich, lebensgefährlich, weltunterwühlend an ihm sei. Was war sein literarisches Verbrechen? — Er hatte 1835 „Wally, die Zweiflerin“ geschrieben und eine Vorrede zu Schleiermacher's vertrauten Briefen über Friedrich Schlegel's „Lucinde“. Mit letzteren nun war also eine alte „Sünde“ des damals jugendlichen großen Theologen wieder aufgefrischt. Schleiermacher war anfangs selber stutzig gewesen über des waghalsigen Freundes Buch. „Mit der Lucinde werden wir unsere Noth haben,“ hat er einer Freundin geschrieben. Als das Buch jedoch geradezu als ein unsittliches gebrandmarkt, sein Verfasser geächtet wurde, fühlte er sich nicht bloß um des Freundes, auch um der Sache willen gedrängt, den pharisäischen Finsterlingen gegenüber ein öffentliches Wort zu sprechen, um die Heuchelei der stumpfen Askese und die falsche Prüderie, „die Engländereien in der Liebe“, wie er sagte, zu geißeln. Gutzkow drückte nur einen Stempel darauf, kalt freilich und spöttisch. Und nun „Wally, die Zweiflerin“! Der werthe Kirchenrath Paulus sagte, diese Romandichtung sei ja gar nicht einmal verführerisch, verleite Niemand zu leidenschaftlichen Ueppigkeiten. Ja wohl, da liegt es. Diesem Weibe Wally, kritisch-frostig wie sie ist, fehlt in der That alles Verlockende, der Denkerin in ihr auch die Weihe des Zweiflers, der an Gott zwar irre wird, aber ihn doch, indem er ihn bekrittelt, voraussetzt. Einige Ausfälle im Buche gegen das Christenthum, die man für gotteslästerlich hielt, sind zwar sehr dreist, aber viel zu profan, um in ihrer abstoßenden Wirkung gemeinschädlich zu sein. Die Behauptung aber, die Menschheit habe viel zu viel Hülfsquellen in sich selber, könne „auch ohne Christenthum“ bestehen, erinnert an Lessing's verzweifelten Ausruf: was er mit einer Offenbarung machen solle, die achtzehn Jahrhunderte lang mißverstanden sei! Schon im dreißigjährigen deutschen Glaubenskriege sagte der cherubinische Wächter Silesius: „Ist Christus tausendmal in

Bethlehem geboren und nicht in dir, so bleibst du ewig doch verloren!" Wir können, däucht mir, mit besseren und menschlich tieferen Zeugnissen decken, was dort in der „Wally" ziemlich frostig hingeworfen ist. Die Haupttendenz des Buches aber ist folgende: Cäsar, der von der Heldin geliebte Mann, liebt eine Jüdin und will sich, um sie sein zu nennen, mit einer Civilehe begnügen, da die Liebe es sei, die copulire und das Bündniß sittlich mache, nicht erst der Priester. Seitdem die Civilehe staatsrechtlich gültig geworden, so dünkt mich, dürfe sich heutzutage, im Fall des Widerspruchs eines Priesters von Rom oder Wittenberg, Jedermann damit begnügen, ausgenommen, daß ein inneres Bedürfniß des Gemüthes ebenfalls noch einen Act der Weihe am Altar fordere. Damals aber in Zeiten des Jungen Deutschlands hätten Cäsar und Wally auch schon in den preußischen Rheinlanden unter Geltung des Code Napoleon und im weimarischen Ländchen nach Decret des genialen Karl August die Mischehe als rechtskräftig vorfinden und haben können. Zieht sich durch all' die deutschen Wirren nicht als rother Faden ein eigenthümlicher Zug der Ironie? Die Burschenschafter wollten und erstrebten Kaiser und Reich. Das haben wir nun heutzutage; das neue Reich ist wenigstens im Rohbau fertig. Nur kommen wir an unseren Zielen immer so nüchtern an, nachdem wir den Weg dahin mit Vorurtheilen verbaut, mit Thränen und Blut gedüngt.

Zehn Jahre nach seiner Haft in Mannheim — dort war „Wally, die Zweiflerin" erschienen, incriminirt und verurtheilt — gab Gutzkow in einer Sammlung seiner Schriften (1846) auch jenes Buch wieder zum Druck, weil er von seinem Entwickelungsgange dem Publikum keine Phase vorenthalten wollte. Ein pietistisches Ministerium in Berlin wiederholte das Verbot, aber weder der Bund noch sonst deutsche Regierungen schlossen sich dem schon veralteten Brauche an, Literatur und öffentliche Meinung durch Polizei verbessern zu wollen. In der Lesewelt nahm man das von Neuem auftretende Buch ruhig, fast gleichgültig auf. Von Belang war nur des Verfassers Bemühen im Vorwort, die Entstehung des Werkes zu erläutern, es mit anderen Erscheinungen des Zeitalters in verwandtschaftlichen Zusammenhang zu bringen, mit der „Lelia" von George Sand und Charlotte Stieglitz. Das tiefsinnige literarische Denkmal, das Mundt der letztgenannten Freundin setzte, war keine Vertheidigung des Selbstmordes, nur die Verherrlichung eines edlen Opfers, das in der Verirrung und Verwirrung des umdunkelten Wahns zur vermeintlichen Rettung des Gatten sich diesem selbst darbrachte. Die grause Tragödie am Schiffbauerdamm der großen aufgeklärten Stadt an der trüben Spree war einmal geschehen und verlangte ihre Erklärung. Wie wir die Verunglückte zur letzten Ruhestatt brachten (1834), umarmten sich weinend an der Gruft Henrik Steffens und Theodor Mundt, und des Letzteren Buch war das Erzeugniß verhaltener, unterdrückter Thränen. Diese Frau hatte als Mädchen für einen Poeten geschwärmt, als Braut bei dessen schwungvollem Anlauf von seiner hohen Mission geträumt und war, ihm als Weib zugesellt, nicht bloß am Dichter und seinem Beruf, auch am Menschen Heinrich irre geworden, der es bejammerte, für des Leibes Nothdurft auch ein gelehrtes bürgerliches Amt führen zu müssen, so daß der Apollo in ihm, an eine Felsenwand gemeiner Bedürfnisse geschmiedet, schmählich erlahme, erst wieder die Flügel schwingen könne, wenn er frei sein würde vom Zwang der Zuchthausarbeit für eine gesellschaftliche Familienexistenz. Diese verlangte Freiheit gab sie dem Poeten zurück, und sie befreite zugleich sich selbst von ihm, denn seine geistige Erlahmung bei dem Wahn für die Höhe seines Dichterberufs drohte in Stumpfheit gegen sie selbst überzugehen. So hatte sich hier die Liebe zu einem Auserwählten in einen Haß gegen sich selber verwandelt, doppelt beklagenswerth für die Umstehenden und Ueberlebenden, als der gewaltsame Aufschwung zu einem Opfertode sich als unnütz ergab, sich als eine vergebliche, unselige Verschwendung heiliger Menschenkraft herausstellte. Ob sie eine andere geheime Neigung gequält, der sie keinen Ausdruck geben wollte, war ihr selber vielleicht unbewußt geblieben; für die Welt stand ihre grause That als ein heroischer, aber wahnbethörter Rettungsact für das Wohl eines Anderen da. In

der nüchternen Sophistik der Zweiflerin Wally, in der kalten Skepsis ihres Cäsar — Beide muthen sich bloß Ungeziemendes zu und machen sich bloß irre am Herkommen des religiösen Glaubens — ist von solch tiefgefühlter Schwärmerei des Herzens keine Spur, keine Rede. Gegenüber dem dialektischen Scharfsinn dieser blasirten Gesellschaftsmenschen hat die That jener Charlotte fast den Anstrich eines frommen Fanatismus, einer kindlichen, alles Egoismus baren Opferfreudigkeit.

Ebenso fehl greift Gutzkow in der versuchten Parallele zwischen seiner „Wally" und der „Lelia" von George Sand. Dieses französische Buch, damals in Deutschland überall gelesen, lieferte fast das Gegentheil von dem Opfertode der deutschen Frau. Die Heldin des französischen, mit allem Zauber der Hingebung und Ergriffenheit geschriebenen Romans opfert nicht sich, sondern den, den sie liebt, ihrem entsetzenvollen Wahn. „Lelia" ist für mich das sündhafteste aller sündhaften Bücher Frankreichs, schrecklicher als alle Frivolitäten in den Ehebruchsgeschichten dortiger Komödien, weil George Sand echt poetisch und heiß entzündend dem Götzenbilde eines Dünkels, dem Moloch eines wider Gott und Natur sich auflehnenden Egoismus die gesammte Weltordnung und Moral hinzuschlachten im Stande wäre, entlarvte man nicht den frevelhaften Irrthum ihrer Entartung. Die Saint-Simonisten suchten und forderten das freie Weib, und diesseits wie jenseits lieferten Wirklichkeit und Dichtung zwei Frauen, die in ihrem absoluten Freiheitsdrang bewußtlos der Sclaverei eines Phantoms verfallen. Charlotte durfte weiter leben ohne das Gefühl der Verpflichtung, einen physisch kranken, geistig erlahmenden Dichter retten und beflügeln zu müssen. Lelia durfte in ihrem Drang, frei von der Berührung eines Mannes sich zu erhalten, nicht leben bleiben, da sie einen Grabhügel mit eigener Verschuldung aufrichtete. So ist das Buch nicht sowohl unmoralisch als vielmehr eine Blasphemie gegen die Ehe, ein Frevel an allem geheiligten Naturrecht.

„Emancipation des Weibes ist freilich ein Unsinn!" rief Friedrich Schwarzenberg, als ich ihm das heute hier Ausgeführte damals andeutete. „Man darf überhaupt keine Theoreme machen! Ihr seid mir aber allesammt zu doctrinär, ihr alle Fünf oder Sieben! Als hättet ihr zu lange in den unterirdischen Katakomben des Hegelschen Systems gesessen! Seid ihr nicht Alle Hegelianer?"

„Doch wohl nicht alle Fünf!" war meine Entgegnung. „Ludolph Wienbarg am wenigsten; er verkannte sogar Hegel vollständig; er meinte, dieser borussificirte Philosoph habe zum Beweise, daß Alles, was wirklich, vernünftig sei, über seine Trommel ein preußisches Kalbsfell gezogen."

„Ha, dieser Vater des Complots!" sagte Fritz Schwarzenberg. „Trommelt vielleicht selber sehr gut, dieser Tambourmajor der jungen Germania! Muß ihn doch auskundschaften in Hamburg! Wird doch wohl ein deutscher M a z z i n i sein. Ob er auch wohl gegen Verräther ein Todesurtheil vollstrecken kann wie der welsche Conspirator? Ich muß ihn aushorchen. Der hat gewiß im Stillen die Fäden in der Hand, dieser stille, geheime, deutsche Mazzini!"

Ein paar Tage darauf saß ich, fast gewaltsam dazu gepreßt, in des Fürsten Reisewagen auf der Fahrt nach Hamburg.

Die fixe Idee war dem Landsknecht nicht aus der Luft zugeflogen, nicht aus heiler Haut entstanden. Er konnte sich ein Bündniß nicht denken ohne ein leitendes, selbstbewußtes Centrum. Zu Anfang der dreißiger Jahre war Fürst Friedrich seinem Bruder, dem Fürsten Karl von Schwarzenberg, dem Gouverneur der Lombardei, zu Mailand als Ablatus beigesellt, als civile Hälfte im Regiment, um die seit der Pariser Julirevolution entstandenen Bewegungen dort zu überwachen. Mazzini, der Advocat von Genua, hatte seit 1830 an der Errichtung eines einigen und gesammten Italiens gearbeitet. An revolutionären Versuchen dazu betheiligt, mußte er im Jahre darauf Italien verlassen und lebte, in Contumaz zum Tode verurtheilt, in Genf. Das Junge Italien hatte in den ersten zwei Jahren darauf seinen heimlichen Mittelpunkt in Rom. Dort criminell bedrängt, flohen die Mitglieder ebenfalls nach der Schweiz, wo Mazzini, der in Genf seine Zeitschrift „La giovine Italia" gründete, ihren geschlossenen engeren Verband zu Stande brachte. Die Carbo-

nari, diese geheimen politischen Kohlenbrenner, die den Wald von Wölfen reinigen wollten, hatten in jener Verbrüderung ihre Filiale; die Charbonnerie démocratique machte Paris zu ihrem Centrum. Es waren vor der Hand im Stillen organisirte Guerillascharen, jeder Zeit bereit, die im Club über die Feinde des Vaterlandes verhängten Todesurtheile zu vollstrecken; man zählte in Italien mehrere „Thaten Sand's". Auch über Meineidige in ihren Verbindungen hielten sie strenges, blutiges Gericht, obschon sie sich unter einander „gute Vettern" nannten. Die 30000 bis 50000 geheimen Verbündeten hatten überall ihre „Hütten"; man sprach selbst von Versuchen, in Leipzig und Hamburg solche Venta zu stiften. Zwanzig bons cousins bildeten eine Venta. Nach Frankreich verpflanzt, wo Babeuf nun Pläne für sie entwarf, wollte man die Gesammtzahl der Mitglieder in Europa auf 60000 schätzen. Der Savoyerzug, der Putsch von 1834, mißglückte, einige hundert Bewaffnete wurden versprengt und in die Flucht gejagt; Savoyen schien damals noch nicht der feste Punkt zu sein, welchen Archimedes verlangte, um die Welt aus den Angeln zu heben. Dennoch gab man das Bündniß nicht auf; an den nördlichen Ufern des Genfer Sees gab es neue Versammlungsstätten, wo auch flüchtige Polen sich einfanden, und auf den 20. April 1835 ward in Lausanne zwischen französischen Republikanern und den Carbonari von Ajaccio der große Verbindungsvertrag geschlossen, zu welchem Mazzini seine umfassenden Vorschläge machte. Darauf erfolgten in der Schweiz die gründlichen und allgemeinen Wegweisungen, und es gab auch dort kein Junges Europa mehr; nur die Polen behielten ihren Verein und pflegten im Stillen wohl auch mit dem Jungen Italien eine unschädliche Verbindung. Auch eine nur literarische Verbrüderung junger deutscher Männer, bisher nur als Möglichkeit gedacht und hingestellt, mußte bald als unschädlich erkannt werden; aber die Furcht davor spukte damals noch in manchen finsteren Köpfen, auch in hellen, wenn sie romantisch waren wie der Landsknecht Friedrich, der sich auf seine Erfahrungen und Forschungen in Italien berief.

Wir wohnten in Hamburg auf dem Jungfernstieg; im Alsterpavillon fanden Abends die Versammlungen statt zur Ausforschung der etwaigen weitgreifenden Pläne eines Jungen Deutschlands. Auch Theodor Mundt war dort angelangt; er warb Mitarbeiter zu einer neuen Zeitschrift, obschon seine schriftstellerischen Unternehmungen für vogelfrei erklärt waren; dem unterdrückten literarischen „Zodiakus" sollten „Dioskuren für Kunst und Wissenschaft" folgen; später erschienen „Der Freihafen", „Der Pilot". Ludolph Wienbarg, dem zu Frankfurt im Verein mit Gutzkow eine „Deutsche Revue" untersagt wurde, war in Hamburg, unter Verschweigung seines Namens, an der Redaction eines politischen Tageblattes beschäftigt. Wir besuchten ihn wiederholt in der Druckerei seiner Zeitung. Wir rühmten den feinen, klaren, ätherischen Stil, in welchem er anonym schrieb, die kluge, durchsichtige Behandlung der schwierigsten Stoffe und geheimsten Cabinetsfragen. Wienbarg meinte, was er jetzt schreibe, sei ein erzwungener Eiertanz, aber er werde auch unter zurückgedrängtem Herzklopfen Tact halten. „Man hat uns," sagte er, „Alles verdächtigt und verpönt, Alles genommen, unsere heiligsten Ueberzeugungen, unseren sichersten Glauben, die rechtschaffensten Gedanken, unsere wärmsten patriotischen Wünsche — Eines können sie uns nicht verbieten, nicht nehmen: unseren Stil!"

Sollte vielleicht als Ende vom Liede der Stil das Einzige sein, was vom ehedem Jungen Deutschland ungeschmälert und ungetrübt übrig geblieben, von den Betheiligten selbst festgehalten wurde? — Heine, der bekanntlich ungezogene Liebling der Grazien, der Apollino mit dem geheimen Pferdefuß, ist in gebundener wie ungebundener Rede allezeit derselbe geblieben, nur daß vielleicht im Pariser Freiheitsgefühl, im spöttischen Bewußtsein, sich von Deutschland frei und unangetastet zu wissen, seine Prosa sich verbitterte, auch von der Lutetia an der Seine etwas an seinen geflügelten Sohlen sitzen blieb, während sein poetischer Mensch, vaterlandslos wie er wurde, vereinsamt endlich selbst unter dem geselligsten aller Völker, nach und nach verarmte. Börne nahm das kaustische Epigramm seiner Rede von Frankfurt unverändert mit nach Paris,

höchstens verschärfte sich in der großen Weltstadt sein bisher versteckter, jetzt offener, unerbittlicher Wahrheitsdrang. Man hat ihn einen schlechten Christen gescholten. Aber er war auch ein ebenso schlechter Jude. Schon in seinem elterlichen Hause hatte eine alte Dienerin, Ella mit Namen, ein erblich überkommenes Familieninventar, von dem jungen Baruch im Frankfurter Ghetto gesagt, wenn Der Rabbi werde, würde er die ganze Gemeinde zum Christenthum verführen! Und der Jüngling hatte erwidert, dann würde er der einzige Jude in der getauften Gemeinde bleiben. Börne war eben ein absoluter Urmensch; die gesunde Vernunft verstieg sich in ihm nur dann und wann bis zum Fanatismus der Wahrheitsliebe. Sein Eifer, die Schäden, an denen Deutschland litt, aufzudecken, wurde nur heftiger. In Frankfurt hatte er gesagt, es schmerze ihn, Goethe nicht lieben zu können; in Paris zog er seinen speciellen großen Frankfurter Landsmann für alle Schwächen des deutschen Gemeinwesens öffentlich vor Gericht, belud ihn mit der Verschuldung für unsere gesammten nationalen Gebrechen.

Heinrich Laube's Prosa ist sich auch wohl gleich geblieben im Wandel der Jahrzehnte, schwunglos, aber sachlich zutreffend, kurz und gut. Im „Jungen Europa“ war sein Stil meist wie vom Zaun gebrochen, er schoß nie aus langläufigen Flinten, nur aus kurzen Revolvern, und seine Blicke auf Personen, Länder und Völker glichen Decreten, die ein lustiger Kriegsmann auf seinem Kosakenklepper vom Sattelknopf herunter erläßt. Später lieferte er in seinem großen „Deutschen Kriege“ prächtige Schlachtenbilder; was die Finsterlinge und die Glaubenshelden tief innerlich in den Werkstätten der Dinge trieben, quälte und beseligte, das überließ er den „Doctrinären“. Mit der ganzen Schlagkraft und sinnlichen Frische seiner gesunden Energie schrieb er seine „Französischen Lustschlösser“ und hat der deutschen Bühne eine große Reihe kerniger Intriguen- und Charakterstücke geliefert.

Theodor Mundt gab in seiner „Kunst der deutschen Prosa“ sein bestes Buch; bisher hatte man nur in der gebundenen Rede von Kunstfertigkeit und Gesetzen der Rhythmik gesprochen. Leider fiel er ab von sich selber. Müde der Verfolgungen, denen er nicht Charakterkraft genug entgegensetzte, verbittert von der Lauigkeit des Publikums, ergab er sich schließlich dem Stil seiner Frau, Louise Mühlbach, die mit compilatorischen Sammeleien von Memoirenfetzen Leihbibliothekenfutter in Masse lieferte, das die Menge köderte und bei der Halbbildungswelt in Deutschland rasenden Beifall fand.

Und Gutzkow? Er hat auch seinen Stil geändert nach dem Maß der Bedrängungen, die ihm von außen wurden; Nation und Publikum bilden und verbilden die Literatur. Im Gefängniß, als Mannheimer Märtyrer, schrieb er ein Buch: „Zur Philosophie der Geschichte“, um sich nachdenklich auf einem Kampfplatz zurechtzufinden, auf welchem er bisher nur keck und mit sophistischen Waffen aufgetreten war. Auch seine „Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur“ und sein „Goethe im Wendepunkt zweier Jahrhunderte“ waren, um sich zu schützen, Antidota wider Menzel's Barbarei der Angriffe, wider Incriminirung seiner unbehüteten Einfälle, Verketzerung seiner besten Ueberzeugungen. War doch Alles verfehmt, auch was er je denken, empfinden und schreiben würde, wenn er nicht den Argwohn, der auf ihn lauerte, gemeinschädlich zu sein, widerlegte. Dieser Argwohn hat ihn bald gelähmt, bald verbittert, hat den Keim gelegt zu dem Verfolgungswahn, dem er von Zeit zu Zeit verfiel. Er versteckte, verkroch sich damals versuchsweise hinter fremder Maske, fremdem Stil und schrieb seine zwei Bände „Zeitgenossen“ unter Bulwer's Firma; er mußte arbeiten und sich der deutschen Lesewelt zugänglich erhalten. Zehn Jahre nach seiner Haft, als er seine Schriften in zwölf Bänden sammelte, seine Verfolgung und seinen Ruhm klar überschauend, hat er in Frankfurt, im leichtlebigen, behaglichen deutschen Süden, wohl seine beste Zeit verlebt, auch innerlich; Zeugen dessen sind seine trefflichen „Oeffentlichen Charaktere“, in denen er auch am glänzendsten seinen Stil, seinen ganz eigenen Stil, entwickelte. Er war eine groß-, jedenfalls starkangelegte Natur. In der ersten französischen Revolution hieß es von Dem oder Jenem: Er ist gefährlich, er ist un-

überwindlich, denn er glaubt an sich! Gutzkow dachte groß von sich; leider zugleich klein von Anderen. Im Argwohn, überall verfolgt zu sein, verfolgte er selber unerbittlich. Nur Wienbarg konnte er neben sich nicht antasten, denn der war leidenschaftslos, die Ruhe selber, die den Auf- und Abtobenden bezwang. Vor Börne blieb er geistig gebannt stehen; dessen leuchtende, einfache Charakterkraft überwand er nicht, er huldigte ihm, weil er ihn nicht bezwingen konnte. An Heine wollte er nicht einmal den lyrischen Dichter anerkennen; er hielt ihn für einen bloßen Nach- und Ausläufer der Romantiker. Auf Uhland, den reinsten deutschen Poeten, sah er achselzuckend herab; und doch bei all' dem Hochgefühl von sich selber war ihm nicht wohl, fühlte er sich nicht glücklich. Das Geheimniß des Glückes heißt eben: Bescheidenheit. Gutzkow war nicht schwach gegen sich selbst, er verlangte viel von sich, aber noch weit mehr vom Geschick, vom Zeitalter, vom Vaterland. Er bereicherte die deutsche Bühne mit einer großen Reihe glänzender Charakterbilder. Auf dem Gebiet des Romans trat Gutzkow zweimal mit weltweiten, riesenhaften Entwürfen hervor, die er denn auch mit der ganzen Gewalt seines scharfen Genius staunenswürdig durchführte. „Die Ritter vom Geiste“ und „Der Zauberer von Rom“ sind und bleiben wunderbare Documente dichterischer Arbeit, in welchen ein hochgemutheter Kopf, mehr Satiriker als Poet, zwei große Gemälde von unserem Zeitalter entwarf. Bei Gestaltung seiner Zeitfiguren hat Gutzkow seine Stärke überwiegend in der Genesis des Bösen; die bedeutendsten in den „Rittern“ sind jener Hackert und Schlurk, im „Zauberer“ die Heldin mit dem bohrenden Argwohn und der tiefsinnigen Lust, die ganze Welt zu belauern, zu ertappen, zu überflügeln, mit jenem schwermüthigen, unersättlichen Triebe, den der Autor ihr von sich selber gab. Zu einem Liebling der deutschen Lesewelt wurde Gutzkow auch mit diesen gewaltigen Schöpfungen nicht; Kleinmuth und Größenwahn wechselten jederzeit in seiner Stimmung, schüttelten ihn hin und her bis zur irren Verzweiflung. Seine Berufung nach Weimar schien mit den besten Aspecten begleitet zu sein, auch äußerlich; er bezog als Pensionär der Schillerstiftung, um deren Begründung er sich Verdienste erworben, und als Generalsecretär derselben zweifachen Gehalt, und der alte Schauplatz der großen Heroen deutscher Cultur konnte ihm, so war die Hoffnung, ein Genüge schaffen. Oder machte man ihm diesen Contrast peinlich fühlbar? Ein nicht bösgemeinter Spruch an der Festtafel hob zu seiner Bewillkommnung des Dichters edles Streben zum Schönen und Großen hervor; er aber glaubte auf erreichte Ziele, auf vollendete Thaten, die er geleistet, hinweisen zu können. Ein Bahnbrecher des neuen Zeitalters, wie er war, glaubte er vor ganz Europa ein Riesenorchestrion gespielt zu haben und sollte nun in vergnüglichen Abendstunden gemüthlich die Flöte blasen. Dieser grelle Widerspruch zwischen dem, was ihm Deutschland schuldete, wie er meinte, und dem, was man ihm leistete, hat ihn irre gemacht, irre an seinem Schicksal im Gegensatz zu dem, was er für seine Mission hielt. Er wurde in Weimar gemüthskrank und entfloh; er ließ bethört Alles im Stich, schweifte in die Weite und legte Hand an sich selbst. Erst in einer Pflegeanstalt ward er wieder heil, blieb aber fieberhaft krank. Zu neuer überreizter Thätigkeit genöthigt, griff er, um seine Arbeitskraft zu steigern, zu lebensgefährlichen Medicamenten, in den geschichtlichen Stoffen, die er sich gewaltsam aufzwang, zu Gegenständen, die ihm nicht sympathisch waren, die ihn aber, wie er glaubte, der deutschen Lesewelt zugänglicher machten. Will man ihm einen Denkstein setzen, so sei's ein Granit mit der ehernen Inschrift: „Er starb verzweifelnd an sich und an den deutschen Zuständen!“ wobei man aber hinzudenken mag, daß er als Mitglied eines Jugendbundes zumeist den Beweis von der Unfähigkeit der Deutschen zu einer festen Parteibildung lieferte.

Ueber Wienbarg war Fürst Schwarzenberg bei unserem Hamburger Verkehr bald genug seiner falschen, vorgefaßten Meinung inne geworden, er hatte in dem angeblichen Stifter eines Jungen Deutschlands keinen Mazzini gefunden. Ludolph Wienbarg war ihm zu blaß, zu blond, zu abstract und thatunlustig; ein Talent zu geheimer Conspiration konnte gar nicht in Frage treten,

bei ihm so wenig wie sonst bei den vermeintlichen Bundesmitgliedern. Was von diesen angeregt worden, braucht nicht vergessen zu werden; was an ihnen verkümmerte, damit hat sich Deutschland selbst geschädigt und bestraft; der öffentliche Geist bei uns erzieht sich noch immer sehr schlecht seine Träger, Mitarbeiter und Genossen.

Mit dem Landsknecht lebte ich 1836 noch einige Zeit auf Helgoland. Ich lernte in vollem Umfang seine ritterliche Liebenswürdigkeit, seine abenteuerliche Romantik kennen. Seine martialische Gestalt, sein poetischer Schwung, sein sprudelnder Humor standen damals in schönster Blüthe. Jede Blüthe hat freilich ihre Zeitdauer; wenn sie welk ist, bekommt man oft erst den Einblick in die Nothwendigkeit ihres Verfalls. Wie wenig deutsch des Fürsten Friedrich Natur, ward mir erst nach und nach zu meinem Schreck ersichtlich. Bei seiner Sympathie für Czechen und Ungarn war ihm nicht nur ein Deutschland, auch ein Oesterreich mit germanischer Flagge ein bloßer Begriff. Daß es sehr reale weltgeschichtliche Begriffe giebt, dafür hatte er keinen Sinn. Wie er mich auf Helgoland Tag und Nacht mit auf die Seehundsjagd nahm, machte ich ihm die Bemerkung, ein Anderer von uns würde ihm weit besser als ein jagdgerechter Mann erscheinen und zum Gefährten taugen: Heinrich Laube. „Das Junge Deutschland mit dem slavischen Gesicht?“ war seine Entgegnung. Der Mann mit dem slavischen Antlitz hat sich ihm aber später in Wien genugsam und deutlich als ein Mann mit deutschem Herzen kundgegeben.

Fürst Friedrich Schwarzenberg ging alsbald über London, wo sich eine Fremdenlegion bildete, nach Spanien, um im provisorisch fingirten Hoflager des Don Carlos Dienste zu nehmen. Ich hatte ihm ans Herz gelegt, er könne das nicht offen mit seinem glorreichen Namen als deutscher Edelmann thun. In seiner Gutmüthigkeit verargte er mir diese Rüge nicht; ihn reizten entgegengesetzte Elemente und Naturen; er schrieb mir aus Spanien für meine Zeitschrift eine ganze Reihe von Briefen mit Schilderungen kriegerischer Scenen voller Abenteuerlichkeit, aber zugleich voll Schwung und Reiz. Diese Zeugnisse für die Geschichte der Zeitepoche erschienen, mir gewidmet, wiederholt als Buch in der Reihe der Schriften des Landsknechts. Was ich nur anführe zum Beleg, daß auch entgegengesetzte Naturen, sobald sie nur offen, ehrlich und voll Ueberzeugungstreue sind, erträglich und verträglich sein können.

Aus- und Niedergang des Landsknechts war von trüber Art. Im Sturmjahr 1848 drückte er zu Wien seiner erlauchten und erleuchteten Mutter just die Augen zu, als die ihm und seinem Hause zugedachten Flintenkugeln der Aufständischen durch die Fensterscheiben klirrten. Das Jahr 1866 brachte ihm die für ihn entsetzliche Thatsache, daß Altösterreich mit seinen aus allerlei Völkern zusammengesetzten Heeresmassen dem norddeutschen Preußen nicht mehr Widerstand leisten konnte; bei Königsgrätz waren es die italienischen Regimenter zuerst und vor allen, welche die Waffen fortwarfen und die Flucht ergriffen, weil sie nicht mehr für Oesterreich kämpfen wollten. Der Landsknecht schrieb mir darüber ganz umdunkelte Briefe. Für mich und die Uhland'schen Parteigenossen ging der Gedanke eines Großdeutschlands, einer Gesammtgermania zu Grunde. „Ich bete nur noch zum heiligen Napoleon!“ So lautete brieflich an mich das letzte Wort Fürst Friedrich's. Wir verstummten seitdem vor und für einander. Auch schloß er zu Anfang des Jahres 1870 seine Augen.

Diese meine Erinnerungen aus der Vergangenheit deutscher Entwickelung schrieb ich hier nieder, um, was Wahrheit und Wirklichkeit daran war und was Fabel davon zu werden den Anschein hat, klarzulegen.

Es ist traurig, Todte zu bestatten; ein öffentlicher Todtengräber muß aber ehrlich sein.



# Die Indianer Californiens.

Von

**Rudolf Elcho.**



Die Arbeit unterjocht den Wilden, und wo er sich nicht unterwerfen läßt, vernichtet sie ihn. Cultur und Uncultur vermögen eben nicht neben einander zu bestehen. In Europa brachen zur Zeit der Völkerwanderung die Germanen in die alten Culturländer ein. Die Westgothen eroberten Spanien, die Longobarden setzten sich in Italien, die Normannen in Frankreich fest; aber kaum hatten die wilden Sieger sich unter den Besiegten eingebürgert, so gaben sie ihre Sprache und Stammesart auf; sie wurden durch die Cultur entnationalisirt, und im Laufe der Jahrhunderte ging ihre Spur verloren. Dieser merkwürdigen historischen Erscheinung könnte zur Noth das Abenteuer des Baron v. Münchhausen als Gleichniß dienen, der es bekanntlich auf einer Schlittenfahrt in Rußland erlebte, daß sich ein hungriger Wolf in seinen Gaul hineinfraß. Die wilde Bestie kam dadurch in die Haut des Gaules und ins Geschirr und mußte als Gefangener den Schlitten weiterziehen. Die wilden Wandervölker hatten sich als hungrige Wölfe in die fetten Culturländer hineingefressen, waren aber dadurch ins Arbeitsgeschirr gerathen und wurden zum Lastthier am Fahrzeuge der Cultur.

In Amerika vollzieht sich dieser Culturkampf in umgekehrter Weise. Hier bricht die energische, rastlose und rücksichtslose angelsächsische Race in eine ungeheure Wildniß ein und wird zum Culturträger. Die Wilden weichen unter blutigen Kämpfen zurück, suchen auf den weiten Prairien Halt zu machen, wo die Büffelheerden ihnen die Existenzmittel gewähren, oder in den Schluchten und Ebenen der Felsengebirge, wo es fischreiche Ströme und Seen giebt, aber die Bleichgesichter werfen ein eisernes Netz über die unabsehbaren Plaines und die schneebedeckten Felsen der Rocky-Mountains. Dieses Netz der Civilisation, das wir Schienenwege nennen, engt die Wilden immer mehr und mehr ein; ihre Jagdgründe gehen verloren, die Buffaloheerden schwinden hin und die Lachse, welche einst die klaren Ströme füllten, haben sich vor dem Dampfschiff und dem die Fluthen trübenden Geröll und Schutt

der Goldsucher längst geflüchtet. Der rothe Mann ist heute auf die Almosen „des weißen Vaters“ in Washington angewiesen, und da ihm diese Almosen durch die Schuld gewissenloser Agenten sehr geschmälert und verkümmert werden, so bricht fast alljährlich ein Stamm aus der Wildniß der sogenannten Reservationen hervor, und der Kampf endet regelmäßig mit der blutigen Niederlage der Rothhäute. Das Schicksal der Wilden in den Vereinigten Staaten vollzieht sich unabwendbar, denn in den Ländern, wo die freie Arbeit so wunderbare Erfolge errang, ist für sie kein Raum. In Mexico, Peru und den La Platastaaten, wo die spanische Race zur Herrschaft gelangte und sich bald der süßen Gewohnheit des Nichtsthuns hingab, vermögen die Indianer ganz gut neben den Eroberern zu bestehen, und es findet allmälig eine Verschmelzung der beiden Racen statt. Hier wirkt eben der Romane nicht civilisatorisch, sondern er steigt zum Wilden hinab. In diesen Staaten gelingt es Indianern, zu hohen Stellungen, ja selbst bis an die Spitze der Regierung zu gelangen. In der Union, wo die Cultur rasch die Wildniß zerstört, geht der Wilde mit zu Grunde.

Die Geschichte dieses Unterganges ist eine sehr melancholische. Man hatte sich in den Vereinigten Staaten lange Zeit an den Gedanken gewöhnt, daß sich im fernen Westen ein ganz natürlicher und völlig unabwendbarer Proceß vollziehe. In der Neuzeit aber warfen Männer von Herz und Verstand die Frage auf: Läßt sich der Zerstörung denn nicht Einhalt thun? Ist es ganz unmöglich, den rothen Mann der Cultur zu unterwerfen und ihn so der Welt zu erhalten? Es darf uns Deutsche freuen, daß der Staatsmann, welcher an dies Rettungswerk glaubt und ernstliche Versuche in dieser Richtung wagt, unser Landsmann ist. Karl Schurz, der frühere Minister des Inneren, hat in der Neuzeit sehr energische Schritte gethan, um der Ausrottung der rothen Race ein Ziel zu setzen. Es giebt selbstverständlich nur ein einziges Mittel, um der vollständigen Vernichtung zu steuern, und das besteht darin, daß man die indianische Jugend für das Civilisationswerk gewinnt. Karl Schurz und sein College Mc Crary wurden auf einen gelungenen Versuch von Privatleuten aufmerksam gemacht, gefangene Indianer zu unterrichten und an eine nützliche Beschäftigung zu gewöhnen. Die beiden Staatsmänner beschlossen hierauf, in Carlisle (Pennsylvanien) eine Indianerschule auf Staatskosten zu gründen. Mit der Organisation dieser Anstalt wurden Lieutenant Pratt und Frl. Mather betraut. Diesen gelang es auf einer Reise nach dem Westen, von den Häuptlingen und gefürchteten Kriegern der Indianerstämme Kinder zu erhalten und sie nach Carlisle als Zöglinge zu führen. Die Zahl der Schüler beträgt heute schon hundertachtundfünfzig, und die Regierung hofft, daß die Anstalt bald eine große Ausdehnung erhalten werde.

Die Thatsache, daß Karl Schurz zur Beruhigung der in ihren Rechten gekränkten Indianerstämme vor zwei Jahren eine Reise nach den Indianerterritorien unternahm, dürfte noch in frischer Erinnerung sein. Weniger bekannt jedoch ist der Umstand, daß der ehemalige Secretär des Inneren Männer der Wissenschaft beauftragte, den dahinschwindenden Indianerstämmen ihre volle Aufmerksamkeit zuzuwenden und die umfassendsten ethnologischen Studien vorzunehmen. Major Powell, welcher an der Spitze jener geographischen und geologischen Unternehmungen stand, die man als „Survey of the Rocky-Mountain Region“ bezeichnet, hatte die schätzbarsten ethnologischen Beiträge über die Indianerstämme des Felsengebirges von seinen Expeditionen heimgebracht. Als die Centennialfeier zu Philadelphia stattfand, wurde in „Uncle Sam's Ausstellung“ eine stattliche Indianerabtheilung geschaffen, in welcher durch Bilder aller Art, durch Producte, Fisch- und Jagdgeräthe, Kleidungsstücke und Waffen dem Besucher die Welt des rothen Mannes verständlich gemacht wurde.

An dieser interessanten Ausstellung hatte ein Mann mitgearbeitet, der uns fast wie der gute Genius der hinsterbenden Race erscheint. Es ist ein Gelehrter, Namens Stephen Powers. Dieser Ethnologe hat mehrere Jahre unter den Indianern Californiens verbracht, hat ihre Sprache, ihre Geschichte, ihre Gebräuche, Lebensart und geistige Entwickelung genau studirt. Im August des

Jahres 1875 beauftragte der Secretär des Inneren diesen Forscher, Sammlungen in West-Nevada und Californien behufs der projectirten Ausstellung vorzunehmen. Powers führte eine neue Expedition aus, und es wurden durch dieselbe die Resultate seiner Beobachtungen noch vervollständigt. Er hat seine Studien in einem Werke niedergelegt, dessen Herausgabe das Ministerium des Inneren veranlaßte. Das umfangreiche Buch, welches den Titel „Tribes of California" führt, bildet den dritten Band der „Contributions to North American Ethnology"; es hat vor anderen Werken dieser Art den Vorzug, daß der Verfasser bei seinen emsigen Studien von einem idealen Gesichtspunkt ausgeht. Mit peinlichster Gewissenhaftigkeit schreitet er von Stamm zu Stamm und zeichnet seine Beobachtungen auf, aber ihm ist das Object nicht gleichgültig, sondern er sieht den Menschen im Wilden und fragt sich: Ist er werth, daß er vergeht? Darf ihn die Civilisation zermalmen wie den Felsen, der ihr den Weg versperrt? Giebt es kein Mittel, die geistig Armen der Barbarei zu entreißen? Weil Stephen Powers aber den Philanthropen dem Forscher zur Seite stellt, weil er bei aller Unparteilichkeit der Untersuchung ein Herz hat für die Verfolgten, so wird er auch das Herz seiner Nation rühren. Das Werk ist freilich nicht für weitere Kreise bestimmt, denn Powers legt die Resultate seiner Forschungen auf 638 Folioseiten nieder, so daß nur der Fachmann seiner Führung, ohne zu ermüden, folgen kann, aber die Tagespresse wird die Schilderungen herausnehmen, welche das Wesen der indianischen Race und die Ursachen ihres Hinsterbens kennzeichnen.

Zwischen dem Urbewohner des sonnigen Californiens und ihren Nachbarn läßt sich nach Powers keine scharfe Grenze ziehen. Man kann nicht auf einen Fluß oder Gebirgszug deuten und sagen: hier endet das Gebiet eines Stammes und beginnt das eines anderen. Es sind nur gewisse allgemeine Gebräuche, welche die Indianer Californiens kennzeichnen; bei ihnen findet man ein Versammlungshaus, die Verbrennung der Todten, eine Art von Plutokratie oder Herrschaft derer, welche Geschenke austheilen; und was man nicht bei ihnen findet, ist die Anwendung der Tortur bei Kriegsgefangenen. Verbrennung der Todten und das Vorhandensein von Versammlungshäusern sind zwar Kennzeichen allgemeiner Art, und ferner ist das Verbrennen der Leichen in Californien nicht überall gebräuchlich. Von den Painti oder Nevada-Indianern unterscheiden sich die Stämme Californiens hauptsächlich dadurch, daß die ersteren ihre Hütten mehr oder weniger auf den Höhen errichten, während die letzteren sie in die Nähe der Wasserläufe bauen. Es geht daraus hervor, daß die Californier im Allgemeinen friedlicher und weibischer sind als ihre Nachbarn; sie sind überdies heiterer und geselliger als die übrigen Volksstämme ihrer Race. Am besten werden sie erkannt durch die Sprache; diese ist — wie bei den meisten Zungen der Länder mit warmem Klima — reich an Vocalen und zeigt das Bestreben, harmonisch zu wirken. Während die Sprache der im Norden wohnenden Indianer rauh klingt und lange Worte hat und jene der östlich wohnenden Rothhäute durch Gutturaltöne unschön wird, zeichnen sich die Sprachformen der Californier mit wenigen Ausnahmen durch Einfachheit, Kürze und guten Klang der Worte aus. Stephen Powers hat die Vocabularien von dreizehn Stämmen zum Vergleich gesammelt. Die Sprache ermöglicht es dem Linguisten, die im Lande zerstreuten Familien als Angehörige dieses oder jenes Stammes zu erkennen, doch wird auch diese Unterscheidung schwierig durch die vielen Dialektformen.

Eine seltsame aber erklärliche Erscheinung ist die, daß viele Indianer bei feierlichen Ansprachen und im Gesang die Worte ein und desselben Satzes wiederholen. Die Redner bei de Todtenfeier der Yokuts, eines am Tulare-See wohnenden Stammes, wiederholen beispielsweise in den kurzen Sätzen ihrer feierlichen Ansprache fast jedes Wort in allen Tonarten. Sie rufen: Seid bereit zur Trauer! Seid Alle bereit! Haltet die Gaben bereit u. s. w. Statt nun jeden kurzen Satz ganz auszusprechen, theilen sie denselben noch, etwa wie folgt: Seid bereit — seid bereit — seid bereit zur Trauer — zur Trauer — zur Trauer. So singen auch die Karoks, welche im

Norden Californiens am Klamathflusse wohnen, bei ihren Tänzen ihr Hinnowe-Nohinno, Ohinno und die Konkaus ihr Unno Winno unzählige Mal.

Gustav Nachtigal erzählt, daß die Tebus, ein weltverlorener wilder Volksstamm der Sahara, bei ihren Begrüßungen gleichfalls die einzelnen Worte eines Satzes wohl ein Dutzend Mal und in allen Tonarten wiederholen, so daß Worte wie „Laha" und „Killaha" die ganze Tonleiter durchmachen. Es scheint demnach, daß diese Wilden durch die Wiederholung den Rhythmus zu finden suchen, der ihnen für die pathetische Rede nothwendig erscheint. Es mag dies das erste Stammeln sein, welches Naturvölker zur Poesie führt. Die Wilden gleichen darin den Kindern, die zum ersten Male mit Bauklötzchen spielen; jene beginnen gewöhnlich ihre Construction damit, daß sie die gleichartigen Stücke auf einander legen. Es dauert dann eine Weile, bis sie von Säule zu Säule eine Verbindung schlagen.

Die Wilden Amerika's machen bekanntlich von ihrer Sprache den allerbescheidensten Gebrauch. Der Indianer verträumt den weitaus größten Theil seines Lebens und ist überaus schweigsam. Es kann kaum etwas Trübseligeres gedacht werden als der Aufenthalt im Wigwam. Alt und Jung kauert in der dumpfigen, vom Rauch erfüllten Hütte nieder, verschläft den größten Theil des Tages oder raucht und ißt. Die Weiber stampfen in steinernen Mörsern die Eicheln, welche neben dem getrockneten Lachs das vornehmste Nahrungsmittel des Indianers ausmachen. Ehe in Preußen die Erbswurst erfunden wurde, hatte der Indianer in seinem Eichelbrei eine comprimirte, leicht transportable Speise gefunden, die ihn auf weiten Wanderzügen vor Entbehrung schützte.



Indianerhütte in der Sierra.

Der Anblick einer Indianerniederlassung ist kein erquicklicher. Das Dorf liegt in der Regel auf einem abgeplatteten Hügel in der Nähe eines Wasserlaufes. Es wird gebildet aus wenigen, vom Rauch geschwärzten Hütten, deren Mitte das Versammlungshaus einnimmt. Das letztere hat eine kuppelartige, die Hütten dagegen eine konische Form. Die eine Seite der Hütte ist in der Regel offen, damit der Rauch einen Ausweg finde; droben in der hohen Sierra dagegen hat die aus Lehm und Borke construirte Hütte eine offene Spitze oder Luke, und der Eingang ist durch einen niederen Vorbau gedeckt, welcher das Betreten der Wohnung nur in gebückter Stellung zuläßt. Im Norden trifft man eine mit Rasen und Holz verdeckte Erdhütte, und in ganz milden Himmelsstrichen lebt der Indianer in luftigen,

aus Borke, Reisig und Fellen gebildeten Zelten. Die Versammlungshäuser sind zumeist aus Rasen und Erde erbaut. Hier ist es kühl und schattig, und die Männer liegen auf der Erde und stützen den Kopf auf die Rasenbank, welche den Raum umgiebt. Die Frauen dürfen das Versammlungshaus nur bei festlichen Gelegenheiten betreten; sie bleiben mit den Kindern zumeist in den Hütten, stampfen Eicheln, dörren Fleisch, flechten Körbe oder gehen in den Wald, um Beeren zu suchen oder Wurzeln auszugraben. Die Männer verschlafen den größten Theil des Tages; wenn die Noth sie treibt, stellen sie dem Lachs in den hellen Strömen oder dem Geflügel nach. Einige Stämme besitzen eine große Geschicklichkeit, das Wild durch Fallen und Vögel durch Netze zu fangen; andere handhaben den Bogen mit Geschick. Aus dem Cederholz, das sie mit Hirschtalg geschmeidig machen, gewinnen die Indianer einen elastischen Bogen. Es giebt Wilde, welche eine solche Treffsicherheit besitzen, daß sie einen Hasen, der hundert Schritte von ihnen entfernt am Fuß einer Eiche aus dem Grase hervorlugt, mit dem Pfeil durch die Ohren schießen und ihn so an den Baumstamm festnageln. Den grauen Bären wagt selten ein Wilder anzugreifen.

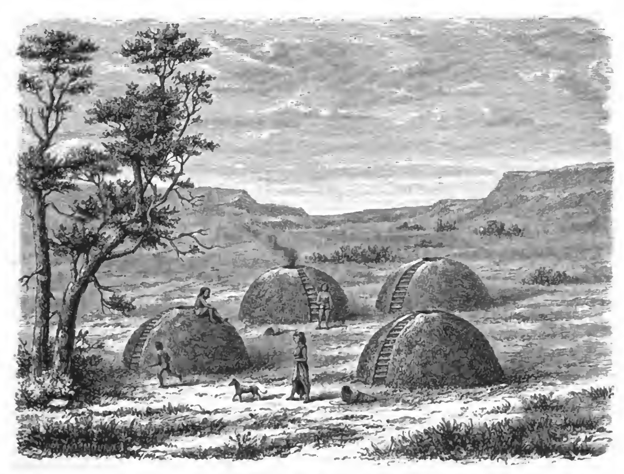
Im Sommer bildet der blühende Klee eine Lieblingsspeise vieler Indianerstämme, und manche von ihnen weiden so große Strecken ab, daß sie wie die Pferde oder Kühe von einer Auftreibung des Magens befallen werden. Sie lassen sich in diesem Zustande von ihren Verwandten oder Freunden den Leib kneten; in verzweifelten Fällen erweisen die Helfer dem Patienten den Liebesdienst und treten ihm mit den Füßen auf den Leib. Die Indianer verspeisen fast alle Nahrungsmittel kalt, und die, welche nach der alten Gewohnheit leben, behalten bis ins hohe Alter hinein ein gutes Gebiß und den reinen Odem des Kindes; sobald sie jedoch nach Art der Weißen leben und heiße Speisen und Getränke zu sich nehmen, verlieren sie die Zähne so rasch wie die Weißen und ihr Odem wird unrein.

Obgleich der Indianer in seiner Hütte vor Schmutz fast verkommt und die Lumpen, welche er auf dem Leibe trägt, fast niemals einer Reinigung unterzogen werden, ist er doch ein großer Freund von kalten Bädern. In diesem Punkte übertrifft er die Bewohner des alten Sparta und Rom. Aus der heißen raucherfüllten Hütte läuft er täglich zwei- oder dreimal zum Bach und wirft sich ins Wasser. Diese Verachtung der Temperaturunterschiede mag bei vielen Stämmen die große Sterblichkeit zum Theil verschulden, welche ihre Reihen lichtet. Die californischen Indianer fühlen sich überaus wohl in der kühlen Fluth, und ihre Natur nähert sich jener des Amphibiums, denn sie können doppelt und zuweilen dreimal so lange unter dem Wasser aushalten als der beste weiße Taucher. Da sie mit einer so guten Lunge begabt sind, vermögen sie auch lange im Laufe auszuhalten.

Die Abhärtung des Indianers beginnt schon bei der Geburt. Alte Ansiedler erzählen von zwei Frauen aus dem Stamme der Nozi, der heute bis auf etwa fünf in der Wildniß sich bergende Indianer ausgerottet ist, folgendes Vorkommniß.

Vor einigen Jahren hatten die Nozi im Sakramentothal ein Gemetzel angerichtet, und einige Jäger fingen zwei Weiber des Stammes nach der blutigen That ein, welche versprachen, sie auf die Spur der Mörder zu geleiten. Im Abenddunkel eines schaurigen Wintertages brachen die Amerikaner mit den beiden Frauen — Mutter und Tochter — auf. Es schneite, und der Sturm heulte gleich einem Rudel hungriger Wölfe. Ohne des Wetters zu achten, schritten die Indianerinnen rüstig und ohne ein Wort zu verlieren durch den ächzenden Wald. Gegen Mitternacht erreichte der kleine Zug einen Bach, der zum Strom angeschwollen war. Die Jäger begriffen, daß ein Uebersetzen im Dunkel der Nacht eine Unmöglichkeit sei. Während sie aber am Ufer hin und her liefen und sich gegenseitig im Schneesturm zuriefen, verschwanden die Weiber plötzlich. Alle Rufe nach denselben blieben ohne Antwort. Die Jäger glaubten, die Indianerinnen hätten ihnen einen Streich gespielt, und schon wollten sie umkehren, da vernahm einer von ihnen mitten im Sausen des Windes eine quäkende, wimmernde Kinderstimme. Die Expedition war durch ein neues Mitglied verstärkt worden. Die Männer, welche sich halb erstarrt von der Kälte fühlten, versuchten

es, unter einem Felsblock Feuer zu machen, was ihnen nach langen vergeblichen Anstrengungen auch gelang. Sie hofften, die Alte werde nun die Wöchnerin und das Enkelkind zum Feuer bringen, aber die Schamhaftigkeit der Frauen ließ das nicht zu, sie blieben im Dunkel. Die Großmutter nahm das neugeborene Kind und tauchte es wiederholt in den eiskalten Bach. Das Baby ertrug nicht nur die barbarische Behandlung, sondern gedieh



Erdhütten im Sakramentothal.

später sehr wohl und erhielt zum Andenken an die kalte Winternacht, in der es zur Welt kam, den Namen „Schneeflocke“.

Der Kindermord gilt bei den meisten Stämmen nicht als ein Verbrechen. Die Yokuts tödten nur die Kinder, welche mit einem körperlichen Gebrechen geboren werden, andere Stämme pflegen bei der Geburt von Zwillingen eines der Neugeborenen zu tödten. Verlassene Frauen besitzen in der Regel das Recht, die Kinder, welche sich noch nicht selbst zu erhalten vermögen, umzubringen.

Stephen Powers giebt keinen Aufschluß über das Verhalten des rothen Californiers zum Thiere. In jenen Länderstrecken östlich vom Felsengebirge ist der Indianer dem Vieh gegenüber der rücksichtsloseste Barbar. Er scheint es vollkommen zu ignoriren, daß das Thier Schmerzen fühlt. Der treueste und ausdauerndste Gefährte des Indianers der Prairien, das Pferd, wird von demselben in einer Weise behandelt, die jeder Beschreibung spottet. Nach einem längeren Jagdzug hat das arme Pferd statt des Felles auf dem Rücken und am Halse nur Wunden und Beulen. Braucht der Herr das Thier nicht mehr, oder ist es so elend geworden, daß er an seinem Aufkommen zweifelt, so jagt er es einfach fort; hält er es aber für nützlich, dasselbe zu erhalten, so bindet er ihm einige kühle Rasenstücke auf die wunden Stellen.

Die Kinder wachsen wild auf wie der Hirsch in den Wäldern. Sobald der junge Indianer mannbar wird, sucht er sich in der Regel eine Lebensgefährtin. Bei den Indianerstämmen am Klamathriver, den Yuroks, Karoks und

Modocs, welche sich durch Schönheit der Formen und kräftigen Wuchs vor den übrigen Indianern auszeichnen, sind Mädchen schon im Alter von dreizehn oder vierzehn Jahren voll aufgeblüht, und ihre eigenartige wilde Schönheit wird auch dem Weißen gefährlich. Im Norden Californiens sind viele Amerikaner mit Indianerinnen verheirathet. Die weiche, flaumige, haselnußfarbige Haut derselben, das ovale Gesicht und die großen glänzenden Augen vereinen sich zu einer pikanten Schönheit. Dabei fehlt denselben ebenso wenig der Hang zur Koketterie wie ihren weißen Schwestern. Den Eintritt jener Entwickelungsphase, wo das Mädchen zur Jungfrau wird, feiern einige Stämme des Nordens, so die Hupa, als ein Fest. Fühlt die Indianerin jenen Zeitpunkt herannahen, so muß sie, wo immer sie sich auch befinde, den väterlichen Wigwam aufsuchen. Bleibt sie diesem fern, so wird sie ausgestoßen und gilt fortan als eine Fremde.

Die Hupa erzählen eine rührende Legende von dem Mädchen Nish-Fang, welche diese Sitte am besten illustrirt. Das Hupamädchen hatte die Heimath ihres Vaters verlassen und lebte bei einer weißen Familie am Mad-River. Als Nish-Fang den Zeitpunkt kommen fühlte, welcher in der Heimath festlich begangen wird, fastete sie drei Tage, und am Morgen des vierten wanderte sie dem heimathlichen Thale zu in Begleitung von Hupamädchen, die sie abholten. Eine lange, mühselige Wanderung über felsige Bergketten, durch tiefe zerklüftete Thalschluchten und wilde einsame Wälder lag vor ihr. Während der ganzen Wanderung, die mit den Fasttagen neun Tage in Anspruch nahm, durfte kein Mann ihr Antlitz sehen; wenn daher einer in ihre Nähe kam, bedeckte sie das Gesicht mit den Händen. Der Mann, welcher gewaltsam ihr Gesicht enthüllt hätte, wäre sofort dem Tode verfallen. So wanderte Nish-Fang, nur von Wasser und Wurzeln lebend, über die brennenden Felsen, deren Pfade das Maulthier erklomm; sie stieg hinab in die tiefen Cañons der Stromthäler, wo ewige Schatten über den rauschenden Wassern lagern und die Eule mit dem Adler in den Klüften horstet; sie schritt durch die Wälder, deren Blattwerk sie den Blicken der Welt verbarg. Als Nish-Fang schwach und müde wurde, leiteten sie ihre Gefährtinnen. Schon war die Höhe der zweiten Bergkette erreicht, wo ein silberheller Quell zum Heimathsthal hinabfließt. Die Mädchen rasteten bei der Quelle und erfrischten sich durch das kühle Wasser. Als sie aber aufbrachen und vor sich die wilden Rosen sahen und die flüsternden Blätter des Manzanita, da war Nish-Fang's Kraft erschöpft, und sie sank mit den Händen über den Augen ohnmächtig auf den Moosgrund. Da hoben die Gefährtinnen sie auf und trugen sie ins sonnige Trinitythal hinab, wo sie im Schatten dünnblätteriger Eichen erwachte und die Hupa um sie her den Jungferntanz aufführten und die alten Chorgesänge in ihr Ohr tönten. Der Aelteste des Stammes nahm sie bei der Hand, und Nish-Fang das Mädchen wurde unter die Weiber ihres Stammes aufgenommen.

Der Kin-Alktha oder Jungferntanz ist ein langes Fest. An neun Tagen kommen die Männer des Abends zum Tanze zusammen. Die Frauen nehmen keinen anderen Antheil am Tanze, als daß sie dazu singen. Das Mädchen darf unterdessen kein Fleisch essen und sich vor keinem Manne sehen lassen. In der zehnten Nacht versteckt es sich in einen Winkel der Hütte. Es kommen dann zwei junge Männer und zwei alte Weiber aus ihrer Verwandtschaft, um die Jungfrau zu suchen und hervorzuholen. Die jungen Burschen stülpen sich eine Maske aus Leder und Schilf auf den Kopf, der an den Seelöwen erinnert, und nehmen das Mädchen in ihre Mitte; rechts und links von ihnen stellen sich die alten Frauen auf. So treten die Fünf unter die Versammlung. Das Mädchen schreitet zehnmal vorwärts und rückwärts, erhebt dabei die Hände zu den Schultern und singt. Das letzte Vorwärtsschreiten endigt mit einem Hochsprung. Darauf begrüßt die Versammlung das junge Geschöpf durch laute Zurufe — und die Ceremonie ist beendet.

Mit viel geringerer Feierlichkeit geht später die Verheirathung der Indianermädchen vor sich. Der rothe Mann geht, falls ihm ein Weib gefällt, zu den Eltern seiner Schönen und bietet ohne weitere Förmlichkeit diesen Geschenke oder Geld für ihre Tochter. Die Indianer Califor-

niens gebrauchten vordem Muscheln als Anstauschmittel; heute ist diese kleine Münze stark entwerthet, aber noch immer neben dem Dollar im Gebrauch. Ist der Schwiegervater mit dem Angebot des Freiers zufrieden, so übergiebt er demselben die junge Braut, und das Ehegeschäft ist abgeschlossen. Gefällt dem Vater das Angebot nicht, so wird so lange um das Weib gehandelt, bis die Parteien einig sind. Das Object dieses Handels wird gar nicht um seine Zustimmung gefragt.

Einst flüchtete sich ein junges Mädchen, welches den Freier verabscheute, zu einer Wittwe und bat jene, sie möge sie doch in ihren Schutz nehmen und verbergen. Die Alte hatte Mitleid mit der Kleinen und hielt sie drei Tage in ihrer Hütte versteckt. Zuletzt fragten der Vater und der Freier, welche suchend zum Haus der Wittwe kamen, das kleine Töchterchen der letzteren, ob sie etwas über den Aufenthalt der Entflohenen wisse. Das Kind hatte kein Arg, daß es sich um die Enthüllung eines Geheimnisses handle, und sagte, die Gesuchte sei in der Hütte. Darauf zogen die Männer die Braut und ihre Beschützerin hervor. Die erstere wurde geschlagen, die Wittwe aber vor dem Versammlungshaus mit Pfeilen todtgeschossen. Die rothen Männer betrachteten den Act der Gnade und des Mitleids seitens der Wittwe als einfachen Diebstahl, und sie tödteten die Frau, ohne sich durch ihr Flehen im mindesten rühren zu lassen.



Nish-Fang.

Bei den Modocs haben fast alle jungen Frauen alte Männer und die alten Frauen junge Männer, weil die alten viel für ein Weib zahlen können und die jungen wenig. Daß die Männer ihren Frauen wenig Zutrauen schenken, geht aus dem Umstand hervor, daß sie eine Art Mysterienspiel ersonnen haben, um die treulosen Weiber zu schrecken und die guten durch Furcht und Grauen von der Sünde fern zu halten. Leider sind viele Männer im Norden so verthiert, daß sie ihre Frauen und Töchter an die Ansiedler und Goldsucher verhandeln. Oft macht die Aussicht auf ein Glas Schnaps den rothen Mann zum Kuppler. Die Frauen haben manchmal ein Gefühl der Scham, und es ist vorgekommen, daß sie ihren feigherzigen Männern die Waffen entrissen, ihnen die Schmach ins Gesicht riefen und sie aufforderten, die Weißen zu ermorden; aber die entarteten rothen Männer hatten in diesen Fällen stets einen zu heiligen Respect vor den Kugeln der Weißen, als daß sie sich zur raschen That hätten hinreißen lassen. Die Frauen scheinen überhaupt an Muth den Männern nicht nachzustehen. Ansiedler, welche mit dem Stamme der Shastika kämpften, erzählen, daß sie in einem heißen Treffen plötzlich eine ganze Front von Weibern vor sich gesehen, über deren Schultern fort die Wilden zielten. Einen Augenblick schwankten die weißen Gegner, ob sie unter

diesen Umständen Feuer geben sollten, als aber die Wilden vorrückten, streckte ihr Pelotonfeuer die weibliche Schutzwehr nieder.

Dieser Beitrag zur Kriegsgeschichte des jungen Amerika mag auf Erfindung, vielleicht auch auf einer Täuschung beruhen; Thatsache ist, daß die Shastikaweiber den Männern in den Kampf folgen, theils um ihnen Pfeile und Speere zu reichen, theils um die Verwundeten aus der Gefechtslinie zu tragen.

Die Monogamie bildet bei den Indianern die Regel, doch kommen Ausnahmen nicht selten vor. Oft führt der Eheherr, wenn ihm seine Frau nicht mehr gefällt, eine zweite in den Wigwam ein. In manchen Fällen duldet die Hausfrau die Rivalin, in anderen aber kommt es zum Conflict. Dann treten die beiden Rivalinnen vor den Wigwam, bewaffnen sich angesichts des Mannes mit Steinen und kämpfen so lange, bis eine von ihnen flieht oder ohnmächtig niedersinkt. Der Eheherr steht unterdessen als Zuschauer vor der Hütte und räumt nach der Entscheidung der Siegerin das Recht ein, seine werthe Person allein besitzen zu dürfen. In seltenen Fällen kommt es freilich vor, daß der Gatte trotz der Entscheidung durch das Faustrecht der Besiegten folgt. In dem Falle muß er mit jener das Dorf verlassen, und die betrogene Siegerin hat das Recht, die unmündigen Kinder des treulosen Vaters zu tödten.

Die indianische Jugend verbringt den größten Theil des Tages mit Spielen, Baden und Fischen. Es ist eine sehr bemerkenswerthe Eigenschaft des Indianers, daß er bei seinen Spielen keine Eifersucht kennt. Stets findet man ihn beim Spiel heiter, fröhlich und gut gelaunt. Wo sich im Spiel Parteien gebildet haben, welche gegenseitig in die Concurrenz treten, werden die Besiegten niemals den Humor verlieren. Niemals vergessen die Knaben, daß das Spiel zur Erheiterung da ist, und niemals haben die Schwachen unter dem Uebermuth der Starken oder die Besiegten unter der Erbitterung der Sieger zu leiden. Die rothe Jugend kennt keinen Spielverderber. Eine ähnliche Erscheinung überrascht uns bei den erwachsenen Spielern. Die Leidenschaft des Hazardspiels ist bei den Wilden, so tief sie auch alle Stämme ergriffen hat, völlig unbegreiflich, da die Spieler gegen Verlust und Gewinn ganz unempfindlich zu sein scheinen. Der Indianer bringt mit dem Würfelbecher in einer Nacht seine ganze Habe durch, sein Muschelgeld, seinen Wigwam, seine Felle, ja selbst das Kleidungsstück, welches seinen Körper deckt, und geht nackt und gutgelaunt von dannen. Der Gewinner streicht alle Schätze mit völlig gleichgültiger Miene ein, und ohne mit der Wimper zu zucken, setzt er das Gewonnene auf einen Wurf. Man könnte glauben, daß der Indianer es für weibisch halte, Freude oder Schmerz zu äußern. Dies ist jedoch nicht der Fall. Es zeigt sich das am besten bei den Festen, wo die Wilden weinen und lachen wie naive Kinder.

Von allen Festen sind die der Indianer südlich vom Bear-River und vorzugsweise jene der Nishinams charakteristisch. Diese begehen, wenn der heiße Sommer vorüber ist und die ersten Regengüsse das Gras wieder hervorsprießen lassen, den sogenannten Kam-min oder ersten Grastanz. Es ist ein Reigen im Grünen, den Männer und Frauen zusammen aufführen und der mit einem wilden Freudenrausch im Versammlungshaus abschließt.

Poetischer ist die Weda, ein Fest, das zum Schutz gegen die Klapperschlangen im Frühjahr abgehalten wird. Das Fest beginnt mit einem Tanz der Frauen und Mädchen früh am Morgen im Grünen. Selbstverständlich ist dieser Reigen ein sehr kunstloser; nichts kommt darin zum Ausdruck als die wilde Freude über die schöne Jahreszeit. Nach Beendigung dieses Tanzes suchen die Tänzerinnen im Walde Blumen, Zweige und Gräser, um sich damit das Haar, die Schultern und die Hüften zu schmücken. Darauf fassen sich die Frauen bei der Hand und beginnen einen überaus sinnlichen dithyrambischen Tanz; langsam und unter Gesang beginnend, werden ihre Bewegungen rascher und rascher, kühner und herausfordernder, bis sie zuletzt in wildem Sturm dahinrasen und sich lachend und schreiend auf die Zuschauer werfen. Im Nu sind jene mit Blumen überschüttet und fühlen sich von den Tänzerinnen umschlungen. Den zweiten Act der Weda bildet die Kauda, ein ungraziöser Männertanz. Zuletzt tän-

zelt ein Schwarm junger Mädchen um zwei junge Männer. Die Tänzerinnen singen zunächst im Chor und bilden einen Kreis, dann tänzeln sie wieder den Männern entgegen, umhalsen sie, machen verlockende Bewegungen und treten, wenn der Mann sie haschen will, im Tanzschritt zurück.

Nach der Weda gehen alte Männer umher und sammeln Gaben für die Tänzerinnen. Je mehr der Zuschauer schenkt, desto länger darf er sich versichert halten, von den Klapperschlangen nicht gebissen zu werden. Wird der Nishinam dennoch von der Schlange gebissen oder vom Bär verwundet, so schließen ihn die Stammesgenossen mit grausamer Strenge auf einige Tage von ihrem Lager aus, weil sie glauben, der Bär oder die Schlange würden, nachdem sie einmal Blut geleckt, gierig ihrem Opfer folgen und dadurch eine Gefahr für Alle entstehen.

Hülfe suchen die Verwundeten und Kranken in der Regel bei den Quacksalbern, die sich das Ansehen eines Zauberers geben; indessen ist der Indianer klug genug, nur dann zu zahlen, wenn das Uebel beseitigt wurde. Ohne Heilung keine Zahlung.

Als Stephen Powers die Yokuts in Coarse-Gold-Gulch besuchte, hatte er das Glück, einem Todtenfest beizuwohnen, das ihm als der imposanteste Ausdruck barbarischen Aberglaubens und barbarischer Gefühle erschien. Das Fest für den Todten oder Kotiwashil dauert bei den Yokuts fast eine volle Woche. Die ersten drei Nächte werden in der Regel auf den Empfang der Gäste, auf das Abhalten von Gedenkreden und den Austausch von Neuigkeiten und Erinnerungen verwendet. Während der letzten drei Nächte aber tanzen sie vom Abend bis zum Morgen, und am Morgen des letzten Tages werden die dem Todten geweihten Gaben oder Opfer feierlichst verbrannt. Zu dem Todtenfest, welchem Powers beiwohnte, waren etwa dreihundert Indianer versammelt, die sich unter lichtem Buschwerk gelagert hatten, das einen quadratischen und wie eine Tenne gestampften Tanzplatz umgab. In einem Winkel des Platzes war ein halbrunder Rasenwall errichtet, auf dem das heilige Feuer flammte. Der Haupt-




„Captain Tom“ und sein Weib. (Nishinams.)

leidtragende war Kolomusnim, ein Mann von großem Ansehen. Im Busch leuchteten kleinere Feuer auf, deren Rauch die Gestalten der Wilden halb verschleierte. Während der ganzen Nacht drang über den Festplatz hin das Heulen und Kläffen der Hunde, welche in Rudeln sich bald gegenseitig anfielen, bald um die Feuer jagten.

Lange hockten die nackten Gestalten bei den Feuerbränden und wisperten sich das, was sie zu sagen hatten, ins Ohr. Dann mit einem Male erscholl von Kolomusnim's Lagerplatz her ein langgezogener, wilder Wehschrei. Dieser Schrei, den ein Weib ausstieß, wiederholte sich noch einige Minuten, dann vereinte sich mit dieser Stimme eine zweite, später eine dritte, aber langsam, sehr langsam schwoll der Wehruf an, bis zuletzt das ganze Lager sich zu einem schrecklichen Chor vereinte. Nach etwa einer halben Stunde verstummte dieses barbarische, wie aus den Tiefen des Orkus hervorschallende Wehgeheul; so langsam, wie es entstanden war, tönte es aus. Jetzt trat eine tiefe, grabesähnliche Stille ein, bis die Hunde, welche vor dem entsetzlichen Chor verstummt waren, wieder Muth gewannen und zu kläffen begannen.

Es verging einige Zeit; dann trat Sloknish, der Chef der Chukchansi, ein kleiner alter Mann, der sich aber so gerade hielt wie ein Pfeil und mit seinen kleinen Basiliskenaugen kühn um sich blickte, in den offenen Raum, ging lange auf und nieder und begann dann kurze Sätze auszurufen, wobei er die einzelnen Worte immer wiederholte: Macht euch bereit zur Trauer! Seid Alle bereit! Habt die Opfer zur Hand! Eure Opfer für den Todten! Haltet sie bereit! Die Trauer beginnt. Es eilt! Alle fertig! — Etwa zwanzig Minuten lang setzte der Alte dies Rufen fort, dann trat er vom Schauplatz ab. Jetzt erschienen die opfernden Männer mit ihren Gaben vor der heiligen Flamme, setzten dieselben auf den Rasenwall und brachen in ein dumpfes Gemurmel aus.

Schon war es zehn Uhr in der Nacht geworden, da trat ein Herold mit langem Stabe auf den Tanzplatz, schritt an den Büschen auf und nieder und rief: Fertig zum Tanz! Alle sollen fertig sein! Wir sind Alle Freunde! Wir sind eines Stammes! Wir waren einst groß! Jetzt sind wir klein! Unsere Herzen sind eins! Haltet die Gaben bereit! Die Weiber haben viel Geld! Sie müssen am meisten geben! Haltet den Tabak bereit! Laßt uns Tabak kauen!

Auch dieser Mann wiederholte jedes Wort in allen Tonarten, und seine Proclamation dauerte so lange wie die des Häuptlings. Die Indianer begannen hierauf Tabak zu essen, und es schien, als legten sie sich damit eine Buße zur Abtödtung fleischlicher Gelüste auf; denn nachdem sie eine Weile scherzend und lachend den Tabak gekaut und verschluckt hatten, ging einer nach dem anderen hinaus ins Dunkel des Waldes, und man hörte von dorther Töne, wie man sie bei stürmischer See auf den Passagedampfern vernimmt. Als die Männer ihren Magen erleichtert hatten, ging der Herold noch einmal umher und rief: Laßt uns trauern und weinen!

Nach dieser dritten Proclamation versammelten sich alle Leidtragenden mit ihren Gaben im Kreise um Kolomusnim und begannen einen Tanz, bei welchem sie ihre Gaben hoch über den Kopf hielten. Da sah man glitzernde Muschelhalsbänder, Körbchen mit buntem Aufputz von Wachtelfedern, dann Federwedel, Felle u. s. w. Kolomusnim hatte einen Bund Rabenfedern von seltenem metallischen Glanze in den Händen. Das prächtigste Stück aber war ein etwa sechs Fuß langer Federschmuck in der Form eines halbgeöffneten Sonnenschirms, der zumeist aus Rabenfedern gebildet, aber mit so farbenreichen kleinen Federchen, Muschelstücken und Flaum decorirt war, daß die herrlichsten Farbenbilder auf den Flächen hervortraten. Dieses Kunstwerk einer Indianerin bildete mit seinen wehenden Federn, glänzenden Flächen und köstlichem Farbenglanz einen so schroffen Gegensatz zu den rauhen, heulenden Wilden, daß man denken konnte, ein Dämon habe dies duftige, schillernde Gebilde den Händen einer Fee entrissen.

Die Betrachtung dieser Dinge, von denen einige der Todten gehört hatten, und die große Ansteckungskraft, welche menschliches Leid ausübt, versetzten bald die Indianer in eine Erregung, deren Ausbrüche an Raserei grenzten. Die Klagen wurden wilder und wilder, man sprang auf, rang

die Hände, schlug sich die Brust und warf sich heulend zur Erde. Dabei wurde die Flamme der Erregung fort und fort geschürt. Sloknish warf, auf der Erde sitzend, immerfort kurze, scharfe, durchdringende Rufe in den Tumult: Wir haben Alle ein Herz! rief er. Unsere Herzen bluten auch! Denkt des armen Weibes im Grabe!

Haar und die Wangen und weinten mit ihnen heiße Thränen.

Inmitten dieser aus dem Herzen kommenden Trauer beobachtete man aber auch sehr belustigende gelegentliche Aeußerungen eines rein mechanischen Beileids. So behielt der verehrte Sloknish, der geschickte Leiter des Festes und große Redner, trockene Augen. Zuweilen erhob er sich



Yurokweib.

Kolomusnim, ein Indianer von majestätischer Erscheinung, war so gebrochen vor Leid, daß die wenigen Laute, die er stammelte, wie das Läuten der Sterbeglocke klangen. Wenn er eines Freundes in der Gruppe ansichtig wurde, rannte er zu jenem hin, fiel vor ihm nieder, rang die Hände, umschloß seine Kniee, warf sich mit dem Gesicht zur Erde und schluchzte wie ein Kind. Andere Männer bargen ihr weinendes Gesicht im Schoße der Frauen, und diese streichelten ihnen das

von seinem Sitz wie ein Hahn auf dem Sandhügel und krähte los. Kaum hatte er das „Kirih" hervorgestoßen, so ließ er sich wieder nieder, um ruhig seine Cigarette zu rauchen. Aber so komisch dieses Gebahren dem weißen Beobachter erschien, so wenig befremdete es jene Indianer, die tief in Trauer und Schmerz versunken waren. Es schien, als weinten die armen Geschöpfe nicht mehr um die Todte, sondern beklagten ihr eigenes Geschick und den bevorstehenden Untergang ihrer Race.

Gegen ein Uhr in der Nacht traten die Frauen auf den Schauplatz. Tumultuarisch liefen sie auf ein gegebenes Signal zur Tenne hin und formten rasch einen Kreis um das geheiligte Feuer, wobei die Mädchen den inneren Ring bildeten und ihre Gesichter der Flamme zukehrten. Die männlichen Zuschauer drängten sich auch herbei, gesticulirend und rufend in augenscheinlich großer Erregung. Dann nach einer Weile hockten sich die letzteren im Busche nieder und sangen oder besser brummten den Trauergesang, der seltsam unheimlich klang. Jetzt begann der Tanz der Weiber. Es war ein einfacher Zweitritt mit schaukelnder Bewegung des Oberkörpers; dazu bewegten die Tänzerinnen die Hände, als wollten sie die Opfer darbieten, und stießen einen Laut aus, der wie „Heh“ klang. Der röthliche Schein des Feuers drang zwischen den Gestalten hervor; Licht und Dunkel wechselten mit dem Tempo, die schweren, fessellosen Haare der Tänzerinnen flatterten im Nachtwind wie Rabenflügel, dazu der keuchende Ton, der aus der Brust drang, und der einförmige Gesang der Männer — das Alles vereinte sich zu einer ebenso phantastischen wie grausigen Wirkung. Und dieser Todtentanz währte die Nacht hindurch bis zum hellen Morgen. Weder der kalte Nachtwind, noch der Rauch des Feuers, noch der aufwirbelnde Staub brachten die Tänzerinnen zum Stillstand. Es lag so viel Gespenstisches in den Tönen, so viel Dämonisches in der Erscheinung der tanzenden Mädchen, daß der weiße Zuschauer an den Spuk der Walpurgisnacht gemahnt wurde. Erst als im fernen Osten der Morgen heraufdämmerte, erstarb langsam der Gesang, und das schauerliche „Heh“ der Tanzenden wurde schwächer. Der Todtentanz war zu Ende, als die Sonne am Horizont erschien.

Jetzt trat Todtenstille im Lager ein. Die Hunde selbst schienen zu schlafen, die Ponies hörten in den Manzanitabüschen auf zu schnauben und zu wiehern und beim Anblick des schönen Thales, durch welches das goldige Sonnenlicht fluthete, erschien dem weißen Gast das Schauspiel der Nacht wie eine Phantasmagorie oder wie ein Fiebertraum. Eine Stunde später ging der rastlose Herold wieder von Wigwam zu Wigwam und rief die Schläfer wach, damit die Opfer verbrannt würden. Wieder ertönte der Todtengesang, und wieder tanzten die Weiber um die Flamme, welche jetzt eine Gabe nach der anderen verzehrte.

Eine so große Pietät die Indianer im Allgemeinen dem Todten gegenüber bezeugen, eine so geringe beweisen sie dem Alter. Der angesehenste Krieger wird, wenn seine Kräfte erlahmen, zum Sclaven der eigenen Kinder. Sobald der Sohn den Hirsch erlegt oder den Lachs fängt, wird der Vater sein Lastthier. Die Alten müssen keuchend die Beute heimschleppen, und der junge Krieger sieht zu, wie sein Vater, der den stolzen Namen „Adlerfeder“ oder „Der große Stier“ trägt, unter der Last zusammenbricht. Stephen Powers begegnete einst auf seinen Wanderungen einer erblindeten Greisin, welche von den Kindern aus dem Lager gestoßen worden war. Mit einem dürren Stecken den Weg suchend, schritt die hülflose Alte durch die umnachtete Welt und stieß von Zeit zu Zeit Schreie aus, wie man sie von einem Hasen hört, wenn ihn der Hund mit den Zähnen zerfleischt. Sie wanderte langsam durch die Wildniß, ohne Ziel, ohne Hoffnung, bis Hunger oder Zufall ihrem elenden Dasein ein Ende machten.

Der Gottesbegriff fehlt den Indianern Californiens ganz. Sie sprechen vom Pomo oder Menschen, der vor ihnen da war; sie haben Sagen, in denen der alte Mann oder der Coyote oder irgend ein Thier als Schöpfer bezeichnet wird, aber sie wissen nichts von einem überirdischen Wesen, nichts von einer weltregierenden, welterhaltenden Kraft.

Was ihre Anschauungen über Seele und Unsterblichkeit betrifft, so meinen einige Stämme, daß der Tod die Existenz des Menschen völlig abschließe; andere dagegen träumen von einem besseren Leben im „Western Land“. Ihre Begriffe über die Gestalt, in welcher sie die seligen Gefilde betreten, und über die Seligkeit, die ihrer daselbst wartet, sind sehr unklar.

Einst begrub ein alter Ansiedler, der eine Indianerin geheirathet hatte, sein kleines Töchterchen. Als er die Leiche in die Gruft bettete, sprang eine alte Indianerin, welche das Kind sehr geliebt hatte,

ins Grab, beugte sich über dasselbe und rief ihm unter Thränen ins Ohr:

„Mein armer Liebling, leb wohl! Ach, du hast einen weiten Weg vor dir zum Geisterland und mußt allein gehen; Niemand von uns kann dich begleiten. Höre genau zu, was ich dir sage, und glaube sicher, ich rede die Wahrheit. Im Geisterland giebt's zwei Wege. Einer ist der Rosenpfad, der zu dem Land im Westen führt, weit über dem großen Wasser; dort findest du deine Mutter. Der andere ist



Hölzernes Siegesdenkmal.

mit Dornen und Disteln besetzt und führt ins dunkle Land, das voller Schlangen ist. Hier würdest du ewig wandern und nie zur Ruhe kommen. Geh' den Rosenpfad, Kleine, hörst du, der leitet dich zu dem schönen goldigen Land im Westen, wo ewiger Morgen herrscht. Mag der große Karaya (der Führer der Abgeschiedenen) dir helfen, daß du ans Ziel kommst, denn deine kleinen Füße müssen allein wandern. Leb wohl, Liebling."

Wenn ein Kelta stirbt, so glauben seine Angehörigen, seine Seele fliege als ein leichtbeschwingtes Vögelchen zum Geisterland im Westen. War der Indianer nun schlecht, so kommt ein mächtiger Falke und frißt die Seele auf mit Knochen und Federn.

Die Nishinams geben ihren Todten eine kleine Aussteuer mit für die Reise nach dem Land der Seligen im Westen. Ein Häuptling, der den Namen „Captain Tom" führte, hatte einen Sohn, Namens Dick, welcher sehr schlimme Streiche machte. Eines Tages kam der Sheriff, legte Dick Fesseln an und führte ihn fort auf Nimmerwiedersehen. Die Alten weinten bitterlich, und da ihr Sohn für sie todt war, legten sie alle Gegenstände, die demselben gehörten, auf einen Scheiterhaufen. Später starb ein Bruder Dick's. Captain Tom verbrannte dessen Leiche und streute die Asche auf Dick's Scheiterhaufen. Darauf zündete er diesen an und verbrannte Alles. Die Eltern wurden zu dieser Procedur durch die Annahme verleitet, daß der jüngere Sohn im Geisterland zum Ueberbringer der Kleider und Geldgeschenke werde, welche sie für Dick bestimmt hatten.

Als die Spanier sich in Californien niederließen, war das schöne Land voll

von Indianern; im Jahre 1831 wohnten auf den verschiedenen Missionen noch 18683. Heute ist die rothe Bevölkerung auf mehr als den zwanzigsten Theil reducirt. Manche Stämme sind ganz ausgerottet, andere, wie die kriegerischen Nozi, auf fünf herabgesunken, die sich, dem scheuen, verfolgten Wilde gleich, in unzugänglichen Schluchten oder dem Urwald bergen. Die Kugeln der Ansiedler haben mächtig unter ihnen aufgeräumt, aber auch die Noth, welche mit dem Hinschwinden der natürlichen Hülfsquellen eintrat, arbeitet an ihrer Ausrottung. Wie schade, daß der Indianer Californiens nicht als Christ geboren wurde, sondern als das, was die Natur aus ihm machte: als Heide; denn so erklärten ihn die Jesuitenpatres für das „auf der niedrigsten Stufe stehende Geschöpf". Ein Unglück für ihn, daß die purpurfarbenen Berge mit Silber durchsetzt und die Thäler reich an Goldstaub waren, denn dadurch wurde er in den Augen des Einwanderers zum Vagabonden und Dieb. Ein Jammer, daß seine sonnenbeglänzte Heimath den Weizen in so reicher Fülle gedeihen ließ, daß sieben Ernten im Jahre eingebracht werden, denn dadurch wurde er zum rachsüchtigen Schurken.

Das Schicksal der Modocs ist bezeichnend für die ganze rothe Race in Californien. Dieser starke und kriegerische Stamm vermochte im Jahre 1872 noch vierhundert Krieger auszurüsten. Die Regierung nahm denselben in den sechziger Jahren seine eigentliche Heimath und wies ihm als Reservation ein Terrain an, wo er mit seinem erbitterten Feinde, dem Muskaluk, zusammenwohnen sollte. Lange duldeten die Verbannten die Feindseligkeiten, dann brachen die gereizten Krieger aus, und es erfolgten blutige Kämpfe, die im Jahre 1873 mit der Unterwerfung und fast völligen Vernichtung des Stammes endeten. Die kriegerischen Indianer hatten sich bekanntlich in den Lavabetten verschanzt, und die Militäringenieure, welche dem Gefecht beiwohnten und die Verschanzungen besichtigten, erklärten, daß die moderne Befestigungskunst aus der vorhandenen Position nichts Vollkommeneres hätte schaffen können und daß die Vertheidigung der Indianer in strategischer Beziehung geradezu musterhaft gewesen sei.

Einst bildeten die Chumaia am Eel-River einen mächtigen Stamm, der heute ganz vernichtet ist. Weit ab vom Strom liegt ein einsamer Felsen, den man den Blutfelsen nennt, und man erzählt sich im Stromthal, daß hier die letzten Krieger der Chumaia den Heldentod fanden. Die Pioniere hatten im erbitterten Kampfe die Vernichtung dieser Indianer beschlossen, und nachdem sie die Dörfer zerstört und Weiber und Kinder ermordet, gelang es ihnen, die letzten dreißig oder vierzig Krieger einzuschließen. Diese suchten in wahnsinniger Verblendung ihre letzte Rettung auf dem Bergkegel, der heute der Blutfelsen heißt. Hier waren die Verfolgten vor die Wahl gestellt, entweder vor Hunger und Durst zu verschmachten oder unter den Kugeln ihrer Feinde zu fallen. Sie beschlossen, als Männer zu sterben.

Früh am Morgen hörten die Belagerer vom Gipfel der Felsen her den schaurigen Todtengesang der Chumaia; dann bemerkten sie, wie diese Hand in Hand an den Rand des Abgrundes traten. Droben auf der schwindelnden Höhe warfen die rothen Männer einen letzten Blick in die blaue Ferne, wo ihr schönes Thal am Eel-River lag. Zum letzten Male sahen sie, wie das goldige Sonnenlicht die blühende Erde überströmte; zum letzten Male sahen sie den schimmernden Fluß, die schattigen Wälder, den Rauch der brennenden und zerstörten Hütten. Todtenstille herrschte für eine Weile; dann schallte ein wilder vielstimmiger Schrei vom Felsen her, und mit einem Satz stürzten sich die rothen Krieger kopfüber in die grausige Tiefe.

In dem jungen Californien entsteht unter den Händen der rastlosen, energievollen Amerikaner eine wunderbare Welt. Diese läßt keinen Raum für Wilde, welche zwei Drittel des Tages verschlafen und das letzte Drittel in stumpfer Gleichgültigkeit verbringen. Die Arbeit zerstört hier das Paradies, von dem einst ein Jean Jacques Rousseau träumte. Der rothe Mann wird untergehen, wenn der Versuch, ihn für die Arbeit und Civilisation zu gewinnen, mißlingt. Man kann die dem Untergang Geweihten beklagen, aber es ist schwer, vielleicht unmöglich, sie zu retten.



# Die Krisis in der Landwirthschaft.

Von

**Max Wirth.**



Infolge der Krisis von 1873 ist eine jener Umwälzungen in der internationalen Volkswirthschaft eingetreten, von welchen neue Epochen anzuheben pflegen. Auf der einen Seite bietet der Capitalmarkt so außerordentliche Erscheinungen dar, daß man auf eine dauernde Ermäßigung des Zinsfußes rechnen kann; auf der anderen Seite hat die Getreide- und Fleischproduction in überseeischen Ländern eine so starke und plötzliche Ausdehnung gewonnen, daß der Preis des Getreides und der Fleischwaaren in einer Weise gedrückt zu werden droht, daß den europäischen Consumenten zwar dadurch eine große Wohlthat bereitet, die Landwirthe dagegen in ihrer Existenz bedroht werden. Dazu werden die überseeischen Transportanstalten in einer Weise vervollkommnet, daß sie die europäischen Binnenverkehrsmittel bereits überflügelt haben. Dieselbe Periode der Ueberproduction, welche in Europa mit der Beendigung des deutsch-französischen Krieges angefangen, hatte in Amerika, noch gesteigert durch den seit 1863 eingeführten Hochschutzzoll, eine so außerordentliche Thätigkeit in der Großindustrie und im Eisenbahnbau hervorgebracht, daß gerade wie in Europa der Capitalvorrath nicht mehr für den Umfang der Unternehmungen ausreichte.

Nachdem infolge dessen die Krisis hereingebrochen war, mußten die aus den Werkstätten entlassenen Arbeiter diesseits und jenseits des atlantischen Oceans Unterkunft in der Landwirthschaft suchen. Während sich dieser Proceß in Europa, wo man seit Jahrzehnten über den Mangel an ländlichen Arbeitern geklagt, fast unmerklich vollzog, gestaltete er sich in den Vereinigten Staaten zu einer Art Völkerwanderung.

In den fünf Jahren von 1876 bis 1880 soll über eine Million Menschen aus den Oststaaten Nordamerika's ausgewandert sein, um sich in den Weststaaten eine neue Heimstätte zu begründen, indem sie sich der Landwirthschaft widmeten. In den drei Jahren von 1878 bis 1880 wurden 9 Millionen Acres (1 Acre = $0{,}40\frac{1}{2}$ ha) über den vorherigen Jahresdurchschnitt an Bundesländereien verkauft. Nebenbei sind auch von den Pacific-Eisenbahn-Gesellschaften, deren Unternehmungen auf der Basis großartiger Landschenkungen von Seite der Union begründet sind, bedeutende Verkäufe von Getreideboden längs ihrer Linien bewerkstelligt worden. Unter den neuen Ansiedlern aber befinden sich nicht bloß Directoren der Pacificbahnen selbst, sondern auch andere Großunternehmer, welche die Weizenproduction mit allen Hülfsmitteln der neueren Technik in einem Maßstabe begonnen haben, daß selbst der Betrieb der größten Grundherrschaften in Europa dagegen in den Schatten gestellt wird. — Diese Ausdehnung des Getreidebaues innerhalb weniger Jahre wurde erleichtert oder überhaupt in dieser

Plötzlichkeit erst möglich gemacht durch den Umstand, daß im Westen Nordamerika's — östlich von dem Oberen See bis gegen das Felsengebirge hin — noch unbesiedelte Steppen oder Prairien von unermeßlicher Ausdehnung sich befinden, welche, völlig frei von Gestrüpp und Steinen, mit einer äußerst fruchtbaren Humusschicht von einem halben Meter Tiefe bedeckt, ohne weitere Vorbereitungen gleich den Wiesen eines cultivirten Landes unter den Pflug genommen, umbrochen und mit Weizen besäet werden können, der auf Jahrzehnte hinaus ohne Düngung außerordentlich fruchtbare Ernten ergiebt. Die britische landwirthschaftliche Enquête-Commission, welche den Westen der Vereinigten Staaten im Sommer 1879 bereiste, hat Landgüter angetroffen, auf welchen sich wogende Weizenmeere im Umfange von 25 englischen Quadratmeilen befanden. Eine dieser Getreidefluren wurde von 1000 durch berittene Aufseher geführten Arbeitern geerntet, welche mit 133 selbst garbenbindenden Getreidemähemaschinen ausgerüstet waren. Den Erntemaschinen folgte eine entsprechende Anzahl von Dampf-Dreschmaschinen, welche, mit dem soeben gewonnenen Stroh geheizt, den Weizen sortirt in die Säcke lieferten. Diese wurden ohne Weiteres zur nächsten Eisenbahnstation gefahren, wo ein Extrazug für sie bereit stand, der sie nach Duluth am Oberen See ablieferte, wo das Getreide in die Schiffe verladen wird. Infolge dieser Ausdehnung der westlichen Landwirthschaft hat sich der Weizenbau allein in den Vereinigten Staaten von 289356500 Bushels (1 Bushel = 0,35¼ hl = 30 kg) im Jahre 1876 auf über 364 Millionen Bushels im Jahre 1877, 420 Millionen im Jahre 1878, 449 Millionen im Jahre 1879 und 480 Millionen im Jahre 1880 gesteigert, während der Maisbau von 850 Millionen Bushels im Jahre 1874 auf 1321 Millionen im Jahre 1875, auf 1283 im Jahre 1876, 1342 im Jahre 1877, 1388 im Jahre 1878, 1547 im Jahre 1879 und 1538 im Jahre 1880 sich gehoben hat.

Mit diesem wunderbaren Aufschwunge des Getreidebaues seit einem Lustrum hält die Viehzucht gleichen Schritt. Die ungeheuren noch unbesiedelten Prairien im Inneren des Continents, welche sich von der Grenze Canada's bis nach Texas und Neu-Mexico hinziehen, sind von Millionen weidender Rinder bedeckt, welche, von dem besten Raceviehe Alt-Englands abstammend, fortwährend veredelt werden und einen von Jahr zu Jahr steigenden Tribut an lebendem Vieh und frisch geschlachtetem Fleisch nach Europa abliefern. Seit dem Jahre 1876 ist diese mit dem Getreideexport gleichen Schritt haltende Ausfuhr in ungeahnter Weise begünstigt und gesteigert worden durch verbesserte Einrichtungen und Kühlkammern auf transatlantischen Dampfern, so daß der Transport von lebendem Vieh von 1877 bis 1880 von 4⅕ auf 20⅗ Millionen Dollars gestiegen ist, während die Ausfuhr von Fleisch weit größere Dimensionen angenommen hat. Abgesehen von der Viehausfuhr ist der Export von Brotstoffen und animalischen Lebensmitteln von 269 Millionen im Jahre 1877 auf 456 Millionen Dollars im Jahre 1880 angewachsen, also innerhalb der letzten vier Jahre um nicht weniger als 800 Millionen Mark gestiegen!

Stellt man die Berichte der englischen Enquête-Commission mit dem Zeugniß von Fachmännern zusammen, welche alle Theile der Vereinigten Staaten bereist haben, so ergiebt sich daraus, daß der Landwirth im Westen der Vereinigten Staaten an Ort und Stelle unter Berechnung sämmtlicher Productionskosten seinen Weizen bei normalen Ernten, wie sie seit den letzten vier Jahren gewesen, zu 12½ Mark per 100 kg verkaufen kann, während der Durchschnittspreis der letzten sechs Jahre im preußischen Staate sich auf 21 Mark stellt. Ronna behauptet sogar, daß der westamerikanische Landwirth noch bei einem Preise von 6 Mark per Hektoliter bestehen könne. Die Fracht vom Productionsorte bis zu einem europäischen Hafen stellt sich auf höchstens 7 Mark per Hektoliter. Da der Durchschnittspreis des Jahres 1880 in Preußen 21 Mk. 90 Pf. betrug, in den westlichen Provinzen aber sogar 23 Mk. 50 Pf., so ergiebt sich daraus, daß die westamerikanischen Getreideproducenten in normalen Jahren einen Vorsprung — etwa 3 bis 4 Mark per Hektoliter — genießen.

Dieser Vortheil ist aber noch viel erheblicher in Beziehung auf die Fleischwaaren. Am Rande des westamerikani-

schen Eisenbahnnetzes kostet ein drei- bis vierjähriger Ochse im Gewichte von 550 bis 600 kg durchschnittlich 100 Mark, während er seinem Züchter, da das Futter umsonst ist, nur 40 bis 50 Mark gekostet hat. Die Transportkosten vom Rande der Prairie bis nach Chicago betragen einschließlich des Futters, der Bedienung und aller Spesen 7½ Dollars. Die meisten dieser Thiere werden in den Staaten Minnesota, Jowa und Missouri auf den Maisfeldern gemästet, wodurch sie durchschnittlich 150 kg an Gewicht zunehmen gegen eine Ausgabe von 20 Dollars. Der gemästete Ochse im Gewichte von rund 750 kg kommt in Chicago auf 210 Mark zu stehen. Die Transportkosten von Chicago nach Liverpool stellen sich noch auf ungefähr 200 Mark; sonach käme das Kilo Lebendgewicht auf ungefähr 55 Pf. und das Kilo ausgeschrotetes Fleisch auf ungefähr 1 Mk. 10 Pf. Da hierzu aber noch das Risico des Seetransportes, Krankheit und Abzehrung der Thiere, sowie die Schwankungen des europäischen Viehmarktes selbst in Anschlag zu bringen sind, so haben die europäischen Landwirthe von der Vieheinfuhr weniger zu fürchten als vielmehr vom Fleischimport, welcher geringeren Transportkosten unterliegt und sich infolge der verbesserten Conservirungseinrichtungen von Jahr zu Jahr steigern muß.

Dazu kommt noch ein anderer Umstand in Betracht, welcher vom Präsidenten der Londoner statistischen Gesellschaft, James Caird, bei der jüngsten Jahresversammlung dieser Corporation zur Sprache gebracht worden ist. Derselbe macht darauf aufmerksam, daß nach den Erfahrungen der letzten zehn Jahre der Umfang des versendeten Weizens mit dessen Preise wenig zu thun habe, denn während dieser Zeit war die stärkste Einfuhr in Großbritannien in demjenigen Jahre, wo der Preis am niedrigsten war! Da habe nicht einmal die Ermäßigung des Preises um ein Viertheil einen Einfluß auf die Verminderung des Umfanges der Einfuhr gehabt. Ueberdies fangen die großen Prairien des Westens erst an, besiedelt zu werden. Sie bilden ein unermeßliches Gebiet, welches an natürlicher Fruchtbarkeit das alte Ackerland der Oststaaten so weit überragt, daß dort auf derselben Fläche der doppelte und zuweilen der dreifache Ertrag der Oststaaten erzielt wird.

Dieses Verhältniß muß sich in der Zukunft für die Getreideproducenten des Westens noch günstiger gestalten, weil das amerikanische Eisenbahnnetz nicht nur in wahrhaft großartigem Maßstabe vervollständigt wird, sondern weil von den fünf Pacific-Bahnen, welche seit der Eröffnung der Central-Pacific-Linie unternommen, während der Krisis suspendirt und jetzt wieder im Bau begriffen sind, zwei im Norden, nämlich die Nord-Pacific-Bahn und die Canadische Linie, den Continent gerade in jener Gegend durchschneiden, welche wohl als die künftige Kornkammer des Abendlandes betrachtet werden kann.

Daneben werden noch fortwährend höchst beachtenswerthe Anstrengungen zur Vervollkommnung der Binnenschifffahrt gemacht. Auf dem Eriecanal wurden die einfachen Schleusen in Zwillingsschleusen verwandelt und, um die Concurrenz von fünf durchgehenden Eisenbahnlinien auszuhalten, 100 000 Dollars für die Construction eines neuen Canal-Schraubendampfers an Ingenieur Baxter bewilligt, durch welchen eine bedeutend höhere Leistungsfähigkeit des Canals in Schnelligkeit und Billigkeit gegen den Pferde- und gewöhnlichen Dampferbetrieb erzielt wird. Trotz dieser erst seit sechs Jahren eingeführten Verbesserung wurde noch auf einem Drittheil des Canals der Versuch mit einem Tauereibetriebe nach belgischem System gemacht. Derselbe hat sich aber nicht bewährt, so daß der Oberinspector des Canals in seinem Jahresberichte von 1880 den Antrag stellte, das System wieder zu entfernen. Gleichzeitig beantragte er aber auch mehrere Maßregeln, worunter insbesondere die Herabsetzung des Schiffszolls, um die Concurrenz der canadischen Canäle zu bestehen, welche bis jetzt zwar den Verkehr der Vereinigten Staaten noch wenig beeinträchtigt haben, dieselben aber für die Zukunft mit großen Gefahren bedrohen. Gegen das östliche Ende der ungeheuren Binnenwasserstraße der oberen Seen scheidet sich nämlich am Ausgange des Eriesees die canadische von der New-Yorker Wasserstraße, indem die letztere von Buffalo durch den Eriecanal den Hudsonfluß und auf diesem New-York erreicht, während die erstere durch

eine dem Niagara parallel laufende künstliche Wasserstraße, den Wellandcanal, den Ontariosee erreicht und sodann, den Stromschnellen des Sanct Lorenzstromes durch acht kleine Seitencanäle ausweichend, Montreal gewinnt, bis wohin die Oceandampfer gelangen. Auf den oberen Seen verwendet man Dampfer bis zu einer Tragfähigkeit von 2000 bis 3000 Tonnen, welche am Ende des Eriesees in kleinere Fahrzeuge umgeladen werden, da der Eriecanal nur Boote von 210 Tonnen Gehalt und der Wellandcanal nur solche von 600 Tonnen Gehalt trägt. Infolge dessen müssen die nach Europa bestimmten Getreidesendungen zweimal umgeladen werden, und dies verursacht, trotz des Gebrauches der Elevatoren, nicht unbeträchtliche Kosten. Seit einigen Jahren nun ist Canada auf Antrieb seiner Handelskammern am Werke, auch dieses Hinderniß hinwegzuräumen und dadurch einen Vorsprung vor New-York zu gewinnen, mit welchem es den gleichen Witterungsbedingungen unterworfen ist, da hier wie dort die Schifffahrt infolge des strengen Winters fünf Monate unterbrochen werden muß.

Canada ist nämlich mit Hülfe der Aufwendung eines für seine geringe Bevölkerung enormen Capitals, welches zuerst auf 30 Millionen Dollars bemessen war und neuerdings um 20 Millionen erhöht worden ist, damit beschäftigt, seine Canäle dergestalt zu erweitern, daß die Oceandampfer bis in den Oberen See gelangen können und daß Getreideschiffe von 3000 Tonnen Gehalt künftig aus Duluth, ohne umgeladen zu werden, bis nach Liverpool fahren können. Dieses große Werk soll schon im Herbst 1882 vollendet sein, so daß bereits die Ernteüberschüsse des nächsten Jahres eine weitere Transportkostenermäßigung genießen werden. Da nun gerade Duluth der Stapelplatz für die eigentliche westliche Kornkammer ist, so wird dasselbe künftig mit Chicago wetteifern. Außerdem wird die Concurrenz der canadischen mit der New-Yorker Binnenschifffahrt einerseits sowie der Wettbewerb dieser Wasserstraßen mit den Eisenbahnen andererseits in Zukunft eher auf eine Ermäßigung als auf eine Erhöhung der Transportkosten hinwirken.

Außerdem aber vermindert sich die Steuerlast in den Vereinigten Staaten fortwährend, indeß der Capitalvorrath daselbst enorm wächst und die Zinsen überraschend schnell sinken. Die Bundesschuld ist innerhalb zwölf Jahren von 2600 auf 1880 Millionen Dollars gesunken. Die Verzinsung derselben, welche anfangs über 150 Millionen Dollars erforderte, beträgt in diesem Jahre kaum noch 77 Millionen. Die Valuta ist vor zwei Jahren wieder hergestellt worden, ohne daß die Union eine Anleihe zu Hülfe zu nehmen brauchte. Von 4000 Millionen Mark, welche im Jahre 1870 nach einer Schätzung des Londoner „Economist“ an amerikanischen Werthpapieren in Händen europäischer Gläubiger sich befanden, waren bis 1880 3000 Millionen in das Ursprungsland zurückgekauft und nur 1000 Millionen in Europa zurückgeblieben. Der Zinsfuß der Bonds ist innerhalb der drei letzten Jahre von sechs Procent auf vier Procent gesunken, und schon heute sind die Vereinigten Staaten im Stande, Anlehen zu $3^1/_2$ Procent im Paricurs zu machen. Aus diesem in der Finanzgeschichte unerhörten Aufschwunge ist der Schluß zu ziehen, daß Amerika von jetzt an verhältnißmäßig immer mehr Capital zur Vermehrung seiner Transportmittel sowie zur Ausbildung seiner Productionswerkzeuge und Maschinen zur Verfügung haben werde.

Zu dieser geradezu phänomenalen Entwickelung Amerika's kommt nun noch der Umstand, daß auch die Getreideausfuhr Rußlands in gewaltigen Ziffern anwächst und von 73 Millionen Rubel im Jahre 1868 auf 180 im Jahre 1875 und 264 Millionen Rubel im Jahre 1877 gestiegen ist. Ferner muß berücksichtigt werden, daß selbst der Getreideexport Aegyptens und Indiens in der neuesten Zeit ein Factor geworden ist, der in Rechnung gezogen werden muß, insbesondere da die Sendungen aus diesen Ländern seit der Eröffnung des Suezcanals auf den europäischen Stapelplätzen eintreffen können, ehe die neue Ernte zu Markte gebracht ist. Hinsichtlich der Fleischeinfuhr aber ist Australien infolge der verbesserten Transporteinrichtungen mit seinen 7 Millionen Rindern und 61 Millionen Schafen ein gleichfalls nicht zu unterschätzender Factor.

Unter solchen Umständen ist die europäische Landwirthschaft von einer Concurrenz bedroht, deren Gefahren nicht

unterschätzt werden dürfen. Je größer aber die Gefahr, um so wichtiger ist es, die richtigen Hülfsmittel dagegen anzuwenden. Zunächst ist im Deutschen Reiche ein solches Mittel der Abwehr in der Errichtung eines geringen Eingangszolles gewählt worden. Wir halten dieses Trutzmittel gegenüber dem großen Spielraum, welcher den westamerikanischen Landwirthen zwischen ihren Productionskosten und dem Weltmarktpreise bleibt, für unwirksam und gefährlich. Nach einer Mißernte kann es der Staat den armen arbeitenden Classen gegenüber nicht verantworten, das nothwendige Brot durch einen hohen Zoll noch theurer zu machen, während er sich gleichzeitig durch Gesetze gegen den Socialismus schützen muß. Auf der anderen Seite aber sind die Landwirthe, von denen überdies nur die ansehnliche Ueberschüsse erzielenden Grundbesitzer in Betracht kommen, in der Regel geneigt, sich durch ein solches Palliativmittel einschläfern und dadurch abhalten zu lassen, nach wirksameren neuen und productiven Hülfsmitteln zu suchen. Dieser Punkt kann nicht genug beherzigt werden.

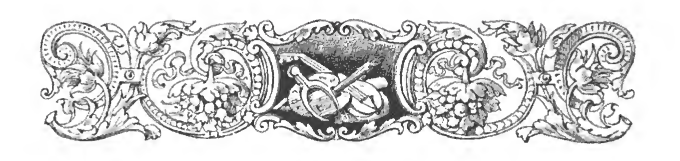
Wir wollen daher unsere Betrachtungen nicht schließen, ohne unsererseits einen schwachen Versuch zu machen, einige praktische Hülfsmittel gegen die herannahende Gefahr zu bezeichnen.

Das erste Mittel besteht darin, daß man Mitteleuropa wenigstens hinsichtlich der Binnenschifffahrt wenn auch nur annähernd auf gleichen Fuß mit Amerika zu bringen suche, damit die Producte der heimischen Landwirthschaft wenigstens nicht höhere Transportkosten zu zahlen haben als die der Amerikaner. Es muß das Netz der künstlichen und natürlichen Wasserstraßen Mitteleuropa's ausgebildet werden in dem Sinne, wie es in Nordamerika bereits geschehen und in Frankreich schon in Angriff genommen ist und von dem wir schon früher in diesen Blättern gesprochen haben. Es muß ferner ein secundäres Netz neuer billiger Eisenbahnen unter Benutzung der gewöhnlichen Landstraßen gebaut werden, wozu die Gesetzgebung in Belgien, in Oesterreich und Ungarn bereits die Hand geboten hat. Es muß neben dem Realcredit auch der ländliche Personalcredit gefördert werden, z. B. dadurch, daß das einseitige Genossenschaftsgesetz revidirt und die beschränkte Haftpflicht der Genossen zugelassen wird, ohne welche das Genossenschaftswesen für die landbautreibende Bevölkerung eine Todtgeburt bleibt. — Es muß die ungleiche und ungerechte Veranlagung der Grundsteuer nach dem alten Katastralsystem abgeschafft und dieselbe nach den Kauf- und Pachtpreisen in der Art einer Vermögenssteuer womöglich jährlich umgelegt werden, — es sollen sodann die wunderbaren wissenschaftlichen und technischen Fortschritte des landwirthschaftlichen Betriebes auf jede mögliche Weise, insbesondere durch bessere Ausbildung der Volksschullehrer und durch Wanderlehrer, zugänglich gemacht werden.

Soweit die Gesetzgebung und Verwaltung einwirken können, müßte jeder weiteren künstlichen Erhöhung der Bodenpreise vorgebeugt werden; — ferner sollte von Seite des Staates und der Vereine noch mehr als bis jetzt für die Einführung guter Samenarten und für Veredelung der Viehzucht gewirkt, sowie durch gutes Beispiel und Belehrung darauf hingestrebt werden, daß die Landwirthe auf genossenschaftlichem, corporativem oder Unternehmungswege sich immer mehr der großen Maschinen bedienen und dadurch in den Stand gesetzt werden, ihr Product früher zu Markte zu bringen.

Wo aber alle diese Mittel vergeblich sind, da muß entschieden zu einer Aenderung des Betriebes, zu anderen Culturarten gegriffen werden, und zwar in der Art, daß zunächst die mit den höchsten Productionskosten arbeitenden Aecker dem Getreidebau entzogen und mit anderen Gewächsen bestellt werden, deren Aufsuchung und Auswahl Aufgabe der Landwirthschaftslehre, der Vereine und in gewissen Beziehungen auch des Staates ist,* um auf diesem Wege der Krisis zu entgehen, in die die europäische Landwirthschaft gerathen und aus der nur eine vernünftige Radicalcur sie dauernd erlösen kann.

* Wir haben eine Anzahl neuer Culturarten in einer soeben bei F. A. Herbig in Berlin erschienenen Schrift: „Die Krisis in der Landwirthschaft und Mittel zur Abhülfe", vorgeführt, deren Prüfung wir den Kreisen, welche sich näher für die Sache interessiren, anheimstellen.



# Literarische Mittheilungen.

## Eine Encyklopädie der Naturwissenschaften.



Encyklopädie der Naturwissenschaften. I. Abth., 6. 12. 13. Lfrg. (Handbuch der Botanik, 2. 3. 4. Lfrg.) Breslau, Eduard Trewendt.

Seitdem in diesen Blättern die erste Lieferung des Handbuches der Botanik besprochen worden (s. Monatshefte Bd. XLVI, S. 517), ist die Encyklopädie bedeutend vorwärts geschritten, so daß jetzt bereits zwei Bände (der erste Band des Handbuches der Mathematik und der erste Band des Handwörterbuches der Zoologie und Anthropologie) dieses großartig angelegten Werkes, welches schon jetzt eine Zierde der deutschen Literatur genannt zu werden verdient, vollständig vorliegen. Auch der erste Band des Handbuches der Botanik wird mit der nächsten Lieferung vollendet sein. Da indessen deren Erscheinen noch einige Zeit auf sich warten lassen dürfte, so wollen wir nicht länger anstehen, über die drei noch nicht besprochenen Lieferungen dieses wichtigen und lehrreichen Handbuches zu referiren.

Die Lieferungen zwei bis vier der Botanik enthalten drei Abhandlungen, von denen die eine (die Pflanzenkrankheiten) abgeschlossen vorliegt, während die beiden anderen (die Gefäßkryptogamen und die Morphologie der Phanerogamen) noch unvollendet sind. Die Abhandlung über die Gefäßkryptogamen, welche die zweite Lieferung füllt, ist aus der Feder des Professors Dr. Sadebeck in Hamburg. Es hätte nicht leicht eine glücklichere Wahl zur Bearbeitung jener Pflanzengruppe getroffen werden können, da der genannte Forscher, dem die Wissenschaft bereits mehrere wichtige Abhandlungen über morphologische Verhältnisse bei den Equisetaceen und Farrn verdankt, sich seit Jahren mit dem Studium der Entwickelungsgeschichte der höheren Sporengewächse beschäftigt hat. Um so mehr ist es zu bedauern, daß ein anhaltendes Unwohlsein ihn verhindert hat, seine Abhandlung zum Abschluß zu bringen, und diese deshalb in zwei durch andere Abhandlungen getrennte Abtheilungen zerfallen muß. In der auch nur zum Theil vorliegenden ersten, durch 30 vorzügliche Holzschnitte und eine Steintafel illustrirten Abtheilung, welche „Entwickelungsgeschichte" betitelt ist, bespricht der Verfasser nach einer kurzen Einleitung, in welcher er eine allgemeine Uebersicht des Entwickelungsganges der Gefäßkryptogamen giebt, 1) den Bau der reifen Sporen, 2) deren Keimung, 3) das Prothallium der Farrn (im weitesten Sinne), Equiseten und Lycopodiaceen, 4) die Entwickelung und den Bau der Sexualorgane (zunächst die Antheridien und Spermatozoiden der Farrn und Ophioglosseen, sodann die Mikrosporen der Salviniaceen, Selaginellen und Isoëten, danach die Spermatozoiden der Equiseten, hierauf die Archegonien der Farrn und Equiseten und die Makrosporen und Archegonien der Salviniaceen, Marsiliaceen und Isoëten), 5) die Befruchtung, Bildung und Entwickelung des Embryo in den einzelnen Gruppen, wobei zugleich der genetische Zusammenhang der Gefäßkryptogamen mit den niederen Sporenpflanzen nachgewiesen und die Erscheinung des Zeugungsverlustes (Apogamie), wie solche neuerdings bei einigen Farrn und in neuester Zeit (1879 durch Göbel) auch bei Isoëten beobachtet worden, erörtert wird. Den Schluß der Lieferung bildet ein Nachtrag, die Schilderung der bisher unbekannten, erst in letzter Zeit durch Rauwenhoff erforschten Keimung und Prothalliumbildung bei den Gleicheniaceen enthaltend. Es fehlt folglich noch die Histiologie und Entwickelungsgeschichte des Stammes, der Blätter, Sporangien und Sporen, sowie die Systematik der Gefäßkryptogamen. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß bei der Bearbeitung dieser durch Klarheit der Darstellung und schönen Stil ausgezeichneten Abhandlung

die einschlägige Literatur bis auf die Gegenwart gewissenhaft berücksichtigt worden ist, weshalb dieselbe nach ihrer Vollendung ein vollständiges und harmonisches Bild von dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntniß der Gefäßkryptogamen gewähren wird.

Die vom Professor Dr. B. Frank in Leipzig gelieferte, durch 46 ebenfalls sehr gute Holzschnitte erläuterte Abhandlung über die Pflanzenkrankheiten, welche die dritte Lieferung ganz, die vierte zu zwei Dritteln füllt, macht, obwohl sie 244 Seiten umfaßt, doch weniger den Eindruck einer abgerundeten Monographie, wie z. B. die eben besprochene Abhandlung von Sadebeck, als vielmehr den eines kurz gefaßten Repertoriums. Es soll dieses Urtheil keinen Vorwurf oder Tadel für den Verfasser begründen, welcher sich redlich Mühe gegeben und einen bewundernswerthen Fleiß angewendet hat, um dem Leser eine klare Uebersicht über die zahllosen bis jetzt veröffentlichten Beobachtungen und Forschungen auf dem weiten Gebiete der Phytopathologie zu geben. Daß seine schätzenswerthe und inhaltsreiche Abhandlung nicht anders ausgefallen ist und ausfallen konnte, liegt vielmehr in der zu großen Beschränktheit des ihm gestatteten Raumes und in der ungeheuren Masse des zu einem systematischen Ganzen zu bearbeitenden Materials. Dem Referenten ist nicht bekannt, welcher Umfang seitens der Redaction der Morphologie, Histiologie und Physiologie der Phanerogamen zugestanden werden wird: so viel aber steht fest, daß 244 Seiten für das Gebiet der Pflanzenpathologie ein viel zu kleiner Raum war, weshalb auch die Darstellung des Stoffes in vielen Capiteln nur fragmentarisch ausfallen konnte. Jeder der vier Abschnitte, in welche der Verfasser die Pflanzenkrankheiten sehr sachgemäß eingetheilt hat, hätte eine besondere, eine ganze Lieferung füllende Abhandlung bilden mögen, insbesondere der dritte (Krankheiten, welche durch andere Pflanzen beziehungsweise parasitische Pilze hervorgebracht werden), welcher in Anbetracht des vorhandenen überreichen Materials nur eine kurze systematisch geordnete Uebersicht der betreffenden Erscheinungen genannt werden kann, indem mit Ausnahme einiger der bekanntesten und wichtigsten parasitischen Krankheiten landwirthschaftlicher Culturgewächse (z. B. der Kartoffelkrankheit) die meisten jener Krankheiten nur sehr kurz besprochen worden sind. So ist z. B. der Lärchenkrebs, welcher schon eine umfangreiche Literatur veranlaßt hat, indem er unstreitig eine der wichtigsten Krankheiten der forstlichen Culturpflanzen bildet, auf S. 484 bloß mit dreizehn Zeilen abgethan, wobei bemerkt werden mag, daß diese Krankheit nicht durch Peziza calycina Schum., sondern, wie Rob. Hartig nachgewiesen hat, durch einen bisher unbekannten Becherpilz (Peziza Willkommii) veranlaßt wird. Ueber die interessante Entwickelungsgeschichte dieses wie vieler anderer parasitischer Pilze ist, offenbar aus Raummangel, gar nichts mitgetheilt. — In der Einleitung entwickelt der Verfasser den Begriff der Pflanzenkrankheit und stellt den Umfang und die Aufgabe der Phytopathologie fest. Da er auch alle abnormen Bildungsabweichungen (z. B. Monstrositäten) als pathologische Zustände betrachtet, so war er genöthigt, auch die gesammte Teratologie mit in das Bereich der Pathologie zu ziehen, wodurch natürlich deren Umfang noch beträchtlich vergrößert wird. Es wäre vielleicht zweckmäßiger gewesen, der Lehre von den nicht durch Schmarotzerpilze oder Thiere bedingten Bildungsabweichungen eine besondere Abhandlung zu widmen. Die Krankheitserscheinungen selbst hat der Verfasser sehr richtig nach deren Ursachen eingetheilt. Demgemäß werden im ersten Abschnitt die Krankheiten besprochen, denen Wirkungen mechanischer Einflüsse zu Grunde liegen, und zwar im ersten Capitel die Wirkungen des Raummangels, im zweiten diejenigen der Wunden. Raummangel kann nur teratologische Erscheinungen veranlassen (z. B. Plattwerden der Wurzeln in Felsspalten). Den Verwundungen und ihren Folgen hat der Verfasser zwar einen verhältnißmäßig großen Raum eingeräumt (71 Seiten), dennoch konnten manche Erscheinungen, wie z. B. die so mannigfaltigen und interessanten Insectenbeschädigungen und deren Folgen nur sehr fragmentarisch behandelt werden. Außer den eigentlichen Verwundungen werden auch die bisweilen als Begleiterinnen von Wunden auftretenden abnormen Secretionen (Harz- und Gummifluß, Mannafluß) und die Maserbildung besprochen, sowie die Heilung durch Wundkork, Callusbildung und Ueberwallung, endlich auch die infolge von Verwundungen häufig vorkommenden Zersetzungserscheinungen, wobei die Roth- und Weißfäule des Kernholzes lebender Bäume, soweit diese durch äußere Verwundungen bedingt wird, eine Berücksichtigung findet. Dabei macht der Verfasser auf eine eigenthümliche, bei Birken-, Buchen- und Eichenholz sehr selten vorkommende, von der Wissenschaft bisher noch ganz unbeachtet gebliebene Fäulnißform aufmerksam, bei der sich das Holz grün färbt, weshalb er sie Grünfäule nennt. Schließlich wird noch der sogenannte Baumkrebs kurz erörtert, da diese noch keineswegs genügend erforschte Krankheit häufig durch Verletzungen (z. B. durch die Blutlaus) veranlaßt zu werden scheint. Daß beim Krebs auch parasitische Pilze spielen, ja manche Formen desselben (z. B. der Tannenkrebs) lediglich durch solche herbeigeführt werden, ist bekanntlich durch de Bary und Rob. Hartig nachgewiesen worden. Der zweite Abschnitt um-

faßt die Krankheiten, welche durch Einflüsse der anorganischen Natur hervorgebracht werden. Im ersten Capitel (Wirkungen des Lichtes beziehungsweise Lichtmangels) werden die Erscheinungen des Vergeilens, des Erstickens durch Verdämmung, des Lagerns des Getreides u. a. besprochen, im zweiten Capitel (Wirkungen der Temperatur) zunächst die schädlichen Einflüsse zu großer Wärme und Trockenheit, dabei auch die Sonnenrisse der Obstbäume (den „Sonnenbrand" in Wäldern hat der Verfasser übersehen), sodann die mannigfachen Wirkungen des Frostes, dabei auch die Veränderungen, welche Pflanzentheile beim Gefrieren und Aufthauen erleiden, die Empfindlichkeit der Pflanzen gegen Frost u. s. w., endlich auch die Störung des Lebensprocesses infolge der Ueberschreitung der Temperaturgrenzen in Bezug auf Wachsthum, Wurzelthätigkeit und Ergrünung des Chlorophylls. Im dritten Capitel (Beschaffenheit des Mediums) finden wir die nachtheiligen Wirkungen abgehandelt, welche ein unpassendes Medium, ungenügende Durchlüftung des Bodens, zu großer Reichthum desselben an Feuchtigkeit und Nährstoffen, Trockenheit oder ein unpassendes Mischungsverhältniß der Nährstoffe des Bodens, ferner die Bestandtheile der Luft (Mangel oder Ueberfluß an Sauerstoff oder Kohlensäure), endlich Gifte (schwefelige Säure, Hütten- und Steinkohlenrauch u. a. m.) auf die Pflanzen ausüben können. Unter der Rubrik: Folgen des Reichthums des Bodens an Nährstoffen u. s. w. sind die meisten teratologischen Erscheinungen (Riesenwuchs, Wasserreiser, Kropf-, Pelorienbildung, Verlaubung, Verbänderung, Blüthenfüllung, Durchwachsungen von Blüthen und Früchten, Lebendiggebären u. a. m.) besprochen. Der dritte Abschnitt handelt, wie schon erwähnt, von den durch andere (parasitische) Pflanzen erzeugten Krankheiten. Die Pilzkrankheiten sind naturgemäß nach der systematischen Reihenfolge der betreffenden Pilzfamilien eingetheilt. Den Schluß des Abschnittes bildet eine mit Recht ganz kurz gehaltene Besprechung der in Europa vorkommenden phanerogamen Schmarotzer (Mistel, Flachsseide u. a.). Der vierte Abschnitt ist den durch Thiere hervorgebrachten Krankheiten gewidmet. Derselbe zerfällt in zwei Capitel von sehr ungleichem Umfange, indem im ersten diejenigen Parasiten, welche eine auszehrende Wirkung auf ihre Nährpflanze ausüben (viele Pflanzenläuse) auf nur einer Seite, im zweiten auf 38 Seiten die gallenerzeugenden Schmarotzer abgehandelt werden. Letztere sind allerdings die weitaus interessanteren, indessen hätte den Parasiten der ersten Kategorie doch etwas mehr Platz eingeräumt, namentlich auch die Wirkung des animalischen Mehl- und Honigthaues auf die davon befallenen Pflanzen erörtert werden sollen. Im zweiten Capitel finden wir zwar die Gallenbildungen, zu denen der Verfasser auch die erst in neuester Zeit richtig erkannten, nämlich durch mikroskopische Milben erzeugten Haargebilde rechnet, welche lange Zeit für eine Pilzbildung gegolten haben und als solche unter dem Namen Erineum beschrieben worden sind, eingehend geschildert und durch zahlreiche gute Abbildungen illustrirt, nirgends aber die Thiere beschrieben, welche die Gallen erzeugen. Eine Beschreibung derselben, die viel Raum in Anspruch genommen haben würde, wäre auch nicht nöthig gewesen; wohl aber hätte bei jedem der beigefügten Gallenabbildungen das betreffende Thier daneben abgebildet werden können. Selbstverständlich ist auch die in neuester Zeit so verheerend aufgetretene Reblaus berücksichtigt.

Wir haben den Inhalt der Frank'schen Abhandlung deshalb ausführlich mitgetheilt, um deren große Reichhaltigkeit, aus welcher zugleich der schon erwähnte gewaltige Umfang der Phytopathologie ersichtlich wird, gebührend hervorzuheben. Wenn auch diese Abtheilung aus den schon angeführten Gründen sich weniger als die vorhergehenden Abhandlungen zu einer anziehenden Lectüre eignet, so bildet sie dafür ein fast vollständiges Repertorium über das gesammte Gebiet der Pflanzenkrankheitslehre, in welchem der Fachmann wie der Laie in der Regel die gewünschte Auskunft finden wird, da der Verfasser die einschlägige Literatur auf das gewissenhafteste berücksichtigt, auch die Quellen, aus denen er geschöpft, überall angegeben hat. — Die Besprechung der vom Herrn Prof. Dr. O. Drude in Dresden verfaßten Abhandlung über die Morphologie der Phanerogamen wollen wir, da von ihr nur der Anfang vorliegt, bis nach ihrer Vollendung verschieben.

Prof. Dr. M. Willkomm.

---

# Philosophische Werke.

Das letzte Jahrzehnt hat mehr hervorragende Arbeiten über die Intelligenz der Menschen in Deutschland gebracht als mehrere Decennien vorher. In der Regel pflegen solche Werke unter dem Titel der „Logik" die Formen des menschlichen Denkens und die Art, wie dasselbe seine Aufgaben verwirklicht, zu entwickeln. Faßt man die verschiedenen Richtungen ins Auge, deren Vertheidigung diese Schriften gewidmet sind, so knüpfen zwei sehr bedeutende,

ja meisterhafte Arbeiten an den Zusammenhang der bisherigen Entwickelung des deutschen Denkens an; sie versuchen von diesem Standpunkte aus insbesondere die immer mehr in den Vordergrund tretenden Probleme der Methodenlehre zu lösen.

Das erste dieser Werke ist schon früher von uns den Lesern empfohlen worden: **Logik.** Von Hermann Lotze. Drei Bücher vom Denken, vom Untersuchen und vom Erkennen. (Leipzig, Verlag von S. Hirzel.) Das Werk ist eine Ausarbeitung desjenigen Standpunktes, welcher in einer der ersten Schriften des berühmten Verfassers, seiner „Logik", dargelegt war; nunmehr werden die Grundgedanken derselben in den großen Zusammenhang einer umfassenden Darstellung seines Systems als Grundlage eingeordnet. Es ist das dritte Mal, daß Lotze die Hauptprobleme der Philosophie zur Darstellung bringt. Das erste Mal geschah es in jenen bedeutenden Einzelarbeiten der Logik, der Metaphysik, der Physiologie der Seele u. a., welchen sich dann neuerdings noch seine „Geschichte der Aesthetik" anschloß, die bekanntlich zugleich seine eigenen genialen ästhetischen Anschauungen entwickelt. Dann hat er in einem für einen großen Leserkreis berechneten und in mehreren Auflagen weit verbreiteten Werke, dem „Mikrokosmus", von dem großen Räthsel der Entwickelungsgeschichte des Menschen aus alle Hauptfragen des menschlichen Denkens in glänzender Form behandelt. Nun endlich hat er in seinem „System der Philosophie" eine mehr schulgemäße und systematische Entwickelung seiner Weltanschauung zu veröffentlichen begonnen, von dem der zweite Band nunmehr vorliegt: **Metaphysik.** Von Hermann Lotze. Drei Bücher der Ontologie, Kosmologie und Psychologie. (Leipzig, Verlag von S. Hirzel.) Dieser Band behandelt in seiner ersten Abtheilung die metaphysischen Probleme, welche Lotze in früher Jugend in seiner Schrift „Metaphysik" zuerst angefaßt hatte und zwar von dem schon damals eingenommenen Standpunkt aus. Aber die besondere Aufmerksamkeit aller wissenschaftlichen Kreise zieht der zweite Theil dieses Bandes auf sich, welcher Lotze's Naturphilosophie zum ersten Male publicirt. Unter den Philosophen dieses Jahrhunderts hat es keinen so tiefen Kenner der Mathematik und der Naturwissenschaften gegeben als ihn, und so waren alle sich für dieselben interessirenden Kreise lange gespannt, seine Ansicht über so viele schwebende Fragen, über den Darwinismus, über die sogenannten metamathematischen Untersuchungen, zu vernehmen. Der sehr kritische Standpunkt, welchen Lotze zum Theil diesen neueren Entdeckungen gegenüber einnimmt, wird geradezu zur theilweise vernichtenden Polemik auf demjenigen Gebiete, welchem die frühesten und am allermeisten eingreifenden Arbeiten gewidmet waren, dem der Physiologie und der physiologischen Psychologie. Eine vernichtende Polemik trifft auch diejenigen neueren Arbeiten, welche den Sitz der einzelnen psychischen Thätigkeit in den Hirntheilen mit unfehlbarer Sicherheit bereits festzustellen den Anspruch erheben. Ueber Darwin's Hypothese urtheilt der Verfasser: „Einstweilen darf sie der großen Fülle höchst merkwürdiger naturgeschichtlicher Thatsachen, welche Darwin's unermüdliche Beobachtungskunst aufgefunden hat, sich ebenso herzlich erfreuen, wie sie mit vollkommenster Geringschätzung über seine anspruchsvollen und verfehlten Theorien hinweggeht." Ueber die Ableitungen des Organischen, wie sie seit Darwin in gewissen naturwissenschaftlichen Kreisen üblich wurden, urtheilt er: „Den weiteren Streit aber wird die Zeit beschwichtigen, so weit er von wissenschaftlichen Bedürfnissen und nicht von dem festen und unüberwindlichen Hasse gegen jeden Gedanken ausgeht, welcher einer Neigung zur Religiosität verdächtigt werden könnte. Jene Hoffnung sehen wir theilweise schon erfüllt; ein Sprüchwort läßt die, die zu viel beten, sich durch den Himmel hindurchbeten, jenseits die Gänse hüten; es ist denen besser gegangen, die in aufrichtigem wissenschaftlichen Interesse anfänglich dem blinden Zufall und dem absichtslosen Stoffe die Erzeugung der organischen Welt glaubten abgewinnen zu müssen; in beiden Principien haben sie allmälig so viel Vernünftigkeit und inneres Bestreben hineindichten müssen, daß nur noch die Caprice des Sprachgebrauchs, Stoff, Mechanismus und Zufall genau das zu nennen, was sonst Geist, Leben und Vorsehung heißt, ihre Rückkehr zu lebhaft bekämpften Ueberzeugungen zu verhindern scheint."

Das andere dieser Werke ist nunmehr zum Abschluß gekommen. Sigwart hatte vor dem Erscheinen desselben einige vortreffliche Untersuchungen aus dem Gebiet der Geschichte der Philosophie veröffentlicht; mit dem jetzt abgeschlossenen Bande tritt er in die erste Reihe der europäischen Logiker. **Logik.** Von Sigwart. 2 Bände. (Tübingen, Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung.)

Das Werk kann am passendsten als eine Lösung derselben Aufgabe, welche auch John Stuart Mill sich stellte, von dem entgegengesetzten deutschen Standpunkte aus betrachtet werden. Gemeinsam ist beiden die vorsichtige Abgrenzung der Logik innerhalb des Zusammenhanges der philosophischen Wissenschaften. Sie soll nicht eine Anweisung geben, das Seiende zu erkennen, sich der objectiven Welt im Erkenntnißacte zu bemächtigen. Es bleibt der Metaphysik überlassen, festzustellen, in welchem Umfang eine solche Aufgabe überhaupt lösbar ist; dieselbe mag die Hypothesen prüfen, durch welche die letzten Voraussetzungen

unseres Denkens mit einander verknüpft werden. Nicht dies ist das Geschäft der Logik. Diese vielmehr begnügt sich damit, die Bedingungen festzustellen, unter denen Wahrheiten allgemein gültig und nothwendig sind, und sie überläßt es alsdann der Metaphysik, die letzten Voraussetzungen, von denen alles planmäßige Denken ausgeht, die Resultate, zu denen es gelangt, in einer einheitlichen Betrachtung zusammenzufassen. Eine solche Betrachtung ist auf den letzten Grund des Verhältnisses gerichtet, welches zwischen den objectiven Gesetzen und Idealen des Denkens und Wollens einerseits und dem objectiven Inhalt der Erkenntniß andererseits obwaltet. Denn die Idee Gottes bildet die Voraussetzung, ohne die überhaupt ein Wissenwollen im eigentlichen und strengen Sinne nicht denkbar ist; die Idee Gottes ist somit die ideale Voraussetzung, ohne welche auch eine Wissenschaft endlicher Thatsachen an keinem Punkte abgeschlossen werden kann.

Hier ist der Punkt, an welchem diese Theorie sich von der Kant's fundamental unterscheidet. Kant glaubt eine Wissenschaft der Erscheinungen statuiren zu können, und ihm scheint alsdann nur aus dem unerfüllbaren Bedürfniß nach Totalität der Welterkenntniß die metaphysische Ueberzeugung zu entspringen. Aber mißachtet er nicht hierbei eben die Thatsache des Wissenwollens, das Bedürfniß, von dem Werth dieser Erkenntniß, von Erscheinungen eine bestimmte Vorstellung sich zu bilden? Diese Thatsache ist nicht minder mächtig als die des sittlichen Gesetzes, das wir in uns finden, und beide weisen auf denselben Abschluß unserer Weltansicht in der Idee Gottes hin. Diese Idee ist somit eine Forderung, die wir an die Begreiflichkeit der uns gegebenen Data stellen; sie hat daher dieselbe Evidenz als jeder Versuch, in anderer Richtung Data begreiflich zu machen, als der ganze Aufbau eines Reiches von Kräften und Substanzen, vermöge dessen wir das Zerstreute zur Einheit zusammenfassen. Natürlich ein Beweis in streng logischem Sinne ist hier so wenig als dort möglich; Realität außer uns kann überhaupt, wie schon Hume gezeigt hat, niemals bewiesen werden. Solche Realität von irgendwelchen Kräften oder Substanzen oder einer letzten Einheit ist für uns nur eine wohlbegründete Ueberzeugung, und ihre Grundlage liegt in der so hergestellten Uebereinstimmung unserer Gedanken, in der so eintretenden Erfüllung der Forderungen, die wir an die Begreiflichkeit des Gegebenen stellen.

Eine solche abschließende Weltansicht ist aber nur möglich, wo das letzte Problem, das tiefste aller Philosophie, das Verhältniß von Nothwendigkeit und Freiheit, die Bedingungen seiner Lösbarkeit vorfindet. Nothwendigkeit ist das Element unseres Denkens; Freiheit ist das Postulat unseres Wollens. Dächte man sich unser Denken isolirt, so würde es in einem Reiche der Nothwendigkeit sein Ideal finden; aus einem Grunde mit logischer Unfehlbarkeit die Besonderungen des Seienden und die Reihe seiner Entwickelungen zu deduciren, das wäre das ihm vorschwebende höchste Ziel; und so entstände eine Metaphysik, die in einer Formel Gott und Welt so befaßte, daß alles Wirkliche nun darstellte, was von Einigkeit in dem Sein des letzten Grundes gesagt war. Aber in unserem Wollen finden wir ein Sollen, Ideale, die erst durch freies Thun zur Verwirklichung zu gelangen bestimmt sind, und das Wahre selbst findet sich unter diesen Idealen unseres Wollens, ja dieses Ideal ist die treibende Kraft in unserer Erkenntniß. So würde die Logik die Wurzel selbst ausreißen, aus der sie erwächst, wenn sie die Selbständigkeit des Wollens aufheben würde. Sonach können die Grundsätze der Erkenntniß nicht als Axiome, sondern sie müssen als Postulate aufgefaßt werden. Wären sie Axiome, so würde durch sie die Freiheit ausgeschlossen sein. Ihr Charakter als bloßer Postulate bezeichnet die Grenzen für das Ideal der Erkenntniß, das auf Nothwendigkeit gerichtet ist.

Im Zusammenhang dieser Weltansicht baut also Sigwart seine Logik auf. Aber er behandelt sie methodisch nicht als ein auf solchen Voraussetzungen Beruhendes, sondern durch eine außerordentlich nüchterne und scharfsinnige Analyse gewinnt er die Hauptsätze, durch welche die Logik in diese Stellung zur Metaphysik tritt. Er geht daher, wie schon erwähnt, nur von der Anforderung unseres Denkens, allgemein gültige und nothwendige Sätze hervorzubringen, aus und entwickelt von dieser Anforderung aus sein Werk.

Gemäß dieser rein analytischen Methode untersucht er zunächst das Wesen der Function, für welche die Regeln gesucht werden. Diese Function, der lebendige Denkact in seiner einfachsten Gestalt, ist das Urtheil. Die Analyse des Urtheils durch Sigwart ist durchaus selbständig und eine bedeutende Leistung. Sie zeigt evident, daß ein Begriff wie der des allgemeinen Urtheils durchaus reformirt werden müsse, da in ihm mehreres ganz Verschiedene zusammengeworfen ist, daß Wirklichkeits- und Nothwendigkeitsurtheile nicht aus einander gehalten werden können, daß das verneinende Urtheil auf ein bejahendes sich beziehe u. s. w.

Ein zweiter Abschnitt untersucht die Bedingungen und Gesetze des normalen Vollzugs dieser Urtheilsfunction. Sehr sachgemäß ordnet so dieser Abschnitt die Lehre vom Begriff und die vom Schluß der vom Urtheil unter. Und hier tritt nun auch der mit der allgemeinen Weltansicht die Logik verbindende Grundgedanke

schon deutlicher hervor. Aus der Analyse des Urtheils ließen sich bereits die Functionsgesetze des Denkens ableiten. Der Satz vom Grund und der Folge ist so gut ein solches Functionsgesetz unseres Denkens als der Satz von der Uebereinstimmung, vom Widerspruch, vom ausgeschlossenen Dritten. Aber diese Axiome wollen nicht ein Urtheil begründen, daß dieses oder jenes Einzelne sei. Aus der Nothwendigkeit unseres Vorstellens, welche die Functionsgesetze unseres Denkens aussprechen, folgt nicht die Nothwendigkeit realer Thatsachen und ihrer Verhältnisse. Es giebt keine Axiome, aus denen die Existenz oder die Verhältnisse von realen Thatsachen folgten. Vielmehr ist das Dasein einer äußeren, für Alle selbigen Welt ein Postulat unseres Wissens- und Erkenntnißtriebes, und nun werden durch die Natur unserer Wahrnehmungen gewisse allgemeine Voraussetzungen gefordert, um ihre Beziehung auf ein Seiendes außer uns möglich zu machen. Der Leitfaden bei der Auffindung dieser Voraussetzungen liegt in dem Princip: es ist unmöglich, daß dasselbe zugleich sei und nicht sei. Denn würde die Möglichkeit vorausgesetzt, daß das Seiende den Widerspruch vertragen könne, während nur unser Denken den Widerspruch ausschließe, alsdann wäre damit jedes Streben vernichtet, dasselbe zu erkennen. Die Voraussetzungen, unter denen wir das Seiende aufzufassen versuchen, unterliegen nun in der Geschichte der Wissenschaften einer beständigen Berichtigung und Umbildung. Liegt doch ihre Evidenz nur darin, daß sie die Erfahrungen in Zusammenhang bringen, und so wird die Erfahrung sie entwickeln, bestätigen, berichtigen oder aufheben. In diesem Zusammenhang hat sich auch das Postulat befestigt, daß das Seiende nach allgemeingültigen Gesetzen bestimmt sei.

Die Anforderungen an das Denken, daß es nothwendig und allgemein sei, hatten also in diesem zweiten Theile dazu geführt, die beiden Normen zu entwickeln, welchen das Urtheil genügen muß. Die Elemente des Urtheils müssen durchgängig bestimmt, d. h. begrifflich fixirt sein, und der Urtheilsact muß auf nothwendige Weise aus seinen Voraussetzungen hervorgehen. Sonach entwickelte dieser zweite Theil die Lehre von den Begriffen und Schlüssen.

Der dritte und am meisten umfangreiche Theil dieser Logik leitet nunmehr aus dem Entwickelten die Regeln des Verfahrens ab, durch welches von dem unvollkommenen Zustande des natürlichen Denkens aus der Zustand vollendeten Denkens erreicht wird. Er handelt von den Methoden, zu richtigen Begriffen und brauchbaren Voraussetzungen von Urtheilen und Schlüssen zu gelangen. Seinen Mittelpunkt bildet die Theorie der Induction als des Verfahrens, aus einzelnen Wahrnehmungen allgemeine Begriffe und Sätze zu gewinnen.

Dieser Wille der Erkenntniß vollzieht sich als Erkenntniß der Welt, wie sie in der Wahrnehmung gegeben ist, in einem nach Raum und Zeit vollständigen Weltbild, in einer Classification des so in der Anschauung Gegebenen und in der Aufstellung des in ihm herrschenden Causalzusammenhangs. Als Besinnung auf die letzten Ziele unseres Wollens vollendet er sich in der Aufstellung eines höchsten Zwecks, der alle einzelnen Handlungen in sich befaßt, und der Einsicht, daß derselbe unbedingt gewollt werden soll. Man bemerkt wohl, daß ein solches Ziel der Erkenntniß Voraussetzungen in sich schließt, die also schließlich als Postulate unseres Denkenwollens sich darstellen. Wir setzen voraus, daß unsere gegebenen Wahrnehmungen sich den Formen unseres Denkens einfügen, und wir setzen andererseits voraus, daß unser wirkliches Thun sich einem einheitlichen Zwecke unterordnen lasse.

Unter diesen Bedingungen also steht die Methodenlehre; mit diesen Postulaten oder Voraussetzungen arbeitet sie. Für die Erreichung ihres Zieles klar und begrifflich bestimmter und allgemeingültiger Wahrheiten muß sie zuerst eine Analyse von all' unseren Vorstellungen in ihre einfachsten Elemente vollziehen. Ein erheblicher Theil des zweiten Bandes ist dieser Absicht gewidmet und die Analyse der Raum-, der Zeitvorstellungen u. a. meisterhaft. Nun gilt es, die Grenzen zu bestimmen, innerhalb deren eine von festen Regeln bestimmte Synthese dieser Elemente möglich ist, und die Regeln dieser Synthese aufzustellen. Auf dieser Grundlage werden dann sowohl die Methoden logisch vollkommen strenger Urtheilsbildung, die Methoden der Deduction, als diejenigen einer freieren Beziehung des empirisch Gegebenen auf allgemeinen Principien, der Induction und schließlich die Theorie der Classification behandelt. In diesen Abschnitten tritt der volle Gegensatz des vorliegenden Werkes zu der Logik von John Stuart Mill hervor.

Wir haben dieses Werk ausführlich charakterisirt, weil wir von der Annahme ausgehen, daß dasselbe bestimmt sein wird, in Deutschland den empiristischen logischen Werken gegenüber ein andauerndes Gegengewicht zu bilden. Nicht selten daher werden wahrscheinlich viele Leser dieser Zeitschrift dies Werk erwähnen und Berufung auf dasselbe einlegen hören.

Diesen Standpunkt der empiristischen Logik vertritt in Deutschland nunmehr in gründlicher Weise, und zwar in einer eigenthümlichen Vermittelung mit einigen Ergebnissen Kant's, das in einem ersten Bande uns vorliegende Werk: **Logik.** Von Wilhelm Wundt. Bd. I. (Stuttgart, F. Enke.) Ein sofort in die Augen fallendes Verdienst des Werkes ist, daß

es die logischen Arbeiten von Jevons und Boole in England gründlich benutzt und in ihren Ergebnissen aufgenommen hat. Schon diese Thatsache wird viele Leser dem Werke zuführen, denn es sind sauber abgesonderte Einzelcapitel, welche diese Behandlung der Logik dem deutschen Publikum zugänglich machen. Inzwischen nicht minder wichtig ist, daß der bedeutende Verfasser der „Physiologischen Psychologie“ den ihm eigenen Standpunkt in der Vertheidigung und Begründung des Empirismus nun auch auf dem logischen Gebiete durchzuführen unternimmt. So lebhaft als möglich weisen wir auf das bedeutende Werk hin. Es ist demselben besonders zu Gute gekommen, daß die Thatsachen und Methoden der Naturwissenschaften dem Verfasser ebenso nahe liegen als die der Philosophie. Seine Schreibart ist vortrefflich, die elegante Klarheit derselben gestattet auch, schwierigen Untersuchungen ohne Anstrengung zu folgen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird dies Werk für den Standpunkt, welchen Wundt vertritt, in Deutschland das Hauptwerk werden, und es wird vor Allem von der Durchführung der Methodenlehre im zweiten Bande abhängen, ob es demselben gelingen wird, in Bezug auf diesen Standpunkt Mill's bekanntes Werk zu ersetzen. Wenn wir uns auf diese Mittheilung beschränken, so ist dies darin begründet, daß erst der zweite Band gestatten wird, darüber zu urtheilen, wie weit das in diesem ersten Entwickelte zureiche, allen Thatsachen der Intelligenz gerecht zu werden.

---

## Zur Literaturgeschichte.

Einen interessanten Beitrag zur Geschichte der chinesischen Literatur empfangen wir in: **Schi-king.** Das kanonische Liederbuch der Chinesen. Von Victor v. Strauß. (Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.) Das vorliegende Werk nimmt in der altchinesischen Poesie die erste Stelle ein, denn die Chinesen haben kein Epos hervorgebracht, da ihr Gottesbewußtsein die eine gestaltlose Macht des höchsten Herrn jederzeit hinaushob über das menschliche Leben: keine Göttersöhne, keine mythologische Zeit finden wir bei ihnen. Wo aber das nationale Epos fehlt, kann sich auch kein Drama anschließen. Die ältesten Lieder, die in dieser Sammlung vereinigt sind, treten daher in den Mittelpunkt der altchinesischen Literatur. Sie sind zusammengestellt etwa um 483 vor Christo. Wir besitzen bereits mehrere Uebertragungen in europäische Sprachen, jedoch zeichnet sich die vorliegende, welche zuerst in deutschem Gewande dieses Liederbuch erscheinen läßt, selbst vor der bekannten englischen durch eine sich an das Werk anschließende Genauigkeit aus.

Wir haben früher bereits auf eine Geschichte der französischen Literatur aufmerksam gemacht, deren zweiter Band jetzt vorliegt: **Geschichte der französischen Literatur im siebzehnten Jahrhundert.** Von Ferdinand Lotheissen. (Wien, Verlag von Carl Gerold's Sohn.) Das Buch hat die Literatur unter dem Einfluß der aristokratischen Gesellschaft zu seinem Gegenstande und umfaßt die Zeit von 1636 bis 1653. Den Mittelpunkt dieses Bandes bildet Corneille, und man wird mit lebhaftem Interesse den Nachweis lesen, daß er der Dichter der Aristokratie und ihrer Epoche war: es ist die Zeit der Fronde und der Kämpfe, die sich an ihren Namen knüpfen, welche in ihm zu Worte gelangt. Daher erklärt sich auch, daß nach der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts die unumschränkte Monarchie sich erhob und damit der Geschmack sich änderte, Corneille aber im Gegensatz zu neu aufkommenden Richtungen zurücktrat. Der philosophische Vertreter dieser großen Zeit ist Descartes. Jedoch tritt sein System und dessen Bedeutung über das Zeitalter hinaus, und sein Einfluß ist in beständigem Wachsen geblieben während des siebzehnten Jahrhunderts. Lotheissen hebt mit Recht hervor, daß dies auch in Bezug auf seine Form gelte. Man kann sagen, daß erst Descartes die classische Prosa der Franzosen geschaffen hat. Das ganze Jahrhundert hindurch hat sie den Charakter behalten, den ihr Descartes gegeben hat.

Von Neudrucken deutscher Dichter sind wieder mehrere Bände erschienen: **Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts.** Herausgeg. von Carl Gödeke und Julius Tittmann. Dreizehnter Band: „Die Schauspiele der englischen Komödianten in Deutschland“ (Leipzig, F. A. Brockhaus) und „Die drei ärgsten Erznarren in der ganzen Welt. Roman von Christian Weise. Abdruck der Ausgabe von 1673.“ (Halle a. S., Max Niemeyer.) Man kennt die Bedeutung, welche das Erscheinen der Dramen Shakespeare's auf deutschem Boden für unsere Literatur hatte. Daher ist der Abdruck der Sammlung englischer Komödien und Tragödien von 1620 sehr dankenswerth. Der Roman von Christian Weise ist eines der besten Prosawerke des siebzehnten Jahrhunderts; ist er auch mehr eine Zusammenstellung einzelner Scenen des Lebens als ein Roman in unserem Sinne, so ist er doch hierdurch als Sittenschilderung nur um so interessanter. Er tritt in ausdrücklichen Gegensatz zu dem drei Jahre vorher erschienenen „Simplicissimus“.

Eine gute monographische Würdigung enthält ein Buch: **Albrecht v. Haller und seine Bedeutung für die deutsche Literatur.** Von Adolf Frey. (Leipzig, Verlag von H. Hässel.) Den Mittelpunkt bildet die vortreffliche Analyse der dichterischen Thätigkeit Haller's. Welche Anlage den großen Gelehrten zum Dichter befähigte, spricht er selbst in folgenden Worten aus: „Was bleibt mir dagegen? Nichts als die Empfindlichkeit! Dieses starke Gefühl, das eine Folge von Temperament ist, nahm die Eindrücke der Liebe, der Bewunderung und am meisten noch der Erkenntlichkeit mit vieler Lebhaftigkeit an, dabei mir die Ausdrücke der Empfindungen sehr theuer zu stehen kommen. Noch jetzt brechen mir Thränen beim Lesen einer großmüthigen That aus; und was habe ich nicht gelitten, da das Schicksal in den allerhülflosesten Umständen eine junge und geliebte Gemahlin mir von der Seite riß. Diese Empfindlichkeit, wie man sie zu nennen anfängt, gab freilich meinen Gedichten einen eigenen schwermüthigen Ton und einen Ernst, der sich von Hagedorn's Munterkeit unendlich unterscheidete." Ausführlich wird auch die Stellung Haller's zu den ihn anregenden und bestimmenden Dichtern entwickelt und ansprechend gewürdigt.

**Ansichten über Aesthetik und Literatur von Wilhelm v. Humboldt.** Seine Briefe an Gottfried Körner. Von F. Jonas. (Berlin, Verlag von L. Schleiermacher.) Diese Briefe gewähren einen tiefen Einblick in die Entstehung der wissenschaftlichen Weltanschauung von Humboldt, zugleich aber treten hier wieder schöne Beiträge zur Kenntniß Schiller's auf. So bemerkt Humboldt über ihn sehr tief: „Das Letzte, worauf sich Alles zurückführen und woraus sich Alles erklären läßt, könnte man vielleicht die Alleinherrschaft des Geistes, der inneren Kraft nennen, die ihn sowohl gegen die äußeren Einwirkungen des Zeitalters, die Umstände u. s. w. als gegen die inneren der Sinnlichkeit, der bloßen Empfänglichkeit, des bloßen pathologischen Charakters frei bewahrt und selbst in der Art, wie die Natur auf ihn einwirkt, ein selbstbestimmtes eigenes Verhältniß festsetzt." Endlich findet man in dieser Schrift gewichtige Beiträge zu der Kenntniß jener ästhetischen Debatten, welche zwischen Körner, Humboldt, Schiller und Goethe geführt wurden.

**Zierden der englischen Literatur.** Erstes Bändchen enthält: „Oliver Goldsmith von William Black. Frei bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Leopold Katscher"; zweites Bändchen: „Daniel Defoe, der Verfasser von Robinson Crusoe, von William Minto"; und endlich der dritte Band: „William M. Thackeray von Anthony Trollope." (Leipzig, Ed. Wartig's Verlag.) Das Leben von Thackeray ist bisher wenig bekannt, und so werden die Mittheilungen dieser Schrift über einen der größten Menschenkenner aller Zeiten mit sehr lebhaftem Interesse entgegengenommen werden. Die beiden anderen Schriftsteller bieten in Bezug auf ihren Charakter ein Interesse sehr entgegengesetzter Natur. Es giebt keinen Fall von sorgloserer Gutmüthigkeit und Kindlichkeit des Charakters, als ihn das Leben des Verfassers des „Landpredigers" darbietet: die rührende Kindlichkeit, durch welche der Held jenes Romanes so anziehend, ist auch der Grundzug seines Dichters. Und es giebt kaum einen Fall von solcher Verschlagenheit, so complicirter List und Verlogenheit bei einem hervorragenden Schriftsteller, als ihn das Leben von Defoe darbietet, welches schließlich mit jener immer noch nicht aufgeklärten Flucht aus allen seinen Verhältnissen in tiefe Verborgenheit endigt, in der er gestorben ist.

---

# Literarische Notizen.

**Nachklänge.** Ausgewählte Schriften von Karl v. Gebler. (Breslau, S. Schottlaender.) Zwei Bändchen. Es ist der literarische Nachlaß eines in der Blüthe seiner Jahre gestorbenen vielversprechenden, ja bereits durch ein anerkannt gediegenes Werk: „Galileo Galilei und die römische Curie", als tüchtiger Forscher bewährten jungen Gelehrten, den hier der tiefbetrübte Vater als ein geistiges Denkmal des geliebten Sohnes veröffentlicht. Karl v. Gebler, 1850 zu Wien geboren, Sohn eines k. k. Feldmarschallieutenants, anfänglich selbst Militär, dann infolge eines Lungenleidens, das er sich durch einen nächtlichen Ritt während des Winters im Dienst zugezogen, genöthigt, diesen Beruf aufzugeben und, von den zärtlichen Eltern begleitet, in einem wärmeren Klima dauernd sich aufzuhalten, warf sich auf Geschichtsstudien, gerieth dabei speciell auf Forschungen über Galilei's Leben und Proceß, widmete sich diesen mit größtem Erfolg, aber auch mit einem so glühenden Eifer, daß er dadurch sein Brustleiden aufs äußerste verschlimmerte und, kaum mehr als achtundzwanzig Jahre alt, zum nicht geringen Theil ein Opfer seiner wissenschaftlichen Begeisterung, starb. Von seiner Specialität, den Galileistudien, sind auch in diese Sammlung einige werthvolle Abfälle übergegangen, ein Aufsatz: „Ist Galilei gefoltert worden?" (Gebler verneint dies) und ein zweiter: „Auf den Spuren Galilei's", der

sich vorzugsweise mit den Localitäten beschäftigt, wo Galilei geweilt hat. Andere hier mitgetheilte Aufsätze behandeln den italienischen Dichter Alessandro Manzoni, die Jungfrau von Orleans, Karl XII. von Schweden, den Tiroler Aufstand von 1809. Ferner hat der Verstorbene sich der Mühe unterzogen, die vielen „historischen Citate“ (z. B. das vae victis, alea jacta est, tout est perdu sauf l'honneur u. s. w.) auf ihre wirkliche geschichtliche Wahrheit zu prüfen, wobei denn die meisten vor diesem strengen Tribunal sich nicht stichhaltig erweisen. Auch eine Art Novelle von düsterer Färbung: „Im Kerker“, wird mitgetheilt; endlich eine Arbeit von fremder Hand (von Gebler wohl nur übersetzt): „Das Glück im Kriege“, eine von einem französischen Militär in der Akademie der Wissenschaften vorgetragene Denkschrift. Das Bedeutendste in diesem ganzen Nachlaß sind unstreitig die beiden Aufsätze über Galilei.

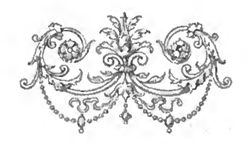
**Die Moralischen Wochenschriften des achtzehnten Jahrhunderts.** Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte von Dr. Ernst Milberg. (Meißen, Louis Mosche.) Die zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts nach dem Vorgange der Engländer entstandenen „Moralischen Wochenschriften“ sind von der deutschen Literaturgeschichte lange Zeit ziemlich wegwerfend behandelt, wo nicht ganz ignorirt worden. Erst einige der neuesten Literatur- und Culturgeschichtschreiber, besonders Hettner in seiner „Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts“ und Biedermann in seinem „Deutschland im achtzehnten Jahrhundert“ haben anerkannt, daß diese Moralischen Wochenschriften einen nicht geringen, wenn auch nicht gerade literarischen, so doch allgemein culturellen Werth hatten durch den Einfluß, den sie auf die Verbesserung der sittlichen und geselligen Zustände, zum Theil auch des Geschmacks der Deutschen übten. Der Verfasser obengenannter Broschüre hat nun eben diese Wirksamkeit der Moralischen Wochenschriften zum Gegenstande einer eingehenden monographischen Darstellung und Kritik gemacht. Auf der königl. Bibliothek zu Dresden fand er eine reiche Sammlung solcher Wochenschriften vor. Er theilt die ganze, überaus große Masse derselben in zwei Hauptgruppen, wovon die erste („Patriot“, „Discurse der Maler“, „Vernünftige Tadlerinnen“) diesen Literaturzweig in einem gewissen frischen Anlauf und Aufschwung, wenn auch immer in einer kaum verhehlten Abhängigkeit von den englischen Mustern (Spectator u. s. w.) vertritt, die andere dagegen den Verfall dieser Gattung, ihr Sichverlieren in die Breite documentirt. Es werden sodann die hauptsächlichsten Richtungen, in denen die Moralischen Wochenschriften auf den Geist des Volkes zu wirken suchten und auch, wie nachgewiesen wird, vielfach nützlich wirkten, einzeln durchgegangen: ihre Bestrebungen für Verbesserung der Erziehung, des Familienlebens, der Geselligkeit u. s. w. Das Schriftchen ist ein ganz schätzbarer Beitrag zur Literatur- und Culturgeschichte jener Zeit.

* * *

**Vom Gestade der Cyklopen und Sirenen.** Reisebriefe von W. Roßmann. Zweite Auflage. (Leipzig, Wilhelm Grunow.) Das Buch eines gründlichen Kenners der alten Schriftsteller und der alten Kunst, welches Niemand ungelesen lassen darf, der Süditalien aufsucht.

**Reisebriefe eines Diplomaten.** Von Charikles. (Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung.) Diese Briefe enthalten sehr gute Darstellungen orientalischer Verhältnisse, zu denen der Verfasser nicht bloß durch flüchtigen Besuch, sondern durch langen Aufenthalt in bedeutender diplomatischer Stellung befähigt war.

**Beobachtung der Sterne sonst und jetzt.** Von Norman Lockyer. Uebersetzt von G. Siebert. (Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn.) Ein außerordentlich unterrichtendes Buch, das, unterstützt von Abbildungen, ein anschauliches Bild der bedeutenden Hülfsmittel giebt, denen die Astronomie einen Theil ihrer großen Erfolge verdankt.



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Gustav Karpeles.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.
Nachdruck wird strafgerichtlich verfolgt. — Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten.



MERCANTILE LIBRARY NEW-YORK

# Der Herr Etatsrath.

Von

**Theodor Storm.**

Wir hatten über Personen und Zustände gesprochen, wie sie zur Zeit meiner Jugend in unserer Vaterstadt gewesen waren, und zuletzt auch einer eigenthümlichen und derzeit nicht eben in bester Weise viel besprochenen Persönlichkeit Erwähnung gethan.

„Sie müssen die Bestie ja noch in Person gekannt haben?" wandte sich ein etwas derber junger Freund zu mir. „Ich habe nur so von fern darüber reden hören."

„Wenn Sie," erwiderte ich, „mit diesem Worte den ‚Herrn Etatsrath' bezeichnen wollen, so habe ich ihn in gewisser Beziehung allerdings gekannt; ihn und auch die Seinen. Uebrigens gehörte er ohne Zweifel zu der Gattung homo sapiens; denn er hatte unbewegliche Ohren und ging, wenn er nicht betrunken war, trotz seiner kurzen Beine aufrecht. Freilich soll eine Nachtwächterfrau, da sie einst im Schummerabend ihm begegnete, mit Zetergeschrei davongelaufen sein, weil sie ihn für einen Tanzbären hielt, den sie Tags vorher auf dem Jahrmarkte gesehen hatte. Und in der That, der dicke braunrothe Kopf mit dem kurz geschorenen Schwarzhaar, welcher unmittelbar aus dem fleischigen Brustkasten herausgewachsen schien, mochte alten Frauen immerhin einen gerechten Schrecken einjagen.

Bei uns Jungen war die Wirkung freilich eine andere. Mir ist noch wohl erinnerlich, wie einst an einem Sonntag Vormittage ein armer Bube unter dem Versprechen eines Sechslings bei der etatsräthlichen Gartenplanke von uns angestellt wurde, um uns zu rufen, sobald der mächtige Herr den einzigen Ort betreten hätte, worin er derzeit außer seinem Hause in ganzer Person zu sehen war.

Und bald, auf einen vorsichtig er-

theilten Wink des Jungen, lagen auch wir mit plattgedrückten Nasen an der Planke. „Dat is em! Dat is em!“ ging es flüsternd von dem Einen zum Anderen, als endlich die groteske Gestalt, aus einer riesigen Meerschaumpfeife rauchend, unter dröhnendem Räuspern auf dem Gartensteige dahergewatschelt kam und sich dann in einer offenen Laube in einen kräftig gezimmerten Lehnsessel sinken ließ. Als er den verlorenen Athem wiedergewonnen hatte, blickte er mit einer herablassenden Miene um sich und räusperte sich dann noch einmal, daß es weit über die Nachbargärten hinscholl. Diesmal aber war es unverkennbar ein demonstratives Räuspern: „Ihr kleinen Leute, wisset es alle, der Herr Etatsrath wird jetzt seine Gartenruhe halten!“ Dann suchte er seinen dicken Kopf zwischen den Schultern aufzurichten und rief ein paar Mal hinter einander: „Käfer — Käfer!“

Es war kein Insect, das auf diesen Ruf erschien, sondern ein etwa achtzehnjähriger Bursche, der als Schreiber und Bedienter in einer Person bei ihm beschäftigt wurde. Vom Hause her brachte er erst einen kleinen Tisch, dann einen Schemel, einen Tabakskasten, eine Zeitung und zuletzt auf einem Präsentirbrettchen ein großes Kelchglas, aus dem ein starker Dampf emporstieg. Der Bursche mit seinem zarten, blassen Gesicht und den weichgelockten braunen Haaren sah keineswegs so übel aus; aber die Art, womit er alle diese Dinge schob und rückte und dem Herrn Etatsrath handgerecht zu machen wußte, war von einer so glatten Beflissenheit und doch wiederum so unverkennbar von verstohlenem Trotz begleitet, daß ich schon damals einen mir sehr bewußten Widerwillen gegen diesen Käfer faßte. Mir sind im späteren Leben ähnliche Gesichter begegnet, welche, ohne daß etwas Besonderes von ihnen ausgegangen wäre, meine flache Hand ins Zucken brachten und mir dadurch über meine derzeitigen Gefühle und Wünsche in Betreff jenes schmucken Gesellen zur völligen Klarheit halfen.

Wie lange übrigens damals der Herr Etatsrath in seinem Gartensessel ruhte und wie oft der dampfende Kelch geleert wurde, vermag ich nicht zu sagen; jedenfalls hörten wir noch mehrere Male das: „Käfer — Käfer!“ und sahen den geschmeidigen Burschen mit einer neuen Füllung aus dem Hause kommen.

* * *

Ob der Herr Etatsrath, welcher eine höhere Stelle in dem Wasserbauwesen unseres Landes bekleidete, wirklich mit so viel Verstand und Kenntnissen ausgestattet war, wie man dies von ihm behauptete, oder ob diese Behauptung nur aus einem unwillkürlichen Drange hervorgegangen war sei es, die breiten Schatten dieser Persönlichkeit durch eine Zuthat von Licht zu mildern oder aber dieselben noch etwas kräftiger herauszuarbeiten, darüber vermag ich nicht zu urtheilen. Wenigstens scheint es, daß es ihm an jenem Dritten, wodurch alle anderen geistigen Eigenschaften erst für die thatsächliche Anwendung flüssig werden, ich meine, daß es an Phantasie ihm nicht gebrochen habe; aber wo er sie außerhalb seines Faches anwandte, pflegte sie eben nicht mit Dingen beschäftigt zu sein, welche anderer Menschen Herz erfreuen.

So befand sich in seinem, übrigens mit dem kärglichsten Geräthe ausgestatteten Gartensaale ein sehr hoher Schrank in Gestalt eines Altars, welchen er genau nach eigenen Zeichnungen hatte anfertigen lassen. Am Fußende des schwarzen Kreuzes, welches durch die Thürleisten gebildet wurde, lagen die Symbole des Todes: Schädel und Beinknochen, in

abscheulicher Natürlichkeit aus Bux geschnitten; darunter, so daß sie bequem von einem davorstehenden Stuhle aus gehandhabt werden konnte, sah man eine Glasharmonika, zu deren rechter Seite eine Punschbowle von getriebenem Silber stand.

Wenn die Nachbaren Abends von ihren Höfen oder Gärten aus die Töne der Harmonika vernahmen, und das geschah im Hochsommer mehrmals in der Woche, dann wußten sie schon, daß bis nach Mitternacht auf keinen Schlaf zu rechnen sei; denn der Herr Etatsrath saß an seinem Altare und spielte auf seinem Lieblingsinstrument; aber er spielte nicht nur, er sang auch dazu. Nicht etwa, wie man hätte glauben mögen, Lieder des Todes und der Auferstehung; wer hinten an der Gartenplanke lauschen wollte, konnte Melodie und Worte des „Landesvaters", des „Fürst von Thoren" und anderer alter Studentenlieder deutlich genug erkennen.

Drinnen im Saale, wenn vom Garten aus kein Licht mehr durch die Fenster drang, brannte dann zu jeder Seite des Altars eine Kerze auf hohem Silberleuchter; die mächtige Schale war mit dampfendem Trank gefüllt, und je nach Beendigung eines Liedes, mitunter auch einer Strophe, faßte der Herr Etatsrath sie bei den silbernen Ohren und ließ einen breiten Strom über seine dehnbaren Lippen fließen. Bisweilen, wenn von irgend einem Zuge bewegt, die Kerzen flackerten und die Schatten in den Augenhöhlen des Todtenkopfes spielten, unterbrach er auch wohl seinen Gesang und stierte eine Weile darauf hin. Aber der Anblick des Todes schien für ihn nur das Gewürz zu den Freuden des Lebens; kameradschaftlich, aber doch als müsse er den armen Burschen zur Ruhe verweisen, klopfte er mit dem Harmonikahammer auf die Stirn des Schädels und intonirte dann nur um so dröhnender: „Freude, Göttin edler Herzen" oder wozu sonst der Geist ihn treiben mochte.

Ich habe übrigens, wie ich bemerken muß, diese Dinge nicht aus eigener Wahrnehmung, sondern von dem nächsten Grundnachbar des Herrn Etatsraths, einem alten schnurrenliebenden Rothgießermeister, der im Abenddunkel mitunter durch den Grenzzaun schlüpfte und dann an einem der unverhangenen Saalfenster in stillvergnügter Einsamkeit diesen musikalischen Festen beiwohnte; oft bis nach Mitternacht, um, wie er sagte, das Ende nicht zu versäumen, was bei einer richtigen Komödie ja doch das Beste sein müsse.

Und in der That, dieses Ende ließ bisweilen nichts zu wünschen übrig. Wenn die Bowle auf die Neige ging, begann der heiße Trank den Herrn Etatsrath allgemach zu drangsaliren; der Lauscher draußen konnte es von seinem Platze sehen, wie der dicke Kopf unter dem schwarzen Borstenhaar gleich einer Feuerkugel glühte.



Dann riß der Herr Etatsrath an seinem Halstuch, daß ihm die Augen aus den Höhlen quollen und der theilnehmende Rothgießermeister erst wieder aufathmete, wenn endlich das Tuch mit zorniger Geberde fortgeschleudert wurde. Diesem folgte alsbald unter mühseliger und gefahrvoller Häutung noch das eine oder andere Gewandstück, bis der Geist aus einigen weiteren Gläsern den Herrn Etatsrath über alle Schwere und Unbequemlichkeit des irdischen Leibes hinausgehoben hatte.

Aber nicht jedes Mal gelang ihm dies in gleicher Weise; mitunter — und das war eben das Hauptstück für den vergnüglichen Zuschauer — erscholl um solche Zeit aus dem Saale ein dumpfer Fall, und abgerissene, elementare Laute, einem Windstoß in der Esse nicht unähn-

lich, drangen in die Nacht hinaus. Wenn dann nach einer Weile die Hausgenossenschaft zusammenstürzte, rannten die Mägde wohl mit Geschrei im selben Augenblicke wieder von dannen; denn auf dem Fußboden neben seinem Altar lag der Herr Etatsrath gleich einem ungeheuren Roßkäfer auf dem Rücken und arbeitete mit seinen kurzen Beinen ganz vergebens in der Luft umher, bis Herr Käfer, das allmälig immer unentbehrlicher gewordene Factotum, und der einzige Sohn des Hauses den Verunglückten mit geübter Kunst wieder aufgerichtet hatten und in seinem Cabinet zur Ruhe brachten.

Dieser Sohn war von guter und heiterer Gemüthsart und hatte vom Vater nichts als das ungewöhnlich große, bei ihm jedoch mit spärlichem erbsenblonden Haar bewachsene Haupt, welches er mit seinem Halstuch zwischen zwei spitzen Vatermördern derart einzuschnüren pflegte, daß die runden Augen stets mit etwas gewaltsamer Freundlichkeit daraus hervorsahen; darunter aber saß ein ebenso zierliches als winziges Körperchen mit lächerlich kleinen Händen und Füßen, welche letzteren ihn übrigens befähigt hatten, sich zum geschickten und nicht unbeliebten Tänzer auszubilden.

Der Vater hatte ihn auf den Namen Archimedes taufen lassen, ohne jedoch später die Mittel zu gewähren, welche dem Sohn eine Nachfolge seines classischen Taufpathen hätten ermöglichen können. Zwar kümmerte er sich nicht darum, daß Archimedes auf der städtischen Gelehrtenschule, wo er in der That für die Mathematik eine glückliche Begabung zeigte, aus einer Classe in die andere rückte, und auch die stets erst nach mehrfachen Anmahnungen des Pedellen und unter allerlei Zornausbrüchen erfolgende Auskehrung des Quartalschulgeldes veranlaßte hierin keine Unterbrechung; statt aber dann den absolvirten Primaner auf die Universität zu schicken, gebrauchte ihn der Vater zu untergeordneten Arbeiten seines Amtes oder kümmerte sich auch gar nicht weiter um den Sohn.

Wenn der kleine Archimedes sich einmal zu der schüchternen Bitte aufschwang, ihn nun doch endlich zu der alma mater zu entlassen, dann blickte der Herr Etatsrath ihn nur eine Weile strafend mit seinen stieren Augen an und sagte leise, aber nachdrücklich: „Zeige einmal her, Archimedes, wie steht es mit der Schleusen-Rechnung?“ oder: „Wie weit bist du denn eigentlich mit der Karte vom Westerkoog gediehen?“ Dann holte Archimedes voll stillen Zorns die halb oder ganz vollendete Arbeit, war aber zugleich für lange Zeit mit seinen Bitten aus dem Felde geschlagen.

So blieb er denn zurück, während seine Schulgenossen erst lustige Studenten wurden, dann einer nach dem anderen sein Examen machte und auch wohl schon in die praktischen Geschäfte seines erwählten Berufes eintrat. Es machte sich von selbst, daß Archimedes mit der Prima unserer Gelehrtenschule in einem gewissen Verkehr blieb, auch nachdem der Letzte fort war, der noch zugleich mit ihm unserem armen Collaborator das Leben sauer gemacht hatte. Dies geschah schon dadurch, daß er zur Aufbesserung seines spärlichen Taschengeldes, das ihm der Vater für seine Comptoirarbeiten zufließen ließ, an faule oder schwachbeanlagte Schüler einen nicht üblen Unterricht in der Mathematik ertheilte. Ich, der ich jene beiden Arten in mir vereinigte, genoß diesen schon als Secundaner, konnte jedoch hergebrachtermaßen seines freundschaftlichen Umganges erst als Primaner theilhaftig werden. Noch lebhaft entsinne ich mich, daß in meiner letzten Secundanerzeit mir die Aussicht auf dieses Aufrücken kein geringerer Ehrenpunkt war, als der Uebergang in die höhere Classe

selbst; denn Archimedes imponirte uns durch eine gewisse Fertigkeit seiner geselligen Manieren, wie er denn überhaupt, so weit es sich nicht um seinen Vater handelte, unbefangen genug in seinen zierlichen Stiefeln auftrat. Er hatte, vielleicht ein Erbtheil aus seiner mütterlichen Familie, etwas von dem Wesen der Offiziere aus meiner Knabenzeit, bei denen ich nie darüber ins Klare kam, ob die eigenthümlich stramme Haltung des Kopfes, welche ihrer verbindlichen Höflichkeit stets die Wage hielt, mehr eine Folge ihrer steifen Halsbinden oder ihres ritterlichen Standesbewußtseins war. „Trefflich, trefflich!“ pflegte Archimedes auszurufen, wenn ich später, in meiner Primanerzeit, den Vorschlag zu einem ihm wohlgefälligen Unternehmen that, sei es zu einem „Thee-dansant“ oder zu einer Schlittenpartie, wo es galt, bei jungen und jüngsten Damen den Cavalier zu machen; „trefflich, trefflich, lieber Freund; wir werden das in Ueberlegung ziehen!“ Und während um seinen Mund das verbindlichste Lächeln spielte, sahen mich unter den kriegerisch aufgezogenen Brauen die richtigen Offiziersaugen an, wie ich sie als Kind bei unserem Vetter Major bewundert hatte, wenn er in seiner rothen Gala-Uniform meiner Mutter seine Neujahrsvisite machte.

Indessen fanden dergleichen Vorschläge meist nur ihre Ausführung, wenn die unserer Stadt angehörigen Studenten in die Ferien eingerückt waren, von denen übrigens die sportslustigen vor allen zu seinen Freunden zählten. Dann war seine Festzeit, in der er förmlich aufblühte; noch sehe ich ihn mit leuchtenden Augen zwischen ihnen sitzen, wenn sie prahlend ihre glücklichen Thorheiten vor ihm auskramten. „Brillant — brillant!“ rief er, wenn die Geschichte ihren mit Spannung erwarteten Höhepunkt erstiegen hatte, streckte den eingeschnürten Kopf gegen den Erzähler und stemmte beide Hände an die Hüften. Was Wunder, daß die Anderen erzählten, so lange auch nur ein Tittelchen noch übrig war!

So kam es, daß er in der alten Universitätsstadt, welche er andauernd in der Phantasie bewohnte, allmälig besser Bescheid wußte als die, welche zwar in Wirklichkeit, aber nur vorübergehend dort zu Hause waren. Hatte er jedoch den Ankömmlingen ihre Studenten- und Professorengeschichten glücklich abgewonnen, so ruhte er nicht, bis mit oder im Nothfall auch ohne Damenwelt die eine oder andere Lustbarkeit zu Stande kam. Da sein Stundengeld ihn niemals ohne eine kleine Kasse ließ, so wurde es, wenn etwas Rechtes ins Werk gesetzt werden sollte, fast zur Regel, daß Archimedes, nachdem die Anderen die Erschöpfung ihrer Kasse eingestanden hatten, seine wohlbekannte grünseidene Börse hervorzog und mit einem wahrhaft kindlichen Triumphe den für diese Festzeit gesparten Inhalt auf der Tischplatte tanzen ließ, dann aber bereitwillig auf den nächsten Wechsel seiner Freunde Vorschuß leistete.

Freilich zu dem stets ersehnten Besuche der Universität reichte diese bescheidene Kasse nicht; und der Tag, welcher am Ende der Ferien die Studenten unserer Vaterstadt wiederum entführte, war für Archimedes, was für den lustigen Katholiken der Aschermittwoch ist. Er pflegte ihn auch selber so zu nennen, und wenn ich am Nachmittage darauf sein Zimmer betrat, so traf ich ihn mit den Händen in der Tasche eifrig auf- und abgehend, als ob er einen Gesundheitsbrunnen abzuwandeln habe; erst nach einer Weile blieb er vor mir stehen und fuhr ohne weiteren Gruß mit der Hand über seine Stirn. „Asche, Asche, lieber Freund!“ sagte er dann seufzend, und sein Finger machte das Zeichen des Kreuzes.

Sprach ich hierauf: „Wollen wir nicht

lieber unsere Mathematik vornehmen?" so war er auch hierzu bereit, legte Buch und Tafel auf den Tisch und wir nahmen unsere Stunde. War dieselbe in aller Pünktlichkeit gehalten worden, dann — es war sicher darauf zu rechnen — stellte Archimedes zwei kleine geschliffene Gläser auf den Tisch und füllte sie mit einem feinen Kopenhagener Kümmel, den er sich, ich weiß nicht woher, mitunter zu verschaffen wußte. „Trink einmal," sagte er während des Einschenkens; „das vertreibt die Grillen!" Und gleichzeitig leerte er auf einen Zug sein Glas.

„Ich habe keine Grillen, Archimedes," pflegte ich zu erwidern; „und wer kann so früh am Tag schon trinken!"

„Freilich, freilich!" stieß er hervor; „aber" — und er begann wieder mit den Händen in der Tasche auf- und abzuschreiten, wobei seine Augen wie ins Leere um sich blickten.

Eine Weile sah ich dem zu; dann hieß es: „Prosit, Archimedes!" und von der anderen Seite wie im Echo: „Prosit!" und darauf, wie aus Träumen auffahrend, während ich zur Thür hinausging, noch einmal: „Prosit, prosit, lieber Freund!"

Diese Scene hat sich in fast wörtlicher Wiederholung mehr als einmal zwischen uns abgespielt. — —

Ich hätte wohl schon erwähnen sollen, daß Archimedes eine Schwester hatte; sie war zugleich sein einziges Geschwister, jedoch um viele Jahre jünger als der Bruder. Gesehen hatte ich sie bis zu meiner Secundanerzeit nur im Vorübergehen, dagegen oftmals von ihr reden hören; denn sie war eines der Hauptcapitel einer unverheiratheten Hausfreundin, die wir, nicht etwa weil sie Alles konnte, aber weil sie Alles wußte, „Tante Allmacht" nannten.

Daß die Mutter des Kindes bald nach dessen Geburt ihr freudloses Leben hingegeben hatte, war freilich bekannt genug; Tante Allmacht aber, deren Magd vordem in dem etatsräthlichen Hause gedient hatte, wußte noch hinzuzufügen, daß ihr durch den unvermutheten Eintritt ihres Herrn Gemahls in die Wochenstube gleich jener Nachtwächterfrau ein Schrecken widerfahren sei, dem sie in ihrem Zustande und bei ihrer zarteren Organisation nothwendig habe erliegen müssen. Da kein weibliches Wesen wieder in das Haus kam, welches die Stelle der Mutter hätte vertreten können, so mußte, nachdem die unumgängliche Säugamme entlassen war, die kleine Waise zwischen Köchin und Hausmagd aufwachsen, „die, Gott tröst' es," sagte Tante Allmacht, „dort alle Halbjahr neue Gesichter haben! — Meine Stine," setzte sie hinzu, „die gute Creatur, hat freilich ein rundes Jahr in dem unseligen Hause ausgehalten, bloß um des lieben Kindes willen, das sich sogar sein bischen Mittag in der Küche betteln mußte. Wenn's Abend wurde, dann hat es freilich wohl der gutmüthige junge Mensch, der Archimedes, mit auf seine Stube genommen; da saß es dann auf einem Schemelchen und verschmauste sein Butterbrot, und Stine hatte ihm auch mitunter noch ein Ei dazu gekocht. Sie war nicht bang, meine Stine, vor diesem Herrn Etatsrath; sie hat ihn manches Mal vor seiner alten Harmonika wieder auf die Beine gestellt, als der Musche Käfer das noch lange nicht gewagt hat; und bei solchem Anlaß hat sie's denn auch einmal durchgesetzt, daß das arme Kind aus der Klippschule zum mindesten in die ordentliche Mädchenschule gekommen ist; denn sie hat ihm keine Handreichung thun wollen, bevor der musikalische Oger ihr nicht solches mit theuern Eiden zugeschworen hatte. Wohin die kleine Phia, ob sie nach rechts oder links ihren Schulweg nahm, darum hat das Ungeheuer sich nicht gekümmert; nur wenn zu Ende des Quartals das jetzt um etwas höhere

Schulgeld gezahlt werden mußte, hat es einen argen Sturm gesetzt; denn der Herr Etatsrath hat es der treuen Magd in ihrem Lohne kürzen wollen; aber — sie wußte ihn zu bestehen; und um sein Getobe, darum quälte sie sich so viel, als wenn der Wind um unsere Ecke weht."

So hatte Tante Allmacht wieder einmal geredet, als ich Tages darauf meinen ersten Mathematikunterricht bei Archimedes hatte. Er war eben beschäftigt, mir die außerordentliche Einfachheit des pythagoräischen Lehrsatzes auseinanderzusetzen, als sich die Stubenthür öffnete und ich zugleich eine junge lebhafte Stimme rufen hörte: „Archi, hilf mir, ich kann das dumme Exempel nicht ..."

Ein feingebautes, etwa zwölfjähriges Mädchen mit zwei langen schwarzen Haarzöpfen stand im Zimmer. Sie war, da sie einen Fremden bei ihrem Bruder sah, plötzlich verstummt und hielt diesem nun mit einer halb bittenden, halb verschämten Geberde ihre große Rechentafel hin.

„Wollen Sie nicht erst Ihrer Schwester helfen?" sagte ich zu Archimedes, von dem mir derzeit das vertrauliche „Du" noch nicht zu Theil geworden war.

Er entschuldigte sich höflich, daß er seine Schwester von dieser neuen Stunde noch nicht in Kenntniß gesetzt habe; dann winkte er sie zu sich. „Nun aber rasch, mein lieber kleiner Dummbart!" sagte er und legte den einen Arm um das jetzt an seiner Seite stehende Mädchen, während sie ihr schwarzhaariges Köpfchen an das seine lehnte, als habe sie nun ihren ganzen kleinen Nothstand auf den Bruder abgeladen.

Archimedes hatte ihre Tafel vor sich auf den Tisch gelegt. „Du mußt aber auch hübsch selbst mit zusehen, Phia!" sagte er, indem er bereits den Griffel in Bewegung setzte.

„Ja, Archi!" Und sie sah für ein Weilchen gehorsam auf ihre Rechnerei herab, in welcher der Bruder unter stummem Kopfschütteln und manchem nicht zu unterdrückenden „Außerordentlich!" eine ziemliche Verwüstung anzurichten begann.

Ich hatte indessen Muße, mir diese in ihrem Aeußeren so ungleichen Geschwister zu betrachten. Das Mädchen erinnerte in keinem Zuge weder an den Bruder noch an den Vater; ihr schmales Antlitz war blaß — auffallend blaß; dies trat noch mehr hervor, wenn sie, noch zärtlicher sich an ihren Bruder drängend, unter tiefem Athemholen ihre dunklen Augen von der Tafel aufschlug, bis eine neue leise gesprochene Ermahnung sie hastig wieder abwärts blicken ließ. — „Das Kind einer todten Mutter"; so hatte ich von einer alten feinen Dame ihr Aeußeres einmal bezeichnen hören; meine Phantasie ging jetzt noch weiter: ich hatte vor Kurzem in einem englischen Buche von den Willis gelesen, welche im Mondesdämmer über Gräbern schweben; seit dieser Stunde dachte ich mir jene jungfräulichen Geister nur unter der Gestalt der blassen Phia Sternow; aber auch umgekehrt blieb an dem Mädchen selber etwas von jenem bleichen Märchenschimmer haften.

„Nein, kleine Phia," hörte ich jetzt Archimedes sagen, „du wirst dein Lebenlang kein Rechenmeister!"

Ich sah noch, wie sie fast heimlich die Arme um den Hals des Bruders schlang; dann war sie, ich weiß nicht wie, verschwunden, und Archimedes hatte seine Augen zärtlich auf die geschlossene Stubenthür gerichtet. „Sie kann nicht rechnen," sagte er. „Außerordentlich; aber sie kann gar nicht rechnen!"

* *
*

Eine Art phantastischen Mitleids mit diesem Kinde hatte sich meiner bemächtigt. Ich begann wieder, wenn ich dort vorbei-

ging, durch die Plankenritzen in den etatsräthlichen Garten hineinzuspähen, hinter welchem sich ein wenig benutzter Richtsteig mit dem Kirchhofswege kreuzte. Und oftmals nach der Nachmittagsschulzeit, wenn die Gartenruhe des Herrn Etatsraths längst vorüber war, habe ich sie dort beobachtet; meistens in dem unteren vom Hause abgelegeneren Theile, wo die an der Planke hingereihten Linden und eine Menge alter Obstbäume die darunter liegenden Rasenpartien fast ganz beschatteten. Hier sah ich sie, in der Astgabel eines Baumes sitzend, an einem Syringenkranze winden, von Zeit zu Zeit ihn an die Stirn hebend, ob er noch nicht passen wolle; ich sah sie dann, da ich nach längerer Zeit zurückkam, das dunkle Köpfchen mit dem fertigen Kranze geschmückt, auf den schon dämmerigen Gartensteigen hin und wieder wandeln, die Hände in einander gefaltet, wie in heimlicher Glückseligkeit. Als es Herbst geworden war, sammelte sie wohl auch einen Apfel aus dem tiefen Grase und biß frisch hinein mit ihren weißen Zähnchen; aber immer sah ich sie allein; niemals war eine Gespielin bei ihr, welche mit ihr in die saftigen Aepfel hätte beißen oder sie in ihrem Syringenkranze hätte bewundern können. Den letzteren hatte ich einige Tage nach seiner Anfertigung auf einem vernachlässigten Grabe des nahen Kirchhofes liegen sehen; es mochte ihr leid geworden sein, sich so für sich allein damit zu schmücken.

Aber auch in der Schule schien die Tochter des Etatsraths keine Genossin zu haben, wenigstens hatte ich mehrfach beobachtet, wie sie auf dem Heimwege mit ihrer schweren Büchertasche allein hinter dem plaudernden Schwarm einherging, der Arm in Arm die ganze Straßenbreite einnahm.

„Warum," sagte ich zu meiner Schwester, „laßt ihr Sophie Sternow so allein gehen?"

Sie sah mich mit ihren lebhaften Augen an: „Bist du plötzlich Sophie Sternow's Ritter geworden?"

Beschämt, meine zarten Empfindungen verrathen zu haben, erwiderte ich ruhig: „Ich meinte nur, sie thut mir leid; ist sie denn nicht nett?"

„Nett? Ich weiß nicht; ich glaube wohl, daß sie ganz nett ist."

„Du sagst das ja, als wenn du Almosen austheiltest!"

„Nein, nein; ich kann sie ganz gut leiden, aber sie will nur immer meine Freundin werden!"

„Und warum willst du das denn nicht?"

„Warum? Ich habe ja schon eine; man kann doch nicht zwei Freundinnen haben!"

„So könntest du sie doch einmal zu dir einladen," sagte ich nach einigem Bedenken.

„Die Blasse scheint dir ja sehr am Herzen zu liegen!" erwiderte meine Schwester mit einem unausstehlichen Anstarren.

„Ach, Unsinn! Sie dauert mich; ihr Mädchen seid hartherzige Creaturen."

Nach diesem geschwisterlichen Zwiegespräche kam Archimedes' Schwester einige Male in unser Haus. Mit Genugthuung beobachtete ich, wie meine Mutter das schmächtige Mädchen zärtlich zu sich heranzog; es war unverkennbar, daß diese sich dann Gewalt anthat, um nicht die ungewohnte Liebkosung mit allem Ungestüm der Jugend zu erwidern. Im Uebrigen war sie schüchtern, besonders wenn sie die Hand zum Abschied reichte; es schien sie dann zu drücken, daß sie nicht auch ihrerseits meine Schwester zu sich einladen konnte. Aber eines Sonntag Vormittags erschien sie strahlend mit vor Freude gerötheten Wangen. „Ich soll dich einladen," sagte sie zu meiner Schwester; „ich darf noch Viele einladen; mein Vater hat es mir erlaubt!"

Und wirklich, der Herr Etatsrath hatte es erlaubt. Er hatte kürzlich herausgefunden, daß er eine Tochter habe, welche

Abends, wo die gerötheten Augen ihm nicht selten ihren Dienst versagten, zum Vorlesen von Zeitungen und auch wohl amtlicher Actenstücke trefflich zu gebrauchen sei; dann hatte er sich auch fernerer Vaterpflichten entsonnen und schließlich seine Tochter aufgefordert, „die kleinen Fräulein“, welche mit ihr in die Schule gingen, auf den Sonntag zu sich einzuladen.

Nach geheimem Zwiesprach zwischen unseren Eltern wurde, wohl nicht ganz unbedenklich, meiner Schwester die Zusage gestattet, und Phia Sternow ging mit leuchtenden Augen weiter, um auch ihre übrigen Gäste einzuladen.

* * *

Der Tag verging. Als wir Uebrigen im elterlichen Hause bei unserer Abendmahlzeit saßen und eben hin und her erwogen wurde, ob ich oder unser Kutscher meine Schwester von der etatsräthlichen Gesellschaft heimgeleiten solle, ging draußen die Hausthür, und die Besprochene stand plötzlich vor uns, den Hut etwas verschoben auf dem Kopfe, ihren Umhang über dem Arm.

„Da bist du?“ rief meine Mutter. „Ist die Gesellschaft denn schon aus?“

„Nein, Mutter ... noch nicht; ich bin nur fortgelaufen.“

„Fortgelaufen? — War's denn nicht gut sein dort?“

„O, ... ja, zuerst! Phia war reizend! Wir waren Alle im Garten; die Anderen spielten Greif um die großen Rasen; Phia und ich aber saßen ganz allein mit einander auf dem Altan; wißt ihr, da in der Ecke, wo man nach dem Kirchhof hinübersieht. Sie kannte all' die kleinen Kindergräber und erzählte so wunderbare Geschichten von den todten Kindern; man sah sie ordentlich mit ihren kleinen blassen Gesichtern zwischen den Kirchhofsblumen laufen; ihr könnt es euch nicht denken, so reizend und so unbeschreiblich traurig! Ich sah sie an und frug, ob sie das Alles doch nicht nur geträumt habe; da fiel sie mir um den Hals und küßte mich.“

Meine Mutter hörte theilnehmend zu; mein Vater sagte: „Das ist recht schön, Margrethe; aber vor den todten Kindern bist du doch nicht fortgelaufen!?“

Meine Schwester nickte ein paar Mal kräftig. „Wart' nur, Papa! — Um acht Uhr, nach dem Abendessen — es war übrigens sehr gut; zuletzt Chocoladepudding mit Vanillecrème —, da kam der Herr Etatsrath zu uns in den Gartensaal. Es ist ganz gewiß, er mußte sich an eine Stuhllehne halten, als er uns seinen Diener machte; er ist so wunderlich gewachsen! Dann setzte er sich vor seinen Altar und spielte auf seiner Glasharmonika, und wir sollten danach tanzen. ‚Verstehet ihr Menuett, kleine Fräulein? Trá-lá-lalá-lalá-lalá!‘ Er sang das mit einer ganz fürchterlichen Stimme und sagte, es sei aus dem Don Juan. Aber wir konnten kein Menuett. ‚Immer zu Diensten der Damen!‘ rief er, und dann spielte er einen Walzer, und danach tanzten wir mit einander.“

„Wo war denn der gute Archimedes?“ frug ich dazwischen. „An dem hättet ihr doch wenigstens einen Herrn gehabt.“

„Der gute Archimedes? Ja, der kam auch einmal herein und wollte mit mir tanzen; aber der Herr Etatsrath sagte, unsere Eltern würden es als sehr unschicklich vermerken, wenn er gestatten wollte, daß eine so junge männliche Person allein zwischen all' den kleinen Fräulein tanze. Und so mußte er wieder zum Saal hinaus. Aber paßt nur auf, das Schlimmste kommt nun noch!“

Mein Vater lächelte doch. „Was war denn das, Margrethe?“

„Ja, glaub' nur, es war schlimm genug! So eine riesengroße silberne Bowle,

ganz voll von Punsch, und so stark, ich glaube, ich wurde schon vom bloßen Riechen schwindelig! Und dabei sagte der schreckliche Mensch: ‚Das ist ein wenig Zuckerwasser für die Damen!‘ Eigentlich, weißt du, Papa, es schmeckte ganz gut; aber ich mußte doch gräulich danach husten, als ich nur eben davon nippte. Der Herr Etatsrath aber trank gleich drei Gläser nach einander, und er goß sich noch jedesmal etwas dazu aus einer kleinen Flasche, die er neben seinem Altar stehen hatte. — Und dann mußten wir wieder tanzen, und dann trank er auf unsere Gesundheit: ‚Die Rosen im Lebensgarten, die Damen leben hoch!‘ Sehr schön, nicht wahr? Wir mußten Alle mit ihm anstoßen, und dann füllte er sein Glas wieder, bis er zuletzt einen Kopf hatte wie eine Feuerkugel, — ganz gräulich sah er aus! ‚Tanzet, kleine Fräulein, tanzet!‘ rief er immer; aber er konnte gar nicht mehr Tact halten; ich glaube gewiß, Papa, er war betrunken!“

„Ich glaube auch, Margrethe.“

„Ja, und wir waren auch so bange; wir saßen Alle in der weitesten Ecke, ganz über einander wie die Fliegen. Mich dauerte nur Phia — Papa, wenn ich solche Angst vor dir haben müßte, schrecklich! — Wie ein kleiner Geist stand sie vor uns und flehte uns ordentlich an: ‚Wollt ihr nicht mehr tanzen? O, bitte, versucht es doch noch einmal!‘ Sie streckte ihre Arme aus, daß Eine von uns sie aufnehmen möchte, denn sie tanzte immer nur als Dame; als wir uns aber nicht aus unserer Ecke wagten, ging sie von der Einen zu der Anderen und bat uns um Verzeihung, wir möchten doch nicht böse sein, daß sie uns zu sich eingeladen habe. Und da wollten wir auch wieder tanzen, aber als wir eben ein wenig im Gange waren, da fing der schreckliche Etatsrath auf einmal an zu singen: ‚Was kommt dort von der Höh’, was kommt dort von der ledernen Höh’?‘ — Kennt ihr es? Ein ganz scheußliches Studentenlied! — Und dabei wurde er so hitzig, daß er sich das Tuch vom Halse riß und es dicht vor meine Füße schleuderte!“

„Und dann, Margrethe?“ frug mein Vater, als sie hochaufathmend innehielt.

„Dann? Ja, glaubt nur, daß ich mich erschrocken hatte! Dann — bin ich fortgelaufen. Hu! ich mußte ganz dicht bei dem fürchterlichen Mann vorbei; ich weiß noch selbst nicht, wie ich aus dem Saal gekommen bin.“

„Arme Phia!“ dachte ich in demselben Augenblicke, als meine Mutter diese Worte aussprach.

Mein Vater wiegte leise seinen Kopf und sagte nachdenklich wie zu sich selber: „Es geht doch nicht; das darf nicht wieder kommen.“

Und es ging auch nicht. Für Phia Sternow blieb dieses Fest mit ihren Jugendgenossinnen das einzige ihres Lebens.

* * *

Als endlich bei Beginn eines Sommersemesters auch die Zeit meines Abganges zur Universität heranrückte, verfiel Archimedes in eine große Traurigkeit; die Scene mit den kleinen Gläsern, da es nachher nicht mehr möglich war, hatte sich schon jetzt in einigen Variationen abgespielt, und das Mitleid bedrängte mich derart, daß es sich nothwendig in irgend einer heldenhaften That entladen mußte.

Bei dem Abschiedsbesuche, den ich Archimedes auf seinem oben nach dem Garten hinaus liegenden Zimmer abstattete, bot sich hierzu die günstigste Gelegenheit; denn da ich, während mein armer Freund schweigend auf und ab wandelte, ebenso stumm und erregten Herzens aus dem Fenster blickte, gewahrte ich drunten den Herrn Etatsrath, der, in einer großen Zeitung lesend, in seinem Gartenstuhle

saß. Mein Entschluß war sofort gefaßt; ich nahm kurzen Abschied, drängte den verbindlichen Archimedes zurück, als er mich die Treppe hinabbegleiten wollte, ging dann aber statt auf die Straße hinten nach dem Garten und stand gleich darauf dem Herrn Etatsrath gegenüber.

Er schien trotz meines Grußes meine Anwesenheit nicht zu bemerken, wenigstens las er ruhig weiter, während ich ebenso ruhig, aber keineswegs mit besonderer Behaglichkeit, vor ihm stehen blieb. Endlich ließ er den Arm mit dem Zeitungsblatte sinken. „Was wollen Sie, mein Freund?“ sagte er. „Nicht wahr, Sie sind der Sohn des Justizraths so und so?“

Diese Worte sind nicht etwa eine Abkürzung seiner Rede; er sprach das wirklich, obgleich er mit meinem Vater längst in mannigfacher, mitunter vielleicht ein wenig heikler Geschäftsverbindung stand.

Etwas betroffen suchte ich meine Gedanken möglichst rasch zu ordnen und plaidirte dann auch mit allen Gründen des Kopfes und des Herzens und, wie ich mehr und mehr zu empfinden meinte, in siegversprechendster Weise für den Lebenswunsch des armen Archimedes.

Der Herr Etatsrath hatte mich ausreden lassen, dann aber winkte er mich näher zu sich heran und legte, nachdem ich Folge geleistet hatte, seine Hand schwer auf meine Schulter. „Junger Mann,“ begann er mit immer gewaltigerem Brustton, „Sie haben sonder Zweifel davon reden hören: vor meiner Zeit war hier kein Deich, der Stand hielt; Menschen und Vieh ersoffen gleich wie zu Noäh Zeiten; hier war nichts als Pestilenz und gelbes Fieber! Erst von mir, von dem Sie einst erzählen mögen, daß Sie den Mann mit eigenen Augen noch gesehen haben, datirt die eigentliche Aera unseres Deichbauwesens! Holländische Staatsingenieure wurden hergesandt, um die Construction meiner Profile zu studiren; denn es ist mein Werk, daß diese ehrenreiche Stadt sammt Ihnen, junger Freund, und dem Justizrath, Ihrem Vater, nicht Anno fünfundzwanzig von der Fluth verschlungen worden, und daß hier, wo ich jetzt die Ehre Ihrer Unterhaltung genieße, nicht Hai und Rochen mit einander conversiren! Aber“ — und die vorquellenden Augen verbaten sich jeden Widerspruch — „nach mir ist mein Sohn Archimedes der erste Mathematikus des Landes!“

Er zog seine Hand zurück und machte gegen mich von seinem Sessel aus eine Art unbehülflichen Entlassungscompliments.

Unwillkürlich erwiderte ich dasselbe und ging dann recht beschämt davon, in der, wie ich noch jetzt meine, wohlbegründeten Ueberzeugung, daß meine grüne Beredsamkeit gegen diese Art denn doch nicht aufzukommen vermöge.

So blieb Archimedes denn abermals zurück, während ich voll muthiger Erwartung in das neue Leben hinaussteuerte.

* * *

Ich habe hier nicht von mir und meinem Studentenleben zu reden, sonst müßte ich erzählen, wie diese Erwartungen nur zum kleinsten Theil erfüllt wurden; denn die Leute, mit denen ich zunächst zusammentraf, erschienen mir, sei es durch ihre Persönlichkeit oder nur durch ihr derzeitiges Thun und Treiben, um einige Stufen niedriger als die, welche ich zurückgelassen hatte. So kam es, daß ich manchen Brief in meine Heimath sandte und wiederum von dort empfing; auch Archimedes schrieb mir einige Male; sein Uebergewicht an Jahren, seine treuherzige Anhänglichkeit boten für das ihm etwa Fehlende genügenden Ersatz, und seine Briefe waren so ganz er selber, daß ich beim Lesen ihn leibhaftig vor mir sah, den kleinen guten Mann mit seinem erbsengelben Haarpull, seinem verbindlichen Lächeln bei dem krie-

gerischen Aufblick seiner runden Aeuglein. Das freilich war die Hauptsache, denn seine Mittheilungen beschränkten sich auf die einfachen Vorkommnisse seines Lebens. Einmal aber, im Hochsommer, war eine neue Art der Unterhaltung für ihn aufgekommen. Der Herr Etatsrath hatte gegen irgendwelchen Ungehorsam seines Leibes den Gebrauch des „Erdbades", wie er diese selbst ersonnene Cur nannte, für nothwendig befunden; ob von jener nur allzu gründlichen Heilkraft unserer guten Mutter Erde ausgehend, ob in anderer Anleitung, mochte er selbst am besten wissen. Um aber zugleich die Gunst der Seeluft zu genießen, ließ er sich — und es geschah dies einen um den anderen Tag — eine Stunde weit an den Strand hinausfahren, und da er hierbei außer dem Kutscher noch einer weiteren Hülfe bedurfte, so mußte Archimedes stets bei diesem aufsitzen. Unweit eines dort belegenen Dorfkruges, an einer Stelle, wo neben zwei im Sande steckenden Spaten bereits ein entsprechend tiefes Loch gegraben war, wurde Halt gemacht und der Herr Etatsrath aus dem verdeckten Wagen unter das Angesicht des Himmels herausgeschafft. Glücklicher Weise aber verschwand er gleich darauf unter dem eifrigen Schaufeln des Kutschers und eines bereitstehenden Arbeiters in den Schooß der Erde, so daß nach vollbrachter Arbeit nur noch der braunrothe Kopf über der weiten Strandfläche hervorsah.

Die Wellen rauschten, die Möven schrieen, der Herr Etatsrath badete.

Dann folgte der zweite Theil der Cur. Das mächtige Haupt drehte sich mühsam nach der Gegend des Dorfkruges: „Sohn Archimedes, eile jetzo, deinen Vater zu erquicken!"

Auf diese pathetisch vorgebrachten Worte schritt Archimedes nach dem Kruge, wo unter den Flaschen auf dem Schenkregal eine mit der Aufschrift „Pomeranzen" prangte. Nachdem er, wie nicht unbillig, sich zuvörderst selbst erquickt hatte, kehrte er eilig mit mehreren Gläsern dieses Trankes an den Strand zurück und credenzte sie dort in gewohnter Zierlichkeit dem über unkindliche Säumniß scheltenden Haupte seines Vaters.

Damit war das Bad beendet; nur daß sich Alle dann noch nach dem Wirthshause begaben, wo der Herr Etatsrath sich eine letzte Stärkung nicht entgehen ließ; für Archimedes war von seinem Vater als das ihm angemessenste Getränk ein für alle Mal ein Glas mit Eierbier bestellt, welches er denn auch mit vielsagendem Lächeln zu sich nahm. Bei einer der letzten Fahrten aber geschah etwas Unerwartetes. „Sohn Archimedes," begann der Herr Etatsrath feierlich, als er nach genossenem Erdbade pustend in dem Flickenpolsterstuhle des Wirthes ruhte, „heute, als an deinem siebenundzwanzigsten Geburtstage, darfst auch du wohl einmal von diesem Tranke kosten, welcher den Jünglingen Verderben, den Männern aber Labsal ist!"

Herablassend winkte seine schwere Hand dem Wirthe; dieser aber, während er den braunen Saft ins Glas goß, warf einen verständnißvollen Blick erst auf Herrn Archimedes, sodann auf eine hübsche Reihe von Kreidestrichen, welche an der Stubenthür verzeichnet standen.

Der Zusammenhang dieser Geberden wurde völlig klar, als später, nachdem die Zeche des Etatsraths in hergebrachter Weise durch den Kutscher berichtigt worden, auch Archimedes seine damals gerade wohlgefüllte Börse um ein Entsprechendes erleichterte und hierauf jene Striche sämmtlich von der Thür verschwanden.

Archimedes hatte diese Vorgänge in jenem harmlos heiteren Ton erzählt, der im persönlichen Verkehr mich immer freundlich anzusprechen pflegte; gleichwohl ent-

sinne ich mich, daß ich derzeit diesen Brief nicht ohne ein Gefühl von Unbehaglichkeit bei Seite legte. Vorübergehend kam mir auch wohl die Frage, weshalb denn der Herr Etatsrath nicht sein Factotum Käfer statt des ihm ferner stehenden Sohnes bei diesen Badefahrten mit sich führe; aber freilich, der Schlingel mochte es schon verstanden haben, sich von solchen Diensten frei zu machen.

* *
*

Ein Jahr war dahingegangen, die Ferienzeit war fast verstrichen, und die anderen Studenten waren längst schon heimgereist; durch mancherlei Umstände aber war es gekommen, daß ich nur die letzten Tage vor Beginn des neuen Sommersemesters im elterlichen Hause verleben konnte. Als ich eintraf, sah ich wohl, daß Archimedes schon unter dem grauen Gespinnst der Abschiedsstimmung einherwandelte. „Asche, Asche, lieber Freund!“ rief er sogleich nach der ersten Freude des Wiedersehens. „Um ein paar Tage seid ihr Alle wieder fort; und schau nur her!“ — und dabei hob er das spärliche Haar von seinen Schläfen — „da kommen schon die silbernen! Wenn ihr wiederkehrt, ihr werdet einen alten Mann dann finden!“

Und freilich, ein paar weiße Härchen zeigten sich, und der kurze Rest der Ferien ging rasch genug zu Ende. Es wurde indessen anders, als irgend Einer es erwarten konnte.

Ich weiß nicht sicher, ob Archimedes immer einen schwarzen Frack und einen glatt gebürsteten Cylinder trug; ich glaube es fast; unvergeßlich ist mir, wie ich ihn so am letzten Tage vor der Abreise zu mir in die Stube treten sah, während ich am Fußboden knieend meinen Koffer packte.

Archimedes sagte nichts, er ging nur, sein Stöckchen schwingend, mit sehr elastischen Schritten auf und ab; dann räusperte er sich ein paar Mal, machte seine exactesten Kopfbewegungen, aber sagte wieder nichts.

„Nun?“ rief ich.

„Nun?“ rief Archimedes.

Ich faßte ihn jetzt recht fest ins Auge; aber in meinem Leben habe ich nicht so die Freude auf einem Menschenantlitz ausgeprägt gesehen.

„Archimedes,“ rief ich, „was ist geschehen?“

Er räusperte sich noch einmal; er schien zu geizen mit der gleichwohl stumm von seinen Lippen redenden Glückesbotschaft. „Lieber Freund,“ sagte er endlich mit erkünstelter Trockenheit und tickte mit seinem Stöckchen mich leise auf der Schulter; „ich möchte nur bescheiden bei dir anfragen, ob morgen noch ein Plätzchen auf deines Vaters Wagen offen ist?“

Ich erhob mich von meinem Koffer und betrachtete meinen kleinen Freund, der mit seinem Stöckchen wippte, als wolle er ein muthiges Pferd besteigen. „Wart' nur,“ sagte ich, „wie Viele sind wir denn? Pater Krümp, der Ranzauer, Jochen Fürchterlich — — freilich, es ist just ein Platz noch offen! Willst du uns begleiten, oder ... am Ende gar? Hat der Alte herausgerückt?“

„Halt!“ rief Archimedes. „Bester Freund, du sollst noch Rathsherr werden!“ Und damit zog er seine bekannte grünseidene Börse aus der Tasche, deren außerordentlicher Umfang mir heute zum ersten Male recht erkennbar wurde, und setzte daraus einen Stapel blanker Speciesthaler nach dem anderen auf den Tisch. „Schau her!“ rief er; „hier Collegiengelder, für die du kein Verständniß hast; dann in schwindender Proportion, hier für eine Kneipe in der Wolfsschlucht, hier für den etwas mageren Kosttisch, an dem die Theologen futtern!“ Er warf mit kurzem Lachen seinen Kopf

[library stamp]

zurück und sah mich ganz verwegen an. „Ja, ja, Bester, ich fürchte mich nicht vor den zähen Pfannekuchen und werde sie keineswegs wie gewisse Leute so schnöde an die Stubenthüren nageln! Und somit, das erste Semester wäre in Sicherheit!“

Auf einmal begann er, sein Stöckchen schwingend, wieder auf und ab zu wandeln; sein Gesicht hatte einen ernsten, fast sorgenvollen Ausdruck angenommen.

„Woran denkst du, Archimedes?“ frug ich.

„Hm, im Grunde nicht so außerordentlich!“ und er setzte noch immer seinen Spaziergang fort. „Meine arme kleine Schwester; sie hatte an mir doch einen Kameraden!“

Ich schwieg beklommen, denn auch mit meiner Schwester hatte der Verkehr ja aufgehört.

„Ich weiß wohl,“ fuhr er fort; „der Alte ist ja eigenthümlich; das ist kein Haus für junge Damen.“ Er schwieg plötzlich und schneuzte sich heftig mit seinem großen rothseidenen Taschentuche.

„Archimedes,“ sagte ich, „die Mädchen könnten ja doch hier zusammenkommen! Mutter und Schwester haben deine Phia beide gern.“ Ich sagte das aufs Gerathewohl; ich konnte nicht anders.

Er blieb stehen. „Ist das dein Ernst? Darf ich es ihr sagen?“ rief er lebhaft.

„Gewiß darfst du das.“

Seine Augen leuchteten ordentlich. „Trefflich! trefflich!“ rief er und drückte mir die Hand. „Freilich, wenn der Alte sie nur fahren läßt! Abends muß sie ihm vorlesen, bis ihr die Brust weh thut; sie ist nicht stark, die kleine Phia! Und Tages ... nach ihrer Confirmation ist gleich die eine Dienstmagd abgeschafft; sie hat so viel zu thun, das arme Ding. Aber gewiß, ich werd's ihr sagen; nun wird die Reise viel fröhlicher von Statten gehen!“

Aber Archimedes hatte noch ein Bedenken oder wenigstens noch einen Widerhaken im Gemüthe; und ich war nun einmal sein Vertrauter.

„Weißt du auch,“ begann er wieder „wem ich diese außerordentliche, ja ganz unglaubliche Erfüllung meines Wunsches zu verdanken habe?“

„Ich denke, deinem Vater,“ erwiderte ich, „du sagtest es ja schon.“

Archimedes vollführte einen scharfen Hieb mit seinem Stöckchen durch die Luft. „Freilich, Bester; aber ... der Günstling, der Haus- und Kassenverwalter Käfer hat es hinter meinem Rücken bei dem Alten durchgesetzt; die Sache ist ganz sicher, Phia hat es mich versichert; sie hält diesen Käfer für den besten aller Menschen! Siehst du, das wurmt mich; ich mag dieser Creatur nichts zu verdanken haben.“

„Nun,“ sagte ich — ich weiß nicht, wie es mir eben auf die Zunge kam — „vielleicht hast du ihm auch nichts zu danken; vielleicht mag's ihm selber daran liegen, dich aus dem Hause los zu werden.“

Archimedes starrte mich fast erschrocken an. „Du sagst es!“ rief er; „aber ich habe auch schon daran gedacht! Nur wüßte ich eigentlich nicht, warum; ich habe mich nie darum gekümmert, wie aus des Alten Schatulle das Silber in seine Tasche fließt; glaubt er indessen, durch meine Abwesenheit diesen Strom noch zu verstärken, basta! so möge er seinen Lohn dahin haben!“

Damit war unsere Unterhaltung zu Ende. „Auf morgen denn!“ rief Archimedes in seiner alten Fröhlichkeit; die Ausprägung jenes letzten Gedankens schien seine Bedenklichkeiten ganz verscheucht zu haben. Und auch mir schien damit Alles erklärt zu sein; denn Herr Käfer mußte augenscheinlich nicht wenig Geld verbrauchen. Er kleidete sich gut, man konnte sagen, mit Geschmack; er ließ sich auch sonst nichts abgehen. Trotz

seines noch immer etwas weibischen Gesichtes machte er keine üble Figur, so daß alte Damen ihn einen feinen jungen Menschen nannten; auch ich selber wäre vielleicht weniger dagegen gewesen, wenn ich ihn mir nicht zehn Jahre früher durch die Planke so genau betrachtet hätte. Er war unablässig bemüht, sich in die bessere Gesellschaft einzudrängen, und hatte es sogar fertig gebracht, mit einer Anzahl von drei weißen Kugeln von der Harmonie-Gesellschaft zurückgewiesen zu werden. Und somit machte auch ich mir keine weiteren Gedanken.

* *
*

Am Tage darauf, am schönsten Junimorgen, fuhren wir Studenten ab. Archimedes war anfänglich etwas still. „Ein harter Abschied," flüsterte er mir zu und drückte krampfhaft meine Hand. Aber die Abschiedsstimmung hielt nicht Stand; am Waldesrande, etwa eine Meile hinter unserer Vaterstadt, sprangen wir Alle vom Wagen und schmückten Pferde und Geschirr mit frischem Buchengrün, uns selbst nicht zu vergessen. Der junge Kutscher meines Vaters, „Thoms Knappe" von uns genannt, hatte die Fahrt schon mehrfach mitgemacht; er kannte alle unsere Lieder und sang mit seiner klingenden Tenorstimme frisch dazwischen, als es jetzt wieder in das freie Land hinausging. Ich entsinne mich kaum einer Reise, wo mir die Sonne so ins Herz gelacht hätte; es war aber auch nicht allein die Sonne, zur Seite des rollenden Wagens flogen die hellsten Genien des Lebens, Hoffnung und Jugend, mit ihrer weithin leuchtenden Aureole.

Auf der Hälfte des Weges, in dem großen baumreichen Dorfe, wo man im Vorüberfahren in des Hardesvogts Garten den kleinen Springbrunnen mit der goldenen Kugel spielen sah, vor dem stattlichen Wirthshause, dem der mit dunklen Tannen bestandene Hügel gegenüberlag, wurden die dampfenden Pferde abgeschirrt und den Herren Studenten das helle Staatszimmer zur Mittagstafel eingeräumt. Und bald auch saßen wir Alle, Thomas Knappe nicht ausgenommen, um den sauber gedeckten Tisch; glänzende Schinkenschnitte, Eier und Eierkuchen, und was sonst noch in den hochbeladenen Schüsseln aufgetragen wurde, verschwand mit unglaublicher Geschwindigkeit. Buttermilch wurde nicht getrunken, vielmehr kann nicht verschwiegen werden, daß neben jedem Teller ein tüchtiges Glas Grog seinen erquickenden Dampf versandte, während zur Tafelmusik Finken und Rothschwänze drüben aus den Tannen schlugen.

Mit einem unsäglich frohen Angesicht saß Archimedes neben mir; er schien Alles, was ihn daheim belastet hatte, hinter sich geworfen zu haben; so oft er mit vergnügtem Lächeln sein dampfendes Glas zum Munde führte, machte er seine kriegerischsten Augen, als wollte er sagen: „Leben, wo bist du? Komm heraus; wir wollen dich bestehen!" Und „Prosit! Prosit, Archimedes!" klang es von allen Seiten.

Einige Tage nach unserer Ankunft in der Stadt der alma mater, da ich auf meinem Zimmer mich eben mit dem räthselvollen Capitel der Correalobligationen plagte, stand Archimedes plötzlich vor mir; er nickte mir zu, hob sich auf den Fußspitzen und drückte den Kopf in den Nacken, als fordere er mich heraus, ihn zu betrachten.

„Alle Wetter, Archimedes!" rief ich; „wo hast du dir dies strahlende Angesicht geholt?"

Er hob den Kopf noch höher aus den spitzen Vatermördern. „Nur drei Häuser weit von hier, lieber Freund; von dem rectore magnifico! Ich bin Student, immatriculirt — data dextera — der

alte Celeberrimus in Schlafrock und Pantoffeln! Wahrhaft rührend, ganz erhebend! Aber," fuhr er fort, indem er sich zum Fenster wandte, „dein Spiegel hängt auch ganz verteufelt hoch!" Und damit nahm er mir mein dickes schweinsledernes corpus juris vor der Nase fort und legte es als Schemel auf den Fußboden; nachdem er also seiner Kürze nachgeholfen, betrachtete er sich in der fleckigen Spiegelscheibe mit augenscheinlichem Behagen. „Student!" sagte er noch einmal. „Meinst du nicht auch, der Schnurrbart ist in den kurzen acht Tagen doch schon hübsch gewachsen! Vivat der Alte! Weißt du, wir wollen heute Abend seine Gesundheit trinken; ich werde sehr guten Stoff besorgen. Nicht so, du willst doch? Der Alte hat es in der That verdient!"

„Freilich will ich, Archimedes," erwiderte ich; „sage nur auch die Anderen an, alles Uebrige werde ich besorgen."

„Trefflich, trefflich!" rief Archimedes. „Aber hier hast du dein corpus juris wieder; ich muß zunächst nun meine mathematica belegen; denn, lieber Freund, es soll höllisch jetzt geochst werden!"

Wie tanzend schritt er nach der Thür, nachdem er mir ein paar Mal muthig zugenickt hatte; plötzlich aber hielt er inne. „Weiß der Henker," sagte er; „ich muß immer wieder an diesen Schuft, den Käfer, denken! Er ist nicht mal ein ordentlicher Käfer, höchstens ein Insect der siebenten Ordnung, so eine Schnabelkerfe oder dergleichen etwas!"

Meine Gedanken waren schon wieder bei den Correalobligationen. „Was kümmert dich der Bursche," sagte ich obenhin; „der ist ja weit von hier!"

„Freilich, freilich," erwiderte Archimedes, indem er aus der Thür ging; „wir wollen die Naturgeschichte ruhen lassen." — —

Die kleine Kneiperei ging dann auch am Abend zur Herzensberuhigung unseres Freundes in bester Heiterkeit von Statten; als wir aber feierlich die Gesundheit seines Alten tranken, flüsterte er mir ganz ergrimmt ins Ohr: „Und daß er bald der Schnabelkerfe einen Fußtritt gebe!" dann stürzte er sein volles Glas herunter.

Es ist mir später klar geworden, daß in Betreff jenes Menschen eine unbestimmte Furcht in seiner Seele lag, die er selber freilich nicht mehr bestätigt sehen sollte. Im weiteren Verlaufe des Semesters erwähnte er desselben nicht wieder; seine Arbeiten mochten diese Dinge bei ihm zurückgedrängt haben; denn seiner Ankündigung gemäß betrieb er diese vom Morgenroth bis in die Mitternacht hinein.

* * *

Bei Beginn der Herbstferien reiste Archimedes nach Hause, weil mit dem Semester auch seine dafür berechnete Kasse ihr Ende erreicht hatte; ich blieb noch, um unter Benutzung der Universitätsbibliothek eine bestimmte Materie durchzuarbeiten. Erst kurz vor dem Wiederbeginn der Collegien folgte auch ich; ich wollte doch ein paar Tage mit den Meinen verleben.

Archimedes fand ich besonders heiter und in großer Regsamkeit. „Du kommst verteufelt spät, lieber Freund!" rief er mir entgegen; „aber der Alte ist splendid gewesen, ich reise wieder mit euch! Uebrigens ..." Und nun erfuhr ich, daß am letzten Tage noch ein Ball stattfinden solle, den ich nicht versäumen dürfe; seine kleine Phia würde auch erscheinen.

Dann schwieg er eine Weile und sah mit seinem kindlichen Lächeln zu mir auf. „Weißt du, lieber Freund," begann er wieder, „ich habe dabei auf dich gerechnet! Sie hat noch keinen Ball besucht; sie hat daher nicht so ihre gewohnten Tänzer wie die Anderen; nicht wahr, du hilfst mir, sie gleich ein wenig mit hineinzubringen?"

Ich dachte plötzlich wieder an die Willis. „Deine Schwester muß ja bezaubernd tanzen," sagte ich. „Wie wär's mit Polonaise und Cotillon? Willst du meine Bitte überbringen?"

Archimedes drückte mir die Hand. „Trefflich, trefflich, lieber Freund! Aber nun muß ich zum Schuster, ob meine neuen Lackirten doch auch fertig sind!" — —

Am Morgen des Festabends waren wir Alle in Bewegung; die Einen, um Handschuhe oder seidene Strümpfe einzukaufen — denn Archimedes war der Einzige, der stets in Lackstiefeln tanzte — die Anderen, um bei dem Gärtner einen heimlichen Strauß für die Angebetete zu bestellen. Diese Letzteren belächelte Archimedes, indem er sanft den Kopf emporschob; er hatte niemals eine Herzdame, sondern nur eine allgemeine cavaliermäßige Verehrung für das ganze Geschlecht, worin er vor Allem seine Schwester einschloß. Ich entsinne mich fast keiner Schlittenpartie, wobei sie nicht die Dame des eigenen Bruders war; es schien bei solchem Anlaß, als möge er sie keinem Dritten anvertrauen; sorgsam vor der Abfahrt breitete er alle Hüllen um und über sie, während das blasse Gesichtchen ihn dankbar anlächelte; und ebenso sorgsam und ritterlich hob er bei Beendigung der Fahrt sie wieder aus dem Schlitten.

So war denn Archimedes zum Festordner wie geschaffen und auch diesmal dazu erwählt worden. Als ich, wie gewöhnlich sein Gehülfe bei solcher Gelegenheit, am Vormittag des Festes in den Ballsaal trat, wo noch Einiges mit dem Wirthe zu ordnen war, fand ich ihn mit diesem bereits in lebhafter Unterhandlung. „Vorzüglich, ganz vorzüglich!" hörte ich ihn eben sagen; „also noch ein Dutzend Spiegellampetten an den Wänden, damit die Toiletten der Damen sich im gehörigen Lüstre präsentiren, und, Liebster, nicht zu vergessen die bewußten Draperien, um auch die Musikantenbühne in etwas zu verschönern!"

Während der Wirth sich entfernte, schritt Archimedes auf mich zu, der ich am anderen Ende des Saales die Tischchen mit den Cotillonraritäten revidirte; aber der Ausdruck seines guten Gesichts schien den heiteren Worten, die ich erst eben von ihm gehört hatte, wenig zu entsprechen.

„Was fehlt dir, Archimedes?" frug ich. „Deine Schwester ist heute Abend doch nicht abgehalten?"

„Nein, nein!" rief er. „Sie wird schon kommen, und wenn auch erst um zehn Uhr, nachdem der Alte zur Ruhe gegangen ist; aber ich denke sie noch früher loszunesteln!"

„Nun also, was ist es denn?"

„O, es ist eigentlich nichts, lieber Freund; aber dieser Käfer, der Herr Hausverwalter! Ich glaube, das arme Ding fürchtet sich ordentlich vor ihm. Stelle dir's vor, er unterstand sich heute, auf mein Zimmer zu kommen und uns Beiden zu erklären, der Herr Etatsrath werde das sehr übel vermerken, wenn das Fräulein auf den Ball ginge; und das Fräulein hing so verzagt an seinem unverschämten Munde; es fehlte nur noch, daß er ihr geradezu den Ball verboten hätte!"

Archimedes zuckte mit seinem Stöckchen ein paar Mal heftig durch die Luft. „Ich werde diesem Käfer noch die Flügeldecken ausreißen!" sagte er und machte seine Offiziersaugen. „Der Mensch unterstand sich sogar, mich bei meinem Vornamen anzureden; da habe ich ihm denn seinen Standpunkt klar gemacht und ihn hierauf sanft aus der Thür geschoben; siehst du" — und er erhob den Arm — „mit dieser meiner eigenen Hand, die leider ohne Handschuh war!" Er ging ein paar Mal auf und nieder. „Zu toll, zu toll!" rief er. „Während meiner Philippika hatte

das Kind mich fortwährend am Rock gezupft; nun der Bursche fort war, bat sie mich unter Thränen, sie doch zu Haus zu lassen. Aber sie soll nicht; sie soll auch einmal, wie Andere, eine Freude haben; und sie hat mir's denn endlich auch versprochen."

Archimedes steckte beide Hände in die Taschen und blickte eine Weile schweigend gegen die Saaldecke. „Das arme Ding," sagte er; „sie hatte so ein Paar große erschrockene Kinderaugen! Wenn der Halunke es sie später nur nicht entgelten läßt! Nun, am Ende, wir sind denn doch nicht aus der Welt!"

Und allmälig beruhigten sich seine Gesichtszüge, und sein gutes Lächeln trat wieder um seinen wohlgeformten Mund. „Aber noch Eines, lieber Freund," begann er aufs Neue; „ich weiß, du bist auch so etwas für die Blumensträuße, und du meinst es stets aufs trefflichste; aber — sende ihr keinen! Nicht um meiner Grille halben, es würde sie ja wohl erfreuen; es ist nur — in unserem Hause paßt das mit den Blumensträußen nicht. Aber komm und hilf mir; die kleine Phia soll denn doch nicht ohne Blumen auf den Ball!"

Und dann gingen wir mit einander fort und kauften die schönste dunkelrothe Rose für das schwarze Haar des blassen Mädchens.

* *
*

Meine Schwester war von einem leichten Unwohlsein befallen; so kam es, daß ich Abends allein und erst kurz vor Beginn des Tanzes in das Vorzimmer des Ballsaales trat.

Archimedes kam mir schon entgegen. „Ah!" rief er, „vortrefflich, daß du da bist! Nun wollen wir auch sofort beginnen!"

Aber ich hielt ihn noch zurück. „Einen Augenblick!" sagte ich; „ich muß mir erst die Handschuh' knöpfen." In Wahrheit aber wollte ich ihn selber nur betrachten; dieser kunstvoll frisirte Haarpull, der kohlschwarz gewichste Schnurrbart, dazu das fröhliche und doch gemessene Werfen des Kopfes, das elegante Schwenken des kleinen Chapeau-claque — in Wahrheit, er imponirte mir noch immer.

„Deine Schwester ist doch drinnen?" frug ich dann, nach der offenen Thür des Saales zeigend, indem ich mich zugleich für vollkommen tanzfähig erklärte.

Er drückte mir die Hand. „Alles in Ordnung, lieber Freund!"

Als dann gleich darauf die Musik einsetzte, schritt Archimedes erhobenen Hauptes in den Saal, und ich folgte ihm, um meiner Dame zur Polonaise die Hand zu reichen. Aber sie war nicht unter ihren Altersgenossinnen, die am anderen Ende des Saales sich wie zu einem Blumenbeet zusammengeschart hatten; ich fand sie gleich am Eingang bei einem mir unbekannten, unschönen und plump gekleideten Mädchen sitzend. Sophie Sternow trug ein weißes Kleid mit silberblauem Gürtelbande; das glänzende, an den Schläfen schlicht herabgestrichene Haar war im Nacken zu einem schweren Knoten aufgeschürzt; aber weder die Rose, welche ihr Bruder unter meinem Beirath Vormittags für sie gekauft hatte, noch sonst ein Schmuck, wie ihn die Mädchen lieben, war daran zu sehen.

Ein leichtes Roth flog über ihr Antlitz, als ich auf sie zutrat. „Freund Archimedes," sagte ich, „wird mir hoffentlich den Tanz gesichert haben; ich möchte nicht zu spät gekommen sein."

Ein flüchtiger Blick aus ihren dunklen Augen streifte mich. „Ich danke Ihnen," sagte sie fast demüthig, indem sie, mich kaum berührend, ihre Hand auf den ihr dargereichten Arm legte, „aber auch ohne dies wären Sie nicht zu spät gekommen."

Ich hatte sie lange nicht gesehen; aber

Freund Archimedes irrte, das waren keine Kinderaugen mehr.

Wir tanzten dann, und ich würde noch jetzt sagen, daß sie trefflich tanzte; nur empfand ich in ihren anmuthigen Bewegungen nichts von jener frohen Kraft der Jugend, die sonst in den Rhythmen des Tanzes so gern ihren Ausdruck findet. Dies und die etwas zu schmalen Schultern beeinträchtigten vielleicht in etwas die sonst so eigenthümlich schöne Mädchenerscheinung.

Nach beendigtem Tanze führte ich sie an ihren Platz zurück, und sie setzte sich wieder neben das häßliche Mädchen, welches von Niemandem aufgefordert war und jetzt froh schien, wenigstens für den Augenblick aus seiner Verlassenheit erlöst zu werden. Als ich in dem Gewirre der sich auflösenden Paare Archimedes zu Gesicht bekam, konnte ich die Frage nicht unterlassen, ob er denn die Rose von heute Morgen seiner Schwester nicht gegeben habe.

„Freilich, freilich!“ erwiderte er, indem er zugleich einen Inspectionsblick in dem Saal umherwarf; „aber die Kleine scheint auf einmal eigensinnig geworden; sie wollte keine Blumen tragen; sie konnte nicht einmal sagen, weshalb sie es nicht wollte; sie bat mich flehentlich um Verzeihung, daß sie es nicht könne; denn, in der That, ich wurde fast ein wenig zornig! — Nun, lieber Freund,“ setzte er in munterem Ton hinzu, „die Damen haben ihre Launen, und jetzt werde ich selber mit der kleinen Dame tanzen!“

Während er dann zunächst noch zu den Musikanten ging, blickte ich im Saal umher. Die blasse Phia Sternow war die Einzige, deren junges Haupt mit keiner Blume geschmückt war; in dem duftweißen Kleide mit dem Silbergürtel erschien sie fast nur wie ein Mondenschimmer neben ihrer plump geputzten Nachbarin. Und wieder mußte ich an die Willis denken, und jenes phantastische Mitgefühl, das ich als halber Knabe für sie empfunden hatte, überkam mich jetzt aufs Neue. Dies verleitete mich auch, als ich später mit der Busenfreundin meiner Schwester im Contretanze stand, diese etwas männliche Brünette mit ziemlich unbedachten Vorwürfen wegen einer solchen, wie ich mich ausdrückte, absichtlichen Trennung von der früheren Schulgenossin zu überhäufen. Hatte ich doch mit steigender Erregung wahrgenommen, daß keine der hiesigen jungen Damen sie begrüßte, wenn sie an ihrem Platz vorübergingen, ja daß eine derselben mit plötzlicher Bewegung den Kopf zur Seite wandte, da sie unerwartet in der Tanzkette ihr die Fingerspitzen reichen mußte.

Schon während meiner Rede hatte ich bemerkt, daß meine Tänzerin eine kriegsbereite Haltung annahm. „Sprechen Sie nur weiter!“ sagte sie jetzt, als ich zu Ende war; „ich höre schon.“ Und dabei trat sie einen Schritt zurück, als wolle sie mich besser Aug' in Auge fassen.

Als ich hierauf noch einmal betonte, was nach meiner Meinung in diesem Falle vorzubringen war, ließ die schöne Braune mich ruhig ausreden; dann sagte sie mit einer Gemessenheit, die seltsam zu dem jungen Munde stand: „Ich verstehe das Alles wohl; aber finden Sie nicht selbst, daß es Fräulein Sternow völlig frei steht, unsere Gesellschaft aufzusuchen, wenn sie anders meinen sollte, daß sie noch dahin gehöre?“

„Dahin gehöre?“ Ich wiederholte es fast erschrocken. „Sie wollen doch die Aermste nicht für ihr väterliches Haus verantwortlich machen?“

Fräulein Juliane — so hieß die schöne Männin — zuckte nur die Achseln; gleich darauf mußten wir tanzen. Als wir wieder auf unserem Platze standen, gewahrte ich die Besprochene in der anderen Reihe neben uns, und so konnte

das Gespräch nicht wieder aufgenommen werden. Zu meiner stillen Genugthuung bemerkte ich wenigstens, daß Phia Sternow von den Tänzern nicht vergessen wurde, wenn freilich diese auch meist nur aus den Freunden ihres Bruders und diesem selbst bestanden. Sie erschien mir jetzt, da der Tanz ein leichtes Roth auf ihre Wangen gehaucht hatte, so über Alle schön, daß ich fast laut zu mir selber sagte: „Der Neid; es ist der Neid, der sie verfehmt."

Die Hälfte des Abends war vorüber; der Cotillon, der Tanz, wo es gilt, die Pausen zu verplaudern, führte mich wieder mit ihr zusammen. Den vorhergehenden Walzer hatte ich in einem Anfalle von Barmherzigkeit mit ihrer unschönen Nachbarin getanzt, und Sophie Sternow hatte mich, da ich sie von ihrer Seite holte, mit einem dankbaren Lächeln angeblickt, dem einzigen, das ich an diesem Abend auf ihrem jungen Antlitz sehen sollte. „Wer ist das Mädchen?" frug ich jetzt. „Sie scheint eben keine beliebte Tänzerin."

Phia blickte flüchtig zu mir auf. „Sie ist eine Fremde," sagte sie dann; „sie hat hier keine Freunde."

Sie schwieg, und ich suchte nach einem anderen Unterhaltungsstoff. Was aber sollte ich reden, ohne bei der Armseligkeit dieses Lebens anzustoßen! Da begann ich von ihrem Bruder, von seinem redlichen Fleiße, von unserem treuen Zusammenhalten. Nur aus den geöffneten Lippen und den regungslos auf mich gerichteten Augen erkannte ich, mit welcher Theilnahme sie meinen Worten folgte; aber auch jetzt brach kein Lächeln durch den leidenden Ernst dieser jungen Züge.

„Fräulein Sophie," sagte ich, „ich weiß es, Sie haben durch den Fortgang dieses Bruders viel verloren!"

Ein kaum hörbares „Ja" war die Antwort. Als ich aber dann, des aufs Neue bevorstehenden Scheidens gedenkend, hinzufügte: „Diesmal werden Sie ihn schon nach ein paar Monden wiederhaben!" da schloß sie die Augen, als wolle sie in keine Zukunft blicken, und hielt ihr Antlitz wie das einer schönen Todten mir entgegen.

„Fräulein Sophie!" erinnerte ich leise; denn ich sollte meine Dame zu dem mit Blumensträußen gefüllten Körbchen führen.

Sie schlug langsam die Augen wieder auf, und wir tanzten diese und noch manche andere Tour; gesprochen aber haben wir nicht viel mehr mit einander.

Gern hätte ich noch vor der gemeinschaftlichen Abreise am anderen Morgen meine Schwester über die Vorgänge des verflossenen Abends ausgeforscht; aber der Wagen hielt schon früh um fünf Uhr vor dem Hause, und ihres Unwohlseins halber durfte sie nicht wie sonst das letzte Viertelstündchen beim Morgenthee mit mir verplaudern.

* *
*

Es kann endlich nicht länger verschwiegen werden, daß Archimedes während der langen Wartezeit daheim auch bei anderen als den bisher erwähnten Anlässen mit jenen kleinen Gläsern in Berührung gekommen war. — Im Hinterstübchen eines Gasthofes, wo sonst nur die Leute aus der Marsch ihre Anfahrt hielten, pflegte sich ein paar Mal wöchentlich ein Kleeblatt älterer Männer zusammenzufinden, sämmtlich voll mannigfacher Welterfahrung und scharfer rücksichtsloser Beurtheilung aller übrigen Menschen. Bei einer Pfeife Petit-Kanasters und einem Gläschen feinsten und nur in diesem Stübchen zum Ausschank kommenden Pomeranzen-Liquors, das ohne Bestellung vor Jeden hingestellt und ebenso erneuert wurde, verstanden sie es, die respectabelsten Häupter der Stadt in so einseitige Beleuch-

tung zu rücken, daß sie Jedem als die lustigsten Caricaturen erscheinen mußten. Diesen Leuten, welche in halbem Bruche mit der übrigen Gesellschaft sich selbst genug waren, hatte im letzten Winter Archimedes sich als Vierter angeschlossen, nachdem er mit dem Hauptwortführer derselben, einem früheren Offizier, eines Nachmittages auf der Eisfläche des jetzt verschwundenen Mühlenteiches in allen Kunstformen des Schlittschuhlaufes gewetteifert hatte.

Zwar hatte er, als dann im Hinterstübchen des Gasthofes die bestbeleumdetsten Honoratioren in so possenhafter Verwandlung vorgeführt wurden, anfänglich sein gutmüthiges Haupt geschüttelt; das Gläschen, welches auch ihm gesetzt und gefüllt wurde, war für ihn durchaus nothwendig, um nur die spaßhafte Seite dieses Puppenspiels zu sehen; aber freilich, das Mittel schlug auch an, und so kam es, daß er an den betreffenden Abenden meist schon als der Erste des nunmehrigen Vierblattes vor seinem Gläschen saß, in ungeduldiger Erwartung, daß mit dem Erscheinen der drei anderen Gäste das Stück aufs Neue beginnen möge. Er bedurfte eben eines kräftigeren Anreizes, als der Verkehr mit den ihm immer grüner erscheinenden Gelehrtenschülern ihm zu bieten vermochte.

Daß eine eigentliche Neigung zum Trinken in Archimedes steckte, habe ich nie bemerkt; jedenfalls schien zu solchem Bedenken jeder Anlaß verschwunden, sobald er den Boden der Universität betreten hatte. — Da tauchte — etwa einen Monat nach unserer letzten Rückkehr — unter einer Anzahl ihm bekannter Corpsstudenten eine Tollheit auf, welche vielleicht von einzelnen älteren Herren noch jetzt als ein Auswuchs ihres Jugendübermuths belächelt wird, welche aber für Andere der Anfang des Endes wurde. Ohne Ahnung jener späteren Aera des Absinthes, behaupteten sie, in dem „Pomeranzen-Bittern" den eigentlichen Feind des Menschengeschlechts entdeckt zu haben, und erklärten es für eine der idealsten Lebensaufgaben, selbigen, wo er immer auch betroffen würde, mit Hintenansetzung von Leben und Gesundheit zu vertilgen. Dieser Erkenntniß folgte rasch die That: eine ‚Bitternvertilgungscommission' wurde gebildet, die an immer neu erforschten Lagerorten des Feindes ihre fliegenden Sitzungen hielt. Die Sache wurde bekannt und begann über die Studentenkreise hinaus Anstoß zu erregen; sogar ein Anschlag am schwarzen Brett erschien, welcher den Studenten unter Androhung der Relegation den Besuch einer Reihe näher bezeichneter Häuser untersagte, natürlich nur ein Sporn zu noch heldenhafteren Thaten.

Zu meinem Schrecken erfuhr ich, daß auch Archimedes sich diesem Unwesen zugesellte. Hatte die Oede seines niedergehaltenen Lebens ihn zu jenem älteren Kleeblatt hingetrieben, so war es jetzt das in dieser Sache steckende Stückchen Sport, das ihn heranzog; er kannte ja jenen Feind des menschlichen Geschlechts seit lange, er mußte mit dabei sein. Vergebens suchte ich ihn zurückzuhalten. „Liebster," sagte er, „laß mich auch einmal, wie du es nennst, ein wenig toll sein; ich versäume ja nichts damit! Und so beruhige dein treues Herz, auch wenn dir für unsere erhabene Sache das Verständniß fehlen sollte!"

Er machte seine kriegerischen Augen und sah mich dabei mit seinem besten Lächeln an; mir blieb zuletzt nichts übrig, als der Sache ihren Lauf zu lassen. Denn darin freilich unterschied er sich von den Genossen seiner Tollheit, außer seiner Gesundheit wurde nichts von ihm versäumt. Gewissenhaft, und wenn die Stunde noch so früh war, besuchte er seine Collegien, und war die eine Nacht

durchraſt, ſo wurde unfehlbar die darauf folgende hindurch gearbeitet. Auf ſeiner Spritmaſchine, welche brennend neben ihm ſtand, filtrirte er ſich den ſtärkſten Kaffee, und vermochte auch der dem erſchöpften Körper die Müdigkeit nicht fern zu halten, ſo holte Archimedes, wenn alle anderen Bewohner des Hauſes ſchliefen, ſich aus der Pumpe auf dem Hofe einen Eimer eiskalten Waſſers, um ſeine nackten Füße dahineinzuſtecken und dann frei von jedem verführeriſchen Schlafverlangen in ſeiner Arbeit fortzufahren.

Dieſe zweite, wenn auch achtungswerthe Tollheit hatte er vor mir wie vor allen Anderen verborgen gehalten; aber freilich, ihre Folgen konnten nicht verborgen bleiben. Wir waren diesmal Beide in den Weihnachtsferien nicht nach Hauſe geweſen; es ging ſchon in den März, als ich eine auffallende Veränderung in dem Weſen meines Freundes wahrnahm: der ſonſt ſo ordnungsliebende Mann war verſchwenderiſch geworden; er machte wiederholt allerlei ſeltſame Ankäufe, die ſeine knappen Mittel bei weitem überſtiegen. Außer den theuerſten Zirkeln, welche ihm gleichwohl immer nicht genügten, war ſeine Erwerbsluſt auf verſchiedene Arten von Stoßrappieren gerichtet, eine Waffe, die auf unſerer Univerſität nicht gebräuchlich war, aber freilich, ſeiner Perſon entſprechend, gern und mit Geſchick von ihm gehandhabt wurde; endlich kamen ſogar Lackſtiefel mit immer dünneren und biegſameren Sohlen an die Reihe.

Als ich ihn über dieſe mir ganz unverſtändliche Verſchwendung zur Rede ſtellte, glaubte ich etwas Unheimliches in ſeinen Augen aufleuchten zu ſehen. „Geduld, Geduld!“ ſagte er haſtig. „Kein voreiliges Urtheil, Liebſter! Ich habe jetzt endlich einen Schuſter aufgefunden, ein excellenter Burſche, ausnehmend excellent! Wenn ſie fertig ſind, werde ich in den durchaus vollkommenen Stiefeln zu dir kommen —“

„Aber, Archimedes,“ unterbrach ich ihn, „was willſt du damit und mit all' deinen Zirkeln und Rappieren?“

Er ſah mich mit weit aufgeriſſenen Augen an; der Erwerb jener letzteren Dinge war ihm offenbar entfallen, obgleich die Rappiere in ſeinem Zimmer eine halbe Wand bedeckten.

Plötzlich, einige Tage danach, in welchen ich ihn nicht geſehen hatte, hieß es, Archimedes liege am Nervenfieber, es ſtehe ſchlecht mit ihm. Eilig ging ich nach ſeiner Wohnung; aber ich erſchrak, ich erkannte ihn faſt nicht; in ſeinem Bette lag etwas wie ein kleiner abgezehrter Greis, und noch heute würde ich die Möglichkeit einer ſo raſchen Wandlung beſtreiten, wenn ich ſie nicht mit offenen Augen erlebt hätte. — Ein uns Beiden befreundeter junger Arzt von anerkannter Tüchtigkeit hatte ihn in Behandlung genommen; auch eine von dieſem beſorgte Wärterin war vorhanden.

Archimedes bewegte ſeinen Kopf, als ob er mir zunicken wolle. „Lieber Freund,“ flüſterte er, „ich fürchte, ich bin recht wunderlich geweſen die letzte Zeit; aber nun, es wird nun beſſer werden!“ Er verſuchte zu lächeln, nachdem er langſam und kaum verſtändlich dies geſprochen hatte; aber es gelang ihm ebenſo wenig wie der Verſuch, ſich dann auf ſeinen Kiſſen umzuwenden; die Wärterin ſtand auf, und wir Beide hoben und legten ihn, bis er zufrieden war.

Bald darauf kam auch der Arzt. Als wir nach einiger Zeit zuſammen das Haus verließen, wollte er keine beſtimmte Hoffnung geben; als ein eigentliches Nervenfieber bezeichnete er die Krankheit nicht; der Grund derſelben liege in den fortgeſetzten Ausſchreitungen nach zweien Seiten, welche dieſer an ſich zarte Körper nicht habe ertragen können.

In meiner Wohnung angelangt, ſetzte ich mich ſofort hin und gab dem Vater

brieflich über diesen Stand der Dinge Auskunft; ich glaubte ihm anheimstellen zu müssen, ob er bei dem ungewissen Ausgang persönlich kommen oder aber der Schwester die Reise an das Krankenbett des Bruders gestatten wolle; zugleich bat ich, mit Rücksicht auf das zu Ende gehende Quartal, um Uebersendung einer Geldsumme für diesen außerordentlichen Fall.

Mit umgehender Post erhielt ich auch ein eigenhändiges Schreiben des Herrn Etatsraths: sein herrlicher Archimedes solle erfahren, daß sein Vater sich der vollen Verantwortlichkeit bewußt sei, einen Jüngling wie ihn der Mit- und Nachwelt zu erhalten; durch den Herrn Käser würden instanter die ausreichendsten Mittel an mich, dem er sein vollstes Vertrauen entgegenbringe, eingehen; im Uebrigen solle ich den Arzt zum Teufel jagen; die Sternows hätten allzeit eine Constitution gehabt, welche ohne diese Pfuscherkünste in das Geleise der Natur zurückzufinden wisse.

Damit schloß das Schreiben; von einem persönlichen Kommen, sei es des Schreibers selber oder seiner Tochter, war nichts erwähnt. Die Geldsendung indessen erfolgte wirklich; es war eine elende Summe, die kaum ausgereicht hätte, die Wärterin auf längere Zeit hin zu besolden. — Sie sollte freilich hierfür noch mehr als ausreichend gewesen sein. Acht Tage waren vergangen; Archimedes wurde immer schwächer.

Als ich dann eines Vormittags in sein Zimmer trat, fand ich ihn schwer athmend, mit geschlossenen Augen; in seinem Antlitz schien aufs Neue eine Veränderung vorgegangen zu sein, ob zum Leben oder zum Tode, vermochte ich nicht zu erkennen; etwas wie eine ruhige Klarheit war in seinen Zügen; aber die Finger der Hand, welche auf der Decke lagen, zuckten unruhig durch einander. Ich stand schon lange vor ihm, ohne daß er meine Anwesenheit bemerkt hätte.

„Der Herr ist schwer krank!" sagte die Wärterin, die vor einer Tasse Kaffee in dem alten Lehnstuhl saß. „Sehen Sie nur" — und sie fuhr sich mit der Hand unter ihrer Mütze hin und her, als wolle sie andeuten, daß es auch unter der Hirnschale des Kranken nicht in Ordnung sei — „alle die lackirten Stiefelchen habe ich dem Bette gegenüber in die Reihe stellen müssen, und es wollte immer doch nicht richtig werden, bis ich endlich dort das eine Pärchen oben an und dann noch wieder eine Hand breit vor den anderen hinausgerückt hatte. Du lieber Gott, so kleine Füßchen und so viele schöne Stiefelchen!"

Die Alte mochte dies etwas laut gesprochen haben, denn Archimedes fuhr mit beiden Händen an sein Gesicht und zupfte daneben in die Luft, als säße sein armer Kopf noch zwischen den steifen Vatermördern, die er in gewohnter Weise in die Richte ziehen müsse; dann schlug er die Augen auf und blickte um sich her. „Du?" sagte er, und ein Anflug seines alten verbindlichen Lächelns flog um seinen Mund. „Trefflich, trefflich!"

Er hatte das kaum verständlich hingemurmelt; aber plötzlich richtete er sich auf, und mich wie mühsam mit den Augen fassend, sprach er vernehmlich: „Ich wollte dir doch etwas sagen! Weißt du es denn nicht? Du mußt mir helfen; ich wollte dich darum holen lassen. — Ja so! Ich glaube" — er stieß diese Worte sehr scharf hervor — „es hätte etwas aus mir werden können; nicht wahr, du bist doch auch der Meinung? Ich habe darüber nachgedacht."

Er schwieg eine Weile; dann warf er heftig den Kopf auf seinem Kissen hin und her. „Pfui, pfui, man soll seine Eltern ehren; aber, weißt du ... auf meines Vaters Gesundheit kann ich doch nicht

wieder trinken; und darum ..." Seine Hände fuhren auf dem Deckbett hin und her. „Nein," hub er wieder an, „lieber Freund, das war es doch nicht, was ich dir sagen wollte; entschuldige mich, du mußt das wirklich entschuldigen!"

Bei den letzten Worten waren seine Augen im Zimmer umhergeirrt, und seine Blicke verfingen sich an dem Stiefelpaar, womit er der Wärterin, nach deren Erzählung, so viele Mühe gemacht hatte; dem einzigen, welches Spuren des Gebrauches an sich trug.

Ein glückliches Lächeln ging über sein eingefallenes Antlitz. „Nun weiß ich es!" sagte er leise; und mit seiner abgezehrten Hand ergriff er die meine, die andere hob sich zitternd und wies mit vorgestrecktem Zeigefinger nach den Stiefeln. „Das war unser letzter Ball, lieber Freund; du tanztest mit meiner Schwester, mit meiner kleinen Phia; aber sie war doch nicht vergnügt ... sie ist noch so jung; aber sie konnte nicht vergnügt sein — ich habe immer daran denken müssen: so allein mit dem Alten und den Zeitungen und dem ... verfluchten Käfer!"

Er hatte beide Arme aufgestemmt und sah mit wilden Blicken um sich. „Sie hat mir nicht geschrieben, gar nicht; auf alle meine Briefe nicht!"

Die Wärterin erhob warnend ihre Hand. „Der Herr spricht zu viel!" Aber Archimedes warf ihr seine Cavaliersaugen zu; „dummes Weib!" murmelte er; dann, wie von der letzten Anstrengung ermüdet, ließ er sich zurücksinken und schloß die Augen. Er athmete ruhig, und ich glaubte, er werde schlafen; aber noch einmal, ohne sich zu regen, flüsterte er mit unaussprechlicher Zärtlichkeit: „Wenn ich nur erst das Examen ... Phia, meine liebe kleine Schwester!"

Dann schlief er wirklich; ich legte seine Hand, welche wieder die meine ergriffen hatte, auf das Deckbett und ging leise fort. — —

Als ich am anderen Morgen wieder durch den unteren Flur des Hauses ging, schlurfte der Eigenthümer desselben, ein hagerer Knochendreher, auf seinen Pantoffeln hinter mir her und zog mich unter Höflichkeitsgeberden in eins der nächsten Zimmer, wo ich außerdem noch seine wohlgenährte Gattin, welche der eigentliche Mann des Hauses war, und eine ältliche Tochter antraf, die wie ein weiblicher Knochendreher aussah. Alle umringten mich und redeten durch einander auf mich ein: sie hätten vor ein paar Jahren erst das theure Haus mit all' den schönen Zimmern hier gekauft; das könne ich wohl denken, daß noch schwere Hypotheken darauf lasteten, und noch ständen just die besten Zimmer unvermiethet, obschon die Herren es doch nirgend besser als bei ihnen haben könnten! — Ich wußte anfänglich nicht, wo alles dies hinaus sollte; dann aber kam's: sie fürchteten für ihren rückständigen Miethzins; ich sollte ihnen helfen, denn — Archimedes war um Mitternacht verschieden.

Ich stieß diese Leute, die freilich nur ihr gutes Recht zu decken suchten, fast gewaltsam von mir und stieg langsam die Treppe nach dem Oberhaus hinauf. — „Also doch! Todt; Archimedes todt!"

Und da stand ich vor seinem schon erkalteten Leichnam; aber sein eingefallenes Todtenantlitz trug wieder den Ausdruck der Jugend, und mir war, als schwebe noch einmal sein gutes Lächeln um die erstarrten Lippen.

* * *

Als ich in den Osterferien nach Hause kam, war mein erster Gang zu dem Herrn Etatsrath; nicht daß mein Herz mich zu dem Vater meines verstorbenen

Freundes hingetrieben hätte, es waren vielmehr geschäftliche Dinge, und nicht der angenehmsten Art. Die Begräbnißkosten und die Forderungen des Hauswirths waren durch Herrn Käfer in irgend einer Art geordnet; aber jene während der dem eigentlichen Krankenlager vorangehenden Gemüthsstörung zusammengekauften Gegenstände waren zum größten Theile von dem Verstorbenen unbezahlt gelassen. Zwar hatten später die Verkäufer dem Herrn Etatsrath ihre Rechnungen eingesandt, aber es war darauf weder Geld noch Antwort erfolgt. Nun hatten sie dieselben noch einmal ausgestellt und mir, den sie als Freund und Landsmann ihres Schuldners kannten, mit der Bitte um Verwendung bei dem Vater übergeben.

Bei meinem Eintritt in den Hausflur sah ich eine weibliche Gestalt mit einer blauen Küchenschürze, als wolle sie nicht gesehen werden, durch eine Hinterthür verschwinden; ob es eine Magd, oder wer sie sonst war, vermochte ich so rasch nicht zu erkennen. Da ich indessen den braunrothen Kopf des Herrn Etatsraths von der Straße aus in einem der unteren Zimmer bemerkt hatte, so pochte ich, da sich sonst Niemand zeigte, ohne Weiteres an die betreffende Zimmerthür. Es erfolgte jetzt etwas wie das Brummen eines Bären aus einer dahinter liegenden Höhle; ich nahm es für ein menschliches „Herein“ und fand dann auch den Herrn Etatsrath im Lehnstuhl an seinem mit Papieren bedeckten Schreibtisch sitzen, wo ich ihn vorhin durchs Fenster erblickt hatte. Ihm zur Seite stand ein kleiner Tisch, darauf eine Krystallflasche mit Madeira und ein halbgeleertes Glas. Als ich näher trat, sah er mich eine Weile mit offenem Munde an; dann langte er hinter sich nach einem Schränkchen und brachte ein zweites Glas hervor, das er sofort füllte und nach der anderen Seite des Tisches schob.

„Sie sind der Sohn des Justizraths,“ begann er; „aber setzen Sie sich, junger Mann! Sie waren der Freund meines unvergeßlichen Archimedes; Sie werden das zu schätzen wissen!“

Ich gab dem meine Zustimmung und erzählte, den Tod und die vermuthliche Todesursache des Verstorbenen übergehend, von der Gewissenhaftigkeit, womit er unter allen Umständen und bis zuletzt seine Studien betrieben hatte, und von mancher freundlichen Aeußerung seiner Fachprofessoren, welche nach seinem Tode mir zu Ohren gekommen war.

Der Herr Etatsrath hatte indessen sein Glas geleert und wiederum gefüllt. „Junger Mann,“ sagte er, „erheben wir den Pocal und trinken wir auf das Gedächtniß des ersten Mathematikus unseres Landes; denn das war mein Archimedes schon jetzt in seinen jungen Jahren! Ich, der ich denn doch ein ganz anderer Gewährsmann bin als jene soeben von Ihnen in Bezug genommenen Professoren, ich selber habe ihn geprüft, als der Selige zum letzten Mal in diesem Hause weilte. Wenn ich sage: geprüft, so will das Wort sich eigentlich nicht schicken; denn mein Archimedes war der Größere von uns Beiden!“ — Und seine Blicke legten sich wie drückende Bleikugeln auf die meinen, während er mit mir anstieß und dann in einem Zug sein Glas heruntergoß.



Damals fürchtete ich mich noch nicht vor einem tüchtigen Trunk. „In memoriam“ sprach ich und folgte seinem Beispiel. Der Herr Etatsrath nickte und schenkte die Gläser wieder voll. „Sie haben,“ hub er aufs Neue an, „Ihren großen Commilitonen mit allen studentischen Ehren zu seiner letzten Ruhestatt begleitet; so verhielten wir es auch zu meiner Zeit; besonders bei unserem Consenior, den wir Mathematiker ‚Rhomboides‘ nannten! Er war ein Rheinländer; aber der Wein war bei ihm ein überwundener Standpunkt; er trank des Morgens Rum

und des Abends wieder Rum; und so fiel er auch nicht, wie mein unsterblicher Archimedes, als ein Opfer der Wissenschaft, er war vielmehr dem Laster der Trunksucht ergeben und ging dadurch zu Grunde. Deß ohnerachtet bliesen wir ihn mit zwölf Posaunen zu Grabe und tranken sodann im Rathskeller so tapfer auf seine fröhliche Urständ, daß bei Anbruch des Morgens nur noch Wenige von uns an das Tageslicht hinaufzugelangen vermochten. Aber" — sein Blick war auf mein unberührtes Glas gefallen — „Sie haben ja nicht getrunken! ‚Dulce merum', sagt Horatius; schenken Sie sich selber ein; es freut mich, einmal wieder mit einem flotten Studiosus den Pocal zu leeren!"

Die Gesellschaft des Herrn Etatsraths begann mir unheimlich zu werden, auch wollte ich endlich meine Rechnungen zur Sprache bringen und zog deshalb, indem ich zugleich seiner Aufforderung folgte, mein Päckchen aus der Tasche und begann die Papiere vor ihm hinzubreiten.

Er würdigte dieselben keines Blickes; die Erläuterungen aber, welche ich hinzuzufügen für nöthig hielt, schien er aufmerksam anzuhören. „Gewiß, mein junger Freund," sagte er dann, als ich zu Ende war, „mein herrlicher Archimedes wäre ja kein Student gewesen, wenn er nicht mit etwelchen Schulden in die Ewigkeit gegangen wäre! Geben Sie, junger Mann, die Rechnungen dieser Böotier an den Herrn Käfer zur weiteren Hinterlegung oder, was ich für das Schicklichste erachte, retradiren Sie selbige an ihre ehrenwerthen Autoren!"

Ich glaubte den Sinn dieser Worte nicht recht gefaßt zu haben. „Aber sie sollen doch bezahlt werden?" wagte ich einzuwenden.

„Nein, mein junger Freund" — und die stumpfen Augen sahen unter den schwarzen Borstenhaaren mich fast höhnisch an — „ich sehe dazu nicht die mindeste Veranlassung."

Ich mag dem Herrn Etatsrath wohl ein recht verblüfftes Gesicht gemacht haben, als ich meine Rechnungen zusammensammelte und wieder in die Tasche steckte; dann aber nahm ich meinen Abschied, so sehr er mich auch mit trunkener Höflichkeit zurückzuhalten suchte.

Als ich auf den Flur hinaustrat, vernahm ich dort ein halb unterdrücktes Weinen, und da ich den Kopf wandte, sah ich auf den Stufen einer Treppe, die hinter dem Zimmer des Etatsraths in das Oberhaus hinaufführte, eine weibliche Gestalt hingekauert; an der blauen Schürze, in die sie ihr Gesicht verhüllt hatte, glaubte ich sie für dieselbe zu erkennen, die sich vorhin so hastig meinem Blick entzogen hatte.

Als ich unwillkürlich näher trat, erhob sie den Kopf ein wenig, und zwei dunkle Augen blickten flüchtig zu mir auf.

„Fräulein Sophie!" rief ich; denn ich hatte sie erkannt, obgleich ihr schönes Antlitz durch einen fremden scharfen Zug entstellt war. „Ja, weinen Sie nur; er hat Sie sehr geliebt! O, Fräulein Phia, wenn Sie nicht kommen konnten, weshalb schwiegen Sie auf alle seine Briefe?" — Das einsame Sterbelager meines Freundes war vor mir aufgestiegen; ich hatte es nicht lassen können, diesen Vorwurf auszusprechen.

Sie antwortete mir nicht; sie wühlte das Haupt in ihren Schoß und streckte beide Arme händeringend vor sich hin; ein Schluchzen erschütterte den jungen Körper, als ob ein stumm getragenes ungeheures Leid zum Ausbruch drängte.

War das allein die Trauer um den Todten, was sich da vor meinen Augen offenbarte? — Unschlüssig stand ich vor ihr; dann begann ich zu berichten, was ich immerhin der Schwester des Verstorbenen schuldig zu sein meinte: von ihres

Bruders letzten Tagen, von seiner Sehnsucht nach der fernen Schwester und wie ihr Name von seinem sterbenden Munde auch für mich das Abschiedswort von ihm gewesen sei.

Ich schwieg einen Augenblick. Als ich noch einmal beginnen wollte, streckte sie abwehrend, in leidenschaftlicher Bewegung die Hände gegen mich. „Dank, Dank!“ rief sie mit einer Stimme, die ich nie vergessen werde; „aber gehen Sie, aus Barmherzigkeit, gehen Sie jetzt!“ Und ehe ich es verhindern konnte, hatte sie meine Hand ergriffen, und ein paar fieberheiße Lippen drückten sich darauf.

Beschämt und verwirrt, zögerte ich noch, ihr zu gehorchen; da wurde aus dem Zimmer nebenan ihr Name gerufen; die rauhe Stimme ihres Vaters war nicht zu verkennen.

Schweigend und wie todmüde erhob sie sich; aber ich hielt sie noch zurück und sprach die Hoffnung aus, sie bald in ruhigerer Stunde in meiner Eltern Haus zu sehen.

Sie blickte nicht zu mir hin und antwortete mir nicht, weder durch Worte noch Geberde. Langsam schritt sie nach dem Zimmer ihres Vaters; als ich die Hausthür geöffnet hatte, wandte ich noch einmal den Kopf zurück; da stand sie noch, die Klinke in der Hand, die großen Augen weit dem Sonnenlicht geöffnet, das von draußen in den dunklen Hausflur strömte; mir aber war, da hinter mir die schwere Thür ins Schloß fiel, als hätte ich sie in einer Gruft zurückgelassen.

Wie betäubt kam ich nach Hause; es nahm mich fast Wunder, als ich hier Alles wie gewöhnlich fand: meine Schwester saß mit einer großen Weißzeugnäherei am Fenster; neben ihr im Sopha Tante Allmacht mit ihrer ewigen Tricotage.

Ich konnte nicht an mir halten, ich erzählte den Frauen Alles, was mir widerfahren war. „Was ist geschehen mit dem armen Kinde?“ rief ich; „das war nicht nur ein Leid, das war Verzweiflung, was ich da gesehen habe.“

Ich erhielt keine Antwort; Tante Allmacht schloß ihre Lippen fest zusammen; meine Schwester packte ihre Näherei hinter sich auf den Stuhl und ging hinaus. Ich sah ihr erst erstaunt nach und machte dann Anstalt, sie zurückzurufen; aber Tante Allmacht faßte meine Hand: „Laß, laß, mein lieber Junge; das sind keine Dinge für die Ohren einer jungen Dame, wenn auch die ganze Stadt davon erfüllt ist!“

„Sprich nur, Tante,“ sagte ich traurig; „ich weiß schon, was nun folgen wird!“

„Ja, ja, mein Junge; der Musche Käfer — es ist gekommen, wie es nicht anders kommen konnte; und wenn nicht ein noch größerer Scandal geschehen soll, so wird der Herr Etatsrath zu einer sehr unschicklichen und recht betrübten Heirath seinen Segen geben müssen. Im Uebrigen ist natürlich dieser Rabenvater der Einzige, welcher von dem Stand der Dinge keine Ahnung hat.“

Tante Allmacht that ein paar Seufzer. „Die arme Phia!“ fügte sie dann mit seltener Milde bei; „ich habe kluge und gereifte Frauen an solch elenden Gesellen verderben sehen, warum denn nicht ein dummes unberathenes Kind!“

* *
*

Zu der von Tante Allmacht vorhin bezeichneten Heirath kam es nicht. — Was nun noch folgte, habe ich nicht miterlebt; ich saß in unserer Universitätsstadt an meiner lateinischen Examenarbeit; aber mein Gewährsmann ist wiederum jener alte Handwerksmeister, der nächste Nachbar des Herrn Etatsraths.

Es war im Hochsommer desselben Jahres, in einer jener hellen Nächte, die

auch schon unserer nördlicheren Heimath eigen sind, als er durch etwas wie aus der Nachbarschaft zu seinem Ohre Dringendes aus tiefem Schlaf emporgerissen wurde: ein Geräusch, ein ungewohnter Laut hatte die Stille der Nacht durchbrochen. Aengstlich horchend saß er aufrecht in den Kissen. Deutlich unterschied er jetzt die Hausthürglocke des Herrn Etatsraths, im Hause selbst ein Treppenlaufen und Schlagen mit den Thüren; dann eine junge Stimme, nein, einen Schrei, wie in höchster Noth aus armer hülfloser Menschenbrust hervorgestoßen!

Voll Entsetzen war der alte Mann von seinem Lager aufgesprungen, da hörte er draußen auf der Straße eilige Schritte näher kommen. Er stieß das Fenster auf und gewahrte eine alte Frau, die er in der Dämmerhelle zu erkennen glaubte. „Wieb! Wieb Peters," rief er, „ist Sie es? Was ist denn das für ein Schrecken in der Nacht?"

Die alte, sonst so schweigsame Frau war dicht zu ihm herangetreten. „Geh' Er nur wieder schlafen, Meister," sagte sie und hielt dabei ihre großen unbeweglichen Augen auf ihn gerichtet; „was Er gehört hat, geht Ihn ganz und gar nichts an; oder wenn Er nicht schlafen kann, so helf' Er den Herrn Etatsrath wecken, wenn Reu' und Leid ihn noch nicht haben wecken können!"

Damit war sie fortgegangen; und gleich darauf hatte der Meister abermals die Thürglocke des Nachbarhauses läuten hören. — — Was in dieser Nacht geschehen war, blieb nicht lange verborgen; schon am anderen Morgen lief es durch die Stadt; in den Häusern flüsterte man es sich zu, auf den Gassen erzählte man es laut: unter dem Dache des Etatsraths lagen zwei Leichen; die Stadt hatte auf Wochen Stoff zur Unterhaltung.

Dann kam der Begräbnißtag. Dem Sarge, in welchem ein neugeborenes Kind an seiner jungen Mutter Brust lag, folgten zwei Schreiber und die nächsten Nachbarn; Herr Käfer hatte am selben Morgen eine Reise angetreten; der Herr Etatsrath hatte aus unbekanntem Grunde sich zurückgehalten. Als aber der Leichenzug in dem Todtengange an der Gartenplanke entlang kam, sah man ihn auf dem Altane in jener Ecke, der jetzt weit offenen Kirchhofspforte gegenüber, sitzen; er rauchte aus seiner Meerschaumpfeife und stieß mächtige Dampfwolken vor sich hin. Die leuchtendste Junisonne beschien den Sarg und den einzigen aus Immergrün und Myrthenblüthen gewundenen Kranz, den Tante Allmachts Stina heimlich am Abend vorher darauf gelegt hatte.

Der Herr Etatsrath dampfte aus seinem Meerschaumkopfe, als müsse er unsichtbar machende Wolken zwischen sich und die heranschwankende letzte Bettstatt seines Kindes bringen; gleichwohl, als man sich seinem Sitze näherte, scheuchte er sie mit seiner runden Hand zur Seite, so daß das stark geröthete Antlitz daraus hervorsah. Er rückte auf seiner Bank; es schien, als ob er zum Gefolge reden wolle. „Contra vim mortis! Contra vim mortis!" sagte er kopfschüttelnd und winkte herablassend mit der freien Hand nach unten. „Aber recht schönes Wetter hat sie sich zu ihrem letzten Gange ausgesucht!" Er hatte ein paar Mal zu diesen Worten angesetzt; als er sie sprach, war der Zug schon in den Kirchhof eingetreten.

„Diesem ohnerachtet," versicherte mich der alte Rothgießermeister, „und da ich einstmals unsere Quarta durchgemacht, hatte ich das Alles wohl verstanden; unser Herrgott läßt eben allerlei Volk in seiner Welt gedeihen; er muß schon wissen, wozu das taugen mag! Aber sagen muß ich doch, nachdem wir den Sarg mit den beiden armen Kindern eingesenkt hatten und nun den Weg zurückgingen, da rauchte

der Herr Etatsrath nicht mehr; seine Hand, in welcher er zuvor die Pfeife gehalten hatte, hielt jetzt einen vom Stamme halb abgerissenen Lindenzweig umklammert, und seine Augen stierten nach dem Kirchhof, wo hinter uns die schwarze Grube zugeworfen wurde; ich glaube gar nicht, daß er uns gesehen hat."

So erzählte mir der alte Handwerksmann, mit beiden Armen über seine Gartenplanke lehnend, und da auch ihm die Pfeife dabei ausgegangen war, so nahm er aus meinem dargebotenen Täschchen eine Cigarre und blies dann wieder, mit behaglichem Schmunzeln über das ungewohnt gute Kraut, die blauen Wolken vor sich hin. „Es ist ja heute kein Begräbniß," sagte er wie entschuldigend.

— — Phia Sternow ruht neben ihrer fast in gleicher Jugend, aber ohne eine gleiche Kränkung der öffentlichen Meinung hingeschiedenen Mutter; wie ich mich später überzeugte, unter jenem vernachlässigten Hügel, auf dem ich einstmals ihren Syringenkranz gefunden hatte. — Eine Willi ist sie nicht geworden, nur ein verdämmernder Schatten, der mit anderen eben solchen noch mitunter vor den Augen eines alten Mannes schwebt. — Arme Phia! Armer Archimedes!

* *
*

Ich schwieg. Mein junger Freund, dem ich dies Alles auf eine hingeworfene Frage erzählt hatte, sah mich kritisch an: „Ist das eine Novelle, deren Sie mich da gewürdigt haben?" frug er und langte aufs Neue in die Cigarrenkiste, die ich ihm mittlerweile zugeschoben hatte.

„Eine Novelle? Ich glaube kaum; wenn Sie durchaus classificiren müssen, so stellen Sie es zu den ‚Zerstreuten Capiteln', die ich neulich so fein mit ‚Le capital dissipé' übersetzt gelesen habe."

„Hm, ich verstehe. Und der Herr Etatsrath, was ist aus dem geworden?"

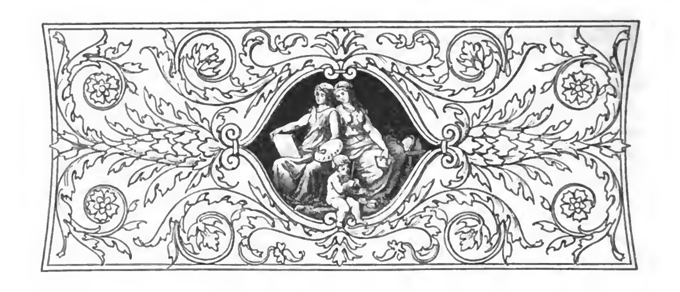
„Nun, was zuletzt aus Allen und aus Allem wird! Da ich einst nach elfjähriger Abwesenheit in unsere Vaterstadt zurückkehrte, war er nicht mehr vorhanden; Viele wußten gar nicht mehr von ihm; auch sein Amt existirte nicht mehr, und seine vielgerühmten Deichprofile sind durch andere ersetzt, die selbstverständlich nun die einzig richtigen sind; Sie aber sind der Erste, dem ich die Ehre hatte zu erzählen, daß ich den großen Mann mit eigenen Augen noch gesehen habe."

„Hm; und Herr Käfer?"

„Ich bitte, fragen Sie mich nicht mehr! Wenn er noch lebt, so wird er jedenfalls sich wohl befinden; denn er verstand es, seine Person mit Anderen zu sparen."

„Das hol' der Teufel!" sagte mein ungeduldiger junger Freund.





# Inga Svendson.

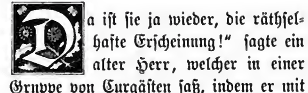
Novelle

von

**Otto Roquette.**

---

I.



„Da ist sie ja wieder, die räthselhafte Erscheinung!“ sagte ein alter Herr, welcher in einer Gruppe von Curgästen saß, indem er mit den Augen gelassen nach einer bestimmten Richtung deutete. „Wer? wo?“ fragten einige Stimmen, sich lebhafter nach der angedeuteten Seite wendend. „Das schöne Mädchen,“ fuhr der Sprecher fort, „welches, in hocheleganter Toilette allein durch die Menge wandelnd, uns neulich auffiel.“ — „Dann wird Baron Mühlich wohl auf ihrer Fährte sein!“ meinte die Gräfin Spach. „Er fehlt seit fünf Minuten in unserem Kreise.“ Die Uebrigen lächelten, die Gräfin aber wendete sich zu ihrem Nachbar mit der raschen Frage: „Sollten Sie nicht schon etwas über die Fremde erforscht haben, Herr von Schellborn?“ Sie warf die Worte mit einem gewissen boshaften Blick und Ton hin, dessen Absichtlichkeit dem Angeredeten nicht entgehen konnte. Dieser, ein wohlgebildeter, stattlicher junger Mann mit blondem Vollbart, verneigte sich und entgegnete: „Bedaure, nicht dienen zu können, Frau Gräfin! Erst seit zwei Tagen am Orte und nur auf der Durchreise, besitze ich eine geringe Kenntniß der anwesenden Gäste.“ Die Gräfin ließ das Thema fallen, um sich mit ihrem Nachbar über andere Dinge zu unterhalten. Plötzlich aber sich unterbrechend, sagte sie zu ihrem Gemahl: „Max, ich weiß, der Boden brennt dir unter den Sohlen! Ich gebe dir die Erlaubniß, eine Weile allein zu promeniren. Geh' nur und dann erzähle uns etwas — von Baron Mühlich!“ Der Graf, auch noch ein junger Mann, lachte, aber die Schnelligkeit, mit der er sich erhob, zeigte, daß er von der Erlaubniß seiner Gemahlin gern Gebrauch

machte. Kaum hatte er sich entfernt, als die Gräfin sich zu ihrem jungen Nachbar wendete, indem sie halblaut, aber hastig begann: „Paul, ich bin mit Ihnen nicht zufrieden!“ Die intime Anrede hatte für Herrn von Schellborn nichts Auffallendes, denn er und die Gräfin waren Kinder benachbarter Güter, fast von gleichem Alter, und hatten sich früher stets bei ihren Vornamen genannt. „Sie sind gar nicht angenehm, kaum höflich zu nennen!“ fuhr die Dame fort. „Ihr Versprechen haben Sie schlecht erfüllt! Sie sollten einige Wochen hier zubringen und mir den Aufenthalt erträglich machen, statt dessen erscheinen Sie zum Schluß der Saison auf ein paar Tage, klettern auf den Bergen umher und kommen kaum auf eine Stunde zur Unterhaltung herbei!“ Der junge Mann wußte mit großer Vorsicht zu entgegnen, die Dame aber unterbrach ihn: „Lassen Sie's nur! Aber eine Genugthuung sind Sie mir schuldig. Sie sollen uns bald nach unserer Heimkehr auf Ihrem Gute ein Fest geben, eine große Gesellschaft! Ich langweile mich zu Tode auf unserem Landbesitzthum. Mein dummer Mann will nicht nach Paris, schützt die Ernte vor, bei der er gegenwärtig sein will! Als ob er damit etwas zu thun hätte! Ich will währenddem wenigstens für mich einen unterhaltenden Spaß haben! Bei uns ist er nicht durchzuführen, Sie aber sind der glückliche Besitzer eines großen Teiches in Ihrem Park, in welchem es an Fröschen nicht fehlen wird. Denn kurz, es handelt sich um eine Froschjagd! Es ist dabei gar nichts Erstaunliches!“ fuhr sie lachend fort, als sie seine Verwunderung bemerkte. „Gräfin A. und die Baronin S. haben diesen neuen Sport in Frankreich angesehen und mitgemacht und, um ihn bei uns einzuführen, die Waffen dafür mitgebracht. Bei Ihnen soll die Froschjagd zuerst geübt und somit eröffnet werden.“ Herr von Schellborn verneigte sich, und die Gräfin war seiner Zustimmung gewiß.

Dieses Gespräch wurde im Curgarten zu Ems während der Nachmittagsmusik geführt. Wer jemals dieses köstliche Plätzchen an der Lahn gesehen hat, vielleicht auch an manchen minder erbaulichen Tag denkt, wo ihm bei der Eintönigkeit des Curgebrauches selbst die Schönheit der Gegend nicht mehr recht zusagen wollte, der weiß, daß in den Nachmittagsstunden sich das bunte Badeleben um den Pavillon sammelt, von welchem aus das Orchester für eine allgemeinere Unterhaltung sorgt. Hier sitzt man auf langen Reihen von Bänken wie im Concert durch einander, wie es Glück oder Zufall gebracht hat, zufrieden, überhaupt einen Platz gefunden zu haben. Man liest, während die Musik spielt, in abgegriffenen Romanen aus der Leihbibliothek; man zieht eine mitgebrachte Zeitung aus der Tasche; junge Mädchen halten die Augen über kleinen Stickereien, sogar lange Strickstrümpfe gesetzter Frauen verbergen sich nicht. Wer von solchen Beschäftigungen nichts bei der Hand hat, mustert gelassen die Vorübergehenden und hört befriedigt oder auch resignirt das Programm der Musik ab. Eine gewisse dumpfe Langeweile liegt auf diesen Gesichtern, und nicht ohne Grund. Man ist ermüdet vom Brunnentrinken, Promeniren, Baden, allen Pflichten des Curlebens; man ruht aus, ist seit vier Wochen der vielgestaltigen Masse nun schon so gewöhnt, daß man ihr im Ganzen nur noch wenig Aufmerksamkeit schenkt. Aber an dieses Concertpublikum schließt sich, dem Cursaal etwas näher, ein anderes, eleganteres, wo man weniger der Musik lauschen als sich unterhalten und sich glänzend entfalten will. Hier sitzt man auf Stühlen um kleine Tische bei Kaffee, Gefrorenem und anderen Erfrischungen,

die Kellner fliegen und werden festgehalten, man geht und kommt unter lebhaften Begrüßungen. Hier befand sich die Gruppe von Herren, welche sich um die Gräfin Spach gesammelt hatte. Die breiten und schönen Gartenanlagen den Fluß abwärts sind in diesen Stunden nur wenig belebt, denn Alles drängt dem Orte zu, wo man etwas hört, sieht und gesehen wird. Und doch ist es nur ein enger Raum zwischen den mächtigen Felsen und der Lahn, so daß die vielen Hunderte wie viele Tausende erscheinen. Denn um den Platz, oft zwischen den Sitzreihen hindurch, zieht sich das Gewühl der Wandelnden auf und ab, und immer ist es das Orchester, welches den Mittelpunkt bildet, das Gewoge zum Stillstand bringt, Gruppen um sich sammelt und das Gedränge oft beschwerlich macht. Zur Zeit, da die Spielhölle in Ems noch ein Anziehungspunkt für internationale Gestalten aller Art war, mochte den Augen eine wohl noch buntere Schau geboten werden; immerhin aber trifft der Blick auch heutzutage noch auf Typen von Nationalitäten verschiedenster Art, auf Erscheinungen, welche zur Betrachtung anreizen, auf Gesichter, in welchen sich ein besonderes inneres Dasein ausspricht. Oft fallen uns Physiognomien auf mit scharfen, krankhaften Zügen, unheimlich berührend, welche eine ganze Lebensgeschichte zu erzählen scheinen; dann wieder blickt uns plötzlich ein ganz fremdartiger Gesichtsschnitt entgegen, den wir vergeblich bei einem vorhandenen Racetypus unterzubringen suchen; und endlich thut die herausfordernde Gefallsucht das Ihrige, durch bunten und verwegenen Aufzug das Auge zu überraschen, wenn auch nicht über die innere Hohlheit zu täuschen. Wer in der glücklichen Lage ist, nur zu seiner Unterhaltung ein paar Tage in dieser Schaustellung von Menschen umherzuwandeln, wird allerlei Merkwürdiges entdecken, und mehr als derjenige, welcher, mit sich selbst und seiner Cur beschäftigt, sich an das Auffällige entweder gewöhnt hat oder das seinen Zuständen und Verhältnissen nicht Zusagende mißbilligend ablehnt.

Um das Orchester bildete sich jetzt ein Zusammendrang, der bald wie fest gemauert stand, so daß, wer einmal in das Gefuge hineingerathen war, wollend oder nicht wollend, darin ausharren mußte. Ein Musikstück hatte begonnen, worin ein Violinsolo, welches schon vor einigen Tagen lebhaftesten Beifall gefunden, in Aussicht stand. Bald begann denn auch die Melodie, erst einfach, dann variirt, in Cascaden von Tönen rieselnd und perlend, mit den krausesten Virtuosenkünsten abschließend. Das Orchester fiel rauschend ein, übertönt von dem Sturm des Beifalls, der von tausend Händen gespendet wurde. Er wiederholte sich, man wollte den Virtuosen besonders belohnen. Der Capellmeister winkte demselben wiederholt, sich zu erheben. Er that es und verneigte sich nach rechts und links. Man erblickte eine noch sehr jugendliche Gestalt mit einem krauslockigen Knabenkopfe. Das Publikum begann sich zu verlaufen, der Geiger aber, der seinen Platz wieder eingenommen hatte, wendete das Gesicht bald da-, bald dorthin und schien in der Menge Jemand zu suchen. Endlich hatte er gefunden. Dicht am Orchester war ein junges Mädchen in unscheinbarer schwarzer Tracht stehen geblieben und hielt den Blick auf ihn gespannt, in Erwartung von dem seinen getroffen zu werden. Vier glänzende Augen blickten in einander, zwei glückliche junge Gesichter grüßten sich mit dem Ausdruck der Freude.

Da hörte sich das junge Mädchen von einer fremden Stimme angesprochen. Es wendete sich erschreckt und erschrak noch mehr, als es in die Züge des Redenden

blickte. Sie sah einen Herrn in gewähltester Modetracht, mit zwei Rosen im Knopfloch, die zu seinem Gesicht in starkem Gegensatz standen. Man konnte nicht recht unterscheiden, ob es ein altes oder ein junges Gesicht sei. Der gepflegte Schnurrbart lief nach beiden Seiten scharf zugespitzt aus. Trotz des faden Ausdrucks der Züge lag in den grauen Augen doch noch ein verhängnißvolles Funkeln. Das Mädchen schauderte zurück, sah sich aber förmlich von ihm aufgehalten, da er ihr mit gewandter Bewegung den Weg vertrat und sie flüsternd nach ihrer Wohnung fragte. Innerlich erbebend, kehrte sie sich von ihm ab, wußte sich einen Weg durch die Menge zu bahnen, floh wie gejagt zwischen den Sitzreihen hindurch und kam athemlos bei dem Platze an, wo die Gräfin Spach mit ihrer Umgebung saß. Hier aber wurde ihre Flucht gehemmt, denn um den Rollstuhl einer leidend aussehenden vornehmen Dame hatte sich eine Gesellschaft gesammelt, den Durchgang versperrend. Das Mädchen mußte einige Augenblicke Halt machen, während es mit den Augen ängstlich nach einem anderen Wege durch die Menge suchte, so daß man Gelegenheit hatte, ihre Züge und Gestalt näher zu betrachten. „Ah!“ rief der alte Herr, welcher den Titel Legationsrath führte. „In der That, außerordentlich hübsch!“

Neugierig richteten sich die Augen auf das Mädchen. Man sah eine schlanke, biegsame Gestalt, ein ovales, etwas blasses Gesicht mit dem schönsten Profil. Unter dem einfachen dunklen Strohhut quoll hochblondes, prachtvolles Haar hervor, während schwarze Augenbrauen und Wimpern dem Antlitz einen Ausdruck des Fremdartigen, ja Räthselhaften gaben. Während die Flüchtige, offenbar beängstigt durch die Beobachtung, nach einer Lichtung des Weges umherspähte, trafen ihre großen dunklen Augen auf die der Gräfin, und Beider Blicke hafteten einige Secunden wie überrascht oder erschreckt auf einander. Die Gräfin wendete sich widerwillig ab, das Mädchen aber benutzte eine Gelegenheit, zu entschlüpfen, und verschwand in der Menge.

„Eine merkwürdige Erscheinung,“ nahm der Legationsrath wieder das Wort. „Eine Schönheit ersten Ranges, und was mehr ist, interessant, ja pikant!“

„So? Finden Sie?“ sagte die Gräfin in gleichgültigem Tone. „Herr von Schellborn, was ist Ihre Ansicht?“

„Ich habe selten ein schöneres Gesicht gesehen, niemals ein anziehenderes,“ entgegnete der junge Mann aufrichtig.

Die Gräfin wendete sich mißmuthig von ihm ab, sie hatte eine höflichere Antwort erwartet, wenigstens ein „Aber“, ein „Freilich“, irgend eine Einschränkung der Bewunderung.

„Mir fällt die Einfachheit ihrer Kleidung auf,“ begann ein Herr. „Neulich in der elegantesten, ja in auffallender Modetoilette, heute sehr kleinbürgerlich, fast ärmlich angezogen.“

„Versetzt oder verkauft!“ entgegnete die Gräfin. „Bis Jemand die Garderobe auslöst oder ihr eine neue kauft.“

„Sie hat in ihrem Wesen doch etwas Distinguirtes,“ meinte begütigend der Legationsrath.

„Distinguirt? Die?“ rief die Gräfin mit unwilligem Lachen. „Demimonde! Gewöhnlichster Art!“ Die Sprecherin war innerlich aufgeregt. Fühlte sie sich schon verstimmt durch das zurückhaltende Betragen ihres Jugendgespielen Paul Schellborn, so empfand sie den Blick aus den Augen des Mädchens, der sie getroffen hatte, wie eine Verletzung. Etwas Unerklärliches, halb wie ein Schreck, hatte sie durchzuckt; sie hatte die Empfindung, als sagte ihr, ihr allein, der Blick dieses Mädchens etwas Besonderes — eine Empfindung, die sie doch nicht wahr haben wollte.

Die Schönheit und das Fesselnde dieser Erscheinung mußte sie im Stillen zugeben, aber es verdroß sie die allgemeine Theilnahme, welche diese sehr fragwürdige Person bei den Männern fand.

Bald darauf kehrte Graf Spach zurück und nahm neben seiner Gemahlin Platz. „Interessirt es Sie, etwas über die fremde Schönheit zu hören?" begann er. „Es ist eben fahrendes Volk, zu dem sie gehört. Sie lebt und wohnt bei einem jungen Geiger hier von der Capelle, ist mit ihm hergekommen und wird Abends mit ihm Arm in Arm gesehen."

„Es war nichts Besseres zu erwarten," sagte die Gräfin.

„O! Aber sollte denn wirklich —!" warf der Legationsrath in bedauerndem Tone ein.

Der Graf fuhr fort: „Es ist derselbe Geiger, der das virtuose Solo gespielt hat, welches so stark applaudirt wurde."

„Der?" rief der alte Herr. „Aber der ist ja fast noch ein Knabe! Bei der Zwischenactsmusik im Theater habe ich ihn oft in der Nähe beobachtet. Liebster Graf, man hat Ihnen da wohl nur —"

„Ich erfuhr es von Jemand, der genau unterrichtet schien! So jung der Bursche ist, er hat die Schönheit bereits für sich gewonnen. Rolf Svendson ist sein Name."

„Das klingt nordisch. Ist er ein Norweger? Ein Schwede?"

„Ich hörte von ihm selbst ein paar Worte in ganz gutem Hochdeutsch."

Die Gräfin erinnerte sich des hübschen Knabenkopfes, der ihr im Orchester bereits aufgefallen war, recht wohl, hatte aber keine Lust, es auszusprechen. Sie war dieses Gespräches überdies müde und erhob sich, um eine Promenade durch den Park zu machen.

Wie sie mit ihrem Gefolge von Herren groß und majestätisch dahinschritt, folgte manches Auge der ausdrucksvollen Erscheinung. Sie wurde von Vielen für eine schöne Frau erklärt und konnte auch dafür gelten, nur daß ein einziger Zug diesem an sich regelmäßigen Gesicht einen Ausdruck gab, der es oft geradezu entstellte. Es war ein Zug, der, kalt und höhnisch um die Mundwinkel spielend, etwas wie innere Frivolität zu verrathen schien. Wenn die Gräfin, welche ihr siebenundzwanzigstes Lebensjahr erreicht haben mochte, zu einer im Ganzen etwas frivolen Lebensanschauung gelangt war, so trugen ihre Erziehung, ihr Leben und der Ton in der Gesellschaft die Schuld daran. Der Mutter früh beraubt, von Fremden erzogen, war eigentlich kein Gefühl echter Zuneigung in ihr geweckt worden. Auch nicht zu ihrem Vater, denn dieser, der Freiherr von Troll, ging seinen Geschäften und Freuden auf eigene Hand nach, und wenn er schon seine Tochter nicht vernachlässigte, so konnte er das heranwachsende Mädchen nicht in seiner Nähe brauchen, da er sich um ihretwillen manchen Zwang hätte auferlegen müssen. Er wünschte sie so früh als möglich zu verheirathen. Und als in der Person des Grafen Spach sich ein durchaus annehmbarer Bewerber fand, sagte der Freiherr seinerseits zu, in der Voraussicht, daß von Seiten Augustens einem so wohlgebildeten, angenehmen und vermögenden jungen Manne gegenüber ein Widerstand nicht zu erwarten sei. Auguste fand den Grafen nicht übel. Lieber freilich wäre es ihr gewesen, wenn ihr Jugendfreund Paul Schellborn schon das heirathsfähige Alter erreicht gehabt hätte. Aber der war nur eben auf die Universität gegangen, und der Gedanke, zu warten, vielleicht lange Jahre zu warten, bis er als Bewerber auftreten könne — wenn er es überhaupt beabsichtigte! —, hatte für sie nichts Verlockendes. Es war keine große Neigung, die

sie an ihn fesselte, er gefiel ihr nur besser als die meisten Anderen. Gefallen konnte er ihr ja auch fernerhin. So nahm sie die Hand des Grafen Spach an. Eigentlich hatte sie in einer bald neunjährigen Ehe, die jedoch bisher kinderlos geblieben, an ihrem Gatten kaum etwas auszusetzen, und Beide fühlten sich ganz wohl mit einander, auch ohne sonderliche innere Gemeinschaft. Sie nannte ihn gewöhnlich, auch in seiner Gegenwart, ihren „dummen" Mann, und er war klug genug, das gelten zu lassen. Sie nahm zuweilen, besonders in Gesellschaft, die Miene an, ihn zu beherrschen, und er ließ sie auch darin gewähren. Er selbst und Andere wußten ja, daß sie nur ein wenig Komödie spielte. Denn eine herrschsüchtige Natur war Auguste im Grunde nicht, im Gegentheil lag Nachgiebigkeit und das Bedürfniß, gelenkt zu werden, mehr in ihrem Wesen, als ihre Erscheinung und ihre Art, sich zu geben, erkennen ließ. Es hätten edlere weibliche Eigenschaften auch sonst noch in ihr entwickelt werden können. Aber eine unzweckmäßige, nur auf die Wirkung nach außen hinstrebende Erziehung hatte dergleichen unberührt gelassen, und die Oberflächlichkeit der gesellschaftlichen Kreise, in welche sie nach ihrer Verheirathung trat, war nicht geeignet, ihr Leben zu verinnerlichen. Zu ihrem Vater fand sie jetzt erst ein Verhältniß, freilich ein Verhältniß auf getrübter Grundlage. Denn sie erfuhr, daß der Freiherr von Troll manchen Neigungen und jugendlichen Zerstreuungen nachging, ohne sich sonderlich damit zu verbergen. Anfangs stutzte sie. Aber es wurde ihr deutlich gemacht, daß solche „Phantasien" nicht viel zu sagen hätten; sie erfuhr von anderen Männern ebenso viel Leichtfertiges, so daß sie ihre Anschauungen den allgemeinen ihres Kreises anbequemte und die Dinge nahm, wie sie waren. Hatte sie keine sonderliche Ehrfurcht vor dem Vater, so gewann sie für ihn den leichten Ton, den sie bald für alle Männer gefunden hatte, und der Freiherr schien nichts dagegen einwenden zu wollen. Betrachtete sie nun ihren Gatten, so mußte sie sich sagen, daß ihr Max ihr niemals Gelegenheit gegeben, sich als seine Gattin gekränkt zu fühlen. Es war ihr lieb, denn sie hätte die Kränkung vielleicht stärker empfunden als gezeigt. Und auch ihr lag es fern, ihre Pflichten gegen ihn zu vergessen. Da jedoch ein wenig Koketterie vom guten Tone nicht ausgeschlossen war, wollte sie auch auf eine Laune nicht verzichten. Sie verlangte, daß ihr Jugendfreund Paul Schellborn ihr ein wenig den Hof mache. Der aber war neuerdings so zurückhaltend, daß sie höchst mißmuthig über ihn wurde. Sie kam zu der Annahme, daß sein Herz irgendwo gefesselt sein müsse, und dies gab ihr einen Stich der Eifersucht, eine Regung, wie sie sie noch nie empfunden hatte. Jetzt sollte er gezwungen werden, sich um sie zu bemühen; sie wollte ihn, und zwar als Ersten, in ihrem Gefolge haben. Dieses Gefolge war bereits ansehnlich genug, ohne daß Auguste bisher absichtlich etwas gethan hätte, es zu vermehren. Sie übte eine starke Anziehung auf die Männer, vorwiegend auf ältere, die mit der schönen und gewandten Weltdame, welche auch den leichteren, ja verfänglicheren Ton der Unterhaltung nicht ablehnte, gern plauderten, auch die Verhältnisse der Gesellschaft am Faden des Leumunds und des Spottes abspielen ließen. Frauenverkehr hatte die Gräfin wenig. Meist von Männern umgeben, sah sie sich mit ihren Anschauungen mehr und mehr in eine Sphäre geführt, welche, wenngleich ihr Privatleben nicht dadurch berührt wurde, ihr als die allgemeine, die alltägliche, ja bald die selbstverständliche erschien.

Die Theaterstunde nahte heran, und da man doch immer einige Noth hatte, die Stunden des Tages auszufüllen, so

beschloß man, trotzdem noch heller Sonnenschein auf den Rasenflächen und Blumenbeeten des Parkes lag, ein Lustspiel anzusehen. Inzwischen erzählte Graf Spach seiner Gemahlin insgeheim, daß er beobachtet, wie Baron Mühlich die Discretion etwas stark verletzt habe, da derselbe jene schöne fremde Person öffentlich angeredet, diese ihm aber mit dem Ausdruck der Bestürzung davongegangen sei. Der Auftritt habe noch mehr Zeugen gehabt. Baron Mühlich genoß im Ganzen keiner besonderen Hochachtung. Man lehnte ihn als Standesgenossen nicht geradezu ab, ließ ihn aber in der allgemeinen Beurtheilung eine mehr komische Rolle spielen, wozu sein Betragen genügende Veranlassung gab. Als er der Gräfin auf der Schwelle zum Cursaal, in welchem das leichte Theatergerüst aufgeschlagen war, begegnete, konnte sie nicht umhin, lächelnd und in höhnischem Tone die Frage an ihn zu thun, ob er seinen Nachmittag angenehm verlebt habe? Aber ohne seine Antwort abzuwarten, schritt sie an ihm vorüber und ihrem Platze in der ersten Reihe der Sperrsitze entgegen.

Das Personal der Curcapelle hatte sich im Orchester versammelt, um die Zwischenacte mit Musik auszufüllen. „Betrachten Sie dort, Frau Gräfin, den hübschen Jungen, der die erste Violine spielt!“ begann der Legationsrath zu seiner Nachbarin. „Er wendet uns sein Gesicht zu; das Notenblatt braucht er gar nicht mehr für das leichte Zeug, das er spielen muß. Sollte man wirklich glauben, daß dieses junge Blut —“

„Er scheint mit Jemand auf der Galerie zu kokettiren!“ sagte die Gräfin.

Ihr Gemahl richtete die Blicke hinauf. „Die Blondine ist richtig oben!“ so bestätigte er.

Aber noch ein Anderer hatte die Nachricht vernommen. Baron Mühlich fuhr mit dem Opernglase hastig in die Höhe, nicht ohne daß die Uebrigen die rasche Bewegung bemerkten. Kaum war der Vorhang des ersten Actes gefallen, so verließ er schweigend den Saal. „Er geht auf die Galerie!“ sagte Graf Spach und bewirkte damit, daß die Augen der Umgebung den Dahinschreitenden mit verschiedenartigem Ausdruck folgten.

Ein leichtes Lustspiel, gut gegeben, ging unter allgemeiner Belustigung vorüber, und die Gesellschaft verabschiedete sich, um sich gruppenweise in einigen Hotels wiederzufinden.

Aus einer Seitenpforte des Cursaalgebäudes drängte das Publikum der Galerie: Kammerzofen und Dienerschaft der fremden Familien, zumeist doch die Kinder des Städtchens. Unter ihnen beeilte sich das blonde junge Mädchen, ins Freie zu gelangen, und flog auf den jungen Geiger zu, der ihrer draußen bereits harrte. „Gott sei Dank, daß du da bist!“ rief sie. „Ein Fremder belästigt mich fortwährend! Machen wir, daß wir fortkommen!“

„Wer hat sich unterstanden? Wer? Wo ist er?“ rief der Jüngling mit flammenden Augen.

„Laß ihn nur!“ entgegnete das Mädchen. „Ich habe mich oben unter die kleinen Buben gedrängt, als ich ihn bemerkte, so daß ich eine Art von Schutzmauer um mich hatte und seine Worte nicht mehr hörte!“

„Er soll sich unterstehen, dir mit Nichtachtung zu begegnen! Wo ist der Mensch, daß ich ihm sofort —“

„Ich sehe ihn nicht mehr. Es ist gut so. Komm, Rolf, ich bitte dich, komm!“ Sie nahm seinen Arm und nöthigte den zornig Drohenden in die dunkleren Parkanlagen. „Vergessen wir die Thorheit der Menschen!“ fuhr sie fort. „Ich hätte dich gar nicht damit aufregen sollen! Jetzt sind wir ja wieder beisammen und wollen die Stunden, die uns gehören,

genießen! Komm, zu unserem Bänkchen am Wasser!"

Die Luft war jetzt in der Abendstunde köstlich abgekühlt, dazu gewürzt durch die Blumendüfte, die von den Beeten aufstiegen. Das junge Paar wählte einen Platz unter Buchen am Flusse, in welchem sich die Häupter der Berge und die zahllosen Lichter aus den Villen und Prachtgebäuden des gegenüberliegenden Ufers spiegelten. „Ja, du hast Recht, Inga!" begann Rolf, indem er den Hut ablegte und die Stirn kühlte; „das ist Erquickung nach des Tages Gluth und auch nach des Tages Arbeit! Frühmorgens den Bogen schwingen, Nachmittags geigen, Abends wieder im Theater fiedeln! Und dazwischen Proben und fortwährendes Ueben! Denn was sie mir da Neues vorlegen, ist oft gar nicht leicht zu spielen, und ich fühle recht sehr, daß ich trotz aller meiner Feuerwerkereien auf der Geige noch ein Anfänger bin!"

„Es ist mir lieb für dich und auch für mich," entgegnete Inga, „daß die Saison in einigen Tagen zu Ende geht!"

„Aber sage mir doch," begann Rolf plötzlich, „— ich wollte dich schon gestern fragen, vergaß es aber wieder —, warum trägst du dein altes schwarzes Reisekleid? Du hast ja doch den schönen neuen Anzug!"

„Lieber Rolf," entgegnete das Mädchen mit demüthigem Tone, „ich werde den schönen Anzug nicht mehr tragen! Du weißt, er war nicht nach meinem Sinn, er war zu glänzend, zu kostbar und modisch. Aber du schenktest ihn mir, selbst beglückt über deine gute Einnahme hier; du wolltest mich geschmückt sehen, und so legte ich die schönen Kleider an. Nur dir zu Liebe, weil du es wünschtest. Aber du dachtest nicht, und leider dachte ich es auch nicht, daß ich darin auffallen, die Blicke der Leute herausfordern würde. Mir ist Unangenehmes in diesem Anzuge begegnet, ich gerieth in eine wahre Angst, und so — wollte ich ihn selbst nicht mehr sehen. Verzeih' mir, Rolf — ich habe das bunte Zeug nicht mehr! Ich gab es unserer Wirthin zum Verkauf. Sie hat es weggetragen und mir das dafür gelöste Geld gebracht. Es ist freilich nicht halb so viel, als du dafür ausgegeben. Bist du mir böse?"

„Was mich dabei allein ärgert, ist, daß dir Unangenehmes in dem Lappenwerk begegnet ist!" sagte Rolf. „Wahrhaftig, es ist hier mehr Pack beisammen, als man glauben sollte von einem Orte, zu dem die Leute kommen, um ihre Gesundheit herzustellen! Auch mir ist es recht, bald zu einem Aufenthalt zu gelangen, wo ich etwas lernen kann, anstatt für die bloße Unterhaltung geputzter Müßiggänger zu sorgen!"

„Und dazu werden wir den Zuwachs zum Reisegelde brauchen können, den ich für den Flitter gelöst habe!" sagte Inga. „Die Kasse wird ohnedies knapp genug bestellt sein!"

„Ei was!" rief Rolf in plötzlich erwachendem Leichtsinn, „wenn das Reisegeld ausgeht, dann ziehen wir als lustige Vagabonden umher, und ich spiele uns auf der Geige von Ort zu Ort weiter!"

„Rolf!" unterbrach ihn das Mädchen in vorwurfsvollem Tone.

„Eine Fußwanderung machte ich gar zu gern einmal wieder!" fuhr er fort. „Ja, wenn es wieder so eine sein könnte wie die köstlichen Tage im vergangenen Frühling!" Inga seufzte. Rolf bemerkte es nicht und fuhr fort: „Es war doch eine lustige und poetische Zeit! Wie da der Unbekannte zu uns stieß, unser Naturforscher; wie er uns begleitete, mit uns fröhlich war; ach, einen so prächtigen Menschen finde ich nicht wieder! Dir gefiel er auch, gelt? Wenn ich ihm doch wieder begegnete! Der Abschied war so

plötzlich, so schnell, so kurz, von einem Wiedersehen gar nicht die Rede! Aber unsere Wanderzeit zu Dreien im hellen blühenden Frühling werde ich nie vergessen!“

Diesmal vernahm der glückliche Sprecher den tieferen Seufzer, der aus des Mädchens Brust quoll. „Nun, nun, Inga!“ fuhr er fort; „ich weiß ja, solche Wanderungen sind eigentlich nichts für dich. Du warst hinterher sehr angegriffen. Ich denke auch nicht im Ernst daran, dich wieder so durch die Welt zu führen. Wir fahren ordentlich wie andere Leute — in der dritten Classe.“ Rolf lachte, indem er weiter redete: „Aber das Gute hat unser Vagabondiren doch gehabt, daß der hiesige Capellmeister mich unterwegs hörte, mich prüfte und sofort für die Saison engagirte. Es war kein geringer Glücksfall! Und heute habe ich dir von einem neuen zu erzählen! Nach dem Nachmittagsconcert trat ein fremder Herr zu mir, nannte mir seinen Namen, und denke dir, es war ein berühmter Musiker und Capellmeister am Hoftheater in W.! Er lobte mein Spiel freilich nicht. Ich könnte zum Theil zu viel, zum Theil zu wenig, sagte er. Meine Virtuosität sei merkwürdig, aber reine Flunkerei und Naturalismus. Aber ich wäre eine echte Geigernatur, und es könnte etwas aus mir werden. Wenn ich den Muth hätte, Alles zu vergessen, was ich gelernt habe, und von vorn anzufangen, dann solle ich zu ihm nach W. kommen. Er wisse dort einen trefflichen Lehrer für mich, und wenn ich fleißig wäre, könne er mich vielleicht in seinem Orchester brauchen. Inga, denke dir meine Freude! Selbstverständlich reisen wir in einigen Tagen geradeswegs nach W.!“

„Ich theile deine Freude von Herzen!“ entgegnete Inga bewegt. „Aber, lieber Rolf — nicht geradeswegs reisen wir nach W.! Du weißt, welche Pflicht uns obliegt. Wir haben das Versprechen, das wir unserer armen sterbenden Mutter gegeben, zuerst zu erfüllen. Wir haben ihren Brief, ihr Vermächtniß, zu überreichen!“

Rolf schwieg einige Augenblicke. Es schien ein mißmuthiges Schweigen. Endlich begann er: „Du hast Recht. Um deinetwillen müssen wir dahin — wenn mir gleich der Grund, weshalb wir gerade dahin und zu jenen unbekannten Leuten sollen, räthselhaft genug ist. Ich meinestheils brauche sie nicht. Aber die arme Mutter sagte, daß sie die Anknüpfung gerade für dich wünschte. Ihr Wille soll mir heilig sein!“

Inga fiel dem Bruder um den Hals und Thränen waren in ihren Augen. „Ich weiß ja,“ rief sie, „daß du gern meine Stütze sein möchtest und bereits fast eifersüchtig auf Andere bist, die dir die Last abnehmen könnten! Aber das darf nicht mehr lange so fortgehen. Du bist ein junger Mann und hast unbehelligt von kleinen Sorgen deinen Weg zu gehen; ich bin ein Mädchen und — darf nicht so leben wie du! Auch würde ich für dein Bestreben eine üble Zugabe sein. Ueberdies bin ich so ein wunderliches und nicht sehr brauchbares Geschöpf, du weißt ja! Erinnerst du dich, was die Mutter zu uns Zwillingsgeschwistern sagte, als wir siebzehn Jahre alt wurden? Sie hat es oft genug wiederholt. Ein Mädchen von siebzehn Jahren pflegt sonst, so sagte sie, viel reifer, gesetzter, innerlich fertiger und von Charakter entschiedener zu sein als ein Jüngling gleichen Alters; bei uns Beiden sei das aber umgekehrt. Ich empfinde das recht wohl und kann es nicht ändern, so sehr ich mich bemühe. Jetzt sind wir achtzehn Jahre alt, und es ist noch immer das Gleiche!“

Inga sprach es in einem bekümmerten Tone, den der Bruder nicht aufkommen

lassen wollte. „Nun, weißt du," rief er, „wenn es auf das Rathgeben, Vernünftigsein und Rechthaben ankommt, da muß ich dir doch weichen! Jetzt aber bekenne ich dir, daß ein fürchterlicher Hunger und Durst mir sagt, daß ich noch nicht zu Nacht gegessen habe. Du vermuthlich auch nicht, oder du glaubst dich wieder mit drei Pflaumen und einem halben Weißbrötchen genügend abgespeist! Nichts da! Ich weiß einen Garten, wo Unsereins gut unterkommen kann."

„Lieber Rolf! Ich bitte dich," rief sie, „nur nicht in einen öffentlichen Garten!"

„Aber, du ängstliches Ding, wo sollen wir denn sonst hin?" entgegnete er lachend. „Der Garten ist auch gar nicht so öffentlich, oder nur ein bischen. Er ist draußen in der eigentlichen Stadt, wo die Fremden niemals eintreten. Nur Kleinbürger kehren dort ein zu ihrem Schöppchen. Ueberdies ist er nicht weit von unserer Wohnung. Komm getrost mit. Ich bin ja bei dir!"

Während hier Jugend und Unschuld auf einem immerhin rauhen Lebenswege sich an einander aufrichteten und beglückt Eins durch das Andere sich an bescheidenen Freuden genügen ließen, beschloß die große Welt die Lasten des Tages auch in ihrer Art.

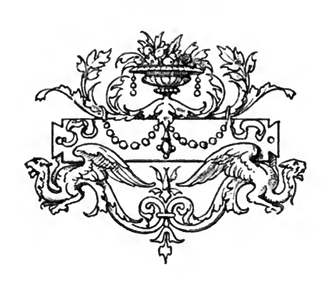
In dem kleineren, besonders reservirten Saale eines Hotels versammelte sich eine etwas größere Gesellschaft. Da die Saison sich dem Ende nahte, war durch die letzten Tage schon ein vielfaches Abschiednehmen gegangen; heute versammelte sich in zwangloser Weise eine Anzahl derjenigen, welche morgen oder übermorgen den Badeort verlassen wollten. Aber man hatte auch überraschenden Zuwachs zu begrüßen. Der Freiherr von Troll war, von Wildbad kommend, während der Theaterzeit angelangt, um auf der Durchreise einen Tag mit Tochter und Schwiegersohn in Ems zuzubringen. Die Gesellschaft, zehn Personen umfassend, saß um einen runden Tisch, auf welchem die Champagnerflaschen in den Eiskübeln bereits erneuert wurden, denn der Freiherr brauchte dessen viel und konnte viel vertragen. Er war ein hochgewachsener, breitschulteriger Mann mit kräftigem Vollbart und für seine Jahre von rüstigem, ja fast jugendlichem Aussehen. Die Gräfin, als einzige Dame des Kreises, zwischen ihrem Vater und dem Legationsrath sitzend, gab sich als die aufmerksame Tochter und der Freiherr als den artigen Papa. Daß Herr von Schellborn sich nicht eingefunden hatte, schien Auguste heute nicht bemerken zu wollen. Da die Mehrzahl der Gesellschaft durch ihren Güterbesitz einem gemeinsamen provinziellen Verbande angehörte, drehte sich das Gespräch auch viel um gemeinsame Angelegenheiten. Nicht zuletzt um die Ernte, vorwiegend um benachbarte Familien und Persönlichkeiten. Allen bekannt war der Oberförster Volkmar zu Eisenthal, und während Witz und mancherlei Anspielung sonst die lieben Nachbarn wenig schonten, vereinigten sich Alle in dem Lobe des Oberförsters und seines Hauses. Besonders wurde die Vortrefflichkeit der Frau gerühmt, ihre Tüchtigkeit, Weltklugheit und Bildung; ja sogar Auguste erklärte, Frau Volkmar sei die einzige alte Dame, mit der man ein Gespräch führen könne und mit der zu verkehren es sich verlohnte. Auch die Gastlichkeit des Volkmar'schen Hauses wurde gerühmt, der gesellschaftliche Ton, nicht zuletzt die gute Küche und der ausgezeichnete Wein des Oberförsters. „Sie konnten aber auch etwas daraufgehen lassen," wurde hinzugefügt, da die Frau, obgleich der Mann sie als ein unbemitteltes Mädchen geheirathet, einige Jahre darauf unvermuthet eine sehr ansehnliche Erbschaft gemacht hatte. Man schien Volkmars wie zur Gesellschaft gehörig zu

betrachten, und es durfte als kein geringer Ruhm für sie gelten, daß der Leumund dieser Familie gegenüber sich gänzlich zurückhalten mußte.

Sehr spät trat Herr von Schellborn noch in den Saal ein. Wie es zu geschehen pflegt, daß auf den zuletzt Erscheinenden sich die Blicke Aller mit einer gewissen Erwartung richten, er werde etwas Besonderes sagen, mindestens einen Vorwand für seine Verzögerung mittheilen, so geschah es auch hier. Herr von Schellborn aber wußte mit guter Manier die Aufmerksamkeit von sich abzulenken, indem er den Freiherrn von Troll begrüßte und eine kurze Unterhaltung mit ihm begann. Bald darauf aber, da das Gespräch wieder lebhafter durch einander ging, wendete sich Schellborn zu seinem Nachbar, dem Grafen Spach, indem er, sich näher zu seinem Ohre wendend, begann: „Mein spätes Eintreffen hat seinen Grund in einem Unfall, den Baron Mühlich erlitten hat. Still, es bleibt noch unter uns. Lachen Sie auch nicht. Kurz, ich lustwandelte noch ein wenig durch den Park, um frische Luft zu schöpfen, als ich eine lebhafte Unterhaltung vernahm, und um das Boskett biegend, sehe ich, wie Mühlich eben einen Faustschlag ins Gesicht erhält, daß er zurücktaumelt. Ich kam zurecht, um ihn aufzufangen. Zwei Gestalten, eine weibliche und eine männliche, machten sich schleunig davon und überließen mir das Opfer der Abenteuersucht. Denn diese war's doch wohl, die ihn zu Schaden brachte. Wenn ich recht gesehen, war es die Faust des jungen Geigenvirtuosen, welche den wohlgezielten Schlag versetzte. Er schwingt demnach nicht bloß den Violinbogen mit Virtuosität. Mühlich's Nase blutete stark. Ich brachte ihn in seine Wohnung, wo er Umschläge von kaltem Wasser auf sein geschwollenes Gesicht legt."

Der Graf suchte sein Lachen zu unterdrücken. „Anhängig wird der Geschlagene die Geschichte ja wohl nicht machen!" entgegnete er.

(Schluß folgt.)





# Franz Dingelstedt.

Eine Studie
von
**Wilhelm Goldbaum.**





Das Theater am Michaelerplatze in Wien, die vornehmste Pflegestätte der deutschen Schauspielkunst, ist seit dem 15. Mai verwaist; sein Director Franz Dingelstedt ist ihm durch den Tod entrissen worden. Aber auch die deutsche Dichtungsgeschichte hat diesen Trauerfall mit tiefer Betrübniß zu verzeichnen, denn Franz Dingelstedt war einst, wenn auch in halbvergangener Zeit, eine Zierde unseres Schriftthums. An seinem Grabe gaben, der doppelten Richtung seiner verdienstvollen Wirksamkeit entsprechend, für das Theater der ausgezeichnete Schauspieler Adolf Sonnenthal, für die Literatur der bekannte Schriftsteller Johannes Nordmann dem Schmerze über seinen Hingang beredten Ausdruck. In ähnlicher Weise muß auch, wer Franz Dingelstedt's Leben und Schaffen einer rückblickenden Prüfung unterzieht, die Betrachtung von zwei verschiedenen Punkten aus aufnehmen, denn in zwei Gestalten hat der Verstorbene sich seinen Zeitgenossen bemerklich gemacht: als Poet und als Theaterleiter.

Die Eigenart des Dichters Dingelstedt ist schwer zu erfassen, wenn man nicht zugleich die allgemeinen politischen Bedingungen berücksichtigt, unter welchen er hervortrat. Die Bedeutung des Theaterdirectors wird erst in ihrem vollen Umfange klar, wenn man den Wurzeln nachspürt, mit denen seine Persönlichkeit in dem Bildungsbereiche der Zeit, in ihren Sorgen und Freuden, in ihrem falschen und richtigen Wollen steckte. Nur aus diesem Dichter konnte dieser Director werden, und nur in diesem Menschen konnten die Elemente sich vereinigen, welche zuerst zum „kosmopolitischen Nachtwächter“ und dann zum Hofrath und Baron sich zusammensetzten.

Wie von selbst drängt sich sofort eine ähnliche Entwickelung zur Vergleichung auf, nämlich diejenige Heinrich Laube's, welcher ebenfalls von der Literatur zum Theater seinen Weg nahm und ebenfalls in der zweiten Hälfte seines Lebens dem Wiener Burgtheater seine beste Kraft widmete. Laube hat als einer von den Führern des „Jungen Deutschland“ den literarischen Kampf für die Entfesselung des deutschen Geistes aus den Banden patriarchalischer Bevormundung begonnen, den im Verein mit den übrigen politischen Lyrikern der vierziger Jahre Franz Dingelstedt unter anderen Formen fortsetzte. Laube ging von der Theologie aus und hat wiederholt die Kanzel bestiegen; Dingelstedt setzte als Philologe ein und war eine Weile Gymnasiallehrer in Fulda. Aber während in Laube's Wesen von Anfang her ein robuster, ja ein rauher dramatischer Zug sich geltend machte, der sich weniger auf formale als

auf sachliche Zwecke richtete, herrschten in Dingelstedt's Natur die lyrischen Stimmungen vor, denen eine gewisse Blasirtheit ihren ironischen Anstrich verlieh:

> Träumte einst von hohen Dingen
> Und von Ehren auf der Erden,
> Wollt' den Doctorhut erringen
> Oder gar Professor werden.
>
> Plötzlich kamen da die Musen
> Auf den leichten Götterfüßen,
> Schlossen mich an ihren Busen
> Und berauschten mich mit Küssen.

Für Laube ist es bezeichnend, daß er sich heute noch gern als einen „Wallenstein des Theaters" betrachtet, dem, wenn er seinen Werberuf erläßt, Alles, was zu Thalien schwört, begeistert zuströmt, und daß, nachdem er einmal sich für das Wirken eines Theaterdirectors entschieden hatte, jeder andere Lebenszweck für ihn ausgelöscht war. Dingelstedt hingegen sehnte sich allezeit vom Theater hinweg, wünschte Diplomat zu werden, auch nachdem die Bühne ihm die vollsten Triumphe eingetragen hatte. Einst besuchte Laube, der Burgtheaterdirector, den Intendanten Dingelstedt in München. Es wurde vom Theater geplaudert, und Laube entwickelte mit jugendlichem Feuer großartige Zukunftspläne. Dingelstedt hörte eine geraume Weile still zu, dann unterbrach er den Sprecher mit der Frage: „Sie nehmen, scheint mir, das Theater ernst?" So stand Laube mit seiner ganzen Persönlichkeit in der Sphäre des Theaters, Dingelstedt aber stand über ihr und, da er nun einmal Theaterdirector war, über sich selbst. Dingelstedt's Denken ging weit über sein Thun hinaus oder weit von seinem Thun hinweg, und daher rührte jener innere Zwiespalt, der ihn niemals als eine geschlossene, in sich fertige Individualität erscheinen ließ, jene blutige Ironie und Selbstironie, welche den Riß in seiner Seele verhüllen sollte, während Laube allemal den Eindruck eines ganzen Mannes hervorbrachte, wenngleich seine geistige Atmosphäre nicht so hoch hinaufreichte als diejenige Dingelstedt's.

So könnte die Vergleichung zwischen diesen beiden hervorragendsten deutschen Dramaturgen der letzten fünfzig Jahre lehrreich fortgesponnen werden. Man vermöchte darauf hinzuweisen, wie in Laube die dramatische Begabung sich fruchtbar erwies an seinen wirksamen Theaterstücken, während Dingelstedt nur ein einziges Drama und noch dazu ein mittelmäßiges, nämlich „Das Haus der Barneveldt", zu Stande brachte. Es würde auch darin ein charakteristischer Unterschied zu finden sein, daß Laube ein größeres Gewicht auf das Bühnenpersonal, Dingelstedt ein größeres auf die Bühnenproduction legte, daß Laube schauspielerische Talente ersten Ranges entdeckte und zu einem unvergleichlichen Ensemble zurechtdrillte, während Dingelstedt mehr nach den Bühnendichtern ausschaute und im Uebrigen auf dem Laube'schen Fundament fortbaute. Allein der Punkt, von dem aus Dingelstedt psychologisch zu fassen ist, liegt rückwärts, nicht im Umkreise des Theaters, und die Vergleichung mit Laube sollte nur darthun, wie verschieden bei gleichem Ausgangspunkte zwei Individualitäten sich zu entwickeln vermögen, obwohl sie schließlich genau an demselben Endpunkte wieder anlangen.

Für junge Poeten mit Temperament und Formgefühl hat es nie eine günstigere Zeit gegeben als diejenige zwischen der Julirevolution in Frankreich und der Märzrevolution in Deutschland. Tief im deutschen Volke war der dunkle Trieb nach einer Wandlung der politischen Geschicke verbreitet; man wollte freier werden, aber man wußte nicht wie, und es bedurfte nur lodernder Worte, kecker Phantasien, um der allgemeinen Zustimmung und Bewunderung sicher zu sein. Wer das Wort Freiheit mit besonderem Pathos auszusprechen verstand, hatte sein jubelndes Echo gewiß. Die „Jungdeutschen" bedienten sich dazu der ungebundenen Rede; sie schrieben kaum einen Satz nieder, in dem nicht die Emancipation eine Rolle spielte, die Emancipation des Geistes, des Fleisches, des Individuums, der Völker — gleichviel, wenn es nur eben die Emancipation war. Die politischen Lyriker, die nach ihnen kamen, handhabten den Vers und zwar meisterhaft. Sie waren allesammt Künstler in der Form, die Herwegh, Prutz, Hoffmann von Fallersleben, und der selige deutsche Bund machte sie durch seine kleinlichen Verfolgungen auch noch zu Märtyrern. Es war ja in

der That gar Vieles zu wünschen in Deutschland. Aber wenn man heute sich einliest in diese politische Lyrik, in dieses ebenso schwungvolle als nebelhafte Pathos, das nicht von einem bestimmten Schmerze des Entbehrens, sondern von einer ganz allgemeinen, unendlichen Sehnsucht geschwellt war, wenn man sich heute mit lauter Stimme diese ungeberdigen Alarmrufe und Elegien, diese Glaubensbekenntnisse und Manifeste recitirt, dieses „Freiheit, die ich meine" oder „Reißt die Kreuze aus der Erden", so empfängt man doch kaum einen anderen Eindruck, als daß dem allgemeinen Bedürfnisse nach Begeisterung der poetische Schwung jugendlicher Dichter rechtzeitig entgegenkam, daß das Volk seinen Sängern gierig den Wohllaut vom Munde nahm, ohne nach dem Inhalte ihrer schönen Phrasen zu fragen, daß die Sänger sich in der Rolle, zu sagen, was sie litten, vortrefflich gefielen, ohne viel darüber nachzudenken, wie ihrem Leid abgeholfen werden könnte, und daß schließlich, Alles in Allem genommen, die Stimmung der Verdrossenheit, des Mißvergnügens, die sich durch das ganze deutsche Volk fortpflanzte, die Brücke bildete von den Dichtern zur Nation — die Stimmung, von der es heute zweifelhaft erscheinen mag, ob sie mehr war als ein Surrogat der Gesinnung.

Franz Dingelstedt, der „Pechvogel aus Kurhessen", gerieth unter diese Sänger wie Saul unter die Propheten. Mit seinen „Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters" stellte sich der hochgewachsene Mann — Heinrich Heine nannte ihn den „Nachtwächter mit den langen Fortschrittsbeinen" — sofort in die erste Linie der politischen Lyriker. Und wenn man sich dies lediglich von der künstlerischen Seite zu erklären hätte, so wäre daran nichts, worüber man sich zu wundern hätte. Denn er besaß, was Prutz, Herwegh, Hoffmann besaßen, und noch etwas darüber. Die Form seiner Lieder ist tadellos und, wenn auch hier und da ein Anklang an Heine, an Chamisso, an Anastasius Grün zu Gehör kommt, zumeist original. Er hat für die Empfindungen der Liebe einen hinreißend schönen Ton, bald voll Zartheit und Innigkeit, bald voll dunkel lodernder Gluth wie in dem Liedercyklus „Ein Roman". Auch an Pathos fehlt es ihm keineswegs, und Klagen wie diejenige „Am Grabe Chamisso's" bleiben unvergängliche poetische Zierden unseres Schriftthums. Aber wenn durch „Nachtwächters Stillleben" noch die hellen Genien der Jugend, Duft und Licht verbreitend, einherfliegen, so legen sich über „Nachtwächters Weltgang" bereits die tiefen Schatten, welche, wachsend und sich verlängernd, den späteren angeblichen Abfall des Dichters von seinen Jugendidealen vorausverkünden. Wo Herwegh hastig und vorwärtsstürmend, Robert Prutz ernst und gewichtig, Hoffmann heiter und gesprächig ist, da herrschen über Dingelstedt's Seele abwechselnd die Ironie und die Blasirtheit. Dingelstedt lacht nicht wie Hoffmann, predigt nicht wie Prutz, flackert nicht wie Herwegh; an alledem hindert ihn — sein Geist, dieses zweifelhafte Geschenk, welches den Menschen nur auf Kosten ihrer Unbefangenheit gewährt ist. Er lächelt höhnisch, er reizt durch weltmännische Ueberlegenheit, und wenn er merkt, daß es in ihm zu glimmen anfängt, schüttet er sich selbst kaltes Wasser über das Haupt. Darum ist es eine offenbare Ungerechtigkeit gewesen, daß man ihn einen Renegaten gescholten hat. Er fiel weder von sich selbst noch von Anderen ab, denn er hat niemals sich Anderen angeschlossen oder sich zu einer politischen Ueberzeugung bekannt. Man begrüßte den „Nachtwächter" laut und geräuschvoll als Gesinnungsgenossen und Kameraden in dem Kampfe gegen die Regierungen; er ließ es sich gefallen, nichts mehr und nichts weniger; daß man nicht schärfer hinsah und erkannte, wie wenig sein „kosmopolitisches Nachtwächterthum" mit dem Brustton der Ueberzeugung gemein hatte, das war nicht seine Schuld. Es lohnt der Mühe, dies, wenngleich nur andeutungsweise, an seinen Dichtungen aufzuzeigen.

Der Grundzug in dem Wesen des „Nachtwächters" ist die Veränderlichkeit.

Wenn er liebt, so steigert sich sein Begehren von schüchterner Sehnsucht zu einem wilden sinnlichen Rausch, dem allemal der Katzenjammer folgt, und erst der Verkehr mit Jenny Lutzer, der berühmten Sängerin, die er in London kennen lernt

und als Gattin heimführt, sänftigt seine erotischen Begehrlichkeiten:

Laß mich mit wollustvollem Graun
Die theuren Züge wiederschaun,
Das holde Aug', das langgeschlitzte,
Das mir so oft entgegenblitzte,

Die Marmorstirn, der Wangen Sammt,
Worauf so mancher Kuß geflammt,
Der dunklen Glieder Pracht und Fülle,
Die mein war sonder Zwang und Hülle.

Wenn er speculirt, so ist der Weltschmerz rasch zur Hand, aber nicht jener Weltschmerz, welcher sich traurig abwendet von den Freuden des Daseins, sondern der andere, welcher auf eine Philosophie des unendlichen Genusses hinausläuft, des Genusses ohne Reue und Enttäuschung:

Nimm das Ding nicht höher und nicht tiefer,
Als es werth ist. Ja doch, brich die Blume,
Aber kleb' nicht wie ein Ungeziefer
In des Kelchs zersprengtem Heiligthume.

Nur vorher kein Sehnen und kein Bangen,
Hinterdrein kein Gram und keine Reue;
Immer neu ist nichts als das Verlangen,
Die Erfüllung einmal nur das Neue.

Oder willst du alte Lust neu würzen,
So versuch's, von der Erfahrung Zinne
Jählings, blind, kopfüber dich zu stürzen
In das aufgewühlte Meer der Sinne.

Wenn er aber endlich wandert, so löscht stets der letzte Eindruck den vorletzten aus. Er scheidet von „Alt-Berlin“ mit dem Gelübde:

Du Stadt der Bildung und des Thees, der Künste und der Rücken,
Leb wohl, der Dichter weist enttäuscht auf ewig dir den Rücken.

Dann begrüßt er Paris mit andachtsvoller Ehrfurcht und Erwartung:

Gastlicher Herd der Völker, fromm
Und freudig küss' ich deine Schwelle;
Von hier aus in die Nacht entglomm
Dem Scheiternden die Leuchtthurmshelle;
Hier loderte die Opfergluth
Verschwenderisch, um deren Kohle
Der Menschheit Waisen stets geruht,
Hispanier, Römer, Brite, Pole.

Den Engländern vermeldet er, da er von der Themse her zum ersten Male London erblickt, die herbsten Wahrheiten:

Mein Herz, mein dummes, deutsches Herz,
Was thust du denn statt auf dich zu?
Wo Schiff' und Brücken sind von Erz,
Sind's auch die Menschen, sei's auch du!

Helle Genußfreude übermannt ihn nur in Wien, der „gefährlichen Sirene“. Es wird ihm sauer, wieder fortzuziehen:

Ich fliehe, Weib, um nicht vor dir zu knien,
Auch Einer von den Proselytenscharen;
Du wirst mich nicht auf deinen Purpur ziehn,
Weib Potiphar's — laß meinen Mantel fahren!

Aber kaum ist er diesem Zauber entronnen, so schreibt er jene fürchterlichen W. W.-Briefe (Wiener Währungsbriefe) der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“, in denen er die literarischen und gesellschaftlichen Zustände der Kaiserstadt an der Donau erbarmungslos geißelt, was wiederum nicht hindert, daß er zwanzig Jahre später in Wien sein Nest baut. Er ist kein keuscher Josef.

Bleibend in diesem Wechsel der Stimmungen ist nur Zweierlei: die Empfindung des Deutschthums und der Ehrgeiz. Der „Nachtwächter“ hat sich längst in den großen Herrn verwandelt, als er am 1. August 1866, nach der Schlacht von Königgrätz, dem Sieger in Berlin zuruft:

König von Preußen, du mußt sterben,
Als deutscher Kaiser aufzustehn!

Und Oesterreich hat aufgehört, ein Bestandtheil Deutschlands zu sein, als er seinen Enkeln in Triest halb stolz, halb müde das Bekenntniß macht:

Ein babylon'scher Sprachenbrei,
Was soll Großvaters Deutsch dabei?

Doch ihr erlebt, wenn's Gott gefällt,
Daß deutscher Geist beherrscht die Welt,

Daß Deutschland, wie es ihm gebührt,
Europens Schwert und Wage führt.

Dann ruft ihr hoch- und wohlgemuth:
In uns auch fließt das deutsche Blut.

Der Großpapa, nun manches Jahr
Schon todt, ein deutscher Dichter war.

Erreicht ist das Sehnen der jungen Tage; er ist nicht bloß Hofrath, sondern Baron; die Wünsche von Anno dazumal sind überflügelt:

Noch lebt ein Gott, Verdienst zu lohnen,
Noch steht manch edles Fürstenhaus;
Gott theilt den Fürsten ihre Kronen,
Die Fürsten uns die Titel aus.
Gewiß, gewiß! ich find' es noch,
Mein letztes Ziel auf dieser Erden,
Wär's nur um Voigtens Nekrolog:
Ich muß Geheimer Hofrath werden.

Aber das letzte Ziel? Wie haben diejenigen ihn doch so schlecht gekannt, welche mit dem Pathos der Entrüstung ihn als einen Abtrünnigen verklagten! Er hatte

gar kein letztes Ziel. War er deshalb jemals ein Freiheits- oder ein Volksmann gewesen, weil er die deutschen Kleinstaaten und deren siebenunddreißig despotische Herrscher verspottete? Hatte er irgendwann liberale Gesinnungen herausgekehrt, er, der aus der Frankfurter Judengasse dem deutschen Volke zurief:

Geht, sperrt sie wieder in die alten Gassen,
Eh' sie euch in ein Christenviertel sperr'n!

Bah! mit dem Liberalismus des „Nachtwächters" war es nicht viel weiter her als mit dem Schlachtenmuthe des „Lebendigen". Dieser Liberalismus hatte zur Wurzel den Schönheitssinn, die ästhetische und artistische Empfindung, zur Krone die Vorliebe für das Aperçu, für den Witz, für die sarkastische Betrachtung. Schroffer konnte das Wesen des Weltmannes von dem des politischen Lyrikers nicht geschieden sein. Weil diese Duo- und Sedezwirthschaft in Deutschland, die Censur und die gekrümmten Rücken häßlich waren, deshalb und nicht aus anderem Grunde verspottete er sie, und weil ihm ein Witz, mit welchem er seine geistige Ueberlegenheit wahren konnte, lieber war als alles politische Martyrium, deshalb drängte es ihn nach den Salons der Großen, wo das Aperçu im höchsten Werthe steht. Die Tendenz, nicht die Schönheitslinie ist die Lebensbedingung der politischen Lyrik; Dingelstedt scheute die Tendenz und besang ohne Scrupeln Franz Josef von Oesterreich und dessen schöne Braut Elisabeth, als er dem Paare am Starnbergersee begegnete. Das Pathos, nicht der Witz ist die Seele der politischen Lyrik; Dingelstedt witzelte über das Pathos, wenn es sich vermaß, mehr sein zu wollen als der Esprit, der dem „Nachtwächter" wie dem Weltmanne ausdauernd treu geblieben war.

Wegen dieses Esprits, der beide Welten, diejenige der Höhe wie die der Tiefe, beherrschte, ward er der Hofrath und Bibliothekar des Königs von Württemberg; wegen dieses Esprits machte ihn König Max von Bayern zum Edelmann und Intendanten seines Hoftheaters; wegen dieses Esprits endlich ward er Director des Hofoperntheaters in Wien und österreichischer Baron.

Aber der Esprit ist unfruchtbar, und wenn er sich ins Grübeln verliert, so kommt er schließlich zur Erkenntniß seiner eigenen Nichtigkeit. Franz Dingelstedt hat dies erfahren als Schriftsteller und als Mensch. Als Schriftsteller, weil die Phantasie nicht gleichen Schritt halten wollte mit diesem Raffinement des Geistes, und die Ursprünglichkeit, die einst seine Bade- und Künstlernovellen, seinen Roman „Unter der Erde" gekennzeichnet hatte, in dem späteren Roman „Die Amazone" durchaus der artistischen Künstelei, dem absichtlichen Spiel mit dem Paradoxen weichen mußte. Als Mensch, weil alle äußeren Ehren nicht im Stande waren, das Mißvergnügen der Seele zu sänftigen, die sich dafür rächte, daß sie hinter den Verstand zurückgesetzt war. Tausend Witzworte Dingelstedt's sind nach seinem Tode für eine Weile wieder lebendig geworden, aber es ist keine wohlwollende Gemüthsart, die sie bezeugen. Immer nur an der zweifelhaften Genugthuung des geistigen Mehrseins zehren zu müssen, immer nur von der blasirten Ueberlegenheit des Verstandes zu leben, die gegenüber der problematischen geistigen Entwickelungshöhe des deutschen Schauspielerstandes am Ende zur Selbstvergötterung führen muß, und dabei doch nicht die Schranke durchbrechen zu können, welche auf der einen Seite der Schaffenskraft des Talentes, auf der anderen dem weltlichen Ehrgeize gesetzt ist, das führt in letzter Linie nothwendig zu der Klimax des heiligen Augustinus: Contemnere mundum, contemnere se ipsum, contemnere contemni, zum Pessimismus, zur problematischen Existenz. Dingelstedt hat in München als Theaterintendant Großes geleistet; aber da trat er eines Tages — man lese seine „Münchener Bilderbogen" — irgend einem Höfling auf die Hühneraugen, und die Herrlichkeit war zu Ende; er wurde bedankt, wie man von den Großen, denen man als Parvenu stets zu viel Geist besitzt, immerdar bedankt zu werden pflegt. Er hat als Theaterintendant in Weimar die Blüthe der Goethe'schen Directionszeit erneuert, aber da verleideten ihm die Kleinen, diese eingerosteten Regisseure und Bühnenpraktiker, welche sich unter seiner Ueberlegenheit wie die Würmer krümmten und ihn niemals anders als „Herrn von Dünkelstets" nannten, das Leben. Er hat in Wien zuerst an der Hofoper, dann

am Burgtheater eine bewunderungswürdige Gabe, theatralische Effecte zu ersinnen und scenische Neuerungen einzuführen, bewiesen, aber nicht einmal zur Stufe eines Theaterintendanten gelang es ihm emporzuklimmen, geschweige denn, den Ehrgeiz seines Daseins, einen Sitz im Herrenhause, einen diplomatischen Posten zu erhaschen, für den er sich in hervorragendem Maße qualificirt erachtete. In München hatten die „Schwarzen“ gegen ihn intriguirt, als ob er jemals die Ambition gehabt hätte, die „Einfältigen im Glauben“ mit seinem längst in den Winkel geworfenen „Nachtwächter“ aus ihrem Schlafe zu wecken! Auf ihn, Dönniges und Herrn v. d. Tann war das Sprüchlein gemünzt:

A duobus D
Et uno T
Libera nos, domine!

In Wien sah es die Hofaristokratie ungern, daß er hoch und aufrecht einherging, seine Baronie adelnd durch seinen Geist anstatt durch Katzenbuckel, durch Leisetreterei und durch Demuth.

Da hat er denn schließlich die Menschen insgesammt in dem Bilde erblickt, in dem ihm einst die deutschen Frauen erschienen waren:

Sie möchten gern und wagen's nicht,
Das heißt dann Recht und Pflicht;
Die denken können, sagen's nicht,
Die Meisten denken nicht.

Und daher kam dann jene Atmosphäre der Ironie und Selbstironie, jenes ambitiöse Spielen mit den Ebenbildern Gottes über ihn, die ihn fürchteten, anstatt ihn zu lieben, ihm mißtrauten, anstatt ihn zu bewundern. Den Humor können die Menschen vertragen, aber die Ironie ist ihnen ein Gräuel, zumal wenn sie wie viele, mit denen Dingelstedt zu verkehren hatte, denkende Künstler sind, das heißt solche, welche denken, sie seien Künstler. Man that ihm aber auch hierin schweres Unrecht, denn er hat sich selbst nicht besser behandelt als die Anderen, ja sich selbst schlechter als sie, denn es ist eine bekannte Sache, daß, je überlegener sich Einer seinen Nebenmenschen gegenüber dünkt, er desto kleiner sich in seinen eigenen Augen erscheint. Die Ironie gehört zu jenen verhängnißvollen Erbtheilen, von denen das Wort gilt: Qui mange du Pape, en meurt.

Man kam zu Dingelstedt, der auf dem Krankenbette lag, damit er ein Autogramm zur „Vindobona“ beisteuere. Just war im Burgtheater mit glänzendem Erfolge Grillparzer's Lustspiel „Weh' dem, der lügt“ nach mehr als vierzigjähriger Pause erneuert worden. Dingelstedt griff lächelnd zur Feder und schrieb auf das Papier des Autographensammlers: „Weh' dem, der liegt.“ Ein Schauspieler erschien bei ihm, um sich darüber zu beschweren, daß ihm alle Rollen abgenommen worden waren. „Und Sie haben alle herausgegeben?“ fragte Dingelstedt anscheinend theilnahmsvoll. „Der Theaterdiener sagte: auf Befehl.“ „Nun, so sind Sie ja außer aller Verantwortung,“ war des Directors ganzer Trost. Ein anderer machte Miene, aus gleichem Anlasse heftig zu werden. „Aha, Sie wollen mir Grobheiten sagen,“ kam ihm Dingelstedt zuvor, „hier ist Papier, Tinte und Feder, da können Sie Alles aufschreiben, was Sie mir sagen wollen; Ihnen wird dabei leichter werden und mir wird's nicht schaden.“ Ein Journalist kam, um dafür bedankt zu werden, daß er eine enthusiastische Recension über eine Neuscenirung Dingelstedt's veröffentlicht hatte. „Mein Freund, Sie glauben gar nicht, wie viel Lob ich vertrage“, lautete der Dank.

Diese wenigen Proben mögen genügen zur Charakteristik der Ironie und Selbstironie Dingelstedt's. Die Ironie ist die umgekehrte Wahrheit; sie ist ihrem innersten Wesen nach literarisch, und das Literarische steht im ewigen Gegensatze zur Production, es ist Kritik. An den Romantikern hat sich dies erwiesen, welche allemal einer Anlehnung an Fremdes bedurften, wenn sie ersprießlichen Schaffens gewiß sein wollten. Sie suchten Vergangenes für die Gegenwart fruchtbar zu machen und wandten sich, wie die beiden Schlegel, Tieck, Brentano, Hardenberg, an das deutsche Mittelalter, an Calderon und Shakespeare, an den Sanskrit. Wo sie auf eigenen Füßen zu stehen den Ehrgeiz hatten, hemmte die Ironie ihre schöpferische Kraft. Ihnen war Franz Dingelstedt näher verwandt als den „Jungdeutschen“ und den politischen Lyrikern, zu denen ihn der Zufall der Zeitgenossenschaft gesellte. Nur die Mischung der Elemente in seiner Begabung war eine andere als in derjenigen der Roman-

tiker. Neben dem Literarischen lag das Lyrische; jenes ward von diesem gefällig und anmuthig geformt, dieses von jenem gezügelt und vor dithyrambischer Ueberladung bewahrt.

Der Rest des Unterschiedes war der Unterschied der Zeit. Dingelstedt hätte kaum sich dazu bestimmen lassen, wie es die Romantiker thaten, zum Katholicismus überzutreten aus dem unbestimmten Gefühle der Andacht und Ehrfurcht gegenüber dem farbigen, mystische Gemüther mächtig ergreifenden Ceremoniell der Kirche, obwohl er wie sie ein unvergleichlich empfängliches Auge besaß für die Schönheiten bunter, pomphafter Aufzüge, für die Reize von Hell- und Halbdunkel, für den geheimnißvollen Zauber architektonischer Wirkungen. Er lebte in einer Zeit von lebhafter entwickeltem geschichtlichen Sinn, in einer Zeit, welche schärfer zwischen Wesen und Form unterscheidet. Ihm war das Ceremoniell der Kirche um seiner selbst willen und durch sich selbst schön und wirksam, und er übertrug, was davon zu verwerthen war, ins Theatralische, auf die Bühne. Die Flucht zu einem religiösen Bekenntnisse aber, in unhistorischen und unkritischen Zeiten ein Mittel seelischer Beruhigung, mußte ihm, dem vielgebildeten Skeptiker, erscheinen als das, was sie ist, als der Wechsel zweier Gewänder, die von einander nur dadurch sich unterscheiden, daß das eine nüchterner, strenger, das andere bunter und faltiger ist. Das Schicksal verwies ihn, den Protestanten, mit einem großen Bruchtheile seines Lebenslaufes auf den Aufenthalt in katholischen Ländern, in Bayern und in Oesterreich; er zog daraus Nutzen, indem er der Kirche das Geheimniß ihrer äußerlichen Wirkungen ablauschte. Im Uebrigen hat er religiösen Impulsen niemals einen anderen Einfluß auf sich eingeräumt als denjenigen, allgemeine Empfindungen in seiner Seele zu wecken, wie aus dem Gedichte „Christnacht" ersichtlich ist, in welchem er nach dem Heiland ruft:

Messias, Mittler, sanften Winks
Führ' du die Gegensätze näher,
Messias, Richter, rechts und links
Triff schonungslos die Pharisäer,
Messias, König, säume nicht,
Erfülle deines Amtes Dreiheit:
Erscheine in verklärtem Licht
Und gieb uns Wahrheit, Frieden, Freiheit!

Man darf solchen psychologischen Excursen und literarhistorischen Vergleichungen nicht aus dem Wege gehen, wenn man dieser so merkwürdig zusammengesetzten Dichterpersönlichkeit auf den Grund ihres Wesens sehen will; sie sind aber, wie wir finden werden, zur Würdigung der theatralischen Wirksamkeit Dingelstedt's sogar schlechthin unerläßlich.

Es giebt kaum zwei Menschen, welche einander weniger ähnlich oder verwandt gewesen wären als Heinrich Laube und Franz Dingelstedt, und doch wird in der Geschichte des Wiener Burgtheaters eine Parallele ihrer Thätigkeit nicht umgangen werden können. Zwischen Laube's Direction und derjenigen Dingelstedt's lag ja das Provisorium eines Mannes, der ebenfalls ein Dichter war, nämlich Friedrich Halm's; aber es ist, als ob dasselbe gar nicht vorhanden gewesen wäre, so sehr wurde es durch die vorangegangene Periode Laube's und durch die folgende Dingelstedt's verdunkelt. Schon im Aeußeren bildeten der „Jungdeutsche" und der „Nachtwächter" einen Gegensatz. Laube ist von mittlerer Gestalt, ein knochiger Mann mit eigenthümlich geformtem, scharfzügigem Gesicht; seine Stimme klingt kurz und scharf wie Commando, auch wenn er Wohlwollen spricht. Es ist in diesen tiefliegenden Augen, diesem bronzenen Incarnat, diesen hart heraustretenden Backenknochen etwas kosakisch Energisches, jedenfalls eine eingesprengte slavische Ader. Dingelstedt war der echte Germane, groß, fast zu groß von Gestalt, mit breiten Schultern. Er konnte bei den Proben von unendlicher Grobheit sein, aber für gewöhnlich lächelte er aus dem feinen durchgeistigten, von starken Bartcoteletten eingerahmten Gesicht das verbindlichste Lächeln, von dem man nur nicht wußte, ob es mehr Wohlwollen als Spott künden sollte. Zwischen diesen beiden Männern konnte es keine Uebereinstimmung geben; sie mußten einander befehden. Warum doch? Hatte sie nicht der gleiche Zug des Herzens denselben Pfad geführt? Aus der Literatur zum Theater? Und nach Wien? Jawohl, wenn man nur äußerlich urtheilt. Denn äußerlich ist es doch wohl, daß Wien, die Stadt der Theater und der Theaterschulen, die Stadt des Kunstsinnes und der Grazie, Alle, welche der Bühne

zustreben, wie ein Mekka anzieht, daß zwei deutsche Schriftsteller, welche den anscheinenden Radicalismus ihrer Jugend überwunden haben, nach der Donaustadt gelootst werden, wo es im Jahre 1850 — bei Laube's Uebersiedelung — als ein Verdienst erschien, politisch abgedankt zu haben, im Jahre 1867 — bei Dingelstedt's Berufung — als eine Nothwendigkeit, das gelöste politische Band mit Deutschland durch ein festes literarisches zu ersetzen. Aeußerlich ist auch, wenigstens für unseren Fall, die Frage, wie zwei Geister von hochfliegender Kraft, von weitgespanntem schriftstellerischen Können sich auf die ausschließliche Beschäftigung mit dem Theater zurückziehen konnten, das, wie hoch man von ihm auch denken mag, doch nicht in dem Culturleben der Nationen im Vordergrunde der berechtigten Interessen steht. Aber ein tieferer Blick in diese beiden Naturen zeigt klar die Verschiedenheiten ihrer Anlage, welche naturgemäß zu feindlichen Gegensätzen werden mußten.

Der herrschende Zug in Laube's Wesen war nach der glücklichen Ueberwindung des „Jungdeutschthums" der theatralische, derjenige im Wesen Dingelstedt's hörte nie auf, ein literarischer zu sein. Der Realist Laube nahm in seinen Theaterstücken — in den „Karlsschülern", in „Graf Essex" — die Effecte, wo er sie fand, gleichviel, ob sie derb, erschütternd, verblüffend waren; der Romantiker Dingelstedt wandelte in dem „Fluche der Schönheit", er verwarf jeden Effect, der nicht sein feines artistisches Gefühl befriedigte. Laube hatte kaum seine Stelle in dem Theater am Michaelerplatze angetreten, als er auch sofort den offenen Kampf mit der Intendantur begann, die ihm den Athem beengte; Dingelstedt suchte sich zu schicken oder, wenn es nicht anders ging, die Haut der ihm übergeordneten „Hofämter" durch Nadelstiche zu reizen. Laube cultivirte als Regisseur mit Nachdruck das Wort, Dingelstedt das Bild. Laube lechzte stets nach neuen Kräften, und er hat in der That ein Recht darauf, daß man ihn einen Theater-Columbus heiße, denn von ihm sind Adolf Sonnenthal, Josef Lewinski, Charlotte Wolter eigentlich entdeckt worden; Dingelstedt war zu träge — man hat ihn „faul wie einen Löwen" genannt —, um mit der Drillung verheißungsvoller Talente sich abzumühen, zu träge, vielleicht auch zu vornehm. Laube fiel, weil sich seine demokratische Insubordination auf die Dauer mit dem Hofamte nicht vertrug; Dingelstedt, der Weltmann, starb, der erste in der ganzen Reihe, als Director des Burgtheaters.

Am prägnantesten aber zeigt sich der Gegensatz in den Fragen der Ausstattung und des Repertoires, in der Betrachtung der Theaterwirksamkeit als Lebensaufgabe.

Laube hat, so lange er Bühnen leitete, kein anderes Interesse gekannt als das Theaterinteresse, und in den Pausen zwischen Wien und Leipzig füllte er seine Muße mit Schriften über das Theater aus; Dingelstedt ist niemals so ganz im Theater aufgegangen, daß er von demselben nun auch literarisch nicht hätte loskommen können; es blieb ein geistiger Ueberschuß in ihm, und es ist bemerkenswerth, daß er nur in einem einzigen seiner Bücher intimer das Theater streifte, nämlich in dem Roman „Die Amazone", während im Uebrigen und zumal in seinen Gedichten nur von der Kunst im Allgemeinen, nicht von dem Theater die Rede ist. Literarisch sein heißt kritisch sein. Dingelstedt war literarisch im Verkehr mit Sachen wie mit Menschen, und der Abgrund zwischen ihm und den literarisch untergeordneten Bühnenkräften blieb ihm stets bewußt; Laube sprang über diesen Abgrund hinweg und betrachtete sich als Kameraden, nicht als Feldherrn.

Laube erweiterte das Repertoire des Burgtheaters, aber er that es nicht aus einem universellen Gesichtspunkte. Es ist bekannt, daß er zum Beispiel Shakespeare's Historien für unaufführbar hält. Die feineren literarischen Wirkungen von der Scene verwirft er zu Gunsten der starken unmittelbaren Wirkungen. Er gerieth dabei begreiflichermaßen auf das neuere französische Conversationsstück, das er am Michaelerplatze einbürgerte, was freilich den Besitz dieses unvergleichlichen Ensembles voraussetzte, dem ein Fichtner, eine Gabillon die Signatur verliehen. Das ist ihm zum Vorwurf gemacht worden, wie späterhin Dingelstedt dafür getadelt wurde, daß er der deutschen Lustspielproduction einen breiteren Spielraum gewährte, auch wenn sie, wie bei L'Arronge, auf das Iffland'sche Familienstück zurück-

griff, bei Moser sich dem Schwank und der Posse ergab. Aber ein anderes Motiv hatte Laube dem französischen Conversationsstücke, ein anderes Dingelstedt der zeitgenössischen deutschen Komödie gegenüber. Laube wollte auf das Publikum wirken, und der graziöse, feingeschliffene französische Dialog, das pathologische Theaterproblem eines Dumas fils, Feuillet kam dem Geschmack des Wiener Publikums entgegen. Dingelstedt genügte dem patriotischen Zuge seiner Seele, dem Heimweh, indem er die Deutschen bevorzugte, und er sah, daß das deutsche Theater auf die Dauer verhungern müsse, wenn es der heimischen Production die höchsten Maßstäbe auferlege. Laube hat in dieser Hinsicht nur den Wienern Concessionen gemacht, indem er Eduard Mautner, Mosenthal, Weilen in das Repertoire einstellte; Dingelstedt griff weiter aus und öffnete die Pforten des Heiligthums auch einem Wilbrandt, Lindau, Moser, L'Arronge. Darüber soll nicht gerechtet werden, weder mit dem Einen noch mit dem Anderen, denn der Leiter eines großen Kunstinstituts hat allemal das Recht, demselben das Gepräge seiner eigenen Individualität aufzudrücken.



Franz Dingelstedt.

Aber wenn es sich um die literarischen Wirkungen der Bühne handelt, wenn die scenische Ausstattung in Frage kommt, dann darf dem Theaterdirector Dingelstedt ein voller Ruhmeskranz auf sein Grab gelegt werden, denn hier ist sein Verdienst von Niemandem übertroffen worden.

In Theaterkreisen begegnet man oft der Klage, die deutsche Bühne befinde sich im Verfall. Auf die sociale Bedeutung der Bühne kann diese Klage wohl nicht gemünzt sein, denn mehr als in unseren Tagen hat niemals das Theater im Vordergrunde der gesellschaftlichen Interessen gestanden. Wenn irgendwo in einem größeren Theater eine Orchestervertiefung vorgenommen, wenn die Zwischenactsmusik beseitigt oder ein neuer Vorhang angeschafft werden soll, so giebt es erregtere öffentliche Discussionen, als sie seinerzeit über das Unfehlbarkeitsdogma stattfanden, und ein Salon, den nicht die Schleppe einer Theaterdame, und wäre es auch einer untergeordneten, bisweilen abfegt, ist zurückgesetzt. Liegen in diesen Erscheinungen Symptome des Verfalls, so könnte man wohl eher sagen, das gesammte Culturleben der Gegenwart habe einen wunden Fleck, der nur in der Behandlung des Theaters seitens der Gesellschaft besonders ersichtlich werde. Seine sociale Bedeutung hat das Theater in Deutschland ursprünglich doch nur dem Umstande zu danken, daß Schriftsteller von hervorragendem Rufe an die Spitze großer Bühneninstitute traten, nach Goethe in Weimar Laube und Dingelstedt in Wien, Gutzkow in Dresden, Immermann in Düsseldorf. Die Klage über den Verfall des Theaters gründet sich aber auf andere Wahrnehmungen, sie bezieht sich auf die Production für die Bühne nicht minder als auf die Production auf der Bühne.

Sprechen wir zuerst von der Production für die Bühne.

Es stehen keine großen Dramatiker in unseren Tagen auf, das ist wahr. Ist dafür ein Theaterdirector verantwortlich? Kann mehr geschehen, als was Laube that, der im Wiener Stadttheater durch mehrere Jahre eine wahre Novitätenjagd veranstaltete, bei der, wie es in der Natur der Dinge lag, eine Unzahl dramatischer Neulinge den Hals brach? Konnte Dingelstedt nicht darauf hinweisen, daß er dem Repertoire des Burgtheaters eine Menge modernster Namen einzuverleiben suchte, neben Wilbrandt, Lindau, L'Arronge, Moser auch Hugo Bürger, Triesch, Schönthan, Greif? Daß am Ende von all' diesem Blüthensegen so wenig reifte, war doch weder Laube's noch Dingelstedt's Schuld. Man denkt dabei an die malitiöse Antwort, welche Dingelstedt einem obscuren Dramatiker gab, der ihm gleichzeitig zwei Stücke zugesendet hatte. „Haben Sie die Sachen bereits gelesen, Herr Baron?" „Erst das eine Stück." „Und wie gefällt es Ihnen?" „Das andere gefällt mir besser." — Sie thaten, was in ihren Kräften war, um die Production für die Bühne zu fördern und zu heben, aber unsere Zeit ist es, diese vielzersplitterte, von den widersprechendsten Interessen zerrissene Zeit, welche die Concentration der Talente verhindert und die Empfänglichkeit des Publikums ablenkt. Große Schauspielhäuser werden gebaut, auch in Wien wird binnen wenigen Jahren ein neues monumentales Burgtheater eröffnet sein; aber dann wird es auch mit jenem intimen Verständnisse zwischen Parterre und Scene vorbei sein, in welchem das Geheimniß der Erfolge des Burgtheaters lag. Große Schauspielhäuser, splendide Foyers, verblüffende Virtuosen thun es leider nicht; das Priesterthum ist von der Bühne gewichen und kein Theaterdirector kann es zurückbringen.

An Dingelstedt ist diese Wahrnehmung nicht spurlos vorübergegangen, und da die zeitgenössischen Dramatiker ihm versagten, so versuchte er es mit den Classikern. Er hat in München jene Mustervorstellungen Schiller'scher, Goethe'scher und Lessing'scher Stücke, an denen die hervorragendsten deutschen Bühnenkräfte mitwirkten, veranstaltet, und das war eine künstlerische That. Er hat dann in Weimar anläßlich des Schillertages die Dramen des großen Dichters und kurz darauf die Shakespeare'schen Dramen in vollendeter Weise vorgeführt. Er hat schließlich das Beste, was die dramatische Literatur besitzt, bearbeitet und neu scenirt, und wer sich der Wiener „Shakespeare-Woche" erinnert, wer Molière's „Geizigen" und Goethe's „Götz" in dem Hause am Michaelerplatze gesehen, dem braucht es nicht gesagt zu werden, wo der Ruhm des Theaterdirectors Dingelstedt zu suchen ist. Das war der Dichter, der den Dichter interpretirte, der Romantiker, der Vergangenes neu belebte. Die Historien Shakespeare's hat Dingelstedt der deutschen Bühne schlechthin gerettet, die Einrichtung des „Faust" zu einer Trilogie

ist leider Project geblieben — der Tod hat sie vereitelt.

Um aber Solches zu können, mußte in den Aeußerlichkeiten der Bühne eine Reform herbeigeführt werden, und Dingelstedt hat sie vollbracht. Noch Heinrich Laube hatte der Illusion des Publikums Zumuthungen gestellt, welche sie nicht vertragen konnte. Ihm genügte es, mittelst des scenischen Apparates karge Andeutungen zu machen, einen Salon, ein Interieur, eine Procession zu „markiren"; das Publikum sollte aus Eigenem sich das Bild ergänzen. Gegen diesen naturalistischen Standpunkt revoltirte Dingelstedt; er brachte Licht, Farbe, Glanz und Mannigfaltigkeit auf die Bühne. Das Publikum sollte von dem Gange des Stückes nicht abgezogen, nicht gezwungen werden, zu dem Sujet vermittelst seiner Einbildungskraft die Umgebung gleichsam nachzutragen, eine Scenerie aus dem Mittelalter, aus dem Zeitalter Ludwig's XIV., des Directoriums, des Kaiserreichs sich rasch ad hoc zu construiren. Dingelstedt hatte bereits als Director des Wiener Hofoperntheaters gezeigt, welch wunderbar anschauliche Bilder großer Action er zu schaffen im Stande war, bei den Aufführungen des „Lohengrin", des „Tannhäuser" und anderer zur künstlerischen Ausstattung geeigneter Opern. Im Burgtheater bewies er dieses Können in noch höherem Maße, weil beschränktere räumliche Mittel zu Gebote standen und der Charakter der Bühne das Uebermaß ausschloß. Man hörte die verschiedenen Zeiten der Geschichte nicht mehr bloß reden, man sah sie leibhaftig in Sitte, Brauch und Lebensart; zu dem Ensemble der Künstler gesellte sich das Ensemble von Wort, Handlung und Bild. Der Theaterdirector war hier zum Culturhistoriker geworden.

Von großen Dingen haben einst die Dramaturgen geträumt. Aristoteles von der Katharsis, der Reinigung der Leidenschaften, Schiller von der Schaubühne als moralischer Anstalt. Das ist vorüber. Dingelstedt begnügte sich, die Bühne in den Grenzen einer Volksbildungsanstalt zu erhalten Er konnte dies mit dem Schauspielermaterial, das ihm zu Gebote stand. Ein Adolf Sonnenthal, ein Josef Lewinski werden zu Volksbildnern, wenn ein Dingelstedt ihnen dazu die Pfade weist. Aber wo solches Material nicht vorhanden ist, da sinkt die Bühne allgemach zur ausschließlichen Unterhaltungsanstalt herab; die Soubrette verdrängt den Tragöden.

Was etwa der „Nachtwächter" an Jenen gesündigt, welche ihn einst als Kameraden im politischen Streite betrachtet hatten, das hat der Theaterdirector reichlich gesühnt. Was aber die Zeit an ihm verschuldet hat, das sang er ohne Klage und Anklage in dem Epilog zu seinen Gedichten:

Die Zeit hat andre Ziele als die Kunst:
Ihr bester Geist verpufft in Dampf, in Dunst.

Und dennoch reizt wie ein vergrabner Schatz
Mich stets ihr Kampf von Satz und Gegensatz,

Ihr Drang, der jede alte Form zerbricht,
Erfindet er die neue auch noch nicht,

Ihr ungestümer allgemeiner Schwung
Nach Macht, nach Freiheit und nach Einigung.

In solchen Zügen scheint die Gegenwart
Mir wahlverwandt und meiner eignen Art.

Als an einem dieser schmerzensreichen Tage, die er vom Krankenlager aus dem Sterben zueilen sah, ein mehr als gewöhnlich lebhaftes Interesse an seinem Zustande in der Zahl theilnahmsvoller Anfragen zum Ausdruck kam, murmelte er bitter: „Die Raben flattern schon, aber zu früh." Das war ein hartes Wort, ein Wort der Weltverachtung. Die Fortdauer seines Namens wird zeigen, daß er die Menschen unterschätzte.





# Mozart's Bildnisse

## und ein bisher unbekannt gebliebenes Reliefporträt.

Von

**Rudolf Genée.**

ie Deutschen können sich's nun einmal nicht anders vorstellen, als daß ihre größten Dichter und Künstler in Dürftigkeit sterben. Mit Mozart können sie deshalb auch in diesem Punkte sehr zufrieden sein. Er starb als ein richtiger Verschwender, denn er hatte in dem kurzen Leben, das ihm gegönnt war, die unermeßlichen Schätze seines Genius mit einer Freigebigkeit ohne Gleichen der Menschheit dargereicht. Und als sein liebevolles Herz ausgeschlagen hatte, als der kleine blasse Mann in der Erde unter dem Winterschnee lag, da fand man, daß er — außer seinen Schulden — ein Baarvermögen von sechzig Gulden hinterlassen hatte.

Und trotzdem kann man nicht sagen, daß Mozart's Genie nicht schon während seines Lebens anerkannt worden wäre. Seine guten Mitmenschen konnten sich nur nicht vorstellen, daß ein solches Wunder der Natur auch Lebensbedürfnisse habe wie ein anderer Mensch.

Da Mozart schon in frühester Kindheit angefangen hatte, das Staunen seiner Zeitgenossen zu erregen, so haben wir auch von ihm ganz besonders viele Bildnisse, und zwar aus verschiedenen Lebensaltern; vom siebenten Jahre seines Lebens bis kurz vor seinem Tode wurde er gemalt, gezeichnet, modellirt.

Den eigentlichen Anlaß zu der gegenwärtigen Studie über seine Porträts bietet mir ein Bildniß Mozart's, welches bis jetzt, wie ich nach umfassenden Nachforschungen constatiren kann, noch niemals durch Nachbildung für weitere Kreise bekannt gemacht worden ist und welches dennoch zu seinen allervorzüglichsten Bildnissen gehört. Es ist ein kleines Medaillonrelief, ähnlich wie das bekannte und oft durch den Stich nachgebildete von Posch, aber ungleich künstlerischer in der Ausführung und außerdem — wie ich später auf Grund historischer Zeugnisse nachweisen werde — auch ähnlicher als irgend eines. Ehe ich aber auf dies reizende Kunstwerk zu sprechen komme, möge hier Einiges über die sonst existirenden Mozart-Bildnisse vorangeschickt werden. Ich will gleich hier dabei mit Dank anerkennen, daß der Vorstand der internationalen Mozart-Stiftung in Salzburg, speciell der Herr Institutsdirector Engl in Salzburg, in jeder Weise mich durch die auf meine verschiedenen Anfragen ertheilte Auskunft bereitwilligst unterstützt hat.

Bezüglich der Illustrationen, welche die hier gemachten Mittheilungen begleiten sollen, wird außer einer nach dem bisher unbekannten Reliefbild gefertigten Zeichnung den Lesern auch ein aus der Kindheit Mozart's herrührendes Bildniß will-

kommen sein, welches dem größeren Publikum gleichfalls so gut wie unbekannt sein dürfte und für dessen hier gegebene Nachbildung der Ausschuß der internationalen Stiftung „Mozarteum" in Salzburg die ausdrückliche Genehmigung freundlichst ertheilt hat.



Mozart im Alter von elf Jahren.
Nach dem in Salzburg befindlichen Helbing'schen Gemälde; mit Genehmigung des Ausschusses der Mozart-Stiftung.

Das Originalgemälde dieses letztgenannten Bildnisses befindet sich im Salzburger Mozart-Museum, welches seit dem vorigen Sommer mit der „Stiftung" vereinigt ist. Es stellt Mozart in seinem elften Lebensjahre dar und ist von einem Salzburger, Namens Helbing, gemalt. Das Bildniß war anfänglich in der reichen Gemäldegalerie des Schlosses Leopoldskron und gelangte, nachdem die Gemäldegalerie in verschiedene Hände gekommen war, zuletzt in den Besitz des Kaufmanns Saullich, welchem jetzt das

Geburtshaus des großen Tonkünstlers in der Getreidegasse gehört. Das in dem eigentlichen Geburtszimmer hängende Bildniß ist als künstlerische Arbeit sehr mangelhaft; namentlich ist, wie man aus unserer getreuen Copie ersieht, die Zeichnung der Hände sehr schlecht. Aber der Kopf ist sorgfältig ausgeführt, und das Gesicht läßt die Züge des späteren Mozart sehr wohl erkennen. Auch mit dem in künstlerischer Hinsicht bedeutend besseren Bildnisse, welches 1770 (also drei Jahre später) in Verona gemalt wurde, stimmt es im Allgemeinen überein, nur sind auf dem Veroneser Bilde die Wangen voller, und auch die Nase ist etwas größer.

Ein anderes Knabenporträt, welches sich gleichfalls im Geburtszimmer Mozart's befindet, stellt ihn in noch jugendlicherem Alter dar. Das erst siebenjährige Wunderkind ist hier im Hofcostüm abgebildet, mit langer gestickter Weste, an der Seite einen Galanteriedegen, unterm Arm den Chapeau und die linke Hand gravitätisch in die Weste gesteckt.

Aus derselben Zeit rührt auch das Familienbild von Carmontelle her, von welchem ein alter trefflicher Stich von Delafosse existirt. Es zeigt uns den Vater Mozart mit seinen beiden Kindern Wolfgang und Marianne, letztere elf Jahre alt. Wolfgang sitzt am Clavier, seine Schwester steht ihm zur Seite, aus einem Notenblatt singend, und der Vater steht hinter dem Knaben mit der Geige. Es ist ein ungemein anziehendes Bild, von feiner künstlerischer Auffassung und mit individueller Wiedergabe der Porträts.

Erheblich schlechter ist das große, viel später gemalte Familienbild, welches man ebenfalls in dem Geburtszimmer findet. Dieses durch die Nachbildung mehr bekannt gewordene und umfangreiche Gemälde von La Croce stammt aus dem Jahre 1780 und wurde in Salzburg vollendet, als Mozart zur Einstudirung seiner ersten Oper „Idomeneus“ (aufgeführt im Januar 1781) in München war. Während seines dortigen Aufenthaltes hatte er in seinen Briefen sich mehrmals erkundigt, wie weit das „Familienbild“ vorgeschritten sei? Hier sitzt Mozart (als vierundzwanzigjähriger Jüngling) neben seiner Schwester am Flügel, während der Vater hinter der Langseite des Instrumentes mit der Geige steht. Die bereits 1778 verstorbene Mutter ist nur durch ihr an der Wand hängendes großes Bildniß vertreten.*

Von den Jugendbildnissen Mozart's ist jenes schon erwähnte Porträt das weitaus beste, welches während seiner ersten italienischen Reise 1770 gemalt wurde. Das Aufsehen, welches der damals vierzehnjährige Künstler in Italien erregte, zunächst in Verona, hatte in dieser Stadt seine Porträtirung veranlaßt. Von seinem Vater haben wir darüber einen Brief vom 7. Januar 1770. Darin heißt es u. A.:

„Heute waren wir bei einem Herrn Ragazzoni eingeladen. Der Generaleinnehmer von Venedig, Herr Lugiati, bat die Cavaliere, mich zu ersuchen, daß ich erlauben möchte, den Wolfgang abmalen zu lassen. Gestern Vormittag geschah es, und heute nach der Kirche sollte er das zweite Mal sitzen ...“ 2c. Dann, im weiteren Verlaufe dieses Briefes heißt es: „Nun wurde Wolfgang's Porträt ausgemalt und um drei Uhr zu Tisch gegangen.“

Mozart hatte also nur zweimal gesessen. Das überaus anziehende Bild, welches erst 1856 in Verona aufgefunden wurde und das sich jetzt in Wien im Besitze des Dr. v. Sonnleithner befindet, ist seitdem durch einen vollendet schönen Kupferstich von L. Sichling vervielfältigt worden. Da dies Bildniß von dem vorher erwähnten, das hier als Illustration beigefügt ist, nur durch einen Zeitraum von drei Jahren getrennt ist, wird man mit Interesse eine Vergleichung beider Bildnisse anstellen können. Man wird danach u. A. auch ersehen, daß nicht nur die Haartracht, sondern auch die Kleidung mit dem Salzburger Bildniß übereinstimmt. Die geringen Abweichungen im Gesicht sind schon oben bemerkt worden.

Im Jahre 1777 ließ Leopold Mozart in Salzburg wieder ein Bildniß seines Sohnes anfertigen und sandte dasselbe an den Pater Martini in Bologna, der ein Jahr vorher ausdrücklich darum gebeten hatte. Wo dasselbe hingekommen ist,

* Es ist in neuerer Zeit behauptet worden, daß dies auf dem Gemälde angebrachte Bildniß nicht die Mutter, sondern die Großmutter Mozart's darstellen soll, was mir aber nicht wahrscheinlich ist.

konnte bisher nicht ermittelt werden. Wenigstens aber verdanken wir diesem unbekannt gebliebenen Porträt einen sehr werthvollen Brief des Vater Mozart. Jener Pater Martini hatte nämlich auch des Vaters Bildniß gewünscht, und mit Beziehung darauf schrieb dieser in demselben Briefe, in welchem er die Absendung des Porträts seines „Wolfgangerl" anzeigte, Folgendes:

„In Rücksicht meines Porträts glaube ich nicht, daß mein Gesicht verdient, zu Männern von Talent gestellt zu werden. Doch wenn Sie es verlangen, so werde ich trachten, Ihnen Genüge zu leisten; aber ohne daß ich mir ein anderes Verdienst beimäße, als daß ich meine Pflicht erfüllet, das Talent zu bilden, das der gütige Gott meinem Sohne gegeben hat."

Nun, diese Pflichterfüllung, welche der bescheidene Mann sich als kein so großes Verdienst anrechnen wollte, hat dennoch nicht wenig dazu beigetragen, der ganzen gebildeten Welt die reinsten und dauerndsten Genüsse zu bereiten!

Die Art und Weise, wie der Salzburger Vicecapellmeister das Talent seines Sohnes von dessen frühester Kindheit an beobachtete und leitete, bildet einen höchst interessanten Theil in Mozart's Lebensgeschichte. Nur in einem Falle, bei welchem wir in die frühere Zeit zurückgreifen müssen, setzt uns der treffliche Mann in einiges Erstaunen. Es war im Jahre 1768, als Vater Mozart mit seinem Sohne in Wien war und es durchzusetzen suchte, daß von diesem bereits eine Oper (sie hieß: „La finta semplice") zur Aufführung kommen sollte. Und der dreizehnjährige Wolfgangerl sollte sie auch selbst dirigiren! Das allzu kühne Unternehmen des eifrigen Vaters scheiterte an verschiedenen Umständen, vor Allem wohl an der zu großen Jugend des Componisten. Zu einer Oper gehörte denn doch außer dem merkwürdigen musikalischen Genie etwas mehr Erfahrung und größere Reife des Verstandes. Aber der gute Vater hatte durch das Glück über sein Wunderkind, wohl auch durch seinen erklärlichen Wunsch, seine Lebensverhältnisse etwas zu verbessern, in diesem Falle die Objectivität des Urtheils eingebüßt, die ihn in späterer Zeit so sehr auszeichnete. Er war wüthend über alle die Hindernisse und Intriguen, die der Laufbahn seines Wolfgangerl sich entgegenstellten, bis endlich die Sache definitiv aufgegeben wurde. Des Vaters Briefe aus dieser Zeit* sind voll bitterer Klagen und voll Anschuldigungen gegen die Hauptbetheiligten. In dem einen dieser Briefe — er ist vom 11. Mai 1768 aus Wien datirt — kommt ein sehr sonderbarer Satz vor. Er erwähnt darin die Aussichten, die ihm gemacht waren, mit dem Wolfgangerl eine Reise nach Italien zu machen, und fährt dann fort: „Oder sollte ich vielleicht in Salzburg sitzen, in leerer Hoffnung nach einem besseren Glücke seufzen, den Wolfgangerl groß werden und mich und meine Kinder bei der Nase herumführen lassen ... bis der Wolfgangerl in die Jahre und das Wachsthum kommt, die seinen Verdiensten die Verwunderung entziehen?"

Wenn damals der Blick des Vaters, der mühselig genug für das materielle Wohl seiner Familie zu sorgen hatte, noch nicht über das „Wunderkind" hinausreichte, so tritt doch in seinen späteren Briefen seine Einsicht und Urtheilskraft immer bedeutender hervor. Ganz besonders gilt das von jenen Briefen, die er Ende des Jahres 1780 nach München schrieb, eben in jener Zeit, als Mozart dort zur Einstudirung seiner ersten Oper war, welche in diesem Jahre ihr hundertjähriges Jubiläum gefeiert hat. Rührend ist es, wie der Vater von Salzburg aus ihm stets berichtet, wer Alles sich lobend über das Werk schon ausgesprochen, ja endlich, wie die ganze Stadt schon voll davon sei. Aber daneben vergißt er nicht, aus seinen Lebenserfahrungen allerlei gute Rathschläge und Ermahnungen für den Sohn einzupacken. So erinnert er ihn am 11. December, er möge bei seiner Arbeit nicht einzig und allein an das musikalische, sondern auch an das unmusikalische Publikum denken: „Du weißt, es sind hundert Unwissende gegen zehn wissende Kenner; vergiß also das sogenannte Populäre nicht, das auch die langen Ohren kitzelt." Und zwei Wochen später ermahnt er ihn, er möge nur ja das Orchester bei guter Laune zu

* Die darauf bezüglichen Briefe von Leopold Mozart sind sehr vollständig in L. Nohl's Buch: „Mozart nach den Schilderungen seiner Zeitgenossen" (Leipzig 1880), enthalten.

erhalten suchen und die Musiker durch Lobeserhebungen sich geneigt erhalten: „Jeder, auch der schlechteste Bratschist ist aufs empfindlichste gerührt, wenn man ihn tête à tête lobt, und wird dadurch eifriger und aufmerksamer, und so eine Höflichkeit kostet dir nichts als ein paar Worte."

Die Proben der Oper „Idomeneus" begannen actweise, noch lange Zeit, bevor das Ganze fertig war. Am 1. December 1780 schreibt Mozart über die erste Orchesterprobe, welche „außerordentlich gut ausgefallen" war, und erst im Januar des neuen Jahres zeigte er an, nachdem der zuvor bestimmt gewesene Tag für die Aufführung hinausgeschoben worden war, daß nun die Hauptprobe am 27. Januar und die Aufführung am 29. sein solle.

Doch nach diesen beiläufigen Notizen über Mozart's erste Oper haben wir zum eigentlichen Gegenstande dieser Betrachtungen, zu seinen Bildnissen, zurückzukehren, und zwar zu derjenigen Gruppe, welche aus seinen letzten Lebensjahren herrührt. Das Salzburger „Mozarteum" besitzt auch das gute, aber unvollendete Bildniß, welches nur wenige Monate vor dem Tode Mozart's von seinem Schwager Lange gemalt wurde. Josef Lange, welcher Aloysia Weber, die Schwester von Mozart's Frau, geheirathet hatte, war Hofschauspieler, dilettirte aber auch als Maler. Sein Mozart-Bild gehört jedenfalls zu den angenehmsten Bildnissen des großen Künstlers. Der Kopf, ganz im Profil, ist offenbar etwas verschönt, aber mit großer Liebe und Sorgfalt ausgeführt. Mozart sitzt am Flügel, mit den Händen die Tasten berührend; aber diese ganze untere Partie des Bildes ist unausgeführt geblieben. Von diesem Bildniß, welches jedenfalls das letzte aus des Künstlers Lebenszeit war, existirt eine sehr gelungene Lithographie von Ed. Lehmann.

Einige Jahre vorher wurde Mozart noch zweimal porträtirt, einmal von Tischbein und ein andermal von Doris Stock in Dresden. Das Tischbein'sche Porträt (im Besitz von André in Frankfurt a. M.) ist in neuerer Zeit in gutem Stich erschienen, aber es macht am wenigsten den Eindruck der Aehnlichkeit. Die Züge sind viel zu bestimmt, die Formen des Gesichtes zu scharfkantig. Es widerspricht sowohl den anderen anerkannt ähnlichen Bildnissen, wie auch den Beschreibungen, die wir von Mozart's Persönlichkeit erhalten haben.

Offenbar viel mehr der Wahrheit entsprechend ist die reizende Zeichnung, welche im Jahre 1789 (also zwei Jahre vor seinem Tode) Doris Stock bei Mozart's damaliger Anwesenheit in Dresden machte. Wir haben von dieser feinkünstlerischen Arbeit auch einen ihrem Werth entsprechenden vorzüglichen Stich von Ed. Mandel, welcher vor längerer Zeit in dem Schröder'schen Kunstverlag in Berlin erschienen ist. Dies kleine Bildniß besticht nicht allein durch die anmuthige und künstlerische Zeichnung, sondern auch durch den vollkommen geistigen Ausdruck, der diesen Kopf belebt. Ich glaube, daß die in neuerer Zeit am meisten verbreitete Büste Mozart's, mit aufstehendem Kragen, das hinten herabfallende Haar leicht zusammengeschlungen, hauptsächlich auf diese Zeichnung von Doris Stock gegründet ist. Eine ältere Mozart-Büste stimmt mehr mit dem späteren der von Posch gefertigten Reliefbildnisse überein.*

Hiermit kommen wir endlich zu den verschiedenen Reliefporträts und damit zu dem eigentlichen Anlaß dieser Mittheilungen: zu dem bisher noch unbekannt gebliebenen Medaillonrelief, von welchem hier eine etwas vergrößerte Copie beigefügt ist. In allgemeinen Aeußerlichkeiten, in Haltung und in der Tracht, stimmt dies Porträt wohl am meisten mit dem ersten, im Jahre 1789 von Posch gefertigten Reliefbild in Buchsbaum überein, ist aber jedenfalls eine durchaus selbständige Arbeit, und das Original stammt zuverlässig aus Mozart's Lebenszeit. Er hatte diese reizende Arbeit seiner Frau Constanze als Schmuck geschenkt, und sie trug das auf dunklem Stahl befestigte Bild an ihrem Gürtel.

Gegenwärtig — und zwar seit dreiundzwanzig Jahren — ist es im Besitze der ehemaligen ausgezeichneten Sängerin

---

* Jene alte Büste, in antiker Auffassung gleich dem erst im Jahre 1820 von Posch gearbeiteten zweiten Medaillonrelief, kenne ich aus einem Exemplar im Besitze des jüngst verstorbenen Freiherrn M. M. v. Weber, dessen Vater mit Mozart's Gattin, Constanze Weber, verwandt war.

Frassini-Eschborn, jetzigen Frau v. Grünhof, bei Koburg. Die Dame, welche später mit dem nunmehr verstorbenen Herzog Ernst von Württemberg verheirathet war, hatte 1857 in Mailand viel in dem Hause von Karl Mozart, dem ältesten Sohne, verkehrt, welcher dort als Beamter 1859 gestorben ist. Mit ihm und mit ihren Eltern (ihr Vater Eschborn war Capellmeister, ihre Mutter ebenfalls eine bedeutende Sängerin) hatte sie nach und nach die sämmtlichen Opern Mozart's durchgesungen und damit dem damals schon dreiundsiebzigjährigen Manne eine unsägliche Freude bereitet. Zum Dank übergab ihr Karl Mozart bei ihrem Abschied von Mailand dies köstliche Bildniß, das er seit dem Tode seines Vaters besessen hatte. Er fühlte sich schwach und kränklich und wollte, daß nach seinem Tode dies Bildniß im Besitz einer so ausgezeichneten und für die Größe seines Vaters so verständnißvollen Künstlerin bleiben möge. Später, damit die Echtheit dieses Porträts von Niemandem angezweifelt werden könne, fügte er noch eine ausdrückliche Certification hinzu, worin es wörtlich heißt: daß dies Bild „unter allen ohne Ausnahme der vielen und verschiedenartigen Abbildungen meines Vaters als die vollkommen ähnlichste von sämmtlichen seinen Angehörigen und Bekannten sowohl als auch von ihm selbst anerkannt war, infolge dessen mein Vater dieses Bildniß, wie aus dessen stählerner Einfassung ersichtlich ist, als Fermaille zu einer Leibceinture nach damaliger Mode für seine Frau, meine verewigte Mutter, verwendete."



Mozart im Alter von zweiunddreißig Jahren.
Vergrößerung nach dem in Koburg befindlichen Medaillonrelief.

Die gegenwärtige Besitzerin des Medaillons hat auch in der That im Hause Karl Mozart's in Mailand auf einem großen Porträt von Constanze Mozart dies Bild als Gürtelschmuck mit abgebildet gesehen. Wenn des Sohnes Angabe

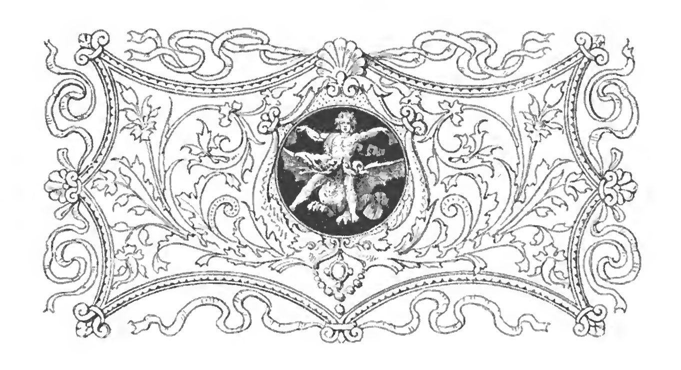
genau ist, daß sein Vater damals im Alter von zweiunddreißig Jahren gewesen sei, so würde dies Bild noch um ein Jahr älter sein als jenes im Jahre 1789 von Posch in Buchsbaum geschnittene Relief.* Aber selbst wenn dies nicht der Fall wäre, so würde Jedermann leicht erkennen, daß eine so ungleich künstlerischere Arbeit, bei so ganz individuellem Ausdruck des Kopfes, keine Nachbildung nach einem viel schlechteren Bildniß sein kann.

Das Profil des Bildes von Posch ist wohl am häufigsten nachgebildet worden und hat deshalb für alle späteren Mozart-Bilder die Züge im Allgemeinen festgestellt. Aber auch die älteste und beste Nachbildung, ein aus dem nämlichen Jahre herrührender Stich von J. G. Mansfeld, ist nur noch selten zu haben. Obwohl von dem in Koburg befindlichen Reliefbild unser oben beigefügter, etwa um das Doppelte vergrößerter Holzschnitt, auf welchem nur die Stahleinfassung weggelassen ist, bei weitem nicht die Zartheit und künstlerische Schönheit des aus einem Kitt von Wachs und Gips bestehenden Originals anzudeuten vermag, so wird man doch aus einer Vergleichung beider Bildnisse die Uebereinstimmungen sowohl wie die Abweichungen einigermaßen beurtheilen können.

* Außer den beiden Medaillonporträts von Posch von 1789 und 1820, von denen ersteres sich ebenfalls im Salzburger „Mozarteum“ befindet, existirt noch ein drittes (aus Wachs gearbeitetes) Reliefbild von J. Schmidt, welches sich in Wien befinden soll.

Sowohl nach den verschiedenen Bildnissen wie auch nach den schriftlichen Mittheilungen über den kleinen blassen Mann mit etwas großem Kopf und starker Nase mag sich ein Jeder ein ganz bestimmtes Bild construirt haben, das er in sich fest aufgenommen hat. Ich glaube aber, eines Jeden Vorstellung von der Persönlichkeit Mozart's würde durch das Original des von uns hier mitgetheilten Koburger Bildes oder durch eine die Zartheit des Originals noch treuer wiedergebende Copie ihre Bestätigung und zugleich Vervollkommnung finden. Das liebe Gesicht zeigt uns deutlich, daß des braven Vaters Befürchtung, das „Wunderkind“ würde zu schnell groß werden, grundlos war. Mozart ist in gewissem Sinne das Wunderkind bis an sein Ende geblieben: ein Kind an Herz und Gemüth und ein Wunder für alle Zeiten.





# Reise-Erinnerungen.

Von

**Rudolf Lindau.**

---

VII.

## Reise von Nagasaki nach Hakodate.

er amerikanische Schraubendampfer „Saint Louis", auf dem ich von Nagasaki aus am Sonnabend, dem 26. October 1861, in Gesellschaft seines Eigenthümers, Thomas Walsh, die Rundreise um Japan antrat, war ein schönes, schnelles Schiff, in dessen geräumiger und mit Eleganz ausgestatteter Kajüte wir uns auf das bequemste einrichten konnten. Die aus allen Welttheilen zusammengewürfelte Mannschaft von vierzig Matrosen wurde von einem alten erfahrenen Schiffscapitän, dem Commandanten Robinet, befehligt; der Koch, eine sehr wichtige und angesehene Persönlichkeit, war ein Neger aus Amerika, ein gutmüthiger, schwatzhafter Bursche und einer der eitelsten Menschen und größten Lügner, die mir in meinem Leben begegnet sind. Er verbrachte beinahe ebenso viel Zeit vor dem Spiegel wie vor dem Herde und besaß einen wahren Schatz von carrirten Beinkleidern, seidenen Westen, buntfarbigen Cravatten und erstaunlichen Tuchnadeln mit Steinen so groß wie der Kohinur. Die Geschichten, die er von seinen Heldenthaten erzählte, waren überraschend. Er schreckte vor keiner Unwahrscheinlichkeit zurück, wenn er von seiner Tapferkeit und Kraft sprach; dabei konnte ihn der jüngste Schiffsjunge an Bord in Todesangst versetzen, wenn er ihm mit der Faust drohte; — aber er kochte gut, und man bereitete ihm eine große Freude, wenn man eine besonders schwer zuzubereitende Speise bei ihm bestellte. Walsh war deshalb auch zufrieden mit ihm und schmeichelte ihm gern, indem er gelegentlich den eleganten Schnitt seiner Kleider bewunderte. Der Capitän, weniger rücksichtsvoll, nannte ihn selten anders als „Beauty" — Schönheit —, worüber der Koch sich regelmäßig ärgerte und gewöhnlich würdevoll erwiderte: „Mein ehrlicher christlicher Taufname ist Samuel, Herr!"

Aber Capitän Robinet ließ sich nicht belehren.

Wir hatten die Anker gleich nach Tagesanbruch gelichtet. Der Morgen war frisch, fast kalt; und nachdem wir Inosima passirt hatten, blies uns ein starker Nordostwind so unsanft entgegen, daß wir das Deck verließen und uns in die Kajüte zurückzogen, wo wir mit nur kurzen Unterbrechungen während des ganzen Tages verweilten. — Mittlerweile bahnte sich der „Saint Louis" seinen Weg durch den Meeresarm, welcher die Inseln Kiusiu und Gotto von einander trennt und in dem sich eine große Anzahl kleiner freundlicher Inseln befindet, deren harmlose Bewohner — Ackerbauer und Fischer — von der ganzen Welt so gut wie nichts wissen und von denen die Außenwelt nur wenig weiß. Gegen vier Uhr Nachmittags hatten wir diesen Theil unserer Reise, der die ganze Aufmerksamkeit des Capitäns in Anspruch genommen hatte, zurückgelegt. Wir hatten nun breites, sicheres Fahrwasser vor uns und steuerten, von einem günstigen Winde rasch vorwärts getrieben, der japanischen Insel Tsusima zu.

Tsusima, am Eingange des japanischen Meeres zwischen Korea und Japan gelegen, ist sechsundzwanzig englische Meilen lang und ungefähr drei englische Meilen breit. Ein enger Meeresarm theilt die Insel in zwei Theile. Die östliche Ausfahrt dieses Canals ist jedoch so seicht, daß sie selbst von kleinen Booten nur bei Hochwasser passirt werden kann. Dort liegt die Hafenstadt Fatschu, in der ein nicht unbedeutender Handel getrieben wurde, da Tsusima damals noch das Monopol des kaufmännischen Verkehrs zwischen Japan und Korea besaß. Tsusima ist ein bergiges, gesundes und überaus anmuthiges Land. Die Anzahl seiner Bewohner wird auf zwanzigtausend geschätzt. — In dem ungeheuren Reiche von China hört man immer nur von Provinzen und Städten sprechen, in denen die Menschen millionenweise zusammengeschart leben; in dem kleinen Japan hat Alles bescheidene Verhältnisse. Dort nennt man eine Insel mit zwanzigtausend Einwohnern schon eine „große" Insel.

Die Westküste von Tsusima, der wir uns am Tage unserer Abreise bis auf eine unbedeutende Entfernung näherten, ist durch eine ununterbrochene Reihe bewaldeter und cultivirter Hügel gebildet. Hinter diesen Hügeln erhebt sich eine imposante und malerische Bergkette. Russische und englische Kriegsschiffe haben die Küste von Tsusima untersucht; aber in das Innere der Insel, von der die Japaner die verlockendsten Beschreibungen machen, ist noch kein Fremder gedrungen.

Gegen Abend hatten wir Tsusima im Süden gelassen, und am nächsten Morgen befanden wir uns auf dem japanischen Meere, das von den Inseln Saghalin, Jesso, Nippon, Kiusiu, von der koreanischen Halbinsel und der russisch-ostasiatischen Küstenprovinz so eng eingeschlossen wird, daß es einem großen Binnenmeere gleicht. Wir brachten fünf Tage auf demselben zu und erreichten am 1. November den russischen Hafen von Wladiwostock, an der Südspitze einer kleinen Halbinsel gelegen, die von den Engländern den Namen „Albert Peninsula" erhalten hat.

### Wladiwostock.

Die Einfahrt zum Hafen von Wladiwostock wirkt überraschend durch die seltsam zerrissenen Felsenwände, welche einen Theil derselben bilden. Der Hafen selbst ist drei englische Meilen lang und dreiviertel Meilen breit und gegen alle Winde geschützt. Er ist von Hügeln umgeben, die sich an einigen Stellen dreihundert Fuß hoch über den Meeresspiegel erheben und die mit Laub- und Nadelholz spärlich bedeckt sind. Im Sommer, wenn Alles grünt und blüht, muß Wladiwostock einen freundlichen Anblick gewähren; im Herbst und Winter sieht es dort traurig und öde aus. Unter allen Umständen erscheint mir das Los der kleinen russischen Garnison von Wladiwostock als ein beklagenswerthes. — In den Vertragshäfen von China und Japan lebt man so zu sagen noch an dem breiten schnellen Strom des civilisirten Lebens; man erfährt dort zwar einige Wochen später als in London, Paris, Berlin und New-York, was in der „Welt" vorgeht, aber man erfährt es in regelmäßigen Zwischenräumen, gleichsam als lebe man nach einem Kalender, der sechs oder acht Wochen nachgeht. Jedes bedeutende politische Ereigniß wird in Shanghai oder Yokohama mit demselben Eifer dis-

cutirt, mit demselben Interesse erwogen wie in einer beliebigen europäischen oder amerikanischen Stadt; alle Fluctuationen der Märkte von London, New-York, Lyon u. s. w. werden in den chinesischen und japanischen Häfen unmittelbar nachempfunden und machen das geschäftliche Treiben daselbst zu einem lebhaften und aufregenden. Die fremden Kaufleute, die sich in Ostasien niedergelassen haben, entbehren viele der Vergnügungen und Zerstreuungen, deren sich ihre Genossen in der Heimath erfreuen können; aber über Langeweile haben sie, im Allgemeinen wenigstens, nicht zu klagen. Das Leben in den Handelsstationen des „fernen Ostens" ist kein leichtes und noch weniger ist es ein leeres. — Ganz anders aber verhält es sich mit den Bewohnern der ostasiatischen russischen Ansiedelungen. Diese vegetiren in trauriger Verbannung, in tiefer Ruhe und Einsamkeit, und nur in langen und unregelmäßigen Zwischenräumen dringt ein schwacher Widerhall des geräuschvollen Lebens der Welt an ihr Ohr.

Die russische Ansiedelung von Wladiwostock bestand im Jahre 1861 aus neun hölzernen Häusern, in denen zwei Offiziere und siebzig Soldaten untergebracht waren. Das Haus des Gouverneurs war an der russischen Flagge, die über demselben wehte, erkennbar. Walsh und ich beschlossen, dort einen Besuch zu machen. Als wir ans Land gestiegen waren, kam uns ein noch junger Seeoffizier entgegen, der uns mit großer Liebenswürdigkeit begrüßte, sich als den Oberstcommandirenden der kleinen Colonie zu erkennen gab und uns bat, in sein Haus treten zu wollen. — Am Eingange desselben wurden wir von einem dickfäustigen, gutmüthig aussehenden Soldaten empfangen, der militärisch grüßte und sich sodann beeilte, die Thür des Wohnzimmers vor uns zu öffnen. — Es war ein großes, weißgetünchtes, stark geheiztes Gemach, in das wohl seit Beginn des kalten Wetters kein frischer Luftzug mehr gedrungen war. Es roch dort stark nach fetter Küche und nach türkischem Tabak. Die festverschlossenen Fenster waren mit Papier verklebt. Auf den Fensterbrettern lagen Tabaksbeutel, Reitpeitschen, lose Cigarren und Papyros, einige abgegriffene Bücher und verschiedene, keineswegs elegante Toilettengegenstände. In der Mitte des Zimmers stand ein großer runder Tisch, der mit leeren Tassen und Gläsern, Cigarrenkisten und zerknitterten Zeitungen bedeckt war. Auch ein aufgeschlagenes Buch sah ich dort: einen französischen Roman. In der einen Ecke des Zimmers befand sich ein kleiner, ordentlich aussehender, allem Anschein nach wenig benutzter Schreibtisch, unter dem ein großes Bärenfell lag, und auf diesem Tisch bemerkte ich einen Gegenstand, der mit seiner unschönen Umgebung gar nicht in Einklang stand. Es war ein höchst elegantes, längliches, verschlossenes Kästchen aus gepreßtem Leder, dessen Deckel durch eine klare Krystallscheibe gebildet wurde. Das Innere des zierlichen Möbels war mit rother Seide gefüttert und enthielt einen langen, schmalen Handschuh mit vielen Knöpfen, der nur einer kleinen Damenhand als Bedeckung gedient haben konnte. — Neben dem Arbeitstische stand ein sehr abgenutztes Sopha. An den Wänden hingen die weitverbreiteten Lithographien der Mitglieder der kaiserlichen Familie, über dem Sopha einige Photographien von Verwandten und Freunden des Wirthes, an dem Fenster ein Barometer und ein Thermometer. — Es war eine warme, schmucklose, unordentliche Junggesellenwohnung. Man sah ihr an, daß dort nie eine weibliche Hand gewaltet hatte, daß kein weibliches Wesen dort erwartet wurde. — Der Handschuhkasten? — Der war jedenfalls fern aus dem Westen nach Wladiwostock gekommen.

Unser Wirth machte die Honneurs seiner traurigen Wohnung mit möglichster Liebenswürdigkeit; aber man merkte, es wurde ihm schwer, sich mit uns zu unterhalten. Er wußte so gut wie nichts von dem, was seit Jahr und Tag in der Welt vorgegangen war; und es kam mir vor, als schämte er sich seiner unverschuldeten Unwissenheit und wagte deshalb nicht, nach vielen Dingen zu fragen, die ihn wahrscheinlich lebhaft interessirten. Er machte auf mich den Eindruck eines niedergeschlagenen, resignirten Mannes. Er wurde etwas redseliger, als wir ihn über Wladiwostock ausfragten. Er erzählte uns von den „Mansa", Flüchtlingen aus den angrenzenden chinesischen Militär- und Strafcolonien, die ohne Hab und Gut, ohne Weib und Kind nach der russischen Man-

dschurei kommen und dort ein elendes Dasein durch Ackerbau und Fischfang fristen. Obgleich verwildert und halb verthiert, sind sie doch noch von dem Handelsgeiste beseelt, der die Chinesen auszeichnet. Sie verkaufen den Russen Pelzwerk und Ginsingwurzeln und suchen auf jede mögliche Weise Geld zu verdienen. Es sind große, starkgebaute Nordchinesen, die mit zäher Ausdauer und Duldungskraft ausgestattet sind und die wahrscheinlich in kurzer Zeit wohlhabende und verhältnißmäßig glückliche Gemeinden bilden würden, wenn die Mansa-Gesellschaft nicht ausschließlich aus Männern bestände.

Ich fragte unseren Wirth, wie er seine Zeit verbrächte. Er rieb sich nachdenklich die Stirn, und dann antwortete er mir: „Ich habe Manches zu thun. Ich überwache den Bau der neuen Häuser, die Cultur unseres Gartens und unserer kleinen Felder, das Betragen der Leute. Wenn die Jahreszeit es erlaubt, so gehe ich auf die Jagd. Es giebt hier Tausende von Rebhühnern, Enten, Schnepfen und Fasanen. Wir finden auch Hirsche, Hasen, Zobel, Füchse und, wenn das Glück gut ist, einen Bären. Einer meiner Vorgänger hat sogar einen prachtvollen Tiger erlegt, der aus seiner indischen Heimath in das Amurland gewandert und bis in die unmittelbare Nähe unserer Baracken vorgedrungen war. — Im Winter ist es sehr kalt und das ganze Land mit tiefem Schnee bedeckt. Dann bleibe ich im warmen Zimmer, wo mir mein jüngerer Kamerad Gesellschaft leistet. Den Tag füllen wir aus, indem wir rauchen, lesen, Schach spielen und unsere Mahlzeiten nach Möglichkeit ausdehnen. Die Nächte sind lang, wir schlafen viel. Ein Tag vergeht wie der andere. Man merkt kaum, daß Wochen und Monate schwinden. Da wir von Niemandem Nachrichten erwarten können, sind wir auch nicht ungeduldig. Eines Morgens sieht man die Frühlingssonne durch die Fenster scheinen; dann geht man ins Freie und freut sich seines Lebens — bis es wieder kalt und dunkel wird. Wenn ich mir die Sache recht überlege, so ist es bei uns beinahe ebenso amüsant und kaum trauriger als irgendwo anders in der Welt."

Wir leisteten dem resignirten Manne zwei Tage lang Gesellschaft, und wenn schon wir nach gewöhnlichen Begriffen nichts thaten, um ihm Freude zu machen, so darf ich doch annehmen, daß er aufrichtig war, als er uns beim Abschied sagte, er werde die Tage, die der „Saint Louis" in Wladiwostock zugebracht habe, nicht vergessen und rechne sie zu den angenehmsten, die ihm während seines Lebens dort beschieden worden seien. Er bestand darauf, mir zum Abschied ein Geschenk zu machen. Es war eine von ihm selbst gefertigte Arbeit, die Arbeit eines Galeerensclaven: ein Schachspiel, dessen plumpe Figuren aus hartem Holze mit einem Federmesser geschnitzt waren.

### Olgabay und Hakodate.

Hundert englische Meilen östlich von Wladiwostock liegt eine andere russische Militärcolonie, Olgabay genannt. Während der kurzen Fahrt dahin verloren wir die tatarische Küste nicht aus den Augen. Sie ist unbebaut und erscheint unfruchtbar. Die rauhen Felsen, die sich am Ufer erheben, sind hier und da mit einer ärmlichen gelben Moosdecke überzogen und mit Wäldern von verkümmerten Fichten, Birken und Eichen bedeckt. — Kleinere und größere Buchten, die Fischerbooten sicheren Schutz gewähren würden, trifft man häufig an; aber nirgends ist ein Dorf, ein Boot, ein menschliches Wesen zu erblicken. Alles ist ungastlich, kalt und öde.

Olgabay ist ungefähr zwei englische Meilen lang und ebenso breit. Im nordöstlichen Theil der Bai findet man einen kleinen inneren Hafen. Dort hat die russische Garnison, aus einigen fünfzig Mann bestehend, ihre Baracken aufgeschlagen. Ich machte die Bekanntschaft des Gouverneurs. Er war der moralische Zwillingsbruder seines Kameraden von Wladiwostock. — Im Hafen von Olgabay traf ich auch den russischen Kriegsdampfer „Japonitz", der seit vier Jahren den Postdienst auf der ostasiatischen Küste versah und in unregelmäßigen Zwischenräumen die Häfen von Castris, Imperatorbay, Dui, Konssonay, Olgabay, Wladiwostock, Passiatbay und Nikolajewsk besuchte, um dort Briefe einzusammeln und nach Shanghai oder Nagasaki zu bringen.

Zwischen Olgabay und Hakodate wurden wir von einem heftigen Sturm überfallen. Der „Saint Louis“ erlitt erhebliche Beschädigungen, und als wir den Hafen von Hakodate endlich erreicht hatten, erklärte der Capitän, daß er mehrere Wochen gebrauchen würde, um das Schiff wieder in Stand zu setzen. — Walsh und ich verließen darauf den „Saint Louis“ und suchten am Lande Unterkommen, das wir auch, bei den gastfreundlichen Sitten der dort ansässigen Fremden, leicht fanden. Walsh stieg bei einem seiner Landsleute, dem Capitän Fletcher, ich selbst bei einem mir bekannten französischen Missionär, dem Abbé Mermet de Cachon, ab. Wir verweilten in Hakodate nahe an sechs Wochen, die ich dazu benutzte, um meine Gesundheit, die sich während der Seereise bereits erheblich gebessert hatte, ganz wieder herzustellen und um Ausflüge an der Küste und in das Innere von Jesso zu machen. Ich lernte bei dieser Gelegenheit einige japanische Ortschaften und den merkwürdigen Menschenschlag der Aino kennen. Auch traf ich in Hakodate wieder mit einem Engländer zusammen, der mir von meinem ersten Besuche in Yokohama her bekannt war und den ich als die sonderbarste Persönlichkeit unter den in Japan ansässigen Fremden bezeichnen möchte. Seine Arbeiten sind Tausenden von Amerikanern und Europäern zu Gesicht gekommen; er selbst dürfte aber nur wenigen Menschen außerhalb Japans bekannt sein.

Charles Wirgman kam im Jahre 1860 zum ersten Mal nach China, und zwar im Auftrage einer großen englischen Zeitung, der „Illustrated London News“. Er veröffentlichte damals in dem genannten Blatte eine Reihe vorzüglicher Zeichnungen aus China, welche ihn in kurzer Zeit zu einem bekannten und beliebten Correspondenten machten. Aber China erregte Herrn Wirgman's Mißfallen. Er erklärte, das Land wäre zu flach, das Meer zu gelb, die Luft zu schwer. Die Chinesen schienen ihm häßlich und unliebenswürdig; das in den Straßen zur Schau getragene furchtbare Elend der chinesischen Bettler und Krüppel, sowie auch der wackelnde Gang der Chinesinnen beleidigte sein Schönheitsgefühl. Er verließ Shanghai und begab sich nach Japan, das ihm, im Gegensatz zu China, über alle Maßen gefiel, und wo ich ihn bald nach seiner Ankunft kennen lernte. Wirgman mochte damals fünfundzwanzig Jahre alt sein; er war ein mittelgroßer, wohlgebauter Mann mit dichtem, braunem Haar, offener Stirn, klugen, hellen Augen, lachendem Munde und großer Nase und erschien mir, nach seinem ganzen Wesen zu urtheilen, wie ein vollendeter Typus liebenswürdiger, leichtlebiger Sorglosigkeit. Ich habe in dieser Beziehung unter vernünftigen und gebildeten Menschen überhaupt seines Gleichen nicht wiedergefunden. Wirgman überraschte mich auch durch seine Sprachkenntnisse; denn Engländer von Geburt und Erziehung, sprach er Deutsch wie ein Deutscher und Französisch, als stammte er aus Paris. Italienisch, Holländisch und Japanisch waren ihm ebenfalls vollständig geläufig, und zur Noth konnte er sich auch noch auf Spanisch, Portugiesisch, ja sogar auf Chinesisch verständlich machen. Auffallend war seine unglaubliche Anspruchslosigkeit; er schien die meisten der Bedürfnisse eines civilisirten Menschen gar nicht zu kennen und stets vollständig mit dem zufrieden zu sein, was sich ihm gerade darbot. Sein Anzug war im Winter wie im Sommer derselbe. Wurde es empfindlich kalt, so zog er einen seidenen, dickwattirten japanischen Talar an, denselben, der ihm in der Nacht als Decke diente; im Sommer konnte man ihn in seiner Wohnung — in der nach japanischer Manier keine Möbel standen — halb nackt vor seiner Staffelei arbeiten und auf der Straße ohne Halsbinde und ohne Weste spazieren gehen sehen. Für Vorurtheile jeglicher Art hatte Wirgman so wenig Gefühl und Verständniß, daß er deswegen bei einigen seiner „stricten“ Landsleute im Rufe eines cynischen Menschen stand. — Die Japaner, auf welche die meisten Fremden wie auf geistig Untergeordnete herabblickten, behandelte Wirgman wie Ebenbürtige und konnte sich mit ihnen köstlich amüsiren. Er hatte in kurzer Zeit die beliebtesten japanischen Volkslieder gelernt; auch wußte er auf dem Samsin, der dreisaitigen japanischen Guitarre, zu spielen, und es machte ihm anscheinend das größte Vergnügen, des Abends in

ein japanisches Theehaus zu gehen und dort bis tief in die Nacht hinein mit japanischen Kaufleuten und Offizieren zu poculiren und zu lärmen. — Die meisten Europäer spielen bei solchen Gelegenheiten die Großmüthigen, indem sie die ganze Zeche für sich und die japanische Gesellschaft bezahlen. Nicht so Wirgman. Er prüfte die Rechnung aufmerksam und zahlte sein Theil davon: nicht weniger, aber auch nicht mehr. — Die Japaner hatten ihn lieb gewonnen und waren vertrauter mit ihm als mit irgend einem anderen Fremden. Jedermann in Yokohama und in der Umgegend kannte „Ekakisan" — den Herrn Maler —, und man begrüßte ihn freundlich, wo immer man ihn antraf. Wirgman war deshalb auch während der Jahre von 1860 bis 1870 der einzige Europäer, der bei Tag und bei Nacht, in Yokohama sowohl wie auf dem Lande, unbewaffnet einherzugehen wagte, wennschon er, wie er unverhohlen erklärte, eine principielle Abneigung gegen jede Lebensgefahr hatte.

Im Jahre 1862 wurde Wirgman von der Redaction seines Blattes nach England zurückberufen. Der glückliche Mensch besaß ein so leichtes Herz, daß ihm der Abschied von Japan, wo er sich köstlich amüsirt hatte, wo ihm Alles gefiel: Land, Leute und Leben — daß ihm dieser Abschied nicht einmal schwer wurde. — Aber in England bekam er Heimweh nach der ungebundenen Freiheit, deren er in Japan genossen hatte. Eines Tages, als er trübselig und in sich gekehrt im Hydepark spazieren ging, begegnete ihm William Macdonald, der zweite Secretär der englischen Gesandtschaft in Yeddo. Die Beiden kannten sich von Japan her. Macdonald erzählte seinem Freunde Charles, daß er in wenigen Stunden nach Paris abreise, um von dort aus über Marseille und Suez nach Japan zurückzukehren.

„Sie sollten mich nach Paris begleiten," sagte Macdonald. „Wir würden uns dort zwei Tage gut unterhalten."

Wirgman erwiderte, er habe nur fünf Pfund in der Tasche, und es sei seine Gewohnheit, stets sein ganzes Vermögen bei sich zu tragen; er müsse deshalb zu seinem Bedauern auf das Vergnügen verzichten, eine Reise anzutreten.

„Das macht nichts aus," antwortete Macdonald. „Ich borge Ihnen gern, was Sie gebrauchen, um wieder nach London zurückzukehren; und Sie können, was Sie mir schuldig werden, später bei meinem Bankier einzahlen."

Dies leuchtete Herrn Wirgman vollkommen ein. Die Beiden begaben sich in einen Laden in Piccadilly, und Wirgman kaufte dort mit dem Gelde seines Freundes die nothwendigste Leibwäsche und einige Toilettengegenstände, um während weniger Tage außerhalb seines Hauses anständig auftreten zu können. Darauf schrieb er zwei Zeilen an seinen Bruder, bei dem er wohnte, und benachrichtigte ihn, daß er vor Ende der Woche wohl nicht nach Hause zurückkehren werde. — Er reiste sodann am selben Abend mit dem Dover-Calais-Expreß nach Paris ab.

In Paris entpuppte Wirgman sich als ein außerordentlich liebenswürdiger Reisegesellschafter.

„Begleiten Sie mich nach Marseille," bat Macdonald.

Wirgman war dazu bereit. Er kaufte einige Hemden, Strümpfe und Taschentücher mehr; die kleine Londoner Reisetasche wurde gegen eine etwas größere umgetauscht, und die Beiden begaben sich nach Marseille. — Dort, und später in Malta, Suez, Ceylon, Hongkong, wiederholte sich dieselbe Scene mit wenigen unwesentlichen Variationen, bis Wirgman, acht Wochen nach dem zufälligen Zusammentreffen mit Macdonald im Hydepark, wohlbehalten und seelenvergnügt in Yokohama anlangte. Er hatte noch immer die fünf Pfund in der Tasche, die in London sein Vermögen ausgemacht hatten, und sprach mit Stolz von der unglaublichen Anzahl von Hemden, Strümpfen und Taschentüchern, die sein Eigenthum seien und die er successive in London, Paris, Malta, Aegypten, Indien und China eingekauft hatte. Seinem Cassirer Macdonald händigte er einen „I. O. U." über den nicht unbedeutenden Betrag aus, welchen dieser während der Reise für ihn verausgabt hatte und den er im Laufe der Zeit bis zum letzten Cent zurückerstattete.

Während eines Jahres pflegte Wirgman noch in unregelmäßigen Zwischenräumen zu versichern, daß er nach London zurückkehren müsse und wolle; in seinem Zimmer daselbst befänden sich angefangene

Skizzen, unbeantwortete Briefe und viele andere Sachen, die der persönlichen Erledigung dringend bedürften. Mehrere Male nahm er von seinen Freunden Abschied, ließ dieselben bei festlichen Mahlzeiten auf seine Gesundheit trinken und machte sich ganz bereit, am nächsten Tage zu reisen; aber immer kam wieder etwas dazwischen, was ihn in seinem geliebten Japan festhielt. Das Schiff ging zu früh ab, oder das Wetter war zu stürmisch, zu heiß oder zu kalt; oder auch: er hatte sich im letzten Augenblicke entschlossen, den „nächsten" Steamer abzuwarten, weil er dann mit einem guten Freunde, einem zweiten Macdonald, reisen konnte. Schließlich gab er den Gedanken, nach Europa zurückzukehren, definitiv auf und erklärte, er habe sich entschlossen, bis an das Ende seiner Tage in Japan zu bleiben. Japan sei das schönste Land der Erde, die Japaner die liebenswürdigsten, anspruchslosesten Menschen; nirgends lebe sich leichter, sorgenloser, freier als in Yokohama, und es sei gar kein vernünftiger Grund vorhanden, weshalb er wieder nach London gehen, einen hohen schwarzen Hut tragen und sich langweilen sollte. — Seitdem sind nahe an zwanzig Jahre dahingegangen. William Macdonald, Wirgman's Reisebegleiter, ist im Jahre 1865 in Yokohama an einem Sonnenstich gestorben; aber der „Ekakisan" lebt noch immer in Japan. Er ist der älteste „Resident" von Yokohama und wird aller Wahrscheinlichkeit nach nie wieder nach Europa zurückkehren. Er hat eine Zeitung gegründet: „The Japan Punch", die, wie der alte Prospectus es ankündigte, „in unregelmäßigen Zwischenräumen, je nach dem Humor und den Geldbedürfnissen des Verfassers erscheint." — Dieses Blatt, das auf japanischem Papier mittelst Holzplatten gedruckt wird und heutzutage vielleicht einzig in seiner Art ist, hat eine gewisse Anzahl alter Abonnenten, die ihm seit seiner Gründung getreu geblieben sind und dem Herausgeber ein bescheidenes Einkommen gewähren, von dem der anspruchslose Mann sorglos und vergnüglich lebt. Er hat jetzt graue Haare bekommen; aber Reisende, die ihn noch kürzlich gesehen und mir Grüße von ihm gebracht haben, versicherten, er sei noch immer jugendlich heiterer Laune wie vor zwanzig Jahren; er bilde gewissermaßen einen Bestandtheil von Yokohama, und man könne sich das „Settlement" ohne ihn gar nicht denken. — Von dem „Japan Punch" will ich hier noch zur Charakteristik seines Herausgebers erwähnen, daß ich nie ein Blatt gesehen habe, welches so wenig Rücksicht auf seine Leser nimmt wie dieses. Wirgman scheint in demselben stets zu monologisiren. Ich erinnere mich, eine Reihe von Artikeln im „Japan Punch" gesehen zu haben, die mir und allen anderen Lesern ganz unverständlich waren. Sie bestanden aus wohltönenden, sinnlosen Phrasen, die seitenlang an einander gereiht waren.

„Was soll das bedeuten?" fragte ich Wirgman.

„O," antwortete Ekakisan, „ich wollte mein Ohr erfreuen, ohne meinem Geist eine unnütze Anstrengung zu verursachen, und da habe ich diese Artikel geschrieben. Sie werden zugeben, daß dieselben wie Musik klingen. Die englische Sprache ist in der That sehr harmonisch."

„Und das wagen Sie Ihren Lesern aufzutischen?"

„Warum nicht? Haben Sie einen angetroffen, der mir deshalb böse wäre?"

Thatsache ist, daß Wirgman Vieles gestattet war, was kein anderer Journalist sich ungestraft hätte erlauben dürfen. — Als ich ihn in Hakodate antraf, war er damit beschäftigt, so behauptete er wenigstens, die Sitten und Gebräuche der Aino zu studiren. Ich glaube aber nicht, daß er viel von diesen sah; denn während der Zeit, wo ich ihn beobachten konnte, war er fortwährend nur in Gesellschaft von Europäern. Er sagte mir, die Eingeborenen von Hakodate seien viel ungeschliffener als die von Yokohama, und er könne sich nicht mit ihnen befreunden. Wirgman liebte es, in Aphorismen zu sprechen, und ich erinnere mich dunkel einiger kühner Lehrsprüche, die er damals über die Gefahr, mit rohen Menschen zu verkehren, zum Besten gab.

Die Japaner von Jesso sind im Allgemeinen größer, stärker und unmanierlicher als ihre Landsleute aus den Südprovinzen. — Was die Aino, die ich sah, angeht, so machten sie in ihrer ängstlichen Unterwürfigkeit einen kläglichen Eindruck. Ueber dem Ursprung dieses unterdrückten

Menschenschlages liegt ein dichter Schleier. Einige Forscher lassen die Aino aus Südasien, andere aus der Mongolei stammen. Sie selbst wissen nichts von ihrer Abkunft; aber sie erzählen tausendjährige Fabeln, die eine wenn schon entfernte, so doch unverkennbare Aehnlichkeit mit den alten Kunden haben, wie sie die Völker des Westens aus der Urzeit der Menschheit bewahren.

Um die Aino kennen zu lernen, muß man in das Innere von Jesso eindringen. Dort leben sie in patriarchalischer Einfachheit in kleinen Gesellschaften von zwei bis zwanzig Familien. Sie sind untersetzter Statur und von großer Körperkraft. Ihre Hautfarbe ist röthlichbraun; von den Japanern und Chinesen unterscheiden sie sich besonders durch ihre breiten, offenen Stirnen und ihre gutmüthigen schwarzen, nicht geschlitzten Augen. Ganz außerordentlich, wahrhaft befremdlich ist ihr starker Haar- und Bartwuchs.

Die Aino sind geschickte Fischer und kühne Jäger; aber sie vernachlässigen den Ackerbau und müssen deshalb alle vegetabilischen Nahrungsmittel von den Japanern kaufen. Sie lieben geistige Getränke; ihre große Armuth zwingt sie jedoch zur Mäßigkeit. Ihre Kleidung, im Schnitte der der Japaner ähnlich, besteht aus groben Stoffen, die sie in Hakodate und in Matsmai, einer anderen japanischen Stadt von Jesso, einkaufen. Im Winter bekleiden sie sich mit Fellen. Ihre Religion ist ein grober Götzendienst. Ihre Hauptgottheit ist der Bär „Hokjokkamui", den sie aber auf der Jagd unbarmherzig verfolgen.

Vor Jahrhunderten bildeten die Aino einen großen Stamm, der Japan und einen Theil der chinesischen Küste bewohnte. In den ältesten Zeiten, 600 v. Chr., erscheinen sie in unverbürgten Mythen als Herren der nördlichen Provinzen von Japan. Sie waren damals ein kriegerisches und gefürchtetes Volk; aber ihre wilde Mannheit verlor sich im Verkehr mit den feineren Japanern. Viele von ihnen heiratheten japanische Weiber und gingen nach und nach in der eingewanderten Völkerschaft auf; Andere wurden in langen Kämpfen aus Nippon verjagt und über die Straße von Tsugar nach Jesso und den Kurilen getrieben; aber auch dort wurden sie von den erobernden Japanern angegriffen und im vierzehnten Jahrhundert gänzlich unterworfen. — Sie haben nicht die Kraft gehabt, sich von dem schweren Joch, unter das die Japaner sie beugten, wieder zu befreien. Der Druck, der seit Jahrhunderten auf ihnen lastet, hat jeden Fortschritt bei ihnen gehemmt; und sie bieten heute noch das Bild eines Volkes, das auf den untersten Stufen der Cultur steht. Aber die Knechtschaft hat sie nicht schlecht gemacht. Es sind stille, bescheidene Menschen, und sie steigen nun, unnütz und schwach, aber nicht verdorben, in das große Völkergrab hinab, worin sie neben ihren Nachbarn und Leidensgenossen, den Kamtschadalen und den nordamerikanischen Indianern, ruhen werden.

*   *
*

Am 20. December 1861, nachdem unser Aufenthalt in Hakodate länger als sechs Wochen gedauert hatte, theilte Walsh mir mit, daß der „Saint Louis" nun wieder in See gehen könne und am folgenden Tage die Fahrt nach Yokohama antreten werde. Ich hatte den Plan, die Rückreise nach Europa über Sibirien anzutreten, aufgegeben, und da mich in Hakodate nichts mehr zurückhielt, so nahm ich von den wenigen Bekannten, mit denen ich dort verkehrt hatte, Abschied und schiffte mich am Abend desselben Tages an Bord des „Saint Louis" ein.

Die Ueberfahrt von Hakodate nach Yokohama war kurz und angenehm. Wir hatten bei hellem Wetter günstige Winde und segelten schnell, ohne je die malerische Küste von Nippon aus den Augen zu verlieren, dem Golf von Yeddo zu.

Am Morgen des vierten Tages, als ich bald nach Sonnenaufgang aus der Kajüte auf das Deck trat, erblickte ich den Fusiyama, der unmittelbar aus dem Meere bis zu einer Höhe gleich der des Montblanc emporsteigt, alle anderen japanischen Bergspitzen hoch überragt und mir in seiner milden, einfachen und großartigen Schönheit unvergeßlich geblieben ist. — Viele Jahre lang, zu einer Zeit, da ich mehr im Freien lebte als heute, habe ich ihn täg-

lich gesehen und mich an seinem Anblick erfreut. Wenn ich in Gesellschaft junger, frischer Genossen weite Ausflüge durch das schöne Land machte, so verloren wir ihn selten aus den Augen; er war unser Wetterprophet und unser Wegweiser, das Bekannte, Vertraute in dem fremden Lande. Der Fusiyama ist ein Stück aus meiner Jugend, und seitdem ich nun von Japan fortgegangen bin und mich am anderen Ende der Welt niedergelassen habe, muß ich oftmals mit einer Art Heimweh an ihn zurückdenken, wie an die Verkörperung der freiesten und thatenfreudigsten Zeit meines Lebens.

### Yokohama.

Yokohama glich im Jahre 1861 einem großen Dorfe. Die meisten Häuser, die der Eingeborenen sowohl wie die der Europäer, waren im japanischen Stile gebaut. Die fremden Consulate, an den Flaggen kenntlich, die darüber wehten, sahen wie große Schuppen aus. Das Hauptgebäude der Niederlassung, einem japanischen Tempel nicht unähnlich, das sogenannte „Custom-House“, worin die Zollabfertigungen stattfanden und der Gouverneur von Yokohama die fremden Beamten empfing, machte einen stattlichen Eindruck — jedoch wohl nur deshalb, weil in der Umgebung Alles so klein und geringfügig war. Aber der Anblick von Yokohama war ein überaus freundlicher. Seine herrliche Lage an dem großen Golfe von Yeddo, in einem fruchtbaren, durch freundliche, dichtbewaldete Hügel begrenzten Thale, in das der mächtige Fusiyama gleichsam beschützend herabschaut, lud zur bleibenden Niederlassung gastlich ein. — Die großen breiten Straßen von Yokohama waren im Jahre 1861 nur wenig belebt. Auf dem „Bund“, der Hafenstraße, allein drängten sich die keuchenden „Ninsoko“ (japanische Lastträger), mit dem Laden und Löschen der Kauffahrer beschäftigt, die sich im Hafen auf ihren Ankern wiegten. Sie wurden von chinesischen „Godown-men“ (Aufseher der Waarenspeicher) überwacht, die in ihrer Ruhe und Gelassenheit inmitten des schreienden Gewühls wie die Aristokraten dieser ostasiatischen Gesellschaft erschienen. — Die Fremden, die man beritten oder zu Fuß auf dem „Bund“ erblickte, die meisten von ihnen Amerikaner oder Engländer, machten einen guten Eindruck. Es waren größtentheils junge Leute mit wettergebräunten Gesichtern und klaren kühnen Augen, die in ihrem ganzen Auftreten die eigenthümliche Ruhe und Sicherheit Derjenigen zur Schau trugen, welche in früher Jugend den Kampf um das Dasein begonnen und sich durch eigene Kraft eine Stellung in der Gesellschaft erworben haben, die sie bereit sind gegen Jedermann „against all comers“ kämpfend zu behaupten.

In den Jahren 1859 bis 1869 hatte der junge Kaufmann von Yokohama nur wenig mit seinem europäischen Berufsgenossen gemein. Er war nicht so „ehrbar“ und „solide“, wie viele von diesen es sind; dagegen fand man auch keinen Geldprotz, nichts Geckenhaftes und im Allgemeinen nur wenige derjenigen Eigenthümlichkeiten bei ihm, welche viele junge Kaufleute der amerikanischen und europäischen Großstädte charakterisiren und den sogenannten „Handlungsbeflissenen“ zu einem nicht gerade sympathischen Typus der Gesellschaft machen. — Der europäische und amerikanische Kaufmann von Yokohama, der jüngere Bruder der „Merchant Princes“ von China und Indien, war wie diese emsig bemüht, Geld zu verdienen — aber nicht von seiner nächsten, weißen Umgebung, mit der er nur in den seltensten Fällen in geschäftlichen Conflict gerieth, — sondern auf Kosten der Eingeborenen, denen er eine gesellschaftliche Gleichstellung nicht zuerkannte und die in ihrem Herzen, trotz aller zur Schau getragenen Freundlichkeit, einen Gegner in ihm erblickten, den es erlaubt war auszuplündern, wenn dies ohne Gefahr geschehen konnte. — Es ist auch zu bemerken, daß das Geschäft in Japan damals noch neu war und daß ein nicht geringer Grad von „Findigkeit“ dazu gehörte, es auszubeuten. Es handelte sich darum, den Reichthum des Landes zu studiren, in den Producten desselben Artikel für das Exportgeschäft zu entdecken und auf der anderen Seite die Bedürfnisse der Eingeborenen kennen zu lernen oder ganz neue Bedürfnisse für sie zu schaffen, um dieselben sodann unter möglichst vortheilhaften Bedingungen zu

befriedigen. Selbst das sogenannte „legitime" Geschäft hatte einen gewissen aleatorischen Charakter, und die jungen Kaufleute, die demselben oblagen, machten alle mehr oder weniger den Eindruck von Spielern, von denen viele verwegen genug waren, um bei jeder neuen Speculation den größten Theil ihrer Habe gleichsam auf eine Karte zu setzen. Zum Glück für die jungen „Pioniere der Civilisation" war während der Jahre 1859 bis 1869 bei den meisten Geschäften, welche sie gemacht hatten, gut verdient worden; es gab fast nur wohlsituirte Kaufleute in Yokohama, und selbst der jüngste Commis galt für reich genug, um sich, ohne für einen Verschwender zu gelten, ein Reitpferd und einen oder zwei Diener halten zu können.

Wie das Geschäft, so war damals das ganze Leben in Yokohama etwas abenteuerlich und gefährlich. Die Ankunft der Fremden in dem jahrhundertelang von der Außenwelt abgeschlossenen Reich hatte die japanischen Verhältnisse auf das tiefste erschüttert. Es gab eine starke reformfeindliche Partei im Lande, deren Unzufriedenheit sich zunächst in zahlreichen Mordanfällen auf die fremden Eindringlinge, sodann in aufständischen Bewegungen gegen die Regierung des Taikun und schließlich in einer großen Revolution Luft machte, die das „Taikunat", das über zweihundertundfünfzig Jahre in Japan allmächtig gewesen war, vollständig beseitigte und dem Mikado oder Tenno, dem legitimen Kaiser von Japan, welchem die Taikune zwar immer große Ehre erwiesen, aber niemals die geringste Gewalt eingeräumt hatten, wieder zur unbestrittenen Alleinherrschaft über Japan verhalf. — Hunderte von japanischen Prinzen, sogenannten Daimio, die unter den Taikunen mit gewissermaßen absoluter Gewalt in ihren kleinen Staaten geherrscht, zahlreiche Armeen unterhalten, bedeutende Revenuen bezogen und Recht über Leben und Tod ihrer Unterthanen gesprochen hatten, mußten bei derselben Gelegenheit auf ihre Souveränetät verzichten und ihre landesfürstlichen Privilegien zu Füßen des wiederhergestellten Thrones des Mikado niederlegen. — Die Revolution gebrauchte aber mehr als ein Decennium, um zum Abschluß zu kommen. Im Jahre 1861 galt der Mikado, der in Miako residirte, noch für eine Art Schattenkaiser; der eigentliche Herr von Japan war der Taikun, dessen Schloß sich in Yeddo erhob. Die Wuthausbrüche der reformfeindlichen Edelleute, der Samurai, waren hauptsächlich gegen die Fremden gerichtet — und diese Wuthausbrüche waren im höchsten Grade gefährlich.

Die Japaner, wenn sie sich auch nicht an Kühnheit und männlichem Trotze mit den europäischen Racen messen können, sind leichter fanatisirt als diese und übertreffen sie an passivem Muth und apathischer Todesverachtung. Das menschliche Leben hat in hochcivilisirten Gesellschaften einen gar nicht mehr zu berechnenden idealen Werth. Bei barbarischen und halbcivilisirten Völkerschaften ist es der Willkür preisgegeben und verhältnißmäßig werthlos. Daher die stoische Ruhe, womit der Asiat einem gewaltsamen Tode entgegengeht oder sein Leben aufopfert. Auch in der neuesten Geschichte Japans findet man noch zahlreiche Beispiele dieser eigenthümlichen asiatischen Todesverachtung. Sie klingen dem europäischen Ohr wie Fabeln, beruhen aber in vielen Fällen auf wohlverbürgten Thatsachen. So die berühmte „Geschichte der siebenundvierzig Lonin", welche aus dem vorigen Jahrhundert datirt.

„Du sollst nicht leben unter demselben Himmelzelte noch auf derselben Erde wandeln mit dem Mörder deines Herrn oder deines Vaters." — So lautet das fünfzigste Gesetz Iyeyasus.

Ein hoher Staatswürdenträger beleidigt einen anderen. Dieser zieht sich in seine Familie zurück und tödtet sich, indem er sich den Bauch aufschlitzt. Seine Freunde und Diener, welche Zeugen seiner ehrenvollen Selbstentleibung gewesen sind, beschließen, ihren Herrn zu rächen, und siebenundvierzig von ihnen unternehmen es, diesen Beschluß auszuführen. Sie dringen bewaffnet, nachdem sie ihren Plan mit vollständiger Selbstverleugnung monatelang heimlich vorbereitet haben, in den Palast desjenigen, der den Tod ihres Herrn verursacht hat, tödten die Männer, die sich ihnen entgegenstellen, und bemächtigen sich der Person ihres Feindes, dem sie in unterwürfigster Weise, da er ein hoher

Beamter ist, zu erkennen geben, daß er sterben muß, und dem sie sodann den Kopf abschlagen. Sie tragen diese blutige Trophäe auf das Grab ihres Gebieters, ziehen sich auf kurze Zeit in ihre Familie zurück, um ihre Angelegenheiten zu ordnen, und vereinigen sich zu verabredeter Stunde wiederum, um das blutige Werk, das sie unternommen haben, in würdiger Weise zu vollenden. Sie lassen sich um das Grab ihres alten Herrn auf den Knieen nieder, richten eine Ansprache an seine Manen und entleiben sich sodann.*

Diese Geschichte, die jedes Kind in Japan kennt und bewundert, gehört der Vergangenheit an; aber die Sitten des heutigen Tages spiegeln sich treu und unverändert in ihr wieder. — Der letzte Regent von Japan, Ikammono-kami, wurde im Jahre 1860 auf offener Straße, inmitten seiner Getreuen, von einer kleinen Bande von Edelleuten überfallen. Sie hatten bei ihrem Leben geschworen, daß sie den Fürsten, der den Fremden Japan geöffnet hatte, tödten würden, und sie hielten ihren Schwur und zahlten dafür mit ihrem Leben. Die meisten starben unter gräßlichen Qualen, indem sie sich angesichts ihrer Verfolger den Bauch aufschlitzten.

Mehrere fremde Beamte und Offiziere sind im Jahre 1862 Augenzeugen einer schrecklichen Selbsthinrichtung gewesen, die zehn japanische Soldaten, überführt, zwei französische Matrosen getödtet zu haben, an sich vollzogen. Die vollkommene Ruhe dieser einfachen Männer angesichts des qualvollen Todes, der sie erwartete, und noch während des Todeskampfes ist mir von einem Augenzeugen, dem holländischen Consul Herrn v. Polsbroek, als unübertrefflich geschildert worden.

Ich selbst habe oftmals mit Hori-Oribenokami, einem hohen japanischen Beamten, verkehrt, den ich als einen klugen, besonnenen Menschen kennen lernte; derselbe nahm sich in seinem Palaste, von Freunden und Verwandten umgeben, in feierlicher Weise das Leben, nur weil seine Politik den Fremden gegenüber von den nächsten Rathgebern des Taikun und von diesem selbst gemißbilligt worden war.

Unter den japanischen Samurai (Edelleuten) von 1861 gab es viele, die bereit waren, ihr Leben preiszugeben für die Genugthuung, einen oder mehrere der verhaßten „Todjin" (Mann des Westens, Fremdling) zu tödten. — Besonders gefährlich waren die Lonin, die „Unstäten", das heißt adelige Vasallen, welche ihres Lehnsverbandes verlustig und herrenlos geworden waren und sich ohne feste Stellung im Lande umhertrieben. Sie waren mit mächtigen Schwertern bewaffnet, man traf sie auf allen Wegen und Stegen, und man mußte stets gewärtig sein, von ihnen ohne jede Provocation überfallen zu werden. — Diese Unsicherheit des Verkehrs verhinderte jedoch keinen der jungen fremden Kaufleute von Yokohama, sich im „Settlement" wie zu Hause zu fühlen und weite Ausflüge in das fremde Land zu unternehmen. Man ritt dabei lieber in Gesellschaft als allein und hielt sich in der Mitte der Straße; man beobachtete das Terrain und die Leute zur Rechten und Linken des Weges; man hatte den Revolver in Schußbereitschaft und ließ sich, wenn man des Abends ausging oder ritt, von japanischen Dienern begleiten, welche große Laternen trugen und den Pfad beleuchteten — aber Niemand dachte daran, sich aus Furcht vor den Mördern, wennschon deren Existenz stets von Neuem furchtbar zu Tage kam, in seinem Hause wie in einer Festung zu verschließen. Man spielte vielmehr ganz ungezwungen, gleichsam arglos, mit der Gefahr, in der man lebte.

Diese Art des Daseins in der Fremdenniederlassung von Yokohama war mir nicht unbekannt. Ich war im Jahre 1859 mit einem der ersten Dampfschiffe, welche die Reise von Shanghai nach Japan machten, in Yokohama angelangt und hatte dort in bewegten Zeiten ein Jahr lang gelebt. — Unmittelbar vor meiner Ankunft, am 25. August 1859, waren zwei russische Seeoffiziere, die damit beschäftigt waren, in der Hauptstraße von

* Dr. F. A. Junker von Longegg giebt in seinem Werke: „Segenbringende Reisähren", Leipzig 1880, I, p. 18 eine Uebersetzung des Pactes, den die siebenundvierzig Vasallen abschlossen und in dem sie die Gründe darlegten, weshalb sie den Feind ihres Herrn ermorden wollten. Das Original dieser Urkunde befindet sich im Tempelschatze von Sengakuji in Yeddo.

Yokohama japanische Curiositäten einzukaufen, von Lonin überfallen und niedergehauen worden.

Am 6. November desselben Jahres hatte ein Japaner den Diener des Herrn José Loureiro meuchlings erstochen. Loureiro, ein Portugiese von Geburt, der damals den Posten eines französischen Consuls bekleidete, war mein Nachbar. Ich sehe ihn noch, wie er mit bleichem Gesicht in mein Zimmer trat und mir die Nachricht von dem soeben verübten Verbrechen brachte. Ich half den tödlich verwundeten Diener in das Haus seines Herrn tragen, wo er nach wenigen Minuten verschied.

Am 29. Januar 1860, als ich in Yeddo der Gast des englischen Ministers Sir Rutherford Alcock war, wurde dessen japanischer Dolmetscher, Den-Kuschki, in der Dämmerungsstunde am Fuße des Mastes, auf dem die englische Flagge wehte, von einem Lonin niedergestochen. Ich hatte an jenem Tage mit dem englischen Legationssecretär Abel Gower einen Ritt durch Yeddo gemacht, und Den-Kuschki war wenige Minuten, ehe wir die Gesandtschaft wieder erreichten, getödtet worden. Sir Rutherford Alcock war über die Frevelthat in hohem Grade entrüstet und bot alle ihm zu Gebote stehenden Mittel auf, um der Mörder habhaft zu werden. Seine Bemühungen blieben erfolglos. Die japanische Regierung drückte ihr Bedauern über den Vorfall aus, mehrere hochgestellte Beamte wohnten der Beerdigung von Den-Kuschki bei, aber die Verbrecher wurden nicht gefunden oder wenigstens nicht namhaft gemacht.

Auch die Ermordung der holländischen Schiffscapitäne Voß und Decker fällt noch in die Zeit meines ersten Aufenthaltes in Yokohama. Der Tod dieser beiden Holländer und die Ermordung des Amerikaners Heusken und der Engländer Richardson, Baldwin und Bird, die einer etwas späteren Zeit angehören, sind Ereignisse, welche die düstere Seite des Lebens in den Vertragshäfen von Japan während der ersten sechziger Jahren charakterisiren. Ich will sie hinter einander aufzeichnen, um mich später den angenehmen Erinnerungen ungestörter hingeben zu können.

### Die Ermordung der holländischen Schiffscapitäne Decker und Voß in Yokohama am 26. Februar 1860.

Das Wetter war schlecht. Seit dem frühen Morgen goß der Regen in Strömen, und es stürmte heftig. Ich hatte mein Zimmer in Yokohama während des ganzen Tages gar nicht verlassen und ruhig und ungestört von früh bis spät an den Briefen gearbeitet, die ich am nächsten Morgen mit dem englischen Dampfboot „Azoff“ über Shanghai nach Europa befördern wollte. Um sechs Uhr hatte ich gegessen, dann meine Briefe zugesiegelt und um halb acht Uhr meinen Revolver umgeschnallt und den Diener gerufen, damit er mich mit einer Laterne durch die nicht erleuchteten, schmutzigen Straßen nach der Post begleiten möge.

Draußen sah es unfreundlich aus. Die Nacht war schwarz, und der Sturm, der heulend, kalt und naß über die weite Bai gezogen kam, fegte durch die breiten, öden Straßen und umkreiste mit lautem Getöse unsere leichten hölzernen Häuser. — Ich drückte mir den Hut fest ins Gesicht, knöpfte mir den Rock zu, trieb den Diener zur Eile an und schritt hastig meinem Ziele zu.

Die Post befand sich damals am westlichen Ende der Hauptstraße von Yokohama. Diese Straße war durch ein starkes hölzernes Thor, an dem japanische Soldaten Wache hielten, in zwei ziemlich gleiche Theile geschieden: auf der Ostseite wohnten die japanischen Kaufleute, auf der Westseite befand sich die Fremdenniederlassung. — Mein Weg führte mich in die Nähe dieses Thores. Aus einer dunklen Gasse tretend, war ich überrascht, vor mir eine große Anzahl von Fackeln und Laternen zu sehen, die sich alle in großer Eile nach einem Punkte des Ostendes hin bewegten. Ich blieb einen Augenblick stehen, unschlüssig, ob ich meinen Weg nach der Post fortsetzen oder der entgegengesetzten Richtung folgen sollte. Ein vorübereilender Japaner rief meinem Diener einige Worte zu, die ich nicht verstand.

„Was giebt's?“ fragte ich.

In demselben Augenblick kam ein junger Holländer, den ich genau kannte, Herr Eduard Schnell, dahergelaufen. Er trug in der einen Hand eine Laterne, in der

anderen einen Revolver und sah verstört aus.

„Es ist ein schrecklicher Anblick, und Niemand kann mehr helfen!" rief er mir zu. „Man hat sie zerhackt. Jeder von ihnen trägt viele Todeswunden!"

„Wer ist ermordet worden?" fragte ich.

„Ich weiß es nicht," antwortete Schnell. „Ich ging soeben zufälligerweise an der Stelle vorbei, wo die That verübt worden ist; aber ich sah mich ganz allein unter vielen Japanern und ging deshalb wieder meiner Wege, um mir einen Begleiter zu suchen."

Da ich unter den Einwohnern von Yokohama zahlreiche gute Bekannte hatte, so wollte ich in Erfahrung bringen, wem ein Unglück zugestoßen sei. Ich folgte also den voraneilenden Laternen, und Schnell gesellte sich zu mir.

Das hölzerne Thor, von dem ich oben gesprochen habe, war verschlossen. Die Soldaten, die dort Wache hielten, öffneten es jedoch ohne Widerrede, als wir uns durch einen dichten Haufen von Japanern gedrängt hatten und Einlaß begehrten.

Einige hundert Schritte hinter der Barriere hatte man in der Mitte der Straße ein großes Feuer angezündet; um dasselbe standen japanische Soldaten. Einige von ihnen trugen die an einer hohen Stange befestigten Laternen des Gouverneurs von Yokohama. Es ging daraus hervor, daß dieser oder einer seiner Offiziere bereits am Platze sei. Dicht bei dem Feuer, auf der rechten Seite der Straße, lag inmitten einer Blutlache der Leichnam des einen der Ermordeten. Man hatte eine Bastmatte über ihn geworfen. Ich ließ diese in die Höhe nehmen, und mein Begleiter erkannte in dem Getödteten den holländischen Schiffscapitän Decker. Sein Gesicht war durch vier Wunden, von denen jede tödlich war, schrecklich entstellt, sein ganzer Körper mit Wunden bedeckt. Die linke Hand war ganz abgehackt, und der rechten fehlten vier Finger. — Einige Schritte weiter fanden wir die abgehauene Hand und einen zertretenen schwarzen Hut und ungefähr hundertundfünfzig Schritte davon, auf der linken Seite der Straße, den Leichnam des Schiffscapitäns Voß. Das Gesicht dieses Unglücklichen war ebenfalls durch mehrere tödliche Wunden fast unkenntlich gemacht. Der rechte Arm und die rechte Schulter waren ganz vom Leibe getrennt; es sah aus, als ob ein Fleischer mit einer schweren Axt den Körper zerhackt hätte. Als ich behülflich sein wollte, den Leichnam auf eine Bahre zu legen, damit er in das Haus des holländischen Consuls geschafft werden könnte, bemerkte ich, daß auch der Leib und der untere Theil des Körpers zerfleischt waren. Der Kopf wies auf der linken Seite eine Wunde, die vom Munde bis an das Ohr ging und Zähne und Kinnbacken gräßlich bloßlegte. Die Mörder mußten zahlreich gewesen sein und hatten ihre blutige That ungestört verüben können; es wurde jedoch später festgestellt, daß sie nichts gestohlen hatten.

Aus der Lage, in der die Leichen gefunden worden waren, und aus den Aussagen zahlreicher japanischer Zeugen sowie eines Chinesen, aus der Erzählung endlich des Gastwirthes vom „Yokohama-Hotel" wurde es möglich, sich die ganze Mordscene auszumalen.

Decker und Voß hatten um fünf Uhr im „Yokohama-Hotel" ihre Abendmahlzeit eingenommen. Sie waren darauf in der Dämmerung hinausgegangen, um eine Promenade bis an das Ende der Straße zu machen. Sie waren langsam bis dahin gelangt, hatten dann ihren Rückweg angetreten und gegen sieben Uhr die Mitte des Ostendes der Straße erreicht, als sie plötzlich von hinten angefallen worden waren.

Die Mörder, acht oder zehn an der Zahl, hatten sich mit wüthendem Geschrei auf ihre Opfer gestürzt. Voß war nach dem ersten Schlage, der ihm Arm und Schulter abgehauen hatte, sterbend zu Boden gesunken. Decker hatte zu entfliehen versucht, aber der alte Mann war leicht überholt und dann ebenfalls niedergemetzelt worden. Darauf hatten sich die Mörder in eine Querstraße geflüchtet, die aus der Stadt führte. Sie waren sämmtlich vermummt gewesen, und die japanischen Kaufleute, vor deren Häusern die That begangen worden war, wollten keinen der Mörder erkannt haben.

Unter den Fremden herrschte große Aufregung und Bestürzung. Die Leichen von Voß und Decker waren eine Viertelstunde nach verübter That gefunden worden.

Man hatte sofort die Thore von Yokohama geschlossen, und auf allen Wegen, die zur Stadt führten, wachten Soldaten. Die Mörder befanden sich wahrscheinlich noch in der Stadt, und einige ängstliche Leute fürchteten, daß sie das „Settlement" während der Nacht überfallen und in Brand stecken würden. Alle waren der Meinung, daß es rathsam sein würde, die in Yeddo residirenden Minister von England, Frankreich und Amerika sofort von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen.

Ich übernahm es, die Botschaft nach Yeddo zu bringen, und verließ Yokohama Nachts um zwölf Uhr, gut beritten, von Schnell und außerdem von einem japanischen Offizier begleitet, den der Gouverneur von Yokohama uns als schützende Begleitung mit auf den Weg gegeben hatte. — Bevor wir noch die Stadt verlassen hatten, passirte uns ein Unfall. Als wir durch die große Straße ritten, wo Voß und Decker ermordet worden waren und in der nun dunkle Nacht und unheimliche Stille herrschten, scheuten unsere Pferde vor den Blutlachen, aus denen man die Leichname der Ermordeten gehoben hatte. Der japanische Offizier fiel vom Pferde und zerbrach dabei die Laterne, die er am Sattel befestigt hatte. Schnell kam mit heiler Haut davon; ich aber prallte mit meinem Pferde so heftig gegen ein Haus, daß ich mir das linke Bein verletzte und meinen Revolver verlor. Es dauerte eine volle halbe Stunde, ehe sich der Offizier eine neue Laterne verschafft und ich meine Waffe wiedergefunden hatte. — Gleich darauf, als wir das niedrige Stadtthor von Yokohama passirten, bückte ich mich nicht tief genug auf den Hals des Pferdes, und da es stockfinster war, stieß ich mit dem Kopfe so heftig gegen den Querbalken des Thores, daß ich vom Pferde fiel und mehrere Minuten anhalten mußte, bevor ich weiter reiten konnte.

Der Weg von Yokohama nach Yeddo ist gut unterhalten. Er führt jedoch nicht weit von Yokohama und während einer langen Strecke über einen nur wenige Fuß breiten Damm, der von beiden Seiten vom Meere bespült wird. Wir konnten in der Dunkelheit dies Stück Weges nicht anders als im Schritt passiren und langten erst gegen zwei Uhr Morgens in dem dreiviertel Meilen von Yokohama entfernten Kanagawa an.

Ich stattete dort dem amerikanischen Consul Bericht von dem Doppelmord ab und ruhte mich dann in dem Tempel des holländischen Consuls aus, wo ich mir auch mein Bein verbinden ließ. Gegen fünf Uhr Morgens erst war ich im Stande, die Reise fortzusetzen, auf der mir weiter nichts Erhebliches passirte. Wir ritten bei Tagesanbruch durch das große Dorf Kawasaki, wo man im Theehause bereits alle Einzelheiten der Ermordung kannte, setzten sodann auf einer Fähre über den Fluß Lokungo, der das Gebiet von Yeddo von dem von Yokohama trennt, passirten in scharfem Trabe den Vergnügungsort Omori und die übelberüchtigte Vorstadt Sinagawa und stiegen um sieben Uhr Morgens im Tempel Todenji bei dem englischen Minister ab. Ich erzählte diesem und später seinen Collegen von Frankreich und Amerika sowie auch dem holländischen Consul, der sich zum Besuch in Yeddo befand, was ich von der letzten Mordthat gesehen hatte und wußte. Der holländische Consul begab sich sofort nach Yokohama, und die fremden Minister hielten eine Versammlung ab und beriethen, welche Maßregeln zu treffen seien, um das Verbrechen zu rächen und fernerem Unheil vorzubeugen.

Ich langte am folgenden Abend wieder in Yokohama an. Man hatte Leichenschau über Voß und Decker gehalten und constatirt, daß jeder von ihnen mehr als zwanzig Wunden erhalten hatte, die alle tödlich waren.

Der holländische Consul, Herr von Polsbroek, von seinen Collegen und den in Yeddo residirenden fremden Ministern auf das energischste unterstützt, ließ nichts unversucht, um die Mörder seiner unglücklichen Landsleute zur Strafe zu bringen; seine Bemühungen blieben ebenso erfolglos, wie es wenige Monate vorher die von Sir Rutherford Alcock gewesen waren, als es sich darum handelte, den Mörder von Den-Kuschki zu entdecken. Die japanische Regierung bequemte sich nach einigem Sträuben, eine nicht unbedeutende Summe Geldes für die Wittwen der Ermordeten auszuzahlen. Das war die einzige Sühne für das schwere Verbrechen.

### Die Ermordung des amerikanischen Legationssecretärs Heinrich Heusken in Yeddo am 19. Januar 1861.

Heinrich Heusken gehörte auch zu den „abenteuerlichen Gestalten", die mir während meiner Reise begegnet sind; — aber er war keineswegs ein unheimlicher Mensch. Er besaß beinahe nur liebenswürdige Eigenschaften, und was in seinem Leben geheimnißvoll und sonderbar erschien, war nicht derart, daß es Mißtrauen erweckt hätte. — Heusken stammte aus einer achtbaren holländischen Familie, hatte eine gute Erziehung genossen und war als junger Mensch — Niemand wußte warum, und er selbst sprach nicht davon — nach Amerika ausgewandert und hatte sich dort naturalisiren lassen. Er mochte, als ich ihn im Jahre 1859 kennen lernte, sechsundzwanzig Jahre alt sein, und ich erinnere mich seiner als eines großen, schweren Mannes mit breiten Schultern, mächtiger Brust und muskulösen Gliedmaßen; aber er vernachlässigte seine Haltung, und wenn er, mit den Händen in den Taschen, gesenkten Hauptes langsam dahergeschlendert kam, machte er den Eindruck eines untersetzten mittelgroßen Mannes von einigen dreißig Jahren. Heusken hatte schwarzes Haar und große, ernste blaue Augen. Wie vielen seiner holländischen Landsleute, so waren auch ihm vier Sprachen, nämlich Holländisch, Deutsch, Französisch und Englisch, gleich und vollständig geläufig. Auch sprach er gut Japanisch. Aber trotz aller Mittel des Ausdrucks, die ihm zu Gebote standen, war er ein stiller, ungewöhnlich schweigsamer Mensch, und ich bin oftmals stundenlang mit ihm auf einsamen Wegen in der Umgegend von Yeddo spazieren geritten, ohne daß er den Mund geöffnet hätte. Nur wenn ein schönes landschaftliches Bild sich unerwartet vor uns ausbreitete, äußerte er sein Wohlgefallen daran in kurzen, beredten Worten. Seine größte Freude schien überhaupt die Natur zu sein, und da er deshalb viel im Freien war und ein Fremder in Yeddo sich nicht gut zu Fuß zeigen konnte, so war er beinahe den ganzen Tag über zu Pferde. Er saß schlecht und ungraziös im Sattel und ritt nachlässig mit schlaffen Zügeln, ohne auf den Weg zu achten; aber er wurde leidlich gut auch mit störrischen und ungehorsamen Pferden fertig und konnte den ganzen Tag über im Sattel bleiben, ohne die geringste Ermüdung zu zeigen.

Heusken hatte in New-York die Bekanntschaft des amerikanischen Ministers, Herrn Townsend Harris, gemacht, und dieser hatte ihn als Secretär mit nach Japan genommen, als Simoda im Jahre 1856 den Amerikanern geöffnet wurde. In Simoda hatten die Herren Harris und Heusken lange Zeit ein ganz einsames Leben geführt. Sie waren beinahe nur auf sich angewiesen gewesen und hatten bei dieser Gelegenheit eine große Freundschaft zu einander gefaßt. Beide schienen es ganz natürlich zu finden, daß Heusken sich seinem Vorgesetzten gegenüber viele ungewöhnliche Freiheiten herausnahm; nicht selten geriethen sie in lebhafte Discussion, und gewöhnlich war es dann der Aeltere, der Minister, welcher dem Secretär nachgab. Doch war Heusken's Benehmen niemals respectwidrig. Die beiden Sonderlinge — Townsend Harris war ebenfalls ein eigenthümlicher Mensch — behandelten einander wie nahe Verwandte.

In Simoda studirte Heusken Japanisch, und als die Franzosen nach Japan kamen, um dort einen Vertrag abzuschließen, versah der amerikanische Secretär aus Gefälligkeit den Dienst eines Dolmetschers bei der französischen Gesandtschaft. Auch der preußischen Mission wurde Heusken infolge einer freundlichen Uebereinkunft zwischen Herrn Townsend Harris und dem Grafen Eulenburg als japanischer Dolmetscher zugesellt.

Heusken fühlte sich in Yeddo, wohin er mit Herrn Townsend Harris von Simoda übergesiedelt war, wie zu Hause. Er kannte alle Wege und Stege in der Stadt und in der Umgebung und trieb sich tagtäglich allein in den entlegensten wie in den belebtesten und verrufensten Gegenden zu Pferde umher, ohne zu berücksichtigen, daß er sich auf diese Weise fortwährend großen Gefahren aussetzte. Townsend Harris machte ihm darüber ernste Vorstellungen; aber Heusken schlug sie in den Wind und sagte: wenn er in einem Gefängniß leben solle und nicht ins Freie könne, so möge man ihn lieber gleich todtschlagen.

— Nach der Ermordung der holländischen Schiffscapitäne Voß und Decker verlangte die japanische Regierung, Herr Heusken solle ferner nicht mehr allein ausreiten. Sie stellte eine berittene Escorte von vier Mann zu seiner Verfügung, die ihn immer begleiten sollte, um ihn, wenn er überfallen würde, beschützen zu können. Seitdem war Heusken bei seinen Spazierritten stets bemüht, sich von den Begleitern, die man ihm octroyirt hatte, fortzustehlen, und da er besser beritten war als diese und unverzagt über Hindernisse setzte, vor denen die japanischen Reiter rathlos Halt machten, so gelang es ihm häufig, sich seiner Escorte zu entziehen.

Einer der Gouverneure von Yeddo, der bereits genannte Hori-Oribenokami, kam eines Tages in eigener Person zu Heusken, um ihn aufzufordern, auf seine gefährlichen Excursionen zu verzichten. Heusken antwortete nicht „ja" und nicht „nein". Er war im Verkehr mit den Japanern ein japanischer Diplomat geworden und wußte einer bestimmten Erklärung aus dem Wege zu gehen. Aber Hori war darauf erpicht, einen Bescheid zu haben und sich Gehorsam zu verschaffen. Er schrieb einen Brief an Herrn Townsend Harris und beklagte sich über Heusken's Benehmen. Die Straßen von Yeddo wären unsicher, sagte er in diesem Schriftstücke, und da man die japanische Regierung für das Leben der Fremden verantwortlich machte, so müßten diese sich den von der Regierung für nothwendig erachteten Vorsichtsmaßregeln auch unterwerfen. Er, Hori, verbiete hiermit Herrn Heusken in aller Form, zukünftig allein auszureiten. — Als Herr Townsend Harris seinem Secretär diesen Brief mittheilte, bemerkte Heusken lächelnd: „Der Mann hat ganz Recht!"

Am 10. Januar 1861 nahm Hori-Oribenokami, der der fremdenfeindlichen Partei angehörte, sich selbst das Leben, weil sein Vorgesetzter, der Minister Ando, sich geweigert hatte, gewisse Maßregeln zu billigen, die jener in Vorschlag gebracht hatte, um die „Todjin" aus Japan zu vertreiben.

Am 15. Januar wurde Ando auf offener Straße von sechs Lonin überfallen. Der Angriff war ungeschickt ausgeführt worden und mißlang. Die Lonin, die es auf das Leben Ando's abgesehen hatten, wurden von diesem selbst und von seinen Leuten niedergehauen. Man erkannte in ihnen ehemalige Vasallen des verstorbenen Gouverneurs Hori.

Dies ereignete sich, als Graf Eulenburg in Japan war, um den Vertrag zwischen Preußen und Japan abzuschließen. Heusken pflegte die Mitglieder der preußischen Mission, mit denen er auch geschäftlich als Dolmetscher zu thun hatte, fast täglich zu besuchen; nicht selten aß er bei ihnen zu Nacht und blieb dann bis zu später Stunde mit ihnen zusammen. — Die Entfernung zwischen dem Tempel, in dem die preußische Mission ihren Aufenthalt genommen hatte, und der amerikanischen Gesandtschaft, wo Heusken wohnte, war nicht unbedeutend. Heusken legte dieselbe nach Einbruch der Dunkelheit, wenn die Straßen sich geleert hatten, stets im Galopp zurück. Er meinte, auf diese Weise vor jedem Angriff sicher zu sein. Seine japanische Escorte kam gewöhnlich erst fünf oder zehn Minuten nach ihm in der amerikanischen Gesandtschaft an.

Am 19. Januar, neun Tage nach dem Tode Hori's und kurz nach dem mißlungenen Anfall auf den Minister Ando, war Heusken wieder einmal bis spät Abends bei den Mitgliedern der preußischen Gesandtschaft geblieben. Die Nacht war finster, es fror und die Straßen waren mit Glatteis bedeckt. Heusken, unbekümmert darum, sprengte im Galopp davon. Zwei berittene japanische Offiziere, die ihn an jenem Abend begleiteten, folgten in langsamerer und vorsichtigerer Gangart und verloren ihn in der Dunkelheit bald aus den Augen. Plötzlich hörten sie einen wilden Schrei. Schlimmes ahnend, setzten sie ihre Pferde in Galopp, bis sie an eine stark gewölbte hölzerne Brücke kamen, die so glatt war, daß die Pferde im Schritt hinübergeführt werden mußten. Unmittelbar hinter der Brücke sahen die Offiziere beim Licht ihrer Laternen einen großen dunklen Körper, der bewegungslos mitten auf der Straße lag. Es war Heusken's Pferd. Zwei furchtbare Hiebe, der eine am Widerrist, der andere über das Kreuz, hatten das Thier todt zu Boden gestreckt. — Wenige

Schritte davon, den Rücken gegen die Wand eines Hauses gelehnt, einen Revolver in der schlaff herabhängenden Hand, verglasten Auges um sich starrend, saß Heusken in einer Blutlache.

„Reitet schnell nach Dsen-Fudsi (dem amerikanischen Gesandtschaftshotel) und schafft Hülfe," murmelte er.

Die Offiziere führten den Auftrag des sterbenden Mannes getreulich aus; und Heusken wurde bald darauf auf einer aus einer japanischen Fensterlade improvisirten Bahre in seine Wohnung getragen. Townsend Harris erwartete ihn dort.

„Ich bin ein todter Mann," sagte Heusken mit schwacher Stimme; und nach einer kleinen Weile setzte er mit seinem alten milden Lächeln hinzu: „Hori hatte Recht ... ich werde es ihm sagen, wenn ich den Heiden dort drüben antreffen sollte."

Herr Townsend Harris hatte sofort nach der preußischen Gesandtschaft geschickt und von dort ärztlichen Beistand erbeten. Herr Dr. Lucius — der jetzige Staatsminister — ein Mitglied der preußischen Mission, eilte unverzüglich herbei; aber menschliche Hülfe war nicht mehr möglich. Heusken verblutete aus zwei tödlichen Wunden: die eine auf der rechten Seite hatte ihm den Leib vom Brustknochen bis zum Hüftbein geöffnet; die andere, eine Stichwunde auf der linken Seite der Brust, hatte ebenfalls edle Theile unheilbar verletzt. Heusken war noch bei Besinnung, aber schon ohne Puls. Während Dr. Lucius bemüht war, die Blutung zu stillen, sprach der Sterbende noch von seiner Mutter und bat, man möchte ihr seinen Tod schonend mittheilen. Dann reichte er Townsend Harris, der fast bewußtlos vor Schmerz neben ihm stand, die Hand, reckte die Glieder und verschied.

Aus der Lage, worin man Heusken und sein Pferd gefunden hatte, wurde geschlossen, daß er zum wenigsten von vier, wahrscheinlich aber von sechs oder acht Lonin überfallen worden war. Sie hatten ihm, da sie seine Gewohnheiten kannten, an der Brücke aufgelauert, die er auf dem Wege von der preußischen Legation nach der amerikanischen im Schritt passiren mußte. Die Mordthat war aller Wahrscheinlichkeit nach wohl überlegt und sodann planmäßig ausgeführt worden. Die Bande hatte sich in zwei Theile getheilt und zur Rechten und Linken der Brücke aufgestellt. Zwei der Lonin hatten auf das Pferd eingehauen und zwei andere ihre Hiebe gegen Heusken geführt; dann, gewärtig, von den schnell nahenden Begleitern Heusken's überrascht zu werden, hatten sie sich in den engen, dunklen Gassen von Yeddo zerstreut und waren dort spurlos verschwunden. Die ganze Handlung mochte das Werk weniger Secunden gewesen sein.

Alle Nachforschungen nach den Mördern blieben erfolglos. Allgemein nahm man an, es seien Freunde oder Diener von Hori gewesen, die an dem unglücklichen Heusken den Tod des japanischen Patrioten gerächt hätten. Heusken wurde allgemein betrauert. Ich selbst verlor in ihm einen sympathischen Genossen, dem ich viele angenehme Stunden und besonders auch das noch verdankte, Yeddo in drei Monaten so genau kennen gelernt zu haben, als ob ich dort jahrelang gewohnt hätte.

### Die Ermordung Lenox Richardson's auf dem Tokaido am 14. September 1862.

Herr Lenox Richardson, ein Schotte aus angesehener Familie, hatte das Glück gehabt, die „gute Zeit" in China ausnutzen zu können und während eines langjährigen Aufenthaltes daselbst ein nicht unbedeutendes Vermögen zu erwerben. Er hatte darauf sein Geschäft in Shanghai liquidirt und die Rückreise nach Europa angetreten. Seine Absicht war, die Reise um die Welt zu machen, und da er über Aegypten und Indien „hinausgegangen" war, so wollte er nun über Japan und Amerika heimkehren. Er langte am 10. September in Yokohama an, wo er bei seinem Freunde und Landsmann Eduard Macpherson abstieg. Durch diesen machte er unter Anderem die Bekanntschaft von Herrn und Frau Marschall, von Frau Bourradeal, der Schwester der Frau Marschall, und von Herrn Clark, einem jungen englischen Kaufmann, der sich als Seideninspector in Yokohama etablirt hatte.

Richardson hatte lange Jahre in China

gelebt, die Taiping kennen gelernt und sich an das etwas abenteuerliche Leben gewöhnt, welches die Fremden in China und Japan damals führten. Es kam ihm deshalb auch nicht in den Sinn, zu erwägen, daß eine Promenade in der Umgegend von Yokohama irgendwelche Gefahren darbieten könnte; und er selbst schlug bei einem Frühstück in Marschall's Hause einen Ritt nach Kawasaki vor, einer Ortschaft am Flusse Lokungo gelegen, der damals die Grenze des Gebietes bildete, in dem es den Fremden vertragsmäßig gestattet war, sich ungehindert zu bewegen. Macpherson fand sich behindert, an der Promenade theilzunehmen, auch Frau Marschall zog vor, zu Hause zu bleiben. Die kleine Gesellschaft, die sich am 14. September zu Pferde nach Kawasaki begab, bestand aus den Herren Lenox Richardson, Clark und Marschall und aus Frau Bourradeal. Sie passirte Yokohama und die nächste Ortschaft Kanagawa und erreichte den Tokaido, die große Landstraße, welche ganz Japan durchschneidet und namentlich in der Nähe von Yeddo zu jeder Jahres- und Tageszeit sehr belebt ist. Hinter Kanagawa begegneten die vier Reiter einer großen Anzahl japanischer Soldaten, die ihnen in zerstreuten Banden von zehn bis dreißig Mann entgegenkamen. Die Fremden ritten an zwei- bis dreitausend dieser Leute ungestört vorüber und befanden sich plötzlich, unglücklicherweise an einer Stelle, wo der Weg auf beiden Seiten von Reisfeldern eingeengt war, vor einem stattlichen feierlichen Zuge, der sich in fester Ordnung langsam vorwärts bewegte. Wohlbewaffnete Männer marschirten auf beiden Seiten des Weges, und in der Mitte der Straße wurde eine kolossale Sänfte, ein sogenannter Norimono, getragen, dessen Gleichen sich nur Fürsten und die höchsten Staatswürdenträger auf ihren Reisen bedienen dürfen. — Die Europäer ritten dem Zuge ohne Mißtrauen entgegen und lenkten ihre Pferde seitwärts, um seine Ordnung nicht zu stören. Da trat ihnen ein Japaner entgegen, stellte sich vor die Pferde des Herrn Richardson und der Frau Bourradeal und richtete einige von lebhaften Gesticulationen begleitete Worte an die Beiden. Richardson, der kein Wort Japanisch verstand, wandte sich um und fragte, was er thun solle, da man ihn verhindern zu wollen scheine, weiterzureiten.

„Umkehren!“ rief Marschall, ein alter Einwohner von Yokohama und deshalb mit der Gefahr eines Zusammentreffens mit bewaffneten Japanern bekannt.

Richardson und Frau Bourradeal lenkten vorsichtig um, konnten es aber trotzdem nicht vermeiden, einige Unordnung in den Reihen der marschirenden Japaner hervorzubringen. Da ertönte aus der Sänfte eine zornige Stimme, die Stimme des Fürsten. In demselben Augenblick hatte auch schon der Japaner, der zuerst die Pferde angehalten, sein bauschiges Gewand, das ihm den Oberkörper bedeckte, abgeworfen, nackt bis an den Gürtel seinen Säbel gezogen und mit furchtbarem Streiche Richardson, der ihm den Rücken kehrte, getroffen. Darauf stürzte er auf Frau Bourradeal los, ohne sie jedoch zu verletzen. Der Hieb, der ihr bestimmt war, schwirrte dicht über ihrem Kopfe vorbei und schnitt ein Stück von ihrem Hute ab.

Alles dies war das Werk weniger Augenblicke gewesen. Aber schon erbebte die Luft von wildem Geschrei, und überall sah man Waffen blitzen. Die vier Bedrohten eilten im Galopp davon. Einige Japaner, die ihnen den Weg versperren wollten, wurden von den scheuen Pferden niedergerissen. Die Reiter konnten jedoch nicht allen Hieben, die auf sie geführt waren, ausweichen. Richardson, durch den ersten Hieb bereits tödlich verletzt, erhielt noch viele andere schwere Wunden, Marschall einen Stich in die Seite; Herrn Clark wurde der Arm zerschlagen — die Pferde jagten weiter und hatten die Spitze des Zuges bald hinter sich gelassen.

Marschall rief seiner Schwägerin und Clark, der sich an ihrer Seite befand, zu, sich durch schnelle Flucht zu retten; darauf wandte er sich zu Richardson, auf dessen Gesicht der Tod geschrieben stand.

„Mit mir ist es aus,“ sagte der Unglückliche. Er ritt noch einige Schritte weiter; dann aber fielen ihm die Zügel aus den verstümmelten Händen, und er glitt langsam und schwer zur Erde. Rettung war nicht mehr möglich. Meuchlings von hinten angegriffen, ohne daß es ihm möglich gewesen wäre, sich zu vertheidigen,

starb Richardson wie Heusken, wie die Capitäne Voß und Decker, wie alle Diejenigen, die in den letzten vier Jahren von den Japanern ermordet worden waren. — Marschall sah ein, daß ihm nichts zu thun übrig bleibe, als an seine eigene Rettung zu denken. Er ergriff die Zügel des herrenlosen Pferdes, gab dem seinen die Sporen und gelangte bis nach Kanagawa. Dort verließen ihn seine Kräfte, denn er verlor viel Blut aus der Stichwunde, die ihm beigebracht worden war, und nur mit Mühe erreichte er noch das amerikanische Consulat, wo ihm die erste Pflege zu Theil wurde. Inzwischen setzte Madame Bourradeal allein die Flucht nach Yokohama fort. — Clark war in Kanagawa geblieben, um Marschall's Ankunft abzuwarten. — In Yokohama begegnete Frau Bourradeal Herrn Gower, einem Mitgliede der englischen Gesandtschaft, dem sie in kurzen Worten erzählte, was sich zugetragen habe. Herr Gower verbreitete die Schreckensnachricht im „Settlement“, und eine Viertelstunde später war auch schon die Straße nach Kanagawa mit mehr als hundert Reitern bedeckt, die den Leichnam des unglücklichen Lenox Richardson aufsuchen und womöglich seinen Tod rächen wollten. Der Zug des Fürsten war nicht mehr zu erblicken; man fand die Stelle, wo Richardson gefallen, aber die Leiche selbst war verschwunden. Ein Kind zeigte den Suchenden jedoch den Platz, wohin man sie geworfen hatte: auf ein Reisfeld, einige Schritte vom Wege. Man schaffte den Leichnam nach Yokohama und constatirte dort in amtlicher Weise, daß „Lenox Richardson, englischer Unterthan, im Consulardistricte von Yokohama, auf der großen Landstraße, die von Yokohama nach Kawasaki führt, von Japanern, die mit Lanzen und Säbeln bewaffnet waren und deren Namen noch nicht ermittelt werden konnten, ermordet worden sei.“

Diesmal konnte die japanische Regierung nicht vorgeben, daß es ihr unmöglich sei, der Mörder habhaft zu werden. Der Daimio, auf dessen Befehl die vier Reiter angefallen worden waren, war eine mächtige und bekannte Persönlichkeit. Das Verfahren gegen ihn fand jedoch vor ausschließlich japanischen Behörden statt, und wennschon die japanische Regierung dem englischen Minister später die Mittheilung machte, daß der schuldige Daimio in die Verbannung geschickt worden und zwei seiner Leute die Todesstrafe erlitten hätten, so schweben doch noch immer Zweifel darüber, ob der Mord Lenox Richardson's wirklich gesühnt worden ist. Als Erklärung desselben wurde angeführt, daß es nach japanischen Gebräuchen ein schweres Verbrechen sei, die feierliche Ordnung eines fürstlichen Zuges zu stören. Die Diener des Daimio, welche die vier englischen Reiter angefallen, einen von ihnen getödtet und zwei verwundet haben, hätten die Tragweite ihrer Handlung gar nicht ermessen können, sondern wären der Meinung gewesen, daß sie eine ihrem Herrn zugefügte Beleidigung gerächt hätten.

Die Mitglieder des „Settlement“ hatten im Verlaufe weniger Jahre viele ihrer Landsleute ermorden sehen; sie richteten auch diesmal wieder die übliche Petition an die fremden Minister in Yeddo, um zu bitten, man möge energische Maßregeln zum Schutze ihres bedrohten Lebens ergreifen; darauf wohnten sie der Beerdigung von Lenox Richardson bei und gaben sich sodann wieder ihren alten Beschäftigungen und Zerstreuungen hin, dem Anschein nach unbekümmert darum, daß das Schicksal des unglücklichen Lenox Richardson auch sie jeden Tag erreichen konnte.

### Die Ermordung der englischen Offiziere Major Baldwin und Lieutenant Bird in Kamakura im November 1864.

Das tragische Ereigniß, mit dem ich die Aufzählung der Ermordungen, die mir von meinem Aufenthalt in Japan her im Gedächtniß geblieben sind, schließen will, ereignete sich im Monat November 1864. Ich habe den Vorfall schon einmal erzählt und veröffentlicht,* und wennschon den meisten meiner heutigen Leser die kleine Arbeit, welche aus dem Jahre 1871 datirt, unbekannt sein wird, so darf ich mir doch nicht gestatten, hier einfach zu wiederholen, was ich bereits vor zehn Jahren niedergeschrieben hatte. Ich werde deshalb den Inhalt meiner älteren Erzäh-

* „Erzählungen und Novellen aus Japan.“ Von R. Lindau. Berlin 1871.

lung kurz zusammenfassen, dieselbe an einigen Stellen ergänzen und nur das Bekenntniß des Mörders Schimidso Sedschi, welches besonders charakteristisch für die früheren Verhältnisse in Japan ist, mit einiger Ausführlichkeit wiedergeben.

Unter den Excursionen, welche die Mitglieder der Fremdenniederlassung von Yokohama zu meiner Zeit zu machen pflegten, war der große Ausflug nach Inosima über Kanasawa, Kamakura und Daibuts der beliebteste. Es war ein langer Ritt, wenn man ihn in einem Tage machen wollte, und man brach dazu im Sommer schon mit dem Morgengrauen auf; im Winter gebrauchte man zu der Promenade gewöhnlich zwei Tage.

Die Tempelstadt Kamakura, auf der Halbinsel von Sagami gelegen, ist etwas mehr als drei deutsche Meilen von Yokohama entfernt. Der Weg dorthin führt zunächst durch eine große Ebene und überschreitet dann eine niedrige Hügelkette, welche das Thal von Yokohama von dem von Kanasawa trennt. Die Straße ist schlecht unterhalten und so schmal, daß an vielen Stellen zwei Pferde nicht neben einander gehen können. Von der Höhe der Hügel hat man eine selten schöne Aussicht über die japanische Landschaft: auf der einen Seite erblickt man das friedliche, von malerischen Hügeln eingeschlossene Thal von Yokohama; im Hintergrunde die dunklen Berge von Hakkoni und hoch darüber den mächtigen Krater des Fusiyama. Auf der anderen Seite: die Ebene von Kanasawa und das azurblaue japanische Meer. — Kanasawa, ein wohlhabendes, reinliches Fischerdorf, in dem sich ein hübscher Tempel und der Palast des Fürsten von Fossokawa befindet, ist zwei Meilen von Yokohama entfernt. Die Fremden, welche Kamakura oder Inosima besuchen wollen, machen dort gewöhnlich in einem hübschen Theehause Halt, um den jungen Betto (Stallburschen), welche neben den Pferden herlaufen und in Kanasawa außer Athem angekommen sind, eine kurze Rast zu gönnen.

Kamakura ist eine alte, berühmte Stadt. Im zwölften Jahrhundert hatte dort der General Yoritomo seine Residenz aufgeschlagen. Er war ein siegreicher Feldherr und ein ehrgeiziger Mann und erwarb für sich und seine Familie außerordentliche Privilegien, welche von seinen Nachfolgern befestigt und noch vergrößert wurden und schließlich zur Folge hatten, daß die Macht der Mikado ganz in die Hände ihrer Heerführer, der Taikune, überging.

Kamakura wurde im Mittelalter nach einer blutigen Schlacht, die dort geliefert worden war, zerstört. Es ist seitdem nicht wieder in der alten Pracht hergestellt worden; aber es bewahrt unverkennbare Spuren vergangener Herrlichkeit und Größe. — Die Straßen von Kamakura sind so breit wie die schönsten Straßen von Yeddo, einer Stadt, in der für leichte Circulation ebenso gut gesorgt ist wie in europäischen Großstädten. Die Brücken von Kamakura sind aus festen Steinen und haben der Zerstörung und der Zeit widerstanden. Die Tempel gehören zu den größten von Japan, und nirgends im Lande findet man schönere Bäume als die hundertjährigen Baumriesen, die den Tempelhain von Kamakura schmücken und in deren Schatten müßiggängerische Mönche einherwandeln. Unter den Tempeln befindet sich einer, der jährlich Tausende von Pilgern aus allen Theilen des Reiches heranzieht: der hochheilige Tempel des Kriegsgottes Hadsima.

Der „Daibuts" liegt eine Stunde von Kamakura, halbwegs zwischen dieser Stadt und Inosima. Man bezeichnet mit diesem Namen eine fünfzig Fuß hohe Bronzestatue, welche einen sitzenden Buddha darstellt. Sie ist viele hundert Jahre alt und von überraschender Schönheit. Der unbekannte Künstler, dem man sie verdankt, hat der Gottheit einen wahrhaft imposanten Ausdruck milder erhabener Ruhe gegeben.

Inosima ist eine Insel, die einen Umfang von etwa zwei Kilometern hat und sich dreihundert Fuß hoch über den Meeresspiegel erhebt. Eine schmale Landzunge, so niedrig, daß sie bei Springfluthen nicht selten ganz überschwemmt wird, verbindet Inosima mit dem Festlande. Die hübsche Insel ist regelmäßig kuppelförmig gewölbt und mit Bäumen und Tempeln von oben bis unten dicht bedeckt. Von Weitem sieht man nur die grünen blühenden Bäume: so gleicht Inosima einem kolossalen Blumenstrauß.

— Die Tempel von Inosima werden ebenfalls sehr heilig gehalten. Man feiert dort alljährlich mehrere große Feste (Madzuri) und verkauft während des ganzen Jahres Götzenbilder, Rosenkränze, Medaillen, Korallen, Seesterne, getrocknete kleine fliegende Fische von ganz eigenthümlicher Form rc. Diese Talismane sollen die Kraft besitzen, bestimmte Krankheiten zu heilen und Unheil der verschiedensten Art von den Häuptern ihrer gläubigen Besitzer abzuwenden.

Die Promenade nach Inosima bietet sonach so ziemlich Alles, was ein Reisender während eines Spazierrittes in der Umgegend von Yokohama zu finden wünschen darf. — Er sieht ein herrliches Land, eine alte schöne Stadt, berühmte Tempel, ein Wunder der japanischen Kunst und eine sonderbare Insel, die in ihrer Formation und mit ihrer Bekleidung von Bäumen und Tempeln für ein Spielzeug des großen, in Kamakura gefeierten Hadsima gehalten werden kann. Man sagt deshalb auch allen Fremden, die aus China, Amerika oder Europa in Yokohama zum Besuch ankommen: „Sie müssen vor allen Dingen den Ritt nach Inosima machen.“

Ich hatte im Jahre 1864 in Yokohama einen Gast, der seitdem gestorben ist: einen jungen französischen Edelmann, Namens Albert de B. Er war aus vornehmer Familie und hatte volles Anrecht auf den Titel eines Marquis. Er zählte damals sechsundzwanzig Jahre; aber er hatte in seinem jungen Leben schon viele bittere Erfahrungen gemacht und war nach Japan gekommen, um, wie er sich ausdrückte: „recht weit von Paris zu sein.“ Ich war mit Verwandten und Freunden von ihm bekannt und hatte ihn, wie der Gebrauch in der Fremdenniederlassung von Yokohama es erheischte, in meinem Hause aufgenommen. Ich bemerkte kaum, daß er dort wohnte. Er pflegte während des ganzen Tages zu schlafen und sich erst aus dem Bette zu erheben, wenn wir uns gegen sieben Uhr Abends zu Tisch setzten. Dann erschien er in unserer Mitte mit bleichem, müdem Gesicht; aber er betheiligte sich nur wenig an der Unterhaltung und entfernte sich gewöhnlich bald nach dem Essen, um am Meere spazieren zu gehen oder um sich wieder auf sein Zimmer zurückzuziehen, wo er dann die ganze Nacht hindurch bis zum Morgen Thee trank, Cigaretten rauchte und Romane las.

Ich fühlte die Verpflichtung, den anspruchslosen, traurigen Menschen zu zerstreuen, und es gelang mir, ihn mit Wirgman in Verbindung zu setzen, der ihm zu Liebe mehrere Wochen lang ebenfalls während des ganzen Tages schlief und sodann den größten Theil der Nacht mit ihm durchwachte.

Eines Tages zeigte mir Albert de B. an, er beabsichtige, mit Wirgman nach Inosima zu reiten. Sie seien jedoch Beide übereingekommen, sich dabei nicht zu ermüden oder zu übereilen, und sie würden deshalb wohl eine Woche lang von Yokohama abwesend bleiben. Sie wollten in Kanasawa, Kamakura und Inosima übernachten und dann auf einem Umwege über Fusisawa, eine kleine Stadt am Takaido, nach Yokohama zurückkehren.

Wir standen im Monat November; aber das Wetter war noch milde, und ich freute mich, meinen stillen Gast irgend etwas vornehmen zu sehen, wovon er sich Zerstreuung und Vergnügen zu versprechen schien. Wirgman erschien als der beste Begleiter, den ich de B. mit auf den Weg geben konnte: er war mit den japanischen Verhältnissen vertraut, hatte Kamakura und den Daibuts ein dutzendmal gezeichnet und kannte alle Gastwirthe auf der Straße nach Kanasawa und Inosima; die Gunst endlich, in der er bei den Eingeborenen stand, bürgte mir dafür, daß er überall, wo er sich vorstellte, gute Aufnahme finden würde.

Wenige Tage, nachdem Wirgman und de B. nach Inosima aufgebrochen waren, hatten sich mehrere meiner Bekannten, darunter auch Herr v. Brandt, damals preußischer Consul in Japan, in meinem Hause in Yokohama versammelt. Im Laufe der Unterhaltung erfuhr ich, daß Wirgman und de B. am Tage vorher in Kamakura gesehen worden waren.

Es mochte gegen zwei Uhr Morgens sein. Meine Gesellschaft hatte mich seit einer Stunde verlassen, und ich war soeben eingeschlafen, als ich von meinem Diener geweckt wurde. Er sagte mir, daß japanische Beamte im Hause seien,

die mich zu sprechen wünschten: man habe zwei Fremde ermordet.

Ich stand sogleich auf und begab mich zu den Offizieren, die das, was ich erfahren hatte, einfach mit dem Zusatze bestätigten, das Verbrechen sei zwischen Kamakura und dem Daibuts verübt worden. Die Namen der Ermordeten konnten sie mir nicht angeben. Die Nachricht von dem Vorfall war vor einer halben Stunde erst nach Yokohama gelangt, und der Gouverneur hatte sich zur Pflicht gemacht, die Kunde sofort zu verbreiten. Ich zog mich darauf an und ging nach dem Custom-House. Dort war Alles hell erleuchtet, und ich wurde ohne Verzug in das kleine Audienzzimmer geführt, in dem ich den Colonel Brown, Commandanten des zwanzigsten englischen Infanterieregiments, das zur Zeit in Yokohama stationirt war, und Herrn Lachlan Fletcher, einen der Secretäre der englischen Legation, antraf.

Aber der Gouverneur konnte mir auch nichts Beruhigendes sagen. Ich erfuhr von ihm nur, daß die Leichen der Ermordeten noch auf der Stelle lägen, wo man sie aufgefunden habe: auf halbem Wege zwischen Kamakura und dem Daibuts.

Ich war in großer Sorge um Wirgman und de B. und beschloß, nach Kamakura zu reiten, um mir über ihr Schicksal Gewißheit zu verschaffen. Ich eilte nach Hause, wo ich meinen Pony gesattelt und meinen Betto, der in vielen Wettrennen Preise als Schnell- und Dauerläufer davongetragen hatte, für die anstrengende Excursion ausgerüstet fand. Obschon es empfindlich kalt war, so hatte er sich doch aller Kleidungsstücke entledigt und diese hinter dem Sattel meines Pferdes befestigt. Er trug nur um Hüften und Lenden eine schmale Schärpe, in der ein kurzes, dolchartiges Schwert steckte. In der Hand hielt er eine Laterne.

Vor der Thür meines Hauses wurde ich, als ich schon im Sattel saß, von meinem Nachbar, dem bereits genannten Herrn v. Brandt, angehalten. Er theilte meine Unruhe über das Schicksal Wirgman's und de B.'s und bat mich, zehn Minuten auf ihn zu warten, da er mich nach Kamakura zu begleiten wünsche.

Ich hatte bis jetzt keine Zeit verloren; aber die Meldung der japanischen Beamten, mein Besuch beim Gouverneur und die Vorbereitungen zur Abreise hatten doch geraume Zeit in Anspruch genommen, und als Brandt unmittelbar hinter Yokohama, wo wir eine Brücke im Schritt zu passiren hatten, nach der Uhr sah, war es halb vier Uhr Morgens. — Gegen fünf Uhr passirten wir Kanasawa, wo noch Alles in tiefem Schlafe lag, und mit dem ersten Morgengrauen langten wir in Kamakura an. Vor dem großen Theehause daselbst saßen mehrere japanische Offiziere, die auf unsere Fragen antworteten, daß die Leichen am Ende der großen Tempelallee lägen, dort, wo der Weg nach dem Daibuts plötzlich rechts abbiegt. Wir fanden sie dort neben einander gelegt und in üblicher Weise mit einer alten Matte bedeckt. Als ich dieselbe zurückzog, erblickten wir zwei verstümmelte menschliche Körper. Sie lagen auf dem Rücken, die Arme und Beine weit ausgespreizt. Wir erkannten in den Ermordeten zwei englische Offiziere, den Major Baldwin und den Lieutenant Bird, die erst vor Kurzem in Yokohama angekommen waren und die ich wenige Tage vorher beim englischen Minister Sir Rutherford Alcock kennen gelernt hatte.

Die Beerdigung der beiden Unglücklichen fand zwei Tage später in Yokohama statt. Die fremde Gemeinde, das zwanzigste englische Regiment und die höheren japanischen Beamten von Yokohama begleiteten die Leichen nach dem Friedhofe. Sir Rutherford Alcock gelobte angesichts der offenen Gruft, Alles zu thun, was in seinen Kräften stehe, um den schändlichen Mord zu rächen.

* * *

Ungefähr vier Wochen nach dem Begräbniß von Baldwin und Bird verbreitete sich in Yokohama die Nachricht, daß einer der Mörder der englischen Offiziere verhaftet worden sei. Dies Gerücht wurde bald darauf durch officielle Bekanntmachungen des englischen Consuls Winchester bestätigt. Der Name des Gefangenen, Schimidso Sedschi, wurde darin genannt und die baldige Veröffentlichung

seines Verhörs, Geständnisses und seines Urtheils angekündigt. Wenige Tage später brachten die Zeitungen von Yokohama die versprochenen Documente.

Man erfuhr aus denselben, daß Sedschi in einem der berüchtigten Theehäuser von Sinagawa, einer Vorstadt von Yeddo, verhaftet worden war, wo er sich in trunkenem Zustande durch aufrührerische Reden verdächtig gemacht hatte. In seinem Verhör hatte er zunächst auf die gewöhnlichen Fragen: woher er komme, wovon er lebe, was er treibe, keinen klaren Bescheid geben wollen; als der Untersuchungsrichter aber gedroht, die Tortur anzuwenden, um Sedschi zu der gebührenden Achtung vor der Gerechtigkeit, das heißt zum Bekenntniß der Wahrheit zu zwingen, hatte der Verbrecher ein Geständniß abgelegt und unterschrieben, das bald darauf in Yeddo und in Yokohama in japanischer und englischer Sprache veröffentlicht wurde und, wie folgt, lautete:

„Ich heiße Schimidso Sedschi; ich stamme aus Awomori; ich bin fünfundzwanzig Jahre alt. Meiner Mutter erinnere ich mich nicht mehr. Sie verließ meinen Vater, als ich kaum drei Jahre alt war, und zog sich in ihre Familie zurück. Ich wurde durch die zweite Frau meines Vaters erzogen. Mein Vater stand damals im Dienste des Fürsten von Awomori und bekleidete eine hohe Stellung. Eines Tages gerieth er mit einem nahen Verwandten seines Herrn in einen heftigen Streit, infolge dessen er seine Stellung verlor und aus Awomori verbannt wurde.

„Als Lonin (Heimathlose) zogen wir nach einer kleinen Stadt der Provinz Sendai. Meine Stiefmutter begleitete uns nicht. Mein Vater hatte vorausgesehen, daß wir in ärmlichen Verhältnissen leben würden, und deshalb angeordnet, daß seine Frau, die an Wohlleben gewöhnt war, zu ihren Verwandten zurückkehre. Sie schrieb ihm regelmäßig und schickte ihm auch von Zeit zu Zeit etwas Geld; aber sie konnte nicht viel für den Abwesenden und in Ungnade Gefallenen thun. Unsere Lage wurde bald eine sehr drückende. Mein Vater verkaufte nach und nach seine Waffen und überflüssigen Kleidungsstücke und behielt zuletzt nur noch zwei Schwerter, von denen er sich nicht trennen wollte, da sie nach seinem Tode in meine Hände gelangen sollten. Sorgen und Entbehrungen warfen ihn endlich auf das Krankenlager, von dem er sich nicht wieder erhob. Vor seinem Tode gab er mir die beiden Schwerter und erinnerte mich daran, daß ich aus einer guten Familie stamme und daß ich mich bemühen müsse, unserem Namen seinen alten Glanz wiederzugeben.

„Ich war im Waffenhandwerk unterwiesen worden. Nach dem Begräbniß meines Vaters verließ ich Sendai und bot meine Dienste verschiedenen Prinzen an; aber ich konnte keinen Herrn finden und mußte Lonin bleiben. Ueberall hörte ich, daß Japan verarme, daß sein alter Ruhm vergehe, weil Fremdlinge als Herren des Reiches hausten und die Schätze des Landes auf ihren großen Schiffen fortschleppten. Die Fürsten waren genöthigt, Anleihen zu machen und Grundbesitz zu verpfänden, um in der Lage zu sein, standesgemäß zu leben; sie konnten nicht daran denken, die Anzahl ihrer Beamten und Soldaten zu vergrößern.

„Ich erfuhr, daß sich im Süden von Japan, im Reiche des Fürsten von Nagato, ein Aufstand gegen die Fremden vorbereite und daß es mir dort leicht werden würde, Beschäftigung zu finden. Ich durchwanderte ganz Japan, um mich an dem Kampfe zu betheiligen; ich litt von Hunger und Kälte während der beschwerlichen langen Reise. Als ich endlich in Simonoseki anlangte, sagte man mir, daß die Patrioten geschlagen seien und daß man den Fürsten von Nagato, den Taikun und sogar den Mikado gezwungen habe, entehrende Verträge mit den fremden Siegern abzuschließen.

„Darauf ging ich mit einigen anderen Lonin nach Yeddo zurück, vergrub meine Waffen vor der Stadt und suchte Beschäftigung als gemeiner Tagelöhner.

„Eines Tages erhielt ich von einem Kaufmann, der mich seit einiger Zeit beschäftigte, den Auftrag, ein Packet nach Yokohama zu tragen. Was ich in dieser Stadt sah, erfüllte mich mit Verwunderung. Niemand zollte den Beamten und Offizieren dort die geringste Achtung; Kaufleute und Handwerker trabten zu Pferde durch die Straßen, als wären sie

geborene Edelleute. — Im Theater, wo ich am Abend eine Stunde zubrachte, sah ich die Fremdlinge auf den ersten Plätzen. Sie lachten und unterhielten sich mit lauter Stimme, sie kamen und gingen, ohne sich um die Vorstellung und um die Zuschauer zu kümmern. Die Japaner von Yokohama waren dermaßen an dies beleidigende Benehmen gewöhnt, daß sie desselben gar nicht zu achten schienen. Ich verließ das Theater in großer Aufregung; wäre ich bewaffnet gewesen, so hätte ich mir Achtung zu verschaffen gewußt.

„Ein Diener des Hauses, in dem ich abgestiegen war, fragte mich, ob ich einen der Paläste der ‚Todjin‘ besuchen wollte. Ich willigte ein, und er führte mich in die Wohnung eines Kaufmanns.

„Das Haus des Fremden war mit außerordentlicher Pracht eingerichtet. Statt der Matten, mit denen sich jeder Japaner begnügt, lagen kostbare Teppiche auf dem Boden; an den Wänden hingen Bilder und Zeichnungen; die Zimmer waren mit Stühlen und Bänken gefüllt, und wo man hinsah, erblickte man werthvolle Gegenstände: Uhren, Bücher, Vasen, Ferngläser, Waffen. In einer der Stuben befand sich eine junge, schöne Japanerin. Sie war reich geschmückt, als wäre sie die Frau eines hohen Beamten; sie grüßte freundlich lächelnd und schien ihre Schmach nicht zu fühlen. Als ich am Abend nach Yeddo zurückkehrte, dachte ich an Alles, was ich gesehen hatte, und an mein eigenes Elend.

„Einige Tage später traf ich in einem Theehause von Sinagawa mit einem jungen Edelmann zusammen. Er war ebenfalls in Yokohama gewesen und erzählte von dem Uebermuth und der Macht der Fremden. Ich sagte, daß ich mich stark genug fühle, einen jeden ‚Todjin‘, der mir in den Weg käme, zu tödten. Wir unterhielten uns darauf über den Zustand von Japan, und ich gab mich als einen Lonin zu erkennen. Darauf schwuren wir uns Freundschaft, unterzeichneten einen Vertrag ‚bis zum Tode‘ und beschlossen, nach Yokohama zu ziehen und dort Fremde zu tödten.

„Mein Freund war ebenfalls ein Lonin und so arm wie ich. Wir mußten Mittel finden, wie Edelleute zu leben. Wir gingen deshalb eines Abends in das Haus eines Mannes, von dem wir wußten, daß er reich sei, und forderten ihn auf, uns Geld zu geben. Wir waren vermummt, wir waren bewaffnet und zum Aeußersten entschlossen. Der Mann flehte, wir möchten uns mit hundertfünfzig Rios begnügen (ungefähr dreihundert Thalern), da er am folgenden Tage eine große Schuld zu bezahlen habe. Wir nahmen diese Summe, und er versicherte uns seiner Dankbarkeit und schwur, daß er des Ueberfalles zu Niemand erwähnen und uns nicht verfolgen würde. Darauf verschaffte ich mir meinem Stande angemessene Kleider, grub meine Schwerter aus und begab mich mit meinem Genossen nach Yokohama. Aber die Stadt war streng bewacht; und da wir keine Pässe hatten, wurden wir an allen Thoren und Brücken von den japanischen Wachen zurückgewiesen.

„Wir hielten uns mehrere Wochen in der Umgegend von Yokohama auf. Wir trafen häufig Fremde an; sie zeigten sich jedoch gewöhnlich nur in zahlreicher Gesellschaft, bewaffnet und auf ihrer Hut.

„Darauf gingen wir nach Kamakura, um im großen Hadsima-Tempel unsere Andacht zu verrichten. Auf dem Wege nach Kamakura und in der heiligen Stadt selbst sahen wir wieder viele Fremde; aber es gelang uns noch immer nicht, uns ihnen zu nähern. Am Nachmittage endlich, da wir auf der Lauer umherstreiften, erblickten wir zwei Reiter, die auf dem engen Wege vom Daibuts langsam nach Kamakura geritten kamen. Wir waren Beide entschlossen, sie zu tödten, und wir erschlugen sie, als sie an uns vorbeireiten wollten. — Dies ist wahrlich Alles, was ich zu sagen habe.“

Sedschi wollte anfänglich den Namen seines Helfershelfers nicht nennen. Als der Richter darauf wieder mit der Folter drohte, fügte Sedschi hinzu, daß sein Freund sich Tzè-siro genannt und vorgegeben habe, aus der Provinz Owari gebürtig zu sein.

Das Urtheil der japanischen Behörden über Schimidso Sedschi wurde in den Straßen von Yokohama öffentlich ausgerufen und angeschlagen. Es lautete dahin, daß Schimidso an einem bestimmten Tage nach Yokohama gebracht und,

nachdem er zu Pferde durch alle Hauptstraßen der Stadt umhergeführt, auf dem öffentlichen Richtplatze durch das Schwert enthauptet werden solle.

* *
*

Die Haltung Sedschi's während des peinlichen Rittes durch Yokohama und unmittelbar vor seinem Tode zeugte von jener vollkommenen Ruhe, welche die Asiaten und namentlich die Japaner angesichts des unvermeidlichen Todes zu bewahren wissen.

Sedschi saß, als er durch Yokohama geführt wurde, auf einem zwei Fuß hohen Sitze, der an Stelle des Sattels auf der Kruppe eines Pferdes angebracht war. Er konnte von allen Seiten deutlich gesehen werden und nach allen Seiten hinblicken. Er war sauber gekleidet und hatte sein Haupthaar mit großer Sorgfalt geordnet. Er war blaß, von jener eigenthümlich grünlichen Blässe seiner dunklen Race, und er schien abgemagert; — aber keine Spur von Furcht oder Erregung war auf seinem scharfgezeichneten, grausamen Gesicht zu lesen. Er kauerte in ungezwungener Haltung auf dem breiten Sattel und wandte sich langsam bald nach dieser, bald nach jener Seite, um die wogende Menge, die ihn umgab, zu mustern.

Von Zeit zu Zeit öffnete er den Mund und sang, die Augen starr in die Ferne gerichtet, mit hoher, lauter Stimme. Der Ausdruck seines Gesichtes blieb dabei unverändert ruhig; der Mund allein mit den geraden schmalen Lippen bewegte sich, während die langgezogenen, klagenden Töne hell und klar die Luft durchzogen.

„Ich heiße Schimidso Sedschi, ich bin ein Lonin, und ich sterbe, weil ich Fremdlinge getödtet habe.

„Heute Abend fällt mein Haupt, und morgen wird es auf dem Marktplatze von Yokohama ausgestellt sein. Die Fremden werden dann ein Antlitz schauen, das bis zum Tode Furcht vor ihnen nicht gekannt.

„Es ist ein bitterer Tag für Japan, da ein Edelmann sterben muß, weil er einen Fremdling erschlagen.

„Starken Muthes würde ich wie ein Edelmann zu sterben gewußt haben. Aber die Gnade des Herrschers von Japan hat mich den Feinden des Vaterlandes überlassen, und der Tod eines gemeinen Verbrechers erwartet mich.

„Männer von Yokohama, die ihr mich hört, erzählt den Patrioten von Japan, daß der Lonin Schimidso Sedschi angesichts des Todes nicht gezittert hat."

Auf dem Richtplatze angelangt, sprang Schimidso elastisch zu Boden, und den Kopf zurückwerfend, schöpfte er einige Male tief Athem. Dann blickte er mehrere Secunden lang, wie in einem stillen Gebete versunken, in die Sonne, und darauf ging er schnellen, festen Schrittes dem Platze zu, wo ihn der Henker erwartete. Ein kaltes Lächeln, ein Lächeln des Hohns und der Verzweiflung, kräuselte seine schmalen Lippen. Als er an der offenen Grube angelangt war, vor der er knieen und in die sein Haupt fallen sollte, wechselte er einige Worte mit dem Scharfrichter. Er schien sich zu unterrichten, in welcher Weise die Execution vor sich gehen werde. — Man hatte ihm gestattet, mit unverbundenen Augen zu sterben, und er ließ sich nun langsam, ohne zu zittern, auf den Knieen nieder. Darauf machte er eine kurze starke Bewegung mit den Schultern, so daß das weite Gewand, welches bis dahin den unteren Theil seines Nackens noch bedeckt hatte, herabfiel und Hals und Schultern sich nackt zeigten.

„Ist Alles fertig?" fragte Schimidso den Scharfrichter; und nachdem er eine bejahende Antwort erhalten hatte, fügte er hinzu: „So gieße heißes Wasser über dein Schwert, damit es gut schneide, und habe wohl Acht, mich mit einem Hieb umzubringen. Ich will jetzt mein Sterbelied singen; und wenn ich mich zu dir wende und sage: ‚Gut!' (yoroschi), so will ich gleich darauf meinen Hals vorrecken und bewegungslos bleiben, so daß du ruhig zielen und schlagen kannst." — Er verzerrte darauf sein Gesicht in schauerlicher Weise, wie man dies auf japanischen Bildern sehen kann, die den Tod von Helden oder Halbgöttern darstellen, — und sang mit lauter Stimme, aus voller Brust, so daß es weit über den stillen Richtplatz klang: — „Jetzt stirbt Schimidso Sedschi, der Heimathlose; er stirbt ohne Reue, denn einen Barbaren getödtet zu

haben, gereicht dem japanischen Patrioten zur Ehre." — Darauf wandte er sich mit noch immer verzerrtem Antlitz nach dem Scharfrichter, blickte ihn einige Secunden starr an und rief mit klarer Stimme: „Yoroschi!" Und den Hals weit hervorstreckend, dem Raben gleich, der sich zum Fluge erhebt, die Zähne fest zusammengepreßt, empfing er regungslos den Todesstreich.

In den „Illustrated London News" von 1865 kann derjenige, der sich für Schimidso interessiren sollte, mehrere Zeichnungen von Wirgman finden, welche die Ermordung Baldwin's und Bird's, den Ritt des Mörders durch Yokohama und seine Hinrichtung darstellen.

Der zweite Mörder der englischen Offiziere wurde einige Monate später entdeckt. Die von Schimidso Sedschi über ihn gegebene Auskunft erwies sich als falsch. Sedschi war nicht zum Verräther an seinem Genossen geworden. Dieser nannte sich Mamiya Hadsime, war neunzehn Jahre alt und stammte aus Satzuma. Er besaß nicht die Kraft und Ruhe Sedschi's. Die Gefängnißwärter hatten dies erkannt und ihm, einem japanischen Gebrauche gemäß, kurz vor der Hinrichtung ein stark berauschendes Getränk eingegeben. Zwei Henkersknechte, mit denen er sich mit einem blöden Lächeln und lallender Zunge zu unterhalten versuchte, schleppten ihn zum Richtplatze. Als er den Scharfrichter erblickte, lagerte sich ein Ausdruck kläglicher Angst auf seinem Gesichte, und er machte einen ohnmächtigen Versuch, sich von den Knechten loszureißen. Aber diese zogen ihn ungestüm vorwärts und warfen ihn zu Boden, und einem hülflosen Thiere auf der Schlachtbank gleich empfing er den Todesstreich.

Nach dem Tode von Baldwin und Bird und der Hinrichtung ihrer Mörder verlautete bis zum Jahre 1869 nichts mehr von unprovocirten Angriffen bewaffneter japanischer Lonin auf Mitglieder der Fremdenniederlassung. — Der Bürgerkrieg wüthete in Japan. Die Lonin hatten sich in die Lager der Aufständischen geworfen und bekämpften den Taikun. Ihre wilde Kampflust fand auf diese Weise Befriedigung, und die „Todjin" hatten nicht mehr darunter zu leiden. Das Leben in Yokohama wurde ein beinahe harmloses und friedfertiges, und als ich Japan im Jahre 1869 verließ, fühlte man sich dort so sicher, daß die alte Gewohnheit der Fremden, niemals unbewaffnet auszugehen, verschwunden war und die Neuangekommenen mit Verwunderung von den Mordthaten erzählen hörten, die während der Jahre 1859 bis 1865 das Leben in Yokohama zu einem gefährlichen und abenteuerlichen gemacht hatten.





# Nordseeluft und Nordseehospize.

Von

**Prof. Dr. F. W. Beneke.**

---



In seinen „Reden und Aufsätzen“ (Tübingen 1875), S. 360, schreibt Rümelin: „Von hundert Geborenen werden in Mitteleuropa dermalen nur achtzehn Menschen siebzig und nur elf fünfundsiebzig Jahre alt. Die Actien der Menschheit haben also ungefähr den (gegenwärtigen) Cours der spanischen Papiere, und der Historiker wie der Statistiker haben alle Ursache, zu glauben, daß ein höherer Cours in keinem früheren Zeitalter und Volke in weiterem Kreise erreicht worden ist.“

Der Mediciner wird sich voraussichtlich vergeblich bemühen, die Zahl der Langlebigen in irgend erheblichem Maße zu erhöhen, und im Allgemeinen dürfte es kein Unglück sein, daß dem so ist. Denn in der größten Mehrzahl der Fälle ist die menschliche Maschine nach siebzig- bis achtzigjähriger ununterbrochener Thätigkeit so abgenutzt, daß der Werth ihrer Leistungen nicht mehr allzu hoch veranschlagt werden kann. Nur wenige glückliche Naturen bewahren auch noch im höheren Alter eine Frische und Leistungsfähigkeit, welche ihnen selbst und Anderen das Leben werthvoll erscheinen und zur Freude gereichen läßt.

Aber eine andere Frage ist es, wie die Papiere in den früheren Lebensdecennien stehen und ob die Erhöhung ihres Courses in diesen nicht im Bereiche der Möglichkeit liegt; ob es mit anderen Worten nicht gelingen kann, eine größere Anzahl von Leben bis zu einer höheren Anzahl von Lebensjahren hinzuführen und die Summe der zeitweilig vorhandenen gesammten menschlichen Arbeitskraft zu vermehren?

Von 10000 Lebendgeborenen beiderlei Geschlechts lebten im preußischen Staate in den sechs Jahren 1859 bis 1864 am Schluß des fünften Lebensjahres nur noch 6723; am Schluß des neunten Lebensjahres nur noch 6392; des vierzehnten Lebensjahres: 6237; des neunzehnten: 6075; des neunundzwanzigsten: 5626; des neunundddreißigsten: 5069; des neunundvierzigsten: 4382. Es sind dies relativ noch sehr günstige Zahlen. Aber sie sagen uns doch, daß die Hälfte der Geborenen bis zum vierzigsten Lebensjahre schon wieder aus dem Leben geschieden ist, ja daß von hundert Lebendgeborenen im zwanzigsten Lebensjahre nur etwa noch sechzig existiren. — Dem gegenüber ist allerdings die Frage berechtigt, ob solcher Verlust an Menschenleben und Arbeitskraft durch ein unwandelbares Naturgesetz bedingt ist und ob Kunst und Wissenschaft keine Mittel kennen, dem Verluste zu wehren!

Das Heer der Feinde, welches das menschliche Leben von der Wiege bis zur Bahre umlagert, ist verschiedenartig zusammengesetzt. Die medicinische Statistik unterscheidet in ihm ziemlich allgemein fünf Abtheilungen: drei größere und zwei kleinere. Die Stärke dieser Corps, um

das Bild beizubehalten, variirt in einzelnen Ländern beträchtlich. Für die Mehrzahl der Länder fehlt es noch an der genauen Kenntniß derselben. Um aber einen annähernden Begriff von diesen Verhältnissen zu bekommen, mag uns die gut geführte Sterblichkeitsstatistik der Stadt New-York ein Beispiel liefern. In dieser Stadt mit allerdings sehr hoher Kindersterblichkeit gingen in den Jahren 1866 bis 1874 von je hundert Gestorbenen zu Grunde:

| | |
|---|---|
| an sogen. Infectionskrankheiten (Seuchen 2c.) | 31,7 |
| „ constitutionellen Krankheiten | 22,4 |
| „ sogen. örtlichen Krankheiten | 35,5 |
| „ Entwickelungskrankheiten, im Wochenbett und an Altersschwäche | 6,4 |
| durch Unglücksfälle aller Art | 3,9 |
| | 99,9 |

Zu den Infectionskrankheiten zählt man insonderheit die sich epidemisch verbreitenden Krankheiten, wie die Blattern, die Masern, den Scharlach, die Diphtheritis, den Stickhusten, den Typhus, die Ruhr, die Cholera u. s. w. Zu den constitutionellen Krankheiten gehören die scrophulösen Krankheitsformen, die Schwindsuchten, die Krebskrankheiten, die Gicht, die Bluterkrankheit u. s. w. Als örtliche Krankheiten bezeichnet man diejenigen, welche vorzugsweise ein einzelnes Organ befallen, wie die Lungenentzündung, die Gehirnerweichung, die Unterleibsentzündung, das Beingeschwür, die Nierenentzündung u. s. w. Aber ein großer Theil dieses Corps wird nur von Mannschaften des zweiten Corps, den constitutionellen Krankheiten, gebildet. Er trägt nur besondere Uniformabzeichen. Und zählen wir diesen Theil dem letzteren, wie es geboten ist, zu, so erreicht jenes zweite Corps eine die übrigen entschieden überragende Stärke.

Diese Feinde bedrohen seit jeher und heute noch das menschliche Leben, und welche Masse von Opfern sie zum großen Theil schon in frühen Lebensjahren fordern, geht aus den obigen Zahlen hervor. — Aber wie es scheint, beginnt die Wissenschaft und das rastlose Streben ihrer Vertreter ihre Macht in etwas zu brechen. Könnte man die heutigen Tages von je 10000 Lebendgeborenen in summa durchlebten Jahre genau mit der Anzahl der vor zwanzig bis dreißig Jahren von ebenfalls je 10000 Lebendgeborenen durchlebten Jahre vergleichen, so würde sich aller Wahrscheinlichkeit nach ein für die ersteren sehr günstiges Resultat ergeben. — Wie viel kindliche Leben durch die richtigere Ernährung derselben, durch die vortrefflichen städtischen Kuhmilchanstalten u. s. w. erhalten werden, wie viel andere kindliche Leben durch die verdienstvollen Werke der öffentlichen Gesundheitspflege in Schule und Haus vor Krankheit bewahrt bleiben, läßt sich nicht in Zahlen ausdrücken. Aber die Thatsache unterliegt kaum einem Zweifel. Durch die verständnißvollere ärztliche Behandlung des Typhus und die Vernichtung seiner Entstehungsherde ist die Zahl der von ihm geraubten Opfer zweifellos herabgesetzt. — Durch die großartigen Fortschritte der Chirurgie und die antiseptische Wundbehandlung, durch die Uebertragung der Principien der letzteren auf das Gebiet der Geburtshülfe werden heutigen Tages Tausende von Leben verlängert, welche noch vor zwanzig Jahren vielleicht rasch geknickt wären. Mit Recht darf sich die Medicin der beiden letzten Jahrzehnte dieser Fortschritte rühmen, und je weiter die Lehren der öffentlichen Gesundheitspflege in Haus und Schule, Werkstatt und Lazareth vordringen, je mehr die Begriffe einer rationellen Diätetik zum Allgemeingut der Aerzte werden, um so größer noch werden diese Fortschritte werden. — Und wie viel Elend und Krankheit würde verhütet werden, wenn jener Grad von sittlicher Tüchtigkeit erreicht wäre, welcher als das höchste Ziel der Edelsten der Nationen ersehnt und erstrebt wird, einer Sittlichkeit, die das Leben des Einzelnen verschönt und die Kraft der Nationen um ein Ungeheures stählt! In dieser Beziehung ist es nur zu wahr, daß ein Jeder nicht nur seines Glückes, sondern vor Allem auch seiner Gesundheit Schmied ist.

Aber an ein Gebiet jener feindlichen Mächte reichen all' diese Fortschritte der Wissenschaft, alle die segensreichen prophylaktischen Maßnahmen und auch die, so Gott will, zunehmende sittliche Tüchtigkeit der Gesammtheit kaum oder gar nicht heran. Dies ist das Gebiet der constitutionellen Krankheiten. Hier ist die Kunst relativ noch am machtlosesten, und wenn hundertfach der Chirurg das schließliche ungünstige Resultat oder die Nutz-

losigkeit eines operativen Eingriffs beklagt, wenn hundertfach die besten hygienischen Maßnahmen und Verhältnisse die Besserung der Schwächlinge vermissen lassen, in der nicht verstandenen oder nicht beachteten oder auch in der irreparablen Beschaffenheit der Constitutionen liegt der Grund dafür.

Doch auch hier beginnt es zu tagen. — Nur derjenige steht hoffnungslos den genannten Feinden gegenüber, der die deutliche Sprache der Natur nicht versteht oder nicht verstehen will. Gewiß liegt es nicht in der Macht des Arztes, eine große Lunge klein oder ein enges Arterienrohr weit zu machen. Was sich als trauriges Erbtheil von Generation zu Generation fortpflanzt, läßt sich nur langsam und unter dem Einfluß günstiger Eheschließungen in den folgenden Generationen ausgleichen. Aber der Arzt vermag durch verschiedene, wohldurchdachte Maßnahmen zu corrigiren, was einer auf solchen anatomischen Fehlern beruhenden Constitution an Verkehrtheiten der Lebenserscheinungen, das heißt Krankheitserscheinungen, entspringt, und nach dieser Richtung hin mehr und mehr ihre Arbeit concentrirend, wird die medicinische Wissenschaft, wenn nicht Alles trügt, schon in nicht ferner Zeit neue Triumphe feiern.

Ganz im Allgemeinen gesprochen, kann man zwei durchaus verschiedene Arten von kranken Constitutionen von einander unterscheiden. Bei der einen Gruppe ist die ganze menschliche Maschine infolge der relativen Größenverhältnisse oder der anderweitigen Beschaffenheit ihrer einzelnen Theile derart zusammengesetzt, daß das gesammte Arbeitsresultat derselben hinter der normalen Größe zurückbleibt. Das sind die schwächlichen Constitutionen; und bei ihnen entwickeln sich die verschiedenen scrophulösen Leiden, die Lungenschwindsuchten u. s. w. Allgemeine Leistungsunfähigkeit und große Reizbarkeit sind die begleitenden Erscheinungen dieser Leiden. Die andere Gruppe bilden entgegengesetzt die Constitutionen, deren gesammter Organencomplex vermöge der relativen Größenverhältnisse oder anderweitiger Beschaffenheit der einzelnen Organe mehr zu leisten vermag, als die gesunde Körperbeschaffenheit fordert, selbstverständlich vorausgesetzt, daß einer solchen Constitution auch das für die Mehrleistung erforderliche Nahrungsmaterial zugeführt wird. Das sind die sogenannten robusten, vollblütigen oder starken Constitutionen; und bei ihnen entwickeln sich die Fettsuchten, die echten gichtischen Erscheinungen, die bösartigen Neubildungen, wie Krebs u. a.

Nun ist es auch wohl dem Laien klar, daß beide dieser Gruppen kranker Constitutionen eine ganz verschiedene Behandlung erfordern müssen. Dort wird man mit allen nur möglichen Mitteln die Leistungsfähigkeit der Maschine heben und stützen, um sie vor dem Verfall zu schützen, hier wird man entziehend, mäßigend die zu große Triebkraft des gesammten Apparats in Schranken zu halten suchen. — Es sind die mächtigen klimatischen Einwirkungen, die rationellen diätetischen Maßnahmen, die Bäder und Heilquellen verschiedenster Art, welcher man sich vorzugsweise zu beiden Zwecken bedient. Mächtige Waffen sind damit in unsere Hände gegeben. Ihr Verständniß aber auch den nichtärztlichen Kreisen zu erschließen, darf um so mehr als eine dankenswerthe Aufgabe betrachtet werden, als dieses Verständniß die wesentlichste Vorbedingung für einen segensreichen Gebrauch jener Waffen selbst bildet.

Die klimatischen Heilorte, die Stätten der Bäder und Heilquellen, mit denen unser deutsches Vaterland so reich gesegnet ist, sollen nicht nur Stätten des Vergnügens, der Ausspannung, der Erholung sein. Sie sind vor Allem die wahren Heilstätten für constitutionelle Krankheiten, für chronisches Siechthum, und haben als solche eine sehr ernste Bedeutung. Diese Bedeutung erfordert wieder und wieder eine nachdrückliche Betonung. Aus dem theilweisen Verfall zu Stätten der Speculation, des übertriebensten Luxus und der rauschenden, die Gesundheit eher schädigenden als fördernden Vergnügungen müssen jene Orte wieder zu wahrhaften Heilstätten herausgearbeitet werden, und es ist zu hoffen, daß Regierungen sowohl als Localbehörden diese Aufgabe im Auge behalten, wo es sich um Maßnahmen handelt, die, um diesem oder jenem Heilorte eine höhere Frequenz zu sichern, getroffen werden.

Zwei verschiedene große Gruppen von

Constitutionskrankheiten lassen sich, wie bemerkt, unterscheiden. Es wird die Aufgabe einer ganzen Reihe von Abhandlungen bilden, näher auf dieselben einzugehen und die großen Heilmittel, welche gegen sie ins Feld geführt werden, zu besprechen. — Beginnen wir zunächst mit jenen constitutionellen Schwächezuständen, deren Basis bereits oben bezeichnet wurde, und beschäftigen wir uns für heute nur mit einem der gegen dieselben empfohlenen Heilmittel, aber auch einem der mächtigsten: der Nordseeluft und dem Nordseebade.

* * *

Was ist constitutionelle Schwäche? — Es ist zunächst und im Allgemeinen ein Mangel an der dem Gesunden innewohnenden Fähigkeit, den Einflüssen der uns umgebenden äußeren Verhältnisse, sowie den unvermeidlichen verschiedenartigen Bewegungen des geistigen Lebens Widerstand zu leisten und diejenige Arbeit zu verrichten, welche als Normalleistung oder Durchschnittsleistung des gesunden Menschen bezeichnet werden darf. — Der constitutionell Schwache wird durch einen Lufttemperaturwechsel, welcher den Gesunden unberührt läßt, schon krank; er „erkältet sich leicht“. Er friert schon bei 13 bis 14° R. Zimmertemperatur und liegt bei einer Sonnentemperatur von 24 bis 25° R. ermattet danieder. Ein leichter Aerger raubt ihm auf einen Tag den Appetit oder den Schlaf, und ein ernster Kummer macht ihn auf Tage arbeitsunfähig. Eine mäßige körperliche Anstrengung führt rasch zu einer Ermattung, welche eine längere Ausruhe erfordert; eine geistige Anstrengung überreizt das Gehirn bis zur Schlaflosigkeit oder ist überhaupt nur für kurze Stunden bei langsamem Gedankengange möglich. Die Frische des Lebens fehlt; Entschlüsse schwanken; die „Fliege an der Wand“ wird zum Aergerniß.

So etwa gestaltet sich das Bild beim Erwachsenen. Aber schon dem Kinde wird diese Schwäche oft als Erbtheil von den Eltern übertragen, und in Krankheitserscheinungen verschiedenster Art spricht sich hier dieselbe bald aus. — Das Kind nimmt in der Regel nur langsam an Körpergewicht zu, das Colorit bleibt bläßlich; runden sich die Körperformen, so ist die Muskulatur doch meistens schwach entwickelt, die Gewebe sind schlaff. Aufschrecken im Schlaf, große Reizbarkeit und Weinerlichkeit, viel Schlafbedürfniß sind häufige Erscheinungen. Die Zähne entwickeln sich langsam, oder spät, oder unregelmäßig und zeigen oft einen Mangel an Schmelz. Die ersten selbständigen Gehversuche werden meistens später als von anderen Kindern gemacht. Die geistige Entwickelung kann dabei mitunter eine sehr gute, frühzeitige sein, macht aber auch ebenso oft nur sehr langsame Fortschritte. — Unter diesen allgemeinen Erscheinungen treten dann sehr oft frühzeitig Hautausschläge ein, und mit diesen oder auch ohne sie entwickelt sich allmälig eine oder die andere Form der scrophulösen Krankheitsbilder. Augen- und Ohrentzündungen, Anschwellungen der Hals- oder Unterleibsdrüsen, in späteren Jahren Erweichungen und Geschwürsbildungen an den Halsdrüsen, Knochenerkrankungen an den Wirbeln oder Gelenkenden sind die häufigsten derselben. Werden diese Kinder von Masern befallen, so bleiben die Lungen oft längere Zeit leidend, falls nicht sogar durch entzündliche Krankheiten in denselben rascher Tod herbeigeführt wird. Aber die Reihe der Leiden ist damit nicht abgeschlossen. Ein unregelmäßiges, zeitweise sehr rasches Längenwachsthum ist in der Regel von hochgradigen Schwächezuständen, Blässe und Kraftlosigkeit begleitet. Im zehnten bis vierzehnten Lebensjahre treten dann häufig die acuten Gelenkrheumatismen und in ihrem Gefolge die gefahrvollen Herzerkrankungen auf. Am meisten drohend erscheint aber in den noch späteren Jahren (fünfzehn bis einundzwanzig) neben einer überhaupt verzögerten Körperentwickelung der so häufige Beginn der lungenschwindsüchtigen Erkrankung. — Das sind die Kinder, deren Gesundheitszustand kaum für Monate ohne Sorge läßt, die tägliche Quelle der Beunruhigung für Eltern und Angehörige.

Durch ungünstige äußere Lebensverhältnisse, ärmliche Nahrung, ungesunde Wohnung, mangelnde Sauberkeit, durch Ueberreizungen andererseits infolge von zu viel geistiger Arbeit, übertriebenem Ueben einer

Kunst u. s. w. können diese Krankheitserscheinungen beträchtlich gefördert und in ihrem Auftreten beschleunigt werden. Aber auch Kinder, welche unter den denkbar besten hygienischen Verhältnissen leben, bieten dasselbe Bild und dieselben Früchte der constitutionellen Schwäche dar, und dies eben lehrt uns, daß wir nicht mit Flecken an Blatt und Blüthe, sondern mit einem Schaden an Wurzel und Stamm, mit einer wirklichen constitutionellen Erkrankung zu thun haben. — Krankheiten und Schwächezustände der Eltern selbst, der unselige und immer mehr zunehmende übermäßige Bier- und Alkoholgenuß, Leichtfertigkeiten der hoffenden jungen Frauen u. s. w. bergen die letzten Quellen dieser constitutionellen Schwächezustände in sich, und wollen wir nach dem Grunde der Schwächezustände der Eltern selbst fragen, so bedarf es nur eines Blickes in das sociale, politische und mercantile Treiben unserer Zeit, um den Schlüssel der Antwort zu finden.

Ist es noch erforderlich, die ungeheure Häufigkeit dieser Schwächezustände unserer Jugend und des nachjugendlichen Alters mit Zahlen zu belegen? — Unter hundert Todesfällen überhaupt sind in Deutschland im Mittel fünfzehn bis achtzehn allein durch Lungenschwindsuchten bedingt; von 10000 Lebenden erliegen derselben alljährlich durchschnittlich achtunddreißig bis fünfundvierzig Menschen! Die Opfer, welche der constitutionellen Schwäche in früheren Jahren, und zwar infolge von Gehirnentzündung, Knochenleiden, Erkrankungen der Unterleibsdrüsen, Gelenkrheumatismus und Herzerkrankungen rc., erliegen, beziffern sich auf mindestens die Hälfte der angegebenen Zahlen. Welch ein Verlust an Leben, an Arbeitskraft, an todtem Capital! Und welch eine Quelle steter Sorge, kummervoller Erfahrungen und schwächender Momente für Eltern und nächste Angehörige! Vielleicht die größten Verluste sind es, die durch die Schwächung der Arbeitskraft des in voller Lebensfrische wirkenden Mannes oder die Abnahme der Lebensfreudigkeit eines Elternpaares herbeigeführt werden, und beide werden bedingt durch die Wunden, die der Tod der Kinder dem Elternherzen schlägt. Das ist eine Folge des Hinsiechens manchen jugendlichen Lebens, die selten hinreichend erwogen wird und in ihrem Verlustwerthe gar nicht abzuschätzen ist! Nur wer sie an sich selbst erfahren hat, kennt ihre Bedeutung.

Aber giebt es denn kein Land, keinen Ort, keine anderweitigen Mittel, um diesen constitutionellen Schwächezuständen abzuhelfen und deren Umsichgreifen einen Damm entgegenzusetzen?

Es kann und soll nicht Aufgabe dieser Blätter sein, diese Frage ausführlich zu beantworten. Aber das Beste des Besten wollen wir kennen lernen.

Tretet mit mir hinaus an das Meer, auf die öden Inseln unserer Nordsee, und ein erfreuliches Bild entrollt sich den ärztlich prüfenden Blicken!

Kernige, derbe Männer- und Frauengestalten kommen uns entgegen. Vergeblich sucht man unter ihnen nach Erscheinungen, welche das Gepräge constitutioneller Schwäche oder schwindsüchtiger Leiden tragen. Von den wenigen verfallenen Gestalten, die uns begegnen, erfahren wir bald, daß sie vorzugsweise durch Trunksucht ihre Gesundheit geschädigt haben. Die relativ große Zahl noch rüstiger Greise sagt uns, daß viele Leute hier ein hohes Alter erreichen. Die Jugend tummelt sich am Strande. Unter den frischen Gesichtern findet sich kaum ein einziges, welches die charakteristischen Merkmale scrophulösen Leidens oder jene krankhafte Blässe zeigte, welche uns auf dem Continent so oft begegnet. Und diese Gestalten entwickeln sich trotz einer im Allgemeinen wenig gesunden Ernährungsweise, trotz aller Unbilden der Witterung und aller übrigen Schädlichkeiten, welchen sie beim Fischfang und Wattengang (zum Ködergraben) ausgesetzt sind!

Die Sterblichkeitslisten der Insel Norderney mit ihren 2200 Einwohnern bestätigen in zuverlässiger Weise unseren ersten Eindruck. Selbst wenn man die Rechnung im wenigst günstigen Sinne vornimmt und zweifelhafte Fälle als positive einstellt, es ergiebt sich, daß dort von hundert überhaupt Sterbenden höchstens vier an der Lungenschwindsucht erliegen und auf 10000 Lebende höchstens 8,7 der Krankheit zum Opfer fallen. Ein Todesfall infolge irgend welcher scrophulöser Leiden im Kindesalter kommt nur äußerst selten vor, und, was sehr be-

MERCANTILE LIBRARY NEW-YORK

merkenswerth erscheint, von acutem Gelenkrheumatismus und Herzentzündung, einer Krankheit, die auf dem Continent so häufig das Leben der Kinder im zehnten bis fünfzehnten Lebensjahre gefährdet, ist innerhalb der vierzehn Jahre von 1865 bis 1879 unter sämmtlichen im zehnten bis fünfundzwanzigsten Lebensjahre Verstorbenen kein einziges Opfer gefordert!

Die Sprache dieser Listen ist zu deutlich, als daß ein Irrthum möglich wäre! Was wir auf dem Continent so vielfach beklagen: die constitutionelle Schwäche und ihre oben bezeichneten Folgen, sie kommt auf den Nordseeinseln kaum oder nur in seltensten Fällen vor. Scrophulöse und schwindsüchtige Leiden, auf dem Continent so weit verbreitet, treten dort weit hinter anderweitigen Erkrankungen zurück. Die gesammten häuslichen Existenzen sind mit wenigen Ausnahmen der Art, daß sie das Hervortreten jener Leiden nach unseren Erfahrungen auf dem Continent eher fördern als zurückhalten müßten. Es bleibt kein anderer Schluß übrig, als daß das Nordseeinselklima jene Krankheiten fern hält und daß dies Klima es ist, welches constitutionelle Schwächezustände beseitigt. — Wohl stirbt auf der Insel eine relativ große Zahl von neugeborenen Kindern bald an allgemeiner Lebensschwäche. Die Zahl der — ausschließlich der Todtgeborenen — im ersten Lebensjahre erliegenden Kinder beläuft sich auf 21 Proc. aller Todesfälle. Aber die Erklärung dafür liegt klar zu Tage. Die unter Frauen wie Männern weit verbreitete Trunksucht und die oft außerordentlichen Anstrengungen der Frauen beim Fischfang und was dazu gehört gefährden die Entwickelung des Kindes, und die Lebensschwäche desselben ist die nur zu natürliche Folge davon.

Fast einzig in seiner Art steht bis dahin in der medicinischen Statistik dies in Bezug auf allgemeine Körperschwäche, scrophulöse und schwindsüchtige Leiden außerordentlich günstige Resultat da. Nur die Gebirgshöhen der Schweiz von 1500 bis 1800 m Erhebung bieten ähnliche Verhältnisse dar. Aber wenn man veranschlagt, daß die Beschäftigung und Lebensweise der Gebirgsbewohner im Allgemeinen eine sehr viel gesundere ist als die der Insulaner der Nordsee, so muß dem Inselklima noch eine Prärogative vor den Gebirgshöhen zugesprochen werden.

Sollen wir denn länger zögern, diese mächtige Kraft der Nordseeinselluft für unsere schwächliche und kranke Jugend, sowie für die im Beginne der schwindsüchtigen Leiden Stehenden vollauf zu verwerthen? Ist es nur möglich, daß man in weiten, selbst ärztlichen Kreisen von diesen kostbaren Heilkräften der Meeresluft auch heute noch kaum eine Kenntniß hat? Daß man sich noch vielfach dem Wahne hingiebt, durch den Gebrauch von Soolbädern könne Aehnliches erreicht werden wie von dem Aufenthalt an der See? — Denn, wohlbemerkt, es ist nicht das Bad in der See, sondern die Meeresluft, welche den wesentlichsten Antheil hat an jenen glücklichen Resultaten. Der Insulaner geht kaum einmal während des Jahres in das Bad, und doch zeigt er jene Immunität gegen scrophulöse und schwindsüchtige Leiden. Und wenn er Winter wie Sommer ohne anderen Schutz gegen Kälte und Wind, als wir ihn auf dem Festlande gebrauchen, auf seinem Eilande lebt, so mag uns das von vornherein die Anschauung einleuchtend machen, daß auch das Herbst- und Winterklima unserer Nordseeinseln nur hemmend jenen Leiden entgegentritt. — Den Soolbädern ihr volles Recht. Sie besitzen vortreffliche Heilkräfte für eine große Reihe von Krankheitszuständen schwerer und schwerster Art. Aber in Bezug auf die Beseitigung constitutioneller Schwächezustände können sie sich mit dem Aufenthalt an der Nordseeküste nicht messen.

Die in Bezug auf die Wirkungen dieses Aufenthaltes angeführten Thatsachen sind zweifellos. Von ihnen den richtigen Gebrauch machen, heißt den Continentalbewohnern eine Quelle der Gesundheit erschließen. — Aber nicht zufrieden mit den Thatsachen allein, wird der Denkende nach deren Grund, nach der Erklärung fragen, weshalb denn die Meeresluft eine so mächtige Heilpotenz bilde?

Zwei Factoren sind es vor Allem, welche der Meeresluft — abgesehen von ihrer Reinheit — ihre auszeichnenden Eigenschaften verleihen. Dies sind ihr Feuchtigkeitsgehalt und ihre Bewegung.

Der absolute Feuchtigkeitsgehalt der uns umgebenden Luft ist wesentlich von

drei Bedingungen abhängig: von der Menge des an einem Orte überhaupt vorhandenen Wassers, von der Temperatur der Luft und von dem Luftdruck. Je mehr Wasser vorhanden, je höher die Temperatur der Luft und je höher der Luftdruck, um so größer ist der Wassergehalt der Luft. Daher ist derselbe am größten in der Gegend des Aequators und nimmt ab, je weiter man nach Norden hin vorschreitet. Aber über und an den Ufern der Nordsee ist er bei gleicher Temperatur immer noch beträchtlich größer als im Binnenlande und auf den Gebirgshöhen. Auf letzteren ist er nicht nur des Mangels an Wasser halber, sondern namentlich auch infolge des niedrigen Luftdrucks geringer als an den Meeresküsten. — Es erhellt hieraus, daß der absolute Wassergehalt der Luft z. B. in Davos beträchtlich geringer ist als auf Norderney; hier eine unendliche Wasserfläche, dort relativ wenig Wasser; hier im Mittel etwa 757 mm Barometerstand, dort 620. — Dieser absolute Feuchtigkeitsgehalt der Luft ist aber vom größten Einfluß auf das Befinden des Menschen, ja er bestimmt zweifellos zum Theil den Nationalcharakter. Die trockene Luft wirkt reizend auf das Nervensystem, sie erregt; die feuchte Luft wirkt erschlaffend, sie beruhigt. Der in sehr trockener Luft lebende Nordamerikaner zeichnet sich durch eine fieberhafte Unruhe aus, selten trifft man dort wohlbeleibte Menschen. Der Holländer, wie alle Bewohner der Nordseeküsten, ist von ruhigem Temperament, phlegmatisch. — Einigermaßen reizbare Personen nehmen sofort den Wechsel von feuchter und trockener Luft in ihrem Allgemeinbefinden wahr. — Ist die große Feuchtigkeit mit hoher Lufttemperatur gepaart, wie es in den Aequatorialgegenden der Fall ist, so wirkt sie leicht sehr ermattend; und wo man, wie bei constitutionellen Schwächezuständen, stets auf eine Hebung der Kräfte Bedacht zu nehmen hat, wird die Feuchtigkeit, gepaart mit kühlerer Temperatur, derjenigen mit höherer Temperatur vorzuziehen sein. Dies ein Grund, weshalb die Lungenleidenden sehr häufig auf Madeira wohl leichter respiriren, aber keinen Zuwachs an Kraft erfahren.

Aber die Feuchtigkeit der Luft hat noch besondere Wirkungen, und unter diesen steht diejenige auf die Respirationsorgane obenan. Ist die Luft trocken, so giebt die Schleimhaut dieser Organe stets mehr Wasser an dieselbe ab; die Verdunstung an den Schleimhäuten wird gesteigert und damit der Blutzufluß zu denselben vermehrt; die Respiration ist weniger leicht, es entwickeln sich leicht Katarrhe und selbst Entzündungen der Luftwege. Daher herrschen diese Krankheiten bei uns, wenn anhaltend trockene Ostwinde wehen. — Ist die Luft dagegen feucht, so bleiben alle diese Erscheinungen fern. Man athmet die Luft mit Behagen, Katarrhe und Entzündungen der Luftwege treten selten oder gar nicht auf. Daher das außerordentliche Behagen, welches Lungenleidende sofort im Athmen empfinden, wenn sie in das wassergeschwängerte Luftmeer treten.

Diese Verhältnisse erhalten eine noch höhere Bedeutung, wenn man erwägt, daß der Mensch in der gemäßigten Zone und auf den Gebirgshöhen einen sehr großen Theil seines Lebens im geschlossenen und künstlich erwärmten Zimmer zubringt. — Für die Sommerzeit ist der Wassergehalt der freien Luft und der Zimmerluft annähernd gleich. Wird aber im Herbst und Winter die Luft des Zimmers erwärmt, so dehnt sie sich aus, und ihr absoluter Wassergehalt wird dadurch beträchtlich herabgesetzt. Ist die atmosphärische Luft unter diesen Umständen sehr reich an Wasserdampf, wie z. B. auf Norderney, so verbleibt auch der erwärmten Zimmerluft stets noch eine zum Wohlbefinden genügende Feuchtigkeit erhalten; ist dagegen die äußere Luft arm an Wasserdämpfen, wie in Davos, so sinkt der Feuchtigkeitsgehalt der erwärmten Zimmer auf eine bedenkliche Stufe herab. Ein in Davos selbst beschäftigter Arzt, Dr. Volland, theilt uns mit, daß dort im Winter „die Haut aufspringt und rauh wird, daß die Lippen und Nasenschleimhaut mitunter wund werden, daß die Möbeln sich werfen, die Cigarren austrocknen." — Nach von dem Verfasser dieser Zeilen in Marburg und von Herrn Apotheker Ommen auf Norderney während des verflossenen Winters angestellten Beobachtungen ergab sich, daß die relative Feuchtigkeit der erwärmten Zimmerluft in Norderney fast stets um 10° höher ist als in Marburg, ein

Moment, welches für Brustleidende von größter. Bedeutung ist und welches sich, wie Versuche gelehrt haben, künstlich in keiner Weise ersetzen läßt. Ueberschlage man, wie viel Tagesstunden der Kranke im Herbst und Winter in der geschlossenen Zimmerluft zubringt, und die Wichtigkeit dieses Moments wird Jedem einleuchtend sein.

Eine dritte wesentliche Wirkung des Feuchtigkeitsgehaltes der Luft auf den Organismus kommt noch hinzu. — Je höher derselbe ist, um so langsamer erfolgt die Verdunstung des Wassers an der Oberfläche der Haut, eine Verdunstung, welche ununterbrochen die Lebensvorgänge begleitet. Rasche Verdunstung an der Oberfläche der Haut bedingt aber Abkühlung und Erkältung derselben, und in feuchter Atmosphäre werden deshalb auch diese Verdunstungserkältungen weniger leicht erfolgen als in trockener Luft. — Es stimmt damit die allgemeine Erfahrung überein, daß man sich am Meeresgestade weniger leicht erkältet als auf dem Festlande.

So treten die beruhigenden Wirkungen der Feuchtigkeit der Luft auf das Allgemeinbefinden, die hohe Bedeutung derselben für den Blutgehalt der Schleimhäute der Respirationsorgane sowie für die Mäßigung der Verdunstung an der äußeren Haut zusammen, um uns den Einfluß derselben auf das Befinden des Menschen zu erklären. — Wohl mancher Patient, der am Nordseestrande verweilte, wird dem zu widersprechen geneigt sein. Hört man doch so oft die Klage, der Aufenthalt auf einer unserer Nordseeinseln habe „zu sehr aufgeregt“! Aber was ein unvorsichtiger Gebrauch des Seebades und andere Fehler in dem Verhalten der Kranken verschuldet haben, darf der Seeluft nicht zur Last gelegt werden, und solche Anklagen werden verstummen, wenn man Seeluft und Seebad zu unterscheiden und von beiden den richtigen, dem Individuum angemessenen Gebrauch zu machen lernt. — Daß alljährlich eine Anzahl von Kranken an die Nordsee wandert, welche überhaupt nicht dorthin gehört, unterliegt dabei keinem Zweifel.

Der zweite wesentliche Factor der Meeresluft am Nordseestrande ist die Bewegung derselben. — In den so oft gefürchteten Winden liegt ein Stärkungsmittel von unberechenbarem Werthe. Und es sind stets mehr oder weniger wassergeschwängerte Luftströmungen, die den Körper treffen. — Diese Strömungen entziehen dem Körper ständig ein gewisses Quantum von Wärme. Die Entziehung der Wärme steigert aber die innere Arbeit des Organismus. Eine erhöhte allgemeine Lebensthätigkeit ist die Folge davon, und in der Steigerung des Appetits sowohl als in dem gesteigerten Schlafbedürfniß und auch in ruhigerem Schlaf findet dieselbe ihren Ausdruck. — Aber freilich, um diese Wirkungen im vollen Maße hervortreten zu lassen, wollen die Luftströmungen mit Maß und Vorsicht genossen sein. — Der sehr geschwächte Organismus verträgt dieselben täglich nur auf kurze Zeit; er soll womöglich zunächst nur an mehr geschützten Plätzen verweilen. Mit zunehmender Kräftigung kann man dann den Aufenthalt am Strande mehr und mehr steigern. Der kräftige Körper wird sich den Winden schließlich stundenlang aussetzen dürfen. Aber auch er bedarf des Maßes, um seine Lebensthätigkeiten nicht zu hoch hinaufzuschrauben. Noch fehlt es fast ganz an einer richtigen Methodik dieses Seeluftgenusses für Kranke. Aber ihre Ausbildung wird mehr und mehr den mächtigen Einfluß desselben hervortreten und erkennen lassen. Dann werden auch hier die Klagen verstummen, die hier und dort über das „Aufregende“ der Seeluft infolge unrichtigen Genusses derselben erhoben worden sind.

Die eben erwähnte Wärmeentziehung unterscheidet sich von allen anderen Arten der Wärmeentziehung in einer sehr bemerkenswerthen Weise. Zunächst erfolgt dieselbe in meistens sehr langsamem Gange, und um so langsamer, je mehr die Feuchtigkeit der Luft die Verdunstung an der Oberfläche der Haut mäßigt. Während aber die Luftströmungen auf dem Festlande oder auch kalte Bäder (ohne nachfolgende Frottirungen) leicht ein Kältegefühl der Haut erzeugen, übt der stärkere, oft brausende Seewind eine Reizung auf die Hautnerven aus, welche alsbald trotz aller Wärmeverluste eine erhöhte und höchst angenehme Wärme der Haut empfinden läßt, ähnlich etwa, wie es bei einer richtig angewandten kühlen Douche der

Fall ist. Diese mit der Wärmeentziehung verbundene Erregung der Hautnerven darf als eine ganz specifische Wirkung der Luftströmungen am Meeresstrande betrachtet werden und verleiht denselben eine in keiner Weise zu ersetzende Eigenschaft. Möglich, daß dabei nicht nur die mechanisch-physikalischen Einwirkungen der stark bewegten Luft, sondern auch die in der Nordseeluft suspendirten Salztheilchen eine Rolle spielen.

Für den größten Theil des Jahres, und insonderheit im Sommer und Spätherbst, herrschen auf unseren Nordseeinseln die weichen West- und die wenig harten Nordwestwinde vor. Nur im Frühling gewinnen in der Regel die Ostwinde die Vorhand. Aber auch diese sind infolge ihres Strömens über weite Wasserflächen auf den Inseln stets weicher als auf dem Festlande, und sie bedingen dort eine geringere Gefahr als hier. Und kommen einmal Tage mit orkanartigen Stürmen — sind sie denn mehr zu fürchten als die Invernos in Oberitalien, die Föhne der Alpen oder die Mistrals der mittelländischen Nordküste? — Die Insulaner selbst liefern den Beweis, daß diese Luftbewegungen keine schädliche Potenz sind, und zarte, verweichlichte, ängstliche Gemüther werden in dem Kampfe mit den Luftwellen bald der Art erstarken, daß der Kampf ihnen zum Genuß wird. Der Blick auf das vom Sturm gepeitschte, schäumende, gewaltige Meer bringt sie der Gottheit näher. Der Ernst so gewaltiger Naturbilder bleibt nicht ohne Einfluß auf das Wachsen innerer Kraft.

Doch wie verhält es sich mit den Lufttemperaturen auf den Nordseeinseln? — Sind sie nicht der Art, daß man Besorgniß hegen muß, die constitutionell Schwachen, die scrophulösen und schwindsüchtigen Kranken ihnen auszusetzen? — Das Vorurtheil, daß diese Kranken nur in die südlichen Klimate geschickt werden dürfen, daß die Wärme für sie erforderlich sei, ist so alt und so weit verbreitet, daß die Frage sehr natürlich erscheint. Aber was hat uns Davos gelehrt? Dort in einer Höhe von 1556 m. in monatelangem Eis und Schnee, leben gegenwärtig allwinterlich vierhundert bis fünfhundert Brustkranke, und wir haben nicht erfahren, daß ihnen die Kälte schadet. Und welche Vorstellung macht man sich denn von de
— Man weiß
Lufttemperatur
Sommer stets kühle
ist als auf dem benach
Speciell aber ergiebt si
achtungen der meteorologis
wie sie in den Veröffentli
königl. preuß. statistischen Bü
sammengestellt sind, daß es in d
auf Norderney im Winter sogar um
wärmer ist als in Frankfurt a. M., d
dort niemals so hohe Extreme der Temperatur vorkommen wie hier, daß sich allerdings die Frühlingswärme auf der Insel später entwickelt als auf dem Continent, dafür aber auch die Herbst- und Winterkälten später eintreten wie hier. So liegt in den dortigen Temperaturen kein Grund zur Besorgniß, und wenn dennoch Bedenken sich erheben sollten, so darf wieder einfach auf die Insulaner selbst verwiesen werden, in deren Wohlergehen ein schädlicher Einfluß der Lufttemperatur in keiner Weise hervortritt.

Sollen und müssen wir nach allem diesem unsere Nordseeluft und Nordseeinseln nicht hoch halten? Sollen wir länger anstehen, sie in vollem Maße für die constitutionell Schwachen, die Scrophulösen und Schwindsüchtigen zu verwerthen? Es muß tiefer und tiefer in das Bewußtsein unserer Nation eindringen, daß dort im Norden eine herrliche Quelle der Stärkung fließt, daß der Nordseeinselstrand oder die Helgolander Klippen nicht nur Tummelplätze für Gesunde und Erholungsbedürftige sind, sondern daß sie eine der wichtigsten Heilpotenzen bilden für Kranke und zwar auch für Schwerkranke, deren Leben auf dem Continent verloren zu gehen droht. — Je weiter und tiefer sich diese Anschauung Bahn bricht, um so mehr werden dann auch die Einrichtungen auf den Inseln der Art getroffen werden, daß dem Kranken die behagliche Häuslichkeit und der erforderliche Comfort des Lebens nicht fehlt. Daß dieser überhaupt in der Mehrzahl der Wohnungen auf den Inseln noch fehlt, ist der beste Beweis dafür, daß man unsere Nordseeinseln noch kaum als Heilstätten für schwer Erkrankte zu betrachten gewohnt ist.

Wir haben bis dahin nur von der Luft am Meeresufer und auf den Inseln der

..ine weit man vor- ..s wegen dort- . die Bedeutung ..erschätzen. Aber ..weifel walten, daß ..n Factoren am Meeres- ..st die erste Stelle ein- ..as Bad, wenn auch für ..anke sehr nützlich, für viele ..eutungslos, für manche selbst ..lig ist. — Man darf das Nord- ..d nicht vergleichen mit dem Bade im ..ttelländischen und adriatischen Meere, auch nicht mit dem Bade in der Ostsee. Am mittelländischen und adriatischen Meere läßt man die in den dortigen Hospizen verweilenden Kinder in der Regel sogar zweimal täglich baden, und an der Ostsee steht das Bad unter den heilsamen Factoren ebenfalls im Vordergrunde. Es ist dies eine durch die Erfahrung geheiligte Consequenz der weit geringeren Wirkungsgröße der Luftströmungen, welche an diesen Gestaden herrschen. Man will durch den Aufenthalt an den Seeküsten eine maßvolle Steigerung der Arbeit des Organismus und daraus resultirende Kräftigung erzielen, und wo die Luftströmungen nicht kräftig genug sind zur Erreichung dieses Zieles, fügt man die Bäder in offener See hinzu, ähnlich wie man sich in den Kaltwasser- und anderen Heilanstalten des kalten Elements bedient, um eine Kräftigung des Organismus zu erreichen. Die höhere Temperatur des Meereswassers am mittelländischen und adriatischen Meere gestattet dabei eine mehrfache tägliche Anwendung des Bades selbst bei Kindern. — Ganz anders an der Nordsee, und namentlich an der deutschen, holländischen und belgischen Küste. — Die Intensität der Luftströmungen bildet hier schon an und für sich einen so mächtigen Factor, daß es der Erregung des Nervensystems und der Wärmeentziehung durch das Bad selten noch bedarf, und das Bad selbst mit seinem kräftigen Wellenschlage, der oft nicht unerhebliche Kampf mit den gewaltsamen Wogen sind oftmals der Art aufregend, daß darin unter Umständen selbst eine Gefahr, sicher wenigstens die Ursache einer schädlichen Ueberreizung liegen kann. Wer eine genügende Resistenz besitzt, der mag an der Nordsee den ununterbrochen auf ihn einwirkenden Luftströmungen noch das Bad in der See hinzufügen, zumal an Tagen, an welchen der Wind gemäßigt und die Lufttemperatur relativ hoch ist. Aber der verlockende Genuß des Kampfes mit den Wellen darf das Urtheil nicht bestimmen. Unter allen Umständen führt das Nordseebad eine beträchtliche Beschleunigung der Herzthätigkeit herbei; es steigert die Lebensvorgänge, wenn auch nur auf kurze Zeit, auf eine erhebliche Höhe; es erregt das Nervensystem in einem im ersten Augenblick täuschend angenehmen, aber oft zu hohen Grade; es entzieht dem Körper ein nicht unbeträchtliches Quantum Wärme. — Diesen Wirkungen hält der geschwächte Organismus nicht Stand, so wohlthuend ihm vielleicht auch die ersten Bäder erscheinen. Alsbald stellen sich die Erscheinungen der Ueberreizung ein. Die Patienten werden appetitlos, schlaflos und verstimmt. Störungen des Magens und der Verdauung stellen sich um so leichter ein, als durch das Bad zunächst eine Steigerung des Nahrungsbedürfnisses erzeugt wird, der geschwächte Organismus die größere Menge von Nahrung aber nicht zu verarbeiten vermag. — Für diese schwachen Constitutionen, mit denen wir uns hier vorzugsweise beschäftigen, ist deshalb das Nordseebad in der großen Mehrzahl der Fälle nicht nur ganz überflüssig, sondern häufig genug sogar schädlich, und insonderheit zarte Kinder und Frauen, oder Männer, bei denen ein Lungenleiden in der Entwickelung begriffen ist, müssen davor gewarnt und mit Nachdruck darauf hingewiesen werden, daß für sie die Luft des Meeres allein schon ein mächtiger und vollauf genügender Factor der Genesung ist. — Die Zahl der am Meeresstrande der Nordsee von Kranken vorgebrachten Klagen wird sich voraussichtlich um ein Erhebliches mindern, wenn diese Auffassung von den Wirkungen der Luft einer- und des Bades andererseits genügend Beobachtung findet.

Ich wüßte kaum einen Krankheitszustand zu nennen, welcher in dem Bade in der See ein souveränes Heilmittel fände. — Immerhin ist dasselbe in seinen Wirkungen sehr hoch zu schätzen bei Individuen, welche, mit gesunden Organen

ausgestattet, nur durch Ueberarbeitung, andauernden Aufenthalt in geschlossener Zimmerluft oder infolge erblichen Mangels an Spannkraft der Gewebe einen Zustand allgemeiner Abspannung oder Resistenzlosigkeit gegen äußere und innere Eindrücke beklagen. Aber selbst auch diese nur vorübergehend Geschwächten bedürfen aller Vorsicht beim Gebrauch des Bades und sollten sich stets erst einige Tage ausschließlich dem Luftgenuß hingeben, ehe sie das Bad in offener See aufsuchen. Auch hier giebt es einen Maßstab, und es ist derselbe, welcher für die ausschließlichen Luftcuren gilt. Bleibt die Körperwärme den ganzen Tag über in angenehmem Grade erhalten, bleibt der Schlaf ruhig und erquickend, bleibt der Appetit ungestört, so leistet der Organismus die ihm zugemuthete Arbeit ohne jede Ueberanstrengung, und das endliche Resultat der Kräftigung wird nicht ausbleiben.

Wir kommen zu einer letzten Frage. — Wer häufig die deutschen Seebäder besucht hat, der kann nicht zweifelhaft darüber sein, daß dieselben bis dahin ganz vorzugsweise von den wohlhabenden Classen der Gesellschaft besucht werden und daß deshalb auch nur diesen der große Segen des Aufenthaltes am Meere in ausgedehnterem Maße zu Theil wird. — Die Erklärung dafür liegt einfach in der Kostspieligkeit eines solchen Aufenthaltes. — Aber nicht nur für jene Glücklichen, denen reiche Mittel zu Gebote stehen, auch für die weniger Bemittelten, unter denen wohl ebenso viele Kranke der Stärkung bedürfen, müssen die Inseln zugänglich gemacht werden. Im Falle des Unglücks oder des Unfalls will der Staat den Arbeiter sichern. Ist es nicht eine der besten Versicherungen der Unbemittelteren, wenn wir Mittel und Wege zu finden suchen, um den erkrankten Familienvater der Familie zu erhalten oder ihm die Last und Sorge erkrankter Kinder durch Herstellung oder Besserung der Gesundheit derselben abzunehmen oder doch zu erleichtern?

Das ist und war der leitende Gedanke, welcher zur Errichtung von Seehospizen für unbemittelte Kranke geführt hat.

Die älteste derartige Anstalt wurde bereits im Jahre 1796 in Margate, am Ausfluß der Themse, begründet. Die Zahl der Betten in derselben beträgt zweihundertundfün[illegible] dert Kranke wurden [illegible] Jahre durchschnittlich [illegible] verpflegt. Die Anstalt [illegible] eines „National hospital [illegible] phulous poor of all Engla[illegible] der That, sie ist zu einem [illegible] einer Stadt, sondern des Lande[illegible] Nation geworden. Das möge i[illegible] heit denjenigen gesagt sein, welch[illegible] Meinung sind, daß eine ähnliche An[illegible] an den deutschen Seeküsten nur eine Be[illegible] deutung für die nördlichen Provinzen, nicht aber für den übrigen Theil Deutschlands habe! — Lange Zeit stand diese Anstalt einzig und allein in ihrer Art da. Aber in den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts begann es sich zu regen, und von jetzt an nahm die Zahl der Seehospize von Jahr zu Jahr zu.

Den ersten Anstoß zu dieser Bewegung gab der Professor Dr. Barellai in Florenz und das von ihm ins Leben gerufene Hospiz in Viareggio. Diesem ersten italienischen Hospiz folgten im Laufe der nächsten zwanzig Jahre gegen zwanzig ähnliche Anstalten, größere und kleinere; so in Livorno, Sestri, San Stefano, Rimini am Lido in Venedig. Das letztere, eins der trefflichst eingerichteten, zählt dreihundert Betten, und die sämmtlichen Kosten desselben sind bis auf 1000 Lire, welche das Ministerium spendete, von den Comitati, von Provinzialräthen, frommen Instituten, Banken, Vereinen und Communen aufgebracht. Auch die auf 40000 bis 60000 Lire sich belaufenden Jahreskosten werden aus solchen milden Beiträgen bestritten.* — Im Jahre 1861 begannen dann die ersten Anfänge des jetzt wohl umfangreichsten aller derartigen Hospize, des Hospizes in Berck sur mer an der Nordküste Frankreichs. Dasselbe enthält sechshundert Betten und ist mit einem Kostenaufwande von drei Millionen Francs hergestellt. Die Armenverwaltung in Paris bestritt die ersten Kosten. — Das Alter der in das Hospiz aufgenommenen Kinder schwankt von wenigen bis zu fünfzehn Jahren, und, was ausdrücklich hervorgehoben

* Vergleiche die treffliche Abhandlung von Professor Uffelmann über „Anstalten zur Pflege unbemittelter scrophulöser und schwächlicher Kinder“ im 12. Bande der deutschen Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege.

...inder verweilen
..., sondern meistens
... zwei bis drei Jahre.
... älteren Kinder wird
...lässigt. — Als nächstes
...emark mit der Errichtung
... in Refnaes (1875), ziem-
...tig Holland mit der Errich-
...st einer Baracke und bald da-
... „Sophia-Stiftung" mit hundert
... in Scheveningen (eröffnet 1880).
...ndlich werden gegenwärtig auch in
...lgien, und zwar in Ostende, infolge eines
...ermächtnisses von einer halben Million
Francs an die Stadt Brüssel die ersten Vorbereitungen zu einem großartigen Etablissement getroffen. Dasselbe soll wesentlich in Form einer sogenannten Feriencolonie eingerichtet werden, eine ländliche Schule an den Ufern des Meeres bilden, zugleich aber auch schwerer erkrankten Kindern Aufnahme gewähren.

Ueber die trefflichen Erfolge des Aufenthalts der Kinder an der See und zum Theil des Seebades (namentlich in Italien) herrscht nur eine Stimme, und wenn der Verfasser dieser Zeilen mit aller Wärme dafür eintritt, daß endlich auch Deutschland in die Reihe der mit Seehospizen ausgestatteten Länder eintreten möge, so darf er wohl daran erinnern, daß dies nicht nur ein Bestreben ist, dem schönen Beispiel anderer Nationen zu folgen, sondern daß ihn die eigenste Anschauung und Erfahrung in Margate schon im Jahre 1850 getrieben hat, in einer wissenschaftlichen Arbeit* die außerordentlichen Resultate, welche an diesen Anstalten gewonnen werden, darzulegen und hervorzuheben. Mag aus jener Arbeit besonders erwähnt werden, daß Margate in Bezug auf die allgemeinen Gesundheitsverhältnisse ähnliche, wenn auch nicht ganz so erfreuliche Verhältnisse darbietet wie Norderney; daß die kranken Kinder dort vielfach monate- und in zwei Privatanstalten selbst jahrelang verweilen, daß sie also dort auch überwintern; daß ferner auch bei den schwersten scrophulösen Knochen- und anderen Leiden kaum ein anderes Heilmittel angewandt wird als eben nur die Seeluft und im Sommer meistens auch das Seebad. — Wir erkennen aus den Erfahrungen in Berck sur mer sowie in Margate, wie nothwendig in vielen Fällen eben der verlängerte Aufenthalt am Meere zur Beseitigung schwerer Krankheitsformen erachtet wird, und auf diese Erfahrung muß mit allem Nachdruck auch für unsere Bestrebungen in Deutschland hingewiesen werden.

In Deutschland besitzen wir erst kleine Anfänge von Seehospizen an der Nordsee. Das erste derselben, die sogenannte Diakonissenanstalt auf Norderney, welches gegenwärtig vierundzwanzig Betten zählt, verdankt seine Entstehung im Jahre 1876 der rühmlichen Initiative des Grafen zu Inn- und Knyphausen auf Lütetsburg und des Pfarrers Rodenbaeck auf Norderney. Es wurden im Jahre 1877 20 Kinder, 1878: 34, 1879: 37, 1880: 47 Kinder in die Anstalt aufgenommen. Dieselbe ist zugleich bestimmt, erkrankten Diakonissinnen eine Heilstätte darzubieten, und besitzt ein Local für eine Kleinkinderschule für Norderney. — Ein zweites Seehospiz ist auf der Insel Föhr von Seiten der Diakonissenanstalt in Flensburg errichtet. Es wurde dasselbe erst im verflossenen Jahre eröffnet und besitzt nach Prof. Uffelmann's Mittheilung achtzehn Betten.

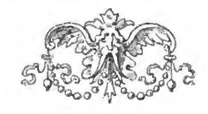
War es unter diesen Umständen ein unberechtigtes Unternehmen, wenn im verflossenen Jahre ein Comité von Männern aus den verschiedensten Berufsclassen zusammentrat, um die Errichtung von Seehospizen an den deutschen Nordseeküsten in größerem Umfange zu fördern? — Soll Deutschland allein in Betreff dieser segensreichen Anstalten hinter allen benachbarten Ländern zurückbleiben? — Aber der erste Aufruf des Comités hat so freudigen Widerhall gefunden, daß die Hoffnung auf eine baldige Realisirung seiner Zwecke vorhanden ist. — Auf einer diesjährigen Versammlung des Comités ist zunächst auf den Antrag von einundvierzig Aerzten der Ostseeprovinzen beschlossen, daß die Errichtung resp. Erweiterung von deutschen Seehospizen nicht nur an den Ufern der Nordsee, sondern auch an denen der Ostsee erstrebt werden soll. Als Stätten derselben sind in erster Linie Norderney,

* „Zur Physiologie und Pathologie des phosphorsauren und oxalsauren Kalkes, nebst Bemerkungen über den Gesundheitszustand der englischen Küstenstadt Margate und einige dort an scrophulösen Kranken gemachte Beobachtungen." Göttingen 1850.

Borkum, Sylt und Föhr an der Nordsee und Gr. Müritz und Kolberg an der Ostsee ins Auge gefaßt. Die erste größere Anstalt soll, sobald die Mittel dazu vorhanden sind, auf Norderney errichtet werden.

Mögen denn auch diese Blätter dieses Unternehmen in weiten Kreisen bekannt zu machen beitragen und mögen sie ihm Freunde zuführen! Tragen wir auch in Deutschland die erforderlichen Mittel zusammen, um ein schönes und großes Ziel zu erreichen! Erschließen wir endlich die reiche Heilquelle im Norden unseres Vaterlandes der deutschen Jugend, welche durch Schwäche und Krankheit in ihrer Entwickelung gehemmt ist, und lassen wir an die Stelle der Sorge um die Krankheit die Freude über die Genesung treten! — Helfet Alle, die ihr diese Zeilen leset, zur Erfüllung einer großen und nationalen Aufgabe!

Durchdrungen von der Gewißheit, daß die Resultate dieses Unternehmens nur erfreulichster Art sein werden, kann der Verfasser dieser Zeilen aber nicht schließen, ohne sofort noch einem weiteren Gedanken Ausdruck zu geben. — Es wurde oben besonders darauf aufmerksam gemacht, daß die schwerer erkrankten Kinder in Margate und Berck sur mer nicht nur Wochen, sondern Monate und Jahre verweilen. Gar manche bemittelte Familien auf dem Lande oder in kleineren Städten Deutschlands sind oft genöthigt, ihre Kinder Erziehungsinstituten und Schulen zu übergeben, welche fern von der Heimath liegen. Gar oft bieten diese Kinder Schwächezustände und Krankheitserscheinungen dar, welche die Eltern mit doppelter Sorge bei der Trennung erfüllen, und ebenso oft wird dann, um diese Kinder zu kräftigen, die kurzbemessene Zeit der Ferien benutzt, um die Meeresküste aufzusuchen. — Liegt es bei Ueberlegung all' dieser Verhältnisse nicht nahe, daran zu denken, ein Erziehungsinstitut auf der am leichtesten zugänglichen Insel Norderney selbst zu gründen und die betreffenden Kinder, ohne daß in ihrer Ausbildung etwas vernachlässigt würde, in dieser Weise für Jahre der heilsamen Meeresluft auszusetzen? Kein Gymnasium, kein Erziehungsinstitut würde trefflichere Resultate in Bezug auf die Gesundheit der Schüler und Schülerinnen aufzuweisen haben als ein solches auf der vom Meere umspülten Insel, und die Kosten eines Aufenthaltes in demselben würden nicht größer sein als diejenigen in einem Gymnasium oder einer Erziehungsanstalt des Festlandes. — Der Gedanke, einen Winter auf der Insel zuzubringen, liegt den Bewohnern des Continents noch so fern und ist ihnen so fremd, daß der angedeutete Plan voraussichtlich manchem Kopfschütteln begegnen wird. Aber es existiren Gymnasien in Emden, in Norden, in Jever, Städten, die weit weniger gute sanitäre Eigenschaften besitzen als die Insel Norderney selbst und nahe der Küste fast in gleicher geographischer Breite mit dieser liegen. Es existirt, dank den Bemühungen des Prof. Perthes, ein Erziehungsinstitut selbst auf den Höhen von Davos! Der Beweis von der Salubrität eines Winteraufenthalts auf Norderney für schwächliche und scrophulöse Kinder sowie für Brustleidende wird, wie ich glaube, nicht mehr lange auf sich warten lassen. Wird man sich nach allen voranstehenden Mittheilungen sträuben, den hingeworfenen Gedanken aufzunehmen und näher zu verfolgen? — Ein Saatkorn kann der Wind verwehen, aber auch ein fruchtbarer Boden nimmt es oft auf, es keimt und es trägt Früchte. — Ausgestreut ist das Korn. Ob der Wind es verweht? — Die Zukunft wird's lehren.





# Zur neuen Weltanschauung.

Von

**Ernst Kapp.**

abelhafte Phantasiegebilde ebensowohl wie gelehrte Hypothesen finden bisweilen unverhofft, wenn auch nicht die buchstäbliche, doch eine sachliche Bestätigung. So ist in Bezug auf die Entstehung der organischen Bildungen der Erde bekannt, daß die Möglichkeit der Uebertragung organischer Keime von anderen Weltkörpern durch Meteorsteine, unter Annahme von entsprechend günstigen kosmischen Bedingungen, nicht entschieden abgewiesen wurde. Ein näheres Eingehen auf diese Ansicht hat nicht stattgefunden. Daher hält denn auch J. v. Hanstein in seinem neuesten und letzten Werke über das „Protoplasma" die kühne Vorstellung, daß solche erste organische Keime von anderen Weltkörpern „mittelst Meteorfahrpost" auf unsere Erde expedirt seien, doch wohl für allzu unglücklich gewählt, um ernsthafter Discussion zu bedürfen. So sehr auch unsere Zeit erfüllt ist von Bewunderung über die Fortschritte in der Erweiterung der irdisch postalischen Vorgänge zur Weltpost, müßte ihr doch eine bisher so unerhörte kosmische Vervollkommnung ohne Frage ein Lächeln abnöthigen. Gleichwohl dürfte auch hier im harmlosen Scherzwort ein tieferer Sinn verborgen sein. Es kommt nur darauf an, aus der Lautform der Bezeichnung den Kern in ähnlicher Weise herauszuschälen, wie sich vor unseren Augen das Wesen der beliebten Kindermärchen-Stiefel im Schienenverkehr entpuppt hat. Allerdings sieht der Kern anders aus wie die Schale. Aber Schale und Kern haben nun einmal zusammengehört und einander bedingt.

Alle die großartigen Erfindungen und Entdeckungen, von welchen die letzten Decennien überrascht worden sind, laufen schließlich mehr oder minder darauf hinaus, daß die Menschheit sich auf dem Planeten, den sie bewirthschaftet, nach außen und innen räumlich orientiren und die Naturkräfte zu ihren Zwecken verwenden lernt, um mit dem gleichzeitigen

Aufschritt zur Kenntniß der Welt außer ihr das Wissen von ihrer eigenen inneren Welt sich in Selbstkenntniß umsetzen zu lassen.

Die Schrecken der Eismeere und der Tropen reizen den Wissensdrang mehr als sie ihn dämpfen; die kühne Hantirung mit dem elektrischen Funken vervollkommnet sich zur spielenden Virtuosität für Auge und Ohr; sogenannte gemeine Werkzeuge, Spitzhacke und Schaufel, erwecken mythische Culturen aus mehrtausendjähriger Verschüttung; die mikroskopische Zerkleinerungskraft rastet und ruht nicht, um den biologischen Anfängen auf den Grund zu schauen — lauter Leistungen menschlicher Willens- und Geisteskraft, die, nach dem ersten Anschein, durch eine neue Entdeckung um so weniger überboten werden können, je mehr, entsprechend dem anfänglich betäubenden Eindruck ihres Hervortretens, Zweifel und Unglaube die allgemeine Anerkennung zu erschweren pflegen. Dem „Schauen und Schaffen" des deutschen Genius pflegt, je ferner er den Fachkreisen steht, die Feuerprobe der Anerkennung am wenigsten erspart zu sein; doch wird auch die neueste Entdeckung siegreich aus ihr hervorgehen. Besteht sie ja in nichts Geringerem als in der durch infallible photographische Erhärtung bewiesenen Thatsache, daß Meteorsteine und Meteoreisen durchaus nur organischen Ursprungs sind, ja daß der erste Anfang unseres und daher aller Planeten eine organische Bildung war.

Auf Grund der Bestätigung, daß Meteorsteine Pflanzen oder daß wenigstens Pflanzen im Meteorstein sind, klingen Vermuthungen, es könnte das erste Leben unserer Erde auch von einem anderen Planeten übertragen worden sein, weniger seltsam als Aehnliches, was vordem hierüber geäußert worden ist. Doch kann in dieser Beziehung nur Thatsächliches in Betracht kommen. So ereignen sich zwar Meteorsteinfälle nach Chladni's Berechnung im Durchschnitt für die ganze Erde täglich zweimal, aber Ladungen von mikroskopischen organischen Keimen bringen sie nicht mit. Was sie aber mitbringen, das sind glaubwürdige, überzeugende Nachrichten in stein- und eisenfester Bilderschrift über eine urorganische, in ihrem Bestand der Erdwelt gleiche Schöpfung. Der Eine, welcher diese Schrift enträthselt hat, ist bemüht gewesen, sie nach schwerer Arbeit auch für Andere lesbar zu machen. In dem Sinne also, in welchem jede Post die Ueberbringerin von Nachrichten und Botschaften ist, mag man auch bildweise von einer Meteorpost reden. Die Botschaft, welche sie verkündet, wird als Ferment für die Grundlegung einer veränderten Weltanschauung allmälig nach ihrer ungeheuren Tragweite gewürdigt werden.

Wir treten nunmehr der Entdeckung selbst näher. Dr. O. Hahn in Reutlingen hat mit seinem Werke über die „Meteorite (Chondrite) und ihre Organismen"* den Zeitgenossen am Schluß des verwichenen Jahres eine wissenschaftliche Gabe gespendet, deren Inhalt von einer der größten Entdeckungen aller Zeiten Kunde giebt. Welch einen glänzenden Zuwachs die Reihe seiner berühmten schwäbischen Landsleute Kepler, Schiller, Schelling, Hegel, Uhland, Strauß, Rob. Mayer an ihm erhalten hat, wird am geeignetsten durch eine kurze Berührung des ganz eigenthümlichen Herganges der Entdeckung belegt werden.

Es war um die Mitte der sechziger Jahre, als von Montreal in Canada die Kunde von einem Fund nach Europa drang, die unter Geologen und Paläontologen das größte Aufsehen erregte. Es sollten nämlich in einem der in Serpentinkalk des Laurentiangneißes eingebetteten Knollen

* Die Meteorite sind entweder Eisen- oder Steinmeteorite und heißen, wenn beide Formen mehr oder minder gemengt erscheinen, Pallasite. Diese sind je nach dem Vorwiegen des Eisens sehr verschieden. „Eine dritte Classe, die am häufigsten fallenden Meteorsteine, besteht aus einem Gemenge von Körnchen und Meteoreisen, Magnetkies, Chromeisen, Titanit, Olivin, Augit, Bronzit, Anorthit, Quarz u. s. w., in welcher Masse sich aufs zahlreichste eingelagert finden kleinere oder größere helle kugelige oder birnförmige Kügelchen, χόνδροι, scheinbare Krystalldrusen von Kieselverbindungen, Bronzit oder Enstatit genannt. Diese mineralogisch schwierig zu charakterisirenden, in chemischer Beziehung sehr variablen Steine werden Chondrite genannt. Zuweilen sind diese Chondrite ganz schwarz, und in ihnen wurden amorphe Kohle und bituminöse Stoffe als wahrscheinliche Zersetzungsproducte organischer Verbindungen wahrgenommen, über deren Natur keine Vermuthung gewonnen werden konnte." Recension des obigen Werkes von Professor Dr. Hermann Karsten in der „Natur" Nr. 14 und 15, 1881.

versteinerte Reste eines Thieres erkannt worden sein. Da dessen Beschaffenheit auf die Frühzeit der ersten organischen Schöpfung zurückwies (Eos, die Morgenröthe), erhielt es den Namen Eozoon, unter welchem es 1866 „auf das erste, noch ganz weiß gelassene Blatt der Naturgeschichte eingetragen“ und alsbald unter lebhaftester Discussion Mittelpunkt einer eigenen Literatur wurde. An dem Streit der Gelehrten betheiligte sich O. Hahn, und zwar, trotz anderweitiger Berufsthätigkeit als Rechtsanwalt, in so hervorragender Weise, daß ihm für diese seine erste Arbeit über das Eozoon, worin er die Ueberzeugung vertheidigte, „daß es ein Thier nicht sei“, seitens der naturwissenschaftlichen Facultät der Tübinger Universität die Doctorwürde honoris causa ertheilt wurde. Die auf eine Einladung der Regierung von Canada dahin unternommene Reise gab ihm Gelegenheit, die Schichtenlagerung an Ort und Stelle zu besichtigen und sich in den Besitz einer großen Anzahl von Probestücken des Eozoongesteines zu setzen. Nach seiner Rückkehr ergab die mikroskopische Untersuchung der davon angefertigten Dünnschliffe, „daß der Kalk des Laurentiangneißes von Canada, der ältesten Sedimentsschicht unserer Erde, eine Pflanzenschöpfung enthalte, angehörend der Familie der Algen.“ Das Eozoon war also nicht Thier, sondern Pflanze und hieß nunmehr Eophyllum.

Hiermit war die Bahn zu all' den weiteren staunenswerthen Entdeckungen O. Hahn's eröffnet, über deren ersten Cyklus seine 1879 erschienene Schrift: „Die Urzelle“, Auskunft giebt. Dieselbe führt, wie der Titel weiter besagt, den „Beweis, daß Granit, Gneiß, Serpentin, Talk, gewisse Sandsteine, auch Basalt, endlich Meteorstein und Meteoreisen aus Pflanzen bestehen“ — mithin eine Neubegründung der Entwickelungslehre durch Thatsachen!

Ein seltsam fesselndes Buch! Bei geringer Seitenzahl doch bändeschwer. Keine ermüdende Einführung in der Gala gelehrter Polemik, nur kurze Notizen, mit wem und womit der Leser zu thun bekommt. Dann sofort der verwegene Kopfsprung in die dunkle Fluth urweltlicher Forschung. Kleinod auf Kleinod taucht empor. Kaum daß die Ungeduld der Siegesgewißheit der Feder und dem Stift eine Pause gönnt, die Ausbeute dingfest zu machen. Härtestem Gestein, durch Schliff gezähmt, entreißt das Mikroskop Bilder der urorganischen Lebendigkeit zu lapidarstilartiger Uebertragung in Wort und Bild. Der harte Stein, er mußte die Wahrheit sagen in entsprechender Form. Das Fragmentarische in der Vorführung des Verlaufes, je nach der Wechselfolge von ahnendem Suchen und untrüglich Schlag auf Schlag zutreffenden Erfolgen reißt mit sich fort. Es spottet der ungestüme Drang des einigenden Gedankens aller weicheren zögernden Ausglättung der granitfesten Satzgebilde des Autors, hier des Urhebers auch in einem anderen als dem gewöhnlichen Sinne des Wortes. Kurz, hier ist der Einblick offen in eine Werkstätte der Hirn- und Handarbeit von so reicher Ergiebigkeit und nie erlebter Neuheit der Producte, wie sie dem Psychologen nur selten geboten wird.

Dem Texte folgen als exacte Beweisführung nahe an dreihundert Abbildungen auf dreißig Tafeln, alle vom Verfasser selbst entworfen, theilweise ausgeführt und auf Stein gezeichnet. „Was,“ sagt er, „dem stolzen Fernrohr nicht, das war dem bescheidenen stillen Mikroskop vergönnt.“

Die unausbleibliche Ermüdung nach so ungewöhnlicher, jahrelanger Anstrengung, wie sie ein auf diesem umständlichen Wege hergestelltes Werk erfordert, giebt sich in dem Wunsch zu erkennen, daß nunmehr seine Genossen in der Wissenschaft auf dem von ihm erschlossenen Wege besonnen vorgehen möchten. „Ich muß die Arbeit in andere Hände legen, das weiß ich,“ sagt er in dem klaren Bewußtsein, daß durch seine Entdeckungen die bisherige Wissenschaft der Geologie mit einem Schlag zum dritten Theil antiquirt, ja daß nun erst ein Grund darin gelegt sei. „So kann er denn seine Arbeit ruhig in die Welt senden. Ihr Erfolg, die Anerkennung der Thatsachen und ihrer Deutung macht ihm keine Sorge.“

Wenn gleichwohl die Anerkennung weniger schnell erfolgt ist, so wird dies insofern erklärlich, als erfahrungsmäßig der Beifall um so zäher zurückhält, je unvermutheter ein großes Ereigniß die Zirkel bedroht, innerhalb deren sich die Wissenschaft heimisch eingerichtet weiß. Denn

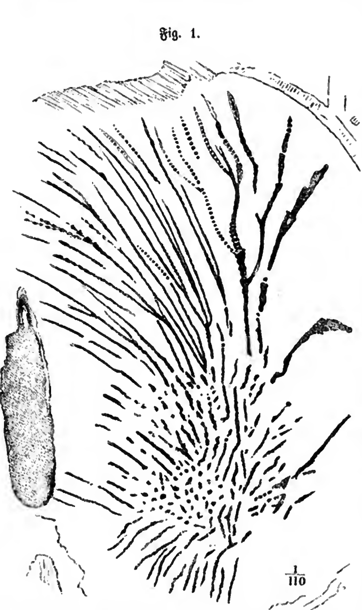
wo plötzlich die Last solch eines wissenschaftlichen Meteoritenfalles einbricht, da pflegt es stets eine Weile zu dauern, ehe die also Betroffenen aus dem Zustande der ersten Betäubung sich zu neidloser Anerkennung aufraffen, bis und gerade weil sie gewahr werden, daß sie selbst ja der Neugeburt die Wege mit bereitet hatten und daß sie sich zu ihr als Fleisch von ihrem Fleisch und als Blut von ihrem Blut bekennen müssen.

Das bloße Schweigen der Fachgenossen war aus dem angeführten Grunde ruhig abzuwarten, und „die völlige Theilnahmlosigkeit aller Gelehrten, welche die Sache am meisten berührt", ist sicherlich zum großen Theil eben darauf zurückzuführen. Dem „bald leiser, bald schärfer ausgesprochenen Spott der Fachmänner" aber mußte begegnet werden. Wie der gefeierte Aufdecker des homerischen Troja durch immer neue Funde die Spötter verstummen machte, so hat auch Dr. Hahn in seinem neuen Werke ein Monument errichtet, dessen durchschlagende Beweiskraft geeignet ist, diejenigen zu bescheiden, welche sich vermessen haben, den dargelegten Thatsachen „Phantasiegebilde" unterschieben zu wollen. Wo daher nicht Worte, sondern reine Thatsachen der wesentliche Inhalt dessen ist, was Einer kund giebt, da werden eben „Dinge gesprochen", das heißt es ist die Rede von Thatsachen, denen als solchen in den sie durchscheinenden Gedanken eine Schutzwehr der Wahrheit anhaftet, die für jede ungerechte Zumuthung unnahbar ist.

Obschon Dr. Hahn äußert: „unsere Wissenschaft ist ungläubig", so kann doch angesichts von Beurtheilungen, wie sie unter anderen die Augsburger „Allgemeine Zeitung" gebracht hat, der Vorwurf im allgemeinen nicht gelten, da die offene Anerkennung am Schlusse des Artikels, daß Hahn's „Urzelle in ein neues Zeitalter der Naturwissenschaft führe", nach dem Vorausgehenden durch ein gründliches Verständniß des Ganzen gerechtfertigt wird. Ueberhaupt lassen sich Experimente nur durch Gegenexperimente, also auch Thatsachenbeweise durch das Mikroskop nur durch eben solche Gegenbeweise entkräften. Bis jetzt liegen derartige Gegenbeweise *nicht* vor. Auch die gegenwärtige Besprechung ist weit davon entfernt, ein empirisch begründetes Urtheil abgeben zu können. Wohl aber bleibt ihr der Versuch unbenommen, indem sie eine kurz vor Veröffentlichung der „Urzelle" erschienene Schrift in Betracht zieht, die Philosophie für jene mit eintreten zu lassen.

Unter dem vielversprechenden Titel nämlich: „Die psychische Bedeutung des

Fig. 1.




Eophyllum. Der erste Fund aus dem Laurentiankalk von Canada. Je ein Stengel bildet eine Pflanze. („Urzelle" Taf. IV.)

Lebens im Universum" erhebt sich die genannte Schrift von untrüglicher Grundlage aus im Aufschwung maßvoller Speculation zur Spende von „Resultaten einer philosophischen Naturforschung über den kosmischen Ursprung des Lebens, über die Entstehung des Menschen und der Arten im Thier- und Pflanzenreiche". Der Verfasser, W. H. Preuß, Navigationslehrer in Elsfleth, hat, abgesehen von seinen literarischen Arbeiten für Navigations- und Marineschulen, bereits früher auch „über die materielle Bedeutung des Lebens im Universum" eine wissenschaftliche Abhandlung herausgegeben. Die Schrift über die psychische Bedeutung des Lebens im Universum, so kurz und bündig wie die „Urzelle" von Hahn, ist kaum minder inhaltsschwer Ihre wahre Bedeutung aber erhält sie erst dadurch, daß sie auf dem ihr durch Hahn's Entdeckung vermittelten festen Boden des Auftretens unwiderlegbar im Princip wird.

Die philosophische Ansicht des Norddeutschen erhält Seite für Seite ihre Sicherstellung durch den süddeutschen Empiriker, und die von diesem ans Licht gezogenen Thatsachen werden von jenem der verkleinernden Skepsis entrückt. Beide verfolgen wie auf Verabredung dasselbe Ziel, ohne daß, wie das gegenseitige gänzliche Stillschweigen schließen läßt, der Eine irgend eine Kenntniß von den Schriften des Anderen besessen hätte.

Das eigenthümliche Zusammentreffen dieser Arbeiten, welche der fast gleichzeitigen Erscheinung und dem Inhalte nach so auffallend übereinstimmen, muß dem Glauben an die Wahrheit der gegebenen Aufschlüsse glücklich zu Statten kommen. Denn nach Preuß' eigenen Worten bildet die Zuthat von Gedankenstoff, welche Erfahrungssätze enthalten, das speculative Gewand der allgemeinen Urtheile und liefert damit, bar aller hochfliegenden Pläne und apriorischen Luftschlösser der Philosophen, recht eigentlich der Forschung den Schlüssel zur Welterkenntniß.

Hahn und Preuß stehen jeder so selbständig auf festem Boden, daß, im Grunde genommen, keiner nöthig hat, sich am Anderen zu ergänzen. Die gegenseitige Deckung ihrer Lehren, vollständig wie sie ist in allen Hauptpunkten, hat sich ohne jede subjective Nachhülfe rein von selbst ergeben. Gleichwohl werden sie sich, in die Seele ihrer Gegner hinein, einverständlich die Hand reichen, in der Ueberzeugung, es werde auf manche von diesen das durch freie Gegenseitigkeit verstärkte Gewicht der Autorität von Thatsachen nicht ohne bekehrende Rückwirkung bleiben.

Wenn die „Urzelle" füglich als das erste Stadium der Hahn'schen Entdeckung gelten kann und die „Meteorite" als das zweite, so muß, bevor auf letzteres näher eingegangen wird, noch kurz erwähnt werden, daß die „Urzelle" auf ihrem Wege zu den Anfängen des organischen Lebens vor dem Erdinneren vorläufig Halt gemacht hatte. Preuß war inzwischen ohne Bedenken über die Hypothese eines vermeintlich vororganisch leblosen Erdkernes hinweggeschritten. Denn indem er diesen für nichts Anderes als für einen Umsatz organischer Massenschöpfungen erklärte, war er bei dem Erstwerden des Planeten selbst angelangt. Diese scheinbare Differenz gleicht sich jedoch vor dem Gesammtüberblick der Hahn'schen Entdeckung, wie er nunmehr nach dem Erscheinen des neuesten Werkes vorliegt, vollkommen aus in dem apodiktischen Endergebniß: „Der erste Anfang des Planeten war die Zelle" (Hahn), und: „Der Erdball ist nur der Träger der Organismen, und diese haben sich den Träger erst erschaffen. Alle Materie war organisch." (Preuß.)

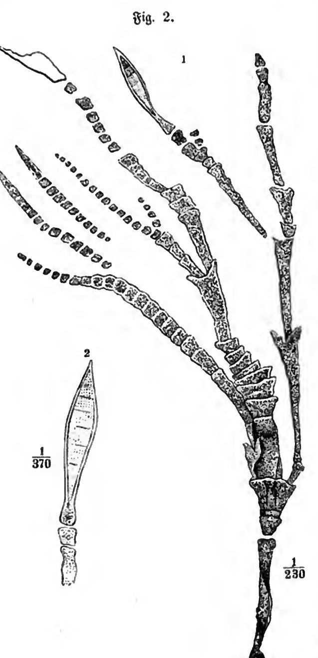
Hahn hatte jedoch über die Grenze, vor welcher er in der „Urzelle" stehen geblieben war, daß nämlich der Erdkern und damit auch die Erkenntniß der wirklichen Entstehungsgeschichte unserer Erde stets verborgen bleiben werde, schon einen ahnenden Blick hinausgethan, der ihn an der Möglichkeit weiteren Vordringens nicht zweifeln ließ. „Der Meteorstein hatte ihm die ferne Durchfahrt gezeigt," indem ihm dieser sowohl wie auch das Meteoreisen „Pflanzen und nichts als Pflanzen" zu erkennen gab. Bei dieser Aussicht und im Unmuth über die wenig sachlichen Angriffe der Gegner raffte er sich zu ferneren, bei einem anstrengenden Beruf fast über Menschenkraft gehenden Arbeiten auf. Der Löwe schüttelte die Mähnen, und mit welchem Erfolge an neuen, den Kampfplatz frei machenden Aufschlüssen! „Es ist die Thierwelt," so

lautet die Botschaft, „in einem Gestein, welches auf unsere Erde herabfiel und uns Kunde brachte von kleinsten Wesen aus fernsten Räumen — eine Thierwelt, welche zu erblicken ein sterbliches Auge kaum hoffen durfte; eine Welt von Wesen, welche uns zeigt, daß dieselbe Schöpferkraft, welche unsere Erde aus einem Dunstnebel hat werden lassen, überall und gleichmäßig im Weltraum gewirkt und geschafft hat."

Doch vergewissern wir uns nun zunächst, wie er hat zu Werke gehen müssen, bevor er den kühnen Ausspruch thun konnte: „Wir sehen vor uns ein Stück Planeten, wie er im Werden war."

Daß er die Abbildungen zur „Urzelle" alle selbst entworfen, theilweise ausgeführt und auf Stein gezeichnet hatte, sowie daß darauf hin der Einspruch erhoben wurde, bei diesem Verfahren hätte die Phantasie zu freien Spielraum gehabt und es möchten deshalb Unzuverlässigkeiten mit untergelaufen sein, ist oben erwähnt worden. Deshalb nahm er sich vor, trotz des vollen Bewußtseins, daß er es bei der Herstellung der Tafeln an gewissenhaftester Sorgfalt nicht hatte fehlen lassen, auch dem allerleisesten Schein eines begründeten Vorwurfs zu begegnen. Der große Aufwand an Kosten, an Zeit und Arbeitskraft wurde nicht gescheut. Denn die Herstellung von Dünnschliffen der Steinplatten war wegen darin enthaltenen Eisens mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden; auch mußte der Forscher mit Rücksicht auf den hohen Preis des Materials diese Aufgabe, unter der unermüdlichen Beihülfe seiner Schwägerin, Fräulein Pauline Schloz, selbst auf sich nehmen. Und damit ihm nicht wieder von „Phantasiegebilden" gesprochen werden möchte, entschloß er sich zur photographischen Darstellung, wenn auch das photographische Bild theils weniger enthält als der Gegenstand, theils den richtigen Eindruck von Hell und Dunkel infolge der Farbenwirkung vermissen läßt.

Fig. 2.




1 Die 200malige Vergrößerung der dritten Pflanze rechter Hand auf Fig. 1. 2 Sporenzelle. („Urzelle" Taf. V.)

In Bezug auf diesen Umstand bemerkt Professor Karsten: „Leider hat sich unser Autor durch einen kritiklosen Kritiker verleiten lassen, seine in der ‚Urzelle' befolgte Methode des Selbstzeichnens aufzugeben und statt eigener Zeichnungen nur Photographien zur Erläuterung und Beglaubigung vorzulegen. Beides würde neben einander mehr befriedigt haben." So richtig diese Bemerkung an sich ist, so wenig durchschlagend erscheint sie hinterdrein, nachdem erst durch die photographisch erhärteten Thatsachen jede weitere unkritische Kritik mundtodt gemacht worden ist. Diese würde schwerlich sobald nachgelassen haben, die beliebten „Phantasiegebilde" unterzuschieben, um nur der Beanstandung stets neue Nahrung bieten

zu können. Jetzt aber fragt es sich einfach, worauf mehr Werth zu legen ist, ob dem die Wahrheit benagenden Zweifel sofort ein- für allemal ein Ende gemacht oder ob die erwünschte noch größere Deutlichkeit erreicht wird? Würde letztere nicht dennoch, wenn sie ohne den photographischen Beistand unerledigten Zweifeln ferner noch ausgesetzt geblieben wäre, nutzlos gewesen sein? Allerdings wären eigene Zeichnungen des Autors zugleich mit den Photographien das Beste gewesen. Aber es ist denn doch Uebermenschliches einer menschlichen Arbeitskraft nicht zuzumuthen!

Was schließlich die Vergrößerung und die photographische Darstellung, wozu ein mikrophotographischer Apparat von Seibert & Krafft in Wetzlar benutzt wurde, betrifft, so geschah dieselbe unter Hahn's Leitung im photographischen Atelier der Herren Otto Lauer & Carl Boßler in Reutlingen, unter Beihülfe des Herrn Dr. Schreiner, Assistenten am chemischen Laboratorium in Tübingen. Die Steine, von denen die Dünnschliffe genommen wurden, waren durchaus beglaubigte.

Somit war auf Alles sorgsam Bedacht genommen, was dem Gedeihen der Arbeit förderlich sein konnte. Daher ist denn auch ein Prachtwerk zu Stande gekommen, welches, deutscher Kunst und Wissenschaft zur höchsten Ehre gereichend, nach jeder Seite unbedingte Zuverlässigkeit gewährleistet. Was es zur Anschauung bringt, besitzt in der Art und Weise seiner Entstehung und Ausführung documentare Beweiskraft. So wird es denn kaum für überflüssig oder gar für einen Fehlgriff zu erachten sein, wenn hier nachdrücklich das Geschichtliche, der Hergang der Entdeckung ins Auge gefaßt wurde, in Uebereinstimmung mit der stichhaltigen Behauptung, daß mit der Darstellung des thatsächlichen Verlaufes einer Begebenheit auch das unparteiische Urtheil über dieselbe gegeben ist.

* * *

Es scheint hier nicht unpassend, einem Ueberblick über den literarischen Bestandtheil der „Meteorite“ einige Mittheilungen vorauszuschicken, die uns gelegentlich unter anderen ähnlichen zugegangen sind. Mögen dieselben zum Beweise dienen, daß die wissenschaftliche Kritik begonnen hat, von ihren Gerechtsamen einen der neuen Entdeckung zustimmenden Gebrauch zu machen.

Charles Darwin erklärt brieflich an Dr. Hahn: „... it seems to be very difficult to doubt that your photographs exhibit organic structure“, und erkennt die Entdeckung an als „one of the most important“. Als ihm Dr. Hahn persönlich die Originale vorzeigte, fuhr Darwin von seinem Sitze auf mit dem Ausruf: „Almighty God! What wonderful discovery! Wonderful!“ Und nach einer Weile: „Now reaches the life down!“

Daß von den ersten Autoritäten Englands, Prof. Dr. Duncan und Robert Etheridge, eine von Dawson und Carpenter als Canal einer Foraminifere angesprochene Form aus dem Gneißkalk von Canada als „Süßwasseralge“ anerkannt wurde, wird nächstens von betheiligter Seite näher erörtert werden.

Herr Dr. Weinland in Eßlingen hat es unternommen, die besten der in den „Meteoriten“ photographirten Formen in den Schriften der Leopoldina herauszugeben. Der Anfang ist schon damit gemacht. Er und Herr Prof. Dr. G. Jäger, Beide Zoologen ersten Ranges, stimmen darin überein, daß Dr. Hahn auch nicht in einer Form sich getäuscht habe.

Herr Professor Dr. Hermann Karsten in Schaffhausen erkennt die große Bedeutung der Hahn'schen Entdeckung in der oben erwähnten Recension mit der Bemerkung an: „Ueber diese Chondrite mit ihren mannigfachen undefinirbaren Einschlüssen sind nun nicht nur Vermuthungen, sondern Ergebnisse mühevollster Forschung enthalten in einem epochemachenden Werke, welches kürzlich die Laupp'sche Presse in Tübingen verließ und die Ansicht über die Natur der Meteorsteine in ein neues, ganz unerwartetes Licht stellt.“

Der „Schwäbische Mercur“ (Nr. 88, 1881) bringt folgendes Schreiben von Herrn Dr. Weinland an Herrn Professor Dr. v. Quenstedt. „... Den Beweis, daß in den Meteoriten organische Formen, die mineralogisch sich nicht deuten lassen, vorhanden sind, hat nach meiner Ueberzeugung schon Dr. Hahn in seinem vor Neujahr erschienenen Werke: ‚Die Meteorite und ihre Organismen‘, vom mineralogischen Standpunkt aus vollständig geliefert und durch seine photographischen

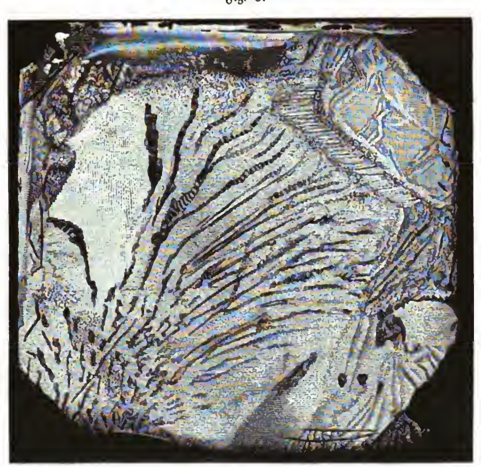
Abbildungen erhärtet. Diese epochemachende Entdeckung ist also sein Verdienst allein. Als meine Aufgabe sehe ich es nunmehr an, die organische Structur seiner Gebilde speciell mikroskopisch nachzuweisen, die zum Theil sehr merkwürdigen Formen, die auf einem anderen Weltkörper gelebt, mit unseren bekannten irdischen Thiergestalten zu vergleichen und so diese interessante neue außerirdische Thierwelt, soweit es mit dem Material, das mir freundlichst zur Verfügung gestellt ist, möglich, zoologisch zu begründen. Lassen Sie mich hinzufügen, daß es mir gelungen ist, von einer Anzahl dieser Wesen das Ganze ihrer inneren und äußeren Structur aufs klarste und so überzeugend darzustellen, daß Zweifel für den Zoologen gar nicht mehr denkbar sind.

Eßlingen, 12. April 1881.

Dr. D. F. Weinland."

Am Tage darauf war Professor v. Quenstedt von Tübingen aus zum Besuch bei Dr. Weinland und bestätigte diesem die organische Natur der von Dr. Hahn gefundenen Formen. Damit ist allerdings eine große Autorität gewonnen.

Fig. 3.



Dieselbe Pflanze wie Fig. 1. Hier zum Vergleich der Uebereinstimmung von Handzeichnung und Photographie. („Met." Taf. XXXII, 2.)

Welche Wege französische Gelehrte bisweilen einschlagen, um deutschen den Rang abzulaufen, erhellt aus dem Verfahren des Pariser Akademikers Daubrée, welcher in seiner „Experimentalgeologie" den Versuch machte, Meteoriten künstlich darzustellen, das heißt Klumpen von Olivin und Enstatit, in welchem sich das eine oder andere Mineral vielleicht auch ein Bischen kugelig beim Abkühlen aushub. Dieser Herr Daubrée hatte den Meteorstein von Knyahinya in seinem Werke auch abgebildet, so schlecht als es nur möglich war, wie er denn in seinem Werke nur Schmelzversuche, aber keine mineralogischen Untersuchungen bietet. Die „Meteorite" haben eine kurze Notiz, welche besagt, daß der Verfasser erst nach Abschluß seiner Arbeit das Daubrée'sche Werk in der Uebersetzung zur Hand bekommen hat. Hahn thut daselbst Daubrée's eine immerhin glimpfliche Erwähnung, fügt aber doch noch hinzu: „Er hat gepreßt, geschmolzen, aufgelöst,

berechnet, nur nicht — gesehen." Später schickte er ihm die „Meteorite" zur Vorlage an die Akademie, wohl wissend, was kommen werde. Es kam denn auch. Der große Gelehrte posaunte in die Welt hinaus, er habe dieselben Formen durch Schmelzung bekommen. Auf das Ersuchen, einige solche Mirakel zu senden, blieb Alles still, und sie kamen nicht. Inzwischen versicherte Professor v. Quenstedt, der diese Kunstproducte einmal in Heidelberg zu Gesicht bekam, davon sei keine Rede, daß die Daubrée'schen Fabrikate mit Hahn's Meteoritenbildern identisch seien. Der gute Mann hatte übrigens auch ganz vergessen, daß die Structuren der Meteoriten 0,001 mm Durchmesser haben, was kein bloßes Mineral zu Wege bringt.

Ueber diese äußerst merkwürdige Thatsache der außerordentlichen Kleinheit der nichtirdischen Korallengebilde bringt das „Ausland" Nr. 16, 1881 einen Artikel: „Korallen in Meteorsteinen" von Dr. Weinland. Derselbe sagt: „Es ist eine wahre Liliputwelt gegenüber der irdischen. Das von uns soeben genannte Korallenstöckchen, das wir bald an einem anderen Orte zu Ehren seines Entdeckers unter dem Namen Hahnia meteoritica beschreiben und abbilden werden, ist ein eben noch für ein gutes Auge sichtbares weißes Tüpfelchen in dem Meteorschliff. Sein größter Durchmesser mißt nur 0,90 mm; die einzelnen Kelche durchschnittlich etwa 0,05 mm. Doch werden wir uns auf noch ganz andere Dinge bei diesen außerirdischen Thierorganismen gefaßt machen müssen."

* *
*

Hahn hat sich, um hier kurz die Inhaltsfolge seiner Schrift zu berühren, vorzugsweise mit den Chondriten beschäftigt, und wo er von Meteoriten redet, meint er diese am zahlreichsten vertretene Classe von Steinmeteoriten. Die Chondrite, ein Olivin, Feldspat-(Enstatit-) Gestein, sind nicht ein Lager, nicht ein Conglomerat, sondern ein Filz von Thieren, ein Gewebe, dessen Maschen alle lebendige Wesen waren, und zwar Thiere der niedrigsten Art, Anfänge einer Schöpfung, dieselben, welche in unseren Silurschichten vorherrschen — Schwämme, Korallen und Crinoiden. Die Abbildungen, von nur ganz unzweifelhaft organischen Wesen, gestatten ungehinderte Rückschlüsse auf die Bildung der Erde. In Betreff von nicht ganz vermeidlichen Irrthümern in der Classification der Thierformen und bezüglich der Unterlassung von Unterabtheilungen wird an künftige Untersuchungen eines reichhaltigeren Materials appellirt.

Der erste Abschnitt bespricht die bisherigen Ansichten über die Meteorite. Gegen wen der Stachel des vielsagenden Mottos „Δός μοι κέντρον" gerichtet ist, dürfte unschwer zu errathen sein. Einen geschichtlichen Ueberblick über die auf die Meteoriten bezüglichen Forschungen knüpft der Verfasser an die Schrift über die Urzelle an. Was ihm nämlich nach Abschluß derselben der nachträglich zögernde Versuch mit zwei Schliffen von Meteorsteinen habe als in Füllmasse eingelagerte Pflanze, als Conglomerat, erscheinen lassen, das müsse er nunmehr auf Grund seiner Untersuchung von 360 aus 20 Chondriten hergestellten Schliffen für eine ganz aus organischen Wesen gleich unseren Korallenfelsen gebildete Masse erklären. Also keine Pflanze, wie er früher annahm, aber Pflanzenthiere! „Und der ganze Stein ein Leben; ich denke, die Wissenschaft darf mir den ersten Irrthum gern verzeihen."

Seine damalige Behauptung, daß das Meteoreisen nichts als ein Pflanzenfilz sei, hält er fest, fügt hinzu, daß er auch im Eisen Thierformen gefunden, und folgert aus seiner Feststellung der mineralogischen Eigenschaften der Chondrite den Wegfall aller Hypothesen über die metamorphischen und plutonischen Gesteine. Auch die Theorie von dem feuerflüssigen Inneren der Erde wird verabschiedet und das Dasein brennbarer Gase, insbesondere das der Schwefelgase, als Ursache der vulcanischen Erscheinungen auf organische, im Erdinneren vorhandene Stoffe zurückgeführt.

Die ausführlichere Begründung dieser Schlußfolgerungen für die Erdbildung und für die Thatsachen, welche die Astronomie daraus ableiten kann, wird speciell die Fachwissenschaft beschäftigen, in deren Bereich es liegt, eine verständnißvolle Theilnahme nicht bloß in den ihr nahestehenden Kreisen zu erwecken.

Am Schlusse dieses Abschnittes nimmt Hahn dann noch Veranlassung, indem er

vor allen früheren Arbeiten über die Meteoriten die Untersuchungen des Münchener Oberbergdirectors Gümbel bevorzugt, dessen Ausspruch anzuführen: „Vielleicht gelingt es dennoch, die Anwesenheit organischer Wesen auf außerirdischen Körpern nachzuweisen.“ Eine Vermuthung, die damals noch als ein schüchternes „Vielleicht“ sich vernehmen ließ, ist gegenwärtig in Hahn's Ausspruch: „Ich hoffe, dies sei gelungen“ zur Gewißheit erhoben.

Mit der Feststellung der Erfordernisse für die Beweisführung, daß ein pflanzlicher oder thierischer Organismus vorliege, wird diese selbst im folgenden Abschnitt mit fortlaufender Bezugnahme auf die in den Tafeln enthaltenen Formen zur Anschauung gebracht. Es wird gezeigt, daß diese Formen nicht todt eingebettet sind, sondern daß „die eine aus der anderen gewachsen“ und in Wahrheit „lebend vom Leben begraben“ ist, daß im Chondritgestein kein Raum ohne Leben, kurz, „daß Alles Leben“ ist und daß durch diese Thatsache erst das volle Licht auf die Entstehung des Planeten geworfen und damit der nichtorganische Anfang der Erde und der Weltkörper überhaupt

Fig. 4.




Urania Guilelmi. So genannt zu Ehren unseres Kaisers. Vom Meteorstein von Knyahinya in Ungarn; steht zwischen Alge und Farn.

1 Kreisrundes gewölbtes Blatt. 2 Samenzellenansatz. 3 Zwölf Samenzellen. 4 Junge Zellen. 5 Vergrößerungen der Zellen. Schlifffläche 70 □ mm. Urania in acht sehr schönen Exemplaren darin. („Urzelle“ Taf. XVII.)

widerlegt wird. Betrachtungen, welche sich über „Stein im Stein“, über „Fortpflanzung“ und über „Entwickelung“ anreihen, wollen nicht als abschließend, sondern nur als Fingerzeige für künftige Forschungen gelten. Ein eigener Abschnitt, „Das Meteoreisen“, enthält die Beseitigung des Einwurfes, daß sich Pflanzen nicht in Eisen hätten verwandeln können. Er macht es gewiß, daß Meteoreisen, in welchem Crinoiden und Schwammformen gefunden worden sind, ein Schmelzproduct nicht sein kann, und führt, den Kern der Erde im Verhältniß zu deren Schwere als aus Eisen bestehend angenommen, zu dem Schluß, daß der erste Anfang unseres und daher aller Planeten, wie oben bereits erwähnt ist, eine organische Bildung war. Auch dem „Eisen von Ovifak“, wovon Nordenskiöld Proben nebst Basalt, in welchem es gefunden wurde, zur Untersuchung überlassen hatte, wird ein eigener Abschnitt gewidmet. Noch ist die Frage, ob dieses Eisen meteoritischen Ursprungs ist oder nicht, eine offene. Hahn hält es für wahrscheinlich, „daß wir in dem Eisen von Ovifak den Eisenkern der Erde zu Tage treten sehen“, und spart eine Untersuchung im Dünnschliffe auf die Zeit auf,

wo ihm das Material ganz zur freien Verfügung gestellt sein wird.

Die Schlußfolgerungen im letzten Abschnitt befassen sich mit dem „Ursprung der Meteorite“, mit der „Erdbildung“ und mit der „Zukunft unseres Planeten“. Hiermit wird die philosophische Naturforschung nicht bloß gestreift, es wird vielmehr ihr Gebiet sicheren Schrittes betreten, und zwar von einem Boden aus, dessen Festigkeit durch die photographischen Abbildungen auf einer Gesteinbasis von mikroskopisch geprüfter Untrüglichkeit verbürgt ist. Die hehre Gedankenbahn aus einem so beschaffenen Grundbau in astronomische Zeit- und Raumfernen unterhält in maßloser Dehnbarkeit den stetigen Zusammenhang zwischen ihren Endpunkten, der sinnlichen Greifbarkeit einerseits und einer idealen Schlußfolgerung andererseits, deren Halt die irdische Wirklichkeit ist.

Auf diesem Gebiete trifft nun Hahn unvermuthet einen Kampf- und Forschungsgenossen, welcher gleich ihm den Wall, an dem die Fluthen der Schöpfungstheorien sich bisher alle gestaut haben, durchbrochen hat. Es ist Preuß, der seine Lehre als eine durchaus neue, consequente und in sich widerspruchsfreie bezeichnet, ein Vorzug, den auch Hahn für die seinige in Anspruch nimmt. Es gilt nun, auf dem Wege der Vergleichung nachzuweisen, daß Beide in allen Hauptstücken übereinstimmen und daß die wenigen Ausnahmen erhebliche Schwierigkeiten für eine befriedigende Ausgleichung nicht erkennen lassen.

Der alleinige Punkt, woran die Hebel mit Erfolg angesetzt werden konnten, war der für die Entstehung des organischen Lebens fertig vorausgesetzte unorganische Erdball. Preuß kehrt, wie vordem Copernicus, die Sache einfach um und stürzt die Herrschaft des alten Dogmas. Denn das Organische ist älter als die unorganische, durch Umsatz des Organischen entstandene Materie. Das Unorganische ist das Exorganische, nach Hahn's prägnantem Ausdruck „Leben vom Leben begraben“.

Die Atomenlehre, welche darauf ausgeht, den Weltproceß zu erklären, müht sich vergeblich ab, weil sie die Entstehung der ersten Organismen von einer unorganischen, mechanisch zu Stande gekommenen Unterlage abhängig macht. Sie zersplittert sich in einander widersprechende Hypothesen, bis sie mit ihren Schlüssen sich dadurch in einem Zirkel verfängt, daß sie die Atome selbst gerade mit denjenigen Eigenschaften ausstattet, die sie an den Dingen zu erklären versucht. Dem ungeachtet birgt sie als die Stufe der Erkenntniß, die den Schritt auf eine höhere ermöglicht, die Vorschule zu der neuen, durch die Meteorite erschlossenen Schöpfungslehre. Ist es ihr doch unverwehrt, den Bann des Zirkels mit einem kühnen Satz über die den Ausweg sperrende Irrlehre zu durchbrechen. Als solche erweist sich nächst dem Dogma von einem aus unorganischer Materie entstandenen Erdball die Begabung der Atome mit Eigenschaften, welche den schon entwickelteren Organismen, so weit diese der bisherigen Forschung als lebende oder als versteinerte bekannt sind, entlehnt wurden.

Welche Wege Philosophen und Physiker auch einschlagen mochten, um über die Vorstellung von Atomen sich zu verständigen, sie liefen im besten Falle darauf hinaus, daß die Atome, in Anbetracht der zugestandenen Planmäßigkeit ihrer ununterbrochenen Bewegungen zu molecularen und Zellenbildungen, die Baumeister des Weltgebäudes und Ursprung des organischen Lebens seien. Zu diesem Zweck hat man sie mit Elasticität, ja mit Empfindung und mit sonst geistigen Zuthaten bedacht. Ueberschwängliche Vorstellungen dieser Art indessen leiden nicht so sehr an Trübung, daß sie nicht von dem Hintergrund eines ahnungsvollen, an der Wahrheit betheiligten Schauens durchschimmert wären. Da jedoch die Sprache aller sachlichen Bezeichnungen für solche Vorstellungen entbehrt und sogar im bildweisen Ausdruck hinter denselben zurückbleibt, so haben sie einen Spielraum, dessen Weite es erklärt, wenn feste wissenschaftliche Parolen nicht ausgegeben werden können. Unter diesen Umständen macht es keinen wesentlichen Unterschied, ob jenes erste unsagbare „Es“ oder Etwas, aus dem die Schöpfung hervortrat, Aether oder sonst wie benannt wird. Hahn bedient sich mit Kant-Laplace des Sprachbehelfs „Dunstnebel“, Preuß führt es als „Weltstoff“ ein. Da nun die Atome von jeher ebenfalls in der Rolle des Weltstoffes aufgetreten sind, da ferner Preuß nur „organischen“ Weltstoff kennt und da die den Atomen beigelegten Eigen-

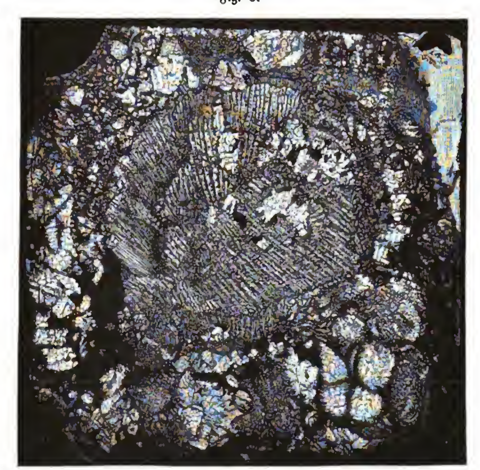
schaften zum Theil frappant denen des organischen Lebens gleichen, so werden sie mit Recht vom Begriff der Organicität ohne Weiteres reclamirt werden müssen.

So lange Logik und Vernunft ein Wort mitzureden haben, wird das Urorganische die Voraussetzung des Exorganischen sein. Daher ist mit dem urorganischen Weltstoff die mechanische Composition des Erdplaneten als perrückenstockartiger Vorrichtung

Aus discreten Theilen bestehend, ballten sie sich später zu Weltkugeln zusammen. Der urorganische Stoff setzte sich objectiv zu unorganischer Materie um, wodurch einerseits der unorganische Erdball und andererseits der ganze Vorrath von Organismen hervorging, der seine Oberfläche bewohnte.

Die erst später infolge der Umsetzung der organischen in unorganische Materie


Fig. 5.



Koralle. Deutliche Zellen mit verwachsenen Wänden. Das Bild zeigt zwei Stöcke. Oben ist ein Hohlraum angedeutet. („Met.“ Taf. XIII, 3.)

für den nachträglichen Aufputz organischer Schichten absolut unvereinbar.

Für Preuß nun sind, um eine gedrängte Uebersicht seiner Lehre zum Theil mit seinen eigenen Worten zu geben, Weltstoff und Weltentwickelung untrennbare Dinge. Er nimmt daher an, daß im Anfang unserer Weltära die ganze Weltmaterie aufgelöst war in minimale Körper, welche als Urorganismen oder biologische Einheiten sich frei, das heißt ohne erkennbares Gesetz, im chaotischen Tanze bewegten und eben durch diese freie Bewegung sich als die Anfänge von Organismen documentirten.

auftauchenden Kräfte, vermöge welcher die jetzigen Körper auf einander wirken, sei es als physikalische, sei es als chemische Kräfte, waren noch nicht in Wirksamkeit. Sie waren in dem Aggregatzustand der biologischen Einheiten gebunden und gingen erst aus der Entwickelung der letzteren zu Organismen neben der Umsetzung der Urmaterie in unorganische Materie hervor.

Infolge von Collisionen geschah es, daß die vorher freien biologischen Einheiten einen Complex bildeten, aus dem sich eine höhere organische Einheit entwickelte. Hierbei mußte zugleich nicht nur ein Umsatz von Materie, sondern auch eine in-

directe Auslese stattfinden, insofern die Zahl der sich gesetzmäßig bewegenden Complexe in demselben Maße zunahm, wie die Zahl der sich frei bewegenden Einheiten abnahm. Die Zunahme des Unorganischen also war Abnahme des Organischen. Dagegen gewann der zurückbleibende Bestand des Organischen an stufenweise höherer Entwickelung, und das ist es, was genau mit dem Gesetze von der Erhaltung der Energie stimmt, ja was eigentlich eine Entwickelung erst möglich macht. Somit ist das Unorganische eines Weltkörpers das Maß der Entwickelung seiner Organismen.

Aber erst nachdem der Erdkörper mit der Zunahme seines Volumens angefangen hatte, die Sonnenstrahlen wirksam aufzufangen, kam durch das Sonnenlicht auch die Ernährung der Organismen zu Stande, womit jener einfache Urproceß, Zeugung durch Collision, wo das Lebendige gleichsam progressiv abnahm, in der Art verändert wurde, wie er sich jetzt auf der Oberfläche unseres Planeten abspielt.

Hieraus folgt nun, daß alle organische Wesen und alles Organische früher in anderer Form vorhanden gewesen sein muß. Denn das Zusammentreten von Kohlenstoff, Stickstoff, Sauerstoff, Wasserstoff, Phosphor u. s. w., sei es unter welchen Umständen es wolle, giebt nie einen Organismus, und wer aus diesen Stoffen einen Organismus bilden wollte, müßte dieselben wieder rückwärts in organische Stoffe umsetzen können.

So diente das Unorganische selber, indem es als gasige, flüssige und feste Gebilde auftrat, dazu, die höhersteigende Entwickelung des sich umbildenden Organischen zu fördern, bis dieses, nach und nach zu immer höheren Stufen erhoben, auf dem Gipfel des Selbstbewußtseins im Sonnenlicht den Erdball beschreitet.

Wenn nun Preuß den Schluß zieht, daß der Mensch so alt wie die Erde und schon im Keime vorhanden gewesen sei, als diese noch nicht mehr unorganische Masse enthalten habe, als ein Kind in der Hand halten könne; wenn er damit den ewig räthselhaften Punkt berührt, der auf eine langer Hand vorbereitete Uebereinstimmung der menschlichen Denkgesetze mit der Ordnung der Natur hinweist: so ist dieser Versuch einer anschaulichen Verdeutlichung nur die Umschreibung des alten Ausspruches, daß die Erde nicht die Mutter des Menschen, sondern daß vielmehr die Idee der Menschheit die Mutter alles Irdischen ist.

So viel von dem allgemeinen Inhalt einer Schrift, welche sich als Frucht gewissenhaftester Forschung und angestrengtesten Denkens kundgiebt. Das Verlangen der Leser nach weiterer Begründung wird in dem gewissenhaften Studium des Einzelnen volle Befriedigung finden, und zwar namentlich in den neuen Aufschlüssen über harmonische und disharmonische Empfindungen,* über den Aus-

* Der Kernpunkt einer Begründung dieses Vorganges liegt in den Aufschlüssen, welche Preuß über harmonische und disharmonische Empfindungen giebt. Was für vergleichsweise Ausführlichkeit in einer besonderen Schrift maßgebend ist, fällt bei einer gedrängten Uebersicht fort. Für eine solche genügt die kurz skizzirte Fassung der tiefgreifenden Bedeutung der Lehre von den harmonischen und disharmonischen Empfindungen, wie dieselbe an einem anderen Orte im Wortlaut vorliegt: „Die Welt ist Bewegung und Empfindung. Jeder unserer eigenen Bewegungen liegt eine Empfindung zu Grunde, aus welcher sie ihren Ursprung nimmt. Die Empfindung aber, welche unsere Bewegung begleitet, ist unangenehm, sie weckt eine Erwartung, welche durch Bewegung befriedigt werden soll, damit die unangenehme Empfindung in ihrer Intensität herabgemindert oder auch vollständig beseitigt werde. Wird dieses erreicht, so ist die Bewegung eine zweckmäßige, und es tritt eine angenehme Empfindung ein. Von uns selbst schließen wir auf andere Organismen und erkennen, daß allen ihren Bewegungen unangenehme Empfindung vorhergeht. Die unangenehme Empfindung zeugt von einer Disharmonie der organischen Natur, welche durch Bewegung nach und nach sich vermindert oder zur Harmonie geführt wird. Deshalb ist es zur Vermeidung der subjectiven Ausdrücke unangenehm und angenehm besser, die Bezeichnung disharmonisch und harmonisch einzuführen."

„Das ganze Wesen des Organismus ist disharmonische Empfindung, welche aber mit der Zeit abnimmt. Sie ist beim Menschen im Kindesalter am größten und wird im Tode gleich Null. Nur die Organismen empfinden unangenehm, nicht aber die Anorganismen, welche dem Trägheitsgesetze unterliegen. In der Abnahme der Summe der disharmonischen Empfindung besteht ein glücklicher Verlauf unseres Lebens, und da dies allgemein von der organischen Welt gilt, so liegt die innere (physische) Bedeutung des Lebens in der Verminderung der disharmonischen Empfindung."

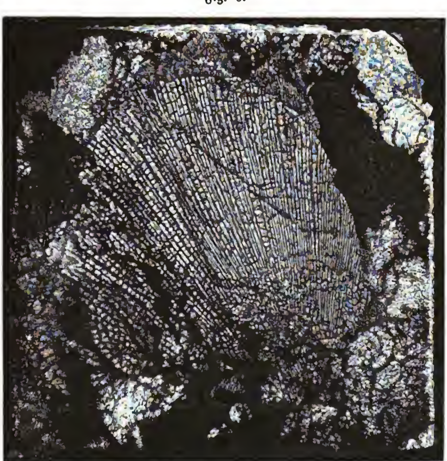
„Weiter folgt aus der Abnahme der Summe der disharmonischen Empfindung, daß diese selbst in jedem Stadium des Weltprocesses ein Minimum ist. Sie war daher in einem früheren Stadium größer als in einem späteren und muß daher im Anfange ein Maximum gewesen, das heißt dazumal allein vorhanden gewesen sein. Das Ende aber der Weltentwickelung wird im vollständigen Verschwinden

sprach, daß der Weg ins Innere der Natur zunächst durch unser eigenes Innere führe, über die Summe der Energie in der Welt als constanter Größe, über Sonnenlicht und Sonnenwärme, über das Wesen der Umsatztheorie als Leben umbildend im Vergleich mit Ergebnissen der neuesten Naturforschung.

Das nähere Eingehen auf den Gang der von Preuß eingehaltenen Beweisführung verbietet sich hier von selbst, wo es überhaupt nur darauf ankommt, die auf verschiedenen Wegen erfolgende Uebereinstimmung rücksichtlich einer wissenschaftlichen Thatsache festzustellen.

Auch Hahn nimmt, wie aus seiner Untersuchung der Structur des Meteoreisens hervorgeht, für den Anfang unseres und daher aller Planeten eine organische Bildung an, mit stetiger Berufung auf die von ihm zur Anschauung gebrachten Thatsachen der immensen Ausdehnung der organischen Bildungskraft. Der Hypothese einer bloßen Massenanziehung, also dem mechanischen Anfang der Erde und der Weltkörper überhaupt, treten Beide gleich entschieden entgegen. Den Vernunftgründen des Philosophen kommt der Geologe mit dem folgerichtigen Rückschluß siegreich zu Hülfe, es müsse das Organische, nachdem es als Ursache der Massenbildung in den untersten Schichten, die wir kennen, erkannt sei, auch die Ursache des Anfangs des Erdkernes selbst gewesen sein.

Fig. 6.



Koralle. Ein deutlicher Hohlraum. Die Lamellen sind durch Querwände getheilt. („Met." Taf. XI, 1.)

Preuß weicht mit der Annahme, daß alle Stoffe, welche die Chemie kennen gelehrt habe, aus der einen Urmaterie durch Umsatz hervorgegangen seien, nicht von Hahn ab. Wenn er nun auch Gold, Silber, Quecksilber und andere Stoffe für Umsatzproducte der Organismen angesehen wissen möchte, so erscheint das Schweigen Hahn's in diesem Punkte als indirecte Zustimmung, insofern die von ihm geübte exacte Forschung, welche bereits die sogenannten plutonischen Gesteine thatsächlich als Umsatzproducte von Organismen in

der disharmonischen Empfindung bestehen. Aus der Alleinherrschaft dieser Empfindung im Anfange der Weltära folgt, daß dazumal der ganze Weltstoff organisirt war, denn nur Organismen empfinden disharmonisch.

Abbildungen — „die Sonne und das Collodium zusammen täuschen nicht“ — vorgeführt hat, nicht umhin kann, alles Andere, was innerhalb und zwischen dieser vorläufigen Grenze und dem urorganischen Weltstoff sich befinden mag, als nicht- oder exorganisch festzuhalten. „Allerdings,“ räumt Hahn ein, „müßten auch noch Organismen im Eisen, im Erdkern nachgewiesen werden. Diese Aufgabe habe ich mir als nächste gestellt; die bisherigen Resultate lassen ihre Lösung hoffen.“

Hahn hat im Eophyllumkalk auch ein Thier gefunden, „das früheste, welches wir kennen.“ Dem Reichskanzler zu Ehren hat er es Titanus Bismarcki benannt und in seiner vorletzten Schrift deutlichst abgebildet und beschrieben. Die Abbildungen von verschiedenen ganzen Exemplaren und einer Anzahl von Bruchstücken sind neue organische Formen, und „damit ist eine neue Schöpfungsperiode festgestellt.“

Die Entdeckungen Hahn's reichen aber noch weiter zurück bis zu der wirklichen Form der Urzelle, die zugleich für das „Urbild des menschlichen Körpers“ gehalten wird. Die Abbildungen derselben erstrecken sich auch auf die Formen der Weiterentwickelung. In der genannten Schrift führt der Verfasser die Entstehung der Urzelle zwar noch auf den Stoff der Erdoberfläche in Verbindung mit dem der Atmosphäre, des Aethers, zurück; später jedoch durch seine Meteoriten-Untersuchung über den allorganischen Bestand des Erdkörpers sicher gemacht, beseitigt er jede Ungewißheit über die erste Zellenbildung mit den Worten: „Der Anfang des Planeten war die Zelle; sie erhält ihn, so lange noch ein Lichtstrahl die Erde trifft,“ und befindet sich sonach mit Preuß auf demselben Boden. Wie dem auch sein mag, die Urzelle, die gemeinsame Grundform sowohl des pflanzlichen wie des animalischen Organismus, kann nur die Fortsetzung der ursprünglich organischen Regungen des Weltstoffs gewesen sein. Die hierauf nothwendig gewordene Aufnahme von Ernährung und fernere Umbildung waren allerdings nur möglich von dem exorganischen Untergrund aus, den die Erdoberfläche fortan als Standort und Wohnplatz gewährte.

Wo Hahn in zu große Nähe des Glatteises der Speculation zu gerathen sich in Gefahr glaubt, bewegt er sich mit äußerster Vorsicht, indem er theils rückwärts auf seine empirischen Standpunkte, theils vorwärts auf noch zu erwartende Resultate eingehenderer, sowohl eigener als fremder Untersuchungen verweist.

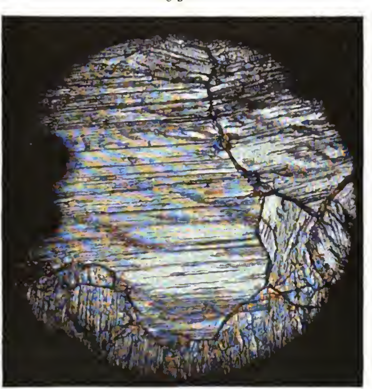
Was letztere angeht, so dürfte den Forschungen über die Urzelle die Schrift des im vorigen Sommer verstorbenen Bonner Professors und damaligen Rectors der Universität Dr. Johannes von Hanstein: „Das Protoplasma als Träger der pflanzlichen und thierischen Lebensverrichtungen“, sehr zu Statten kommen. Sie hat den Vorzug, nicht nur an die Fachgenossen, sondern auch an das Verständniß der Laien gerichtet zu sein. „Dieses Werk,“ heißt es in einem Nachruf der ‚Kölnischen Zeitung‘, „welches die Lebensträger der Zellen, die feinen lebendigen Zellenleiber, die Bildner und Vorbildner der Zellen schildert, dürfen wir als wissenschaftliches Testament und Glaubensbekenntniß des edlen Verfassers bezeichnen, welcher überall in der organischen Natur die Bethätigung des Zweckbegriffs erkennt. Er streift in diesem Buche die höchsten Fragen der Wissenschaft, die Fragen nach dem Anfangs- und Ausgangspunkt der Bewegungsformen, die das Leben ausmachen; bekennt aber, daß dies Ziel der Forschung, wenn überhaupt menschlichen Kräften erreichbar, noch dicht verschleiert und in unabsehbarer Ferne vor uns liegt.“

J. v. Hanstein gesteht, zur Zeit sei schlechterdings keine Antwort zu geben, die den Werth eines Phantasiegebildes überstiege. Hätte er das Erscheinen des Hahn'schen Werkes erlebt, so würde er wahrscheinlich nicht das Bedenken geäußert haben, daß wir mit den Vorstellungen über die Gestaltung der unbelebten Massen unserer Erde nicht über die Annahme einer gewissen Anzahl chemisch-mineralischer Stoffverbindungen, wie sie jene noch heute ausmachen, hinauskämen. Er würde schwerlich die Ansicht von der Hand gewiesen haben, daß, die zeitliche Entwickelung des Erdkörpers vorausgesetzt, die Formentwickelung, die Ursache der Entwickelung der Formen selbst zugleich aufgeschlossen sei und daß vom Organismus, als Ursache der Massenbildung der un-

tersten Erdschichten, auch auf ihn als Ursache des Erdanfangs geschlossen werden könne. Das Hanstein'sche Buch faßt mit Berufung auf Hugo v. Mohl, der dem zarten Zellenleibe den Namen „Protoplasma" gegeben, das Hauptergebniß seiner Untersuchung in den Ausspruch zusammen: „Die Protoplasten sind Künstler, Werkzeug und plastischer Stoff zugleich" — ein Ausspruch, welcher unserem Einverständniß mit den Ausführungen von Hahn und Preuß wesentlich zu Hülfe kommt.

Doch dies ist nicht das einzige Zeichen einer verwandten Begegnung. Hahn und Preuß werden mit Ueberraschung wahrnehmen, was für ein willkommener Bundesgenosse ihnen zur Seite steht. Hanstein bemerkt nämlich, indem er sich dem Räthsel, wie der erste Lebenskeim zu Stande gekommen sein möge, zuwendet, es sei möglich, daß die organischen Stofftheilchen ihre Gestaltsamkeit und Fortentwickelungsfähigkeit eben daher erhalten haben möchten, woher auch den übrigen Atomen und den aus ihnen zusammengesetzten nichtorganischen Molekeln auf der Erde selbst ihre dynamische Mitgift an Affinität u. s. w. geworden sei. Ja, sie möchten außer dem atomistischen Kräftebesitzthum auch individuenweise eine Quelle derjenigen Kräftewirkungen mit erhalten haben, welche den Ausgangspunkt psychischer Naturerscheinungen bedingen. Einmal aus dem chaotischen Stoffgemenge in cultivirbarem Medium, sei es Wasser oder feuchtes Land, hätten die Lebenskeime dann ihre Ausgestaltung beginnen und durch ungezählte Generationen in planmäßig bestimmter Vervollkommnungsreihe fortsetzen können.

Fig. 7.



Structurbild des Enstatits, woraus die Verschiedenheit von den Meteoridenformen zu ersehen.

Es fehlt in dieser Beziehung nicht an Aeußerungen, ähnlich den angeführten, aus welchen hervorgeht, daß Gegenstände eines unbewußten geistigen Schauens, die, für leere Phantasiegebilde gehalten, unverstanden geblieben waren, sich als zweifellose Thatsachen in der Wissenschaft einbürgern. Auch auf Hahn findet diese Erfahrung Anwendung. Sagt er doch selbst von seiner „Urzelle": „— ein Buch, das fast mehr im Stadium, ich möchte sagen, der Intuition geschrieben ist. — Heute lege ich Beweise vor."

Nicht bloß die Dichter sind Seher. Auch der Naturforscher verhält sich divinatorisch, sogar zum Theil schon in seinen Experimenten. Anerkannte Thatsachen bedürfen keiner weiteren Feststellung durch Probeversuche. Wo aber solche angestellt werden, da pflegt es zum Zweck der Ermittelung einer dem Geiste des Forschers mehr oder minder dunkel vorschwebenden, ideell anticipirten Wahrheit zu geschehen. Der Philosoph experimentirt mit Gedanken, der exacte Naturforscher nicht minder, nur daß er seinen Gedankengang in technische Manipulationen umsetzt. Halten wir uns an Hahn's Bekräftigung: „Heute lege ich Beweise vor," so leuchtet ein, daß es nicht immer darauf ankommt, wer die Beweise vorlegt, sondern auch darauf, daß sie überhaupt vorliegen. Somit unterliegt das Anrecht, welches der Hanstein-schen intuitiven Auffassung des Schöpfungsprocesses an die Bewahrheitung durch die

inzwischen von einem Anderen vorgelegten Beweise zusteht, keinem Zweifel und muß darum desto schwerer auf der Wagschale der exacten Forschung ins Gewicht fallen.

Da der Versuch einer gedrängten Auskunft über Hahn's Entdeckung für erledigt gelten darf, so möge nunmehr auch ein Blick auf die höchst intensive Thätigkeit der Ethnologie in der Richtung auf ihre Endziele gestattet sein.

* * *

Die Sprachwissenschaft gräbt den ersten Wurzellauten nach, der Paläontologe durchwühlt Höhlen, Gräber und Erdschichten nach Ueberresten von Menschen und Thieren, der Historiker datirt von der ersten Arbeitstheilung den Beginn der Weltgeschichte, der Ethnologe dringt auf den Spuren der Daseinsweise heutiger Naturvölker vergleichend rückwärts bis zu dem ersten Stammeln der Sagenweisheit — kurz, der Mensch findet im Drang zu ergründen, was die Natur ist und was er selbst von Natur ist, in allen Geschehnissen der menschlichen Entwickelung bis in ihre prähistorischen Anfänge hinein und darüber hinaus, sich selbst zusammen und nähert sich Schritt vor Schritt, ohne daß er es weiß, von sich selbst aus, also ab interiori, dem verschleierten Anfang der Dinge.

Der überzeugendste und frischeste Beleg für Vorgänge letzterwähnter Art wird Prof. Adolf Bastian verdankt. Der berühmte Weltreisende ist noch nicht lange von seiner letzten mehrjährigen Wanderung nach Südasien, dem indischen Archipel, Australien, Polynesien, den Vereinigten Staaten, Yukatan und Westindien nach Berlin zurückgekehrt. Einen, vielleicht den interessantesten Theil der heimgebrachten Ausbeute hat er sofort in dem Werke: „Die heilige Sage der Polynesier. Kosmogonie und Theogonie" niedergelegt.

Der Vorzug, daß der Verfasser auf so vielen und langwierigen Reisen mehr Länder und Menschenracen kennen gelernt hat als jemals irgend ein Sterblicher* und daß er, ausgerüstet mit einem enormen Schatz von Sprach- und gelehrtem Wissen, eine seltene Virtuosität der persönlichen Verständigung selbst mit den rohesten Volksstämmen besitzt, erhöht die wissenschaftliche Bedeutung jedes späteren Reisewerkes und somit auch namentlich die seines neuesten, welches in einem auffallend engen Zusammenhang mit dem Hauptgegenstand der vorliegenden Besprechung befunden werden wird.

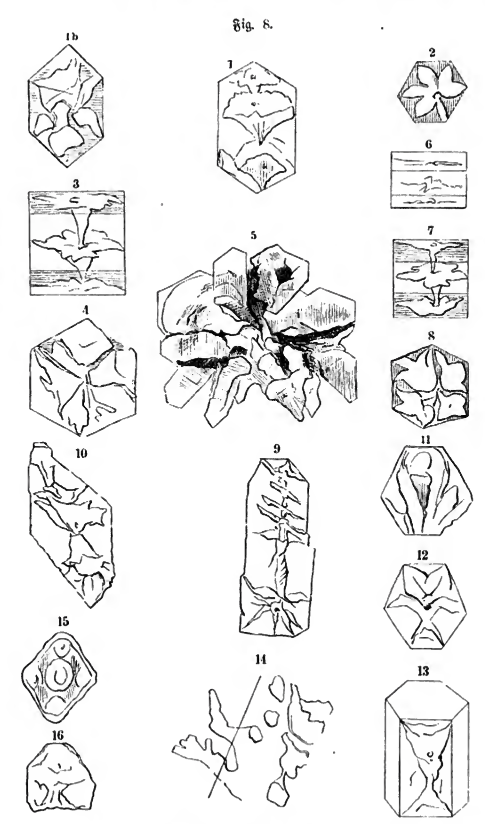
Jeder, der im Dienste der Wissenschaft eine Reise unternimmt, geht mehr oder weniger auf Entdeckungen aus. Neue Länder hat Bastian zwar nicht entdeckt, dagegen ist es ihm nicht nur in alten und ältesten Culturländern, sondern auch in der Heimath von Naturvölkern gelungen, abgesehen von anderen bis dahin verborgenen Schätzen anthropologischen, prähistorischen und ethnologischen Inhalts, auch in Betreff des tieferen Wesens der religiösen und kosmogonischen Darstellungen höchst merkwürdige Entdeckungen zu machen. In der Absicht, diesen noch weiter auf den Grund zu gehen, hat er seine Reise auch über Polynesien ausgedehnt. Nach seinen Aufzeichnungen herrscht auf diesem ungeheuren Gebiete insularer Zersplitterung nächst oder neben dem buddhistischen der ausgedehnteste Gedankenkreis von überraschender Einheit. Hier wie überall wiederholt es sich, daß die Berichte über die Mythologien der Naturvölker Zerrbilder ohne Sinn bieten, so lange nicht der Hintergrund bekannt ist, auf dessen Beschaffenheit uralte geheiligte Ueberlieferungen, wie sie beispielsweise die Eddas, die Vedas, die orphischen und

* Schon vor der oben erwähnten letzten Reise hatte Bastian seine ethnologischen Forschungen über die ganze bewohnte Erde ausgedehnt. Einige der überseeischen Gebiete sind sogar zwei- und dreimal von ihm besucht worden. — Seine erste Reise, im wahren Sinne des Wortes eine Weltreise, einzig in der Art ihrer Dauer, ihres universalen Umfangs und ihrer wissenschaftlichen Ausbeute, erstreckte sich 1851 bis 1859 von Bremen auf Australien, Neuseeland, Südamerika, Westindien, Nordamerika, China, Indien, Vorderasien, Aegypten, Südafrika, das südliche und nordöstliche Europa und von da zurück nach Bremen. — Die zweite Reise dauerte von 1861 bis 1865. Nach längerem Verweilen in den indo-chinesischen Ländern besuchte er Java, Manila, Japan, China und nahm seinen Heimweg durch die Mongolei, Sibirien, über den Ural und den Kaukasus. — Die dritte große Reise führte ihn in die Culturländer des alten Amerika. — Zwischendurch vollbrachte er im Interesse der „Deutschen Gesellschaft für die Erforschung des inneren Afrika" eine Recognoscirung nach der Loangoküste. Reichsten Gewinn für die Wissenschaft hat er nach jeder Heimkehr in umfangreichen Schriftwerken niedergelegt — einen fast unversiegbaren Quellenschatz für den späteren gelehrten Ausbau der anthropologischen Wissenschaft.

dionysischen Gesänge und die Mysterien enthalten, schließen lassen.

Bastian hat, durch ein Zusammentreffen glücklicher Umstände begünstigt, sich ein paar Documente gesichert, aus denen er mit der Zeit den Gedankenkreis Polynesiens, einen der wunderbarsten, der von dem Menschengeist auf der Erde geschaffen ist, einigermaßen reconstruiren zu können hofft. Beide Documente, das eine aus

Fig. 8.




Krystallformen. Entweder eine Pflanze in dem Krystall oder ein Krystall um die Pflanze.
9 10 Quarz. 3 5 Aragonit. 11 12 Corund, Saphir. 15 16 Pinit. 13 Smaragd. 2 Kupferglanz. — Diamant-Kelchausfüllung schließt Brutzellen ein. („Urzelle" Taf. XXX. Bezeichnung im Original unvollständig.)

Neuseeland, das andere von Hawaii stammend, enthalten Schöpfungsgeschichte. Bei der Vergleichung dieses Fundes mit dem, was überhaupt von jeher aus dem Alter-

thum an kosmogonischer und theogonischer Weisheit überliefert worden ist, kommt hier nicht sowohl der Nachweis der allgemeinen Uebereinstimmung in Betreff des inneren Gehalts in Betracht, als vielmehr die Verschiedenheit der äußeren Umstände, also der Hergang der Entdeckung nach Zeit und Oertlichkeit, welcher das specifische Merkmal des Einzigen in seiner Art einem Ereignisse aufprägt, dessen Bekanntwerden mehr als gewöhnliches Aufsehen erregen muß.

Ueber die Entstehung und den Erwerb der Documente wird unter gewissenhaftester Anführung amtlicher und gelehrter Gewährsmänner berichtet. Von letzteren nimmt, was Neuseeland betrifft, ein Herr White, der Secretär des Gouverneurs, der von Kindheit an mit den Maoris gelebt hat und — ein höchst seltener Fall — als ein in die Geheimnisse der Priesterorden Eingeweihter gilt, die hervorragendste Autorität in Anspruch. Die Mittheilungen Bastian's beziehen sich zunächst auf eine Art Prospect, der als Vorläufer eines seitens des Herrn White in der Herausgabe begriffenen Werkes gedruckt wurde. „Was haben wir vor uns?" fragt Bastian, „ein philosophisches Product? Doch kannibalischer Wilden? und dann orphisch-chaldäisch, buddhistisch-vedische Anklänge auf allen Seiten. Ist ein verkleideter Anaximander oder Pythagoras hierher gewandert, wenn nicht etwa Anaximenes, der Vorgänger der Spiritualisten, mit der Luft als Urstoff? ... Wir stehen hier vor einer neuen Welt, vor der Welt eines Ideenkreises, der, räumlich gerechnet, fast ein Viertel unseres Globus umfaßt und von dem wir so gut wie nichts wissen."

Diesen bedeutungsvollen Fragen antwortet in feierlichen Klängen die Schöpfungsurkunde der Maori, wie folgt:

„Unter dem Rollen der Urnächte, Po, manifestirt sich in der bis dahin ungetheilten Finsterniß zuerst das Kore, das Nicht oder Nichtsein, und damit scheidet sich die Nacht, Te Po, als bestimmter Zeitraum ab. Darauf im Umlauf ungezählter Perioden erwacht als erste Ablenkung zur Bewegung, Te Rapunga, das Sehnen, das sich in Waia oder Fortdauer dieser ersten Sehnsuchtsregungen ausbreitet zur Sehnsucht, und dann macht sich Empfindung, Te Kekume, bemerkbar, die in Ausbreitung, Te Pupuke, erstarkt. Als Folgewirkung beginnt ein erstes Pulsiren des Lebens, Te Hihiri, oder Luftschnappen (wie das des Neugeborenen), und hieraus emanirt der Gedanke, Te Mahara, fortentwickelt zum Geisteswirken, Te Hinangara. Jetzt entspringt Te Manako oder Wunsch, als der Wille zum Leben, hingerichtet zuerst auf Wananga, heiliges Geheimniß, das große Lebensräthsel. In verzückter Anschauung des Versenkens über die umgebenden Wunder entfaltet sich der Glanz der Glorie, Te Ahua, und damit als schöpferischer Liebesgott, Te Atamai, die Zeugungskraft (der Liebe), in materielle Schöpfungen niedersinkend, so daß Te Whiwhia, das Festhalten am Dasein oder das Kleben an der Existenz hergestellt ist, durchdrungen von Ravea oder (freudenvoller) Wollust, und somit ist dann eine bestimmte Gestaltung (der Form) gegeben in Hoputu, dem Aufrichten, belebt durch Hau-Ora, Lebensathem, und jetzt fluthet das Weltall, Atea, im Raume durch Geschlechtsdifferenz gespalten in Rangi und Papa, Himmel und Erde."

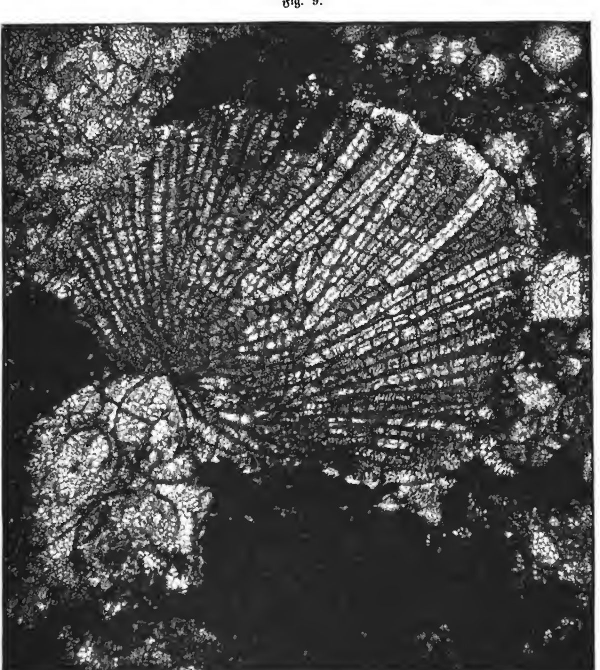
Das gewährleistende Original, welches Bastian vorgelegen hat, bemerkt an der Spitze der sich anschließenden Erläuterungen, die Schöpfungssage der Maori heiße nach einheimischer Benennung: „Geschichte der Söhne Himmels und der Erde", sei von höchstem Alter und seit Jahrtausenden wörtlich von Priester auf Priester überliefert worden. Ihre allegorische Bedeutung sei dem gemeinen Volke nie mitgetheilt worden und wahrscheinlich zum großen Theil auch unter den Priestern verloren gegangen.

Die demnächst in Hawaii, also am anderen Ende der oceanischen Inselwelt, aufgefundene Kosmogonie ist das Complement desselben Ideenkreises und erfährt in der zweiten Hälfte des Buches, ihrer mit der Maorisage wetteifernden Bedeutsamkeit entsprechend, eine ausführliche Würdigung. Abermals erhebt der Verfasser staunend die Frage, mit was wir es hier zu thun haben. „Sind dies die einfach spielerischen Naturkinder, auf die wir von unserer Höhe herabzublicken pflegten? Und doch uralte Klänge fernster und frühester Schöpfungsgeschichte aus dunkler Urnacht hervorklingend! Ein

unermeßlich, unübersehbares Feld neuer Entdeckungen im Geisterreich idealistischer Gestaltungen liegt vor uns."

In welch fruchtbringender Weise der Verfasser seine Entdeckung nach dem von ihm übernommenen Theil der Arbeit am welche den gemeinsamen Inhalt von beiden ausmacht. Wollte man hier betonen, daß gleichwerthige kosmogonische Vorstellungen aus der geschichtlichen Urzeit der antiken Welt ja viel näher lägen, so müßte man auch zugleich in Erwägung

Fig. 9.



Crinoide. Findet sich von der einfachsten Form eines gegliederten Armes bis zum ausgebildeten Crinoiden mit Stiel, Krone, Haupt- und Hülfsarmen. („Met." Taf. XIX.)

„Menschheitsbau des Kosmos" verwerthen wird, läßt jetzt schon das dem Buche in Form von Anmerkungen beigegebene Material errathen.

Diese unsere Berufung auf den polynesischen Sagenkreis bei einer Berichterstattung über Meteorite rechtfertigt sich dadurch, daß es Schöpfungsgeschichte ist, ziehen, daß diese Vorstellungen nur unter der Wucht eines mehrtausendjährigen culturgeschichtlichen Ueberbaues von selbstverständlicher Altehrwürdigkeit den Vorrang als ideale Leuchte für die moderne Forschung inne haben. Dagegen aber ist wohl zu bedenken, daß sie jenes Zaubers der frischen Unmittelbarkeit entbehren, der den-

jenigen Ueberlieferungen anhaftet, welche bei gleich langer Zeitdauer in vollkommen insularer Abgeschiedenheit niemals von den Sturmfluthen der Weltgeschichte berührt worden sind. Denn nur so wird es erklärlich, daß letztere als ein unversehrtes Vermächtniß aus dem geheimnißvollen Gewahrsam der Priesterschaft eines Naturvolkes, dessen Ueberbleibsel erst jetzt dem Untergang unaufhaltsam zueilen, gerettet und der Pflege einer neuen Aera überantwortet sind, die sich der hohen Aufgabe, mit einem so kostbaren Pfunde reichlich zu wuchern, pflichtschuldig unterziehen wird.

Jene ersten menschlichen Gesellschaften der alten Continente, aus deren Mitte Schöpfungs- und Göttersagen hervorgegangen waren, haben, abgesehen von dürftigen Resten erster roher Steingeräthe, Spuren ihrer Mühen ums Dasein nicht hinterlassen. Sie sind früh verschwunden. Allerdings bewahrten die, welche nach ihnen kamen, die Kunde von deren irdischem Dagewesensein und von deren heiligen Sagen durch mündliche Ueberlieferung und spätere schriftliche Aufzeichnung. Die ursprüngliche Reinheit der Sage wurde jedoch allmälig im Wechsel geschichtlicher Anstöße durch Umbildungen mehr und mehr verdunkelt. So ist denn auch bis heute die Entwirrung des eigentlichen Bestandes aus späteren Zuthaten heraus erschwert, wo nicht ganz unmöglich.

Anders bei einer Völkerschaft, die, fern von geschichtlichen Collisionen mit ihren unvermischten heimathlichen Sagen Jahrtausende überdauernd, das persönliche Zeugniß ablegt für den lebendigen Zusammenhang zwischen ihrem Naturdasein und ihrer ursprünglichen geistigen Substanz, welche sprachlich geformt in wörtlicher Weitergabe durch Priestermund der Vergessenheit entrissen werden konnte.

Also ständige, unabgelöste Depositäre einer ältesten Schöpfungsgeschichte auf demselben heimathlichen Boden, noch athmend die Lebensluft der Gegenwart! Dies ist die eminente Bedeutung von Bastian's Entdeckung.

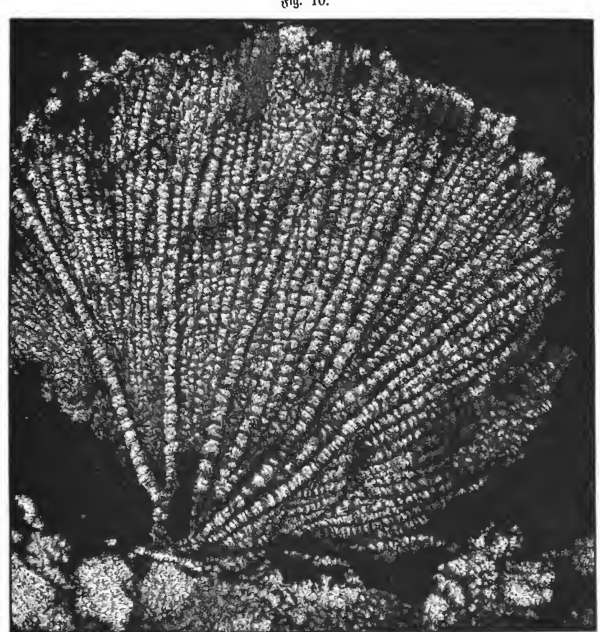
Der unbefangenen Beurtheilung der zwei Seiten dieser Betrachtung wird es kaum entgehen, daß dieselben, nach ihrer historischen Wechselbeziehung geprüft, gleich berechtigt sind. Freilich mag der Zweifel einwenden: dort Bewegung und Fortschritt im erwachenden Bewußtsein der Befreiung aus den Banden der Naturmächte, hier Ruhe und vegetirendes Fortexistiren; dort Entwickelung im Wettkampf der angeborenen Kräfte zwischen Stämmen und Völkern, hier Stillstand, Schlummer und Degeneration aus Mangel an geschichtlichem Zünd- und Brennstoff — wo bleibt denn da die Gleichberechtigung? Sie liegt, ist die Antwort, in der Ausgleichung, die sich von selbst ergiebt, sobald die vom Streit der Lehrmeinungen unberührte, von Einbußen verschonte, vom Eindringen fremder Zuthaten nicht entweihte Priestersage in ihrer ursprünglichen Reinheit den Richtweg zeigt, auf dem es ferneren Deutungsversuchen erleichtert werden wird, das bisherige Dunkel der antiken Sagenkreise in Helle zu verwandeln.

Allerdings erscheint auf den ersten Blick der Gedanke an Ausgleichung unhaltbar, wenn man sich zu veranschaulichen sucht, wie zwerghaft winzig sich jenes insulare Fragment von Naturmenschen und seine stille Schöpfungssage neben dem riesenhaften, erdweiten, geräuschvollen Schaffen der Cultur, gefolgt von einer Zersetzung heidnischer Mysterienweisheit, ausnimmt. Gleichwohl entscheidet auf dem Gebiet des Geistes nicht das äußere Gleichgewicht, sondern die Stoßkraft des inneren Gegengewichtes, unter dessen dynamischen Wirkungen auch das scheinbar Kleine eine Großmacht wird. Warum nicht auch heute, wo sich die Sehnsucht nach einer Ablösung unhaltbar werdender Zustände durch eine erneuerte Weltanschauung immer fühlbarer aufdrängt?

Wer in Betreff des Hervorgehens des Unorganischen aus Organischem behaupten wollte, daß die Vermittelung zwischen der speculativen Auffassung und dem exacten Vorgehen, deren Repräsentanten für unseren Fall Preuß und Hahn sind, in der obigen Erörterung nicht ausreichend motivirt wäre, den müßte der Einsatz der zuletzt eingeführten Autorität vom Gegentheil überzeugen. Jene aus der Südsee stammenden Documente, nach der Zeit ihrer Auffindung selbst eine Art Petrefact, nach der Beschaffenheit ihres Inhaltes eine mit den Stufenfolgen der

Erdentstehung harmonirende Gedankenfolge, haken, vergleichbar einer Stahlklammer, fest mit der einen Spitze in die Steinschliffgebilde der „Meteorite“, mit der anderen in „die psychische Bedeutung des Lebens im Universum“ ein; zugleich ein Bild ihres Entdeckers, in dessen Beruf ebenfalls Empirie und Theorie ein so wechselwirkungsvolles Gleichgewicht schaffen.

Fig. 10.



Crinoide. Alle Arme gegliedert. („Met.“ Titelblatt und Taf. XXII, 3.)

Nachdem wir nun dargethan haben, wie übereinstimmend Geologie, Philosophie und Ethnologie sich zur Schöpfungsgeschichte verhalten, so ist hier der Anknüpfungspunkt zu einer einigenden Schlußbetrachtung gegeben.

Die Entwickelungslehre ist so alt wie das Denken. Das Denken selbst ist in seiner ersten Form ein Nachdenken des in der Außenwelt Vorgedachten. Daher ist jede Kosmogonie mehr oder weniger eine Entwickelungsgeschichte. Jene ist, einschließlich der Theogonie, die religiöse, diese die philosophische Benennung für dieselbe Sache. Das Nachdenken ist menschliche Innenanlage, das Vorgedachte bringt die Naturumgebung mit sich, und das Vordenkende ist die ewige Voraussetzung eines höchsten Schöpfers als der ersten Ursache unorganischer Regungen und deren Ziele.

Wie man von einem Samenkorn sagt, wenn aus ihm eine Pflanze erwächst, die jener gleicht, an der es gereift war, es habe in diesem Vorgange gewissermaßen

die Erinnerung an seine Abstammung bewahrt, ebenso erklärt man sich Familien- und Stammesähnlichkeiten bei Thieren und Menschen. Gleicht also ein Mensch, „wie er leibt und lebt", einem seiner Vorfahren, oder wird er „leibhaftig" als dieser oder jener Race angehörig erkannt, so ist das derselbe Fall. Die Seele, das in organischer Gestaltung und Umgestaltung sichtbar werdende Lebensprincip, hat nach eingeborenen Erinnerungen bestimmte Vorbilder bis in verschwindend entfernte Anfänge rückwärts festgehalten. Ein solches Wiederaufleben von einst leibhaftig vorhanden gewesenen Eigenschaften liegt außer aller Absicht und Kenntniß der Erzeuger und Nachkommen. Sie können nichts dafür, es geschieht ihnen unbewußt. Sie müssen sich die nach ihren unbewußten Herkunftserinnerungen ausgeprägten leiblichen und geistigen Erbeigenthümlichkeiten gefallen lassen.

Versetzen wir uns aus diesen Kreisen der tagtäglichen Beobachtung und Erfahrung an Individuen auf das Proscenium der Urgeschichte. Die Gattung Mensch tritt auf, die Erde läßt sie auftreten. Die Menschheit beginnt sich über ihren Wohnplatz zu orientiren. Beide sind, mit einander und für einander, gleichzeitige Producte desselben Schöpfungsprocesses!

Die Aufschlüsse, welche die „Meteorite" ertheilt haben, sowie die der copernicanischen Umkehrung des antiken Weltsystems analoge Erhebung des Urorganischen zur centralen Sonne der Weltanschauung machen es einleuchtend, daß der unbewußten Herkunftserinnerung auch der Prolog der Menschheitsgeschichte anheimgefallen ist. Die Erinnerung, eine eigentliche Er-Innerung, ist das Sicherschließen eines Inneren und vollzieht sich als Ausgestaltung der Idee der Menschheit im Menschen selbst, indem ihm unbewußt der Verlauf seines eigenen Werdens in dem Werden der Schöpfung vorschwebt. Er läßt dann auf dem Umwege der Umschau in der stammverwandten Außenwelt, wie ihn die nächsten natürlichen Anknüpfungspunkte für die geistigen Operationen zu bieten pflegen, das Product der Er-Innerung, die Schöpfungssage, als Reflex des eigenen Inneren hervortreten. Diese Kundgebung steht also nicht etwa unter der Einwirkung eines willkürlichen Zwanges von außen, sondern ist das freie Ergebniß innerer Nothwendigkeit, also der Vernunft. Wie jede Blutsverwandtschaft innere Bestimmungsgründe hat, so kommen diese auch der Stammverwandtschaft zu, worin Natur, Mensch und Schöpfungssage stehen. Die Leugnung ihres Zusammengehörens und ihrer Wechselwirkung nach innerer Nothwendigkeit von Anbeginn an würde der Sache Zwang anthun, während die freie Anerkennung der Wahrheit der thatsächlichen inneren Verwandtschaft vernunftgemäß ist. Daher heißt es mit Recht bei Preuß: „Wir sehen nun ein, daß Natur und Vernunft übereinstimmen müssen, weil die erste die andere im Gefolge gehabt hat."

Es war uns hier daran gelegen, auf Veranlassung der von Bastian gemachten Entdeckung und im Verlaß auf die logische Schärfe der Untersuchungen von Preuß, der Begründung der allgemeinen Uebereinstimmung der Schöpfungssagen, sowohl ihrem Inhalt wie ihrer allegorischen Fassung nach, entgegenzukommen. Gleichzeitig suchten wir aber auch mittelst Vorführung dieser Uebereinstimmung die von Hahn in blendender Helle für die Verstandesbefriedigung ausgebreiteten Schätze unter der idealen Verklärung durch die von Bastian zugeführte kosmogonische Sagenweisheit einer der Sache selbst vortheilhaften, nachhaltigeren Betrachtung theilhaftig zu machen.

Mit dem Zugeständniß, daß, der Umsatztheorie entsprechend, das Unorganische des Erdkörpers ein Maß der Entwickelung der Organismen ist, welche sich ihn zum Träger gebildet haben, daß also Erde und Mensch sich balanciren, wird auch die Einsicht nicht ausbleiben, daß wir nur auf diesem Wege den Menschen zu begreifen und der Anthropologie den Besitz eines unbestreitbaren Princips zu sichern vermögen,

Die der Erde zuerkannte Bewegung, die revolutio, hatte über die Specialwissenschaft hinaus auch eine Revolution im Gesammtgebiet des Geistes zur Folge. Eine gleiche Wirkung läßt die von den „Meteoriten" ausgehende Umkehrung innerhalb der Wissenschaft erwarten. Bei dieser handelt es sich, auf die Gefahr hin, von Gegnern als „Umkehr der Wissenschaft" verrufen zu werden, um nichts

Geringeres denn um eine Regeneration der Wissenschaft, sollte auch die Zeit bis zu allgemeinerer Anerkennung, wie in jenem Falle, über Jahrzehnte hinaus sich erstrecken.

Das unausbleibliche Resultat einer solchen Anerkennung wird unbedingt der Sturz der mechanischen Weltanschauung sein. Eine scharfe Abgrenzung der Begriffe „Mechanisch" und „Organisch" thut daher vor Allem Noth. Jenes ist das absolut Leblose, dieses das absolut Lebendige; jenes durchaus nur Machwerk der Menschenhand, dieses das Product einer die Schöpfung durchwaltenden höchsten Weisheit und Allmacht; dort haben wir ein aus Theilen zusammengestücktes Geräth, hier ein lebendiges Gliederganze — „Künstler, Werkzeug und plastischen Stoff zumal." Wächst und entwickelt sich der Organismus von innen heraus, so erfährt dagegen das mechanische Fabricat nur Besserung von außen und bezieht seine bewegenden Kräfte vom Willen des Constructeurs. Wie kann da noch ferner vom „Organismus einer Uhr", vom „Mechanismus des organischen Lebens", von „organisch-mechanischer Weltentwickelung" und vom „Mechanismus des Denkprocesses" gesprochen werden? Indem die Sprache sich dazu unter einem bestechenden Aufwand an logischer Schärfe hergiebt, verleugnet sie gerade das, was sie selbst auch ist, den lebendigen Geist, seine Fortdauer und die idealen Ziele, welche ohne jenen realen Grund eines auf Weltharmonie angelegten urorganischen Stoffes undenkbar sind.

Freilich schwankt auch der Begriff des Un- oder Anorganischen. Der Mensch sträubt sich, die ungeheuren Massen der Weltkörper auf dieselbe Lebenslinie mit sich und seiner, der sinnlichen Auffassung zugänglichen, organischen Umgebung zu stellen. Bald ist ihm der Planet ein Lebloses, bald wird er mit E. Reyer einverstanden sein, wenn derselbe am Schluß seiner Abhandlung: „Die Bewegung im Festen", sagt: „Der ganze Erdball ist durch und durch zwar fest, aber doch plastisch, folgt also den kosmischen Agentien. Wir müssen behaupten, daß das Wandeln und Wandern der Gestirne, das Leben und Aendern in der ganzen Erde nicht phänomenal, sondern universell ist. Ununterbrochen gehen Umlagerungen und Wandlungen in der scheinbar so todten Erde vor sich; endloses Wachsen und Sterben beherrscht die Gesteine. Da schrumpfen und sinken sie, dort schwellen sie an, und es stauen sich die Gebirge zu gewaltigen Wellen. Wenig bemerken wir dies Aendern der Erde, weil unser Auge zu schwach und unser Leben zu kurz ist. Könnten wir aber die Ereignisse eines Jahrhunderts in einem Augenblick übersehen, dann, glaube ich, müßte uns wohl grauen vor dem gewaltigen Leben in der alten Erde."

Unserer Sinnesbeschaffenheit und den kosmischen Raum- und Zeitverhältnissen, wofür ausreichende Maßstäbe fehlen, uns anbequemend, drücken wir den Unterschied zwischen dem Menschen nebst dem pflanzlichen und thierischen Kleinleben um ihn her einerseits und dem kosmischen Großleben seines Trägers andererseits so aus, daß wir jenes mit Empfindung, Willen und Geist begabte, erforschbare Reich im eminenten Sinne das organische, dieses, von dessen inneren Vorgängen wir mehr ahnen als wissen, das kosmorganische nennen.

Die physikalischen und chemischen Kräfte, die infolge der Umsetzung des Organischen in den unorganischen Stoffen auftauchten und vermöge welcher, wie oben bemerkt, die jetzigen Körper auf einander wirken, verbieten es, die Erde für eine todte Masse zu halten. Denn nur das ist man befugt, als todt zu bezeichnen, was der Mensch aus dem Verband des Ganzen zu technischen Zwecken abgelöst hat oder, als bereits abgelöst vorfindend, sich aneignet, um es zu gestalten und zu verarbeiten.

Die so von der Menschenhand aus todtem Stoff hergestellten Geräthe können einzig und allein Mechanismen heißen. Es ist zwar verständlich, daß der Mensch die ihm geläufige Bekanntschaft mit den ihm naheliegenden Werkzeugen — auch Maschinen und Apparate sind nur zusammengesetzte Werkzeuge — wie auch die ihnen anhaftende Terminologie aus sprachlichem Nothbehelf zur Verdeutlichung organischer Formen und Beziehungen bildweise benutzt; doch ist es nothwendig, um dem Mißbrauch, der in einer Art von Koketterie mit dem Wort „mechanisch"


MERCANT... LIBR... NEW-YO...

getrieben wird, zu steuern, sich einen genügenden Ersatz in dem Terminus „mechanistisch“ zu verschaffen.

Angenommen, die gelehrte Welt selbst sei sich der bildweisen Verwendung des Mechanismus klar bewußt, so sollte sie doch weder in gelehrten noch in „populären“ und „gemeinverständlichen“ Auslassungen die Grenze des Erlaubten zu sehr überschreiten. Denn schließlich stempelt die große Menge, in Verwechselung der Sache mit dem Bilde, nur zu gern letzteres zur sachlich baren Münze, um davon in einseitig materialistischer Auffassung ausgiebigen Gebrauch zu machen.

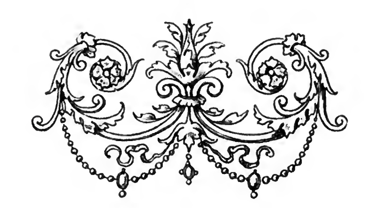
Neben den vielen glänzenden Resultaten der materialistischen Naturforschung ist ihre schwache Seite der Mechanismus. Von allen zerstörenden Tendenzen ist die mechanische Weltanschauung die zerstörendste. Sie unterwühlt, indem sie Religion, Kunst und Wissenschaft zersetzt, den organischen Bestand des Staates. Ihre Vernichtung wird die Befreiung von dem beklemmenden Alp sein, der auf dem Frieden der Gesellschaft lastet. Den ferneren Versuchen, den Mechanismus in organistischer Vermummung im ganzen Gebiet der Lehrmeinungen heimisch zu machen, wird von der neuen Schöpfungslehre Halt geboten. Innerhalb seiner Schranken jedoch kommt der Mechanismus wahrhaft zu seinem Rechte. Hier wird seiner Machtvollkommenheit gebührend gehuldigt, so daß er, indem er unter Anderem, wie jetzt geschehen, mit Mikroskop und Lichtbild der organischen Weltanschauung zu so erstaunlichem Aufschwung verhilft, selbst auch einen großartigen Triumph feiert.

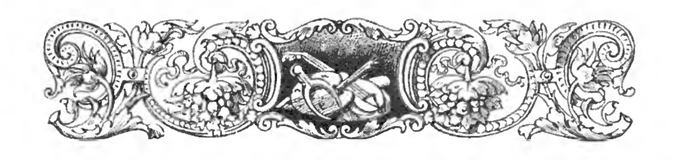
Insofern alle Erzeugnisse der mechanischen Technik die Erweiterung und Fortsetzung der organischen Machtfülle des Menschen sind, Projection der Organe, und da die ganze Culturgeschichte sich in die Erfindung und Vervollkommnung der Werkzeuge nach dem Vorbild des menschlichen Organismus auflöst, so zeigt die Lehre, welche den Schöpfungsproceß von einem urorganischen Weltstoff anheben und in der Umsetzung desselben in unorganische Materie als Maß für die Entwickelung des Organischen sich verlaufen läßt, nunmehr auch den Menschen der Erdwelt gegenüber als „das Maß der Dinge“ — eine Erhabenheit des Beginnes und des Zieles, wie sie würdiger für die Menschheit nicht gedacht werden kann!

* *
*

Versteintes Leben aus der fernsten Zeiten Nacht,
Der Urwelt Leichensteine sind ans Licht gebracht.

Steinschliffgebilde jetzt! Wir stehn und schaun sie an —
Das hat Erkenntnißmuth, das hat der Mensch gethan!





# Literarische Mittheilungen.

## Das Jubiläum deutscher Uebersetzungskunst.



omer's Odyssee. Von Johann Heinrich Voß. Abdruck der ersten Ausgabe vom Jahre 1781. Mit einer Einleitung von Michael Bernays. (Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.) Mit Recht begehen Prof. Bernays und die Cotta'sche Buchhandlung die Jubelfeier des Erscheinens der Voß'schen Odyssee, denn sie war das erste maßgebende Werk auf dem Felde der Uebersetzungskunst, durch welche seit hundert Jahren unsere eigene Nationalliteratur in gewisser Hinsicht zur Weltliteratur geworden; bei keinem anderen Volke alter und neuer Zeit finden wir ein ähnliches Bestreben und Gelingen, die Dichtungen der anderen Nationen so treu nicht bloß ihrem Inhalte nach, sondern auch in der originalen Form nachzubilden. Manche harte Zumuthung ist dabei allerdings der deutschen Sprache gemacht worden, und indem dann gar manche unserer Dichter selbst sich der fremden Formen bedienten, erhielt unsere Literatur ein etwas buntscheckiges Ansehen; im großen Ganzen aber gewann die Sprache an Tonreichthum und Geschmeidigkeit, und manche fremde Weise hat sich völlig bei uns eingebürgert, indem sie im deutschen Genius wiedergeboren ward. Wer möchte den Hexameter und das Distichon missen, oder wer Klopstock's und Hölderlin's Oden sammt den Ghaselen Platen's und Rückert's? Meisterhaftes, in welchem Form und Inhalt einander entsprechen, ist ja darin geboten. Denken wir aber nicht bloß an die vielen trefflichen Uebersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen, sondern an den Shakespeare Schlegel's, den Cervantes Tieck's, den Tasso und Calderon von Gries, den Firdusi von Schack, den Byron von Gildemeister, die indischen Sagen von Holzmann, Rückert's Sakuntala, Hamasa und Hariri und so manche kleinere köstliche Gabe von Freiligrath, Geibel, Heyse und Anderen, so kann man wohl Ausländern den Rath geben, Deutsch zu lernen, um nicht bloß Goethe und Schiller, sondern auch die Classiker des Orients und Occidents in ihrer Eigenart verstehen und genießen zu können. Die Voß'sche Odyssee hatte es zuerst vermocht, das Original weder knechtisch nachzuformen, noch zu travestiren, sondern die Treue für dasselbe mit der Treue für die deutsche Sprache zu verbinden und den Ton desselben bei uns heimisch zu machen. Voß selbst ward in späteren Ausgaben nicht bloß in Bezug auf das Metrische strenger, er suchte sich dem Griechischen auch in der Wortstellung so eng anzuschließen, daß dadurch vollständige Verrenkungen der uns natürlichen Construction herbeigeführt und schwerfällig Gekünsteltes statt natürlicher Anmuth hervorgebracht wurde. Unsere poetische Sprache hat seit Klopstock unschätzbaren Gewinn durch den Einfluß der Antike auf die freiere Fügung der Worte erlangt; aber Uebertreibungen hat sie sich nicht aufdrängen lassen, wie sie etwa der Vers Ilias 10, 15 enthält:

> Viel alsbann aus dem Haupt mit den Wurzeln
> rauft er sich Haare.

Was hilft es uns, daß da Wort für Wort das Deutsche unter das Griechische gestellt werden kann, es ist eine umgekehrte Tapete aus dem letzteren geworden. So haben denn nicht bloß Goethe und Schiller die Voß'schen Arbeiten, seine eigenen Idyllen wie seine Uebersetzungen, in der ersten behaglicheren Form lesen mögen, sondern es ward auch die Odyssee mehrfach in ihrer ersten Fassung wieder abgedruckt, wie in der Ausgabe, die Abraham Voß 1837 und 1843 veranstaltete, und in dem herrlichen Prachtwerke mit den Preller'schen Landschaften und figürlichen Compositionen (Leipzig, Alphons Dürr's Verlag). Die neue, von Bernays besorgte Ausgabe schließt sich auch im Druck und

Format der ersten an, ja sie hat aus der Handschrift von Voß mehrere Versehen des Druckes berichtigen können. Wir aber möchten unseren unphilologischen Lesern und namentlich auch unseren Leserinnen empfehlen, sich durch sie vertraut zu machen mit dem Lied vom Odysseus:

Dem alten, ewig jungen Lied,
Aus dessen meerdurchrauschten Blättern
Uns freudig entgegensteigt
Der Athem der Götter
Und der blühende Menschenfrühling
Und der leuchtende Himmel von Hellas.

Die Einleitung von Bernays schildert uns mit staunenswerther Sachkenntniß höchst anziehend, wie das Verlangen nach einem deutschen Homer seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts rege war, wie Stolberg und Bodmer in Hexametern, Bürger anfangs in Jamben, dann gleichfalls in Hexametern dasselbe zu befriedigen suchten, bis Voß in freudiger Jugendkraft das Ziel erreichte. Er schildert ferner, wie dies geschah, wie Voß selbst an seinem Hochzeitstage, auf dem Morgenspaziergang vom Regen überrascht, eine Stunde des Wartens in einer Hütte übersetzend ausfüllte und wie der alte Sänger so recht der Schutzgeist seines liebevoll glücklichen Hausstandes war. Schon vor mehreren Jahren veröffentlichte Bernays eine kleine Schrift über Schlegel's Shakespeare-Uebersetzung; aus der erhaltenen Handschrift zeigte er, wie Schlegel gearbeitet und viele der bewundertsten Stellen erst allmälig der Vollendung entgegengereift. Der Nachlaß von Voß befindet sich auf der Münchener Staatsbibliothek und enthält theils auf zerstreuten Blättern erste Versuche, theils die für den Druck angefertigte Handschrift der deutschen Odyssee mit mancherlei Nachbesserungen. Auf dieses Material gestützt, eröffnet uns Bernays einen Blick in die Werkstatt des Uebersetzers; bald gelingt auf den ersten Wurf, was besonders kunstvoll erscheint, wie der bekannte Versschluß:

Warum denn zürnest du so, Zeus?

der so innig an das Griechische sich anschmiegt, bald erscheint als das Ergebniß vielfältiger Bemühung, was durch leichten Fluß sich einschmeichelt. Das Gesagte gilt besonders auch von den stehenden Beiwörtern des „erfindungsreichen Odysseus", der „sinnigen Penelopeia", der „ehrbaren Schaffnerin" u. s. w., die Voß für immer eingebürgert hat. Die ganze Einleitung ist ein ebenso verdienstvoller als anmuthiger Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte. Die Proben aus den älteren Arbeiten sind ebenso lehrreich und für ihren Autor charakteristisch wie ergötzlich. Da erschien z. B. in einer Sammlung merkwürdiger Reisen um 1550 „die vortreffliche Reisegeschichte des Ulysses, nach Homer's Beschreibung"; da ist Phemios ein „berühmter Virtuose", da setzen im Haus des Menelaos die Springer mit ihren Arien die Zuhörer in Verwunderung, da sagt Odysseus zur Melantho: „Elendes Weibsbild! was hast du mich denn immer mit solchen giftigen Reden anzubrummen?" Und im folgenden Jahrzehnt konnte selbst Damm, der gründliche Kenner der homerischen Sprache, den Sauhirten Eumäos zu Odysseus sagen lassen: „Großer Herr, das dort ist der höllenmäßige Kerl schon wieder." Dann aber gab in den siebziger Jahren Bürger seine ersten Proben eines Homer in Jamben in einem so schwungvoll edlen Ton, daß seine Anfrage, ob Deutschland solch einen Homer wolle, von keinem Geringeren als von Goethe im Namen des Weimarer Kreises mit freudig ermunterndem Zuruf bejaht wurde. Man vernahm bei Bürger den Dichter, der mit dem Dichter ringt, wiewohl er die homerische Einfachheit hier und da durch derbere Kraft ersetzte. Wenn Agamemnon den Priester Chryses mit barscher Rede entläßt, so heißt es:

Der König wies ihn schnöde von sich ab
Und schnob dies donnernde Gebot ihm nach.

Indeß hatte Klopstock in seinem Messias den Hexameter als den epischen Vers auch für Deutschland eingeführt, wenn auch mehr in lyrisch-musikalischer als in plastisch anschaulicher Weise, und er wie der alte Bodmer, der junge Stolberg behaupteten, daß der deutsche Homer im Gewande des Hexameters erscheinen müsse. Stolberg und Bodmer traten in den Wettkampf mit Bürger ein, jedoch noch ohne die Verszahl des Griechischen streng beizubehalten; Stolberg schlug im Geiste der Zeit einen etwas ossianischen Ton an, Bodmer ward einer steifen Zierlichkeit nicht ledig; und wie gut Beiden einzelne Stellen gelingen mochten, den homerischen Ton erreichte doch erst Voß in einer Verschmelzung volksthümlich-naiver und kunstreich gebildeter Darstellung. So gelangen Stolberg besonders naturschildernde Gleichnisse, z. B.:

Wie verzehrendes Feuer im unermeßlichen Walde
Lodert auf Gipfeln des Bergs, daß fernher schimmert die Flamme —

oder:

Wie wenn rauschende Flüsse vom Gipfel des Berges sich wälzen
Und im hallenden Thale die reißenden Wasser vermischen,
Großen Quelle nentstürzend durchdonnern sie felsichte Pfade:
Fernher hört im Gebirge der Schäfer das wilde Getöse —

Dazwischen aber stehen so lahme Verse wie die folgenden:

Also sprach zuerst der kriegrische Menelaos...

Als sie eines Speerwurfes weit noch von ihm waren...

Laßt uns sein Gebein in eine güldene Urne
Legen und mit Sorgfalt in doppeltes Fett sie wickeln...

Bei Bodmer heißt Priamos noch ein „ältlicher Herr", Kalypso eine „göttliche Dame" oder

„durchlauchte Frau", Ulysses „ein Freund des Jovis"; die griechischen Götter- und Heldennamen statt der lateinischen führten erst die Göttinger ein. Wir geben eine Probe Bodmer'scher Verse:

Der Argusbezwinger
Flog mit dem Stab in der Hand, er stieg in Pierien nieder,
Sank von dem Aether zum Meer und schwebte da über den Wassern
Gleich dem tauchenden Vogel, der fern in dem zaumlosen Meere
Durch die weitesten Sunde die Fische verfolgt und im Salznaß
Seine sehr dichten Fittiche badet. Nach selbiger Weise
Streifte Mercur an die hohen Wellen.

Voß übertraf seine Mitbewerber um den Kranz ebensoweit an gelehrter Kenntniß der homerischen Welt und an philologischem Verständniß der griechischen Sprache wie an feinem Gefühl für die treue Nachbildung des dichterischen Hauchs und Ausdrucks. Bernays führt von ihm die Stelle an:

Wie wenn auf ebener Bahn vier gleichgespannete Hengste
Alle zugleich hinstürzen, umschwirrt von der treibenden Geißel,
Hoch sich erheben und hurtig zum Ziele des Laufes gelangen:
Also erhob sich das Steuer des Schiffs, und es rollte von hinten
Dunkel und groß die Woge des lautaufrauschenden Meeres.
Schnell und sicheren Laufes enteilten sie; selber kein Habicht
Hätte sie eingeholt, der geschwindeste unter den Vögeln.
Also durcheilte der schneidende Kiel die Fluthen des Meeres,
Heimwärts tragend den Mann, an Weisheit ähnlich den Göttern.
Ach! er hatte so viel unnennbare Leiden erduldet,
Da er die Schlachten der Männer und tobende Fluthen durchkämpfte;
Und nun schlief er so ruhig und alle sein Leiden vergessend.

Bernays bemerkt dazu: „Hier ist dem Original nichts genommen und nichts aufgedrängt; aber das Ganze erscheint doch in milderer weicherer Färbung. Homer bemitleidet seinen Helden nicht mit einem Ach! — er fährt, ohne den Satz zu unterbrechen, ruhig fort. Voß sagt: ‚Heimwärts tragend den Mann' — und drückt dadurch gleichsam die Sehnsucht aus, deren Zug uns, die mitfühlenden Hörer, ergreift, wenn wir den Dulder mit unserer Empfindung auf der Fahrt zur heimischen Küste begleiten. Homer sagt einfach: ἄνδρα φέρουσα. Sollen wir nun den Uebersetzer wegen derartiger Abweichungen tadeln? Nein; er übernimmt hier die Rolle des glücklichen Vermittlers zwischen dem Original und unserer Empfindung. Er zeigt, wie er seinen Dichter gefühlt, damit auch wir ihn fühlen sollen." Moritz Carriere.

# Zur Biographie Lessing's.

**Gotthold Ephraim Lessing, sein Leben und seine Werke.** Von Th. W. Danzel und G. E. Guhrauer. Zweite berichtigte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von W. v. Maltzahn und R. Boxberger. Zwei Bände. (Berlin, Theodor Hofmann.) Das obengenannte Werk, dessen erste Hefte bereits hier erwähnt wurden, liegt nunmehr vollständig vor. Wir begrüßen es mit Freuden, da eine so gediegene Monographie über Lessing, wie die von Danzel begonnene, nach dessen leider so frühem Tode von Guhrauer fortgesetzte, unmöglich im Bereich der Lessing-Literatur, in der sie eine Perle bildet, fehlen durfte, also wenn sie vergriffen war — was merkwürdigerweise erst fast dreißig Jahre nach ihrem Erscheinen eingetreten —, nothwendig so bald als möglich wieder aufgelegt werden mußte. Daß die beiden Gelehrten, welche als Herausgeber der neuen Auflage hier genannt sind und deren Namen bereits im Kreise der Lessing-Forscher einen guten Klang haben, dieser Mühewaltung sich unterzogen haben, ist sehr dankenswerth. Ueber die Grundsätze, nach denen sie bei ihrer Arbeit verfahren sind, haben sie in dem „Vorwort zur neuen Ausgabe" sich ausgesprochen. Sie sind „bemüht gewesen, diese neue Ausgabe auf dem heutigen Standpunkte der Lessing-Forschung zu halten, ohne irgendwie die Pietät gegen die dahingeschiedenen Verfasser aus den Augen zu setzen." Sie haben daher „den Text mit möglichst schonender Hand behandelt", auch da, wo nach ihrem Geschmack „die Gründlichkeit bisweilen allzu gründlich, die philosophische Speculation bisweilen allzu speculativ wird." Selbst größere Excurse, die sich in der ersten Auflage fanden, haben sie — bis auf einen über Shakespeare, Band I, S. 447 der ersten Auflage — beibehalten. Dagegen haben sie die neueren Forschungen möglichst vollständig, soweit sie ihnen von Belang schienen, verwerthet. Außerdem haben sie, zur Erleichterung des Nachschlagens der Lessing'schen Werke selbst, zu den Seitenzahlen der Lachmann'schen Ausgabe überall die entsprechenden der späteren Maltzan'schen und Hempel'schen hinzugefügt.

Eine Vermehrung hat diese zweite Auflage

erfahren durch die Beilage zum ersten Bande, enthaltend angebliche Recensionen Lessing's in der „Berlinischen privilegirten Zeitung vom Jahre 1749." Die Herausgeber haben — auf eine Notiz hin, worin ein in der genannten Zeitung kritisirter Schriftsteller sagt, daß die Kritik über ihn von Lessing herrühren „solle" — den ganzen Jahrgang 1749 dieser Zeitung sorgsam durchgesehen und eine Anzahl von Recensionen daraus, welche sie „gleichfalls als von Lessing verfaßt anerkennen, da sie die ganze Eigenthümlichkeit seines Stiles haben und mit seinen damaligen literarischen Beschäftigungen in genauer Beziehung und Verbindung stehen", hier abdrucken lassen. Uns will „die ganze Eigenthümlichkeit des Lessing'schen Stiles" in diesen Recensionen keineswegs so ausgeprägt erscheinen, daß wir sie darum ohne Weiteres als von Lessing herrührend anerkennen möchten. Bei einer haben die Herausgeber selbst angemerkt: „sie hielten sie nicht für lessingisch", haben sie aber doch aufgenommen; bei einer anderen: „nichts deute auf Lessing's Urheberschaft hin." Aber wozu dann sie aufnehmen? Selbst die „Abfertigungen Gottsched's", obschon man bei ihnen natürlich am ersten an Lessing denkt, sind doch nicht so specifisch lessingisch, daß sie nicht auch von einem Anderen herrühren könnten. Der Spott über Gottsched's anmaßliches und unpoetisches Wesen war damals schon in weiten Kreisen verbreitet.

Ferner sind angehängt ein paar Recensionen aus den „Kritischen Nachrichten aus dem Bereiche der Gelehrsamkeit" vom Jahre 1751, welche B. A. Wagner in der Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung Nr. 29 von 1879 als lessingisch bezeichnet hat, und Lessing's Vorrede zu der (nach einem Artikel von Wagner in der Sonntagsbeilage zu Nr. 26 der Vossischen Zeitung von 1879) von ihm gefertigten Uebersetzung von Voltaire's kleineren historischen Schriften.

Was nun im Allgemeinen die Bearbeitung des Danzel-Guhrauer'schen Werkes durch die Herren Herausgeber betrifft, so muß man die Pietät ehren, womit dieselben den Text des Werkes unversehrt zu erhalten gesucht haben. Ob nicht trotz dieser Pietät, ja gerade aus einer solchen, manche Längen etwas gekürzt, besonders manche Excurse (z. B. der im ersten Band, S. 476 bis 492) etwas hätten ins Engere zusammengezogen werden können, und zwar zum Vortheil des Ganzen, dieser Zweifel scheint uns nicht unberechtigt. Sollte nicht gerade eine gewisse Breite und Schwerfälligkeit des Danzel-Guhrauer'schen Werkes, welche dessen Studium mindestens Ungeübteren beschwerlich machte, den ganz außerordentlichen Verdiensten, namentlich Danzel's, um Ermittelung und Feststellung des Thatsächlichen einigermaßen Abbruch gethan haben und mit daran schuld sein, daß erst nach so langer Zeit eine neue Auflage davon nothwendig geworden ist? Und hätte es daher nicht im Interesse des Werkes selbst gelegen, diesem Uebelstande, soweit möglich, in etwas abzuhelfen? Freilich, das geben wir zu, es wäre ein schwieriges, namentlich aber ein sehr verantwortliches Beginnen gewesen.

Wenn wir so nach der einen Seite wünschen möchten, die Herausgeber hätten ihren Stoff etwas zusammenziehen können (ohne daß wir jedoch das Gewicht der Gründe unterschätzen, die sie davon abgehalten haben), so hätten wir nach einer anderen Seite hin eine Erweiterung der neuen Auflage nicht ungern gesehen, nämlich in Bezug auf die Zusätze der Herausgeber selbst. Dieselben haben ihre Zusage, „die neueren Forschungen möglichst vollständig zu verwerthen", in einer Richtung — der philologischen – wohl erfüllt; was zur Feststellung oder Erläuterung biographischer, bibliographischer, exegetischer und sonstiger Notizen zu Lessing's Leben und Werken durch die neuere Lessing-Kritik zu Tage gefördert worden, findet sich in peinlicher Vollständigkeit angeführt. Allein zu den „Forschungen" über einen Schriftsteller gehören unseres Erachtens ebensowohl auch die ästhetisch-kritischen, literar- und culturhistorischen, philosophischen u. a. Erörterungen über den Inhalt seiner Werke und über die darin sich aussprechende Geschmacks-, Geistes- und Gemüthsrichtung. Und nach dieser Seite hin vermissen wir allerdings eine gleiche Berücksichtigung der seit dem Erscheinen des Danzel-Guhrauer'schen Werkes (1850 bis 1854) zu Tage getretenen, sehr umfänglichen Literatur über Lessing. Wir wollen nur Einiges anführen, wo uns diese Lücke besonders aufgefallen ist. Bei „Minna von Barnhelm" wäre wohl theils in Bezug auf Einzelnes, z. B. das Musterbild des Tellheim (ob, wie Danzel meint, ein Major v. Biberstein oder, wie neuerdings mehrfach angenommen wird, Lessing's vertrauter Freund, der Major v. Kleist), theils in Bezug auf die ganze Grundlage des Dramas, besonders auf dessen „politische" oder „nationale" Bedeutung (worüber, nach Ausdeutungen des Goethe'schen Ausspruchs über den „specifisch norddeutschen Gehalt" der Minna und ihre Zurückführung auf den siebenjährigen Krieg, so verschiedenartige Ansichten sich geltend gemacht haben), auf diese verschiedenen Auslegungen (z. B. bei Löbell, Julian Schmidt ꝛc.) und überhaupt auf die nachdanzel'sche Literatur einige Rücksicht zu nehmen gewesen. So aber finden wir lediglich eine einzige solche Anführung, nämlich die eines Aufsatzes von R. Boxberger: „Die politische Bedeutung von Lessing's Minna von Barnhelm", noch dazu ohne jegliche Andeutung von dem Inhalt dieses Aufsatzes. Bei „Emilia Galotti" war, scheint uns,

nach Danzel's eigener Anleitung, etwas näher auf die, wie schon vor, so auch nach Danzel vielbehandelte (ganz neuerlichst wieder lebhaft aufgegriffene) Frage über das eigentliche Verhältniß Emilia's zum Prinzen einzugehen. Allein nichts dergleichen findet sich.

Von dieser bis zum völligsten Verschweigen getriebenen Kargheit in Verwerthung der neueren Forschungen und Auffassungen betreffs Lessing'scher Werke sticht es dann sonderbar ab, wenn dem „Nathan" ein eigenes Capitel im Texte selbst (Zweiter Band, S. 470 bis 480) gewidmet ist, worin die ganze neuere Literatur über dieses Drama sammt den darin ventilirten Fragen ausführlichst besprochen wird. Das Verhältniß des Nathan zur „Erziehung des Menschengeschlechts" betreffend, hätte wiederum Manches aus der neueren theologischen Literatur (z. B. Gelzer's „Protestantische Monatsblätter von 1853"; Stirm's „Apologie des Christenthums" ꝛc.) erwähnt werden können. Auch bei der so wichtigen Seite der philosophisch-theologischen Thätigkeit Lessing's, seiner Stellung zum Spinozismus, ist die Bezugnahme auf die einschlagende Literatur ziemlich dürftig. Abgesehen davon, daß dem Leser wenig damit gedient ist, wenn ihm bloß der Titel der Schrift: „Lessing's Stellung zur Philosophie des Spinoza" (von Rehorn) oder gar einer Schrift mit so ganz allgemeinem Titel wie die „Lessing-Studien" von Hebler genannt wird, ohne ihm wenigstens mit zwei Worten einen Wink zu geben, ob er darin Argumente für oder gegen Lessing's Spinozismus, oder was sonst, finde, — abgesehen davon, war hier jedenfalls auch auf Schwarz, Ritter, Pfleiderer u. s. w. zu verweisen, betreffs der religiösen Grundanschauung und Stimmung Lessing's überhaupt (wie solche von Guhrauer aufgefaßt wird) auf Dorner, Gelzer, Dilthey u. A.

Als ein Uebersehen bei der Berücksichtigung philologisch-kritischer Schriften, die auf Lessing Bezug haben, darf es wohl bezeichnet werden, daß die Herausgeber bei der Stelle (erster Band, S. 467), wo Danzel jede Zurückführung der Miß Sarah Sampson auf eine Anregung seitens Diderot's sehr apodiktisch als einen „großen literarischen Irrthum" zurückweist, nicht mindestens Notiz genommen haben von der Stelle in „Diderot's Leben und Werke" von Rosenkranz (erster Band, S. 268), wo Rosenkranz auf ein seiner Meinung nach schon 1749 verfaßtes „triste drame" (!) von Diderot hinweist, nämlich „L'humanité ou le tableau de l'indigence". Eine Berücksichtigung, wenn auch nur in der Form der Zurückweisung dieser Rosenkranz'schen Stelle war schon dadurch nahegelegt, daß Rosenkranz daselbst sagt: „Es ist mir unbegreiflich, weshalb Niemand von diesem Drama, das Lessing in der Dramaturgie mit Lob anführt, spricht; weshalb keiner der vielen Kritiker, die sich mit der Theorie des bürgerlichen Dramas beschäftigt haben, z. B. Danzel und Guhrauer in ihrem gelehrten Werk über Lessing, es auch nur im Vorübergehen wenigstens als Curiosität erwähnen."

Wegen der Schulcensuren Lessing's wäre wohl besser, als auf eine Nummer der Gartenlaube, die nicht immer leicht zu haben sein wird, auf Kreyssig's „Afraner-Album" zu verweisen gewesen, wo dieselben in der Ursprache mitgetheilt sind.

Karl Biedermann.

# Literarische Notizen.

Das Bedürfniß geistreicher Lebensbetrachtung ruft mancherlei literarische Erscheinungen hervor, so zunächst zwei Schriften über die Frauen: **Das Weib.** Philosophische Briefe von E. Du Mont. Zweite Aufl. (Leipzig, F. A. Brockhaus) und: **Ehret die Frauen.** Von F. S. Warneck. (Mitau, E. Behre.) Zwei Schriften, welche beide den Emancipationsgelüsten gegenüber die Grenzen der weiblichen Natur festzustellen suchen. Du Mont thut dies mit vielem Geiste. Er gehört zu jener Schule Schopenhauer's (wie Bahnsen), welche die geniale Vertiefung des großen Philosophen in die Erfahrung des Lebens mit Selbständigkeit weiter verfolgen. — Ein anderes geistreiches Buch dieser Art ist: **Moderne Zustände.** Von Alexander Jung. (Rostock, W. Werther's Verlag.) Alexander Jung ist inmitten der gegenwärtigen Literatur eine höchst sympathische Erscheinung. Ein Mann, in welchem der Zusammenhang mit der großen Zeit der deutschen Literatur noch lebendig ist, welcher noch Schelling und Tieck gesehen, und nicht nur gesehen, sondern mit lebendigem Gefühl für das Große und Ideale aufgefaßt hat. Doch zeigt sein letzter Aufsatz, daß er auch denjenigen Fortschritt anzuerkennen weiß, welchen die außerordentliche Erweiterung des Gedankenkreises den heutigen Schriftstellern gewährt. Es ist insbesondere Carlyle, den er als Philosophen der Geschichte Allen voranstellt.

* * *

Aus dem Gebiet der neueren Literatur erwähnen wir zunächst eine neue Sammlung einzelner Musterstücke: **Deutsche Dichter und Denker.** Geschichte der deutschen Literatur mit Probensammlung von Friedr. Sehrwald.

(Altenburg, O. Bonde.) Die erste uns vorliegende Lieferung enthält eine lesbare Literaturgeschichte, deren eigentlicher Zweck indeß nicht recht einleuchtet. — Von der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden **Sammlung deutscher Dichter des sechzehnten Jahrhunderts**, welche Karl Gödeke und Julius Tittmann herausgeben, ist ein fünfzehnter Band erschienen, der einzelne Dichtungen von Fischart enthält. Die berühmteste unter ihnen ist das „Glückhafte Schiff von Zürich", welches man auch heute noch mit großem Vergnügen lesen wird. — Eine andere sehr liebenswürdige Sammlung einzelner Gedanken, zumeist aus der mittelalterlichen Literatur unseres Volkes, ist: **Aus alter Zeit.** Von Jean Bernard. (Leipzig, Ed. Wartig.) — Muster geistvoller Einzelbilder des französischen Lebens stellt geschickt zusammen J. Baumgarten: **La France qui rit.** (Kassel, Th. Kay.) — Eine biographisch-kritische Skizze über einen hervorragenden slavischen Schriftsteller der Gegenwart giebt S. v. Bohdanowicz: **J. J. von Kraszewski in seinem Wirken und seinen Werken.** (Leipzig, Commissionsverlag von Wilh. Friedrich.)

* * *

Von den Zusendungen auf dem Gebiet der Gesundheitslehre und verwandter Gegenstände sprechen wir nicht gern, da ein guter Arzt besser ist als ein ganzer Ballen medicinischer Schriften für Gebildete. Inzwischen hier und da greift wohl das Publikum nach solchen, und so seien hervorgehoben: P. Niemeyer, **Aerztliche Sprechstunden** (Jena, H. Costenoble); F. Erismann, **Gesundheitslehre.** Zweite Auflage (München, M. Rieger); W. Brügelmann, **Die Inhalationstherapie.** Dritte Auflage (Köln, E. H. Mayer). — Einen freieren Gang nimmt: J. H. Franke, **Die Wissenschaft vom physischen, geistigen und socialen Leben.** (Berlin, C. Wortmann.) — Blumenfreunde werden eine einfache und gründliche Anweisung finden in: Leopold Dippel, **Die Blattpflanzen und deren Cultur im Zimmer.** Mit vierunddreißig Holzschnitten (Weimar, B. F. Voigt). Classische Darlegungen über die Bedeutung des Waldes enthält: K. Roth, **Ueber Wald und Waldbenutzung.** (München, Lindauer'sche Buchhandlung.)

* * *

Eine neue Auflage von: Alexander Elbinger, **Handbuch der Oelmalerei** (Halle, Otto Hendel) ist erschienen. Die in diesem Handbuch enthaltene Anweisung macht gar keine Vorkenntnisse nothwendig, sondern entwickelt sich vom Elementarsten aus in ganz klarer, mitunter sogar etwas zu breiter Darstellung. Sie leitet zu keiner besonderen Manier, sondern beschränkt sich auf die Vorschriften, welche alle Schulen mit einander theilen. In das Detail geht sie in Bezug auf die Behandlung von Porträt und von Landschaft, als den beiden Gebieten, auf denen die Arbeit von Dilettanten am häufigsten vorkommt. Ueber keinen Punkt, auf welchen ein solcher Dilettant bei seinen selbständigen Versuchen stößt, wird diese Schrift ihn ohne Antwort und Rathschlag lassen, und diese Rathschläge sind durchaus von besonnener und allseitiger Erfahrung dictirt, nicht von einseitigen Neigungen.

**Der gute Ton in allen Lebenslagen.** Von Franz Ebhardt. Vierte neu durchgesehene und ergänzte Auflage. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben. (Berlin, Verlag von Franz Ebhardt.) Das Buch ist ein moderner Knigge. Wir glauben voraussetzen zu können, daß es einen ähnlichen Erfolg wie die bekannte Schrift über den Umgang mit Menschen haben wird. Es sind nicht trockene Lebensregeln, die hier dargeboten werden, sondern anschauliche Bilder, durch welche sich eine gesunde Auffassung des Lebens hindurchzieht. So ist es begreiflich, daß es seit 1877, wo es zuerst erschien, schon vier Auflagen hinter sich hat.



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Gustav Karpeles.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.
Nachdruck wird strafgerichtlich verfolgt. — Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten.



# Inga Svendson.

Novelle

von

**Otto Roquette.**

---

II.



Einige Zeit darauf, an einem der letzten Tage des Augustmonats, ritt Herr von Schellborn von seinem Gute aus nach der benachbarten Oberförsterei Eisenthal. Es war ein frischer Morgen; der Weg, nur eine Stunde weit, immer durch den Wald, so angenehm, als man sich nur wünschen konnte. Der junge Reiter fühlte sich in froher Stimmung, wie immer, wenn er sich auf dieser Straße befand, denn das Haus zu Eisenthal begann seit einiger Zeit eine ernstere Anziehung auf ihn zu üben. Er hatte schon als Knabe gute Nachbarschaft mit den Bewohnern gehalten und durfte jetzt, seit er sein väterliches Gut übernommen hatte, als nächster Nachbar auf willkommenen Empfang rechnen. Die Tochter des Oberförsters, obgleich viel jünger als er, hatte doch zuweilen die Knabenspiele getheilt und ihn auch wohl über die Kinderjahre hinaus bei seinem Vornamen Paul genannt. Das hörte mit der Zeit auf. Eine Reihe von Jahren — die Universitätszeit und längere Abwesenheit auf Reisen — hielt ihn entfernt und brachte eine gewisse Entfremdung. Als er sich dann aber dauernd auf seinem Grundbesitz niederließ und bei dem ersten Besuche das erwachsene und erblühte Mädchen wiedersah, begannen seine Augen weit zu werden, und je zurückhaltender sie gegen ihn war, desto mehr wünschte er, sie möchte ihn wieder Paul nennen. Er ritt in den Hof, wurde gemeldet und von der Frau Oberförsterin in ihrem kühlen kleinen Empfangssaal freundlich willkommen geheißen. Ihr Gatte war im Walde, die Tochter ließ sich nicht blicken. Die Dame wußte Besuche zu

unterhalten und die Empfangenen selbst reden zu machen, und so mußte er von seiner Reise in die Schweiz erzählen und von Kunstwerken, die er in Städten gesehen hatte. Es fiel ihm auf, daß Frau Volkmar die Abwesenheit ihrer Tochter nicht entschuldigte, so oft er auch mit ziemlich unzweideutigen Blicken nach der Thür zu den Frauengemächern sah. Ein Gefühl zwischen Ungeduld und Niedergeschlagenheit überkam ihn, während er sich doch nicht entschließen konnte, aufzubrechen, ohne Konradine gesehen zu haben. Da drangen Töne an sein Ohr, die ihn überraschten. Ein Clavier war zwar auch hier wie in jedem Hause zu finden, und ein wenig Musik hatte er auch sonst schon in der Oberförsterei gehört, aber niemals eine Geige. Und er täuschte sich nicht, er hörte aus der Entfernung Läufe, Uebungen und allerlei schwierige Griffe auf den Saiten. „Wer spielt bei Ihnen neuerdings Violine?“ fragte er überrascht.

„Wir haben Besuch im Hause,“ entgegnete Frau Volkmar. „Besuch von weither — entfernte Beziehungen aus meiner Jugend.“

Schellborn sah die Dame an und hoffte, sie werde mehr sagen. Ihre Antwort schien ihm eher ein Ausweichen, und er war so wenig gewöhnt, daß man sich in der Oberförsterei in Geheimnisse hüllte. Wenn er sonst kam, fand er gleichsam Thür und Thor offen; von den Kindern, von Gästen im Hause war offen die Rede, oder sie kamen auch sonst zur nachbarlichen Begrüßung. Er wußte sich heute in die ungewohnte Beschränkung gar nicht zu finden. Der Oberförster trat bald darauf ein und brachte das Gespräch noch einmal in Bewegung. Man sprach von den Nachbarn, und als Paul beiläufig erwähnte, daß der Freiherr von Troll sich seit einigen Tagen wieder auf seinem Gute befinde, rief der Oberförster: „Ist er schon da? O, das ist mir lieb!“ Und Paul wollte bemerken, daß Herr Volkmar mit seiner Gattin einen raschen Blick wechselte, der auf irgend einen Plan, eine Absicht schließen ließ. Dergleichen fiel dem jungen Manne auf, er fühlte, daß man heute nicht ganz frei gegen ihn war. Und überdies: was hatte es dem Oberförster so besonders lieb zu sein, daß der Freiherr zurückgekehrt? Standen doch Beide, wie er wußte, gar nicht in so nahem Verkehr mit einander! Und Konradine erschien nicht, und beide Eltern schwiegen über ihr Ausbleiben! Endlich konnte Paul die Frage nicht länger auf dem Herzen behalten, ob er nicht das Vergnügen haben werde, auch Fräulein Konradine zu begrüßen? — „Ja, wo ist sie denn?“ fragte der Vater. — „Auf einem Spaziergange — mit unserem Gaste,“ entgegnete Frau Volkmar. „Sie müssen heut' entschuldigen, Herr von Schellborn!“

Paul erhob sich, enttäuscht und beinahe etwas verletzt, und verabschiedete sich. Der Oberförster, welcher nichts von seiner Regung ahnte, begleitete ihn bis vor die Thür und rief dem Dahinsprengenden noch ein: Auf baldiges Wiedersehen! nach. Paul's fröhliche Stimmung war in das Gegentheil umgeschlagen. Er fühlte, daß man ihm in dem befreundeten Hause etwas verhehlte, und der Gedanke, daß dies in irgend einer Verbindung mit Konradinen stehen könnte, regte ihn lebhaft auf. So trabte er in größerer Eile, als er nöthig gehabt hätte, durch den Wald. Bei einer Lichtung angelangt, wo in der Nähe der Straße und auf einer Anhöhe ein Aussichtsplatz mit Tisch und Bänken angelegt war, bemerkte er Frauengewänder, ein helles und ein dunkles. Er erkannte Konradine. Neben ihr befand sich ein anderes junges Mädchen. Sein Herz klopfte freudig, aber bei dem nächsten Blicke stutzte er und hoffte, sich zu täuschen. Denn in der Anderen glaubte er die blonde junge Aben-

teurerin wieder zu erkennen, welche jüngst in Ems hatte von sich reden machen. Das war das hochblonde reiche Haar, die dunklen Augen und Brauen — man vergaß dieses eigenthümliche Gesicht nicht, wenn man es auch nur einmal gesehen hatte; das war auch noch derselbe unscheinbar schwarze Anzug! Paul erschrak. Wie war es erklärlich, dieses übel beleumdete Mädchen hier und in der Gesellschaft Konradinens zu sehen. Er hatte nur einen kurzen Moment, die beiden Gestalten ins Auge zu fassen, denn sie erhoben sich, vielleicht ohne seine Nähe bemerkt zu haben, schlugen die entgegengesetzte Richtung durch das dichte Unterholz des Waldes ein und verschwanden seinen Blicken. Paul gerieth in eine immer heftigere Bewegung. Nun fiel ihm auch das Violinspiel, welches er vernommen, wieder ein, und er erschrak bei der Vermuthung, daß das in Ems zusammen genannte junge Vagabondenpaar unter den Gästen der Oberförsterei zu verstehen sei. Aber wie in aller Welt konnten sie in das bisher reine Haus aufgenommen werden? Waren sie abgerissen und bettelnd gekommen, und hatte man ihnen aus Mitleid eine Zuflucht gewährt? Aber das war wieder nicht zu denken, wenn die Tochter des Hauses mit der Fremden wie mit einer Freundin verkehrte. Eins stand ihm fest: wie die jungen Leute auch in das Haus gelangt sein mochten, die Familie kannte den Ruf des Mädchens nicht, sie wußte nicht, in welchem Verhältniß es zu dem jungen Menschen gestanden. Paul hätte unverzüglich umkehren mögen, um die Familie zu warnen, den Ruf Konradinens zu wahren, der durch die Nähe einer solchen Person nur gefährdet werden konnte. Aber dann fiel ihm wieder die Zurückhaltung der Oberförsterin ein, mit der sie von ihren Gästen sprach, die Bedeutung, die der Oberförster der Rückkehr des Freiherrn von Troll beizulegen schien. Da war ein Geheimniß welches ihn mehr und mehr zu beschäftigen begann. Umkehren, den unbefugten Warner spielen, durfte er doch nicht, da man ihn nicht in das Geheimniß gezogen hatte. Aber er wollte wiederkehren, bald, morgen schon, denn er fühlte auch wieder eine Verpflichtung, seine Freunde über das fahrende Volk, welches sich in irgend einer annehmbaren Weise eingeschlichen haben mochte, aufzuklären und das Haus vor Unannehmlichkeiten zu bewahren. Daß diese jungen Leute auch wohl besser, daß sie gar Geschwister sein könnten, fiel ihm nicht ein, nachdem der Leumund für sie bereits ein anderes Verhältniß gefunden hatte, und auch Andere würden vielleicht nicht darauf gekommen sein, da eine Spur von Aehnlichkeit zwischen Beiden nicht leicht zu entdecken war. Es ging Paul in seiner Beurtheilung, wie es auch sonst zu gehen pflegt. Anstatt die vom Vorurtheil übel Beleumundeten in der als gut erkannten Gesellschaft auch sofort in einem reinigenden und besseren Lichte zu sehen, fürchtet man von dem Einfluß der ersteren für diejenigen, welche man schätzt. Der Macht des Bösen wird eine größere Bedeutung beigelegt als der Macht des Guten.

Da nun die Begebenheiten dieser Geschichte sich dauernd in dem Waldgebiete von Eisenthal abspielen werden, um sie bis zum Ausgang nicht wieder zu verlassen, ist es nöthig, das Haus und die Persönlichkeiten etwas näher zu betrachten. Die Oberförsterei lag in dem ebenen Grunde eines waldigen Thalkessels, der durch die leichteren Anhöhen der thüringischen Vorberge gebildet wurde. Der hohe Wuchs der Edeltannen, gemischt mit Eichen und Buchen, ließ die Umrisse der Hügelreihen schon als Gebirgslinien erscheinen. Das Haus selbst stammte aus der „Jagdzeit“, wie man sagte, nämlich

aus Tagen, wo fürstliche Jagdleidenschaft sich verschwenderisch zu entfalten liebte und Schlösser erbaute für waidmännische Hoffeste und zur Unterkunft eines umfassenden Personals von Jägern und bevorzugten Jägerinnen. Das Fürstenthum, zu welchem Eisenthal einst gehört hatte, war längst einem größeren Staatsverbande einverleibt und das Schlößchen zu einer Oberförsterei gemacht worden. Das Haus bestand aus einem zweistöckigen Mittelbau mit hohem, in Mansarden aufgestuftem Dache und zwei Seitenflügeln, welche sich nur als Erdgeschoß ausbreiteten, mit großen, bis zum Boden reichenden Fenstern, deren Mehrzahl einst Flügelthüren gewesen waren. Vor denselben zog sich die ganze Vorderseite des Hauses entlang eine aufgemauerte Rampe, welche sich in der Mitte in einer Freitreppe erweiterte, mit einer Galerie kunstvoller aus Eisen geschmiedeter Ranken und Blumen, übereinstimmend mit dem über der Treppe hervorspringenden Balcon des oberen Stockwerkes. Im Rücken des Hauses hatte die neuere Zeit manche Veränderung vornehmen müssen, um einen Wirthschaftshof herzustellen, und ebenso in der inneren Einrichtung der Zimmer und Gemächer, um sie auch für den Winter erwärmbar und wohnlich zu gestalten und einzurichten. Von dem alten, auf einen Familienhaushalt nicht berechneten Mobiliar fanden sich nur noch wenige Reste, dafür waren alle Räume, nicht glänzend, aber bequem und zweckmäßig, für die Bedürfnisse modernen Lebens ausgestattet. Hier lebte Herr Volkmar mit seiner Gattin seit fünfundzwanzig Jahren. Seine Tüchtigkeit in der Amtsführung, seine wissenschaftliche Bildung hatten ihm schon ein paarmal den Ruf eingetragen, zu Gunsten einer höheren Stellung im Staate seinen Wald zu verlassen. Dazu konnte er sich nicht entschließen, da er sich mit seiner Umgebung verwachsen fühlte und das gewohnte Revier niemals mit einer amtlichen Arbeitsstube in der Stadt hätte vertauschen mögen. In seinem Aeußeren glich er dem gewöhnlichen Förstertypus nicht eigentlich. Zwar fehlte nicht der starke, jetzt angegraute Vollbart, aber die hochgewachsene Gestalt, das Weltmännische seiner Art sich zu geben, die Bildung, die sich in seiner Rede kund that, bewiesen ein durch mannigfache Mittel ausgestattetes und äußerlich wie innerlich mehr gehobenes Dasein. Und so auch seine Gattin. Sie war nicht die Frau Oberförsterin, die nur in der Wirthschaft und in den Interessen des Hauses aufgeht, sondern eine recht stattliche Dame, welche, wenn ihr die häuslichen Pflichten als das Selbstverständliche erschienen, an der geistigen Arbeit des Mannes und der Kinder theilnahm und im Zusammenhang mit der Welt zu bleiben wünschte, so weit ihre Lage und ihr Lebenskreis es ermöglichten. — Da den Gatten mehrere Kinder bald nach der Geburt hinweggestorben waren und ein Ersatz dafür sich nicht einstellen wollte, beschlossen sie, einen elternlosen Knaben, in entferntem Grade mit der Hausfrau verwandt, an Kindesstatt aufzunehmen. Roderich Klingstein behielt seinen väterlichen Namen, erwuchs aber ganz als der Sohn des Hauses, und zwar in seinem Wesen, seinen Bestrebungen und Studien zur höchsten Genugthuung der Eltern. Frühe Neigung und das Beispiel des Vaters hatten ihn den Naturwissenschaften zugeführt. Seine akademischen Jahre waren vorüber, einige Reisen hatten sich daran geschlossen, eine wissenschaftliche Arbeit zeigte bereits die ausgezeichnete Anwendung seiner Lehrjahre und trug ihm Anerkennung ein. Er hoffte sich demnächst an einer Akademie zur Lehrthätigkeit niederzulassen. Augenblicklich war er theils zur Erholung, theils zu neuen Forschungen und Studien auf einer längeren Wanderung, von welcher

man ihn eigentlich längst zurückerwartete. Spät noch war dem Hause eine Tochter geboren worden, die jetzt achtzehnjährige Konradine. Im Gegensatz zu den Gestalten der Eltern und des Bruders war sie von kleiner Figur geblieben: ein feines, zierliches Mädchen, ohne doch unkräftig zu erscheinen, hübsch, rosig und munter, das ganze Entzücken des Vaters. Daß bei dem Bildungsstandpunkt der Eltern ihre Erziehung nicht versäumt worden und Konradine sich nicht als ein gewöhnliches Landmädchen darstellte, ist selbstverständlich. Dies waren die Mitglieder der Familie und die Bewohner eines Hauses, welches sich Besuchern auch auf längere Zeit gern öffnete und dessen Fremdengemächer eigentlich niemals leer standen.

Auch aus der näheren Umgebung war ein häufiges Kommen und Vorsprechen. Konnte Herr von Schellborn die Oberförsterei von seinem Gute aus in einer Stunde erreichen, so stieß, etwas weiter hinaus, daran das Besitzthum des Grafen Spach, während auf der anderen Seite, freilich mehrere Stunden entfernt, das Grundeigenthum des Freiherrn von Troll an die Waldgrenze stieß. Nicht gering achtete man in der Oberförsterei den Vortheil, daß ein Haltepunkt der Schienenstraße leicht zu erreichen war, der dann die Verbindung mit der kleinen Residenz W. ermöglichte. Brauchte man immer ein paar Stunden, um dahin zu gelangen, so ließ man sich diese, wie meist auf dem Lande, wo jeder Verkehr mit einigem Zeitaufwand erkauft werden muß, nicht eben verdrießen.

Noch an demselben Morgen, da Paul Schellborn seinen Besuch in der Oberförsterei abgestattet, hielt Herr Volkmar ein Gespräch mit seiner Frau, dessen Inhalt Beide sehr ernst zu stimmen schien, dann ließ er anspannen, um nach dem Gute des Herrn von Troll zu fahren. Noch aber waren die Pferde nicht aus dem Stalle geholt, als der Wagen des Freiherrn in den Hof einfuhr. Der Oberförster zeigte sich nicht wenig überrascht, denn es schien ein nicht geringes Ereigniß, diesen Gast zu empfangen, der sich nur selten und nothgedrungen auf seinem Gute aufhielt und seit einer Reihe von Jahren keinen Verkehr mehr mit den Bewohnern von Eisenthal gepflogen hatte. Volkmar rief seiner Frau zu, das Empfangszimmer während des Besuches des Freiherrn vor jedem Eintreten eines Anderen zu bewahren, und ging dem Gaste entgegen.

„Guten Morgen, Herr Nachbar!" rief der Ankommende. „Ich habe Ihr Billet gefunden, in welchem Sie mir schreiben, daß Sie mich sprechen wollen. Ich komme Ihnen zuvor, da ich doch einmal auf dem Wege nach der Stadt bin. Was giebt es denn?"

Im Empfangszimmer angelangt, suchte der Oberförster durch einige Vorbereitungen im Gespräch der zerstreuten Stimmung des Freiherrn erst eine bestimmte Richtung zu geben, dann erzählte er, daß er seit einigen Tagen zwei junge Leute als Gäste im Hause habe, welche einen Brief ihrer verstorbenen Mutter bei ihm abgegeben, einen Brief, der auch für den Freiherrn, nach dem Willen der Hingeschiedenen, nicht ohne Bedeutung sei. Und indem er das ziemlich umfangreiche Schreiben Herrn von Troll überreichte, fügte er hinzu, daß die Geschwister die Namen Rolf und Inga Svendson führten.

Ein Ausdruck zornigster Ueberraschung flammte in dem Antlitz des Freiherrn auf. Schweigend, mit augenscheinlichem Widerstreben, durchflog er den Brief, welcher für seine Stimmung viel zu ausführlich und lang war und dessen Schluß seine Augen mit Ueberschlagung mehrerer Seiten zueilten. Längst abgethane, wie er glaubte, den bittersten

Groll aufregende Erinnerungen waren wieder da, und niemals Erwartetes wollte sich störend in sein Leben drängen. Denn Rolf und Inga, von welchen er zum ersten Mal hörte, waren zwar nicht seine Kinder, aber die Kinder seiner Gemahlin, welche sich einst freiwillig von ihm getrennt hatte. Im Vorgefühle nahen Todes empfahl sie die mittellosen ihrer Jugendfreundin, der Frau Volkmar, zugleich mit der Bitte, die Großmuth des Freiherrn für dieselben anzurufen. Herr von Troll sprang heftig auf, nachdem er den Brief durchflogen, und durchmaß schweigend den Saal mit starken Schritten, während der Oberförster an ein Fenster trat und hinausblickte, um die Wendung des Gespräches von der Fassung seines Gastes abhängen zu lassen.

Um die Aufregung desselben zu erklären, muß in eine entfernter liegende Zeit zurückgegriffen werden. Herr von Troll hatte sich einst verheirathet, ohne große Zuneigung; ein leichtes Gefallen schien dieselbe ersetzen zu können, zumal er bei etwas bunter Lebensart von seiner Familie zur endlichen Begründung eines Hausstandes gedrängt wurde. Seine Gemahlin war nicht wohlhabend, aber von gräflichem Hause und sehr schön. Ob ihr Herz an ihn gefesselt war, steht dahin, jedenfalls aber hatte sie gehofft, ihn selbst mehr zu fesseln. Der Freiherr konnte sich nicht rühmen, seiner Gemahlin ein Muster ehelicher Treue zu geben. Sie erfuhr von seinen Zerstreuungen und wendete sich innerlich von ihm ab. Die Geburt einer Tochter verbesserte nichts in dem ehelichen Einvernehmen. So wenig die Gatten noch gemeinsam hatten, so wurde, wie man zu sagen pflegt, doch der äußere Anstand gewahrt, und sie lebten einige Jahre wie Andere auf der Oberfläche des geselligen Bodens. In einem Sommer reisten sie zur Unterhaltung nach Baden, wo es damals, in den Zeiten des grünen Tisches, noch ungleich mehr Zerstreuung gab als heutzutage. Ein junger Mann aus Norwegen wußte sich der Baronin zu nähern. Er war Bildhauer und auf einer Reise nach Italien begriffen. Der schlanke, blonde Fremde blieb nicht ohne Eindruck auf das Herz der jungen Frau, und sie steuerte dieser Regung um so weniger, als sie sich täglich aufs Neue durch ihren Gemahl verletzt glaubte. Erich Svendson fand Gelegenheit, ihr seine Leidenschaft zu gestehen. Noch zitterte sie bei Anhörung dieses Geständnisses, aber auch in ihrem Inneren wachte zum ersten Mal auf, was sie für ihren Gemahl niemals empfunden hatte. Die Ueberzeugung gewann in Beiden den Sieg, daß sie für einander gehörten, und sie beschlossen, zu entfliehen. Die junge Frau gab ihren Gatten, ihr Kind, ihren guten Ruf preis und folgte ihrem Freunde in die Ferne und in eine ungewisse Zukunft. Erst von Rom aus schrieb sie an Herrn von Troll, daß sie sich für schuldig bekenne und die Scheidung von ihm verlange, da sie sich mit dem Bildhauer Erich Svendson zu vermählen gedenke. Diese Erfahrung traf den in seinem hochfahrenden Stolze Verletzten als ein harter Schlag. Unfaßbar erschien es ihm, daß ein solcher Scandal gerade aus seinem Hause in die Oeffentlichkeit gehen sollte, zumal er die Lacher gegen sich hatte. Er mußte aus der Gesellschaft verschwinden, um sich vor ihr zu retten. Die Scheidung wurde eingeleitet und vollzogen, er aber ging nach Paris und überließ den Leuten das Kopfzerbrechen über das immerhin unerklärliche Verschwinden der Baronin. Denn so geschickt hatten die Entflohenen ihren Verkehr zu bergen gewußt, daß Niemand auf den fast unbekannten Erich Svendson verfallen wäre, und der Freiherr hütete sich selbstverständlich, die Aufklärung zu geben, daß seine Frau mit einem lum-

pigen Künstler davongegangen sei. Der Lärm verlief sich mit der Zeit wie manche andere Ereignisse, die einander in der öffentlichen Kundnahme verdrängten und ablösten. Und als Herr von Troll nach Jahr und Tag in seine Kreise zurückkehrte, war seine Schmach, wenn nicht vergessen, doch insoweit in den Hintergrund geschoben, daß er getrost sein bisheriges Leben wieder aufnehmen konnte. — Inzwischen verlebte die einstige Baronin einige glückliche Jahre als Gattin Erich Svendson's in Italien. Sie gebar ein Zwillingspaar, welches in der Taufe die Namen Rolf und Inga erhielt. Svendson hatte einige Kunstwerke in Marmor vollendet, welche nach seiner nordischen Heimath abgesandt wurden, er selbst rüstete sich, mit seiner Familie nachzufolgen. Es kam nicht dazu, da dieselbe von dem traurigsten Geschick ereilt wurde. Svendson setzte sich leichtsinnig den Einflüssen des südlichen Klimas aus, ein Fieber ergriff ihn und raffte ihn in wenigen Tagen dahin. Die junge Frau sah sich in verzweifelter Lage. Ihr mütterliches Vermögen, nur gering, hatte man ihr nicht vorenthalten können. Es war, da man sich in Rom auf etwas großen Fuß eingerichtet hatte, bis auf einen kleinen Rest draufgegangen. Sich an ihre Verwandten in Deutschland zurückzuwenden, brachte die Entflohene und Verfehmte nicht übers Herz. Nachdem die erste Gewalt des Schmerzes gebrochen und einem etwas freieren Blick in das Leben gewichen war, mußte ein Entschluß gefaßt werden. Sie war für ihre und die Erhaltung ihrer Kinder allein auf sich selbst angewiesen, und sie beschloß, tapfer zu sein und Alles, was von Verwöhnung und Ansprüchen in ihr war, preiszugeben. Freunde aus ihrem künstlerischen Kreise in Rom riethen ihr, von ihrer schönen Stimme Nutzen zu ziehen und es mit der Oper zu versuchen. Sie widerstrebte; endlich aber, wenn auch mit schwerem Herzen, entschloß sie sich dazu und nahm nochmals Unterricht bei einem italienischen Gesangmeister. Er ermuthigte sie, und sie trat unter fremdem Namen auf und fand Beifall. Mit einer reisenden Gesellschaft gelangte sie nach Deutschland, um daselbst für immer zu bleiben, ohne doch ihren neuen italienischen Namen für die Bühne aufzugeben. Doch hütete sie sich bei mannigfachem Wechsel des Engagements, die Grenze auch nur von Mitteldeutschland zu berühren. Glänzend war ihre Laufbahn nicht. Nach sechs Jahren versagte ihre Stimme; aber die Gewandtheit, welche sie auf der Bühne erlangt, sowie ihre schöne, bedeutende Gestalt befähigten die noch jugendliche Frau, in älteren heroischen Rollen des Schauspiels aufzutreten. Und es gelang ihr, fast zehn Jahre, die letzten ihres Lebens, als Mitglied eines Stadttheaters in Süddeutschland festen Fuß zu behalten. Hatte sie bei einem solchen Beruf auf alles von außen kommende Glück für sich selbst verzichtet, so war das Glück und die Erziehung ihrer Kinder um so mehr ihr Streben und Augenmerk. Sie kamen noch jung genug in dauernde Verhältnisse, um durch das fahrende Leben nicht beeinträchtigt zu werden. Im Hause selbst hielt die Mutter selbst auf strenge Ordnung, die Schule mußte besucht und jede Arbeit pünktlich verrichtet werden. Sie hätte es gern gesehen, wenn vom Theater niemals eine Spur über die Schwelle ihrer Häuslichkeit gelangt wäre, was sich denn freilich nicht ganz vermeiden ließ. Vorwiegend war Rolf nicht davon abzuschließen. Und doch kam sie bald zu der Ueberzeugung, daß gerade um seine Zukunft ihr am wenigsten bange zu sein brauchte. Denn sein musikalisches Talent entwickelte sich früh, und schon der zwölfjährige Knabe wurde von den Musikern mit in das Opernorchester genommen, wo er unter den Violinisten seinen Bogen

ganz wacker mitstrich. Seine Gewandtheit machte Fortschritte, und die für seine Jahre überraschende Virtuosität wurde von den Mitgliedern des Orchesters herausgefordert, wenn sie ihnen gleich mehr zur Belustigung diente, da es ihm an gediegener Grundlage noch fehlte. Dennoch bezog er, obgleich noch der Schule angehörig, bald ein bestimmtes Spielhonorar, und ihm stand es fest, daß er auf seine Geige seinen Lebensberuf zu gründen habe. So befestigte sich sein Charakter, seine Selbständigkeit früh, und nicht gering war seine Genugthuung, durch seinen Erwerb der Mutter schon einige Sorgen abnehmen zu können. Ganz anders verhielt es sich mit seiner Schwester Ingeborg oder Inga, wie sie gewöhnlich genannt wurde. Sie wuchs zu einer ungewöhnlichen Schönheit heran, wenn dieselbe auch weniger in der Regelmäßigkeit der Züge bestand. Während Rolf unverkennbar die der Mutter wiedergab, traten bei dem Mädchen mehr die nordischen Züge des Vaters hervor, aber vereinigt mit dem Typus des Landes, in welchem sie geboren war. Diese Vermischung hatte etwas Ueberraschendes und gab ihrem Gesicht den Ausdruck des Räthselhaften, jedenfalls Ungewöhnlichen. Man rieth der Mutter, Inga für die Bühne zu erziehen. Wenn sie selbst schon ihre Tochter sehr ungern in einer solchen Lebensbahn gesehen hätte, so war zu ihrer Beruhigung das Mädchen nicht dafür zu gewinnen. Auch hatte sich bei Inga niemals etwas von Begabung dafür gezeigt. Allein in anderer Weise erwuchs der Mutter manche Sorge um die Zukunft der Tochter. Denn sie zeigte nach keiner Richtung eine Fähigkeit, einst durch sich selbst ihr Leben fördern zu können. Sie erschien als eine zwar liebenswürdige, aber hülflose Natur, unbedingt auf eine fremde Stütze angewiesen. Um so mehr erschrak die Mutter, bei diesem sanften, weichmüthigen Wesen zuweilen Zügen, Anschauungen, plötzlichen Regungen zu begegnen, welche sie geradezu abenteuerlich nennen mußte; Zügen, die durch eine Mahnung, ein Wort des Tadels sich, gleichsam über sich selbst erschreckt, wieder bargen. In solchen Augenblicken sah Inga aus ihren dunklen Augen die Mutter oder den Bruder wie rathlos an, als hoffte sie von ihnen eine Belehrung über ihr eigenes Innere zu empfangen; oder wenn der Bruder sie auch wohl auslachte, schüttelte sie den Kopf, als wäre sie mit verwundert über ihre Thorheit. Sie lebte still zu Hause, hatte für sich keinen Verkehr, that jede Arbeit, die ihr auferlegt wurde, mit Pflichttreue, wenn auch nicht stets, wie die Mutter seufzend bekennen mußte, mit ebenso viel Geschick. Aber mit ganzer Liebe hing sie an den Ihrigen, ja mit einer Leidenschaftlichkeit, welche die Mutter oft etwas zu dämpfen versuchen mußte. — Das Leben der Mutter welkte früh dahin. Sie war nur wenige Jahre über vierzig, als sie den Keim des nahen Todes fühlte. Da entschloß sie sich, um ihrer Tochter willen alte Beziehungen wieder anzuknüpfen. Einer Jugendfreundin, der Frau Volkmar, welche sie auch während ihrer ersten Ehe zuweilen in der Oberförsterei besucht hatte, setzte sie ein Bekenntniß ihrer Lebensschicksale auf und empfahl ihr ihre Kinder, ja sie wagte es, nicht ohne Gefühl der Schuld und Reue, im Falle der Noth sogar die Großmuth des Freiherrn von Troll für ihre Hinterbliebenen anzurufen. Sie fügte hinzu, daß Rolf und Inga von einer ersten Ehe ihrer Mutter nichts wüßten und weder über Personen noch über Verhältnisse, die damit in Beziehung ständen, nur im geringsten unterrichtet wären.

Herr von Troll schritt unter dem Eindruck der Nachrichten des Briefes eine Weile im Saale auf und nieder. Dann,

neben dem Oberförster stehen bleibend, begann er: „Wer hat die Bestätigung gebracht, daß die — Mutter der Kinder gestorben ist?“

„Die Kinder selbst,“ entgegnete Volkmar.

Nach einer Pause fuhr Herr von Troll fort: „Ich habe keine Verpflichtung gegen dieses Gelichter!“

„Gewiß nicht, Herr Baron, es war in dem Briefe auch nur von Großmuth die Rede.“

„Großmuth!“ rief der Freiherr mit bitter höhnischem Auflachen. „Es ist wahrlich viel gewagt, mich für Vagabondenvolk zur Großmuth aufzufordern!“

„Die jungen Leute sind unschuldig an ihrer Herkunft! Zum Vagabondenvolke gehören sie nicht, wie wir in den drei Tagen, die wir sie bei uns haben, genugsam erkannt haben. Ich selbst würde Sie mit diesen unseren Gästen nicht behelligt haben, meine Frau aber war der Ansicht, daß der Wunsch der Verstorbenen geehrt werden müsse. Seien Sie überzeugt, daß wir unsererseits nicht die Absicht haben, ein Vermächtniß, welches nur uns angeht, Ihnen zuzuwälzen.“

Herr von Troll fühlte sich durch diese Wendung unangenehm berührt und war auf dem Punkte, etwas Heftiges zu entgegnen, als er von draußen den Ruf: „Inga! Inga!“ vernahm, von einer Stimme, deren Klang ihn eigenartig durchzuckte. Er sah hinaus und blickte in die Züge eines Jünglings, die ihm eine Aehnlichkeit vor die Augen brachten, welche eine Art von Ingrimm in ihm erwachen ließ. „Ist das der Bursche?“ rief er. „Ich glaube an seine Abstammung! Gut! Machen wir es kurz! Ich will sehen. Lassen Sie ihn hereinkommen!“

Der Oberförster zögerte. „Ich gebe nur zu bedenken, Herr Baron,“ begann er, „daß der junge Mann nicht im entferntesten ahnt, mit wem er sprechen wird, und somit eine gewisse Bitterkeit oder Härte bei einer ersten Begegnung gar nicht begreifen würde.“

Herr von Troll machte eine abwehrende Handbewegung, als Zeichen, daß er eine solche Mahnung für überflüssig halte; der Oberförster aber lud Rolf durch das geöffnete Fenster ein, auf einen Augenblick heraufzukommen. Frau Volkmar aber hatte den Ruf gehört und hielt es für gut, sich dem jungen Manne anzuschließen, bis auf Weiteres aber im Nebenzimmer zurückzubleiben. Gleich darauf stand Rolf vor dem Freiherrn; Beide musterten einander, und vier Augen blickten mit Abneigung, ja mit Widerwillen in einander.

„Sie sind Musikant?“ fragte Herr von Troll kurz.

Rolf stutzte. „Musikant? Nun ja,“ entgegnete er, „mehr bin ich freilich noch nicht, doch denke ich mich zum Musiker und hoffentlich zum Künstler auszubilden.“

„Und welche Mittel haben Sie dazu?“

„Fürs Erste guten Willen und eifriges Streben. Ich besitze noch einen Rest Reisegeld, dafür gehe ich nach W., wo man mir Aussicht auf einen Lehrer und baldigen Erwerb gemacht hat.“

„Ausflüchte!“ rief der Freiherr barsch. „Sie wissen recht gut, daß Sie fremde Hülfe in Anspruch zu nehmen haben, sind jedenfalls auch mit derartigen Hoffnungen hergekommen!“

Rolf's Gesicht überzog sich mit der Röthe des Unwillens. Er begriff nicht, wie der fremde Mann dazu kam, einen solchen Ton gegen ihn anzustimmen. „Ich bin durch einen Brief meiner verstorbenen Mutter hergewiesen,“ entgegnete er. „Ich genieße auf einige Tage die Gastfreundschaft des Herrn Oberförsters. Ich verweigere jede weitere Auskunft und möchte Niemand rathen, sich unbefugt in meine Angelegenheiten zu mischen!“

Dieses trotzige Selbstgefühl brachte den Freiherrn sichtlich auf, und es hätte zu einem heftigen Auftritt kommen können,

wenn nicht Frau Volkmar es zweckmäßig gefunden, in diesem Augenblicke einzutreten, um etwas Drohendes abzuwenden. Sie flüsterte Rolf einige Worte zu, die ihn vermochten, das Zimmer zu verlassen. „Wir wollen darüber in Ruhe verhandeln,“ begann sie. „Die Verstorbene hat die Kinder an mich gesendet, die Sorge für sie nehme ich in Anspruch, in der Hoffnung, daß Sie erlauben, dieselben in unserem Hause zu behalten.“

„Ich habe in Ihrem Hause nichts zu erlauben noch zu verwehren,“ entgegnete Herr von Troll, indem er sich zu fassen suchte. „Thun Sie, was Sie für gut halten. Aber Sie sollten sich eine solche Last nicht aufbürden!“

„Die Last wird, denke ich, nicht groß sein,“ wendete die Hausfrau ein. „Der Knabe siedelt in diesen Tagen nach W. über, um seine Studien fortzuführen; das Mädchen ist meiner Tochter eine willkommene Gesellschaft.“

„Ich will“ — sagte der Freiherr plötzlich zwischen Mißstimmung und Verlegenheit — „ich will eine bestimmte Summe aussetzen, ein- für allemal — Sie selbst werden —“

„Sie mögen diese Summe deponiren, Herr Baron, als vorerst unangreifbares Capital — in der Stadt oder wo Sie sonst es für gut halten, aber nicht bei uns!“ Die Hausfrau entgegnete es mit ruhiger Bestimmtheit.

Herr von Troll war durch diese Ablehnung auch nicht angenehm berührt. Ein Capital für die Geschwister Svendson bei einer Behörde oder öffentlichen Kasse niederlegen, hieß ihren Namen mit dem seinigen in Verbindung laut werden lassen, und das wollte er um keinen Preis. Dem Oberförster entging seine Abneigung dagegen nicht, und sich ins Mittel legend, sagte er: „Aber zu solchen Ueberlegungen bleibt ja immer noch Zeit! Fürs Erste wollen wir ein wachsames Auge auf die jungen Leute behalten und sehen, wie sie es treiben. Inzwischen bleibt die Sache selbstverständlich ganz unter uns. Meine Tochter weiß nur, daß unsere Gäste die Kinder einer verstorbenen Freundin meiner Frau sind. Kehrt mein Sohn zurück, so braucht er auch nicht mehr zu erfahren. Für Fremde aber, die etwa in unser Haus blicken, ist diese Auskunft vollends genug. Und was die Hauptsache ist, die beiden Kinder wissen auch nichts Anderes von sich auszusagen.“

Herr von Troll schien durch diese Wendung einigermaßen zufriedengestellt. Und da er sich nicht entschließen konnte, weiter darüber zu sprechen, so blieb die Verhandlung zwar unerledigt, doch für diesmal abgeschlossen. Es wurden nur noch zerstreute Fragen gestellt und Mittheilungen gemacht, darunter die, daß Graf Spach mit seiner Gemahlin auch bereits auf seinem Gute angelangt sei. Bald darauf empfahl sich Herr von Troll. Als sein Wagen den Hof verlassen hatte, sagte der Oberförster: „Es war kaum anders zu erwarten! Nur ist mir lieb, daß nicht das Mädchen, sondern der Knabe seinem barschen Wesen gegenübergestanden hat. Das arme Ding würde es härter empfunden haben.“

Einige Tage darauf wurde für Rolf das Reisebündel bereitet, welches er schwerer mitnahm, als er es hergebracht hatte. Die Anknüpfung mit dem Capellmeister in W. wurde willkommen geheißen, und es traf sich günstig, daß Herr und Frau Volkmar dem jungen Kunstlehrling einige Empfehlungen an bekannte Familien in der Stadt mitgeben konnten. Rolf war stolz darauf, durch eigene Ersparnisse die Reisekosten immer noch decken zu können, und sah mit glücklicher Sorglosigkeit über künftige Bedürfnisse hinweg. Nicht so Frau Volkmar. Und als sie ihm unter vier Augen ein Sümmchen überreichte, mit freundlichen Worten hinzufügend, er

möge denken, daß seine Mutter es ihm auf die Reise gebe, steckte er es lächelnd und gerührt ein und küßte seiner Gönnerin dankbar die Hand. Der Abschied der Geschwister, die sich zum ersten Mal in ihrem Leben trennten, war bewegt und auf beiden Seiten nicht ohne Thränen. Inga gerieth sogar in eine leidenschaftlich heftige Stimmung, in welcher der Bruder Noth hatte, sie zu beruhigen. Er versprach bald und häufig Nachricht zu geben. Herr Volkmar aber sagte, es sei selbstverständlich, daß Rolf seine nächsten Ferien in der Oberförsterei zubringen dürfe.

Es ist nachzuholen, daß Herr von Schellborn sich wirklich am Tage nach seinem ersten Besuche wieder in Eisenthal einstellte und ein Gespräch mit dem Oberförster über die neuen Gäste des Hauses einleitete. Die Aufschlüsse, welche er erhielt — soweit er sie erhalten durfte —, setzten ihn in Verlegenheit. Denn er mußte erkennen, daß man im Hause über dieselben besser unterrichtet war als er selbst und daß er den jungen Leuten durch falsche Vermuthung bitteres Unrecht gethan hatte. Dieses wünschte er so bald als möglich gut zu machen, und da er diesmal Gelegenheit hatte, Konradine und an ihrer Seite Inga zu begrüßen, betrug er sich gegen die letztere mit bevorzugender Artigkeit. Ihr war er ein Fremder, und die häufigen Wendungen im Gespräch an sie setzten sie eher in Verlegenheit, als daß sie eine Genugthuung darüber empfunden hätte. Paul wünschte mehr zu thun, um das junge Mädchen zu Ehren zu bringen. Er ritt auf das Gut des Grafen Spach, um auch in der Nachbarschaft die überraschende Mittheilung zu machen und auf eine etwaige Begegnung mit dem jungen Mädchen vorzubereiten.

Nun war es im September, an einem schönen sonnigen Morgen, da die Laubwipfel zwischen den dunklen Tannen nur erst leise sich zu bräunen anfingen und die Waldwiesen, vom Bache durchschlängelt, noch im saftigen Grün standen. Herbstblumen und verspätete Sommerblüthen gab es immer noch auf den Halden und in den Lichtungen. Durch eine derselben schritten Konradine und Inga, welche ihr verschossenes Reisekleidchen jetzt auch mit einem hübscheren vertauscht hatte. Die erstere sammelte einen mächtigen Strauß, wobei die Freundin ihr half, wie sie seit ihrem Aufenthalt im Forsthause schon einigemal gethan hatte. Reichten die Blumen nicht mehr aus, so mußten purpurne Eichenschößlinge oder Zweige mit farbigen Beeren ihre Stelle vertreten. Konradine kannte alle Pflanzen und nannte sie bei ihren botanischen Namen. Und wenn sie dann die Freundin um dies und jenes bat, was gerade von ihr erreichbar war, und lateinische Bezeichnungen dabei brauchte, dann sah Inga sie groß und rathlos an und glaubte Wunder zu vernehmen. Sie suchte jede Belehrung zu erfassen, hätte alle die Namen gern im Gedächtniß behalten mögen, aber es stimmte sie wehmüthig, daß sich nichts davon festhalten ließ, sondern wie im Nebel vor ihr zerfloß. Endlich hatten die Mädchen den Hügel erreicht, wo von dem Aussichtspunkte der ganze Waldgrund, die Oberförsterei in der Mitte, sich überschauen ließ. Sie nahmen auf der Bank Platz, und Konradine legte den Strauß vor sich auf den Tisch. Dann deutete sie nach einem Einschnitt zwischen den Hügeln, von wo sich die Straße aus der Ferne in das Thal hereinzog, und sprach mit Freude aus, daß man von hier aus diesen ganzen Weg bis zu ihrem väterlichen Hause übersehen und einen daherkommenden Wagen mit den Augen verfolgen könne. Inga seufzte und begann: „Sie sind so glücklich! So gut gegen mich! Sie wissen so viel! Kennen

alle die Bäume und Pflanzen! Ich weiß nichts, gar nichts!"

Konradine ergriff lächelnd die Hand der Gefährtin. „Glücklich bin ich!" entgegnete sie. „Und Ihnen von Herzen gut! Aber mein Wissen ist nicht groß, und daß ich diese wenigen botanischen Namen behalten habe, ist nicht mein Verdienst! Das kommt von meinem Bruder. Er hat sie mir so oft vorgesagt, sie so oft ausgesprochen, daß es ein Kunststück gewesen wäre, sie nicht im Kopfe zu behalten! Sie werden unseren Roderich auch kennen lernen. Wir begreifen nicht, wo er so lange bleibt, und erwarten ihn täglich. Einen Tag um den anderen sammle ich einen Strauß zu seinem Empfange und schmücke damit sein Zimmer, und immer muß ich den gewelkten erneuern. Aber was thut man nicht um so einen schlimmen Bruder! Roderich ist nun einmal ein Mensch, wie es wenige giebt!"

Inga hatte den Namen Roderich nun schon öfter gehört, auch vernommen, daß er Naturforscher sei, eine Bezeichnung, bei welcher in ihrem Herzen stets ein heller Lichtstrahl aufblitzte, um sofort wieder im Dunkel zu erlöschen. Nach einer Pause sagte sie: „Ja! Es ist ein Glück, einen Bruder zu besitzen! Mein Rolf ist auch gut und brav!"

„Gewiß, liebe Inga!" entgegnete Konradine. „Aber unser Roderich — ich will es Ihnen nur bekennen, Sie würden es doch einmal erfahren — Roderich ist nicht eigentlich mein Bruder. Die Eltern haben ihn vor meiner Geburt an Kindes statt angenommen. Aber wir sind als Geschwister aufgewachsen. Seitdem — hat sich Manches geändert." Das junge Mädchen erröthete ein wenig, indem es fortfuhr: „Wir wissen, daß wir nicht Geschwister sind und daß wir — von der Zukunft ein anderes Glück erwarten dürfen. Gesprochen ist noch nichts — verlobt sind wir nicht, aber wir wissen auch ohne Worte, wie wir zu einander stehen, und — die Eltern wissen es auch, ohne gefragt zu haben. Meinen Bruder nenne ich ihn zwar, aber — ach! liebe Freundin, ich bin so plauderhaft! Vielleicht glauben Sie, daß ich Ihnen mein Vertrauen zu früh schenke! Denn Sie selbst sind so zurückhaltend —!"

Konradine schien über sich selbst etwas beschämt, Inga jedoch, einer plötzlichen leidenschaftlichen Regung folgend, fiel ihr um den Hals, indem sie unter Thränen rief: „Ich danke Ihnen! Ich danke Ihnen! Sie überhäufen die Fremde mit Güte! Ich will das Vertrauen erwidern, sobald — sobald ich ein Glück zu bekennen habe!" Konradine, überrascht durch diese Heftigkeit der Empfindung, erhob sich, in der Hoffnung, Inga durch Zerstreuung zu beruhigen. „Gehen wir heim!" sagte sie. „Ich zeige Ihnen Roderich's Arbeitszimmer und stelle dort meinen Strauß auf. Sie werden ein merkwürdiges Museum kennen lernen!"

Die beiden Mädchen traten den Heimweg mit sehr verschiedenen Empfindungen an. Konradine bereute in der That, in ihrem Vertrauen schon so weit gegangen zu sein. Es war geschehen in einer herzlichen Regung für Inga, von deren Schönheit sie sich gefesselt fühlte, deren Geschick — so weit sie es kannte — sie bemitleidete, in der sie bereits eine dauernde Hausgenossin und Freundin erblickte. Sie war eine glückliche, rückhaltlose Natur. In guten Verhältnissen erwachsen, nirgend durch Regelloses beirrt, nach keiner Richtung mit ihren Wünschen auf Fernliegendes hingewiesen, war sie in ihrem Hause, in ihrem Thale, ihrem Walde überall daheim, und ganz daheim, und selbst das Glück der Zukunft konnte ihr, wie sie meinte, nur aus den heimischen Umgebungen erwachsen. Gleichwohl fühlte sie sich durch das Fremdartige der neuen Freun-

din lebhaft angezogen und hoffte sie aus der Verborgenheit ihres Inneren mit der Zeit hervorzulocken. Daß dies nicht so schnell ging, daß Inga das Vertrauen nicht schon in gleichem Maße erwiderte, verletzte sie nicht, eher schalt sie sich selbst über eine Offenherzigkeit, welche mehr inneres Glück verrieth, als in die noch gedrückte Stimmung der Freundin passen wollte.

Inga dagegen konnte das Gefühl der Fremdheit noch nicht überwinden, um so weniger Verhältnissen gegenüber, die nur das Geordnete und Wohlbegründete zeigten. Es war seit dem Tode der Mutter über ein Jahr vergangen, und diese Zeit hatte das ohnehin der Stütze bedürftige Mädchen in eine innere Verwirrung gebracht, welche ihr Gemüth beängstigte. Die Versuche, sie zur Theaterlaufbahn zu überreden, wollten nicht enden, obgleich die Berather eigentlich nur ihre Schönheit, keine Proben ihrer Befähigung dafür ins Gewicht legen konnten. An Zudringlichkeiten anderer Art fehlte es auch nicht. An dem Vormund hatten die Kinder keine Stütze. Endlich kam die Zeit, da Rolf, dem die Mutter ans Herz gelegt hatte, seine Schulbildung zu vollenden, die Stadt verlassen konnte. Sein Engagement für die Sommermonate bei der Capelle des Badeortes brachte dem jungen Mädchen neue betrübende Erfahrungen. Inga athmete auf, als sie das von der Mutter gewünschte Ziel erreicht hatte, und das Gefühl, eine unbehelligte Zuflucht gefunden zu haben, brachte ihrem Gemüth einige Ruhe und reinere Sammlung. Dieses innere Ausruhen that ihr wohl; sie fühlte, daß man ihr Sorge und Güte entgegenbrachte, sie konnte wieder lächeln, sie konnte sich ihrer Umgebung als eines Guten und Schönen erfreuen. Aber wenn sie dann strebte, sich im Hause nützlich zu machen, dann mußte sie erkennen, wie Alle ihr überlegen waren, wie selbst Konradine, die sonst so viel mit Büchern, Schreibereien und Musik beschäftigt schien, gewandt in der Wirthschaft zuzugreifen verstand und in ein paar Minuten ins Werk setzte, was ihr selbst in einer Viertelstunde nur unvollkommen gelang. Es machte sie ganz unglücklich, und sie fragte sich, was daraus werden solle? Aber sie war nicht ohne die Fähigkeit starker moralischer Entschlüsse; sie beschloß, sich Gewalt anzuthun. „Was Rolf kann, muß ich auch können!“ sagte sie sich. „Ich will da, wo ich stehe, meine Pflicht thun, ich will mir meinen Weg schrittweise erobern.“ So bat und drängte sie fast, daß man ihr eine Theilnahme an den Hausgeschäften gewähre, und es gereichte ihr zu einer kleinen Genugthuung, bereits ein Lob von der Hausfrau empfangen zu haben. — Konradine, gewandt und heiterem Geplauder nicht abhold, wußte die Unterhaltung aufrecht zu erhalten, bis sie zu Hause anlangten und in Roderich's Zimmer traten.

Es war ein kleiner Saal im linken Seitenflügel, von allen Räumen des Hauses auf seinen Wandflächen für den modernen Gebrauch am wenigsten angetastet. Zwei große Fenster und eine Glasthür verbanden ihn mit der Rampe der Vorderseite. Die gemalte Decke, obgleich verblichen, zeigte in blauer Luft und auf Wolken noch Diana auf ihrem Wagen, von zwei Hirschen gezogen. Uralte Hirschgeweihe waren an den Wänden befestigt, welche, einst meergrün mit goldenen Leisten, jetzt eine stark nachgedunkelte Farbe zeigten. In diesen Raum hatte sich Roderich alle Reste des einstigen Mobiliars schon als Knabe zusammengetragen. Da standen ein paar Stühle, einst weiß lackirt und mit goldenen Zierrathen geschmückt, mit gewundenen Füßen und Lehnen; ein breitsitziger, schwerer Ruhesessel von geschnitztem Eichenholz, mit Leder überzogen; ein wunderlicher Tisch,

dessen Platte aus gemalten Porzellanstücken bestand, mit metallenem Rande; eine gebauchte, wurmstichige Commode und sonst einige Stücke, die er um keinen Preis neu aufzuputzen und ihrem alten Glanze anzunähern gestattete. Damit vermischten sich in bunter Reihe neue Geräthschaften in unscheinbarer Form. Bücherbretter von Fichtenholz und Schränke, worin sich Sammlungen von Gesteinen, Insecten und Herbarien befanden. Ueber denselben, zwischen ausgestopften Vögeln und selteneren Vierfüßlern des Waldes, Schlangen, Salamander und sonstige Amphibien in Gläsern mit Spiritus. Dazu hingen an den Wänden mancherlei wunderliche Dinge: große Bündel von Samenkapseln, Waffen, ein paar Gemälde, deren Gegenstand man auf der schwarzen Fläche schwer erkennen konnte, Gipsabgüsse verschiedener Menschenracen und die Rüstung eines neuseeländischen Häuptlings. Sogar die Hirschgeweihe waren noch zu Haken für allerlei Aufhängbares benutzt, worunter sich Fechthandschuh, eine verschossene Studentenmütze und Strohhüte der jüngsten Zeit befanden. Vor einem der Fenster prangte ein Philodendron, dessen mächtige Höhe und Riesenblätter dasselbe fast verschatteten, während sich vor dem zweiten ein Aufbau von anderen seltenen und wohlgepflegten Gewächsen befand. In der Mitte des Raumes aber stand der Arbeitstisch, breit und bequem, ohne jeden Luxus, aber doch ausgestattet mit Vielem, was individueller Geschmack, Liebhaberei, Gelehrsamkeit und Bedürfniß vereinigen können: Bücher, Kästen mit Collectaneen, ein Todtenschädel, Blumengläser und Familienbilder in Photographien. Dieser seit vielen Jahren zusammengetragene Inhalt gab der Werkstatt zwar ein recht buntes Ansehen, aber das Ganze war nicht ohne Sinn für Ordnung und zeigte, daß liebevolle weibliche Hände hier säubernd zu walten pflegten.

Inga war überrascht durch den Anblick dieses Raumes und blieb mit einem Ausruf der Verwunderung an der Thür stehen, während Konradine den Blumenstrauß auf den Arbeitstisch stellte. „Treten Sie getrost näher!“ rief sie lächelnd. „Der gelehrte Vogel ist nicht in seinem Käfig! Wir dürfen uns ungefährdet darin umsehen und über ihn lustig machen.“ Inga trat zu ihr, und das Erste, worauf ihr Blick fester haftete, war der Schädel, welcher gleichsam als Beschwerer auf einer Schicht von Büchern lag. „Ist das ein Todtenkopf?“ fragte sie mit ruhiger Betrachtung. „In Wirklichkeit habe ich bisher noch nie einen gesehen.“

„Müssen Sie die häßliche Larve denn auch zuerst erblicken, um darüber zu erschrecken!“ rief Konradine.

„Erschrecken? O nein!“ entgegnete Inga. „Nur vor Lebendigem erschrecke ich leicht. So also sieht man aus —? Ist es ein männlicher oder ein weiblicher Schädel?“

„Ich weiß es nicht zu sagen. Es ist mir nur lieb, daß Sie sich nicht davor fürchten. Ich war viel unangenehmer dadurch berührt, als Roderich in seiner Studentenzeit ihn nach Hause brachte, ja ich fürchtete mich geradezu davor. Nur langsam habe ich mich daran gewöhnt und begriff nicht, wie Roderich mir an dem Häßlichen immer die Schönheit erklären wollte. Ich habe gegen das Ding immer noch eine Scheu und muß mir den Tadel Roderich's gefallen lassen. Aber kommen Sie hierher! Ich zeige Ihnen, was unter seinen Sammlungen meine besondere Freude ist!“ Sie öffnete die Schubladen eines Schrankes und zeigte eine Muschelsammlung vor, bei deren Anblick sie selbst, obgleich sie sie oft genug gesehen hatte, ihre lebhafte Freude verrieth. Inga empfand kindlich genug, in dieselbe einzustimmen, die Zartheit der Farben, die Zierlichkeit der kleinen

und größeren Gehäuse zu bewundern und über den immer neuen Inhalt der Schubfächer zu Konradinens Genugthuung manchen Ausruf der Ueberraschung zu thun. „Diese Sammlung stammt aus Roderich's Schulzeit," sagte die Erklärerin; „jetzt legt er kein großes Gewicht mehr darauf. Das sei nur, sagt er, die bunte Schale des Naturproductes, das Gewand oder die Wohnung des Geschöpfes. Dieses selbst aber sei die Hauptsache und das Interessantere. Aber daß doch leider die Hauptsache wieder so entsetzlich häßlich sein muß! Da oben steht in Weingeist aufbewahrt eine Reihe dieser Schalenbewohner, eigentlich nur aus einem Freßwerkzeug und einigen Gedärmen bestehend — mir ein schrecklicher Anblick! Wir wollen sie nicht erst betrachten." Dafür öffnete sie einen anderen Schrank, um die Freundin einen Blick in die Schmetterlingssammlung thun zu lassen. Während die Mädchen darüber gebeugt standen, um das Farbenspiel der kleinsten Motte zu betrachten, welche sich aus dem Würmchen im Apfel entwickelt, trat die Mutter ein, mit einem offenen Briefe in der Hand.

„Von Roderich?" rief die Tochter ihr entgegen. „Meldet er seine Ankunft?"

„Merkwürdig!" entgegnete die Mutter. „Er verschiebt die Heimkehr nochmals, sogar auf ungewisse Zeit. Unerwartet günstige Gelegenheit zu neuen Studien biete sich ihm in Berlin dar. Er wisse nicht, ob er Zeit finden werde, vor seiner Habilitation überhaupt nach Hause zu kommen und nachher erst gar —!"

Konradine griff nach dem Briefe, der zwar an die Mutter gerichtet war, dessen Inhalt gleichwohl der Familie gehörte, und las ihn mit enttäuschtem und betrübtem Gesicht. „Gar nicht?" sagte sie, ihn zusammenfaltend. „Nicht im Sommer, nicht im Herbst, und wer weiß, ob im Winter? Er kam doch sonst so gern, und wär's nur auf ein paar Tage gewesen, nach Hause! Und ich habe es ihm so dringend gemacht — bisher brauchte ich das nicht einmal! Habe ihm auch von unseren Gästen geschrieben, von meiner Freundin Inga — ach! die abscheulichen Gelegenheiten für immer neue Studien!"

„Laß nur!" entgegnete die Mutter lächelnd. „Er soll schon kommen! Ich selber will es und werde es ihm meinerseits dringend machen. Noch heute schreibe ich ihm, und ich weiß ja, daß er nicht leicht widerstrebt, wenn ich etwas ernstlich wünsche."

Konradine seufzte, und die Sammlungen wurden heute nicht weiter gemustert. Der Raum aber, darin sie aufbewahrt waren, übte auf Inga eine große Anziehung, und vielleicht war es das Phantastische der Anordnung, wodurch sie sich besonders angezogen fühlte. Auch gab es Veranlassung genug, ihn zu betreten. Wurden in den nächsten Tagen vorerst neue Blumensträuße nicht aufgestellt, so ließ Konradine es sich nicht nehmen, die Gewächse selbst zu tränken und zu pflegen, eine Beschäftigung, zu der sie die Freundin stets einlud. Es kam auch zur Sprache, daß Roderich mit dem Griffel sehr gewandt sei und von frühauf sich geübt habe, die Gegenstände der Natur im Bilde festzuhalten. Ganze Mappen voll Zeichnungen kamen zum Vorschein und wurden von den Mädchen durchblättert. Sogar zur Wiedergabe menschlicher Züge sei sein Talent ganz merkwürdig, so erzählte Konradine; er habe die Brustbilder des Vaters, der Mutter und das ihrige oft gezeichnet und immer sprechend getroffen. Sie suchte danach, die Mappe oder das Zeichenbuch ließ sich aber nicht finden, und Konradine verhehlte ihre Freude nicht, daß er diese Sammlung mitgenommen habe. Und wenn das glückliche Mädchen so immer neue Vorzüge Roderich's an das Licht zog, mußte Inga sich im

Stillen daraus wohl einen Menschen zusammensetzen, der in der That die Liebe seiner Familie verdiente. Aber es war doch nicht eigentlich seine Gestalt, welche ihre Phantasie beschäftigte, wenn sie sein Arbeitszimmer betrat. Eine andere, bestimmtere Gestalt schwebte ihr vor, während ein nicht so bestimmtes Etwas sie in diesem Raume anheimelte. Hier in dem alten Lehnsessel zu sitzen, während Konradine geschäftig umher waltete, die Blicke träumerisch an den Wänden entlang und zu dem oben gemalten blauen Luftraum hinaufwandern zu lassen, wurde ihr ein stiller Genuß, der, wenn auch nur Minuten lang gekostet, ihr Herz für den Tag freudig bewegte.

Inga wußte sich, zur Genugthuung ihrer Umgebung, in den nächsten Tagen freier und umgänglicher zu geben. Viel trugen die Briefe Rolf's dazu bei, welcher fleißig schrieb, beglückt über die Aufnahme, die er bei seinem neuen Lehrer gefunden; wie er zwar Alles, was er gelernt, wieder verlernen müsse, um von vorn anzufangen, aber zugleich wisse, daß er nun auf dem rechten Wege sei. Inga beschloß, ihrerseits auch wenigstens auf dem rechten Platze zu sein oder ihren Platz richtig auszufüllen. Sie gab sich Mühe, und es gelang. Von Tag zu Tage sprach die Hausfrau eine größere Zufriedenheit mit der Anstelligkeit ihrer Pflegebefohlenen aus. Und wenn die beiden Mädchen in einer Nachmittagsstunde bei einer kleinen weiblichen Arbeit mit der Mutter zusammensaßen, dann konnte Inga plötzlich ihre Augen mit freudiger Bewegung von der einen zur anderen richten und mit einem stummen Blicke sagen, wie dankbar sie die ruhige innere Wandlung empfinde, die sich in ihr vollzogen hatte.

So wurden die Frauen eines Tages von Herrn von Schellborn getroffen. Er war heiter und angeregt wie immer, wenn er das Haus betrat, und mittlerweile kam die Rede auch auf Roderich, und zwar nannte Paul ihn bei seinem väterlichen Namen Roderich Klingstein. Bisher war immer nur von dem Sohne oder dem Bruder die Rede gewesen, und wenn Inga auch wußte, daß derselbe ein Adoptivsohn des Hauses sei, so war sie noch nie darauf gekommen, daß er einen anderen Namen als den der Familie tragen könnte. Der Name Klingstein aber durchzuckte sie wie ein elektrischer Schlag; als ob mit silbernem Hammer auf einen Zauberstein geschlagen würde, daß eine ganze geträumte Welt bei dem Widerhall plötzlich auftauchte, so fühlte sie ihr Innerstes aufgeweckt, zugleich mit Freude und Schreck. Die Mutter erkannte den Zug der Ueberraschung in dem Gesicht des Mädchens und sagte erklärend: „Unser lieber Pflegesohn hat den Namen seiner Eltern beibehalten. Es ist glaublich, daß Sie ihn in der kurzen Zeit Ihres Hierseins noch nicht gehört haben.“ Und dann zu Paul Schellborn gewendet, fuhr sie fort: „Haben Sie schon die Photographie gesehen, die der Vagabond uns im Frühjahr gesendet hat?“ Konradine zog ein Schubfach, in welchem sie allerlei kleine Schätze zu bewahren pflegte, und reichte dem Gaste das Bild. Er lachte, fand es vortrefflich und gab es an Inga weiter. Ihre Hand zitterte, als sie das Blatt empfing, ein Schauer überrieselte sie bei dem Anblick des „Vagabonden“, wie die Mutter ihn genannt hatte. Ja, ja! Dieses Gesicht und diese Gestalt kannte Inga! Feingeschnittene, geistvolle Züge; klare, tiefblickende Augen; ein schlanker, hoher, vornehmer Körperbau. Er trug einen breitkrämpigen Filzhut mit einem Tannenzweige, das Ränzel auf dem Rücken, die Botanisirbüchse über der Schulter, den Stab in der Hand und die Kleidung so wenig elegant, als eine Fußreise sie beansprucht oder gar zurichtet. Inga nahm ihre ganze Fassung zusammen,

und ohne aufzublicken, gab sie das Bild Konradinen zurück. Sobald die erste Möglichkeit sich bot, das Zimmer zu verlassen, eilte sie in ihr Gemach, schob den Riegel vor und warf sich, von einem Sturm der Empfindungen ergriffen, in einen Sessel. Ein grelles Licht flog ihr mit entsetzlicher Klarheit über die Lage, in der sie sich befand. Der Mann, dessen Bild im Stillsten ihrer Seele lebte, fern, unnahbar, den sie wie eine Gottheit anbetete, der war auch der Geliebte, war so gut wie der Verlobte der Tochter des Hauses! Seine Ankunft erwartete man. Wie sollte sie seine Gegenwart ertragen? Wie dem Hause entfliehen, das ihr gastliche, ja liebevolle Aufnahme gewährte? Sie schlug die Hände vor das Gesicht, als wollte sie nichts von dem sehen, was da vor ihr aufstieg, aber ihre Erinnerung führte sie zurück in einige glückliche Tage, die für ihr inneres Dasein bestimmend gewesen waren.

Als sie vor etwa fünf Monaten mit ihrem Bruder den Wohnort der verstorbenen Mutter verlassen hatte, um ihrem bestimmten Ziele entgegenzureisen, wurde Rolf im Angesicht der herrlichen Gegend, welche sie im Fluge durchfuhren, von einem unwiderstehlichen Drange ergriffen, dieselbe mit mehr Genuß auf fröhlicher Wanderung zu durchmessen. Die Barschaft ward gemustert, und nach genauer Berechnung stellte sich ein Ueberschuß heraus, mit welchem man getrost acht Tage lang zu Fuß in den Bergen umherstreifen konnte, vorausgesetzt, daß jeder Aufwand dabei vermieden würde. Rolf jubelte auf, und Inga, um seine Freude nicht zu stören, überdies gewöhnt, sich zu fügen, willigte ein. Den Koffer schickte man voraus, und mit leichtem Gepäck begann die Wanderung. Auch Inga wurde schon nach den ersten Stunden durch die ihr noch unbekannte Freude ergriffen, ganz ungebunden durch den Wald zu schweifen, die Vögel singen zu hören und die köstliche Bergluft zu athmen. Es war noch auf der ersten Tagwanderung, als die Geschwister am Waldwege ausruhten und ihre frugale Mahlzeit hielten, welche sie für unterwegs mitgenommen hatten. Da kam, ein Liedchen pfeifend, ein junger Mann die gleiche Straße gegangen. Mit halbem Gruß faßte er an seinen Hut und wollte vorübergehen; aber er schien sich schnell zu bedenken, blieb stehen und fragte artig, ob es gestattet sei, den Schatten zu theilen? Rolf, gleich zur Geselligkeit gestimmt, lud ihn ein, Platz zu nehmen. Der Wanderer, welcher zwei ordentlich gekleidete junge Leute vor sich sah, den Jüngling von offener und angenehmer Gesichtsbildung, das Mädchen von überraschender Schönheit, fühlte sich gefesselt und begann ein Gespräch im Tone der guten Gesellschaft, wie es sich unter Fremden, die einander begegnen, gerade bot. Inga mischte sich kaum darein, ihr Bruder aber redete desto unbefangener, erzählte, daß sie Geschwister seien, und verrieth ohne Umstände den Wanderplan für die nächsten Tage. Der Fremde stellte sich ebenfalls vor, und zwar als Naturforscher Namens Klingstein; den Doctortitel ließ er bei Seite. Die drei jungen Leute brachen endlich gemeinsam auf und schritten fürder. Sie kamen in die fröhlichste Stimmung, und bald sangen sie — wenigstens zwei von ihnen —, daß der Wald widerhallte. Und es war Frühling, wundervoller Frühling! Die Buchen standen in jungem Grün, der Rasen war bedeckt mit Anemonen, und die Sonnenstrahlen riefen überall neues Leben zu Tage. Hatte Inga Furcht gehabt vor dem plötzlichen Anschluß des Dritten, der eben mitging, als könne es gar nicht anders sein, so fühlte auch sie sich jetzt freudig belebt, und es überrieselte sie ein holder Schauer, wenn sie den Wanderer singen hörte, wenn seine und ihre Augen

sich trafen oder wenn er sie freundlich anredete. Schien er auch ganz unbefangen, so lag doch etwas Ueberlegenes in seinem Wesen. Er war der Aeltere und wußte viel von der Natur und ihren Geheimnissen zu erzählen, dem das Mädchen wie einer Offenbarung lauschte. — Als sie endlich ein Nachtquartier aufsuchten, hielt Klingstein in demselben Wirthshause Einkehr, und Rolf hielt es schon für selbstverständlich, daß sie den Abend beisammen blieben. Hier entwickelte er dem neuen Kameraden das Vorhaben für die nächsten Tage, und Klingstein gestand, daß er dieselben Wege zu gehen habe oder auch sich zu der gleichen Wanderung einrichten könne, wenn nämlich die junge Dame gegen seinen ferneren Anschluß nichts einwenden wolle! Der Bruder nahm der Schwester, welche lächelnd ein wenig erröthete, die Antwort von den Lippen weg und erklärte, daß ihnen nichts Erwünschteres kommen könne! Hatte nun Rolf die Reiseanordnung ohne Kenntniß und Anweisung, ziemlich aufs Gerathewohl gedacht, so kam durch den neuen Freund jetzt eigentlich erst Plan in die Wanderungen. Er war unterrichtet über Berge, Thäler, Wege, Ortschaften und besondere Schönheiten der Gegend, und so vertrauten sich die Geschwister getrost seiner Tageseintheilung und seiner Führung an. Jeden Morgen rückten die Gefährten früh aus, in den hellen Frühlingstag hinein; durch Wälder und Wiesen, durch Dörfer, wo die Kinder Blumen pflückten und spielten, zu luftigen Höhen mit Aussichtspunkten in die weite, schöne Welt. Sie hörten das Mühlenrad „in einem kühlen Grunde“ und freuten sich, zu Nacht in der Mühle einkehren zu können. Rolf war begeistert für den neuen Freund. Klingstein's Augen hingen mit Entzücken an dem jungen Mädchen; aber Inga schien in diesen Tagen erst aufzublühen, und ein erwachendes Herzensleben leuchtete halb schüchtern, halb beseligt durch ihre Züge. Aber kein Wort kam über des Freundes Lippen, das über den Ton der guten und herzlichen Kameradschaft gegangen wäre oder eine beabsichtigte innere Annäherung verrathen hätte. Zuweilen glaubte Inga wahrzunehmen, daß er mitten in der Freude plötzlich ernst, fast betrübt wurde, sich abwende und sich zwang, ein Gespräch über Pflanzen, Steine und Thiere zu beginnen. Aber der Frohsinn kam wieder. Keiner schien fragen zu wollen, wann und wo dies Glück der Wanderschaft enden werde. Es endete wie alles Schöne, das, Gemüth und Auge berückend, uns umgaukelt und die Seele in holdes Traumwandeln fesselt — es endete diesmal durch einen Blick, welchen Rolf in die Reisekasse that. Sie war aufgebraucht — wenigstens der für die Vergnügungsreise gesetzte Ueberschuß — und die Geschwister mußten sich entschließen, am nächsten Tage ihrem Ziel geradeswegs entgegenzufahren. — Diese Entdeckung wurde gemacht in einem Wirthshause, in der Nähe einer kleinen Stadt, in welchem die Wanderer sich vor einem aufziehenden Gewitter geborgen hatten. Die Nothwendigkeit des Scheidens stimmte alle Drei ernst und schweigsam. Da entdeckte Rolf eine Geige hinter einem Schranke hängen. Er, der seit einer Woche den Bogen nicht geführt hatte, sprang darauf zu, stimmte die Violine, und obgleich er sie für ein elendes Instrument erklärte, begann er geläufig und sicher darauf zu spielen. Klingstein machte große Augen vor dieser unerwarteten Kunstfertigkeit, aber die Aufmerksamkeit der drei Freunde wurde plötzlich auf ein Schauspiel gelenkt, welches für die Betrachtenden mehr des Lächerlichen bot als für die Mitwirkenden. Eine Gesellschaft aus der Stadt war auf ihrer Waldpartie von dem Gewitter und Regen überfallen worden und stürmte nun, in verworrene Flucht aufgelöst, durch

den Garten, um das Haus zu erreichen. Kinder, lachend und schreiend, voran; junge Männer, ihre Höflichkeit vergeblich gegen die Damen aufbietend; sonst bedächtige Männer im wenig kleidsamen Carrierelauf; etwas corpulente Mütter, welche nicht so leicht mit konnten, von rüstigen Armen förmlich dahergeschleppt; so flüchteten etwa dreißig Personen unter nicht geringem Lärm unter das schützende Dach. Die drei Reisenden sahen von einem Fenster des oberen Stockwerkes diesem Treiben lachend zu, in dem behaglichen Gefühle, längst im Trockenen zu sitzen. Aus ihrem Zimmer ging eine Thür nach der Galerie des Tanzsaales, in welchem die Gesellschaft sich gesammelt hatte. Rolf konnte sich nicht versagen, das Treiben der Verregneten von oben zu betrachten und den beiden Anderen seine Bemerkungen zurückzubringen. Gleich darauf nahm er wieder die Geige zur Hand. — Währenddem kam die Jugend im Saale zu der Ansicht, daß es ansprechender wäre, die nassen Kleider im Tanzen zu trocknen, und zwei junge Herren begaben sich hinauf, um den Geiger zu fragen, ob er ihnen zum Tanz aufspielen wolle? Die beiden Anderen — mit einer Verbeugung vor Inga und Klingstein wurde es gesagt — sollten der Gesellschaft ein angenehmer Zuwachs sein. Die beiden Letzten lehnten ab, Rolf aber willigte ein, von der Galerie aus ein Stück zu versuchen. Es geschah, und bald darauf wirbelte unten Alt und Jung durch einander. Da begann Klingstein: „Tragen Sie jetzt ein ordentliches Musikstück vor, damit die Leute hören, mit wem sie es zu thun haben." Der junge Violinist war schnell bei der Hand und ließ alle seine Kunststücke unter dem Bogen hervorsprudeln. Man zollte lebhaften Beifall, und bald darauf erschien ein Herr bei den Reisegefährten, der sich anerkennend über die Leistung aussprach. „Können Sie mehr auswendig?" fragte er. Rolf bejahte es und spielte noch ein ziemlich umständliches Capriccio. Der Herr stellte sich nun als Capellmeister N. und Dirigent der Curcapelle in Ems vor, ließ sich in ein Gespräch mit Rolf ein und rückte endlich mit dem Vorschlage heraus, ihn für die Dauer der Saison „versuchsweise" nach Ems zu engagiren. Rolf war sehr beglückt darüber. Die Aussicht, sich so schnell und in so günstiger Weise etwas erwerben zu können, erschien ihm unabweisbar, und so sagte er mit Freuden zu, wenn damit auch das ursprüngliche Reiseziel um einige Monate verspätet würde. „Auch mich freut es," entgegnete der Capellmeister. „Nur aber muß ich Sie bitten, morgen mit dem Frühesten bereit zu sein und mit mir zugleich abzufahren, denn ich bin nur auf einen Tag zum Besuch hier und muß morgen schon in Ems dirigiren." Auch dies wurde von Rolf ohne Bedenken zugestanden. — Als Inga davon erfuhr, sah sie ihren Bruder vorwurfsvoll an und war mit seinem raschen Entschlusse nicht einverstanden. Sie wendete ein, daß es besser, ja nothwendig gewesen wäre, die Reise geradesweges nach Eisenthal fortzusetzen. Bei Anhörung dieses Ortsnamens sah Klingstein sie betroffen an. „Wo — wohin geht Ihre Reise?" fragte er. — „Nach Eisenthal, zum Oberförster Volkmar," entgegnete sie wiederholend. „Wir kennen noch Niemand dort, aber das Ziel ist uns vorgeschrieben." Der Freund blickte mit fragendem Ausdruck auf die jungen Leute, unfähig, den Zusammenhang zu begreifen, und diese waren auch nicht in der Lage, ihn darüber aufzuklären, da sie nur wußten, daß sie eine Jugendfreundin der verstorbenen Mutter zu besuchen hätten. Klingstein suchte seine Ueberraschung und die ernste Stimmung, welche ihn ergriffen hatte, zu verhehlen. — Der Regen hatte mit der Abenddämmerung aufgehört, und

bald rüstete sich die Gesellschaft unten zum Aufbruch nach der Stadt. Rolf war in lebhafter Unterhaltung mit dem Capellmeister, der ihm die Hand schüttelte und ihm nochmals einschärfte, sich zum Bahnzuge früh um fünf Uhr einzufinden. Der munteren und lachenden Stadtgesellschaft folgten in einiger Entfernung die drei Reisegefährten. Rolf aufgeregt und gesprächig, die beiden anderen schweigsam und ihren Gedanken nachhängend. Sie zogen noch einmal gemeinsam in das Wirthshaus und theilten die Abendmahlzeit. Dann aber stand Klingstein plötzlich vor den Geschwistern mit Hut und Stab, das Ränzel auf dem Rücken. Er wollte mit dem Nachtzuge abreisen. Schon stand der Omnibus, der ihn nach dem Bahnhofe führen sollte, vor der Thür. „Wir müssen scheiden," sagte er. „Ihr Beide geht morgen nach dem schönen Lahnthal, wohin ich euch nicht folgen kann. Wir wollen das kurze Beisammensein nicht vergessen! Lebt wohl!" Er ergriff Inga's Hand und sah sie an mit einem Abschiedsblicke, so tief und ernst, als müßte er sich innerlich mit Gewalt losreißen. Dann eilte er hinaus, Rolf ihm nach bis vor die Thür. Inga's Herz schlug zum Zerspringen. Vom Fenster aus sah sie im Scheine der Laternen, wie Klingstein ihren Bruder mit Heftigkeit umarmte und küßte, dann in den Wagen sprang und, ohne zurückzublicken, davonfuhr. — —

Diese Erinnerung überkam das Herz des jungen Mädchens mit ganzer Macht, nachdem sie das getreue Abbild des Freundes, noch dazu in der Wandertracht jener Tage, erkannt hatte. Daß sie es erst nach einigen Wochen ihres Aufenthaltes in Eisenthal zu Gesicht bekommen, mochte daran liegen, daß man hier auf dem Lande keinen großen Cultus mit Photographien treiben konnte und die Albums mit Gesichtern, die den Fremden nichts angehen, nicht überall auf den Tischen lagen. Eine endlose Reihe von Fragen stürmte durch Inga's Seele. War es um ihretwillen, daß er zögerte, zu seiner Familie zurückzukommen? Hatte sie ihm selbst doch einst gesagt, ihre Reise ginge nach Eisenthal! Und jetzt trat es ihr deutlich vor die Augen ihres Inneren, daß er überrascht durch die Nachricht gewesen, daß er ernster geworden und wie er sich so unvermittelt schnell verabschiedet hatte. Wenn sie selbst aber der Grund seines Ausbleibens war, durfte sie dann nicht annehmen, daß sie seinem Herzen nicht gleichgültig geblieben? Daß er sich scheute, sie wiederzusehen? Daß er sich seiner Pflicht gegen Konradine inne geworden war — oder vielleicht innerlich noch zu kämpfen hatte? Sie sprang auf und durchmaß das Gemach mit unsteten Schritten. Dann schalt und tadelte sie sich selbst über alle diese Fragen. Nur aus ihren Empfindungen waren sie hervorgegangen, wie durfte sie solche Regungen ihm unterschieben? Es mochten ja auch wohl ganz andere triftige Gründe sein, die ihn noch entfernt hielten, ohne jede Beziehung zu ihr selbst. Aber daß sie selbst sich ihrer Liebe in solcher Macht bewußt wurde, erschreckte sie, und um so mehr, wenn sie an Konradine, an das Haus dachte, nicht zuletzt bei dem Gedanken an Roderich. Gesetzt, er wäre auch unberührt geblieben von einer Neigung zu ihr, und er käme zurück, würde sie ihr eigenes Herz so bezwingen können, daß weder er noch Konradine merkten, was in ihr vorging? Und wenn sie es merkten, was dann? Eine Angst überfiel sie; sie fühlte die Beschämung im Voraus; unselige Verwirrung stieg vor ihrer Seele auf. Einen Augenblick schien es ihr, als könnte schnelle Flucht sie retten, Flucht zu ihrem Bruder. Aber sie verwarf den Gedanken wieder. Man würde eine solche Flucht nicht begreifen, zumal sie die Gründe nicht

LIBRARY

verrathen durfte; es wäre Undank gegen das gastliche Haus, sich ihm in räthselhafter Weise zu entziehen, das Vertrauen, das man in sie setzte, zu täuschen. Sie mußte bleiben, abwarten und über sich ergehen lassen, was nicht abzuwenden war. So sann sie hin und her, rastlos, angstvoll, von peinlichen Empfindungen bewegt, zwischen welche sich zuweilen der Gedanke an das Wiedersehen wie ein Lichtstrahl drängen wollte. Die Hausgenossen ließen ihrer einsamen inneren Arbeit lange Zeit. Sie mochten annehmen, daß sie an ihren Bruder schreibe, wie sie häufig that, und wollten sie nicht dabei stören. Es war bereits dunkel im Gemache, in ihr selbst aber schien es heller zu werden.

Der Augenblick eines ernsten Entschlusses ist für den Menschen oft der erste Schritt zu einer sich rasch vollziehenden inneren Reife. Stellten sich der Ausführung auch Schwierigkeiten entgegen, ja, wäre er, so wie er gefaßt wurde, nicht einmal ausführbar, so giebt er doch dem Dasein eine neue Festigkeit, und es hat für sich etwas gewonnen, mehr gewonnen, als schwankende Regungen zwischen Glück und Qual jemals herausbilden können. Inga hatte sich Fassung errungen. Das Gefühl einer heiligen Pflicht gegen die guten Menschen, welche sich ihrer angenommen, trat mit ganzem Ernst in ihr auf. Sie durfte sich nicht verrathen, sie durfte endlich gar nichts mehr zu verrathen haben; sie mußte entsagen, wie sie es ja auch bisher gemußt hatte; sie mußte sich waffnen gegen sich selbst, und sie wollte es können. Sie ging noch weiter. Es wurde ihr klar, daß sie der Familie zu bekennen habe, wie sie Roderich bereits einmal begegnet sei und eine kleine freundschaftliche Beziehung zwischen ihnen schon bestanden habe. Aber da sie es nicht bei dem ersten Anblick seines Bildes gethan hatte, mußte eine schickliche Wendung dafür noch gefunden werden, und sie hoffte sie zu finden. So fühlte sich Inga endlich gefaßt genug, den Hausgenossen wieder zu begegnen, und ungerufen verließ sie ihr Gemach, da die Stunde kam, in der man sich zum Abendessen zu versammeln pflegte.

Die Hausfrau blickte sie verwundert an, es kam ihr vor, als wäre mit ihrem Pflegekind plötzlich eine vortheilhafte Veränderung vorgegangen. Sie nickte ihr freundlich zu. Inga aber eilte auf sie zu, küßte sie und sagte: „Bleiben Sie mir gut, Mama!“ Denn zu dieser Anrede hatte man sie im Hause schon berechtigt.

Als man nach Tische um die Lampe saß, der Hausherr bei der Zeitung, begann Inga: „Darf ich wohl das Bild Roderich's noch einmal betrachten? Ich konnte zuvor nur einen flüchtigen Blick darauf werfen.“ Sie wollte der Familie ihr Bekenntniß thun und zugleich ihre Fassungskraft prüfen. Konradine holte es gern herbei. Inga richtete die Blicke fest auf das Bild, und obgleich ihr Herz heftig pochte, bezwang sie sich und sagte: „Ja, es ist richtig! Diesem jungen Herrn bin ich schon einmal begegnet. Ich erkannte ihn gleich wieder, zumal ich den Namen Klingstein hörte, mochte aber in Gegenwart des Herrn von Schellborn nicht reden.“ Und nun erzählte sie von ihrer ersten Bekanntschaft, von ihren gemeinsamen Wanderungen, alles Thatsächliche, bis zu der Stunde, da Rolf sich für die Capelle in Ems gewinnen ließ. Die Familie war angenehm überrascht, Konradine klatschte in die Hände, die Mutter aber sagte: „Warum hat er uns nur davon kein Wort geschrieben?“ Man verweilte lange bei dieser Geschichte; die Erzählerin aber fühlte sich im Innersten erleichtert durch ihre Aufrichtigkeit, die noch dazu so gut und unbedenklich aufgenommen wurde.

Tags darauf traf zur Freude des Hauses eine kurze Anzeige von Roderich ein,

worin er seine Ankunft für einen der nächsten Tage bestimmt meldete. Bevor er aber kam, erschien noch ein Besuch, den man nicht erwartet hatte. Die Gräfin Spach fuhr Nachmittags vor, ohne ihren Gatten, ganz allein. Ließ sie sich im Ganzen selten blicken, so stand sie mit Frau Volkmar doch auf gutem Fuße, neckte den Oberförster gern und nahm seine Neckereien nicht übel auf. Daß sie aber um diese Zeit und allein vorsprach, deutete die Hausfrau als Zeichen besonderer Absichten. Sie und ihre Tochter empfingen die Gräfin, Volkmar gesellte sich auf ein Weilchen zu den Damen. Auguste war klug und gewandt genug, ihre Unterhaltung nach dem Tone des Hauses zu richten. Ueberdies bedurfte es keiner besonderen Anstrengung dazu, denn sie hatte eine Art von Zuneigung zu der Oberförsterin — das Weltkind zu der würdigen Matrone; sie redete ziemlich offen zu ihr und wußte, daß sie immer die Wahrheit zu hören bekam. Nach kurzem einleitendem Gespräch wendete sie sich munter an Volkmar: „Wissen Sie auch, Herr Oberförster, daß ich in diesen Tagen eine Jagd eröffnen werde, gegen welche Sie selbst innerhalb der gesetzlichen Schonzeit keinen Widerspruch erheben dürfen?"

„Die Schonzeit gilt nur noch für Schwarz- und Rothwild," entgegnete der Oberförster; „Feldhühner und Wachteln dürfen Sie schießen."

„O! Feldhühner und Wachteln!" rief Auguste lachend. „Wer denkt an so gewöhnliches Wild? Ich lade zu ganz anderem Pürschgange ein, denn mein Wild ist nichts Geringeres als — der Frosch!"

„Der Frosch? Nun, den haben Sie frei, Frau Gräfin! Gehört nicht unter meine Controle. Wie wollen Sie den aber schießen? Mit Schrot? Kugeln? Büchse? Entenflinte?"

„Brauche nichts von alledem! Wir haben eine Waffe, die eigens für die Froschjagd erfunden ist, aus Paris erhalten. Es ist eine Armbrust kleinen Kalibers, mit vollgerundetem Lauf. Den Pfeil vertritt ein Bolzen mit Metallspitze, etwa wie eine kleine Lanze, welcher hinausgeschleudert wird. Dieses Geschoß ist durch eine lange seidene Schnur an der Armbrust befestigt, so daß das getroffene Wild wie an einer Angelschnur aus dem Wasser gezogen werden kann. Wir haben neulich schon unter uns probirt, es geht vortrefflich, und so werden die Jüngerinnen Diana's sich nächstens vor Nimrod und seinen Gesellen produciren. Sie nehmen doch die Einladung an?"

Der Oberförster lachte und entgegnete, daß er den tollen Sport wohl ansehen möchte. „Aber," fuhr er fort, „wo soll denn die Jagd stattfinden? Graf Spach hat meines Wissens keinen Ueberfluß von Sümpfen auf seinem Gute."

„Leider hat mein dummer Mann keinen Froschteich! So werden wir die Jagd bei dem Baron Bornheim halten. Eigentlich war Paul Schellborn dazu verpflichtet, die Einladungen ergehen zu lassen, denn in seinem Park ist ein Froschrevier, wie es für die Jagd nicht besser gedacht werden kann. Paul ist aber ein ebenso ungastlicher als nichtsnutziger junger Cavalier! In der Eile läßt er eine völlige Umkehr seines ganzen Hauses vornehmen. Gerüste auswendig und inwendig! So, daß er für sich selbst in der Officin ein Unterkommen gesucht hat. Ja, ich vermuthe, er ließe das Haus ganz niederreißen, um das Fest nur nicht geben zu müssen, und wer weiß, ob er nicht bereits Alles, was in seinem Garten quakt und hüpft, hat aufgreifen und versetzen lassen, damit ein Wildstand bei ihm gar nicht mehr gefunden werde!"

Auguste war in guter Laune und wußte durch ihren Jagdplan besonders den Oberförster zu belustigen. Als dieser in

Geschäften abgerufen wurde, gab die Mutter auch Konradinen einen Wink, das Zimmer zu verlassen. „So ist's recht! Zu Ihnen komme ich," begann die Gräfin, als die Frauen mit einander allein waren. „Und nun unter vier Augen gleich zur Hauptsache! Papa hat ein paar erwachsene junge Leute bei Ihnen untergebracht. Wenn Papa für sie als seine Pflegebefohlenen zu sorgen beliebt, so wird er ja wohl eine Pflicht haben, und es ist nicht schwer zu errathen, in welcher Beziehung er zu den Kindern steht!" Auguste lächelte, und der höhnische Zug um ihren Mund vertiefte sich bis zum Ausdruck des Verachtenden.

„Nicht der Freiherr hat uns die jungen Leute zugewiesen," entgegnete die Hausfrau. „Wer sagt Ihnen, Frau Gräfin, daß er es gewesen?"

„Wer mir gerade das gesagt hat? — Beste Frau, das weiß ich nicht mehr! Mitgetheilt hat mir Paul Schellborn zuerst, daß ein junges Paar sich bei Ihnen aufhalte, welchem wir bereits in Ems begegnet waren und dem wir damals bei der Unkenntniß seines Verhältnisses zu einander, und dazu falsch berichtet, Unrecht gethan haben. Wohl denn, es thut mir leid, um so mehr, da es jetzt, oder doch das Mädchen noch, in Ihrem Hause ist. Nun aber —! Bald nach der Ankunft der Kinder trifft auch Papa in Ihrem Hause ein! Ein merkwürdiger Fall! Wie kommt er darauf, den Kindern gerade bei Ihnen Wohnung zu machen? Wie kommt gerade Ihr Haus zu dieser immerhin sonderbaren Ehre? Machen Sie mir das deutlich! Ich habe Gründe, darüber aufgeklärt sein zu wollen. Ich gehöre doch auch — so zu sagen — zu Papas Familie!" Auguste warf die letzten Worte mit nicht schönem Lachen hin.

Frau Volkmar fühlte sich peinlich berührt. In rascher Ueberlegung kam sie zu der Ansicht, daß es der Gräfin nichts schaden könne, wenn sie in das Geheimniß eingeweiht würde, und so zögerte sie nicht, ihr die ganze Wahrheit zu sagen: von der Herkunft der Kinder; von der zweiten Heirath der ehemaligen Baronin von Troll; von ihrem Leben und Tode; von dem Briefe, welchen dieselbe an ihre alte Freundin, die Oberförsterin, geschrieben, und wie sie ihr darin Rolf und Inga empfohlen habe. Auguste hörte mit wachsendem Erstaunen zu, ja sie fühlte sich durch diese Thatsachen, in so schlichter Darstellung vorgetragen, geradezu erschüttert. So waren diese Kinder wirklich ihre Geschwister, und zwar in rechtlichem Sinne, da die zweite Ehe der Mutter gesetzliche Gültigkeit hatte. Aber wenn sie die vermeintliche Beziehung derselben zu dem Freiherrn von Troll als Weltkind ziemlich leichtsinnig genommen, so erschien ihr das Verhältniß, welches sie und die jungen Leute an die gleiche Mutter knüpfte, plötzlich erschreckend.

Auguste hatte keine Erinnerung an ihre Mutter. Sie selbst war noch ein junges Kind gewesen, als diese sich von ihr trennte. Die Baronin sei frühzeitig gestorben, so hieß es später. Als aber Auguste heranwuchs, mußte sie freilich erfahren, daß die Mutter ihren Gatten verlassen habe, um eine andere Ehe zu schließen. Es giebt immer und überall Leute, welche das, was der Familie Geheimniß bleiben soll, den Familienmitgliedern heimlich zuflüstern. Daß sie inzwischen gestorben sei, glaubten aber auch die Zuträger zu wissen. Gleichwohl hatte Auguste den Namen Svendson niemals gehört, entweder weil Niemand ihn kannte oder diejenigen, welche ihn gekannt, ihn vergessen hatten oder in einem Zeitraum von mehr als zwanzig Jahren darüber hingestorben waren. Ein inneres Verhältniß zu ihrer Mutter konnte Auguste nicht haben, nicht einmal ein Bild von ihr war übrig geblieben, an dessen Züge sie ihr Auge hätte gewöhnen können.

Trotzdem fühlte sie sich durch das Schicksal derselben ergriffen und aufgeregt. „Aber wie ist das?“ rief sie dann; „Papa war bei Ihnen — das hat doch einen Zusammenhang!?“

„Volkmar wünschte sich mit ihm zu unterreden und schrieb ihm; der Freiherr kam dem Besuche meines Mannes zuvor. Der Brief der Verstorbenen enthält einen directen Hinweis auf Herrn von Troll.“

„Und hat Papa sich zu irgend etwas verstanden?“

„Ueberlassen wir das der Zeit und der ferneren Entwickelung. Vorläufig ist meine Pflegebefohlene, denke ich, bei uns gut aufgehoben.“

„Ohne Zweifel! Aber Sie dürfen die Last doch nicht behalten! Ich will mit meinem Manne sprechen —“

In diesem Augenblick wurde die Thür geöffnet, und Inga, mit einer sauberen weißen Schürze wirthschaftlich angethan, trat herein. Nicht wissend, daß Besuch gekommen, wollte sie über ein Geschäft in der Haushaltung bei der Mutter anfragen. Beim Anblick der fremden Dame erschrak sie und wollte sich zurückziehen, aber die Gräfin hatte sie schon erblickt und flüsterte: „Stellen Sie uns einander vor, ganz förmlich.“

So machte Frau Volkmar denn die Vorstellung ganz förmlich: „Fräulein Inga Svendson, unser lieber Gast — Frau Gräfin Spach.“

Zum zweiten Mal sahen Beide sich Auge in Auge, die Gräfin noch prüfender als damals in Ems in den Zügen des Mädchens forschend. Inga wußte sich nicht zu erinnern, wo sie das Gesicht dieser Frau schon gesehen habe, und dennoch kam es ihr bekannt vor. Um sie reden zu machen, fragte die Mutter nach ihrem Anliegen, denn daß sie mit einem solchen komme, beweise doch wohl die weiße Schürze? Inga entgegnete lächelnd, daß nur ihre große Unkenntniß wirthschaftlicher Dinge sie mit einer Frage hertreibe, einer Frage, die sie auch wohl noch aufschieben könne. Nur wenige Worte wurden noch gewechselt, dann bat Inga, ihr begonnenes Geschäft fortsetzen zu dürfen, und zog sich zurück.

„Sie hat Anstand, weiß sich zu betragen. Sie ist in der That eine Schönheit!“ sagte die Gräfin. Sie hatte zwar bereits vernommen, daß Inga und ihr Bruder nichts von der früheren Ehe ihrer Mutter wußten, demnach auch von einer Beziehung zu ihr selbst nichts ahnen konnten. Dennoch überkam sie eine plötzliche Furcht. Wer konnte dafür stehen, daß Inga es nicht dennoch erführe? „Oder können Sie so bestimmt wissen,“ fuhr sie im Gespräch fort, „daß das Mädchen nicht dennoch im Stillen von Allem unterrichtet ist? Daß sie am Ende gar Ansprüche darauf gründet? Daß sie nur bis zu einem gelegenen Momente schweigt —? Nein, es ist unmöglich, eine Annäherung herbeizuführen. Mehrere Personen aus unserer Gegend und Nachbarschaft haben sie in ihrer früheren Lage in Ems gesehen, haben das Gerede gehört, das über sie ging. Dergleichen pflegt unvergessen zu bleiben, selbst wenn es als Unrecht eingesehen worden ist. Es wäre schrecklich, wenn jetzt uralte Familiengeschichten, vermengt mit neuen, wieder auftauchten und der Gesellschaft einen willkommenen Stoff zum Gespräche darböten!“

„Sie regen sich durch eine grundlose Furcht, um ein Nichts auf, liebe Auguste,“ entgegnete die Oberförsterin. Sie brauchte die vertrauliche Anrede zuweilen gegenüber der jüngeren Frau, die sie von Kindheit auf kannte. „Für Inga's Charakter glaube ich bürgen zu können. Da ist nichts von Hinterhalt, von geheimen Plänen, von Ansprüchen. Ja selbst erführe Inga das, was Sie erschreckt, das Mädchen würde sich dadurch nicht gehoben, sondern noch mehr erschreckt, ja schmerzlich berührt

fühlen, denn das Bild ihrer Mutter würde ihr dadurch getrübt werden, welches zu dem Heiligsten gehört, was ihre Erinnerung bewahrt. Es soll ihr rein bewahrt bleiben! Sie aber, liebe Auguste, denken doch zu sehr an die kleinen Unzuträglichkeiten, die Ihnen selbst durch eine Entdeckung erwachsen könnten. Könnten, sage ich; denn ich hatte Grund, Ihnen die Entdeckung zu machen, die Sie ja wohl bewahren werden, und ich habe ebenso viel Grund, Inga davor zu behüten. Wünschen Sie die Ruhe Ihres Lebens ungestört, so handelt es sich daneben um ein anderes Dasein, in welchem noch nicht viel Glück gewesen sein mag, welches mir aber des Glückes und der Fürsorge werth genug zu sein scheint."

Die Gräfin schwieg einige Augenblicke. Dann sagte sie: „Die Strafrede, die Sie mir gehalten, habe ich wohl verstanden, und — ich will sie beherzigen, da sie von Ihnen kommt! Ob ich danach handeln kann —? Ich will es überlegen. Ich werde mit meinem Manne sprechen. Max muß es wissen! Er hat meist ganz verständige Ansichten — so dumm er auch sonst ist." Damit lenkte sie in den leichteren Ton wieder ein, mit dem sie wenigstens auf der Oberfläche zu spielen suchte, obgleich sie sich ernst genug berührt fühlte.

Tags darauf war Konradine schon früh Morgens in lebhafter Bewegung, denn um die Mittagsstunde sollte Roderich eintreffen. Einen Strauß von wilden Blumen, wie er ihn gern mochte, konnte sie aber Wiesen und Wald nun nicht mehr abgewinnen, und was sie aus dem herbstlichen Garten an hinsiechenden Georginen, Strohblumen und dergleichen zusammengesucht, mißfiel ihr endlich selbst. Da kam ihr in der letzten Viertelstunde noch ein Einfall. Sie schnitt Tannenzweige, die sie mit rothen Ebereschen zusammenband. „Wie ein Weihnachtsbaum!" rief sie vergnügt, als sie der Freundin den Strauß vor der Thür zeigte. Da wurde Pferdegetrapp und Rädergeräusch vernehmlich. Konradine sah sich um. „Da ist er schon!" rief sie. „Vater! Mutter! Heraus! Roderich kommt! Inga, bitte, stellen Sie den Strauß in sein Zimmer! Ich habe keine Zeit mehr!"

Inga ergriff den dargereichten Strauß, und um bei der ersten Begrüßung nicht zugegen zu sein, eilte sie über die Rampe in Roderich's Museum. Sie sah, wie der Wagen vorfuhr, suchte auf dem Tische umher, fand aber weder ein Glas noch einen sonstigen Behälter für den Strauß. So legte sie ihn auf die Bücher und flog nach der anderen Thür, welche in die inneren Gemächer des Hauses führte. Sie fand sie verschlossen, den Schlüssel von außen umgedreht. So mußte sie bleiben, in der Hoffnung, durch die Glasthür zu entkommen, wenn die Familie in das Haus getreten, nicht ohne Furcht, von dem Ankommenden vorher in seinem Arbeitszimmer gefunden, gleichsam ertappt zu werden. Obgleich in die Tiefe des Saales zurückgezogen, sah sie doch durch das große Fenster, wie Roderich von den Seinen begrüßt wurde und Konradine jubelnd an seinem Halse hing. Inga's Herz pochte gewaltig, als sie ihn wiedersah. Sie preßte beide Hände vor die Brust, als hoffte sie die innere Bewegung dadurch zu hemmen. Da hörte sie Konradinens Stimme: „Wo ist sie denn? Ich habe sie da hineingeschickt! Inga!" Gleich darauf erschien die Rufende selbst in der Thür, und Inga mußte nun doch auf dem gefürchteten Wege Roderich entgegentreten. Ihr erster Blick traf sein Gesicht. Ein plötzliches Aufleuchten wie ein Erstaunen schien über seine Züge zu fliegen, um schnell wieder einem ruhigen Ausdruck zu weichen. Die Begrüßung wurde eine sehr förmliche. Konradine aber rief: „Ihr seid ja alte Bekannte,

so gebt euch doch die Hände! Inga hat uns Alles erzählt!" Roderich sah Inga mit einem Blick der Ueberraschung an, als habe er solche Mittheilungen von ihrer Seite nicht erwartet. Da er aber ihr eingestehendes Lächeln sah, reichte er ihr die Hand zum freundschaftlichen Gruße.

Am Mittagstische, zu welchem man sich bald nach dem Empfange niederließ, machte sich Inga mehr mit der Bedienung zu thun als nöthig oder ihr aufgetragen war. Sie brauchte Beschäftigung, wollte vor Allem ihre Augen abgelenkt wissen; ihr Gehör konnte sie freilich nicht verschließen vor einem wohlklingenden Organ, welches seinen früheren Zauber über sie wieder geltend machte. Die Mutter meinte im Stillen, Roderich sei ernster geworden, und fand, daß ihm das sehr wohl stehe. Gleichwohl war er nicht zurückhaltend oder trübe. Er erzählte viel aus der Hauptstadt, aber fast nur von seinen Studien und Bestrebungen, von Gelehrten, die er bewunderte oder denen er inzwischen näher getreten. Kannte man in der Familie ihre Persönlichkeiten nicht, so glaubte man sie doch schon zu kennen und nahm Antheil, da Roderich seit Jahren so viel von ihnen erzählt hatte, sie verehrte und sich ihres Umgangs freute. Aber er fragte auch theilnehmend nach den kleinen Ereignissen und Dingen des Hauses: Ob der Franz, ein einstiger Hofgespiele von ihm und jetzt Waldhüter, schon geheirathet? Ob die neue Tannensaatschule gut gekommen sei? Und so bis zu dem braunen Füllen und Konradinens türkischen Enten.

Nach der Tafel, die man heute etwas länger hinausgezogen hatte, nahm der Oberförster sein Gewehr, da er im Walde mit seinen Forstbeamten zu verhandeln hatte, und fragte Roderich, ob er mit wolle? „Wir gehen Alle mit!" rief Konradine. Man war einverstanden; nur die Mutter zog vor, zu Hause zu bleiben. — Noch bot der Tag ein paar schöne Nachmittagsstunden, in welchen die Sonne den Wipfeln des herbstlich gefärbten Laubholzes eine prächtige Buntheit verlieh, augenfälliger noch durch den Gegensatz der dunklen Tannenhügel. Inga hielt sich an der Seite des Oberförsters, der ihr immer gern Auskunft gab auf ihre Fragen über Waldwuchs und Forstwirthschaft. Konradine folgte mit Roderich, oder sie schritten auch voran oder schlossen sich den beiden Anderen an. Es schien ihnen nicht um das Alleinsein zu thun zu sein, sie gingen auch nicht Arm in Arm, sie betrugen sich nicht, wie sonst wohl Verlobte oder gar Verliebte pflegen. Bald ging Roderich neben Inga her. „Da schreiten wir wieder einmal gemeinsam durch den Wald, wie wir es einst zu Dreien thaten!" begann er. „Denken Sie gern an jene Tage zurück?"

„Fragen Sie die Ihrigen," entgegnete sie, „ob ich nicht mit Vergnügen davon erzählt habe! Nicht wahr, Herr Oberförster?"

Roderich sprach den Wunsch aus, Rolf auf ein paar Tage nach Eisenthal kommen zu lassen. „Wünschen Sie es nicht auch?" fragte er, zu Inga gewendet.

„Ihn wiedersehen würde ich gern," entgegnete sie, „und doch — wäre es jetzt — vielleicht noch zu früh." Inga erschrak vor dem Gedanken, durch die Anwesenheit des Bruders die Erinnerung an die alte Kameradschaft mächtiger werden zu lassen.

„Sie hat ganz Recht!" rief der Oberförster bestätigend. „Er scheint eben in guter Schule und Arbeit zu sein, da soll man ihn nicht gleich wieder herausreißen und zerstreuen. Du kannst ihn ja auf deiner Rückreise aufsuchen."

Von der frischen Luft gestärkt, kehrten die Spaziergänger in der Dämmerung heim, um sich bald bei der Mutter und um die abendliche Lampe wieder zu versammeln. Roderich hatte ausgepackt und

den Seinen Geschenke überreicht, die er für sie mitgebracht: der Mutter ein Buch biographischen Inhalts, nach welchem sie sich schon längst vergeblich umgethan; Konradinen Illustrationen berühmter Meister zu allerlei Gedichten; dem Vater ein altes Pulverhorn mit eingelegter Arbeit; es war das kostbarste seiner Geschenke. Inga blieb unbeschenkt. Die Mutter und Konradine dachten, er hätte auch ihr wohl eine kleine Aufmerksamkeit erweisen können. Er selbst mochte in diesem Augenblicke ebenso empfinden, und um wenigstens abzulenken, zog er ein Büchelchen aus der Tasche, in welchem er mit dem Griffel Allerlei zu skizziren pflegte. Er schlug es auf, und es vor Inga niederlegend, fragte er: „Erkennen Sie das wieder?" — „Ja!" rief sie mit plötzlich hochgerötheten Wangen und zugleich mit Schreck und Furcht, sich verrathen zu haben. — „Was ist es?" fragte Konradine, indem sie aufsprang und über Inga's Schulter auf das Blatt sah. Inga erklärte es als die Mühle mit dem Garten, wo das Dreiblatt einst übernachtet hatte, müde, hungrig, endlich vergnügt bei frugaler Kost und noch lange gestimmt, den Vollmond über den Bergen heraufkommen zu sehen. Da war das große Mühlrad wieder, die Felsen, die Bäume, die ganze idyllisch versteckte Umgebung! — Das Büchlein, in welchem noch einige Erinnerungen aus jenen Tagen eingezeichnet waren, blieb auf dem Tische liegen. Roderich wagte nicht, es Inga — oder auch nur ein Blatt daraus — anzubieten, und sie selbst unternahm es nicht, darum zu bitten. Inzwischen sprach die Mutter ihre Zufriedenheit aus, daß er bei all' seinen Studien zuweilen auch noch zeichne, und Konradine rief: „Jetzt halten wir ihn fest! Er soll uns ein Bild von Inga hinterlassen!" Roderich schien ablehnen zu wollen. Es sei ihm zu schwierig, er werde Inga's Züge nicht treffen. „Versuch' es nur und nimm dich zusammen!" entgegnete Konradine. „Und zwar sobald als möglich! Morgen schon! An Zeit dazu soll es weder dir noch ihr fehlen!"

Es war um zehn Uhr Abends, zu einer auf dem Lande genügend späten Stunde, als die Familie sich gute Nacht sagte. Inga bemerkte, wie Konradine und Roderich einander nur die Hände reichten und sich zunickten; wie denn überhaupt in ihrem Verkehr nichts von besonderer Zärtlichkeit war. In seiner Abwesenheit hatte sie viel von ihm gesprochen, und bei seinem Empfang war sie voll herzlichen Jubels gewesen; seine Gegenwart erhielt sie in froher Stimmung, aber wer nicht gewußt hätte, daß ein tieferes Verständniß in ihnen lebte, würde aus Konradinens Mienen und Wesen kaum etwas Anderes als die Freude an einem besonders bevorzugten Bruder gesehen haben.

Roderich ging mit der Lampe in sein Museum, neben welchem sich das Schlafgemach befand. Die kleine Flamme erleuchtete den Raum nicht, sie warf nur einen grellen Schein auf den Arbeitstisch, während Dämmerung und weiterhin Dunkelheit herrschten. Er ließ sich einen Augenblick in den Sessel vor dem Tische nieder. Da lag noch der Strauß, von dem er erfahren, daß Konradine ihn gebunden, Inga ihn hingelegt hatte. Er nahm ihn in die Hand und legte ihn an seine Stelle zurück. Aber er konnte nicht sitzen, er brauchte noch Bewegung. Nachdem er den Raum oft genug auf und nieder geschritten, öffnete er die Glasthür, durch welche die nebelkühle Wiesenluft hereinströmte, und hier, an den Pfosten gelehnt, blickte er eine Weile ins Dunkel hinaus. In sein Inneres war ein Riß gekommen, Vergangenheit und Gegenwart fanden keine Vermittelung mehr, und selbst dem festen Willen gegenüber tauchten berückende Fragen und Möglichkeiten auf.

Sein Jugendleben war in wohlgeord-

neten und schönen Verhältnissen hingegangen. Mußte er in seiner Schulzeit und in den akademischen Jahren den größten Theil des Jahres außerhalb des Hauses zubringen, welches ihm zum Vaterhause geworden, so gewährte es ihm in der studienfreien Mußezeit alle Vortheile, die einem Sohn zu Theil werden können. Dieser Vortheile war er sich bewußt, und ein früh entwickeltes Pflichtgefühl und reger Trieb zum Lernen hatten ihn schnell gefördert. Die Mittel waren ihm nicht eben schmal gemessen, und es erregte die Verwunderung derer, die dieselben kannten, daß er sie vorwiegend für seine Studien und Sammlungen verwendete, für sich selbst aber fast bedürfnißlos blieb. Gleichwohl konnte ihn Niemand einen Vereinsamten oder Ueberstudirten nennen, er hatte stets für einen fröhlichen Burschen gegolten. Sein Verhältniß zu der heranwachsenden Konradine war von dieser selbst richtig gefaßt und der Freundin ausgesprochen worden. Daß sie einander nicht häufig sehen und bei jedem seiner Besuche die jungen Leute neue Beobachtungen der Entwickelung anstellen, neue Vorzüge an einander entdecken konnten, war ihrer Zuneigung besonders günstig. Roderich liebte das junge Mädchen, das ihn auch ohne Versicherung und Gelöbniß verstand, und lebte der Ueberzeugung, daß er nie eine Andere als Konradine zu seiner Lebensgefährtin wählen werde. So einfach, plan und selbstverständlich war bisher Alles in seinem Leben gewesen, bis er im letzten Frühjahr auf der Fußwanderung dem jungen Musikanten und seiner Schwester begegnete. In dem Wahne, sein Herz unbedingt gesichert zu wissen, ließ er den Zauber der Anmuth und Schönheit über sich walten und freute sich, den stillen Werth des Mädchens zu erkennen. Aber der Zauber wurde mächtiger, er fühlte sich hingerissen, und in seinem Gemüthe begann ein ernstes Ringen zwischen Pflicht und leidenschaftlicher Hingabe. Er fühlte, daß er sich losreißen müsse, und die Nachricht, daß seine Reisegefährten seine eigene Heimath als Zielpunkt vor Augen hatten, so unerklärlich ihm die Kunde war, brachte seinen Vorsatz schnell zur Ausführung. Er wollte das Mädchen nicht wiedersehen, am wenigsten in Konradinens Nähe, er wollte sein väterliches Haus meiden, so lange Inga darin verweilte. Daß der Entschluß nicht durchzuführen war, erwies sich bald. Er mochte mit der Heimkehr zögern und zögern, er durfte nicht ganz ausbleiben. Die Ausflüchte waren endlich verbraucht, ein Brief der Mutter traf sein Herz, wenn die Schreiberin auch ahnungslos blieb über das, was in ihm vorging. Das letzte war nicht einzugestehen, und so mußte es niedergerungen werden. Es galt, die Gefahr gar nicht mehr als solche anzuerkennen, einem Wiedersehen mit bestimmtem Willen zu begegnen. Er tadelte sich, zu solchem Entschlusse nicht früher gelangt zu sein, und machte sich auf den Weg. Je mehr er sich dem heimischen Thale näherte, desto mehr begannen die Empfindungen doch wieder zu schwanken zwischen pflichtwidriger Freude und schweren Vorwürfen. Aber als er die Eltern und Konradine wieder erblickte, da kam ein altes Gefühl der Zufriedenheit und Freude wieder über ihn, und er fühlte sich innerlich gesichert. Wenige Minuten darauf trat Inga vor seine Augen. Er sah eine Wandlung mit ihr vorgegangen, die ihn erstaunen machte. Vor einem halben Jahre hatte er sie als eine gedrückte Natur kennen gelernt, über deren Schönheit ein demüthig melancholischer Schatten lag, aus welcher jugendliche Freude nur verstohlen hervorblitzte, um sich verschüchtert wieder zu bergen. Jetzt stand sie in gereifter schöner Gestalt vor ihm, in Haltung und Bewegung ruhig und gefaßt, ja, wie ihm vorkam, auch körperlich gewachsen und entwickelt. Der

erste Eindruck bestürzte ihn geradezu, aber ihre Förmlichkeit und Kühle kamen ihm zu Hülfe. So wußte er seine Bewegung zur Ruhe zu verweisen. Und nun war er von Mittag bis Abend fast unausgesetzt in ihrer Gesellschaft gewesen und hatte sie beobachtet, ohne sich den Anschein zu geben. Sie hat niemals für mich empfunden, was ich für sie empfand, dachte er; und — es ist vielleicht gut so! Oder wäre es — ich habe ihr meine Neigung zu verhehlen gesucht, habe an mich gehalten, daß nicht Worte, nicht Geberden noch Blicke mich verriethen, ich that nichts Uebles, wenn ich mich hastig zurückzog. Doch hat sie mich sicherlich auch nicht errathen. Unsere Begegnung mag ihr nichts als eine heitere Erinnerung sein, darum konnte sie den Eltern so unbefangen davon erzählen. — Es ging Roderich eigen. Daß Inga kleine Begebenheiten, die er als Geheimniß in sich geborgen, wie etwas Gleichgültiges weitererzählen konnte, hatte für ihn beinahe etwas Verletzendes. Ihre vermeintliche Kühle that ihm weh, und doch war ja auch sein Wille gewesen, kühl zu erscheinen, ja seine Regung ganz erkalten zu lassen. Ein gewisser Trotz erhob sich in ihm, nur erst leise und halb unbewußt, eine gewisse Lust zu vergelten, anzuziehen, zu gewinnen. Aber plötzlich erschrak er vor der Gefährlichkeit solcher Regungen, tadelte und schalt sich selbst, ja, es ballte sich ihm unwillkürlich die Faust gegen die eigenen pflichtwidrigen Gedanken. — Die Nachtkühle umschauerte ihn, er schloß die Thür und warf sich noch einmal in den Sessel vor dem Tische. Es ist gut so, dachte er. Wir müssen einander fremd bleiben. Und es ist gut, daß Konradine von unserer ersten Begegnung unterrichtet ist. So haben wir ihr nichts zu verschweigen. — Und dachte er an Konradine, so trat sie ihm innerlich in keiner Weise zurück, sie blieb ihm so lieb, wie sie ihm immer gewesen war. Nicht an die Zukunft dachte er, nur an die Gegenwart, und sein Denken war mehr ein unruhig wirkendes Arbeiten der Empfindungen, ohne das Festhalten oder Verfolgen eines Gedankens. Eine tiefe Stille aber lag um ihn her, und die Lampe war noch lange das einzige Licht im Hause, ja in dem ganzen von Dunkelheit erfüllten Waldthale.

Auch über Inga's Augen kam noch lange kein Schlummer. Auch sie sagte sich: Es muß vergessen werden! In dem ruhigeren Verhältniß zwischen Roderich und Konradine glaubte sie nicht zugleich innere Kühle zu sehen, sondern eine durch den Anstand gebotene Beschränkung, wie sie bei einem nun schon längeren Einverständniß durch stillschweigendes Uebereinkommen Aller aufrecht erhalten wurde. Sie wußte um Konradinens Liebe, sie ersah aus so Vielem im Hause, daß die Eltern eine künftige Vereinigung der Kinder als gesichert annahmen. Konradinens Brautschatz an feinem Linnen lag fertig und wohlgeordnet in einem der großen Schränke, während in einem anderen allerlei Geräthschaften für den künftigen Haushalt gesammelt wurden. Nicht selten hatte sie dann wohl Bemerkungen gehört wie: „Das ist nach Roderich's Geschmack," oder auch: „Roderich hat wenig Sinn für diese Dinge." Am häufigsten kamen Anspielungen von Seiten des Vaters. Er schien eine frühe berufliche Stellung für Roderich gar nicht zu wünschen, und aus seinen Bemerkungen war zu entnehmen, daß er damit den Verlust auch der Tochter im Hause voraussetzte. Er sagte dann wohl im Gespräch anstatt: „Roderich sollte" — „ihr solltet," oder anstatt: „Man könnte ihn künftig" — „man könnte euch künftig" — in kürzerer Zeit aufsuchen oder dies und jenes zuschicken. So war nach Inga's Ueberzeugung das Verlöbniß eine stille Thatsache, und darauf hin mußte sie ihre Stellung in der Familie,

ihr Betragen und endlich — oder vor Allem — ihr Herz richten.

„Bedeckter Himmel!“ sagte der Oberförster am anderen Morgen, als er, sich zum Frühmahl niederlassend, nach dem Fenster blickte. „Es wird Regen geben, und wir werden das Laub bald fliegen sehen, das sich diesmal so lange an den Zweigen gehalten hat.“ Die graue Wolkenschicht hing über dem Thal, regungslos, aber es fiel nicht feucht, und nach der nächtlichen Kühle war die Morgenluft wasserdunstig und fast schwül geworden. „Roderich führt, wie es scheint, sein Stadtleben fort, der Langschläfer!“ bemerkte der Hausherr weiter. „Keineswegs!“ entgegnete die Mutter. „Ich sah ihn schon früh das Haus verlassen und in den Wald gehen. Er scheint eher den Genuß heimischen Landlebens recht auskosten zu wollen.“ Inga hätte die Aussage der Hausfrau bestätigen können, denn auch sie hatte ihn ausgehen sehen. Aber sie hatte auch seinen lange suchenden Blick zu den Fenstern hinauf wahrgenommen. Sie besorgte, auch die Mutter könnte diesen Blick ertappt haben, und so schwieg sie lieber. Freilich, sein Gruß war jedenfalls an Konradine gerichtet, aber auch so wollte Inga nichts davon gesehen haben.

„Schade,“ begann der Hausherr nach einer Weile, „daß meine kleine Dine — er kürzte den Namen seiner Tochter zuweilen ab — eine noch viel kleinere und etwas kritzliche Handschrift hat! Ich bin einmal wieder in Noth um einen Abschreiber. Roderich darum anzugehen, wäre eine Härte bei der Kürze seines Besuches, denn es ist ein starkes Schriftstück.“

„Bitte, geben Sie es mir!“ rief Inga schnell. „Sie erblickten neulich meine Schriftzüge auf einem Briefumschlag an meinen Bruder und sagten, es sei eine feste und tüchtige Handschrift. Gewähren Sie mir die Freude, Ihnen den kleinen Dienst zu leisten!“

„Liebes Kind,“ entgegnete der Oberförster zögernd, „das ist sehr liebenswürdig und freundlich! Aber es ist keine Kleinigkeit. Ein langer Bericht an die Regierung, viele Bogen stark — für ein junges Mädchen eine sehr langweilige Arbeit!“

„Ich bitte dennoch darum! Und die Mama — nicht wahr, sie giebt mir Urlaub dazu? Die übrigen Geschäfte sollen darunter nicht leiden!“ Inga hatte rasch erkannt, daß eine solche isolirte Beschäftigung in ihren Plan paßte, Roderich möglichst wenig zu begegnen, und so drang sie mit solcher Inständigkeit darauf, daß der Oberförster endlich einwilligte. Konradine verhehlte ihre Unzufriedenheit nicht, denn sie hatte andere Pläne gehabt; der Hausherr aber begab sich mit Inga bald darauf in seine Schreibstube, um sie über die Arbeit eingehender zu unterrichten. Nach einer Weile kehrte er noch einmal zu den Frauen zurück, erzählend, daß Inga bereits als sein Secretär beschäftigt sei, und gleich nach ihm trat Roderich ein. Er entschuldigte sein Zuspätkommen und schien guter Laune. Nach Inga, obgleich ihm ihr Fehlen am Frühstückstische schon beim Eintreten nicht entgangen war, fragte er nicht, doch erfuhr er die Ursache durch Konradine. „Schreibt sie so gut?“ fragte er, um doch etwas zu sagen. Und bald darauf zu dem Oberförster gewendet, begann er: „Gehst du heut' Morgen noch in den Wald? Ich hätte Lust, dich zu begleiten und die Büchse wieder einmal zu probiren.“

„Nein, das wäre doch aber zu arg!“ rief Konradine halb lachend, halb ernstlich ungehalten. „Die Eine brennt darauf, sich in der Schreibstube festzusetzen, der Andere will sich mit seinen Freuden durch Verschwendung von Papas Schrot und Pulver im Walde vereinsamen, und nach mir fragt Niemand! Sind das angenehme Gäste, welche allein ihrer Wege

gehen wollen? Und dieser Mensch ist noch dazu schon vor Tage ausgerückt und könnte füglich für eine Weile genug haben!"

Roderich ergriff lächelnd ihre Hand. „Es ist auch wahr!" sagte er begütigend. „Weiß ich doch noch eine Beschäftigung für mich, wozu ich sogar deine Hülfe in Anspruch nehme. Ich möchte meine Sammlungen etwas anders ordnen. Manches scheint sogar in Unordnung gekommen —"

„Durch mich! Durch mich!" rief Konradine schnell begütigt und heiter. Sie gestand, daß sie darin gekramt hatte, um Inga Mancherlei zu zeigen.

Beide begaben sich bald hinunter in Roderich's Museum. „Sieh, da liegt ja der Strauß noch immer!" rief Konradine und schlug Roderich vor, einen der alterthümlichen Krüge vom Sims zu langen, in welchem das Grün und Roth sich gut ausnehmen werde. Er that, wie sie wünschte, und bald waren Beide bei den Mappen beschäftigt, um den Inhalt zu sichten und anders zu reihen. Das Mädchen ließ das Gespräch nicht ausgehen, oder trat einmal eine Pause ein, so empfand man sie auch nicht als etwas Leeres. Als Roderich eine Schicht von Zeichnungen — meist Pflanzenstudien — durch seine Hände laufen ließ, fragte er plötzlich: „Wo ist eigentlich das Büchelchen geblieben, das mit den Reiseskizzen, welches ich euch gestern Abend zeigte?" — „Oben bei mir wohlbewahrt!" entgegnete sie. „Ich habe es an mich genommen." Und von einer erklärlichen Ideenverbindung überrascht, fuhr sie fort: „Aber warum hast du uns nichts von deiner früheren Begegnung mit Inga und Rolf geschrieben? Ein so allerliebstes Abenteuer übergeht man doch nicht in Mittheilungen! Noch dazu, wenn man ein so schönes Mädchen kennen lernt!"

Roderich, etwas in Verlegenheit gebracht, beschloß, einen Theil der Wahrheit in Scherz zu kleiden. „Weil ich mich ein Bischen fürchtete!" entgegnete er lächelnd. „Wenn man — gewissen Leuten von großer Schönheit und angenehmen Abenteuern schreibt, so erregt man leicht — Eifersucht!"

„Eifersucht? Nein, Roderich! Niemals!" rief Konradine, mit hellen, ehrlichen Augen ihn anblickend. „Niemals, das kannst du glauben!"

Er fühlte sich von diesem aufrichtigen Vertrauen so beschämt, ja ergriffen, daß er drauf und dran war, das gute Mädchen zu umarmen; aber eine Gestalt ließ sich an der Glasthür sehen, und Herr von Schellborn trat mit fröhlicher Begrüßung ein. Er und Roderich hatten die Knabenspiele getheilt, duzten sich noch von der Schulbank her und redeten einander bei den Vornamen an. Die Jahre hatten sie getrennt, und wenn ihnen die Verschiedenartigkeit des Berufes wenig Gemeinsames gelassen hatte, so mochten sie sich doch gern, und ein Zug der Vertraulichkeit war ihnen geblieben. Paul rief dem Jugendgenossen einen Willkommensgruß zu, um sich dann mit angelegentlicher Artigkeit an Konradine zu wenden. Sie nahm dieselbe wohl auf, da sie dem Nachbar wohlgesinnt war und ihm, schon wegen der Kameradschaft mit Roderich, stets freundlich entgegenkam. Nach kurzem Gespräch zog sie es vor, die jungen Männer allein zu lassen, und empfahl sich. Paul bedauerte es und bat sich die Erlaubniß aus, den Damen später noch besonders aufwarten zu dürfen.

Roderich bot dem Gast eine Cigarre, und nachdem das Gespräch bald dies bald jenes berührt hatte, brachte Paul es ohne besondere Absicht auf Inga. Er bekannte, daß er sie in Ems schon flüchtig gesehen, verschwieg jedoch die Nebenumstände. Roderich, so sehr er für sich auf der Hut blieb, hielt es für thunlich, einzugestehen, daß auch er ihr und ihrem Bruder schon begegnet sei, ja er gab sich

den Anschein, zu wissen, daß der Besuch der Geschwister im Hause ein seit lange vorbereiteter gewesen sei. Um der Unterredung eine andere Wendung zu geben, kam er auf Paul's eigene Angelegenheiten. „Du machst auf deinem Gute große Anstalten!" sagte er lächelnd. „Ich höre, das ganze Haus wird umgebaut, erweitert und verschönert. Das deutet auf gewisse Absichten!" — Schellborn schien das wohlgefällig aufzunehmen. „Man denkt doch auch schon an die Zukunft!" entgegnete er. „Du lebst in der großen Welt — ich meine in der großen Welt wissenschaftlichen Verkehrs, Arbeitens und Fortstrebens; ich sehe mich auf dem Lande auf mich selbst angewiesen und wünsche nicht, immer allein zu bleiben. Ueberdies, warum soll ich es nicht eingestehen —" Er fühlte sein Herz dem Freunde geöffnet, und schon schwebte ihm das Geständniß auf den Lippen, daß er Konradine liebe und sie zu gewinnen hoffe. Denn daß eine andere als die geschwisterliche Beziehung zwischen ihr und Roderich bestehe, ahnte er nicht und konnte eigentlich Niemand wissen. Allein das Wort stockte ihm auf den Lippen, er erröthete vor sich selbst, Stunde und Umgebung erschien ihm plötzlich nicht feierlich genug zu einem so heiligen Bekenntniß. Und so vollendete er seinen Satz: „Warum soll ich verschweigen, daß ich mich mit der Zeit zu verheirathen denke?" Um nun auch von diesem Thema wieder abzulenken, kam er noch einmal auf Inga zu sprechen, pries ihre Schönheit und meinte, es sei etwas Geheimnißvolles in ihrem ganzen Wesen, welches zur Ergründung reize. Und da er sich länger bei diesem Gespräche aufhielt, wurde Roderich aufmerksamer, und plötzlich durchzuckte ihn ein Gedanke, der ihn innerlich erstarren machte. Hatte Paul sein Herz an Inga verloren? Ihr seine Liebe gestanden? Waren sie bereits einig? Inga's Kälte gegen ihn selbst schien ihm das mit einem Mal zu bestätigen. Ja, Paul richtete sein Haus für Inga ein, sie hoffte er heimzuführen! Roderich sprang auf und gab sich den Anschein, nach etwas zu suchen, um die Aufwallung von Bitterkeit und Eifersucht, deren Verrath er in seinen Zügen fürchtete, zu verbergen. Auch Schellborn erhob sich, nicht im entferntesten ahnend, was er angerichtet, und als Roderich ihm vorschlug, mit ihm hinauf zu seiner Mutter und Schwester zu gehen, war er sehr gern dazu bereit.

Inga war den Tag über nur bei der Mittags- und Abendmahlzeit sichtbar. Sie schrieb auch noch den ganzen zweiten Tag und war noch nicht fertig. Erschien sie aber, dann gab sie sich heiterer als sonst. Roderich wollte freilich bemerken, daß sie ihn mit der Unterhaltung kürzer hielt als die Uebrigen. Der Argwohn, der in seiner Brust erwacht war, nagte weiter und weiter, und leider fand Roderich Muße genug, sich so gefährlichen Regungen hinzugeben. Arbeit hatte er sich nicht mitgebracht, und das in seinem Museum zusammengebrachte Material gab ihm keine Anregung mehr, da er es nur noch als die Hülsen seines jugendlichen Bestrebens betrachtete, während er mit seinen Studien jetzt in einem vorgeschrittenen Bereich lebte. So sah er sich den Tag über dem Müßiggang anheimgegeben. Aber er war eine zu regsame Natur, er brauchte Thätigkeit, müßiggängerisches Umhertreiben im Hause war ihm unerträglich. Vielleicht würde sich selbst unter seinem „alten Trödel", wie er den Inhalt des Arbeitszimmers nannte, Gelegenheit zur Beschäftigung geboten haben, aber die innerliche Spannung ließ ihn bei nichts verweilen. Er rief sich zur Ordnung, er nahm Bücher zur Hand, er richtete die Augen auf die Blätter. Eine Woche will ich auszuhalten suchen, dachte er. Dann fort! Es muß, ja es muß vergessen werden!

Endlich erschien zu Mittag des dritten Tages der Oberförster, ein Actenstück unter dem Arme. „Seht!“ rief er der Familie zu, „dies hat sie in der kurzen Zeit zusammengeschrieben! Und welche Sauberkeit! Welche Handschrift! Wie lesbar! Einen solchen Schreiber habe ich mir lange gewünscht!“ Inga entgegnete, daß sie jederzeit bereit sei und er über sie verfügen dürfe. Konradine aber that Einspruch. „Laßt es doch jetzt wenigstens genug sein!“ rief sie; „jetzt, wo Roderich bei uns ist! Er hat uns versprochen, sie zu zeichnen. Roderich, heut' noch, ja?“ Roderich aber wendete ein, der Nachmittag werde sehr dunkel, das Licht sei wenig geeignet. „Nun, dann morgen früh, aber bestimmt!“ sagte Konradine. „Ich werde daran festhalten, denn es ist die einzige Art, daß man einmal beisammen bleibt.“

Sie hielt wirklich daran fest. Die Mutter redete zu, Roderich durfte nicht widerstreben. Er empfing die Mädchen in seinem Arbeitszimmer, und ohne große Vorbereitungen nahm er ein Blatt und den Griffel zur Hand. Konradine sorgte für die Unterhaltung. Aber nicht zehn Minuten waren verstrichen, als sie, ihre kleine Handarbeit untersuchend, fand, daß ihr das Stickgarn ausgegangen sei. Sie ging, um sich neuen Vorrath zu holen. Roderich und Inga sahen sich allein, und eine Bangigkeit kam über Beide. Sollte er etwas sagen? Und was? Sollte er den Moment ohne eine Frage, ohne ein Wort vorübergehen lassen? Noch hielt er die Blicke fest auf sein Blatt gerichtet; er gab sich den Anschein, zu zeichnen, aber seine Hand strichelte in der Aufregung nur auf dem Papier umher. Da hob er die Augen auf und blickte Inga voll und durchdringend an. Eine dunkle Röthe überzog ihr Gesicht, sie zuckte zusammen und schlug die Augen nieder. Er hatte den Griffel mit beiden Händen krampfhaft gefaßt und zerbrach ihn. Da ließ sich eine trällernde Stimme auf dem Gange hören. Beide fühlten sich wie ertappt; sie hatten kein Wort gewechselt, aber in einem Blick und einem Erröthen hatten sie einander verstanden. Dennoch athmeten sie auf, als Konradine wieder eintrat.

Roderich zerriß das bekritzelte Blatt und nahm ein neues. „Nur nicht zu viel verwerfen!“ rief Konradine. „Es war ja nicht schlecht angelegt!“ Die Sitzung verlief nun ruhiger. Endlich legte Roderich den Griffel bei Seite, und die Zeichnung betrachtend, sagte er: „Es ist nichts! Aber die Stümperei mag eben fertig sein!“ — „Sprechend ähnlich!“ rief Konradine. „Ausgezeichnet! Roderich, du hast dein Meisterstück gemacht! Inga, das Blatt nehmen wir mit! Komm zur Mutter!“

Roderich's Eifersucht war dahin. Er glaubte in Inga's Herz gesehen zu haben. Aber durfte es ihm zur Freude gereichen, daß sie ihn liebte? Konradine gaukelte glücklich zwischen Beiden hin, arglos, mit vertrauensvollem Gemüth — waren sie nicht Beide mit ihren Gedanken gegen das gute Mädchen treulos, verrätherisch, im Innersten schuldig? So dachte Roderich und hätte gern gewußt, ob Inga ebenso dächte.

In der That hatte sie die gleichen Empfindungen und Gedanken, nur noch schärfer und vorwurfsvoller, gegen sich selbst gerichtet. Daß er sie liebte, war ihr klar geworden, mit innerstem Aufschrei des Jubels, mit Entsetzen, mit Selbstanklage gegen ihr eigenes stummes Geständniß, wenn es sich auch nur in einem Erröthen kund gegeben. Daß sie sich von ihm entfernt halten, jede Regung vor ihm fortan verbergen, jede Annäherung vermeiden müsse, erschien ihr als Nothwendigkeit. Aber wie schwierig war das in einem Hause, wo die Familie, der sie sich nicht entziehen konnte, so einig zusammenlebte;

wo er das Recht hatte, sie in jeder Stunde anzureden! Wäre sie seiner Fassung nur gewiß, dachte sie; wäre sein Schweigen in jenem verhängnißvollen Augenblicke ihr eine Bürgschaft für dauerndes Verstummen; ihrer selbst glaubte sie wohl sicher zu sein. Am besten schien es ihr, das Haus zu verlassen. Aber welchen Grund sollte sie der Familie angeben? Und überdies, die Zeit war für Roderich's Besuch gemessen, er selbst mußte bald wieder abreisen. So galt es ausharren, sich selbst bezwingen und ihn durch eigene Ueberwindung mahnen, daß auch er sich zu überwinden habe.

Es folgten unerquickliche Tage, an welchen auch von außen kein Sonnenstrahl mehr durch die Fenster fiel. Mehr und mehr sah sich die Familie auf sich selbst angewiesen, auf Gemeinsamkeit bei der abendlichen Lampe. Es war eine von Hause aus glückliche Familie, und doch begann ein Druck, eine Bangigkeit sich über den sonst so fröhlichen Kreis auszubreiten. Inga sprach wenig und sah von ihrer Handarbeit nicht auf; Roderich that sich Zwang an, zu reden, und sprach von Dingen, die Keinem, ihm selbst am wenigsten, von Wichtigkeit waren. Selbst Konradine begann den ihr ungewohnten Zwang zu empfinden und schalt innerlich auf Roderich, daß er sich langweile und durch seine Zerstreutheit die Anderen auch nicht einmal belustige, sondern in die Langeweile hineinziehe.

Die Mutter, welche niemals zu beobachten schien und doch Vieles bemerkte, wollte solche Stimmungen nicht aufkommen lassen und gab der Unterhaltung eine bestimmte Richtung. Sie ließ vorlesen, Jedes mußte sein Theil dabei leisten; sie suchte Urtheile, anknüpfende Besprechungen darüber hervorzulocken. Sie wußte Roderich an das Clavier zu bringen — welches er freilich sehr vernachlässigt hatte — und Konradinens Gesang zu begleiten; kleine harmlose Liedchen, die sie mit ebenso harmlosem Stimmchen ohne viel Kunst zu singen wußte. Dazwischen fing er an, nach seiner Weise auf den Tasten zu phantasiren. Er kam in ein Volkslied, brach es aber ab, denn es brachte ihm Tage der Frühlingswanderung ins Gedächtniß. Rasch ging er in ein anderes über — aber er erinnerte sich, wie Inga es einst mitgesungen — er hatte ihre Stimme noch vor dem Gehör. Er ließ auch diese Melodie fallen und kam unvermittelt in eine dritte, mit der es ihm auch nicht besser ging. „Roderich, du spielst schauderhaft!“ rief Konradine plötzlich und schien ernstlich ungehalten. Er lachte und stand auf, aber es lachte Niemand mit ihm. „Lesen wir!“ sagte die Mutter und schob ihm das Buch hin, welches sie begonnen hatten.

Diese Stimmungen, ohne jedes Aussprechen getragen, verschlimmerten sich von Tag zu Tage, fast von Stunde zu Stunde. Schon hatte die Mutter, unter vier Augen mit Roderich, die Worte auf der Zunge: „Reise ab, mein Sohn!“ aber sie besann sich, voraussehend, daß er selbst bald zu diesem Entschlusse kommen werde. Und sie hatte Recht, nur noch die Frist, die er sich gesetzt, wollte er ausharren. Denn sein Stolz bäumte sich in ihm auf, unter Stimmungen zu schwanken, deren Druck er noch nicht gekannt, die seiner sonst kräftigen Natur zuwider waren.

Eines Nachmittags ließ er mit raschem Entschluß ein Pferd satteln und sprengte ins Freie. Er bedurfte einer Anstrengung, er wollte sich „Ruh' erreiten“. Die Frauen sahen ihn vom Fenster aus zwischen den Bäumen verschwinden; Konradine verwundert, daß er sich ohne Abschied entfernt und nicht gesagt, wohin sein Weg gehen solle; die Mutter zufrieden, daß er überhaupt einer Zerstreuung nachging. — Er war ohne Plan dahingeritten, die rasche Bewegung that ihm wohl, die Wald-

luft empfand er als wohlthätige Kühlung. Da fiel ihm ein, er könnte Paul Schellborn einen Gegenbesuch machen. Es war ihm plötzlich angenehm, ein Ziel zu haben, und so ließ er sein Rößlein traben. Bald sah er denn auch die Gerüste um das Haus und die Verwüstung, die der Neubau in der Gartenumgebung angerichtet hatte. Paul sprang ihm aus der Thür eines Wirthschaftsgebäudes mit herzlichem Gruß entgegen. „Das ist brav von dir!“ rief er. „Jetzt, wo alle Nachbarn mich fliehen und ich Niemand einladen kann, ist dein freiwilliger Besuch mir eine um so größere Freude!“ Er führte seinen Gast in die Wohnung, in der er sich vorläufig untergebracht hatte, und zwar in ein Zimmer, das gut und bequem genug ausgestattet war, in welchem aber auch Alles zusammengerafft stand, was ein junger Gutsherr und Jagdliebhaber um sich her braucht. „Es ist beinah ein Museum wie deins!“ sagte er lachend. „Nur enger und weniger wissenschaftlich. Geht bei mir jetzt auch Vieles drunter und drüber, so ist mein Keller wenigstens in Ordnung, daß ich einen Gast, der sonst fürlieb nimmt, bewirthen kann. Du sollst dich wundern, wie glänzend ich mich nach dieser Richtung ausgestattet habe!“ Er hieß den Diener verschiedene Sorten zur Prüfung auftragen.

Roderich war es recht, daß Paul in gesprächiger Art auch in der Unterhaltung den Wirth machte. Er selbst fragte nach einigen Nachbarn, auch nach der Gräfin Spach, die er in der Jugend als Auguste von Troll gekannt, jetzt aber seit langer Zeit nicht gesehen hatte. „Sie war dir sehr zugethan!“ sagte er. „Oder sie ist es auch wohl noch?“ Paul lachte. „Sie kokettirt gern in der Gesellschaft!“ entgegnete er. „Jetzt ist sie ärgerlich auf mich, auf die ganze Nachbarschaft. Aus der vielbesprochenen Froschjagd ist nämlich nichts geworden. Die Damen haben sich bei den Vorbereitungen dermaßen veruneinigt, ja gezankt, daß keine mehr mit der anderen etwas zu thun haben wollte. Auguste hat sich übrigens noch am vernünftigsten dabei benommen.“ Roderich konnte die Gräfin nicht leiden, Paul aber vertheidigte sie. „Sie ist viel besser, als sie sich giebt, und Spach hat mehr Einfluß auf sie, als Beide vor den Leuten zeigen. Max ist ein guter Kerl und mehr als das, aber er hat bisher nicht recht den Drang gezeigt, als Herr aufzutreten. Thäte er es, ich glaube, sie wäre ganz zufrieden damit. Es wird wohl anders werden, wenn sie erst Mutter geworden ist. Er erzählte mir neulich mit großer Genugthuung, daß Aussicht dazu sei.“ — Nach einer Weile brachte Roderich das Gespräch auf den Neubau des Hauses. Er kenne den alten Familienkasten gar nicht wieder, sagte er; da wären Seitenflügel, ein neues Stockwerk, ein großes Portal mit Säulen und Freitreppe; das müsse ein schloßartiges, bedeutendes Bauwerk geben. Paul holte mit Vergnügen die Risse und Pläne herbei und begann sie zu erklären. Da war eine schöne Vorhalle, ein großer Saal und Wohnräume in großer Anzahl. „Bravo! du richtest dich auf eine starke Familie ein!“ rief der Gast. Paul war einmal beim Auskramen und brachte Abbildungen für das Mobiliar, Tapetenmuster, ja ganze Bücher voll Proben zu Möbelstoffen, die man ihm geschickt hatte. Die beiden jungen Männer lachten selbst über ihre Beschäftigung, als sie in den letzteren blätterten. „Die Auswahl wirst du schließlich doch deiner künftigen Braut und Frau überlassen!“ sagte Roderich. Paul aber, der ein paar Gläser Wein getrunken und sich in Erregung gekramt und gesprochen hatte, fühlte sein Herz weit werden und erklärte dem Freunde, daß er Konradinen liebe und sie einst heimzuführen hoffe.

Es war, als ob ein Vorhang vor Roderich's Augen zerrisse und ihm eine Aus-

sicht zeigte voll blendenden Lichtes; er wußte im ersten Moment nicht, ob es die Augen schmerze, ob er sie nur aus Ueberraschung abwenden mußte. Was er selbst nie gedacht, stand plötzlich denkbar vor ihm, und herüber und hinüber kreuzten sich Gedanken, Hoffnungen, Befürchtungen; und das in wenigen Augenblicken. „Hast du dich ihr schon erklärt?“ fragte er hastig. „Weiß Jemand bei uns darum?“

„Erklären konnte ich mich bisher nicht,“ entgegnete Paul, „aber wenn man bei euch schon etwas davon ahnte, sollte es mich unendlich freuen! Ich war bis zum Frühjahr dieses Jahres sehr gebunden, meine Verhältnisse durch schlechte Vormundschaft in Unordnung gerathen; ich hatte einen Proceß zu führen, der dann endlich gewonnen wurde. Zu Ostern erst übernahm ich das Gut, an dem mir früher nicht viel gelegen war. Um diese Zeit erst sah ich Konradine nach langer Unterbrechung wieder, und jetzt erst wurde sie mir theuer. Dann mußte ich in Geschäften wieder fort, und so war es recht schwer, so gute Nachbarschaft zu halten, als ich wohl gewünscht hätte. Den Anhalt habe ich für meine Wünsche wenigstens, daß Konradine mir bisher mit Freundlichkeit begegnet ist.“

„Wenn aber“ — sagte Roderich, seine Erregung zu dämpfen suchend — „wenn aber ihre Neigung nicht mehr zu vergeben wäre?“

„Nicht mehr zu vergeben!“ rief Paul erschreckt. „Um Gotteswillen, Roderich —! Was weißt du? Du bist ihr Bruder, ihr Freund, ihr Vertrauter — rede! Was muß ich hören?“

„Von mir — nichts! Du mußt Konradine selbst fragen. Ich aber werde vorher mit ihr sprechen.“

„Du willst? Nein, Roderich! Laß das — obgleich mir ein solcher Fürsprecher schon recht sein könnte! Dennoch aber —“

„Dein Fürsprecher? Nein, Paul, diese Rolle werde ich nicht übernehmen. Auch brauchst du keinen. Das Mädchen, dem du deine Hand reichen willst, darf stolz darauf sein! Ohne deiner zu erwähnen, werde ich mit Konradinen sprechen. Ich will wissen — wie sie überhaupt denkt! Doch es ist spät. Ich muß aufbrechen.“

Paul Schellborn war enttäuscht, ja etwas erschreckt über die Wirkung seiner Mittheilung. Er hatte sich die Stunde seines Liebesbekenntnisses dem Freunde gegenüber als einen Vorgenuß künftigen Glückes erhofft, wo vertrauliches Gespräch Mittheilung an Mittheilung reihen und wo man mit der Zeit nicht rechnen werde. Aber Roderich war nicht zu halten. Schon saß er im Sattel, als Paul, nochmals seine Hand ergreifend, begann: „Roderich! Du bist mir nicht ganz verständlich! Hast du einen Widerwillen gegen meine Absichten?“

„Nein! Wenn du Glück hast, kann es Glück für uns Alle sein!“ Mit diesen Worten sprengte Roderich über den Hof in die jetzt schon dunkle Waldstraße hinein. Er brauchte das Pferd kaum zu lenken, denn es kannte den Heimweg so genau, daß es auch im Finsteren jeden Stein und jede Wurzel zu vermeiden wußte. — Was ging in dieser Stunde, während ein scharfer Wind die Regenwolken verwehte, nicht Alles durch das Gemüth des jungen Mannes! Wenn er sich einen Ausgang der Wirren nach dem Wunsche seines Freundes ausmalte, dann war in der That das Glück desselben ein Glück für Alle. Daß er Konradinen entsagen könne, so lieb sie ihm war — wie mochte er daran noch zweifeln? Und wenn er sie sich an der Seite eines Anderen denken sollte, wie hätte er einen Würdigeren für sie gewußt als diesen Freund? Sie mußte mit ihm glücklich werden! Und dann — das war freilich die Hauptsache — durfte er frei und offen um Inga werben, an deren Zuneigung er ja auch nicht mehr zweifelte.

Alles war damit gelöst, Alles gut und schön! — Aber Konradine! Würde sie auf eine solche Lösung eingehen? Es war nicht eben Selbstgefälligkeit, wenn er sich sagte, daß hier die Hauptschwierigkeit liege. Paul hatte die Erfüllung seiner Wünsche doch wohl noch in die Ferne zu rücken! — Aber nach dem, was Roderich heute erfahren, stand ihm fest, daß der dumpfen Stimmung des Hauses jetzt mit einem raschen Entschluß ein Ende gemacht werden müsse. Und er wollte ein offenes Wort mit Konradinen sprechen. Er durfte sie nicht länger täuschen. — Und wenn er sich nun dachte, was er ihr sagen, wie sie es aufnehmen, mit welchen treuen Augen sie ihn ansehen würde — dann kam ein tiefes Weh über ihn. Er fuhr mit der Hand gegen die Stirn, er kam sich plötzlich wie ein Verbrecher vor, der nach Beschönigung seiner Schuld sucht. Auch die beste und edelste Natur findet Regungen der Selbstsucht in sich und erschrickt bei der Nothwendigkeit, daß dieselben im bestimmten Falle als Richtschnur des Handelns gelten müssen. Selbstanklage und Demüthigung verlieren ihre Bedeutung, wo dieser Entschluß zum Handeln einmal gefaßt ist. Konradine konnte durch ihn nicht mehr glücklich werden und er nicht mehr durch sie, so sagte er sich; aber jedes von Beiden konnte für sich glücklich werden, wenn sie wieder, wie einstmals, Geschwister wurden.

Erleuchtete Fenster zeigten sich zwischen den Bäumen und rissen ihn aus seinen Gedanken. Wie war die Stunde des Heimrittes vergangen? — Er fand die Familie beim Abendtische und erzählte, wo er gewesen. Da der Vater einige Fragen über den Neubau that, gab Roderich Auskunft, sprach viel und kam sogar auf die Musterbücher mit Proben zu Vorhängen und Möbelstoffen, was nicht ohne heitere Theilnahme aufgenommen wurde. Trotzdem hielt sich Konradine von ihm zurück und sagte ihm auch in kühlerer Weise als sonst ihr Gute Nacht!

Am anderen Morgen war sie es doch, der er zuerst zu begegnen suchte. Er hatte seine Worte beisammen, er wollte ganz ehrlich und brüderlich mit ihr sprechen, ihr bekennen, wie er innerlich zu Inga stehe. Konradine war weder unfreundlich noch ablehnend gegen ihn, aber sie wußte ihn zu vermeiden. Und als er sie fragte, ob sie denn gar keine Zeit für ihn habe, entgegnete sie: „Verzeih', lieber Roderich, wir haben gerade heute in der Haushaltung alle Hände voll zu thun!“

Damit war eigentlich der rechte Moment schon verloren, denn sie entzog sich ihm den ganzen Tag über, und als er am nächsten an eine Unterredung mit ihr dachte, hatte er die Anrede schon nicht mehr so beisammen oder er mußte sie anders fassen, und es mißfiel ihm bald dieser, bald jener Ausdruck. Zugleich überkam ihn die ganze Mißlichkeit seiner Absicht. Einem Gegner mit Waffen sich zu stellen oder ihn herauszufordern, dünchte ihn ein Kleines; einem Mädchen, von dessen Neigung er überzeugt war, zu sagen, daß er eine Andere liebe — nein, es ging nicht! Von ihr mußte die Wendung ausgehen, nicht von ihm! — Mittlerweile war die Frist, die er sich für seinen Aufenthalt gesetzt hatte, schon um einige Tage verstrichen. Er sprach nicht von der Abreise, und selbstverständlich fragte ihn Niemand darum. Er versuchte es mit den Büchern, und es fand sich wohl eins und das andere, was ihn eine Weile fesselte. Aber es hielt ihn nicht im Hause. Er nahm die Flinte und streifte im Walde umher, ohne etwas zu schießen oder auch nur auf ein Wild zu lauern.

Währenddem schien Inga ganz in den Geschäften des Hauswesens aufgehen zu wollen. Eines Morgens schritt sie über den Hof, um in der Milchwirthschaft einen Auftrag zu geben. Da sah sie am

Waldrande entlang einen wunderlichen Zug vorübergehen. Es mußten Zigeuner sein. Aber sie hatten im Aussehen weder etwas Malerisches oder Buntes. Wilde, bärtige Gesellen, Weiber mit ungekämmtem Haar und wüsten braunen Gesichtern, starrend von Schmutz, und Kinder in Lumpen. Auf einem Maulthier saß eine Alte von abschreckender Häßlichkeit, während die Habe der Bande auf einem Esel fortgeführt wurde. Ein halbwüchsiger Bursche führte sogar einen unansehnlichen kleinen Bären am Stricke. — Inga hatte einen derartigen Aufzug noch nicht gesehen, und um einen näheren Anblick zu gewinnen, trat sie ein paar Schritte aus dem Hofthor ins Freie. Da sprang von der Seite ein Weib, welches hier schon eine Weile herumgestrichen sein mochte, auf sie zu und bettelte sie in gebrochenem Deutsch an. Sie zuckte zurück vor der Nähe des braunen Geschöpfes, welches trotz der demüthigen Miene roh und entschlossen genug aussah. Aber schon hatte das Weib Inga's Hand erfaßt oder vielmehr ihr Handgelenk mit einer Art von schwarzen Geierkrallen gepackt, um ihr zu wahrsagen und dadurch eher etwas von ihr zu erlangen. Umsonst suchte sich Inga loszuwinden; sie wollte nicht um Hülfe rufen, in der Hoffnung, sich von der unsauberen Berührung selbst zu befreien. Das Weib aber hielt fest, so fest, daß Inga vor Schmerz die Zähne auf einander preßte, und begann seine Prophezeiung aus den Linien der Hand: Viel Geld, ein schöner Mann, wie sich von selbst verstand, es sei aber noch etwas dazwischen, und so fort. Inga versuchte, um das Gefasel abzubrechen, noch einmal, sich loszuwinden, da erscholl eine Donnerstimme hinter ihnen, welche das Weib verscheuchte und ihrem Zuge hastig nachtrieb. Der Oberförster rief heftige Drohungen hinter ihr her und wendete sich zu Inga in rauherer Weise, als er sonst pflegte, mit den Worten: „Und Sie konnten auch etwas Besseres thun, als sich auf solchen Unsinn einlassen!“ Dann rief er einen Knecht herbei und gab ihm den Auftrag, den Waldhütern einzuschärfen, daß sie auf das Gesindel ein wachsames Auge behielten, es aus dem Walde austrieben, wo sie es fänden.

Inga bat gedemüthigt, ihr nicht zu zürnen, und gestand, wie sie zu der Begegnung gekommen sei. Dem Oberförster that es leid, sie so barsch angefahren zu haben. „Mein armer Secretär!“ sagte er begütigend. „Zeigen Sie doch Ihre Hand! O weh, wie sieht sie aus! Ins Wasser damit! Wir bleiben gute Freunde!“ Sie sah ihn zufrieden lächelnd an und eilte ins Haus.

So vergingen die Tage. Jeder der Hausgenossen war in seiner Art beschäftigt. Man sah einander fast nur noch bei den gemeinsamen Mahlzeiten, wo sich Jeder so wacker als möglich zu beherrschen suchte. Wer den Familienkreis so beisammen sah, hätte nicht leicht geargwöhnt, daß unter der freundlichen Außenseite Leidenschaften, Schmerzen und Sorgen arbeiteten, die nur mühsam bezwungen wurden.

Der Oberförster hatte Inga nochmals um eine, diesmal nicht so umfangreiche Abschrift gebeten. Bereit dazu, trat sie in seine Stube, wo er selbst eben bei der Arbeit saß, während draußen ein paar Leute der zu empfangenden Aufträge warteten. „Lassen wir es bis morgen, liebes Kind!“ rief er ihr zu. „Aber, da Sie doch einmal da sind — geben Sie Roderich dieses Buch! Ich nahm es mir neulich aus seinem Arbeitszimmer mit und vergaß, es zurückzugeben. Er vermißt es. Tragen Sie es ihm hinüber!“

Diese Vermittelung zu übernehmen, war ihr nicht willkommen, doch wußte sie auch keine rechte Ablehnung dafür, und so entgegnete sie: „Roderich ist aus-

gegangen, ich sah ihn dem Walde zu schreiten."

„So legen Sie es ihm in seiner Abwesenheit auf den Arbeitstisch! Ich bitte Sie darum!"

Dieser in Form einer Bitte gekleidete Auftrag wurde doch im Tone des Hausherrn gesprochen, so daß Inga keine Einwendung wagte. Sie hatte Roderich wirklich ausgehen sehen, und so schritt sie nach dem anderen Flügel des Gebäudes zu seinem Museum, welches sie seit der Stunde, da er sie zeichnete, nicht mehr betreten hatte. Aber eine innere Stimme warnte sie vor dem Eintritt, sie kehrte in dem dahinführenden Gange um. Einer von den Dienstboten konnte das Buch auch wohl hineintragen. Sie verwarf den Ausweg doch wieder, denn sie wünschte keinem von den Leuten einen Auftrag zu geben, der sich auf Roderich bezöge. Rasch entschlossen, wendete sie sich zurück, öffnete, trat ein und schritt hastig zum Tische. Zu ihrer Bestürzung aber sah sie in diesem Augenblick Roderich über die Rampe schreiten und die Glasthür öffnen. Vor ihm die Flucht zu ergreifen, wäre zu spät gewesen und hätte er zu ihren Ungunsten deuten können. In seinen Augen aber leuchtete Ueberraschung auf, Freude, unermeßliche Freude, wie bei Erfüllung sehnlich erwarteten Glückes. „Endlich!" rief er, auf sie zu eilend, „endlich sehe ich Sie, spreche ich einmal zu ihnen allein! Bleiben Sie! Um Gotteswillen, bleiben Sie! Hören Sie mich an! Es muß vom Herzen, werde, was da wolle!"

Inga brachte eine Entschuldigung hervor, erklärte, daß sie nur im Auftrage des Hausherrn sich hierher gewagt habe. Es war ihm gleichgültig, er gab kaum Acht darauf. Sie nur sah er vor sich und erkannte die Möglichkeit, seiner Leidenschaft Worte zu geben. Ein Augenblick zerbrach alle Schranken des Selbstzwanges, der Ueberlegung, mühsam erwogener Pläne. „Du hast meine Liebe längst erkannt, Inga!" rief er. „Ich glaube an die deine! Wir haben uns gefunden und wir gehören zusammen!" Alles von Empfindung, was ein Gemüth lange in sich zurückgedrängt und damit nur heftiger, stürmender gemacht hat, gewann jetzt Sprache und drang von seinen Lippen, beredt dahinströmend, eindringlich, dem gleich empfindenden Herzen unwiderstehlich. — Inga streckte wie zur Abwehr die Hände vor sich aus, aber Thränen sprangen plötzlich aus ihren Augen. Er ergriff ihre Hände, er beschwor sie, die Seine zu werden, mit ihm der ersten Glücksminute endloser Beseligung zu leben! Und Inga fühlte, wie Alles, was sie in sich niedergerungen hatte, fessellos erwachte, zu ihm hinüberdrängte, in ihm zu ruhen, zu leben strebte. Er umschlang sie, und wie vom Taumel erfaßt, warf sie die Arme um seinen Hals, und ihre Lippen fanden einander. Eine Minute verging. Sie redeten nicht, das Wort stockte auf ihren Lippen, als fürchtete es den Zauber zu brechen, der sie, ein berückender Wahnsinn, in seinen Bann schlug. Jede Rücksicht, die Welt war vergessen; sie blickten sich Auge in Auge, athmeten Brust an Brust. Es war nur eine Minute, aber sie schien ein Leben aufzuwiegen. — Da riß sich Inga aus Roderich's Armen. Ein Schauder erfaßte sie, die Besinnung kam ihr zurück, die Erkenntniß der Schuld, zu welcher sie sich hatte hinreißen lassen. Aber sie rang nach Worten, sie preßte die Hand auf das Herz und es überrieselte sie kalt. „Geliebte! bleib'!" rief er, ihre Hand festhaltend, da sie ihm entfliehen wollte. Ihr aber gab plötzliche Fassung die Sprache zurück: „Wehe mir! Wehe mir und dir! Wehe uns Beiden!" Sie entwand ihm ihre Hand, stürzte aus dem Zimmer hinauf in ihr Gemach und schob den Riegel vor.

Roderich war ihr nur mit den Augen

gefolgt. Er athmete laut und trat mit untergeschlagenen Armen an das Fenster. In wenigen Augenblicken war, ihm selbst unerwartet, vorgegangen, was zu einer ganz neuen Wendung drängte. Aber er bereute nicht, er fühlte sich eher gehoben, begeistert, zu raschem Handeln aufgeregt.

Eine Stunde darauf — es war in der Abenddämmerung — trat die Hausfrau in die Arbeitsstube ihres Gatten. „Du bist heut' sehr beschäftigt?" begann sie. — „Eben fertig mit dem Tagewerk und zum Plaudern ganz aufgelegt!" entgegnete er, indem er sich in den Ledersessel niederließ. Die Mutter nahm auf dem alten, ebenfalls mit Leder bezogenen Sopha Platz. „Ich will nur gleich mit dem beginnen, was mich hertreibt," sagte sie. „Unser junges Volk macht mir Sorge. Hast du an Roderich nichts bemerkt?"

„Sage mir lieber gleich, was ich bemerkt haben soll, vielleicht fällt mir dann ein, daß ich wirklich schon etwas bemerkt habe!" entgegnete er. „Was ist denn mit Roderich?"

„Ich vermuthe, er steht mit Konradine nicht mehr wie sonst, und sie empfindet das sehr ernst. Zumal sie vielleicht eine Ahnung hat, daß in ihrer Nähe —"

Volkmar unterbrach ihre Rede mit einem Ausdruck aufrichtigen Bedauerns. „Aber das wäre doch sehr traurig!" sagte er nach kurzer Pause.

„Traurig?" entgegnete die Mutter. „Für den Augenblick, ja! Es wird eine Zeit der Betrübniß kommen, welche eben durchgemacht werden muß. Soll ich dir meine Ueberzeugung ehrlich aussprechen? Ich nenne es nicht mehr traurig für die Zukunft, ich halte es sogar für besser, wenn Roderich und Konradine sich nicht für das Leben verbinden. Der Gründe hätte ich so viele anzuführen! Vor Allem, ihre Herzen hatten sich ohne alle Erfahrung an einander geschlossen, als könne das gar nicht anders sein. Ein ernstes inneres Erlebniß kommt und klärt sie über sich selbst auf. Und Gott sei Dank, daß es kommt, noch ehe sie für immer verbunden sind! Roderich hat, so vermuthe ich, eine andere Neigung, und zwar schon seit längerer Zeit. Inga Svendson ist es! Ich kann mir denken, wie es gekommen ist. Ihr glaubte er entsagen zu müssen, und so wollte er ihr in Konradinens Nähe nicht begegnen. Darum die Verzögerung seiner Ankunft. Es sollte dennoch sein, und die Neigung zu ihr fängt an, ihn zu überwachsen."

„Das ist freilich genug auf einmal!" rief der Oberförster überrascht. „Das Zutrauen habe ich wenigstens zu ihm, daß er sich im väterlichen Hause zu nichts fortreißen lassen wird! Roderich und — dieses Mädchen! Ja doch, schön ist sie, für brav halte ich sie auch, ich mag sie sehr gern, und gegen die Herkunft ist am Ende auch nichts einzuwenden. Uebrigens, Roderich ist mündig!"

„Eine Verbindung Beider läge doch immer noch sehr weit im Felde," meinte die Mutter. „Und wer weiß, ob überhaupt —?"

„Aber unser armes Kind vor Allem!" unterbrach sie Volkmar. „Wie wird Konradine es tragen?"

„Um sie ist mir am wenigsten bange! Schmerzlich wird sie es empfinden, aber es wird sie nicht tiefer erschüttern, als es soll. Es war bei ihr vielleicht mehr herzliche Gewöhnung als unbedingte Neigung. Vielleicht wird sie sich mehr verletzt als im Gemüthe berührt empfinden. Sie ist bei aller Warmherzigkeit eine ruhig verständige Natur, schnell gefaßt zum Handeln, vielleicht auch zum Entsagen. Verliert sie viel, so bleibt ihr immer noch der geliebte Bruder, zu welchem sie das schwesterliche Verhältniß wiederfinden wird."

„Du weißt das gar tröstlich darzu-

stellen! Es geht damit doch ein schöner Traum verloren!"

„Laß es denn einen Traum gewesen sein! Ich habe ihn niemals mit rechtem Zutrauen geträumt. Und vielleicht bietet sich für den Traum eine Wirklichkeit, die eine bessere Bürgschaft des Glückes wäre. Wenn Konradine und Roderich ein Paar würden, so entführte er sie uns weit, weit weg; denn wer weiß, wohin sein Lebensweg noch geht! Es bietet sich aber eine Möglichkeit, wie wir unser Kind wohl aufgehoben, glücklich — ich bin überzeugt davon! — und doch in unserer Nähe behielten. Paul Schellborn zeigt eine zarte Neigung für Konradine, und es ist mir nicht zweifelhaft, daß er um sie wirbt."

„Paul Schellborn? Das wäre —! In der That, solch ein Ersatz könnte willkommen sein! Aber du erzählst mir ja von einem ganzen Roman in unserem Hause! Ist etwa schon irgend etwas geschehen?"

„Nichts! nichts! Es sind nur Beobachtungen, aber ich glaube, daß mich dieselben nicht täuschen werden. Unsere jungen Romanleutchen sind alle gut, brav, ordentlich, haben den besten Willen, sich aus der Verwickelung zu befreien, aber Mangel an Erfahrung läßt sie sämmtlich unter dem Drucke leiden. Eine Lösung aber muß angestrebt werden, und bald, denn diese Gemüthslagen sind aufreibend. Von wo aus die Lösung kommen soll? Ich weiß noch nicht, aber ich stehe nicht dafür, daß ich sie nicht endlich selbst in die Hand nehme. Alles in Allem, bereiten wir uns nur auf etwas ernste Tage vor!"

„Die werden denn wohl zu erwarten sein!" bestätigte Volkmar. Die Aussicht auf einen Schwiegersohn wie Paul Schellborn war ihm sichtlich angenehm, ja sie hatte etwas Tröstliches. Denn der Verlust wurde durch ihn zum Gewinn. Behielt er doch in Roderich immer noch den Sohn, wie er ihn einmal nicht anders nannte und mit Genugthuung nennen durfte. So verweilte er im Gespräch länger bei dieser erwünschten Aussicht. Dann, zu seiner Gattin gewendet, fragte er: „Glaubst du im Ernst, daß Roderich und Inga für einander passen?"

Die Hausfrau antwortete nicht, sondern erhob sich, auf ein Geräusch lauschend, welches sie im Hause vernahm. Sie hörte Stimmen durch einander, welche, lauter und lauter werdend, sich dem Gemache näherten. Auch der Oberförster stand auf und öffnete die Thür. „Was giebt es?" rief er. „Die Lampe herein! Wer ist da?"

Ein Waldhüter war gekommen mit der Nachricht, daß etwa eine Stunde von Eisenthal ein Waldbrand ausgebrochen sei. Die Förster wären zwar mit Arbeitern schon rüstig bei der Hand, Gräben zu ziehen und der weiteren Ausbreitung vorzubeugen, hätten ihn aber mit der Meldung an den Oberförster geschickt. Die Gefahr war immerhin drohend. Volkmar ließ unverzüglich satteln und gebot, einen Wirthschaftswagen anzuspannen, um Knechte mit Spaten und sonst nöthigen Geräthschaften in Eile zur Stelle zu schaffen. Während er selbst sich rüstete, gab der Bote fernere Auskunft: Jenseits der den Thalkessel umgebenden Hügel, wo auf dem Sandgrund eine trockene Kiefernebene sich ausbreite, sei der Brand zuerst wahrgenommen worden. Der Kiefernstand gehörte zum Theil dem Gute des Grafen Spach an, und zu diesem wehe der Wind die Gluth hinüber. Entstanden aber sei das Unglück in dem Gebiet von Eisenthal. Dort habe man gestern eine Zigeunerbande aufgehoben und verjagt. Entweder wäre von ihnen durch Unvorsichtigkeit beim Kochen der Brand verschuldet oder das Gesindel habe aus Bosheit den Wald hinter sich angezündet. Dem Oberförster war das Letztere wahrscheinlich. Schon saß er zu

Pferde, voranf fuhr der Bote mit den zur Hülfe bereiten Knechten. Auch zu Roderich war die Schreckensnachricht gelangt. Schnell ließ auch er für sich satteln und sprengte dem Zuge nach an die Seite des Oberförsters.

Inzwischen hatte die Hausfrau zu thun, das erschreckte Hauspersonal zu beruhigen und in Ordnung zu halten. Denn für ein im Walde abgeschlossenes Gehöft sind die von Bäumen bestandenen Hügel die nächsten Nachbarn, und das feindliche Element, das verzehrend in ihren Wipfeln haust, droht gierig zu den Dächern und gefüllten Vorrathskammern hinüber. Weiß auch der Kundige, daß des brennenden Waldes Flamme selten wie aus den Dächern zum Himmel steigt, so kennt er den wie eine züngelnde Schlange am Boden schleichenden Feind als nicht minder gefährlich. Eisenthal selbst konnte kaum etwas zu befahren haben, umgeben von felsigen Anstiegen und Wiesengrund. Aber für den Land- und Waldbewohner hat die Baumwelt eine höhere Bedeutung, als der Städter ihr meist beilegt; ist man nicht aufgewachsen mit ihr, so hat man sich mit ihr eingelebt in ein Verhältniß der Zusammengehörigkeit, das zu einer Art von Familiengefühl werden kann. Bricht hier Zerstörung ein, so ist neben dem Schaden der Verlust dem Lebenden unersetzlich. Der Mensch zwar baut auf dem verheerten Grunde seine Wände und sein Dach schnell wieder auf; langsamer aber, obgleich unerschöpflich im Hervorbringen, schafft die Natur. Was dem lebenden Geschlecht in ihr verloren ging, sieht oft die zweite, ja die dritte Generation erst wieder ersetzt. — Die Oberförsterin war nicht ängstlich, aber in ernster Stimmung, denn sie empfand, wie sehr ihr Gatte, wie sehr auch wohl die Nachbarn bei dem gemeldeten Unglück äußerlich und innerlich betheiligt waren.

Da kam Konradine eilig die Treppe herab mit der besorgten Frage: „Wo ist Inga?“

„Nicht in ihrem Zimmer?“ gab die Mutter zurück.

„Nein! Nicht in ihrem, nicht in meinem Zimmer und nicht in den Wohnräumen. Ich war in des Vaters, ich drang bis in Roderich's Stube! Ich suchte, ich rief! Inga ist nicht zu finden!“

„Nur ruhig, liebes Kind! Laß uns doch noch einmal nachsehen!“ Mutter und Tochter durchsuchten vergeblich das Haus, und vergeblich suchte und fragte man in den Wirthschaftsräumen im Hofe umher. Niemand hatte sie gesehen, Niemand wußte von ihr. Eine ängstliche Stunde verstrich, und zu der Bangigkeit, die schon die Gemüther erfüllte, gesellte sich die Sorge um das verschwundene Mädchen. Wo war Inga?

Weit weg vom Hause war sie; wider ihren Willen weit hinweggeführt und verirrt auf nächtlichen Pfaden.

Um es zu erklären, muß sie in dem Augenblick noch einmal aufgesucht werden, da sie sich aus Roderich's Armen gerissen und in ihrem Gemach abgeschlossen hatte. Das Gefühl des Glückes war schnell in ihr gewichen, um dem des begangenen Unrechts überwältigend Platz zu machen. Als unsühnbar erschien ihr die Schuld, und ein Gefühl der Schmach überkam sie bei dem Gedanken, daß die Schuld sich hinter dem Rücken Konradinens, geheim vor der Familie, wiederholen könnte; daß sie ihrer Kraft zu viel vertraut hatte. Das Letzte däuchte ihr bald das Schlimmste. Darum mußte sie aus dem Hause, durfte sie Roderich nicht wieder begegnen. Zu ihrem Bruder zu gehen, erschien ihr jetzt, nachdem sie vom Leben doch schon ein wenig mehr kennen gelernt hatte, nicht mehr thunlich. Aber es gab ja Stellungen in der Welt, deren eine sie auch bei geringen Fähigkeiten ausfüllen könnte. Um also aus der Gefahr und aus dem

Hause zu kommen, gab es, so dachte sie, nur ein Mittel, nämlich ein ehrliches Bekenntniß gegen die Hausfrau und die Bitte, ihr zum Abschied behülflich zu sein. Nichts wollte sie ihr verschweigen, auch nicht ihre Schwachheit und Furcht vor sich selbst; auch nicht, daß sie Roderich zwar entsagen, aber niemals aufhören könne, ihn zu lieben. Wenn sie so spräche, würde der Mutter ihre Entfernung aus dem Hause willkommen sein, sie würde sie vielleicht sogar in Güte entlassen. — Mit diesem Entschluß ging sie hinunter. Da sah sie am Ende des Ganges die Thür des Zimmers offen, worin die großen Schränke standen, welche den lange vermehrten und stattlichen Vorrath von Linnen und Wäsche verwahrten. Auf breitem Tische und in Körben lag das Gut in schimmernder Weiße aufgeschichtet, während die Mutter und Konradine mit Hülfe einer Magd es in die Schränke einzählten und ordneten. Die Mutter von dieser Thätigkeit abzurufen, zögerte Inga, wohl wissend, daß das Unterbrechen eines solchen Geschäftes bei jeder Hausfrau eine gewisse Mißstimmung hervorzubringen pflegt. Sie würde auch wohl mit einem Später! entlassen oder gar bei der Arbeit mit angestellt worden sein, was ihr in dem augenblicklichen Zustande der Aufregung unmöglich erschien. Mochte man lieber des Glaubens bleiben, daß sie mit einer Abschreiberei beschäftigt sei. So schlich sie in ihr Gemach zurück. Da sah sie vom Fenster aus den Oberförster selbst durch den Hof und dem Walde zu schreiten. Schnell änderte sie ihren Plan. Sie wollte ihm nach, in den Wald; sie hatte zu dem Manne ein unbegrenztes Vertrauen; draußen in Gottes freier Natur, allein mit ihm, wollte sie ihm ihr Bekenntniß thun. Denn es brannte ihr auf der Seele; sie wollte Tadel, Verwerfung, Hülfe empfangen, und bald, bald! — Aber war es denn auch der Oberförster, den sie dort schreiten sah? Sie blickte schärfer hin. Er wendete sich — er war es nicht, sondern einer von den Förstern, welchen sie noch kürzlich bei ihm gesehen. Die Tracht nur und eine gewisse Aehnlichkeit der Gestalt hatten sie getäuscht. Sie wußte ja, der Hausherr saß in seinem Zimmer und zwar bei besonders dringender Arbeit. Auch er war jetzt für sie nicht zu sprechen. — Und nun malte sie sich die Stunde aus, da die Familie sich um die Lampe versammeln würde. Wie sollte sie den Eltern, wie Konradine in die Augen sehen? Wie ihren Mitschuldigen noch anschauen? Sie, die das Vertrauen, die Pflicht so schwer verletzt hatte! Sollte sie ihnen mit verbrecherischem Schweigen, mit heuchlerischer Fassung begegnen? Nein, es war ihr unmöglich! Von rastloser Furcht fühlte sie sich mehr und mehr ergriffen, und so stand ihr plötzlich ein Entschluß fest, der das Unglücklichste war, was sie hätte aussinnen können. Aber es war auch nicht eigentlich ausgesonnen, es war plötzlich da, und weil es das Einzige schien, was in diesem Augenblick ihr Gewissen beruhigen konnte, so erschien es ihr auch schon als Nothwendigkeit. Sie wollte entfliehen, und zwar zu ihrem Bruder! Bei ihm hoffte sie Sammlung zu finden, um fernere Pläne für sich zu verfolgen. Aber man sollte im Hause auch nicht in Zweifel über ihr Ziel sein. Sie schrieb mit hastiger Hand einige Zeilen, um sie der Mutter zurückzulassen. Aber dann fiel ihr ein, daß, wenn der Zettel vorzeitig abgegeben oder gefunden würde, man ihre Flucht vereiteln, daß man sie einholen, sie zurückführen könnte. Um dem vorzubeugen, däuchte ihr besser, den Brief bis zum Haltepunkte der Eisenbahn bei sich zu behalten und dort erst kurz vor ihrer Abfahrt einem Boten zur Bestellung zu übergeben. Es war nur eine halbe Stunde bis dahin — wenn sie

nämlich den abkürzenden Weg durch den Wald nahm —; auch der Bote konnte noch rechtzeitig in Eisenthal sein. Sie betrachtete den Besitz, welcher sich in ihrem Geldtäschchen befand. Rolf hatte ihr beim Abschied das Sümmchen aufgedrungen. Es erschien ihr für die kurze Fahrt ausreichend. Alle diese Ueberlegungen gingen so hastig, daß sie, obgleich Alles richtig geplant schien, doch Einiges außer Acht ließ: Ob sie den Weg auch finden werde? Ob auch gleich ein Zug für sie abreisefertig stehen werde? Vor Allem, ob sie selbständig genug sei, einen solchen Plan durchzuführen? Sie, deren Fähigkeit zum Handeln bis dahin noch kaum geprüft, die zur Selbständigkeit nicht erzogen war! Aber auch der reinsten und schüchternsten Seele erscheint im Augenblicke leidenschaftlicher Aufregung das Phantastische und Abenteuerliche zuweilen als das Mögliche und Richtige, die Möglichkeit einer ruhigeren Lösung aber, wenn sie überhaupt gedacht wird, erschreckender als das Wagniß, welches eigentlich gar nicht in der Natur der geängstigten begründet schien. — Inga war gerüstet, eilte mit schnellen Schritten über den Hof und dem Walde zu. Sie war überzeugt, auf dem richtigen Wege zu sein, da derselbe bergan ging, also in gerader Richtung den Hügel überschreiten mußte. Aber auf der Höhe angelangt, fand sie sich am Ende ihres Weges, der in eine breite Waldstraße einlief. Sie stand einen Augenblick rathlos, nach welcher Seite sie sich zu wenden habe. Es konnte nur nach rechts sein, wähnte sie. So schritt sie fürder. Aber das Ende des Weges war gar nicht abzusehen, und die halbe Stunde bis zum Ziele mußte verstrichen sein. Ein alter Holzfäller begegnete ihr. Er konnte ihr Auskunft geben; aber ihr Herz pochte, sie wagte nicht, ihn anzureden. Der Alte grüßte ehrerbietig, da er sie als eine der Damen aus der Oberförsterei erkannte, ging vorüber, blieb aber stehen, um ihr verwundert nachzusehen. Sie überwand sich, kehrte um und fragte ihn — nicht, wie man am schnellsten nach der Eisenbahn gelange, sondern wohin diese Straße führe? Der Alte nannte den Namen eines ihr unbekannten Dorfes, welches drei Stunden entfernt liege, immer durch den Wald. So mußte sie sich doch nach der Richtung zum Bahnhof erkundigen. Zu ihrer Verwunderung wies der Alte nach einer ganz anderen Himmelsgegend, als sie erwartet hatte. Sie sei stark abgekommen, meinte er. Aber wenn sie diese Straße noch einige hundert Schritte verfolge, so komme links ein Seitenpfad, auf dem sie wohl hingelangen könnte. Inga eilte vorüber und fand wirklich so etwas wie einen Pfad, dem sie folgte. Aber nun kreuzten und verschlangen sich wieder so viele Holzbahnen, Querschneisen und Fußsteige, daß nur ein Waldkundiger sich darin zurechtfinden konnte. Unbekannt mit der Gegend, ohne geübten Ortssinn, endlich zerstreut und mit ihren Gedanken beschäftigt, verfehlte sie die Richtung vollends, und als sie sich nach einer halben Stunde umsah, fand sie sich rathlos in einer Wildniß. Aber es mußte weitergeschritten werden, denn schon umhüllte die Dämmerung Alles, und kaum noch erkannte sie den mit trockenen Kiefernadeln bestreuten und wenig betretenen Pfad. Er schien ihr endlos. Finsterniß lag um sie her. Kalte Schauer der Einsamkeit, Müdigkeit und Furcht überfielen sie. Die Erschöpfte mußte sich an einen Stamm lehnen, denn ein krampfhaftes Weinen begann unwillkürlich ihre Kräfte zu lähmen. Oben durch die finsteren Kiefernwipfel ging ein dumpfes, klagendes Rauschen, geisterhaft, melancholisch, beängstigend. Es klang der Verirrten wie ein überirdischer Gesang, mit drohendem Summen und Mahnen an ihre Seele dringend. Sie raffte die Kräfte

zusammen, um weiter zu kommen. Der Wald mußte doch ein Ende haben, dachte sie, und hoffte immer noch die Richtung nach der Eisenbahn zu haben, nicht ahnend, daß sie sich nur weiter und weiter davon entfernte, in die meilenweite Ausdehnung des Reviers. Da war es ihr, als spürte sie einen leisen brenzlichen Geruch. Sie gab anfangs nicht Acht darauf, aber der Geruch, wie von verbrannten Kiefernnadeln, wurde schärfer. Sie wendete sich, und obgleich ihr Auge nur wenig wahrnahm, kam es ihr vor, als ob eine Dampfwolke am Erdboden herwehte, sie einhüllte und, vom Wind getrieben, wieder verflog. Aber ein neues Gewölk von Qualm wälzte sich vorüber und versetzte der Irrenden fast den Athem. Mit einem Mal wirbelte es wie ein Funkentanz, der in einiger Entfernung hinter ihr herkam. Sie starrte nach der Erscheinung hin. Glühwürmer konnten es nicht sein. Es hüpfte auf dem Erdboden hin, blitzte auf, da und dort, fuhr an den Stämmen hinauf, erlosch, faßte wieder Grund, flog in die Höhe und fiel in Funkencascaden nieder. Jetzt rannte es wie züngelnde Feuerschlangen über das trockene Moos; es ringelte sich an den dürren Flechtengewächsen der Stämme zu den Wipfeln, verhundertfachte sich oben und unten. Der Waldboden brannte! Inga schrie auf vor Entsetzen, aber sie nahm wahr, daß sie die Gefahr noch im Rücken hatte, und sie dachte auf ihre Rettung. So floh sie vor dem schrecklichen Feinde her, in der Todesangst, von ihm überholt zu werden. Schon mußte er über ihrem Haupte sein, denn durch eine neue, fast erstickende Dampfwolke prasselte es nieder von tausend Funken, glühenden Zweigen und Tannenzapfen. Sie schüttelte entsetzt ihre Gewänder und beflügelte den Schritt, zumal die Bäume vor ihr gelichteter standen. Es war ein breiter Fahrweg, in den sie gelangte, aber tiefer Sand machte ihr das Fortkommen schwierig. Dennoch stürmte sie in athemloser Flucht vorwärts. Das feindliche Element hatte sie erreicht. Rechts und links am Wege knisterte, funkelte, flammte es auf, eilte ihr am Boden voraus, schlug zu den Stämmen, schüttete feurigen Regen über die Straße, hüllte Alles in gelbrothen, erstickenmachenden Dampf. Die Irrende fühlte ihre Kräfte wanken, ihre Kleider in Gefahr, sie sah die Straße durch eine Flammenstreu unwegbar gemacht. Ein Aufschrei der Verzweiflung entglitt ihrer Brust, sie gab sich verloren. Aber sie hörte Menschenstimmen, Geräusch von Werkzeugen, und sie nahm ihre Kraft noch zu einem Ruf zusammen. Da fühlte sie sich von starken Armen umfaßt und davongetragen. Noch hörte sie die Worte ihres Retters: „Inga? Um Gotteswillen! Wie ist es möglich?" Dann ließ sie das Haupt auf seine Schulter gleiten, und eine Ohnmacht nahm ihr das Bewußtsein.

Roderich, der den Schrei zuerst vernommen hatte und in die Gluth gesprungen war, ohne zu ahnen, wen er daraus retten würde, trug seine Beute über den breiten Graben, den man mit mächtiger Arbeit gezogen, um dem Brande zu wehren. Drüben war jüngere Schonung, von der man die Gefahr abgewendet hatte; doch noch waren kräftige Männer in Menge auf der ganzen Reihe geschäftig bei den nöthigen Vorkehrungen. Alle Nachbarn leisteten Hülfe. — Roderich eilte mit der geliebten Last aus dem Bereich der Gluth und mußte Hülfe anderer Art herbeirufen. Er ließ sich auf ein Knie und senkte die Ohnmächtige vor sich nieder. Aber nicht so schnell war es den stark in Anspruch Genommenen möglich, seinem Rufe zu folgen, zumal Niemand wußte, daß es außer dem Walde noch etwas zu retten gab. Er hatte Zeit zu dem Versuch, sie mit ihrem Namen in jedem liebevollen Tone zu wecken, sie mit dem seinen laut

und leise ins Leben zu locken, aber sie gab kein Zeichen des Erwachens. Da, in fürchterlicher Angst, hob er sie nochmals auf die Arme und trug sie fort, dahin, wo er Viele beisammen fand. Paul Schellborn war es, der das Unbegreifliche zuerst erblickte, dann kam Graf Spach, endlich der Oberförster Volkmar. Die Männer, nicht im Stande, sich den Zusammenhang zu erklären, standen im ersten Augenblick rathlos. Sie waren Alle zu Pferde gekommen, der Wirthschaftswagen aus Eisenthal stand so entfernt — man wußte nicht wo, denn man war auf dem Gebiete des Grafen Spach, wo sich schließlich alle Kräfte vereinigt hatten, da bei ihm die Gefahr am größten gewesen. Das Thunlichste war, aus dem nur eine Viertelstunde entfernten gräflichen Herrenhause einen Wagen für Inga kommen zu lassen. Der Bote wurde abgefertigt. Aber es verging eine für Roderich endlose Zeit. Da war in der kalten Nachtluft keine wärmende Hülle für die Ohnmächtige als sein eigener Rock, den er für sie abgestreift hatte. Und sie lag, als wollte sie niemals wieder erwachen. Als endlich der Wagen kam und Inga hineingehoben worden war, stieg mit Roderich auch der Graf ein, da seine Gegenwart zu Hause augenblicklich nöthiger war als im Walde.

Das Erstaunen der Gräfin über den nächtlichen Besuch braucht nicht geschildert zu werden. Aber Auguste war jetzt schnell zur Hülfe bereit und mit ihren weiblichen Dienstboten bei der Hand, das bewußtlose Mädchen unter ihre Obhut zu nehmen und durch Stärkungsmittel zu beleben. Der Graf und Roderich, von diesen Bemühungen ausgeschlossen, schritten schweigend durch den Saal; der erste doch vorwiegend mit dem durch den Brand erlittenen Schaden beschäftigt, der andere nur von der Sorge um das geliebte Mädchen gepeinigt. — Nach einer Weile erschienen auch Volkmar und Schellborn. Die Gefahr war beseitigt, nur die Wächter hatte man an den Gräben zurückgelassen. Die Stimmung der Männer konnte nicht anders als ernst sein, sie hatten alle, wenn auch nicht gleichmäßig, Verlust durch den Brand gehabt, und die Frage, wie das junge Mädchen zu solcher Stunde in den Wald gekommen und durch Rauch und Flammen gedrungen, beschäftigte die Gemüther. Mußte man die Vermuthungen beschränken und auf die Erklärung vorerst verzichten, so ward die Sorge um den Zustand der Verunglückten doch von Allen getheilt.

Der Bediente bot den Herren Thee, kalte Küche und Wein dar, welches nicht abgelehnt wurde, da alle auf die erste Nachricht von dem Brande nur fortgestürzt waren, ohne an eine Abendkost zu denken. Währenddem trat die Gräfin aus den Frauengemächern. Sie brachte leidliche Nachricht. Inga war aus ihrer Ohnmacht erwacht und hatte etwas Stärkendes zu sich genommen. Ueber Brandwunden hatte sie nicht zu klagen, nur ihre Gewänder waren übel zugerichtet. Nicht Schmerzen fühlte sie, nur die äußerste Ermattung und nervöse Abspannung, so daß ihr die Sprache so gut wie versagte. Volkmar fragte, ob sie im Stande sein werde, jetzt schon nach Hause zurückzukehren? Er müsse nun eilen und die Seinigen daheim beruhigen. Auguste aber wünschte die Kranke in ihrer Pflege zu behalten, ja sie sprach es mit einer gewissen Eifersucht aus und schloß mit den Worten: „Laßt sie mir! Sie gehört zu mir! Sie ist die Tochter meiner Mutter, sie ist meine Schwester! Ich habe das Recht und die Pflicht, sie für mich zu begehren!“ — War Volkmar nur überrascht, daß die Gräfin ihr Geheimniß plötzlich rückhaltlos preisgab, so geriethen die beiden jüngeren Männer, Roderich und Paul, in ein nicht geringes Erstaunen über

diese Eröffnung. Doch war nicht der Augenblick, näheren Aufschluß darüber zu geben oder zu verlangen. Der Graf sprach sich mit dem Wunsche seiner Gemahlin einverstanden aus; Volkmar aber stellte Einwände, welche denn doch den Ausschlag gaben, Inga wieder unter die Obhut seiner Frau zu bringen. Sie bedurfte zu ihrer Erholung der ihr nun schon gewohnten Umgebungen. Ein Arzt war von dem Spach'schen Gute ziemlich entfernt und schwer zu erreichen, in Eisenthal dagegen der aus dem Nachbarstädtchen in einer halben Stunde herbeizurufen. Der Graf sah das ein, und ungern nur gab Auguste nach, sprach jedoch die Absicht aus, schon morgen selbst in Eisenthal nach ihrer Schwester zu sehen. Während Roderich zu Pferde stieg, um vorauszureiten und den Arzt zu holen, wurde Inga, in warme Decken und den Pelz der Gräfin gehüllt, in den Wagen gebracht und fuhr mit dem Oberförster nach Eisenthal. Er fragte nur wenig, sie konnte kaum nickend bejahen oder den Kopf schütteln, und so ließ er sie ruhen und schweigen. Es wurde vier Uhr Morgens, bis der Wagen in den Hof einfuhr.

Die Frauen hatten eine sorgenvolle Nacht durchwacht. Erst vor einer Stunde waren die Knechte zurückgekehrt, und zwar mit Nachrichten, die, obgleich sie von Rettung sprachen, alle Schrecken erneuerten. Als sie jetzt den Wagen und die Stimme des Vaters hörten, fühlten sie sich schon halb befreit, denn es gab doch überhaupt eine Rückkehr aus der fürchterlichen Flammengefahr. Mit welcher liebevollen Hingabe man Inga in Obhut nahm, bedarf nicht der Darstellung. Der Tag brach an, als Roderich mit dem Arzte ankam. Er erklärte den Zustand der Kranken für eine heftige Erschütterung der Nerven. Sonst sei sie unverletzt, aber das Sprachorgan sehr angegriffen. Man solle sie nicht viel fragen oder reden lassen. Er verschrieb etwas und meinte, es werde hoffentlich kein Fieber nachkommen.

So vergingen mehrere Tage. Die Mutter und Konradine theilten sich in die Pflege der Kranken, deren Zustand immer derselbe, darum aber nicht minder beängstigend blieb. Roderich, von jeder Bethätigung am Krankenlager ausgeschlossen, nur auf die gleichen, nie befriedigenden Nachrichten von daher angewiesen, war in verzweifelter Stimmung. Die Eltern ließen es schweigend gelten, daß er der durch Inga's Schicksal am meisten Betroffene war, und auch Paul Schellborn, welcher täglich vorsprach, gehörte ohne eigentliches Bekenntniß schon zu den Eingeweihten. Konradine schien so ganz in dem Walten um das Krankenlager aufgehen zu wollen, daß Roderich sie kaum mehr zu sehen bekam.

Da geschah es eines Morgens nach dem Frühstück, daß sie, nachdem die Eltern sich entfernt hatten, allein mit ihm zurückblieb. „Roderich," begann sie, „laß uns als Geschwister ein gutes Wort mit einander reden! Ich dränge mich in dein Geheimniß, aber ich glaube es zu dürfen, ja zu müssen! Du liebst Inga, und ich hoffe — ihr sollt noch mit einander glücklich werden!"

„Konradine —!" rief er, ihre Hand ergreifend; und das Gefühl der Beschämung war in diesem Augenblicke bei ihm mächtiger als alle anderen Regungen.

„Wie ich hinter dein Geheimniß gekommen bin?" fuhr sie fort. „Ich wüßte es kaum zu sagen, denn es fiel mir nicht ein, euch zu beobachten, aber — ich wußte es mit einem Mal! Roderich, ich bekenne es dir ehrlich und offen — ich war im ersten Augenblicke nicht erfreut darüber! Aber ich ging ernsthaft mit mir zu Rathe und kam zu der Ueberzeugung, daß ich dich an Inga's Seite als Schwester immer lieb haben könne — denn ich liebe auch Inga von Herzen!" Konradine hatte

Thränen in den Augen, über die sie doch bald wieder Macht gewann. „Wir standen so eigenthümlich mit einander, Roderich," fuhr sie fort, „daß du zu der Annahme kommen konntest, an mich gebunden zu sein — du bist es nicht, Roderich! Du bist ganz frei! Wir Zwei, die wir so vertraulich mit einander stehen, dürfen ja auch darüber reden. Aber ich bekenne dir, du bist nicht der Erste, mit dem ich darüber spreche. Ich habe mich an die Mutter gewendet, gestern Abend erst, und sie gefragt, ob ich dir sagen dürfe, was ich nicht länger auf dem Herzen behalten mochte. Sie war einverstanden, sogar zufrieden damit. Und nun ist mir leicht, daß es vom Herzen ist und wir wieder ganz offen mit einander stehen. Inga wird gesund werden, der Arzt sprach heute früh von Neuem die Hoffnung aus, und dann werdet ihr einander angehören, und ich werde mit euch glücklich sein!"

„O du reine, treue Seele!" sagte Roderich mit einem tiefen Seufzer. Konradine aber fiel ihm um den Hals, küßte ihn und rief: „Mit diesem Kusse sind wir wieder, was wir als Kinder waren: gute Kameraden, treue Freunde, Geschwister, wie wir zusammen erzogen worden! Und so soll es bleiben! Immer! Immer!" Sie entwand sich seinen Armen und eilte hinaus. Er empfand diese Lösung nicht mehr so, als er sie noch vor Kurzem zu empfinden gehofft hatte, denn es war nur Demüthigung, die er fühlte, nicht innere Befreiung. Gleich darauf trat die Mutter ein. „Wir durchleben harte Tage, mein Sohn," begann sie, „und es ist mir nicht mehr verborgen, daß du sie nächst unserer Kranken am härtesten zu tragen hast. Das Räthsel, wie Inga in den brennenden Wald gerathen konnte, ist gelöst. Sie hat uns entfliehen wollen. Unter ihren Sachen fand ich soeben diesen Brief. Die Aufschrift ist an mich, und so habe ich ihn gelesen. Lies auch du, aber bleibe gefaßt! Bleib' es um unseretwillen — du weißt, wie ernst auch des Vaters Gemüth beschäftigt ist! — Bleib' es um deiner selbst willen! Wir Alle müssen jetzt unseren Kräften etwas zumuthen!" Sie reichte ihm den Brief und verließ das Zimmer. — Roderich las, und ein neues Schuldgefühl stand nur drohender in seinem Herzen auf. Inga's Zeilen lauteten: „Theuerste mütterliche Freundin! Ich verlasse Ihr liebes Haus, heimlich, und muß den Vorwurf der Undankbarkeit tragen. Forschen Sie nicht nach der Ursache meiner Flucht. Es giebt Geheimnisse, die man mit in das Grab nimmt. Oder sagt Ihnen eine Vermuthung etwas davon — ich fühlte Ihren Blick zuweilen so durchdringend —, so lassen Sie es verschwiegen bleiben! Es soll durch mich kein Frieden und kein Glück getrübt werden, und darum muß ich hinweg! Ich gehe zu meinem Bruder. Von dort aus gebe ich Ihnen Nachricht. Verzeihung, beste und gütigste Frau! Und ewigen, unvergessenen Dank! — Inga."

Roderich eilte hinunter in sein Zimmer, um in dem innersten Schauder, welcher ihn erfaßte, von Niemand angeredet zu werden. Gegen sich selbst wendete er nun anklägerisch die ganze Wucht seines leidenschaftlichen Schmerzes. „Ich war es, ich," so rief er sich zu, „der sie in die Flucht jagte! Der dieses reine, holde Geschöpf in Qualen und Schrecken, auf verirrte Wege, durch Nacht und Flammen getrieben! Um unseren Frieden nicht zu trüben, opferte sie den ihren und muß für ihr großmüthiges Entsagen Qualen erdulden, die ich verdient hätte, ich, der einzig Schuldige! Wenn es keine Rettung für sie giebt, wie soll ich leben, mit diesem Stachel im Herzen, mit dieser unauslöschlichen Qual im Gewissen!" — Er hatte Zeit, seine Verzweiflung durchzukosten, denn er blieb allein, und Niemand hinderte ihn, allein zu bleiben. Jeder im Hause hatte seine dringenden

Geschäfte und mußte mit seinem Inneren zurecht zu kommen suchen. Uebler dran war Roderich darin, daß ihm kein Antheil an der Thätigkeit eingeräumt werden konnte, weder von den Frauen in der Krankenstube noch in den Forstangelegenheiten des Vaters, und ihm so die Genugthuung der Pflichterfüllung entging. Trotzdem sagte er sich, nachdem der erste Sturm vorübergegangen war, daß er nicht gebeugter erscheinen dürfe als die Uebrigen. Wenn in diesen kummervollen Tagen die Familie auf eine Stunde beisammen war, lag auch eine Wolke über ihrer Stimmung, und das Schweigen war ein beredteres Gespräch als die gesprochene Rede; aber es war nicht das Schweigen des Befürchtens und Beobachtens mehr. Jeder kannte den Kummer und den stillen Antheil des Anderen, und ein Blick der Theilnahme und des Vertrauens genügte zu der Voraussetzung, daß Jeder sich durch Alles, was noch bevorstehe, tapfer durcharbeiten wolle.

Der Arzt wendete vergeblich alle seine Kunst an, dem Zustande der Kranken beizukommen. Sie lag wie in einem Scheintod, aber sie athmete. Es war nicht wie tiefster Schlaf, sondern wie Erstarrung, welche die Lebende in unlösbarem Banne hielt. Die stärksten Mittel wurden angewendet, um sie zu erwecken, keines erwies sich kräftig genug. Der Arzt wurde gegen die immer fragende und drängende Familie fast unwirsch, um seine eigene rathlose Ungeduld zu verbergen.

Die Gräfin Spach hatte einen täglichen Botendienst zwischen ihrem Gute und der Oberförsterei eingerichtet. Da die Meldungen nach einigen Tagen immer noch dieselben unbefriedigenden waren, erschien sie selbst wiederum, um sich Nachricht zu holen. Roderich wollte ihr in seiner bedrängten Stimmung nicht begegnen und ging hinunter in sein Zimmer, als er ihren Wagen vorfahren sah.

Aber das einsame Umherschreiten im geschlossenen Raume erschien ihm bald unerträglich, und obgleich die Luft grau, nebelfeucht und kalt war, öffnete er die Glasthür und trat auf die Rampe. Da sah er auf dem breiten Wege eine Gestalt hastig herbeischreiten, in welcher er im nächsten Augenblicke Rolf erkannte. Der Jüngling trug eine Reisetasche in der Hand und seinen Violinkasten, von dem er sich niemals zu trennen schien, unter dem Arme.

Man hatte mit Absicht unterlassen, Rolf Nachricht von der Krankheit seiner Schwester zu geben. Hoffte man doch von Tag zu Tage auf eine Aenderung ihres Zustandes, die doch wohl eine Besserung in sich schließen durfte. Aber was die Familie zu verbergen suchte, das verkündeten bereits die öffentlichen Blätter. Die Nachricht von dem verheerenden Waldbrande war schon Tags darauf in die Provinzialzeitung gekommen und pflanzte sich schnell fort. Und da viele Personen aus der Umgegend in jener Nacht Augenzeugen der Ereignisse gewesen, wußten die Zeitungen auch bald zu erzählen, daß eine junge Dame aus dem Hause des Oberförsters dabei in entsetzlicher Weise zu Schaden gekommen sei. Ein solches Blatt kam unter die Augen Rolf's, und von Schauder ergriffen, die schmerzlichste Gewißheit ahnend, packte er hastig fast seine ganze Habe zusammen, als könnte es auch für ihn keine Rückkehr geben, und reiste ab. Da er auf dem Haltepunkte der Bahn keinen Wagen fand, machte er sich zu Fuß auf den Weg, kaum daran denkend, daß das Mitschleppen seiner Besitzthümer ihm sehr beschwerlich fallen würde.

Roderich eilte ihm entgegen, beruhigte den Erschöpften, der mit jetzt erst hervorstürzenden Thränen die Kunde empfing, daß Inga lebe und unverletzt sei, und nahm ihn vorerst in sein Zimmer auf. Rolf, in der Hauptsache beruhigt, suchte

seine Augen zu trocknen, verlangte aber hastig einen Bericht über die Vorgänge und über den Zustand der Schwester. Der Freund erzählte ihm, so viel er zu sagen sich getraute, wobei er doch seine eigene Beängstigung über Inga's Lage kaum unterdrücken konnte.

„Ein Starrkrampf?“ fragte Rolf lebhafter. „Wenn es nur das ist, dann kann ich sie wecken! Ja, ich! Und zwar durch Musik! Schon einmal habe ich sie mit meiner Geige aus einem solchen Zustande ins Leben zurückgespielt!“ Schnell erzählte er, wie noch bei Lebzeiten der Mutter Inga als vierzehnjähriges Mädchen einmal durch Feuersgefahr im Hause und durch den Anblick der Flammen ohnmächtig zusammengebrochen sei, um mehrere Tage wie erstarrt auf dem Lager zu verharren. Er habe endlich seine Uebungen nicht länger aussetzen können und im Nebenzimmer zu spielen angefangen. Da sei plötzlich die Mutter hereingekommen mit der Nachricht, daß Inga erwacht sei, und zwar einzig und allein geweckt durch seine Musik. „Komm!“ fuhr er fort, indem er aufsprang und seinen Violinkasten öffnete: „Komm! Ich bin überzeugt, daß es gelingen wird!“

Roderich aber hielt ihn noch zurück. Er wollte erst mit dem Arzte sprechen, sich mit der Familie berathen, und bat den ebenso aufgeregten als ermüdeten Gast, sich kurze Zeit ruhig zu halten. Aber wenige Minuten, nachdem er ihn verlassen, erschien die Hausfrau, begrüßte Rolf mütterlich und nahm ihn mit sich, um ihn selbst vorerst durch Erquickung in einen besseren Zustand zu bringen.

Währenddem verhandelte Roderich mit dem Arzte über den Vorschlag des jungen Mannes. Der Doctor nahm das Mittel geringschätzig auf und wollte nichts davon wissen. Die Frauen aber, Auguste vorwiegend, drängten ihn, den Versuch zu gestatten, und so verstand er sich achselzuckend dazu, in der Voraussicht, daß die Cur, wenn nichts helfen, auch nicht eben schädlich wirken werde. Nun aber wollten die Hausfrau, Konradine, Auguste und nicht zuletzt auch Roderich bei dem verhängnißvollen Versuch gegenwärtig sein, und der Arzt gebot nur, daß sich Alle vom Lager zurückzögen, damit Inga, wenn sie wirklich erwachte, nicht durch die Umstehenden erschreckt würde. Rolf allein sollte vor ihrem Lager und in ihrem Angesicht bleiben.

Dieser aber erschrak im Innersten, als er zuerst die marmorblassen Züge der geliebten Schwester erblickte, und hatte alle Kraft nöthig, um seiner Bewegung Herr zu werden. Dann nahm er den Bogen und begann die Saiten zu berühren. Leise, nur wie mit dem Hauch von Tönen begann er sein Spiel. Es war, als ob in der Dämmerung des Sommermorgens die Vögel im Walde erwachen und noch wie aus halbem Traume her die Stimmen versuchen. Das Vorspiel ging in ein Rieseln und Trillern über, immer noch zart und gedämpft. Wer so recht in der Stimmung gewesen wäre, in diesem Augenblicke von der Musik mehr als die erlösende Wirkung zu erwarten, hätte wohl bemerken können, welche Fortschritte Rolf in seiner Kunst gemacht hatte. Nun leitete er über in ein vielgesungenes Wanderlied, dessen Melodie er rein und harmonisch von den Saiten strömen ließ. Roderich mußte sich ergriffen abwenden, denn es war ein Lied, das er einst auf fröhlicher Fahrt mit Inga und dem Bruder häufig gesungen hatte. Rolf machte den Uebergang zu einem zweiten, welches er schon lebhafter erklingen ließ. Plötzlich wurden seine Augen größer, er bog sich in gespannter Erwartung näher, den Bogen etwas kräftiger führend. Ein Blick der Freude und des Triumphes flog zu den Uebrigen hinüber. Er hatte eine Bewegung in Inga's Zügen erkannt.

Sie erwachte, während er weiter spielte, und blickte ihn aufathmend mit ruhigen Augen an. „Ach, Rolf!“ begann sie matt und leise. „Ich war so müde! Haben wir heute noch weit zu wandern?“

Der Bruder ließ sich vor ihrem Lager nieder. „Inga! Liebe Inga!“ rief er. „Wie fühlst du dich?“

„Ganz gut!“ flüsterte sie. „Aber matt — ich kann nicht gehen! Hab' Geduld mit mir! Ach, Rolf — was ist das? Sind wir denn nicht unter den Bäumen — auf dem Berge?“

Die Anderen waren nun doch näher getreten, der Arzt stand an ihrer Seite, die Mutter beugte sich über sie. Da stieß Inga einen leisen Schrei des Erschreckens aus, und es schien, als ob plötzlich die Erinnerung des Entsetzlichen, was sie erlebt, mit Macht auf sie einstürmte. Aechzend sank sie zurück, und es schien, als ob eine neue Ohnmacht sie gefesselt halte. Ein Mittel, welches der Arzt jetzt schnell und mit besserem Erfolg anwendete, brachte sie zum Erwachen zurück. Roderich, der bei dem erneuten Anfall neben ihr in die Kniee gesunken war, drückte seine Lippen auf ihre Hand und rief ihren Namen. Sie sah ihn ängstlich, mit verstörten Blicken an. Da neigte sich die Mutter zu ihrem Ohr und sagte: „Er ist dein! Du darfst ihn lieben, theures Kind! Du wirst gesunden für ihn, für uns Alle, und du wirst immer zu uns gehören!“ Inga blickte zu Konradine hinüber, welche zu Füßen des Lagers stand und die beglückenden Worte lächelnd bestätigte. „O Mutter! Mutter!“ stammelte sie leise, indem sie ihr Gesicht in der Hand der Hausfrau barg und abwendete.

Ein Wink des Arztes trieb jetzt die Uebrigen aus dem Zimmer. Auguste, zwiefach überrascht durch den erlebten Auftritt — denn auch von dem stillen Verhältniß der Liebenden hatte sie eben erst erfahren —, fragte nach Roderich, um ihm ihre Glückwünsche auszusprechen. Der aber war zum Vater geeilt, um ihm die Kunde von Inga's Erwachen zu bringen. Im Herzen der Gräfin aber lebte ein geheimer Zug zum Romantischen, der sich jetzt schön und unanfechtbar angeregt fühlte und aussprechen wollte. Der hübsche Bursche, der hier als Arzt eine so eigenartige Cur glücklich vollbracht hatte, gefiel ihr ausnehmend, und so, ohne sich mit der Familie zu berathen, folgte sie dem Drange des Herzens, indem sie Rolf ihre Hand darreichte und ihn ihren Bruder nannte. Der gute Knabe hörte die kurze Erklärung, welche Auguste ihm gab, staunend und halb ungläubig an und wunderte sich, in Konradinens Gesicht eine Bestätigung des Gehörten zu lesen. Die freudige Erregung der Gräfin konnte er nicht sogleich theilen, aber er war doch höflich genug, seine Lippen auf die von ihr dargereichte Hand zu drücken mit den Worten: „Ich will es als ein Glück betrachten, vorausgesetzt, daß ich meine Geige nicht aus der Hand zu legen und meiner Kunst nicht untreu zu werden brauche.“ Die Mutter kam mit dem Arzte, welcher die beste Nachricht über Inga brachte; gleich darauf erschienen auch der Oberförster und Roderich. Die Versammelten erlebten nach dem Drucke trüber Tage wieder einen Augenblick, in welchem neue Lebenshoffnungen sie für Kummer und Aengste entschädigten.

Diese Hoffnungen gingen der schönsten Erfüllung entgegen. War man im Winter auch gründlich eingeschneit, so tummelte sich in der Oberförsterei doch fröhliches Leben, denn im Hause lebten zwei junge Bräute, beide in ungetrübter Gesundheit blühend. Während Roderich in der Ferne Beruf und Stellung gefunden und nun für sich und Inga die Stätte bereitete, hatte Paul von seinem Gute aus auch durch den Schnee täglich den Weg nach

der Oberförsterei gefunden und um Weihnachten Herz und Hand Konradinens sowie die Einwilligung der Eltern erworben. Gegen Ostern aber war es, daß auch im Schlosse des Grafen Spach ein Freudenfest gefeiert wurde. Denn dem Hause war ein Erbe geboren, und zwei Brautpaare übernahmen Pathenstellen bei dem Täufling. Auguste hatte dem Wunsche ihres Gatten nachgegeben, für den Winter nicht in die große Welt zurückzukehren, und es war ihr gelungen, sich in das Landleben zu finden. Das Mutterglück milderte ihr ganzes Wesen, sie erschien jünger, liebenswürdiger, vor Allem in sich selbst glücklicher. Für Inga und Rolf, welche sie und der Graf offen als ihre Geschwister anerkannt hatten, sorgten sie in jeder Weise, und Rolf lernte nicht nur sich in seine neue Familie zu fügen, sondern auch darin harmlos vergnügt zu sein. Mit Auguste stand er auf dem besten Fuße, sie wurde nicht müde, ihn durch kleine Neckereien herauszufordern, und sie freute sich, wenn sie durch seine geweckten und geistvollen Entgegnungen ebenso wie durch seine Kunst vor der Gesellschaft Staat mit ihm machen konnte. Auch heute, zumal bei der Taufe des ersten Sohnes, hatte Graf Spach eine große Gesellschaft im Schlosse versammelt. Nachdem Rolf auch etwas von seiner Kunst zum Besten gegeben, ergriff er nochmals die Geige mit den Worten: „Der Spielmann kennt seine Pflicht, beim lustigen Fest auch die Füße in Bewegung zu setzen. Bald hoff' ich zwei Brautpaaren auf der Hochzeit zu geigen, heut' aber spiel' ich dem Täufling den ersten Reigen auf, und Alle sollen ihn tanzen für ihn, bis einst der alte Musikant auch seine Füße beflügelt!" Kräftig strich er darauf los und ließ einen Tanzrhythmus von den Saiten klingen, von der Gesellschaft laut begrüßt. Roderich und Inga, ein von Glück strahlendes Paar, flogen voran, Paul und Konradine folgten, und bald drehte sich Alt und Jung im Kreise. Schon aber hatte ein Anderer am Clavier Platz genommen, um den jungen Künstler abzulösen. Auguste eilte auf Rolf zu, um ihn in die Reihen zu ziehen. „Heut' tanzen wir zum ersten Mal mit einander, Brüderchen!" sagte sie. „Dein Neffe soll dir's einst gedenken, daß du auf seiner Taufe gespielt! Inzwischen bleiben wir drei, Inga, du und ich, gute, treue Geschwister!" Es war ein fröhliches Fest, um so fröhlicher für die Jugend, als man sich schon zu neuen Festen rüstete, die, wenn sie nicht so glänzend ausgestattet, doch um so beglückender werden sollten.





# Franz von Sickingen.

## Zum vierhundertjährigen Gedächtniß.

Von

**Karl Grün.**

---



ls Goethe, von Herder angeregt, sich altdeutscher Thatkraft in Gothik und Geschichte zuwandte, pries er das Straßburger Münster und verherrlichte den Ritter Götz v. Berlichingen. An dem rechten Ritter des sechzehnten Jahrhunderts, an dem typischen Helden mit großen weittragenden Ideen, griff er vorbei und nahm sich den keckſten Wegelagerer, Heckenräuber und Stegreifritter aus dem Jahrhundert der Reformation heraus, der allerdings auch von Haß gegen Fürsten, Pfaffen und schwäbischen Bund übersprudelte, aber nicht tragisch zu enden wußte; denn als Bauernanführer besiegt und gefangen, kroch er zu Kreuz und gelobte gegen Freilassung eidlich, kein Roß mehr zu besteigen, keine Nacht außer dem Hause zuzubringen und seine Markung nicht mehr zu verlassen.

Wie dürftig ist doch in diesem Goethe'schen „Götz" der andere, größere Ritter, Franz v. Sickingen, behandelt! Er tritt auf als Tröster einer verlassenen Braut und spricht im Tone eines witzelnden Seladon des achtzehnten Jahrhunderts: „Bei Mädchen, die durch Liebesunglück gebeizt sind, wird ein Heirathsvorschlag bald gar." Wie leicht läßt er sich von Götz bewegen, ihn in der Gefahr zu verlassen und, freilich um von außen Hülfe zu bringen, mit der jungen Frau abzuziehen! Dann befreit er seinen, ihm nur vom Dichter verliehenen Schwager in Heilbronn und enthüllt seine eigenen Pläne wider Trier und Pfalz sowie auf den Kurfürstenhut. „Du sollst bald der Schwager eines Kurfürsten sein." Daß der Dichter zu dieser Zeit den alten Kaiser Max noch leben läßt und im Futuro auf Karl hinweist, wäre das Wenigste; das mag so zur poetischen Licenz gerechnet werden.

Aber Goethe hätte nicht Goethe sein dürfen, wenn er es bei dieser Unterordnung Franzens belassen sollte. Die Absicht auf den Kurfürstenhut konnte ja ein abenteuernder Einfall in gewaltig aufgeregter Zeit sein, die so vielfach das Unterste zu oberst kehrte. Der Dichter aber hebt den Ritter Franz durch eine großartige Intuition, die er dem Weislingen in den Mund legt. Als Franz den Götz zu Heilbronn herausgehauen hat und die kaiserlichen Räthe ihn freilassen mußten, sagt Adelheid: „Sie hätten's nicht thun sollen," worauf Weislingen: „Sie saßen fest. Was konnten sie machen? Sickingen drohte mit Feuer und Schwert, der hochmüthige, jähzornige Mann. Ich hass' ihn. Sein Ansehen nimmt zu wie ein Strom, der nur einmal ein paar Bäche gefressen hat, die übrigen folgen von selbst." Und als Adelheid den Kaiser einwirft, replicirt Weislingen, der Kaiser habe gesagt: „Er ist mein treuer Diener; hat er's nicht auf meinen Befehl gethan, so that er doch

besser meinen Willen als meine Bevollmächtigten, und ich kann's gut heißen, vor oder nach." Wir werden finden, daß das so ziemlich die Signatur Sickingen's war.

Noch fast ein Jahrhundert nach Goethe, der kein Historiker war, ist die große Charakterfigur Franz v. Sickingen's in einen mythischen Nebel gehüllt geblieben. Die Urtheile der Geschichtschreiber schwankten zwischen dem „Raubritter" und dem Prätendenten auf die Kaiserkrone hin und her. Der Parteien Haß und Gunst that dabei redlich das Ihrige, um so bequemer, als die Quellen aus entgegengesetztem Gestein und vielfach trübe flossen. In manchen wichtigen Punkten murmelten sie nicht das leiseste Wörtchen zur Aufklärung. Großer Fleiß und große Combinationsgabe waren erforderlich, um das Bild des Ritters auch nur annähernd richtig zu entwerfen.*

Wer war Franz v. Sickingen, der berühmte „Franciscus", wie ihn seine Zeitgenossen meist kurzweg nannten; woher kam er, auf welchen Platz hatte ihn die Natur gestellt?

Wir finden das Geschlecht seit Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts in Burg und Dorf Sickingen an der Kraich (Großherzogthum Baden), auf kurpfälzischem Mannslehen; der Name ist indeß viel älter. Die Inhaber waren stets Mehrer ihres Hauses und brachten nach der Methode der Zeit ein Gut um das andere, einen Rechtsanspruch um den anderen an sich. Ging dem Dienstherrn das Geld aus, was gar häufig geschah und seit der Entdeckung Amerika's und der besseren Ausbeutung inländischer Silberminen noch häufiger eintrat, so leisteten sie Bürgschaft und ließen sich dafür etwas verschreiben: eine Burg, ein Monopol, einen Zoll, lauter Dinge, die selten heimfielen. So löste der Großvater unseres Franz die einem Anderen verpfändete Ebernburg am Zusammenfluß der Alsenz und Nahe bei Kreuznach ein. Schwicker oder Schweickhart, der Vater, war Amtmann in dem kurpfälzischen Kreuznach, Herr der Ebernburg und der umliegenden Dörfer. Er heirathete Margarethe v. Hohenburg und wurde Erbe von Hohenburg und Landstuhl, eigentlich „Nanstein" bei der Stadt „Nanstuhl" (unweit von Kaiserslautern), die ihm gleichfalls gehörte.

Schwicker war einer der grimmigsten Fehdeführer seiner Zeit, voll der gewagtesten Anschläge. Sein einziger Sohn und Erbe war unser Franz. Er wurde geboren am 2. (nicht am 1., wie lange fälschlich nachgeschrieben worden) März 1481. Mehrere Schwestern gingen später ins Kloster, eine heirathete Dietrich v. Braunsberg, eine andere Wolf v. Dalberg. Das Horoskop, welches der gläubige Vater selbst dem Sohne stellte, lautete, wie bei Wallenstein, wirksam genug: „Er wird ein treffliches Ansehen bekommen, das Ende aber etwas beschwerlich sein." Ob Franz sich jemals dieser Nativität erinnert hat, wie denn Wallenstein direct nach der seinigen gehandelt, wissen wir nicht; ebenso wenig, ob er den Vater 1495 bis 1496 auf seiner Pilgerfahrt zum heiligen Grabe begleitete. Auf dem Reichstage zu Worms 1495 war er mit dem Vater im Gefolge des Kurfürsten von der Pfalz. Ob er damals schon Knappe war, wann er den Ritterschlag empfangen, ist unbekannt. Seine Bildung war die eines Ritterbuben der Zeit, obwohl er später erzählt, von Reuchlin „moralische Unterweisung" erhalten zu haben. Von Gestalt war er nicht besonders groß, aber festen Baues und durch ritterliche Uebung gestählt. Aufbrausendes Wesen war ihm früh eigen. Noch im Jünglingsalter vermählte er sich mit Hedwig v. Flersheim zu glücklichem, wenn auch bereits 1515 durch den Tod der Gattin gelöstem Bunde. Die leider nicht lückenfreie, auch schlecht edirte „Flersheimer Chronik" stammt von einem seiner nächsten Verwandten.

Zu den unhaltbaren Mythen, die sich um Haupt und Leben des jungen Ritters gewunden haben, gehört auch der gewaltsame Tod seines Vaters Schwicker, welcher dem späteren Reichsstürmer einen Hannibalseid auf die Seele gebunden hätte. Schwicker stand im pfälzisch-bayerischen oder Landshuter Erbfolgekriege

* Das bedeutendste und gründlichste Buch scheint uns zu sein: „Franz von Sickingen. Nach meistens ungedruckten Quellen" von Dr. H. Ulmann, Professor der Geschichte zu Dorpat. Leipzig, S. Hirzel, 1872. In den Thatsachen ist Ulmann zuverlässig, wenn wir auch dem Realismus seiner Schule nicht immer beizustimmen vermögen.

1504 auf Seiten des Prätendenten Ruprecht von der Pfalz, der sammt seinem Vater Philipp vom Kaiser Max in die Acht erklärt wurde. Schwicker residirte in Landshut selbst; er soll dann, der Sage nach, gefangen genommen und auf kaiserlichen Befehl auf Burg Koppenstein enthauptet worden sein. Das stellt sich nun als unrichtig heraus; Schwicker starb im Jahre 1505 eines ruhigen Todes.

Franz war jetzt selbständiger Erbe und Herr auf der Ebernburg, auf Landstuhl und Hohenburg im Wasgau. Wie sah es damals und bald nachher im deutschen Reiche aus? Das thut uns noth zu wissen, um auch nur die Anfänge und Vorübungen des Ritters zu begreifen. Denn mit dem vom Vater ererbten Raufritterthum, mit der bloßen Fehdelust würden wir gar bald nicht ausreichen. Der Vater mag damit erklärt sein, nicht so der Sohn.

Kaiser Max hatte 1495 den ewigen Landfrieden aufgerichtet und das Reichskammergericht eingesetzt. Beide sollten sie dem unseligen Fehdewesen, dem Raubritterthum, der ärgerlichen Selbsthülfe und der so schmählichen Wegelagerei ein Ziel setzen. Recht sollten die Fürsten und Herren fortan am Reichskammergericht, zunächst in Worms, nehmen. Die Absicht war gut, aber die Institutionen entsprachen nicht den verfassungsmäßigen Zuständen des Reiches. Diese Zustände waren keineswegs geordnet oder doch zum Nachtheile des ganzen kleinen Herrenstandes, des reichsunmittelbaren Adels, von den Bauern gar nicht zu reden, durch fortwährende Uebergriffe seitens der Kurfürsten und Fürsten zu einer Oligarchie ausgebildet worden, welche anderthalb Jahrhunderte später der westfälische Frieden sanctionirte. Im sechzehnten Jahrhundert, wo noch Alles im Werden war, gährte und kochte es bei allen Verletzten und Hintangesetzten. Es ist sehr leicht und eben deshalb so beliebt, ex post das Gras der Geschichte wachsen zu hören und den später Verurtheilten den Proceß selbst zum Vorwurf zu machen. Die Grafen, Herren und Ritter waren vom Reichstage ausgeschlossen, wo sie wenigstens Curiatstimmen nach Kreisen hätten haben sollen. Sie weigerten sich, den gemeinen Pfennig zu zahlen. Die Reichsunmittelbaren sollten vor den fürstlichen Landesgerichten ihr Recht holen, wo sie dann auf Kläger oder Beklagten und Richter in einer Person stießen. Das Reichskammergericht bot weder Ersatz noch Abhülfe; es kam bald ins Verschleppen und zum Anhäufen von Actenbergen. Die fürstliche Macht wuchs zusehends; ihre Executivorgane waren das Beamtenthum und der Landsknecht; der Hofadel begann im ersteren unterzugehen oder das letztere zu werden. Der unabhängige Reichsadel, in fürstlichen Lehensdienst verstrickt, suchte verzweifelt nach einer festen Position. Auch ökonomisch ging es ihm nicht zum besten seit dem Aufschwunge der Städte, die sich die unerträglichsten Monopole anzueignen wußten und den Namen „Pfeffersäcke“ gar wohl verdienten. Wenn sich an das Schiff des Kaufmanns „das Gute“ anhängt, so führte dasselbe Schiff am Bugspriet den Enterhaken und kaperte unbarmherzig, was ihm in den Weg lief. Der Luxus der Städte hatte schon seit dem fünfzehnten Jahrhundert den Adel angesteckt; da aber seine Erwerbsmittel mit denen der Patricier nicht in Vergleich kamen, so hieß es wörtlich: „Woher nehmen und nicht stehlen?“

Das Ritterthum sah sich demnach auf zwei Dinge angewiesen: auf Selbsthülfe und auf Vereinigung zu Bünden, womöglich zu einem großen Bunde. War doch auch der städtische Hansabund eine Vereinigung auf eigene Faust; war doch der schwäbische Bund ein wesentlich im Interesse der Fürsten geschlossener Pact, in welchen man den reichsfreien Adel förmlich hineinzwingen mußte. Bei der geringen Macht der einzelnen kleinen Herren war das Streben nach Verbindung unabweisbar und dem kühnsten unter ihnen zunächst die Aufgabe gestellt, sich zu Macht, Geltung und Ansehen zu bringen. In der Politik ist es lächerlich, von Egoismus, Verfolgung persönlicher Interessen u. dgl. zu reden. Ohne Ambition geht da nichts ab, nur muß sich das Selbst zum größeren Selbst erweitern, repräsentativ werden.

Franz v. Sickingen fühlte zunächst diese Mission an seine Rippen pochen: etwas aus sich zu machen in dem allgemeinen Aufstreben der Zeit, auf dem gewohnten Wege sich zur Geltung zu bringen und im Bunde mit Gleichgestellten Stärke zu empfangen und zu geben.

Von seinen Thaten im Landshuter

Kriege wissen wir nichts, obwohl er unter den 600 pfälzischen Reisigen war, welche Ruprecht von der Pfalz zu Hülfe zogen. Aber die kleine Campagne ist auch für ihn deshalb wichtig geworden, weil die hessischen und württembergischen Truppen in der Pfalz einfielen, dort sengten und brannten und auch seines Vaters Güter nicht schonten. Das ist der Ursprung seines Zorns auf Hessen.

Sobald Franz das Erbe des Vaters angetreten hatte, befestigte er planmäßig seine Burgen, namentlich die Ebernburg; Landstuhl ist erst später an die Reihe gekommen, denn bei der Belagerung von 1523 waren die Hauptmauern noch neu. Dann trat er in den Burgfrieden oder die engere Genossenschaft mit Drachenfels und Lützelburg im Elsaß, mit Dhaun und Steinkallenfels. Jeder solcher Ganerben fand bei den Verbündeten sichere Zuflucht für sich wie für seine Beute; man nannte das eine „Oeffnung“. Franz war Amtmann zu Kreuznach wie sein Vater, trat in kurmainzische Lehenspflicht und betrieb als guter Wirthschafter eifrig den Bergbau. Georg Sabellicus, „der jüngere Faust“, war eine Weile Schulmeister bei ihm; da er jedoch in der Alchemie nichts leistete und sich scandalös aufführte, wurde er schmählich von dannen gejagt. Franz war herkömmlich religiös und stiftete 1510 eine Nonnenklause zu Trumbach, als Gnaden- und Wallfahrtsort. Ehe jedoch die päpstliche Bestätigung kam, brachte ihn Hutten davon ab.

Darauf ging es an den Einfluß nach außen, an die Geltendmachung bei Kaiser und Reich. 1512 führte er kleine Fehden mit dem Grafen Reinhard v. Zweibrücken und mit Hessen, bei denen es nicht gar säuberlich zuging. 1514 war er schon kurpfälzischer Gesandter in Württemberg, wo er den Tübinger Vertrag zwischen Herzog Ulrich und dessen Ständen aufrichten half. Der Kurfürst von der Pfalz, dessen Hause er im Landshuter Kriege gedient, begünstigte ihn. Aber auch viel Höhere richteten bereits ihr Augenmerk auf den Ritter, der Adel und Landsknechte zusammenzubringen verstand und mit grobem Geschütz, mit Karthaunen und Nothschlangen operirte, dessen „Nachtigall“ mörderisch sang, dessen „Hahn“ verderblich krähte.

Seit 1515 kam er aus Fehden und Kriegen nicht wieder heraus; eine Affaire entwickelte sich zur anderen, eine fuhr zwischen die andere. Zunächst galt es der Stadt Worms. Die Wormser hatten im pfalz-bayerischen Kriege auf der Gegenseite gestanden. Das war schon ein Span. Als sie ihren Bischof klein gemacht, gab es heftige Streitigkeiten zwischen Rath und Gemeinde. Der Rath wurde gewaltsam entsetzt; der Kaiser setzte ihn wieder ein. 1514 entstand ein Aufruhr, der unterdrückt wurde; die gefangenen Rebellen kamen in den Thurm, sechs wurden hingerichtet, drei verstümmelt und gepeitscht. Die Güter der Entflohenen wurden confiscirt, der Kaiser that sie in Acht und Aberacht. Unter den Entflohenen befand sich der bischöfliche Notar Balthasar Schlör, fortan der Secretär und treueste Berather Franzens. Schlör trat, nach dem Zeitgebrauch, dem Ritter seine Forderungen an Worms ab; dieser machte die Sache zu der seinigen und drohte. Das Kammergericht forderte ihn vor und verlangte Friedensbürgschaft. Zur Antwort fing Franz eine Anzahl Wormser Herren auf dem Rheinschiffe zwischen Gernsheim und Oppenheim auf landgräflich hessischem Gebiet ab und schleppte sie sammt der reichen Beute auf die Ebernburg. Am 16. April sprach der Kaiser die Acht und Aberacht über Franz aus und wiederholte das Mandat am 15. Mai. Wie wenig die erschreckliche Formel bedeutete, werden wir bald sehen.

Da erdröhnte Franzens Werbetrommel: gute Löhnung und freie Plünderung! Bald waren 6000 Landsknechte und 1100 Reisige versammelt. Wie es die Geschichte will, spielt nicht Sickingen, sondern Götz v. Berlichingen die zweite Rolle. Götz diente dem Franz mit siebzig Reitern auf eigene Kosten. Am 23. Juni stand Franz vor Worms und begehrte vergeblich Einlaß. Drei Tage lang wurde mit steinernen Kugeln bombardirt, zweimal gestürmt. Vergeblich ließ Franz die edlen Weinberge um die Stadt ausrotten, vergeblich verhinderte er das Abhalten der kaufmännischen Messe.

Die Wormser Angelegenheit schwebte noch für geraume Zeit, als die lothringische Fehde sich entspann. Der arme projectenreiche Kaiser Max war mit seinen

Schweizern gegen das französische Mailand schlecht angekommen; es galt ihm daher, Lothringen anfallen zu lassen und dadurch den Herzog Anton, den Verbündeten Frankreichs, aus Italien zu entfernen. Die zu dieser Diversion nöthigen 10000 Mann sollte England bezahlen. Ein Herr v. Geroldseck kündigte dem Herzog Anton Fehde an, der sich mit Unterstützung Frankreichs und des Bischofs von Metz zur Wehre setzte. Mit kaiserlicher Zustimmung warb Sickingen, der geächtete, für Geroldseck. Franz eroberte die Feste Schaumburg in Lothringen und verwüstete das Land. Weitere Kriegsthaten erfolgten nicht; aber Herzog Anton hatte Respect bekommen, erstattete dem kühnen Ritter die Kriegskosten und nahm ihn in Lehenspflicht. Der deutsche Adel aber jubelte: Franz sei des Reiches würdig! So stand es um das Ansehen des armen Max!



Franciscus von Sickingen.

Auf dem burgundischen Zwischengebiet waren auch nach der Niederwerfung Karl's des Kühnen allerhand Pläne lebendig. Zu den Planmachern gehörte auch Robert von der Mark, Herzog von Bouillon, genannt „der Eber der Ardennen". Sickingen war mit ihm befreundet, und durch ihn wurde Franz I. von Frankreich aufmerksam auf unseren Ritter. Er lud ihn im Herbst 1516 nach Amboise ins Hoflager, verlieh ihm eine Pension und nahm ihn in Pflicht. Für Sickingen handelte es sich auch in diesem Falle um immer weitergreifenden Einfluß, um Ansehen und Geltung.

Sickingen's Reiter umschwärmten noch immer Worms, verlegten die Wege, raubten und plünderten, was ihnen vorkam. Da gedachte Max ihn mit Krieg zu überziehen, seinen Geächteten und Partisan! Mittellos, wie er ohnehin war, stand der Kaiser überdies zwischen zwei Feuern, zwischen der Wormser Fehde und dem Handel mit Ulrich von Württemberg.

Der Mainzer Reichstag nahm Anstand, sich gegen Sickingen zu entschließen; der schwäbische Bund dagegen verlangte Satisfaction für Sickingen's Gewaltthat auf landgräflich hessischem Gebiete, wofür er den Pfalzgrafen in Anspruch nehmen wollte. So kam es zu keiner Entscheidung, nicht einmal zu Geld in des Kaisers stets leere Kasse. Und doch war die Unsicherheit so groß, daß der Kaiser selbst sich nicht einmal über den Rhein zu fahren getraute!

Drei Kurfürsten mußten zu Mainz mit Sickingen, der unter freiem Geleit ankam, verhandeln. Waffenstillstand zu schließen, weigerte er sich, da er seiner Reisigen nicht Herr sei, die auf Beute dienten. Max ging über Alles weg und enthob am 17. Juli 1517 Franz v. Sickingen der Acht. Der Wormser Handel blieb auf vierzehntägige Kündigung der Waffenruhe in der Schwebe und wurde erst später ausgeglichen. Max bedurfte des Ritters gegen den störrischen Ulrich von Württemberg. Er berief ihn 1518 ins Hoflager nach Innsbruck und versöhnte sich feierlich mit ihm. Dann nahm er ihn gegen 300 Gulden Pension und 2000 Gulden Jahrgeld für eine Reiterschar nebst 300 Ducaten für Zehrung in Dienst. Franz war, wohin alle Ritter strebten, beim Kaiser, gegen einen widerspänstigen Fürsten.

Mit Frankreich mußte jetzt gebrochen werden, denn Franz I. protegirte den Herzog von Württemberg. Die Gelegenheit war leicht gefunden. Mailänder Kaufleute, die unter französischem Schutz reisten, wurden von Sickingen aufgebracht. Franz I. kündigte Pension und Dienstverhältniß. Er hat Sickingen's Gunst nicht wieder erkaufen können.

In aller Geschwindigkeit erledigte unser Ritter noch zwei Privatfehden. Zuerst ging es gegen Metz. Auf den Kopf eines vertriebenen Bürgers Pierre Soufroy war ein Preis gesetzt. Franz befand sich auf dem Schlosse des Ritters Philipp Schluchterer v. Erffenstein, als dort der Mord verübt wurde. Die Forderung Soufroy's an die Stadt Metz war dem letztgenannten übertragen worden. Franz trat für ihn ein und rückte vor Metz. Es kam nicht zum Kampfe, die Metzer zahlten am 7. September 25000 Gulden. Aber die Mannschaft war beisammen, an Verwendung kein Mangel. Diesmal griff Sickingen höher hinauf, es galt dem Landgrafen Philipp von Hessen. Im landgräflichen Regimente hatte Unordnung geherrscht, Philipp zählte erst vierzehn Jahre. Der Zorn auf Hessen rührte vom Landshuter Kriege her; einen nächsten Vorwand bot die Vergewaltigung des Adelsbündischen Konrad v. Hattstein. Schon am 8. September erfolgte der Fehdebrief. Mit 8000 Mann zu Fuß und 500 Reitern zog Franz gegen den Rhein. Die hessischen Truppen flohen mit Hinterlassung alles Gepäcks. Franz rückte am 16. von Gernsheim vor Darmstadt. Die belagerten Ritter schlugen sich nicht. Die Beschießung begann. Zum anderen Male meldet sich Götz v. Berlichingen vom Odenwald her. Der junge Philipp willigt von Gießen aus in Alles; am 23. September wird der Frieden geschlossen. Sickingen erhält 35000 Gulden, die ihm zu Mainz in lauter Hellern ausbezahlt wurden; Hattstein 1000 Gulden Entschädigung. Gleich einer Großmacht zog Sickingen allerhand Rechtshändel in den Friedensschluß und behielt sich ausdrücklich das Recht zur neuen Fehde vor, falls die subsidiaren Bedingungen nicht erfüllt würden. Auf dem Reichstage zu Augsburg zog der Kurfürst Richard von Trier die Stirn in ernste Falten und warnte nachdrücklich vor dem Ritter, der ihnen Allen Gefahr drohe.

Da Franz einmal im Zuge war, so rückte er mit Heeresmacht vor Frankfurt a. M., wo ihm einige Waaren confiscirt worden sein sollten. Der Rath zahlte 4000 Gulden Entschädigung, und die Sache war abgethan. Sein Ruf wuchs ins Ungeheure, seine Hülfe rief man von weither an: gegen Erfurt, ja gegen Danzig und Elbing!

Da starb der Kaiser Max am 12. Januar 1519 zu Wels an der Donau, und Franz v. Sickingen war der deutsche Warbeck, der Königsmacher, geworden. Drei Bewerber um die Kaiserkrone standen auf dem Plan: Heinrich VIII. von England, Franz I. von Frankreich und Karl von Gent, König von Spanien. Der erste war zu vorsichtig und zurückhaltend, ernst war nur der Wettstreit zwischen Franz und Karl. Franz war im Vortheil mit seinen drei Millionen Goldkronen, die er an die Sache setzte; Karl

war genöthigt, sich auf die Fugger und die Welser zu verlassen. Der Admiral Bonnivet, der französische Unterhändler, warf die goldene Angel aus, an welcher der Kurfürst von Brandenburg, der von Trier und der Landgraf von Hessen zappelten; er war auch bei Sickingen, dem er 80000 Gulden bar und eine Rente von 8000 Kronen angeboten haben soll. Was immer das Angebot gewesen sei, Franz blieb bei Maxens Enkel und nahm von Karl eine Pension von 3000 Livres nebst dem Commando über eine Anzahl gens d'armes, gegen „Unterstützung in allen seinen vernünftigen Angelegenheiten". Das hat Karl von Gent zu Karl V. gemacht.

Unterdessen bemächtigte sich Ulrich von Württemberg plötzlich der freien Reichsstadt Reutlingen. Das kam der habsburgischen Partei wie gerufen und unserem Sickingen nicht minder. Oesterreich konnte zeigen, daß es deutsches Land gegen Frankreichs Intriguen zu schützen wisse, und Sickingen durfte unter des Reiches Panier sein Müthchen an dem zweiten deutschen Fürsten kühlen. Sickingen versprach mit 1000 Reitern zu kommen, und Ulrich v. Hutten war einer dieser tausend. Hutten hatte einen schon älteren Groll an dem Württemberger auszulassen, der ihm am 7. Mai 1515 seinen Vetter Hans gemordet. Die beiden Ritter sahen sich jetzt nicht gerade zum ersten Male; aber ihre innige Freundschaft, ihr weitschauendes Zusammenwirken rührt von diesem Feldzug her.

Vor Stuttgart, welches beschossen werden sollte, erwirkte Sickingen die Schonung des Reuchlin'schen Hauses. Diese Freundlichkeit erwies sich als unnöthig; aber nach dem Einritt besuchten die Freunde alsofort den gelehrten Doctor, den Vater des deutschen Humanismus, auf den sich Sickingen noch ganz wohl besann. Ein eigentlicher Krieg erfolgte nicht, da die Schweizer Cantone ihre Reisläufer abriefen; auch Reutlingen ergab sich. Aber gehaust wurde im Lande nicht gar bauernfreundlich. Die Stadt Neuenburg im Schwarzwalde nahm sich Sickingen als Pfand für die Kriegskosten. Götz v. Berlichingen stand als württembergischer Amtmann auf der Gegenseite. Sickingen und Frundsberg mußten sich später für ihn verwenden.

Das Heer wurde angesichts der bevorstehenden Kaiserwahl zur Unzeit entlassen, besonders da der Kurfürst von Brandenburg Frankreich zur Aufstellung einer Armee animirte und selbst 15000 Landsknechte nebst 4000 Pferden anbot, auch Philipp von Hessen für Frankreich rüstete. Da beauftragte Karl von Gent Franz v. Sickingen und Georg Frundsberg, 12000 Mann zu Fuß und 2000 Reiter anzuwerben. Die beiden Feldhauptleute thaten ihre Schuldigkeit. Auch diesmal stand Götz auf der anderen Seite.

Sickingen lag mit der Reiterei zu Höchst a. M., Frundsberg mit dem Fußvolk zu Mainz, als man sich zu Frankfurt zur Wahl anschickte. Städte und Adel am ganzen Rhein wetteiferten an patriotischer Gesinnung; es wehte eine entschieden deutsche Luft wider den Franzmann. Unterstützt durch die Fugger'schen „Verehrungen", vom Kurfürsten angefangen und hinab bis zu den Edelknaben, Secretären, Kammerdienern, Sänfteträgern und Postreitern, und getragen von der sanften pressure from without, wurde Karl V. am 28. Juni 1519 einstimmig zum Kaiser gewählt.

Sickingen erhielt am 23. October seine Bestallung als „Königlicher Rath, Kämmerling und Hauptmann", mit 4000 Gulden Gehalt, 15 Gulden für zwanzig Kürassiere à vier Pferde und $7^1/_2$ Gulden für jeden „Einspänner". Weder Pfalz noch Mainz waren wegen ihres Lehensrechtes in der Bestallung erwähnt. Franz war jetzt ganz kaiserlich; wäre nur der Kaiser für die deutschen Lebensinteressen etwas werth gewesen!

Zur Krönung in Aachen, 20. October 1520, wurde Sickingen zum Kaiser beschieden; er kam mit einem Briefe Hutten's. Er verpflichtete sich Karl V. in der delicatesten Weise durch ein Darlehen von 20000 Gulden „für Württemberg". Warbeck als Gläubiger des von ihm gemachten Königs! Wahrscheinlich war von der Statthalterschaft in dem eroberten Herzogthum Württemberg die Rede.

Einen weiteren Liebesdienst erwies der mächtige Ritter im selben Jahre dem würdigen Reuchlin. Dieser lag in einem langjährigen Streit mit dem Dominicaner-Prior und Inquisitor Jakob Hogstraten zu Köln, einem Hauptdunkelmann. Hog-

straten hatte den Gelehrten vor das Ketzergericht zu Mainz geladen, fühlte sich aber in der entzündlichen Stadt selbst nicht sicher. Er zog die Sache nach Speier, wo Reuchlin freigesprochen wurde. Der Papst schob die Sache hinaus, es handelte sich aber um Erstattung der Gerichtskosten. Da mischte sich Sickingen ein mit einer Schrift: „Ervoderung und Verkundung an und wider Provincial prioren und Conventen prediger ordens teutscher Nation und sunderlichen Bruder Jacoben von der Hochstrater von wegen und namen des hochgelerten und weitberühmbten hern Johann Reuchlins beider Rechten doctor.“ Hogstraten erschien auf Landstuhl und mußte eine scharfe Predigt hören. Im Mai 1520 wurde die Sache ausgetragen. Hogstraten wurde von seinen Mönchen abgesetzt. Als der Papst sich gegen Reuchlin entschied, intervenirten mächtige Persönlichkeiten, und Sickingen stand als Schützer der freien Wissenschaft glorreich da.

Franz stand auf der Höhe seiner Macht, am nächsten Ziele seines Ehrgeizes. Klar blickte sein großes Auge unter gewölbter Stirn in die Welt; nachhaltige Entschlossenheit lag auf seinen Lippen; kräftig und gedrungen war die Statur.

* *
*

Wir sind bei dem großen Wendepunkte in der Geschichte Deutschlands angelangt: bei der Reformation Martin Luther's. Dieses Weltereigniß übte auch auf Sickingen den mächtigsten Einfluß; es verlieh ihm, was bei seinen bisherigen Vorübungen noch gefehlt hatte, eine geistige Richtung, ein Pathos.

Dabei wird es unumgänglich, des sprühenden Feuergeistes kurz zu gedenken, der auf Sickingen so bedeutsam maßgebend eingewirkt, der auf diesen die höchsten und stolzesten Hoffnungen setzte: Ulrich v. Hutten's. Hutten war ohne jegliche Macht, aber von hoher Bildung und zum Regenerator deutscher Nation wie geboren. Sickingen besaß Macht, großen Einfluß, Lernbegierde und Lernfähigkeit und — einen starken Arm. Hutten war der Lehrer, Sickingen der gelehrige Schüler. Der Drang zur That glühte in Beiden, in Hutten noch enthusiastischer als in Sickingen; jener rechnete nur mit seinen Idealen, dieser nothwendig auch mit den Verhältnissen.

Ulrich Hutten war ein Reformator der Kirche vor Luther. Nach seiner ersten Romfahrt von 1511 schrieb er heftig gegen den Papst, den kriegerischen Julius II., zugleich auch gegen französische Sitten und Listen. 1515 erschienen die vier classischen Briefe gegen Ulrich von Würtemberg, den Mörder seines Vetters. 1517, im Jahre der Thesen, veröffentlichte Hutten die Schrift des Laurentius Valla über die constantinische Schenkung in deutscher Sprache: die Päpste standen da als Lügner und Räuber. Ueber Rom sagte er, es sei der Ort,

„Wo mit dem Heiligen man selber den Gott auch verkauft.
Wann doch kommt es dahin, daß Deutschlands Augen sich öffnen?“

Am zweiten Theile der „Briefe der Dunkelmänner“ hat Hutten den größten Antheil. In dem „Triumph Reuchlin's“ rief er aus: „Es erstarken die Künste, es kräftigen sich die Wissenschaften, es blühen die Geister. Selbst der Papst schämt sich eurer Dummheit. Wollt ihr's noch einmal wagen? Thut es nicht! Deutschland hat jetzt Augen.“

Auf Deutschland kam der Reformator und Humanist stets zurück. Des Vaterlandes Errettung von geistlichen und weltlichen Tyrannen, des Vaterlandes Größe und Freiheit: das war das Pathos des Ritters von dem heiligen Geist. Sickingen erschien ihm als der providentielle Mann, der seine Ideen theilen und ausführen könnte. Gegen Glück und Unglück gleich gewappnet, hochgesinnt, ein unbezwinglicher Geist, so charakterisirte er den Freund. Deutschland habe einen solchen Mann lange nicht besessen. Er sprach die Hoffnung aus, „daß durch diesen Mann der Nation großer Ruhm erwachsen werde.“ Er besitze alle großen Eigenschaften der Alten: „Klugheit, Beredsamkeit, Thatkraft und Regsamkeit, wie sie einer leitenden Persönlichkeit erforderlich sind.“

Die Anfänge Luther's: den Anschlag der Thesen, die Disputation mit Eck, sah der feurige Hutten noch als „Mönchsgezänke“ an und meinte, die Gegner sollten sich unter einander auffressen. Als

aber die Bannbulle gegen Luther herandrohte, da hatte Hutten seinen Mann gefunden und schrieb nach Wittenberg: „Du, sei fest und stark und wanke nicht! Verfechten wir die gemeine Freiheit, befreien wir das unterdrückte Vaterland!" Die Bannbulle erschien am 15. Juni 1520, und Luther wandte sich „an den christlichen Adel deutscher Nation". Dann verbrannte er die Bulle vor dem Thore zu Wittenberg.

Die beiden Strömungen, die politische und religiöse, schienen sich zu verbinden und den Wirbel zu erzeugen. Hutten hatte schon seit 1518 den Plan gefaßt, die Territorialherren zu bekämpfen, den Kaiser zu erhöhen, eine Landeskirche zu gründen und das römische Recht abzuschaffen. Viel zu viel auf einmal, die Strömungen sollten bald weit aus einander gehen.

Seit dem Herbst 1520 fühlte sich Hutten nur noch sicher auf der Ebernburg, da der Papst seine Auslieferung nach Rom verlangte. Auch Luthern wurde dieses Asyl von Sickingen angeboten; eine gleiche Einladung an den Reformator erfolgte von Sylvester v. Schaumburg. In der „Herberge der Gerechtigkeit" trotzten gar manche Männer dem Zorn des Papstes und seiner Schergen: Martin Bucer, der Exdominicaner, Johann Schwebel aus Pforzheim, der theologische Beirath Sickingen's, Aquila, sein Feldprediger, Oecolampadius, sein Burgcaplan. Messe, Evangelium und Epistel wurden deutsch vorgetragen: der erste evangelische Gottesdienst auf deutscher Erde! Und Bucer pries das protestantische Pathos des Burgherrn im Psalmenton: Sickingen habe mehr Muth als alle Fürsten zusammengenommen; er halte es für das Höchste, um Christi willen in den Tod zu gehen. Derweilen errichtete Hutten auf derselben Ebernburg eine Druckerei, eine Stückgießerei und eine Pulverfabrik. Cromwell theilte sich da in zwei Theile: während der eine betete, hielt der andere sein Pulver trocken.

Franz v. Sickingen zählte dreiundvierzig Jahre, als die Würfel auf dem Reichstage zu Worms fielen. Vermuthlich dem jungen Kaiser zu Gefallen wollte er auf der Ebernburg ein Religionsgespräch zwischen Luther und dem kaiserlichen Beichtvater Glapio veranstalten. Glapio war ein feiner gelehrter Franciscaner, der, wie die Besseren seines Ordens, vor Allem der Schwabe Eberlin v. Günzburg, dem deutschen Augustiner Verständniß entgegenbrachte und mit dem Luther sich vielleicht verständigt hätte, wären keine kirchlichen Macht- und Geldfragen auf der Welt gewesen. Luther schlug die Zusammenkunft ab: Glapio könne ihn in Worms sprechen.

Hutten sah von der Ebernburg aus die Dinge anders an. Er hielt eine Verständigung für unmöglich; er fürchtete das Aergste für Luther und rieth zum Aeußersten. Als der Kaiser das Verbot von Luther's Schriften anschlagen ließ, erschienen Drohplacate an den Mauern von Worms: der Reichstag solle sich in Acht nehmen, 400 Edelleute und 8000 Bauern seien bereit. Ja, man las das entsetzende Wort: „Bundschuh." Hinter den Placaten steckte sicher Hutten; Sickingen's Reiter standen nur für den Fall bereit, daß man Luther das Geleit nicht hielte.

Hutten hatte es auf den päpstlichen Legaten Aleander abgesehen, in dem er des jungen Kaisers bösen Dämon erblickte. Er wollte ihn mit Gewalt aufheben lassen. Sickingen widersprach, und gewiß mit Recht. Eine Rechtsverletzung an einer einzelnen Person verüben, ehe ein Rechtsbruch auf der anderen Seite vorlag, wäre zum mindesten eine verderbliche Herausforderung gewesen. Der schlaue Aleander spürte allerdings recht gut, was in der Luft schwirrte und was die Ebernburg bedeutete. In einem seiner Berichte heißt es: „In der That ist Sickingen jetzt allein in Deutschland König, denn er hat Gefolge, wann und wie viel er will. Andere Fürsten sind unthätig, die Prälaten zittern und lassen sich verschlingen wie die Kaninchen." Ein andermal heißt es: „Und in Wahrheit ist Sickingen beim jetzigen Stand der Dinge der Schrecken Deutschlands, vor dem alle Anderen erstarren."

Sickingen, ebenso besonnen wie entschlossen, war offenbar der Ansicht, man müsse den Reichstag erst schlüssig werden lassen, um eintretenden Falls ein plausibles und weitschallendes Motiv zum Losschlagen zu haben. Als Luthern das freie Geleit gehalten und erst nachträglich, wenn auch in höchst incorrecter Weise, die Acht über ihn ausgesprochen wurde, hielt

Sickingen an sich. Was Acht und Aberacht bedeuteten, wußte er aus eigener Erfahrung. Hauptsächlich aber gab er den jungen Kaiser nicht auf; er stand ja in dessen Diensten, baute sicherlich auf sein persönliches Verhältniß zu ihm und hoffte wohl, einen Aleander noch auszustechen und die kaiserliche Macht trotz der bedrohlichen Wahlcapitulation über die Fürstenthümer zu erhöhen. Ohne die Herstellung der vollen Kaisermacht sah ja die ganze Bewegungspartei, bis zu den Bauern hinab, kein Heil. In diesem Gedanken ließ Sickingen sein religiöses Pathos für den Augenblick ruhen, ohne das Geringste davon aufzugeben.

Am Horizonte der auswärtigen Politik stand der unausbleibliche Kampf zwischen Deutschland und Frankreich, der nach der Kaiserwahl den Titel führte: Valois contra Habsburg. Da man noch mit einem Fuße im Mittelalter stand und selbst die gravitätischen Allüren der Monarchen das alte ritterliche Gebahren noch an sich trugen, so fädelte man die großen Kriege durch Privatfehden ein, maskirte wohl gar den Conflict der Großmächte durch einen junkerlichen Fehdebrief. Franz I. hetzte also den unruhigen, hin und her schwankenden Robert von der Mark in Sedan gegen des Kaisers niederländische Besitzungen. Wider ihn zog Graf Heinrich von Nassau. Zugleich fielen Franzosen in Navarra ein und nahmen Pampeluna. Seine eigentliche Truppenmacht aber stellte Franz, als ginge ihn der Strauß des Herzogs von Bouillon noch gar nichts an, vorläufig in Bereitschaft. Da entbot Kaiser Karl seinen Kämmerling und Hauptmann Franz v. Sickingen, der sich in Wildbad das Podagra wegbadete, auf Ende Juli 1521 mit 2000 Reisigen und 15 000 Landsknechten nach Diedenhofen. Anfang August war Sickingen zur Stelle. Zunächst kam es nicht zum Kriege, weder mit Robert noch mit Franz; Sickingen vermittelte vielmehr zwischen seinem alten und seinem neuen Freunde, zwischen Robert und Karl.

Es war nur eine kleine Pause; der wirkliche Krieg zwischen Karl und Franz brach kurz nachher aus, und schon am 29. August standen Sickingen und Nassau vor Mouzon an der Maas. Die Stadt wurde genommen. Jetzt gab es sofort Zwiespalt im Obercommando. Nassau wollte vor Mezières rücken und diese durch den gewundenen Fluß geschützte Festung belagern. Sickingen war, trotz seiner guten Geschütze, seit Worms nicht für lange Belagerungen. Der Widerspruch zwischen Harnisch und Karthaune, der die ganze Zeit kennzeichnet, war durch die fünf Kugeln in seinem Wappen nicht getilgt. Der Ritter, darin einverstanden mit der napoleonischen Strategik, drang darauf, sofort ins Herz des feindlichen Landes einzubrechen. Dort gab es auch das zu holen, was er nicht mehr und der Kaiser niemals hatte — Geld. Nassau setzte jedoch seinen Willen durch, und Mezières wurde belagert. In Mezières befehligte kein Anderer als der kühne Bayard, der „Ritter sonder Furcht und Tadel“. So standen sie sich denn einander gegenüber, die beiden typischen Rittergestalten Deutschlands und Frankreichs, beide berühmt, beide unsterblich und doch wie grundverschieden! Bayard, der dienende Ritter, durchaus königlich, während sein König selbst den ersten Ritter seines Landes spielte. Franciscus, der Ritter deutschen Schlages vom Scheitel bis zur Sohle, der einem diplomatischen Kaiser zu Hülfe gezogen. Bayard, ganz aufgehend in die nationale Einheit Frankreichs; Franciscus, mit Sonderideen erfüllt, nach einer besseren Form für Deutschland trachtend. Bayard, ungebildet, ganz Krieger und Held, unverwüstlich tapfer; Franciscus, der Freund Hutten's, Reuchlin's und Luther's, einer Idee gehorchend und für sie sein Leben einsetzend. Bayard, ruhmredig, rhetorisch, ausfahrend; Franciscus, bescheiden, einfach, selten heftig.

Die Belagerung nahm schlechten Fortgang, ein Entsatzheer rückte heran, Sickingen zog sich auf das rechte Maasufer zurück und zerfiel gänzlich mit Nassau. Auch Mouzon ging wieder verloren. Sickingen that nicht mehr mit. Den Klatsch der Verleumdung mochte er ruhig hinnehmen, aber er konnte sein Kriegsvolk nicht bezahlen und hatte schwere Verluste an Geschütz erlitten. Endlich erkannte ihm der Kaiser persönlich 76 000 Goldgulden und 150 Centner Kupfer zu; die 20 000 Gulden von früher standen auch noch aus. Die Zahlung wurde immer weiter hinausgeschoben; später hat sich Margarethe von

Parma für 30000 Gulden verbürgt; das Kupfer hat Sickingen nie bekommen; seine Pulvervorräthe waren stark verbraucht. Der entscheidende Feldzug gegen Trier war schon an der Maas verloren. Die ganze Speculation auf den Kaiser ging in die Brüche.

Das Ritterthum hatte, ganz abgesehen von der über Luther verhängten Acht und dem daraus hervorgehenden großen Einfluß der Curie, gar keine Ursache, mit den Ergebnissen des Wormser Reichstags zufrieden zu sein. Es war dort ein neuer Landfrieden aufgerichtet worden, der den Fürsten die Selbsthülfe wider Friedensbrecher gestattete, noch ehe diese citirt und in die Acht erklärt worden. Das hieß die Ritter einzeln den Territorialherren preisgeben; denn so arg auch das Wegelagern hin und wieder getrieben werden mochte, fortan konnte Alles, jeder Streit, jedes Uebelwollen auf diesen Karren geladen werden. Die Fürsten brauchten sich bloß zu einigen, so räumten sie, Landschaft nach Landschaft, mit den Rittern auf.

Die Ritterschaft protestirte zunächst heftig gegen die ihr angedrohte Unbill (1522), und das in Nürnberg eingesetzte Reichsregiment, das Vorbild der Verweserschaft, kündigte auch eine Reform der obigen harten Bestimmung an, die im folgenden Jahre auf dem Reichstag zur Verhandlung kommen sollte.

Gerade jetzt ging Sickingen mit Gewaltgedanken um, die er das Jahr vorher zurückgewiesen hatte. Allerdings lag im ganzen Südwesten noch Brennstoffs genug umher. Der schwäbische Bund nahm sich arge Dinge gegen die Reichsunmittelbaren heraus; die Grafen und Herren in Schwaben, auch der Truchseß von Waldburg, verweigerten den Eintritt in den fürstlichen Bund. Sie mußten durch ein kaiserliches Mandat gezwungen werden. Die Ritter des Mittelrheins und der Wetterau hielten am 18. Juni 1522 einen Tag, zu welchem Hutten erschien. Sickingen selbst berief die Ritterschaft, vornehmlich des Oberrheins, auf den 13. August nach Landau und stiftete dort die „Brüderliche Vereinigung der Ritterschaft", zu deren Hauptmann er erwählt wurde. Weltlichen Ständen wurde der Beitritt offen gelassen, die geistlichen blieben ausgeschlossen. Einen mächtigen geistlichen Stand dachte Sickingen zunächst niederzuwerfen. Der Hauptinhalt des Bundesbriefes bezog sich auf den Austrag von Streitigkeiten zwischen Ritter und Ritter, Rittern und Fürsten. Untersiegelt werden sollte der Brief erst zwei Monate und vierzehn Tage später. Bis dahin gedachte der Hauptmann eine entscheidende That vollbracht zu haben.

Es ist wohl anzunehmen, daß Sickingen diese That in den officiellen Verhandlungen nicht zur Sprache gebracht hat; ebenso natürlich ist es aber, daß er im vertraulichen Gespräch mit völlig Gleichgesinnten davon gesprochen hat, um so mehr, als er ja der Hülfe der Freunde bedurfte. Uebrigens hat sich um den Landauer Tag auch viel Apokryphes abgelagert. Gewißlich hat Sickingen nicht ausgerufen: „Ich will euch Ziska sein!" Das lag nicht in seinem Charakter. Der Ausdruck stammt aus einem Hutten'schen Dialog von 1521, wo Sickingen auf die Frage nach Ziska antwortet: er sei nicht durchaus abgeneigt. Auch im „Neukarsthans", dessen Urheber immer noch nicht ermittelt worden, obwohl er sicher aus Hutten'schen Kreisen stammt, kommt Aehnliches vor; immer aber werden solche Schlager Sickingen von Anderen untergelegt.

Wenn Sickingen einmal bei Hutten vier Arten von Räubern aufzählt, erstens: die Wegelagerer, zweitens: die Kaufleute, Monopolisten und Fugger, drittens: die Schreiber und Juristen, viertens: die Geistlichen, so hatte er für jetzt nur einen Geistlichen im Auge, allerdings einen im rothen Hut, den Kurfürsten Richard v. Greiffenklau zu Trier. Er zog aus gegen Pfaffen und Klöster und wollte, wie der bibelfeste fromme Hartmut v. Kronberg sagte, „dem Evangelium eine Oeffnung machen".

Gründe zur Fehde waren damals so wohlfeil wie Brombeeren, und wir wüßten nicht, daß sie seitdem viel theurer geworden wären. Der stolze geistliche Herr war bei der Kaiserwahl französisch gewesen: das sollte unseren Ritter gegen Karl V. decken; in diesem Sinne führte er den kaiserlichen Adler ins Feld. Während er mit Rittern und Knechten, vielleicht 10000 Mann stark, auszog, erscholl die Werbetrommel für ihn in den Nieder-

landen, im Kölnischen, Cleveschen, in Limburg und Lüttich. Ein kühnes Manifest an des Kurfürsten Unterthanen flog ihm voraus: er komme im Namen des Evangeliums, die Unterthanen des Erzbischofs zu befreien; seine Krieger würden sich jeder Grausamkeit enthalten. Auf den Aermeln seiner Reiter waren die Worte eingestickt: „O Herr, dein Wille werd'!"

Vergebens hatte der kluge Balthasar Schlör seinen Herrn gewarnt: er habe drei Feinde statt eines vor sich, Trier, Hessen und Pfalz. An die Feindschaft von Pfalz mochte Franz durchaus nicht glauben. Noch während des Landauer Tages aber sandten die drei Fürsten ihre Räthe nach Oberwesel, wo beschlossen wurde, daß man sich kraft der Erbeinigung gegenseitig Hülfe wider einen Angriff leisten würde. Halb gewogen blieb dem Ritter nur der Kurfürst Albrecht von Mainz, der bei Ueberschreitung des Rheins von Seiten der Zuzügler beide Augen zudrückte.

Sickingen langte am 3. September vor St. Wendel an, welches sich allsofort ergab. Hier öffnete Franz allzu früh das Visir. Zu den gefangenen Rittern des Kurfürsten sagte er: „Pferde und Harnisch sind verloren, ihr habt aber einen Kurfürsten, der kann und mag euch, wo er anders bleibt, wohl bezahlen. Wo aber Franz ein Kurfürst von Trier wird, als er wohl thun könnte und thun will, und dies nicht allein als das Geringste, sondern ein Mehreres, so wird er euch, die Gefangenen, auch wohl ergetzen." Er wollte also protestantischer Kurfürst werden und das Erzbisthum Trier säcularisiren!

So nahe glaubte er sich seinem jetzigen Ziele, und so weit war er davon entfernt! Um den immer noch erwarteten Zuzug aufzunehmen, vertrödelte er viele kostbare Tage an der Saar. Am 8. September stand er endlich vor Trier. Da aber mußte er finden, daß er sich den gefährlichsten Gegner erwählt, daß er einen wahren „Greiffenklau" vor sich hatte, der das geistliche Gewand über dem ritterlichen Harnisch trug. Richard wußte selbst die Unzufriedenen, ja die Priester und Frauen zum tapferen Festungsdienst zu entflammen. Kein Abfall; der Pfeil, an welchem die Aufforderung zur Uebergabe der Stadt befestigt war, flog auf des Schützen Brust zurück. Das Kloster St. Maximin, vor der Stadt gelegen und vorzüglich zur Aufstellung von Belagerungsgeschütz geeignet, steckte Richard sammt allen aufgehäuften Vorräthen mit eigener Hand in Flammen. Sickingen's Kugeln wollten nicht verfangen, während die Schüsse der Belagerten nur allzu wohl trafen.

Der Landgraf von Hessen und der Kurfürst von der Pfalz waren nicht säumig; sie rüsteten tüchtig und sandten Boten auf Boten nach Trier. Das Reichsregiment mischte sich ein; es verordnete, daß Hessen, Pfalz und Mainz ihre Unterthanen aus Sickingen's Lager heimberufen sollten, sandte aber auch einen mahnenden Boten zu Sickingen. Franz aber, bei der tragischen Krisis angelangt, verlor die Haltung und fuhr den Boten an: er werde besseres Recht schaffen als das kaiserliche. Der Bischof möge Reitersmann werden, wenn er Bischof sei! Der Kaiser solle mehr Geld finden, wenn er wiederkomme.

Der Ritter hatte kein Geld mehr, und das Pulver wurde ihm knapp. Der ersehnte Zuzug blieb aus. Hessen hatte ihm 1500 Mann sammt seinen Briefen an Minkwitz abgefangen. Am 14. September zog er ab. Am 10. October wurde er ohne Vorladung in des Reiches Acht erklärt. Der Kaiser sagte ihm persönlich ab. Der Plan war gescheitert, die Rache bereits beschlossen.

Eine letzte Hoffnung — das ist so Aufgabe des vierten Actes — leuchtete noch. Eine unerbittliche Reaction drohte im Reiche heran; niemals wissen sich die Sieger in solchen Fällen zu mäßigen. Das Reichsregiment konnte und wollte nicht die drohenden Uebergriffe der übermüthigen Fürsten dulden. Leider gab es keinen wirklichen Kaiser in Deutschland!

Während des Winters von 1522 auf 1523 begnügten sich die drei Fürsten damit, Sickingen's Burgen umschwärmen zu lassen, wie er es weiland mit Worms gemacht, ihm jeden Zuzug abzuschneiden. Aber gegen seine Freunde und Schützer ergoß sich der Strom alles verhaltenen Grolls. Zuerst kam der bibelfeste Hartmut v. Kronberg an die Reihe, der doch bloß die Ebernburg während der Krise verwaltet hatte; er ward belagert und verjagt. Uebergehen wir die zahlreichen anderen

Burgfriedensgenossen Sickingen's, so darf doch nicht unerwähnt bleiben, daß der Rachedurst der Fürsten sich sogar zu einem ihres Gleichen verstieg. Albrecht von Mainz, der Dilettant in Humanismus und Reformation, der aber weder Geld noch Position missen mochte, der zeitweilige Gönner Hutten's, der halbe Begünstiger Sickingen's, wurde jetzt ganz



Ritter, Tod und Teufel. (Das Monogramm zeigt den Urheber an.)

gedemüthigt, mußte 25 000 Gulden Buße zahlen und seinen Hofmeister Frowin v. Hutten ins Elend entlassen.

Dem Treiben einer solchen Reaction suchte allerdings das Reichsregiment in den Weg zu treten; aber Sickingen, gleich dem angeschossenen Eber, ließ dem Lauf der Dinge keine Zeit mehr. Plötzlich, am 1. November, berannte er die pfälzische Feste Lützelburg bei Zabern und wurde — abgeschlagen. Am 10. November kündigte er dem Kurfürsten die Lehenspflicht. Sein Sohn Hans wurde ihm abgefangen und verwundet.

Immer enger zog sich der Ring des Verhängnisses, immer problematischer, immer entfernter winkte die Hoffnung auf Hülfe: Sickingen verfügte noch über 500 Knechte und 300 Reisige, etwa zwölf Schlösser der Genossenschaft standen ihm noch offen. Die schwäbischen Ritter waren nicht abgeneigt, loszubrechen. Der flüchtige Hartmut v. Kronberg warb in Böhmen. Zum fränkischen Rittertage zu Schweinfurt, zu dem auch Götz geladen war, sandte Sickingen, der bereits burgfest geworden, einen langen Brief, in dem er auseinandersetzte, daß dem Adel die Ausrottung drohe. Das Reichsregiment aber ließ zu Schweinfurt abwiegeln, indem es dem versammelten Adel durch Delegirte zu verstehen gab: wenn er sich ruhig verhielte, so würde es ihn

gegen die Anmaßungen des schwäbischen Bundes schützen. Am 25. Januar 1523 beschloß der Schweinfurter Rittertag, Fürbitte für Sickingen einzulegen. Franz selbst begnügte sich damit, ein „Ausschreiben und Verantwortung“ zu veröffentlichen, welches gegen Pfalz gerichtet war, das Verfahren gegen Mainz kritisirte und die Beschuldigung, daß er einen „Bundschuh“ aufrichten wolle, entschieden zurückwies. Er habe auch gegen Trier „kein geböfels gsind“ (Pöbelgesindel) gebraucht.

Damit erhält denn auch die vielfach gehegte Annahme eines Zusammenhanges der ritterlichen mit der bäuerlichen Bewegung ihren unheilbaren Riß. Zum Ueberfluß haben wir den bündigen Beweis zur Hand, daß obige Zurückweisung des Bundschuhes nicht etwa jetzt aus Rücksichten geschah, sondern in Sickingen's Grundansicht lag. Im „Neukarsthans“ unterhält sich der Ritter mit einem Bauer, der von einem geistlichen Gericht schwer gestraft worden war und von einer Abrechnung mit den Pfaffen sprach. Hätten sie nur einen Hauptmann! rief der Bauer aus. Worauf Sickingen: Wende man Gewalt an, so würde der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden; „denn du und dein hauf schlahent mit unvernunft drein.“ Nachdem dann Sickingen seine Ansicht über der Pfaffen Treiben und Hochmuth stark geäußert, meint wieder der Bauer, da solle man ja „mit Flegeln und Kärsten dreinschlagen.“ Aber Sickingen mahnt abermals zur Geduld.

Als zwei Jahre nach jenem „Ausschreiben und Verantwortung“ die aufrührerischen Bauern dem Sohne Franzens, Hans v. Sickingen, die Führerschaft anboten, mit dem Bemerken, auch seinem Vater sei gröblich Unrecht widerfahren, ritt Hans ins Lager des schwäbischen Bundes! Der Artikelbrief der Bauern erklärte sich ja auch ebenso entschieden gegen die Adelsprivilegien wie gegen alle anderen; er erkannte keine politische Macht mehr an als die des Kaisers. Vergebens lockte der Staatsmann der Revolution, Wendel Hipler, im Heilbronner „Verfassungsentwurf“ den Adel mit der Aussicht auf die confiscirten geistlichen Güter. Die Bauern blieben nicht vor den Burgen von Sickingen's Genossen stehen; die Fürsten hatten ihnen das Burgbrechen gelehrt.* Ohne ritterliche Anführer mußten sie zu Grunde gehen.

Das Reichsregiment, zwischen der Türkengefahr und den inneren Wirren eingeklemmt, suchte noch immer zu vermitteln. Es sandte noch Boten an den Geächteten — hatte es doch daran gedacht, ihm das Commando wider die Türken zu übertragen! — aber die drei Kriegsfürsten ließen sich nichts sagen, und Sickingen, mit verhängtem Zügel dem Abgrunde zusprengend, blieb störrisch und unzugänglich. Und noch hieß es, er sei „dem ganzen Reich ein Schrecken“.

Franz befand sich auf dem neubefestigten Landstuhl, von wo aus er zu operiren gedachte, während die Feinde sich an der Ebernburg die Köpfe einrannten. Am 23. April lagen die drei Fürsten vor der Stadt Kreuznach. Aber Sickingen hatte sie nicht getäuscht: sechs Tage nachher standen sie vor Landstuhl. Hutten und Bucer waren zur Vorsicht von der Ebernburg entfernt worden; Schwicker v. Sickingen betrieb den Entsatz von Landstuhl; Hans Konrad, der jüngste Sohn, wurde entfernt und in Sicherheit gebracht. Der Vater verschmähte die noch mögliche Flucht.

5000 Knechte, 1000 Reiter und mächtige Stücke hielten die Burg fest umklammert. Am 29. April begann ein unerhörtes Schießen; nach einigen Stunden krachte die zwanzig Fuß dicke äußere Mauer zusammen. Am dritten Tage der Belagerung traf den die Werke besichtigenden Sickingen ein von einer Kugel losgerissener Balken in die Seite: Lunge und Leber waren bloßgelegt. Man brachte ihn in ein finsteres, aber sicheres Felsengewölbe.

Erzherzog Ferdinand von Oesterreich wollte noch vermitteln. Die Fürsten sagten: nein! Franz schickte einen Parlamentär hinaus; die Fürsten forderten: Franz solle sich mit allen seinen Schlössern ergeben. Jetzt sagte Franz: nein! Zu-

* Auf der Annahme eines solchen, wenigstens geplanten und im Zuge begriffenen Zusammenhangs zwischen Bundschuh und Sickingen's Katastrophe, wobei natürlich Hutten die treibende Seele ist, fußt auch der dramatische Versuch Ferd. Lassalle's: „Franz von Sickingen, eine historische Tragödie“, 1859, zweite Auflage 1876 (Berlin, Franz Duncker), der trotz metrischer Holprigkeiten und vieler langstieligen Sechsfüßer sehr schöne poetische Stellen enthält.

letzt kam man überein, daß Landstuhl, Franz und die Ritter sich ergeben, die Kriegsknechte aber freien Abzug erhalten sollten. Er wußte, daß er „nicht drei Tage" mehr leben würde, und die Ritter dachte er gegen Gefangene auszutauschen.

Es war der 6. Mai 1523. Am 7. zogen die Fürsten ein und besuchten den sterbenden Löwen in seiner Höhle. Nachdem sie ihn verlassen hatten, starb er allein, ohne Beichte und Sacrament. Man zwängte den Leichnam Abends in eine alte Kiste und ließ ihn in einer Capelle des Fleckens Landstuhl beisetzen.

Es kann uns kaum noch interessiren, das Schicksal der übrigen Sickingen'schen Burgen zu erfahren. Die prächtige, fürstlich eingerichtete Ebernburg wurde ohne große Mühe genommen. Ludwig von der Pfalz ließ sie in Trümmer und Asche legen. Ueber zwanzig andere Burgen, Eigen- und Theilbesitz Sickingen's, erfuhren ein ähnliches Schicksal. Die Tragödie war zu Ende, aber nur die Fürsten führten das Satyrspiel zu ihrem persönlichen Ergötzen auf. Als sie auch mit den Bauern aufgeräumt hatten, lagerte sich die Reaction über des Reiches Boden.

* *
*

Vom sicheren Standpunkte der Gegenwart läßt sich leicht ein kühles, wohlmotivirtes Urtheil über die Ideen und Pläne einer längstvergangenen Zeit fällen; die Rechnungsfehler der Träger jener Ideen sind bis auf die Decimalstellen nachzuweisen; ja, es ist nicht sonderlich schwer, die Geschichte als das Geschick über ganze Richtungen und Bewegungen zu Gericht zu setzen. Was wollte doch das Ritterthum im sechzehnten Jahrhundert noch? Warum konnten die Bauern nicht bis zur französischen Revolution warten? Weshalb verständigten sich beide nicht wenigstens zum gemeinsamen Kampfe, oder weshalb hörten die Bauern nicht auf Martin Luther's Brummbaß: Christliche Freiheit darf nicht fleischlich werden, keine Gewalt wider die Obrigkeit!

Niemand ließ sich eben belehren, noch heute achten die Völker und Regenten wenig auf die Mahnungen der Geschichte, und gerade diese Schwerhörigkeit und deren Folgen bilden nur zu oft den leidigen Inhalt der Geschichte selbst. Das Ritterthum stand zwischen aufstrebenden Fürsten, die das Reich zerrissen, und rebellischen Bauern, die ihr Menschen- und Eigenthumsrecht durch Flammen und Blut hindurch suchten. Die Städte kamen wenig in Betracht; sie fürchteten den Ritter wie den Bauer, nur wenige neigten sich der Sickingen'schen Sache vorsichtig zu; nur einzelne, wie Rotenburg a. T., machten gemeinsame Sache mit dem Bundschuh. Die Fürsten haßten die Ritter, fürchteten den Bauer und banden dem Kaiser die Hände. Bauer und Ritter blickten zum Kaiser auf, der andere Dinge im Kopfe hatte und im fernen Nebel verschwand. Die Macht der Fürsten schürzte sich zum Siege, und diese Macht wollte Sickingen brechen, der „Brutus", wie man sagte, der „Cäsar", wie ihn Melanchthon nannte. Er scheiterte. Die Bauern empörten sich wider Fürsten und Adel — sie wurden geblendet, durch die Spieße gejagt, gehängt.

Selbst der große Idealist der Zeit, des deutschen Wesens kostbarster und reinster Ausdruck, Ulrich v. Hutten, hätte nie an eine Coalition der getrennten Oppositionen denken können, wäre nicht das Pathos der Reformation eingetreten, welches Städte, Adel und Bauern durchzuckte — zugleich aber auch mächtige Fürsten — und ihnen einen gemeinsamen Boden unter die Füße gab. Zu dem Gedanken an die Erhöhung der kaiserlichen Macht gesellte sich der Eifer für das Evangelium, gegen Rom. Luther begriff das; im Jahre 1520 wandte er sich in einer seiner köstlichsten Schriften „an den Kaiser und den christlichen Adel". Die deutschen Ritter, rief er, sollen den christlichen Kampf auskämpfen. An Sickingen persönlich schickte er eine zweite Schrift: „Von der Beichte, ob die der Papst Macht habe zu gebieten." Der größte deutsche Ritter wurde protestantisch, und zwar aus innerster Ueberzeugung. Nur meinte Luther nicht den Kampf mit den Waffen; von Hutten's Arsenal: Druckerei, Stückgießerei, Pulverfabrik, liebte er bloß die erste Waffe. Gegen die Bauern schrieb der Reformator zornig und ganz im Interesse der Fürsten; als der Bauer nicht hören wollte, ließen sich Adel und Städte von den Fürsten retten, und Deutschland war

froh, daß der neue Glauben sich ein Territorialrecht erwarb.

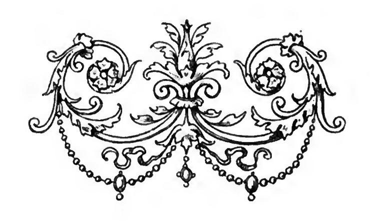
Für das Evangelium und für einen Rechtsstand der Ritterschaft zog Sickingen wider den Kurfürsten von Trier. Er wollte sich selbst den Kurhut aufsetzen. Gelang das, so saß „Cäsar" im Senat der Sieben. Niemand ist berechtigt, zu sagen, daß er alsdann seine Gauerben und Bundesgenossen im Stich gelassen hätte, daß er nicht auf die Landauer Abmachungen zurückgekommen wäre. Wir wollen keine hypothetische Politik in die Geschichte hineintragen; aber Andere dürfen auch nicht den Mißerfolg canonisiren. Die Tragödien, wie sie die Geschichte bietet, haben keine regelrechte Katharsis, die macht erst der Poet zurecht. In der Geschichte gilt das Zwölftafel-Gesetz: Adversus hostem aeterna revindicatio! Für die Idee giebt es keine Verjährung!

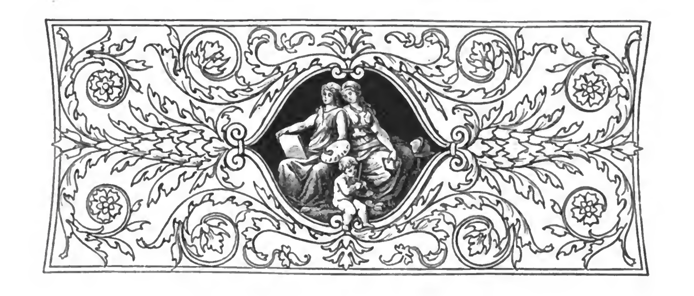
Unter Albrecht Dürer's Stichen befindet sich der allbekannte: „Ritter, Tod und Teufel" vom Jahre 1513. Der gepanzerte Ritter sitzt zu Pferde; der Tod auf einer schleichenden Mähre glotzt ihn an und hält ihm die Sanduhr vors Gesicht. Der Ritter verzieht spöttisch den Mund. Der drollige Teufel greift von hinten nach ihm — den Ritter kümmert's nicht. Ein räthselhaftes S blieb lange unverständlich oder wurde geradezu auf Sickingen bezogen. Thausing („Dürer") erklärt das S für den Anfangsbuchstaben von „Sanguiniker", das Bild also für eins der „Vier Temperamente", welches zur „Melancholie" und zum „heiligen Hieronymus im Gehäus" gehöre. Mag sein und soll kunstgeschichtlich nicht angetastet werden. Uns aber vergegenwärtigt der Stich vortrefflich den damals zweiunddreißigjährigen Franciscus, der durch Tod und Teufel hindurch fürbaß reitet, sein hohes Ziel fest im Auge.

Er war in Wahrheit der letzte Ritter seines Zeitalters. Bekanntlich macht auch der Kaiser Max auf diesen Titel Anspruch, unter welchem er die poetische Weihe erhalten hat. Aber der Ritter Max hatte das Antlitz nach hinten gekehrt, während der Ritter Franz nach vorn und geradeaus blickte.

Läßt man jedoch die Zeitverhältnisse ganz außer Acht und versteht unter „Ritter" den Anwalt der Schwachen, den Schutz der Wissenschaft, den rächenden Helfer gegen die Noth der Finsterniß und die Kabalen der Dunkelmänner: so ist und bleibt Franz v. Sickingen der erste aller Ritter. Noch mancher bedrängte Genius neben und nach Goethe mag sich des Spruches getrösten:

> „Denn gegen die obscuren Kutten,
> Die mir zu schaden sich verquälen,
> Auch mir kann es an Ulrich Hutten,
> An Franz von Sickingen nicht fehlen."





# Moderne Einsamkeit.

Von

**Hieronymus Lorm.**

---



Die Deutschen gewinnen immer mehr Neigung zu Säcularfesten. Der Geburts- und Sterbetage todter Schriftsteller wird offenbar eifriger gedacht als ihrer noch immer lebendigen Werke. Rasch und allgemein verbreiten sich die äußeren Daten und finden in weiten Kreisen so viele Thatkraft, als sich eben in beredsamer Huldigungsfeier aussprechen kann. Langsam und spärlich nur dringt hingegen die innere Bedeutung der großen Leistungen in die Gesammtheit, und erweckten die Werke so viele Thatkraft wie bisher nur — die Namen, so stieße die Weltentwickelung, deren wesentlichste Bedingung die allgemeine Verbreitung hoher Gedanken ist, nicht auf so große Schwierigkeiten. So scheint es fast, als wolle man sich durch die Säcularfeste mit dem Geiste derjenigen, denen sie gelten, für immer abfinden, ein für allemal.

Indessen wird die Zahl denkwürdiger Geburts- und Sterbetage dem Bedürfniß nach Feststimmungen bald nicht mehr genügen, und man wird zur Befriedigung des von verhaltenen Toasten peinlich geschwellten Pietätsgefühles in der „Hochbrust" zuletzt gar zu den Werken — herabsteigen müssen. Natürlich kann man von der lauten Begeisterung nicht verlangen, daß sie schweigsam und gesammelt lese; sie will nicht belehrt werden, sondern Säcularfeste begehen, und bleibt ihr dazu nach längst abgethanen Ovationen für den Autor nichts mehr übrig als sein Werk, so kann ja auch an diesem ein hundertjähriger Zeitraum der Entstehung oder Erscheinung gefeiert werden.

Ich will darum nicht ermangeln, noch rechtzeitig darauf aufmerksam zu machen, daß Johann Georg Zimmermann's berühmtes Buch „Ueber die Einsamkeit" in vier corpulenten Bänden 1784 erschienen ist. Allerdings habe ich wenig Aussicht, daß man die drei Jahre, bis die Säcularfeier passend begangen werden könnte, auch zu Vorbereitungen dazu benutzen werde. Denn das Buch ist zwar berühmt, das heißt es hat einen Namen, unterscheidet sich aber von anderen berühmten Werken, welche ebenfalls nicht gelesen werden, durch den kleinen Umstand, daß man nicht einmal vorzugeben verpflichtet ist, man

habe es gelesen. Das Buch hat sich mit seinem Titel auch sein eigenes Schicksal geschrieben; es hat sich in die Einsamkeit begeben und wohnt ungestört in jenen Bibliotheksräumen, wo der Staub am tiefsten ist.

Man kann voraussetzen, daß diejenigen, welche wirklich Seite für Seite das Buch gelesen haben, von demselben Gefühle dazu bewogen wurden, welches dazu antrieb, daß das Buch geschrieben wurde: Sehnsucht nach Weltflucht. Das Schreiben des Werkes mag in dem Verfasser solche Sehnsucht befriedigt haben, gewiß aber kann das Lesen des Werkes dem modernen Menschen nicht die gleiche Befriedigung bringen. Die Ursache ist wohl einer Betrachtung und Erwägung werth. Denn auf den ersten Blick sollte es scheinen, daß der Trieb zur Einsamkeit gleich anderen Neigungen und Leidenschaften zeitlos, unhistorisch sei, das heißt einer angeborenen oder erworbenen Disposition des menschlichen Gemüthes entspringe, unabhängig von den Neugestaltungen des geschichtlichen Weltprocesses.

In der That, aus welchem Zeitalter, aus welcher historischen Epoche wären nicht merkwürdige und in die verborgensten Geheimnisse der Menschenseele hineinragende Beispiele für den Trieb zur Einsamkeit anzuführen? Vom Unglück darf es nicht Wunder nehmen, denn zur Natur des Unglücks gehört es, die Einsamkeit zu suchen, und Unglück gab es immer und überall. Schon das verwundete Reh sucht die einsamste Stelle des Waldes auf, und sein Schmerzensblick ist eine stumme Frage, deren Beantwortung kein Jäger treffen wird. Die Alten trugen Scheu, sich einem Hain zu nähern, der vom Blitze getroffen ward, und die Dichter zogen daraus die Lehre, daß die Ehrfurcht vor dem Unglück gebiete, den Mann allein zu lassen, der davon betroffen ward, und die ihm nöthige Einsamkeit nicht ohne seinen Willen zu stören.

Die Weltflucht des Leidens hat daher nichts Merkwürdiges oder Geheimnißvolles zu ihrem Beweggrunde. Allein jede Zeit des Glanzes und des Aufschwungs der Cultur hat auch das Schauspiel gesehen, wie der Hochgestellte und Vielbeneidete, vor dessen Glück die Menge mit anbetender Bewunderung auf den Knieen lag, diesen Purpur des Glückes freiwillig und ruhig, ohne äußeren Zwang und ohne erkennbares inneres Motiv, von den Schultern streifte, um im härenen Gewande des Anachoreten zeitweilig oder für das ganze Leben die tiefste Einsamkeit aufzusuchen.

Bei Philosophen, Schriftstellern, Dichtern erklärt sich die auffallende Lebenswendung einigermaßen von selbst. Auch die zum Nachdenken nicht geneigte Menge begreift leicht, daß sich in solchen Köpfen eine besondere Welt darstelle, welche mitten im Getümmel der profanen Welt nicht zum Vorschein kommen könne. Nur die Edlen von Abdera haben es nicht begriffen, als sie Hippokrates beriefen, um ihren heiteren Philosophen Demokritos von dem „Wahnsinn" zu heilen — nicht in ihrer werthen Gesellschaft, sondern lieber allein bleiben zu wollen. Niemand aber wunderte sich, wenn Cicero, noch im Vollbesitz der Gunst römischer Bürger, die Hauptstadt gern mit den Schatten seines Tusculums vertauschte, auch wenn man nicht allgemein verstand, daß die Trauer und die Schauer um den seiner Ahnung sich aufdrängenden unvermeidlichen Untergang der Republik ihn in die Flucht trieben. Und wenn nun vollends Horaz alle höfischen Erdengenüsse des kaiserlich gewordenen Roms so gern mit der Einsamkeit Tiburs vertauschte, so konnte die Welt den Beweggründen dafür ihr Ohr nicht verschließen, weil er sie in Gesängen aussprach, die es bezauberten.

Hingegen ist es unerklärt, merkwürdig und geheimnißvoll geblieben, wenn Helden und Könige, denen die Welt das Leben in ihr durch die Verleihung der höchsten Aemter und der höchsten Macht vergalt, diese kostbaren Erdengüter von sich warfen, um — allein zu sein, allein mit sich selbst und nicht auf Thronen und unter anbetenden Sclaven allein.

Noch heute sagt sich mancher Gesellschaftsmüde: „Ich bin niemals weniger allein, als wenn ich allein bin," und hält den Einfall, weil in so natürlicher Folge der von der Welt empfangenen Eindrücke seiner Seele entsprungen, für einen neuen nur ihm gehörigen Gedanken. Und doch ist das Wort mehr als zweitausend Jahre alt, denn Publius Scipio sprach es, wenn er, seine Würden von sich schüttelnd, die

tiefste Waldeinsamkeit seines Landsitzes bei Liternum aufsuchte. Die Beschäftigung mit der Muse lag ihm fern, so fern wie Diocletian, dem römischen Vorgänger Karl's V., in der großartigen Bethätigung des Entsagungstriebes. Es ist keine Sache, die sich von selbst erklärt, wenn Einer den römischen Kaiserpurpur mit der Schürze des Gärtners und die Machtvollkommenheit über die Welt und Alles, was sie an sinnlichen und geistigen Berauschungen und Entzückungen darbieten kann, mit der Thätigkeit vertauscht, in Dalmatien Kohl zu pflanzen.

Unermeßlich staunend, aber wie ein Schauspiel, dessen Reiz zu Ende ginge, wenn es erklärt wäre, also ohne sich um den inneren Gehalt solcher Erscheinungen weiter zu kümmern, nahmen sie Alterthum und Neuzeit entgegen. Ohne Zweifel hätte der Welt das Verständniß aus dem Geist des Urchristenthums aufgehen können, wenn dieses nicht allzu früh in das Christenthum des Mittelalters sich verwandelt hätte, um zunächst als Ernüchterung nach den Orgien des Alterthums zu dienen.

Im Geist des Urchristenthums treibt der Geist Indiens die bestrickendsten Knospen und Blüthen, wenn auch noch keine Gelehrsamkeit den Zusammenhang und die Vermittelung durch den Alexandriner Philo mit quellenmäßiger Sicherheit ausforschen konnte. Die wahre Erkenntniß oder die Erkenntniß der Wahrheit ist nicht von dieser Welt, lehren die Religionsstifter Indiens, und im großen, heiligen Worte Jesu Christi: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt,“ verschmelzen die so weit aus einander liegenden Geisterreiche des Orients, die Fluren des Ganges mit den Höhen von Golgatha.

Erst in der Ausdeutung und Verwerthung des großen, heiligen Wortes trennen sie sich wieder, und Buddhaismus und Christenthum des Mittelalters gehen weit aus einander. Dieses setzt an die Stelle dieser Welt eine — andere Welt, mit Vorstellungen, Bestimmungen, Entscheidungen, welche alle — von dieser Welt sind. Der Buddhaismus setzt an die Stelle dieser Welt — überhaupt keine Welt mehr, sondern Nirwana, das Nichtsein, einen Zustand, der nur deshalb schlechtweg mit „Nichts“ bezeichnet wird, weil jede positive Eigenschaft, die von ihm ausgesagt werden könnte, ja schon wieder von dieser Welt wäre, somit seiner Wahrheit und Wesenheit nicht entspräche.

Der indische Büßer sucht wie der mittelalterliche Mönch und Anachoret die Einsamkeit. Jener beklagt sein Dasein und sucht die Schuld, geboren worden zu sein, abzubüßen. Seine eigene Schuld! Denn der auf diese Welt gerichtete allgemeine Trieb und Wille, der ihn gezeugt, empfangen und geboren hat, ist ja sein eigener Trieb und Wille, so lange er in der Welt lebt, und er flieht in die Einsamkeit, um diesen auf die Welt gerichteten Trieb abzuthun und das Dasein zu vergessen, indem er die Bedürfnisse des Daseins zu verlernen sucht.

Sehr verschieden davon ist der Geist, der den mittelalterlichen Mönch in die Einsamkeit trieb. Während der nach Heiligkeit strebende Hindu die Schuld, da zu sein, ein so schweres Verbrechen, daß Todesstrafe darauf gesetzt ist, schon im Leben durch Einsamkeit abbüßt, ist der christliche Mönch bereits erlöst; der Erlöser hat die Erbsünde von ihm genommen, und die Askese der Einsamkeit hat nur den Sinn der unaufhörlichen, durch keine Erdenlust unterbrochenen Anbetung des Heilandes, als Ausdruck einer Freudigkeit, die mit allen Kräften und mit ganzer Seele dem Erlösungsgedanken hingegeben ist. Also zu verstehen ist die Einsamkeit, für welche unter allen Kirchenvätern und Canonisirten zuerst der heilige Hieronymus und zwar mit fanatischer Gluth geschrieben hat.

Das philosophische Geheimniß der Einsamkeit wird jedoch von den theologischen so wenig wie von den heidnischen Schriftstellern enthüllt. Wohl aber giebt der seit Jahrhunderten andauernde Welterfolg einer theologischen Schrift vollgültigen Beweis für den merkwürdigen Reiz, welcher dem Triebe zur Einsamkeit für diejenigen innewohnt, welche ihm nachzuhängen nicht die Kraft haben, also für die Weltleute überhaupt. Man könnte eine Säcularfeier begehen! Es sind gerade fünfhundert Jahre, daß der Augustinermönch Thomas a Kempis geboren wurde. Sein kleines Buch „Von der Nachfolge Christi“ findet bis zum heutigen Tage eine beispiellose Verbreitung in der Welt

und enthält doch im Wesentlichen nichts Anderes als die Manifestation der glühendsten Liebe zur Absonderung von der Welt, zu einsamer Verborgenheit. Welche Bedeutung man auch dem oft mystischen Ausdruck unterlegen mag — immer klopfen in ihm die Pulse eines Herzenszuges nach Befreiung von der Welt, immer besticht er dadurch das Gemüth auch des am meisten vorgeschrittenen Freidenkers. Ich habe Manchen gekannt, dem gleich mir die „Nachfolge Christi" jahrelang nicht von seinem Schreibtische kam, weil mitten in mühseliger Arbeit einige Stellen darin zu lesen der Erquickung durch schnelles Riechen an einem Blumenstrauß gleichkam. Das dunkle und fremdartige, nicht zu begreiflichen Gedanken ausgeprägte Spiel mit dem Zauber der Einsamkeit wird demjenigen hell und vertraut, dem es gleichsam den Duft der eigensten, verborgensten Innerlichkeit des „Dämons" erweckt: Jedes Individuum ist ja bewußt oder unbewußt ein Träger der Einsamkeit; mit anderen Individuen steht es dem Anschein nach so nachbarlich beisammen wie die Sterne am Firmament, die doch auch in Wahrheit durch unermeßliche Distanzen von einander getrennt sind.

Die angeführten Beispiele aus so verschiedenen Epochen ergeben wohl zur Genüge, daß der Trieb zur Gestaltung einsamen Lebens zeitlos ist, unabhängig vom historischen Weltproceß und selbst vom persönlichen Schicksal und immer gleich mächtig war, um entweder in heroischer Activität ausgeführt oder als Reiz schriftlicher Darstellung mit passiver Liebe empfangen zu werden. Es muß daher eine besondere Ursache haben, die, wie gesagt, der Betrachtung und Erwägung wohl werth ist, daß trotz alledem gerade Zimmermann's Buch „Ueber die Einsamkeit" genau von dem Zeitalter abhängig ist, in welchem es erschien, und heutzutage dem Triebe nach Einsamkeit nicht einmal jene theoretische Befriedigung mehr zu gewähren vermag, die sie ohne Zweifel für den Verfasser hatte und die auch sonst aus der Beleuchtung des Gegenstandes allein schon fließen kann.

Das Verlangen, die Welt mit dem Herzen zu verlassen, bevor man sie mit dem Leben verläßt, kann in zweifacher Art seine Begründung finden. Es kann sich als Moment der Ewigkeit der vom Nichtigen und Vergänglichen erfüllten Welt gegenüberstellen, wie bei Thomas a Kempis, und dann siegt die Begründung über das Zeitliche und bleibt wirksam zu allen Zeiten. Das Verlangen kann sich aber auch dadurch begründen, daß es sich als Gegensatz zum bloßen Zeitgeist faßt, zu den in einem herrschenden Augenblick hervortretenden Richtungen und Strömungen — und dann ist mit dem Augenblicke selbst auch das Interesse an dem Pathos geschwunden, das sich ihm entgegensetzte.

J. G. Zimmermann hat schwerlich geahnt, daß die geistige Sphäre, in die er sein Buch verlegte, die Welt nicht immerdar interessiren werde; denn wer möchte annehmen, daß philosophische Grundsätze, auf die er sein Denken und selbst sein Leben baut und die er deshalb für ewige Wahrheiten halten muß, auch nur vergängliche Erscheinungen seien?

Die geistige Sphäre des Buches „Ueber die Einsamkeit" war die des Zeitalters Mendelssohn's und Garve's, unmittelbar vor dem Durchbruch der Kant'schen Philosophie, deren Sonnenaufgang erst anfing. Er ist noch nicht vollendet, er vollzieht sich so langsam, daß er sich nach hundert Jahren noch immer im Stadium des Frühroths befindet.

Das Zeitalter Mendelssohn's und Garve's war das der Moralphilosophie, welche die Glückseligkeit des Menschen zum Ziele hatte und die Tugend des Menschen als den einzig richtigen Weg zu diesem Ziele nachzuweisen suchte, unempfindlich dafür, daß das Ziel den Weg aufhob.

Damit im Einklang räsonnirt Zimmermann über den Werth der Einsamkeit nach der Richtschnur dieser Moral und prüft, inwiefern die Zurückgezogenheit von der Welt der Tugend und folglich der Glückseligkeit des Menschen hinderlich oder nachtheilig sei.

So ist er denn genöthigt, weil jene Moralphilosophie nicht Metaphysik war, zu Gunsten der Einsamkeit sich in Widerspruch mit einer Welt zu setzen, nicht wie sie im Innersten beschaffen ist, sondern wie sie ihn unmittelbar umgab. Dieser Welt fehlte aber noch das ungeheure Ge-

wicht des Gegensatzes zwischen Einsamkeit und Gesellschaft, entstanden erst durch den seitdem erweiterten und bereicherten Begriff der letzteren. Der modernen Einsamkeit steht die moderne Gesellschaft gegenüber.

* *
*

Gestattet die moderne Gesellschaft überhaupt die Einsamkeit? Fast wäre es zu bezweifeln. So ein „Einsiedel", wie ihn die Romantiker gern beschrieben, der keinen Pfennig und dennoch ein Grundstück besaß, auf welchem er eben hauste; so ein Waldbruder, der in einer Höhle wohnte und nur von Kräutern lebte, blieb von so unromantischen Gegenständen wie Staat, Polizei und Gemeinde, von so schwerfälligen Apparaten wie Recrutirungssteuer und Bezirksrayon, die sich absolut nicht in Canzonen und Sonetten anbringen lassen, bis zur Ahnungslosigkeit verschont. Heute möchte ich keinem Einsiedler rathen, sich, bloß mit der Bewilligung seines Heiligen dazu ausgerüstet, in einem noch so menschenleeren Walde niederzulassen, er würde bald in der traulichen Gesellschaft von Gendarmen dem nächsten Bürgermeisteramt „gestellt" werden. Selbst Kräuter zu verzehren, ist ein Nahrungszweig, welcher, regelmäßig gepflegt, zu Steuerabschätzungen führt, die sich erlauben, in die tiefste Einsamkeit zu dringen und sie gründlich zu verderben.

Allein von so romantischen Gelüsten, wie sie wohl Niemand mehr hegt, ganz abgesehen — ist die wahre Einsamkeit heute auch nur durch Mittel und Wege moderner Art erreichbar? Fangen wir die Betrachtung bei denjenigen Privatleuten an, die großes Vermögen besitzen. Sie kaufen sich, um einsam zu bleiben, in weiter Entfernung von den Mittelpunkten des Staatslebens und in wenig bevölkerter Gegend an. Nichts aber fehlt ihrer Besitzung, was der moderne Mensch Comfort und Vergnügen nennt. Blumen- und Obstgärten umgeben das Herrenhaus, jenseits derselben breiten sich die großen Teiche aus, von den köstlichsten Fischen belebt. Nicht weit davon beginnen die Waldungen, die der Jagd ein meilenweites Revier bieten. Man wird zugeben, daß zum Erwerb so wünschenswerther Güter schon ein großes Vermögen gehört, viel zu groß, als daß noch ebenso viel übrig bleiben könnte, um ein ganzes Regiment von Landjägern und Gendarmen zu ernähren und unausgesetzt auf den Beinen zu erhalten. Denn Tag und Nacht muß gewacht werden, daß die „biederen Landleute" und sonstiges „Volk", dessen Rechtlichkeitsgefühl nur in den Humanitätsphrasen landläufiger Optimisten vorhanden ist, nicht die Gärten plündern, die Teiche ausfischen und das Wild durch Raubschützen ausrotten. Dies Alles ist erst vor Kurzem der berühmten Sängerin Adeline Patti auf ihrem Landsitze in der Grafschaft Wales in England widerfahren, welchen sie gewählt hatte, um die stürmische Unruhe ihrer künstlerischen Laufbahn von Zeit zu Zeit in schöner Waldeinsamkeit zu beschwichtigen, zu vergessen. Man hat die auf ihre Kosten errichteten Aquäducte zerstört und mit komischer Schamlosigkeit ihr eigenes, räuberisch erlegtes Wild in das Herrenhaus gebracht und ihr zum Kaufe angeboten. Moderne Einsamkeit!

Ich will indessen nicht das schwierige Unternehmen wagen, Mitleid für reiche Leute zu erwecken. Ein armer Künstler, Schriftsteller, Denker will sich in einer schönen Gegend fern von dem Treiben der großen Städte ansiedeln, nicht so sehr, um die Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse, seiner Armuth entsprechend, zu erleichtern, als um zu Werken zu gestalten, was ihm eine ununterbrochene Einsamkeit an Gedanken, Bildern und Träumen in die Seele führt.

Um mit Sicherheit völlig ungestört zu bleiben, wählt er zu seinem Aufenthalt ein Dorf, dessen Bevölkerung von jedem Interesse an Aesthetik, sowie von jedem Anflug städtischer Geselligkeit, wie etwa vom Ehrgeize, Liebhabertheater zu errichten oder öffentliche Vorträge zu wohlthätigen Zwecken zu halten, himmelweit entfernt ist. Auf diese Weise schützt er seine Einsamkeit vor dem sie zerstörenden Dilettantismus der Freundschaft.

Der Kunstdilettantismus ist eine furchtbare Heimsuchung. Man hat ihn oft erschöpfend zu definiren versucht; ich glaube, am einfachsten wäre er als eine Art von „Werther's Leiden" ohne tragischen Ausgang zu bezeichnen, als eine der Kunst

gewidmete leidenschaftliche Liebe, welche bei ihrem Gegenstande nicht die mindeste Erwiderung findet, sich aber über diese Hoffnungslosigkeit fortwährend angenehm hinwegtäuscht. Der Dilettantismus der Freundschaft ist dieselbe Neigung, nur statt der Kunst den Künstlern gewidmet, und manifestirt sich, indem er denselben seine „gebildete Unterhaltung“ aufdrängt, die schon in den großen Städten der schlimmste Feind jener wenigen einsamen Stunden ist, welche man dem Weltgewühl abgewinnt.

Der Einsamkeitsüchtige, von dem hier die Rede ist, hat sich im lieblichen Dörfchen etablirt und fröhnt dem Gefühle, das ihn dazu antrieb, durch möglichst tiefes Schweigen und sorgfältiges Vermeiden aller Beziehungen zu anderen Leuten. Hat schon sein Ansiedeln das Befremden seiner nächsten menschlichen Umgebung erregt — die lange Dauer, verbunden mit der Unverständlichkeit seines Thuns und Nichtsthuns, seiner Vergnügungen und seiner Absichten, schneidet tief und schmerzlich in die Herzen der Dorfbewohner ein. Die Ernte droht zu mißrathen, eine Krankheit sich epidemisch zu verbreiten — was ist dies Alles gegen die Sorge und Bekümmerniß, nicht zu wissen, „was der Mensch da will!“ Bis in die nächste Kreisstadt dringt die bedrückende Frage, und die Behörde sieht sich im Interesse des Gemeinwohls veranlaßt, mindestens einige Maßregeln der Wachsamkeit zu treffen. Hat er bisher schon über manche boshafte Miene von Erwachsenen, über Gespött und Lachen von Kindern und über unerwartete Ungefälligkeiten auf seinen täglichen Spaziergängen geduldig hinwegsehen müssen — nicht mit derselben Gleichgültigkeit kann er die Wahrnehmung empfinden, daß zuweilen ein früher nicht erblickter, städtisch gekleideter Mann mit lauernder Aufmerksamkeit seinen Schritten folgt.

Indessen geht die Gemüthsbewegung darüber bald unter in den großen, erhebenden Empfindungen und den schaffensfrohen Stimmungen, womit ihm die Einsamkeit bereits die ganze Seele erfüllt hat, noch herrlichere Ergebnisse versprechend. Da klopft es eines Morgens an seine Thür, als er gerade im Begriffe ist, in den kalten aber sonnigen Wintertag, der eine rasche Bewegung zur Erquickung macht, hinauszuwandern. Vor dem Einsiedler steht ein Herr, dessen Gewand verbietet, ihn kurz oder gar unhöflich abzufertigen, denn das Gewand ist ein geistliches. Der Herr Ortspfarrer nimmt sich die Freiheit, liebevoll anzufragen, weshalb der hochgeehrte Fremde niemals die Kirche besuche, obgleich man sich doch nach eingeholter Erkundigung aus seinem behördlichen Meldungsschein überzeugt habe, daß er der christlichen Gemeinschaft angehöre, und kann nicht umhin, zu bemerken, daß eine so auffallende und beispiellose Ausschließung bei der gutgesinnten Gemeinde Aergerniß zu erregen wohl geeignet sei und auch schon einigermaßen wirklich hervorgerufen habe.

Der also Angesprochene ist ein Künstler oder Dichter, voll der sanguinischen Zuversicht, Menschen von Bildung leicht mit seinem Standpunkt aussöhnen zu können. Er veranlaßt in liebenswürdigster Weise den Herrn Pfarrer, Platz zu nehmen, und beginnt ihm gegenüber mit der Entwickelung seiner diesbezüglichen Ansichten. Vorerst nimmt der Hörer eine Miene großen Erstaunens an, die aber allmälig in ein sanftes, verständnißreiches Lächeln übergeht, begleitet von Ausrufungen wie „Ja wohl!“ oder „Ganz schön! ganz gut!“ Mitten in einer langen Periode des Redenden erhebt sich der Herr Pfarrer; er braucht offenbar nichts mehr zu hören, um von dem Rechte des Fremden ganz durchdrungen zu sein. Er empfiehlt sich, sichtbar so zufrieden gestellt von den Ergebnissen seines Besuches, daß der Einsiedler sich Glück wünscht, mit der Kraft seiner Ueberzeugung so erfolgreich auf die Intelligenz eines schlichten Dorfpfarrers gewirkt zu haben.

Das Vergnügen darüber hält noch am nächsten Morgen an, da es wieder an die Thür klopft: diesmal ist es nicht die Religion, sondern die Wissenschaft, welche beim Einsiedler vorspricht. Er wird vom Besucher scharf ins Auge gefaßt und mit einigen kurzen, sogar etwas barschen Fragen beehrt. Unangenehm davon überrascht, will sich der Einsamkeitsfreund dagegen auflehnen, aber der eingedrungene Mann sagt:

„Ich bin vom Herrn Pfarrer beauftragt, Ihren Geisteszustand zu constatiren.

Ich bin der Irrenarzt aus dem nächsten Städtchen, und es ist besser, daß Sie dies wissen, um sich nicht unnöthigerweise zu verstellen. Ich behandle nach den neuesten psychiatrischen Grundsätzen und Methoden. Neigen Sie den Schädel besser zu mir."

Unseren Einsiedler faßt ein Grauen vor dem Verständniß des Herrn Pfarrers. Mit Mühe erlangt er einen Aufschub der Untersuchung für kurze Zeit und ist ungeachtet des ihm zugetrauten Mangels an Verstand noch immer verständig genug, um einzusehen, daß man, wie sehr man es auch in gewissen Lagen wünschen mag, nicht aus der Haut fahren kann und sich damit begnügen muß, aus dem Orte zu fahren. Moderne Einsamkeit!

Es bleibt heutzutage nichts übrig, als den Trieb zur Einsamkeit in eine Maske zu stecken, ihn unter dem Trieb zur „Sommerfrische" zu verbergen. In den vier Monaten, welche den armen Krebsen die gefährlichsten sind, weil sie ihnen den feinsten Wohlgeschmack verleihen, sind diejenigen, die nicht rückwärts schreiten können, wenigstens nicht bis zur Lebensweise des mittelalterlichen Eremiten, nicht in Gefahr, einer Sicherheits- oder Sanitätsbehörde eingeliefert zu werden, wenn sie tagelang allein im Walde umherstreifen, höchstens mit der Unterbrechung des Einsiedlers, dürre Kräuter und ein hartes Stückchen Lammfleisch an der Table d'hôte des nächsten Ortes zu verzehren. Dabei hängt ihre völlige Ungestörtheit allerdings noch von der klugen Wahl der Gegend ab; nur fern von allen Heilquellen werden sie die Einsamkeit und mit ihr die Quelle ihres Heils finden.

Ich für meine Person genieße in den bezeichneten Monaten die Isolirung von der menschenbelebten Welt im Meißener Hochland, in der sogenannten sächsischen Schweiz, und erlaube mir, dieses unwichtigen, weil persönlichen Umstandes zu gedenken, um nicht undankbar zu sein gegen den herrlichen Punkt, an welchem mir seit Jahren meine Ideen über das Verhältniß der Einsamkeit zur modernen Gesellschaft erwachsen sind.

Dieser Punkt ist der Borsberg, zu dessen Füßen die Sommerresidenz der sächsischen Könige liegt: das friedliche, unendlich stille und doch gerade in der Revolutionsgeschichte des vorigen Jahrhunderts so merkwürdige Pillnitz. Der gegenwärtige König von Sachsen scheint ein Natur- und Menschenfreund zu sein, und ich segne ihn alljährlich, obgleich ich so hohen Häuptern gegenüber wenig Talent zum Segnen habe, für die kostspielige Sorgfalt, womit die wunderschönen Wege zum Borsberg hinan gepflegt und ihre schattenspendenden Pflanzungen erhalten werden. Oben breitet sich das Jagdgebiet des Königs aus, in rauschenden Waldungen von lieblichem, urdeutschem Charakter.

Nun besteht aber ein Zusammenhang von nicht bloß symbolischer Art zwischen den Gedankenhöhen, auf die sich der Geist zu schwingen versucht, und den Gebirgshöhen, welche der Leib erklimmt, zwischen der Atmosphäre der beiderseitigen Erhebungen, zwischen der Einsamkeit in der landschaftlichen Natur und der im Denken, welche letztere man Philosophie nennt. Und wie mir speciell der Borsberg diesen Zusammenhang zu lebendigem Bewußtsein brachte, darüber wird man mir vergönnen, einige Zeilen zu wiederholen, die ich vor Jahren schon in einem nicht zu voller Oeffentlichkeit gelangten Aufsatz niederlegte:

„Die Luft, die man sein Leben lang unbemerkt einzieht und ausathmet, ist hier von der Art, um das Athmen zu einem mit Bewußtsein genossenen Lebensgute zu machen. Das ist dieselbe Luft, die man erreichen will, wenn man die Alpen emporsteigt, um einige Zeit auf den Höhen — einer vollkommenen Welt zu verweilen.

‚Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.'

„Ich habe diese Verse unseres großen Dichters immer für unverständlich gehalten. Denn wo der Mensch nicht hinkommt, dort ist auch keine Welt vorhanden, wenigstens keine, die sich seinem Urtheile, seinem Maßstab für das Vollkommene unterwerfen würde. Und wo kann er hinkommen, ohne seine Qual mitzubringen, die des Bedürfens in der Gegenwart, die des Sorgens für die Zukunft?

„Wenn diese Verse gerade ihrer Undeutlichkeit wegen zu philosophischer Speculation anregen, so verfällt man in dieselbe nirgends leichter als in der Ein-

samkeit und zugleich Unwirthlichkeit der Berghöhen. Schiller hat mit dem Gipfel der vollkommenen Welt die Berggipfel gemeint. ‚Der Hauch der Grüfte steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte.‘ Sucht man sie aber auf, dann verzichtet man auf viele Erdengenüsse, die man im Thale für unentbehrlich hält, und genießt mit zufriedener Gleichgültigkeit ein Essen und Trinken, das man in der Niederung als unannehmbar von sich stieße. Der himmlische Luftgenuß macht stumpf gegen die materiellen Lebensgenüsse der Alltäglichkeit.

Und in diesem Punkte liegt eben die symbolische Verwandtschaft zwischen der Naturhöhe und der Geisteshöhe, zwischen der Freude an der Bergluft und den Ergebnissen des höchsten menschlichen Denkens.

Wie das Athmen und die Bewegung in den gereinigten Luftschichten der Höhe den kleinlichen Comfort des alltäglichen Lebensganges ganz aus dem Gesichtskreis der Wünsche und Bedürfnisse rückt, so gewährt das Erheben zu den Ideen einer von aller unbewiesenen Voraussetzung der Trägheit und Gewohnheit gereinigten Weltanschauung Befreiung vom gemeinen Unterhaltungsbedürfnisse des Tages und von den alltäglichen Wünschen des Ehrgeizes und der Eitelkeit.“

So schrieb ich, wie gesagt, vor Jahren, und seitdem ist mir immer deutlicher geworden, daß, wenn unsere Zeit Alles auf Gemeinsamkeit und Gesellschaft anlegt, Einsamkeit und Alleingehen nur einem Geschäft und einem Zweck gewidmet sein können, welche sich zu den allgemeinen Bestrebungen der Zeit im vollsten Gegensatze befinden. Man thut heute Alles in Vereinen und Versammlungen ab; man hat für alle körperlichen Bedürfnisse Consumvereine, für alle geistigen Erfordernisse politische und wissenschaftliche Vereine; man überträgt sogar den Naturgenuß und das Reisen auf große Gruppen, die sich gleichzeitig damit befassen und die Poesie des Lebens in Collectiveindrücken empfangen sollen. Nur Eins läßt sich nicht in Gemeinschaft vollziehen, nur Eins muß man ausschließlich selbst und allein vollziehen und macht es durch Gesellschaft völlig unmöglich: das Denken. War die mittelalterliche Einsamkeit dem Beten, so ist die moderne Einsamkeit der Philosophie gewidmet.

Deshalb bildete auch die Einsamkeit niemals noch einen so scharfen Contrast zur Gesellschaft wie heute, weil noch niemals eine Gesellschaft so sehr wie die moderne der Philosophie abgeneigt, ja mit allen Zielen und Leidenschaften feindlich von ihr abgewendet war. Die Gesellschaft, welcher vor hundert Jahren J. G. Zimmermann sein Buch „Ueber die Einsamkeit“ entgegenschleuderte, war nicht die Gesellschaft im heutigen Sinne, sondern die — Geselligkeit, die Soirée, die Assemblée, die feine Welt, eine Welt, welche sich sogar gern mit Philosophie beschäftigte, indem sie die Raketen Rousseau's und Voltaire's, welche kurz darauf den Revolutionsbrand entzündeten, als Zimmerfeuerwerk aufbrauchen zu können glaubte. Diese Geselligkeit konnte auch Verständniß für die Einsamkeit haben und war denjenigen nicht abhold, die sich ihr ergaben. Heute steht der Einsamkeit ein grimmiges Medusenantlitz gegenüber: die moderne Gesellschaft, ein Begriff, der sich erst zu verwirklichen sucht, einstweilen aber schon durch dieses Bestreben Grauen und Schrecken verbindet, indem er mit unsäglicher Gewalt und brennender Leidenschaft alle Kräfte der Natur und des Menschen einzig und allein zum Dienste Aller — der Gesellschaft — heranzieht.

Das Merkwürdige und Geheimnißvolle aber, das dem Trieb zur Einsamkeit von jeher innewohnte und der Welt auffallend wurde, wenn er Kaiser auf ihren Thronen, religiöse Mystiker und selbst noch im vorigen Jahrhundert englische Sonderlinge ergriff, dieses merkwürdige und geheimnißvolle Moment ist niemals erschöpfend erklärt worden. Heute bedarf die Erklärung einer um so stärkeren Vertiefung, je großartiger die Gemeinsamkeit ist, der sich die moderne Einsamkeit trotzend gegenüberstellt.

* * *

Wie ich oben nachgewiesen zu haben glaube, ist Einsamkeit heutzutage gleichbedeutend mit Philosophiren, und kann sich jetzt nur derjenige freiwillig in Einsamkeit begeben, der von Natur aus einen unwiderstehlichen Hang hat, Philosophie

zu treiben. Mir mußte es daher stets einen komischen Eindruck machen, wenn ich in meiner Vorsberger Eremitage Gelehrten oder Universitätshörern begegnete, die sich, wie sie sagten, in der Einsamkeit vom Studium der Philosophie erholen wollten, während sie es auf solcher Basis erst recht hätten beginnen müssen.

Der erheiternde Widerspruch findet eine sehr natürliche Auflösung. Insofern die Philosophie Wissenschaft ist, gehört sie in der That nicht in die Einsamkeit, sondern besitzt mitten in der Welt ihren Generalstab von Professoren, ihren Hofstaat von Fachgelehrten, ihre Burgfesten von Hochschulen und Universitäten und fordert auf und vor dem Katheder so viel schulgerechte Anstrengung, daß die unter lärmender Betheiligung der Fachwelt mit der Philosophie als Wissenschaft Beschäftigten sich naturgemäß zuweilen nach einer Befreiung von ihr in der Einsamkeit sehnen müssen.

Inwiefern ist aber die Philosophie Wissenschaft? Sie ist es durch die sie begleitenden und unterstützenden Disciplinen, durch Physik, Physiologie, Mathematik, Anthropologie &c.; sie ist es ferner, insoweit sie von ihrer eigenen Geschichte handelt. Denn die verschiedenen Systeme, durch welche sich der menschliche Geist seit Jahrtausenden das All zu erklären versucht hat, sind zwar in ihrem specifischen Inhalt kein Wissen, sondern immer nur ein Glauben und Meinen, allein daß und wie sie entstanden sind, gehört zu den Erfahrungen der Menschheit, und Alles, was auf dem Gebiete der Erfahrung liegt oder Erfahrung möglich macht — und dies allein — ist Wissenschaft.

An und für sich ist Philosophie keine Wissenschaft, sondern, wie schon der Name sagt, die Liebe zu ihr oder ein ewiges Versprechen, einmal zur Weisheit zu führen. Dieses Versprechen gleicht gar sehr dem der Mechaniker, einmal doch das Perpetuum mobile oder eine Flugmaschine zu erfinden.

Ohne einen besonders entscheidenden Umstand brauchte man sich daher vorläufig um Systeme der Philosophie so wenig wie um die Werkstätten der Mechaniker zu kümmern und könnte vielmehr, ohne weiter daran zu denken, ruhig warten, bis sie mit ihren Entdeckungen, ihren Lösungen von Welträthseln ans Licht treten, und uns schon als lebende Menschen leiblich oder geistig in den Himmel fliegen lassen werden.

Ein einziger Umstand macht hierin einen Unterschied und zieht die Philosophie, obgleich sie uns kein festes wissenschaftliches und kein gewinnbringendes praktisches Resultat zu bieten hat, aus den Fachkreisen in das wirkliche Leben hinein. Dies ist der Umstand, daß das Philosophiren selbst schon eine Lebensfreude ganz eigenthümlicher Art gewährt.

Natur und Temperament, Verhältnisse und Bildung wirken zusammen, um zahlreichen einzelnen Individuen ein unendliches, ungesättigtes Interesse an den höchsten Problemen der Welt und des menschlichen Daseins einzuflößen. Dieses Interesse ist nicht von einem äußeren Beruf abhängig, ebenso wenig ist es eine Liebhaberei für Uebungen des Verstandes und des Scharfsinnes; es ist vielmehr ein in solchen Menschen sich regender gewaltiger Schicksalszug, der es ihnen unbegreiflich macht, wie die Mehrheit der Lebenden achtlos an Fragen vorübergehen oder sich durch herkömmliche Glaubenssätze mit ihnen abfinden kann, an Fragen, wenn nicht nach dem Ursprung alles Seins, doch mindestens in praktischer Beziehung nach der Richtigkeit und Wahrheit der moralischen Triebfedern für menschliches Handeln und Unterlassen.

Das speculative Moment in solchen Naturen ist eine selige, mit keiner anderen Wonne zu vergleichende Unruhe. Das Nachdenken über die sittliche Begründung ihres Daseins und über die Möglichkeit einer Erlösung der Welt aus ihren beständigen Leiden und Kämpfen, das Philosophiren also an und für sich, ist bei solcher Prädisposition selbst schon eine sittlich erhebende That und, was am meisten ins Gewicht fällt, an und für sich schon eine Erlösung. Die Erklärung dieses Zustandes ergiebt sich daraus, daß die Offenbarung des letzten Geheimnisses, also der letzte Schluß menschlicher Logik, den sie vielleicht in Jahrtausenden, vielleicht niemals erreichen wird, schon von Uranfang an als ethischer Embryo im Gemüthe vorgebildet liegt.

Der Mensch sucht kreuz und quer, was er schon hat. Das persönliche Leben ist nichts als ein sonderbarer Umweg zu dem,

was ihm schon von Anfang an gegeben ist — zum Grabe. Das Forschen der Menschheit ist nur das Suchen dessen, was schon von Anfang an gefunden ist, nur in unaussprechlicher Form. Ausgesprochen wird das Wort der Erlösung niemals werden, ohne daß die Welt zugleich unterginge, denn der ganze Weltproceß besteht nur im Suchen des auszusprechenden Wortes.

Es wäre die letzte That des ganzen Processes, und was hätte die Welt noch auf der Welt zu thun, wenn ihr das Höchste zu thun nicht mehr übrig bliebe?

Es ist dafür vorgesorgt, daß sie nicht so bald untergehen werde. Einstweilen sucht sie, und indem sie Staaten einrichtet, Erfindungen und Entdeckungen verbreitet, Kriege führt, die Gesellschaft organisirt, Kunstwerke schafft und so Vielerlei zu suchen scheint und meint, immer nur das Einzige, das, was sie schon hat: das Unaussprechliche.

Diejenigen aber, die dieses Weltziel, das die Welt unbewußt verfolgt, als ihr eigenstes persönliches Ziel verfolgen, fliehen in die Einsamkeit. Die Hoffnung, daß ihnen das Unaussprechliche werde vernehmbar werden, ist begleitet von der Furcht, daß ihnen seine leisen Töne im ungeheuren Lärm der Welt unverstanden und ungehört verhallen könnten. Dieses Lauschen auf eine deutlich sich ankündigende und doch niemals vernommene Stimme der eigenen Brust war von jeher das Geheimniß des Triebes zur Einsamkeit, namentlich bei den religiösen Mystikern. Diese sind bei weitem noch nicht ausgestorben, nur daß sich in der modernen Einsamkeit das Beten des frommen „Einsiedel“ in das Denken des unabhängigen Philosophen verwandelt hat.

Wie denkt er aber zunächst von seiner Einsamkeit selbst? Welches Recht und welchen Inhalt giebt er ihr der modernen Gesellschaft gegenüber, von der er sich absondert, und deren Begriff, wie erwähnt, ein so unermeßlicher, Alles umfassender geworden ist? Mit Wahrheit sagt Moriz Lazarus:

„Der Mensch besitzt und spricht seine Sprache nicht als ein Einzelner; der Mensch ist in seiner Natur wie in der Cultur ein geschichtliches Wesen; in Allem, was er erstrebt, was er vermag, was er leistet, hängt er mit der Geschichte der Vorfahren und der Mitlebenden zusammen. Mensch im wahren Sinne des Wortes, gesunder, entwickelungsfähiger und thatfertiger Mensch ist er nur in diesem Zusammenhang, welchem er ja auch ursprünglich sein Dasein, seine Geburt von den Eltern verdankt.“

Gegen die ethische Mahnung, in solchem Zusammenhang zu bleiben, die in vorstehenden Worten zu liegen scheint, würde sich die moderne Isolirung auflehnen, wenn sie die der subjectiven Laune, des Egoismus oder selbst die des Trübsinns wäre. Als philosophische Einsamkeit jedoch ist sie die Beistimmung. Denn als philosophische kann sie nur bestehen, wenn sie sich mit voller Einsicht streng als Gegensatz zur modernen Gesellschaft faßt — und auch der Gegensatz ist ein Zusammenhang. Pol und Pol können sich gegenseitig ausschließen, aber sie gehören mit einander zu derselben Achse. Die moderne Einsamkeit hat volles Bewußtsein davon, daß ihre exceptionellen Denkergebnisse in die Gesammtheit zurückkehren und in ihr weiterarbeiten. Alles Gedachte ist für Alle gedacht. Ob es in Wenigen oder in Vielen weitere Gedanken ansetzen soll — die Entscheidung hierüber liegt im verborgenen Sinn und Geist des Weltgeschickes, und sie vollzieht sich mit unabänderlicher Nothwendigkeit.

Der Gegensatz zur Gesellschaft kündigt sich im Philosophen aus Herzensbedürfniß zunächst als ein dunkles Gefühl an; die Opposition gegen die Gesellschaft ist in ihm vor Allem: Trieb zur Einsamkeit. Das Unaussprechliche in seinem Gemüthe verheißt auch seinem Geiste, wenn in ungestörter Stille darauf geachtet wird, die Lösung des Weltproblems und stimmt ihn feindlich gegen das Treiben und Lärmen, das Wollen und Streben der Welt. Aus der Entzweiung mit ihr geht als philosophische Folge nothwendig die Abneigung gegen den Pantheismus hervor. Wie könnte es auch anders sein? Dem Pantheismus ist das Göttliche die innigste Vereinigung und Verschmelzung mit der Welt, die Bejahung des Weltdaseins, während der Einsame sich mit der Welt entzweit hat und das Göttliche in seinem Gemüthe ihm nur außerhalb der Welt,

nur als Verneinung des Weltdaseins fühlbar wird und denkbar erscheint.

Ich habe mir die Widersprüche und Unmöglichkeiten im Pantheismus niemals so leicht aus dem Kopfe schlagen können wie der lebensfrohe Optimismus. Wer gern tanzt, dem ist bekanntlich leicht gepfiffen, und der Optimismus greift mit beiden Armen leidenschaftlich nach dieser Welt und tanzt fröhlich mit ihr umher. Der Pantheismus ist die passende lärmende und betäubende Musik zu dem optimistischen Tanze, und man kann sich daher nicht wundern, daß er seit Spinoza das Lebenselement einer stets nach neuen lebendigen Daseinsformen ringenden Cultur geworden ist.

Indessen reicht dasjenige, was Kernpunkt und Wahrheit im Pantheismus ist, um volle acht Jahrhunderte hinter Spinoza zurück, und ich kann es mir nur schwer versagen, was der Scholastiker und Kirchenvater Johannes Scotus (Erigena) in lateinischer Sprache zurückgelassen hat, zu wiederholen. Denn die Unaussprechlichkeit des Unendlichen, welches durch jede ihm beigelegte Eigenschaft begrenzt und folglich aufgehoben wäre, der Satz also, daß alles Bestimmen ein Verneinen ist und das Unendliche daher durch jedes Prädicat verendlicht würde, wird von jenem Scholastiker des neunten Jahrhunderts mit bezaubernder Inbrunst gepredigt. Wunderbar stimmt diese Lehre, wenn sie von allen spinozistischen Consequenzen losgeschält wird, zu der Philosophie der Einsamkeit, die ihren logischen und metaphysischen Stützpunkt an Kant hat, und zwar ausschließlich an seiner theoretischen Philosophie, an der Kritik der reinen Vernunft. Denn ist die Unaussprechlichkeit des Unendlichen etwas Anderes als die Unerkennbarkeit des Dinges an sich?

In dieser Unerkennbarkeit liegt aber auch die Vereinsamung des menschlichen Geistes, und einseitig betrachtet, müßte die Unerkennbarkeit ein beständiges Gefühl schauerlicher Verlassenheit hervorrufen; denn eine unübersteigliche Kluft trennt uns von dem höchsten Lebensgute, das Glück und Erkenntniß zugleich wäre und Beides für immer versagt, und das Herz scheint sich verbluten zu müssen an dem furchtbaren Widerspruch, daß wir vom Unerkennbaren in die Einsamkeit gestoßen sind, nichts von ihm wissen können — und dennoch so viel von ihm wissen, daß es alle unsere Sehnsucht und Liebe ist.

* * *

Wer sich dem unsäglichen Schmerz dieses Widerspruchs unterworfen fühlt, der braucht die Einsamkeit nicht erst zu suchen; er ist einsam mitten in der Gesellschaft, und in der modernen ungleich mehr, als er es jemals in einer früheren gewesen wäre. Denn während er sich das Höchste versagen muß, während er auf das Einzige zu verzichten sich gezwungen sieht, was sich als Himmel über das irdische Dasein wölben könnte, umgiebt ihn von allen Seiten ein Trachten, das, leidenschaftlicher und begieriger als jemals, die suchenden Augen auf den niederen Erdboden gerichtet, sich nichts versagen und auf nichts verzichten will und die Früchte dieses Bodens schon für das Höchste hält, was zu erreichen wäre.

Denn Schmerz ist es natürlich, nach einer Abhülfe, einer Versöhnung, einem ausreichenden und ausgleichenden Trost zu ringen. Nach ihm muß zuerst bei denjenigen geforscht werden, welche als unmittelbare Nachfolger Kant's den Schmerz zunächst mit empfanden und wahrhaft grandiose Anstrengungen unternahmen, um eine Brücke zu bauen über die von Kant zum ersten Male dem logischen Bewußtsein aufgedeckte Kluft zwischen der Wirklichkeit und der Wahrheit, zwischen der gegebenen Welt, wie sie erscheint, und der ersehnten Welt, wie sie niemals erscheinen kann.

Von den Baumeistern der scheinbaren Ueberbrückung giebt es eine ganze Reihe, und einer nach dem anderen hat sich gerühmt, das Werk vollendet zu haben. Natürlich wendet sich der Trostbedürftige gleich an denjenigen unter ihnen, der sie alle in sich zu schließen und dabei zur höchsten Blüthe der Entwickelung gebracht zu haben den Anspruch erhebt.

Entwickelung ist ja das Princip und zugleich die Methode des Hegel'schen Systems. Nebenbei bemerkt, wird es für die nur mehr aus geschichtlichem Interesse in das System sich Vertiefenden immerdar eine staunenswerthe Leistung bleiben, ein

Princip schon durch die Methode seiner Darlegung zu verwirklichen und hinwieder die Methode als den ganzen Inhalt nachzuweisen, welcher das Princip durch seine Thätigkeit erreichen will.

Schon dieses Lob der Organisation des Systems werden heutzutage nur mehr diejenigen verstehen, die sich aus geschichtlichem Interesse in das System vertieften. Denn ein anderes Interesse, ein Herzensbedürfniß giebt es heute für dasselbe nicht mehr. Vielleicht existirt kein zweites Beispiel, daß ein System historisch, man könnte fast sagen archäologisch, noch in demselben Jahrhundert geworden wäre, in welchem es den lebendigen Antheil der Jugend gewonnen, Schule und Epoche gemacht hatte.

Dem an der Philosophie mit dem Entbehrungsschmerz seines Gemüths Betheiligten drängt sich also zunächst die Frage auf: wie konnte in einer Weltanschauung, die so rasch abgestorben ist, dennoch eine Zeit lang das Lebendige sein, die studirende Jugend, ihr begeistertes Verständniß, ihre Liebe erobern?

Weder das Princip noch die Methode, noch die oben gerühmte Verschmelzung beider in der Organisation des Systems haben das stürmische und doch so rasch verwehte Wohlgefallen dafür erregt. Es giebt vor, die Wissenschaft vom Begriffe zu sein, und ist aus Begriffen zusammengesetzt. Seine Anziehungskraft beruhte auf der bisher psychologisch noch nicht erschöpfend erklärten Magie des Begriffes.

Dieses zauberhafte Blendwerk verwandelt den alltäglichsten Gegenstand des gemeinen Lebens in ein wunderbares, in ein überirdisches Wesen. Dies geht folgendermaßen zu:

Wir stellen uns zum Beispiel einem Baume gegenüber, wie er in seiner ganzen empirischen Wirklichkeit beschaffen ist. Da sehen wir ihn denn an einem bestimmten Orte, so daß er zu dem uns gegebenen Raum gehört, und wir sehen ihn in einem bestimmten Augenblick, so daß er einen Theil unserer Zeit ausfüllt. Außerdem wissen wir, daß unzählige und tausendfach verschiedene Umstände sich zu einer langen Kette von Ursachen und Wirkungen zusammenfügen mußten, damit wir den Baum hier und jetzt erblicken, ja damit überhaupt wir es sind, die ihn erblicken.

Wenn wir nun nicht zufällig ein ästhetisches oder ein naturwissenschaftliches oder ein pomologisches Interesse an dem Baume haben — lauter Interessen, die nicht nothwendig zur Existenz des Baumes gehören — dasjenige, was absolut unerläßlich dazu gehört, damit er in seiner ganzen Wirklichkeit vor uns stehe, nämlich Raum, Zeit und Causalität, wird uns nicht im geringsten in unserer totalen Gleichgültigkeit für den Gegenstand zu erschüttern vermögen. Der Raum ist der trübselige dieser Erde, in welchem wir uns selbst bewegen; die Zeit möchten wir mit etwas Besserem ausfüllen als mit seiner Betrachtung; die lange Kette von Ursächlichkeiten, die nöthig war, auf daß er uns gegenüberstehe, hat ja auch Alles verschuldet, was wir als Dulden und Vermissen empfinden, und als Galeerensclaven dieser unerläßlichen Daseinsbedingung hören wir bei jedem Schritte, den wir selbst thun, die Kette an unseren Füßen rasseln.

Wie durch einen Zauberschlag verändert sich dies Alles, sobald wir nicht den Baum in seiner empirischen Wirklichkeit, sobald wir vielmehr nur den Begriff des Baumes vor uns haben. Der Begriff des Baumes ist nicht der Baum hier, also nicht im Raume, auch nicht der Baum jetzt, also nicht in der Zeit; er ist auch nicht gerade dieser bestimmte, individuelle Baum, der von der Kette der Causalität in der beschränkten Endlichkeit der Erscheinungswelt festgehalten wird. In der Aufhebung des Raumes gewinnt der Begriff die Unermeßlichkeit des Himmels, in der Aufhebung der Zeit den beseligenden Anhauch der Ewigkeit, in der Aufhebung der Causalität die Befreiung von der irdischen Last und Schwere, von der langweiligen Pendelbewegung zwischen Ursache und Wirkung. Die Erlösung des Objects von all diesen Klammern und Fesseln seines irdischen Daseins verbreitet über den bloßen Begriff des Objectes einen Nimbus, welcher das Herz erfrischt und erhebt, den Geist in reinere Lüfte, als auf dieser Erde walten, emporträgt.

Diese magische Wirkung des Begriffes würde jedoch nicht lange anhalten, sondern früher oder später der besonnenen Reflexion weichen, daß jeder Begriff das Denkproduct einer endlichen Subjectivität und nichts weiter ist, also indirect abhängig

von allen irdischen Lebensbedingungen bleibt und mit der Persönlichkeit zu Grunde geht. Wie anders jedoch, wenn im Gegentheil die Persönlichkeit nur das Product des Begriffes wäre, der durch sie hindurchginge, sich in ihr vergänglich manifestirte, in Wahrheit aber selbständig wäre und sich von selbst bewegte, so daß die Selbstbewegung der Begriffe das eigentliche Wirken und Weben des Weltprocesses ausmachte!

Diese Wissenschaft vom Begriffe hat das Hegel'sche System annehmbar zu machen versucht, und in Anbetracht, daß durch solche Herabsetzung der persönlichen und individuellen Qualempfindung zu einem für den Weltproceß des Allgemeinen gänzlich bedeutungslosen Moment, zu etwas Zufälligem, Unwesentlichem, ja Verächtlichem eine Befreiung des Gemüthes momentan gegeben zu sein schien, haben sich auch in der That eine Zeit lang Tausende dafür erwärmt. Um jedoch das Endergebniß dieser Philosophie zu verstehen und zugleich zu sehen, wie es zuerst noch größeren Enthusiasmus erwecken, dann aber um so feindseliger abgestoßen werden mußte, haben wir noch einen Augenblick bei der Selbstbewegung der Begriffe zu verweilen.

Der beseligende, weil scheinbar von der irdischen Lebensschwere losgelöste Begriff umfaßt mit dem Object auch dessen Gegentheil. Es tritt eine Entzweiung im Begriffe ein, der Gegensatz, der Widerspruch bildet sich abermals zu einem Begriffe heraus. Beide konnten nicht neben einander bestehen, und ebenso wenig konnte der eine im anderen untergehen. Im Kampfe entwickeln sie sich zu einem dritten, erweiterten Begriff, der sie in sich aufnimmt, so daß sie auf dieser höheren Stufe weiter bestehen, aber nur als aufgehobene Momente in dem höheren Begriffe enthalten sind.

Auch in diesem tritt wieder die Entzweiung ein, immer höher werden die Stufen, bis der Geist in die absolute Idee, in sich selbst zurückkehrt. Seine Selbstentäußerung, daß er sich als absolute Idee aufgeben konnte, um ein Anderes zu werden, nämlich die Welt, war sein eigener immanenter Widerspruch; der Proceß der Natur und der Geschichte ist nur der Gang, den er unternimmt, um den Widerspruch aufzuheben, um aus der Selbstentäußerung mit voller Befriedigung wieder zu sich selbst zurückzukommen.

Die Selbstbewegung der Begriffe ist daher nichts Anderes als der unaufhaltsame Fortschritt zu einer immer höheren Gestaltung der Dinge bis zur Realisirung der höchsten Idee. Es ist begreiflich, daß dieser metaphysische Optimismus, welcher eine stets wachsende materielle und geistige Vervollkommnung der Welt, des Allgemeinen, zur Perspective hat, die Herzen der Jugend im ersten Augenblick zum Enthusiasmus entflammen mußte. Was waren ihr, die sich so gern selbst einem erhabenen Ziel zum Opfer bringt, der verzweiflungsvolle Untergang von Generationen und Nationen, die ungeheuren Kämpfe, die Wunden und Schmerzen des Menschengeschlechts, wenn dadurch die Realisirung der höchsten Idee erkauft wurde? Jedermann, ob Welteroberer oder Tagelöhner, war nur bewußt oder unbewußt ein gemeiner Knecht dieser Idee, er diente einzig und allein ihren Zwecken, während er nur seine eigenen zu verfolgen glaubte. Das war die List des Weltprocesses, und da sich in diesem die höchste Vernunft mit absoluter Nothwendigkeit verwirklichte, so mußte auch alles Vernünftige zum Sein gelangen und alles Seiende vernünftig sein.

All' dieser Taumel und Hexensabbath entsprang der wunderbaren Magie des Begriffes. Was ist aber im Lichte des natürlichen, gesunden Menschenverstandes der Begriff? Absolut nichts weiter als eine armselige Krücke des Denkens, eine Hülfsconstruction des beschränkten Bewußtseins, das nicht zwei verschiedene Gedanken gleichzeitig auszudenken, mit seiner Wahrnehmung sich nicht in zwei verschiedene Dinge gleichzeitig zu vertiefen vermag. Es vereinigt daher die Verschiedenheiten zu einem und demselben Begriff, eine wissentlich angenommene Fiction. Denn das Bewußtsein ist sich vollkommen klar darüber, daß es am Begriff keine Wirklichkeit hat, daß er nur gemeinsame Merkmale der Dinge, nicht aber diese selbst mit einander vereinigt und vielmehr gezwungen ist, die Specialität und Individualität der Dinge, ihr wirkliches und nur in der Vereinzelung vorkommendes Dasein und Wirken, zu Gunsten eines be-

stimmten logischen Zweckes einstweilen gänzlich unberücksichtigt zu lassen.

Die Fiction, die Phantasmagorie des Begriffes, fälschlich zur höchsten Wahrheit erhoben und für Weltweisheit ausgegeben, hat auch die Hegel'sche Rücksichtslosigkeit gegen das Individuum zur naturgemäßen Folge. Der Moloch der absoluten Idee hungert beständig nach Opfern und Individuen; Familien, Geschlechter, Nationen, der ganze Menscheninhalt langer Zeitepochen werden ihm gleichmüthig und erbarmungslos in die glühenden Arme geworfen. Und weshalb? Damit ein Fabelgott sich verwirkliche, dessen erstes Geschäft, wenn er ein Gott wäre, das Fluchen sein müßte, um solchen Preis verwirklicht worden zu sein.

Die Reaction gegen diese aufs äußerste getriebene Begriffsfiction der Hegel'schen Allgemeinheit blieb auch nicht aus. Mit Abscheu und Entsetzen verwarfen die Menschen den Gedanken, dem Zukunftsglück eines Fabelgottes geschlachtet zu werden; sie nahmen vielmehr alles materielle Glück der Erde mit ebenfalls übertriebenem Eifer sogleich für ihre Gegenwart in Anspruch. Zeuge dessen ist das utilitarische Treiben und Wogen und der ganze materialistische Hang unserer Tage. Das Gebäude der Hegel'schen Philosophie ist darüber, wie gesagt, Gegenstand literarischer Archäologie geworden. Und es ist doch erst fünfzig Jahre alt.

Der Philosoph aus Herzensbedürfniß jedoch hat sich aus der Hegel'schen Allgemeinheit nur um so verlassener und trostbedürftiger in seine Einsamkeit zurückbegeben. Die mit den Begriffen getriebenen Orgien haben ihn belehrt, daß nur der Singular, daß nur das Ich, das Du, das Er die Beschaffenheit des Wirklichen an sich trägt, daß aber der Plural, das Wir, eine blendende Täuschung ist, die verhängnißvolle Consequenzen hat, wenn sie statt als Hülfsconstruction als Basis politischer, socialer, philosophischer Systeme betrachtet wird. Das Hegel'sche Zusichselbstkommen des Geistes, nachdem er sich früher seiner selbst entäußert und an die Welt hingegeben hat, vollzieht sich nur einsam in der Persönlichkeit. Das denkende Individuum, der Geist als solcher, geht in ununterbrochener Einsamkeit über die Erde. Die Menschheit ist ein Begriff, der Mensch ist eine Thatsache. Der Begriff bewegt sich nicht; die Menschheit schreitet nur im Menschen fort.

In seiner nothwendigen geistigen Vereinsamung gewinnt der fortgeschrittene Mensch ein immer stärkeres Gefühl seiner Verwandtschaft mit dem Unendlichen.

„Uns Allen wohnt ein geheimes, wunderbares Vermögen bei," sagt Schelling, „uns aus dem Wechsel der Zeit in unser innerstes, von Allem, was von außen hinzukam, entkleidetes Selbst zurückzuziehen und da unter der Form der Unwandelbarkeit das Ewige in uns anzuschauen. Diese Anschauung ist die innerste, eigenste Erfahrung, von welcher allein Alles abhängt, was wir von einer übersinnlichen Welt wissen und glauben. Diese Anschauung zuerst überzeugt uns, daß irgend Etwas im eigentlichen Sinne ist, während alles Uebrige nur erscheint, worauf wir jenes Wort übertragen. Sie unterscheidet sich von jeder sinnlichen Anschauung dadurch, daß sie nur durch Freiheit hervorgebracht und jedem Anderen fremd und unbekannt ist, dessen Freiheit, von der eindringenden Macht der Objecte überwältigt, kaum zur Hervorbringung des Bewußtseins hinreicht."

Der Einsame steht mitten unter den Erscheinungen mit der verzehrenden Sehnsucht nach dem, was nicht e r s c h e i n t und einzig und allein i s t, nach der metaphysischen Realität. Der Schmerz jedoch um das Unerreichliche der Seligkeit ist selbst eine Seligkeit, denn er ist das Bewußtsein von ihr.

Jean Paul vergleicht einen großen Wasserfall in der Schweiz, der in einem so mächtigen Bogen fällt, daß man unter demselben vor dem Regen geschützt ist, mit einem großen Schmerz, der das Eindringen der kleinen Leiden des menschlichen Lebens in die Empfindung verhindert. Der große Schmerz, auf das höchste Gut der Erkenntniß verzichten zu müssen, ist begleitet von dem heiteren, weil befreienden Verzichten auf jedes heiße Trachten und Begehren nach den gemeinen Lebensgütern.

Durch diese doppelte Resignation wird die Einsamkeit zum Quietismus. Dieser ist aber keineswegs, wie so oft fälschlich vorausgesetzt wird, die Unthätigkeit des Geistes, sondern einzig und allein die Ruhe der Leidenschaft.

Die Thätigkeit des Quietismus ist eine zweifache: ästhetisches Betrachten und sittliches Handeln.

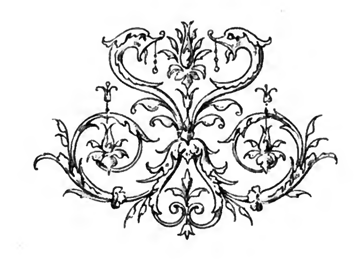
Wird den Gegenständen jede eigennützige Beziehung auf unsere Leidenschaften entzogen, dann rücken sie von selbst unter den Gesichtspunkt der Ewigkeit, deren Lichtstrahl als Schönheit auf die Erde fällt und deren unbegreiflicher Inhalt sich in der ethischen Gestalt der Aufopferung irdisch verwirklicht.

Mit Absicht habe ich die Hegel'sche Verallgemeinerung alles Lebens ausführlich dargelegt, damit sich der Gegensatz, die Ethik der Einsamkeit, um so deutlicher davon abhebe.

Wer wird der Welt den Fortschrittsglauben stören oder rauben wollen? Er ist nicht widerlegbar, aber auch nicht beweisbar und gehört darum überhaupt nicht in die Philosophie. Er ist eine Religion wie eine andere; er hat seine Priester, aber auch seine Pfaffen, seine Märtyrer, aber auch seine Fanatiker. Der Fanatismus des Fortschrittsglaubens verhärtet das Herz gegen die Leiden der Einzelnen, um es zu Gunsten der Idee, für die Interessen einer bloß begrifflich vorhandenen Gemeinsamkeit weich und empfänglich zu erhalten. Diese Richtung hat sogar bereits eine „Socialethik" hervorgetrieben, welche die spontanen und heiligen Regungen der Selbstverleugnung und der Aufopferung in den Mechanismus einer erzwungenen Gesetzeserfüllung zu verwandeln trachtet. Die Socialethik peitscht den Hausbettler mit Ruthen hinweg, weil sie ihren Pfennig schon pflichtgemäß an den allgemeinen Unterstützungsverein abgegeben hat.

Wie der Fürst beim Besuche des Hospitals geht die individuelle Ethik von einem Leidensbett auf Erden zum anderen. Sie will nicht einen Collectivbegriff von Tausenden in ferner Zukunft beglücken, sondern tausend Einzelne in unmittelbarer Gegenwart. Ist doch das Schicksal eines jeden Menschen eine Geschichte für sich allein, nicht nothwendig im Zusammenhang mit den allgemeinen Calamitäten, welche die Natur verhängt. Die Individualethik der modernen Einsamkeit bringt den vom Schicksal zur Einsamkeit Verurtheilten ihren Beistand. Denn wie ich es in meinen Gedichten lyrisch ausdrückte:

> Hat Natur der Welt gemeinsam
> Sturm und Dunkel zugedacht —
> Das Geschick bereitet einsam
> Jedem seine eigne Nacht.





# Streifzüge in die Karpaten.

Von

**Sophus Ruge.**

Ueber den Jablunkaupaß.

Unter den Gebirgen Central-europa's nehmen die Karpaten eine hervorragende Stelle ein. Zwar stehen sie an Großartigkeit und Majestät hinter den Alpen zurück, übertreffen dieselben aber an Länge; denn der mächtige Bogen, den sie von Preßburg bis zum eisernen Thore um das Tiefland der Magyaren schlagen, entwickelt sich in längerem Zuge als die Alpenketten von Marseille nach Wien. Beide Gebirgswälle bildeten im frühen Alterthum die Grenze der Kenntniß bei den südeuropäischen Völkern. Herodot, der Vater der Geschichte, hatte nur eine dunkle Kunde von ihnen, ihm klingen ihre Namen aus so weiter Ferne herüber, daß er sie für Flüsse hielt und als Alpis und Karpis unter den Nebenflüssen der Donau aufführte. Aber während etrurische Händler und römische Heere die Alpenpässe überschritten und die Standarten der Legionen sich am Donaustrande aufpflanzten, blieb der nördliche Karpatenzug selbst einem Strabo noch unbekannt, und erst Ptolemäus kennt den jetzt üblichen Namen. Wir wissen auch nicht, ob ein Händler damals über das Waldgebirge sich einen Weg gebahnt. Zwar erwähnt Plinius in seiner Naturgeschichte (im 37. Buche, Cap. 11), daß ein römischer Ritter unter Nero von Carnuntum an der Donau unterhalb Wien an die Bernsteinküste gezogen, doch wird er wohl die kleinen Karpaten zur rechten Hand gelassen haben und im Marchthale nordwärts gewandert sein. So blieb also im Alterthum jenes Gebirge fast ganz unbekannt und bildete wohl auf lange Zeit eine natürliche Scheidung der Völker. Ob nicht auch bei ihren Wanderungen gegen Westen schon in der Urzeit die Kelten und Germanen durch diesen waldigen Ländergürtel geschieden waren? Spätere Wogen der Wandervölker stauten sich allerdings nicht an den Karpaten auf, sondern brachen schäumend und verheerend hinüber. Germanen und Hunnen, Slaven, Magyaren und Mongolen drangen von Nordwesten oder Südosten über den Gebirgswall; und nehmen wir auch noch die von Süden hereinbrechenden Osmanli dazu, dann haben auf dem Flachboden Ungarns die

Völkerverschiebungen und das Ringen um Herrschaft und Besitz im Binnenlande fast tausend Jahre länger gedauert als in Westeuropa. Und was den erobernden Herren in Ausnützung des Bodens nicht gelang oder nicht behagte, das haben aus der Fremde ins Land gerufene Colonisten geleistet oder haben aus der Walachei herüberkommende Hirten benutzt. Dazu gesellten sich endlich noch die Söhne Israels und die braunen Kinder Hindostans, die Zigeuner.

So bietet sich innerhalb des Karpatenringes ein so buntscheckiges Völkergemälde, wie wir es sonst im Herzen von Europa nirgends wiederfinden. Ob es aber den gegenwärtig herrschenden Magyaren jemals gelingen wird, diese heterogenen ethnischen Massen zu verschmelzen und die sich kaum berührenden Culturschichten, welche alle diese Stämme und Sprachen innehaben, einander näherzubringen, darf man wohl für die nächsten Jahrhunderte bezweifeln. Bunt und originell, bildet diese Menschenstaffage einen der vornehmsten Reize des Landes für den fremden Reisenden.

Aber auch das Gebirge selbst ist in seinen Formen so wechselvoll und reich, daß es das Interesse des Beobachters immer wach erhält und nie abstumpft. Mag auch der Karpatensandstein, der sich in seiner geologischen Natur unmittelbar an die nördliche Alpenzone anschließt, den Charakter des Gebirges beherrschen, so haben sich doch daneben und darin Gneis- und Granitstöcke von furchtbarer Wildheit, wie die Tatra, oder Trachytmassen wie in dem Matragebirge, erhoben und durchgedrängt, wodurch die Mannigfaltigkeit der Contouren gesteigert wird.

Und da von einem großen Theile Deutschlands aus diese höchst anziehende Bergwelt ebenso leicht zu erreichen ist als die Alpen, so darf man sich in der That wundern, warum die Karpaten doch noch verhältnißmäßig so wenig besucht sind. Außer dem Schau- und Prachtstück derselben, der Tatra, sind aber diese Gebirge noch nicht Mode. Ich lasse diesmal die vielbeschriebene Tatra bei Seite oder genauer vor mir in der Ferne liegen; ich will mich nur gleichsam in ihrem Vorzimmer halten, um zu zeigen, daß auch die Gebiete, an denen der Touristenschwarm in dampfender Eile vorüberfliegt, die volle Beachtung des Naturfreundes verdienen.

Das Dampfroß hat uns durch Schlesien auf der Hauptlinie bis zur ersten österreichischen Grenzstation, nach Oderberg, getragen. Die Ebenen liegen hinter uns, das blaue Gebirge dämmert vor uns auf. Von Oderberg führen die Schienenwege entweder durch Mähren nach Wien oder durch die Karpaten nach Pest. Auf diesem Wege zur Hauptstadt Ungarns werden wir durch die ganze Breite des Karpatenzuges geführt. Hinter Oderberg, welches an der Grenze des Berglandes liegt, treten wir, die Kohlenregion durchschneidend, ins Oelsathal ein. Dasselbe verengt sich gegen Teschen immer mehr; diese freundliche und gewerbreiche Stadt ist die drittgrößte im österreichischen Schlesien. Auf einem schmalen Hügelrücken, welcher besonders steil zum Oelsathal abfällt, dehnt sich die Stadt lang hin. Auf einem bewaldeten Hügel thront das alte Schloß mit seiner wettergrauen Warte. Die Thürme der Stadt, und darunter namentlich der weit sichtbare Thurm der protestantischen Kirche, und rings umher die hellen, schmucken Häuser heben sich scharf vom dunklen Waldblau der Beskiden ab; ein malerisches Bild. Weiter ins Bergland hinein und hinauf berühren wir den kleinen Ort Jablunkau, unweit der Biegung der Oelsa, wo dieselbe aus dem oberen Längenthal ins untere Querthal übergeht. Der Feldbau reicht ringsum noch bis zu halber Höhe an den Berglehnen hinan. Schanzen werden auf den kahlen Höhen sichtbar, gleich darauf überschreiten wir durch einen langen Tunnel die Wasserscheide. Das bedeutendste unter diesen Befestigungswerken, welche auch jenseits des Tunnels den berühmten Jablunkaupaß beherrschen, trägt bei den Bewohnern den Namen der Heiduckenschanze. Jetzt ist sie verfallen und hat ihre Bedeutung verloren. Aber mehrere Jahrhunderte hindurch spielte sie in der Kriegsgeschichte eine bedeutende Rolle. Schon im sechzehnten Jahrhundert, als um 1541 die Türken von Ungarn her in Schlesien einzubrechen drohten, wurden die ersten Vertheidigungswerke aufgeworfen. Dann hielt sie 1626 der von Wallenstein verfolgte Mansfeld längere

Zeit besetzt, ehe er sich mit Gabriel Bethlen vereinigte. Und endlich eroberte auch Friedrich der Große sie im ersten schlesischen Kriege, am 2. Februar 1741. Da die Nachbarberge diese Schanzen überragen und beherrschen, hat man sie in neuerer Zeit verfallen lassen; nur Grenzjäger hielten dort noch Wache. Auf der Südseite, in Ungarn, fällt die Bahn rasch zum Waagthal. Auf der ungarischen Seite aber fehlt der Wald oder ist wüst und ohne Zusammenhang. Auf den kahlen Höhen dehnt sich Weideland. An den Blockhäusern fallen originelle Holzschnitzereien am First auf und neben den malerischen Häusergruppen winzige, schmale Ackerfluren.

Der erste größere Ort ist Czacza, dann kommen kleine Häuserhaufen an der Berglehne, am Bache, am Waldbusche. Sie haben keinen Schornstein, höchstens ein oder zwei viereckige Fensterchen. Eine Dorfgasse ist zwischen dem ungeregelten Haufen kaum denkbar.

Wir sind im Thale der Kisucza, das heißt kleine Gasse, welche zur Waag fließt. Während auf der Nordseite des Gebirges das polnische Element bis zur Paßhöhe dringt, besetzen die Slowaken die südlichen Gehänge. Ueberall hantiren sie hier in ihrem grauen Kleide und schwarzen Filzhut; aber es erscheint Alles so unbedeutend, als wollte es sich der Beachtung entziehen: kleine Häuser, kleine Felder, kleine Menschen in einer großen ungebändigten Natur!

### Durchs Waagthal zum Arvaschlosse.

Beim Städtchen Sillein erreichen wir den mächtigen Waagfluß selbst, der aus zwei Quellbächen sich bildet, von denen der nördliche Arm, die weiße Waag, von der westlichen Pyramide der hohen Tatra, dem stolzen Krivan, herabstürzt, der südliche Arm, die schwarze Waag, an den Waldhöhen der Königsalpe entspringt. Das Waagthal bildet eines der bedeutendsten Längenthäler der nördlichen Karpaten und bahnt, durch die Comitate Thurocz, Liptau und Zips sich erstreckend, den schönsten und bequemsten Zugang zu den großartigsten Scenerien des ganzen Gebirges. Sillein liegt in bequemer Thalweite auf einem Hügelzuge an dem Flusse, mit großen weißen Thürmen. Der Blick streift weit nach Süden über ein Berggelände von mäßiger Erhebung; eine grandiosere Gebirgswelt baut sich im Osten auf, woher das breite Wasser heranfluthet. Eine wunderbare Wetterbeleuchtung lag in den Zügen der wilden Magura, die in ihrer Gestaltung an die böhmischen Mittelgebirge und das Eger-Bergland unterhalb Karlsbad erinnert, aber dreimal höhere Gipfel aufthürmt. Von tiefblauen Tinten stufte sich der Landschaftston ab bis in sonnenlichtes Grau. Da sind keine langgedehnten Höhenlinien ohne markirte Kuppen, sondern überall energische Individualitäten. Lauter Magnaten, jeder hart und trotzig: so steigen diese Berge empor. Scharfkantige Bergschneiden sind eine Eigenthümlichkeit dieser Gebirge. Die zackigen Kämme der Magura erheben sich überall über die Baumregion und sind nur in dürftigen Rasen gekleidet.

Warum suchen unsere Maler diese Gebirge nicht auf, die dazu noch von einer originellen Staffage der Menschenwelt belebt sind?

Von Sillein geht es an der Waag aufwärts nach Osten. Der Thalkessel verengt sich, die Bergmassen rücken hart an den ungezähmten Strom heran. Wie ein Löwe lauert vor dem Engpaß die sagenreiche Burg Strecsno, ein „Schreckenstein“ von düsterer Majestät, unter dem sich der Fluß mühsam aus den beklemmenden Bergen hervorwindet. Mittelst Brücken und Tunnels ringt sich die Bahnlinie hindurch, und mitten im Engpaß hängt noch ein altes, unersteiglich scheinendes Raubnest, Ovar, auf nackter Felsenwand über den wirbelnden Wassern, auf denen eben ein kleines Floß mit zwei Slowaken gegen die Strömung arbeitet, um nicht zu zerschellen. Ein grausiger Anblick, der aber bald entschwindet; denn das Gelände öffnet sich wieder in lachender Breite, und wir gelangen zur großen Knotenstation Rutka, wo die südliche Bahn nach Pest abzweigt.

In gleicher Weise folgen noch mehrere Durchbrüche und mehrere Flachböden auf einander, immer an der Waag aufwärts.

Wir bohren uns zum zweiten Male in die Bergmassen ein, wieder braust der

Zug in einen Felsentunnel und zeigt uns an der Oeffnung die bedeutenden Contouren des hohen Choč. Von Norden her mündet der reißende Zufluß der Waag, die Arva; dieselbe dringt aus einer dunklen Schlucht hervor, welche kaum einer Fahrstraße neben dem grünlichen Wasser Raum giebt. Dieser zweite Durchbruch ist zwei Meilen lang und endigt erst beim Städtchen Rosenberg. Das Land weitet sich wieder und bildet eine erhöhte Thalstufe bis St. Miklosch (Nikolaus), die Ackerfluren treten bereits gegen das Weideland zurück, auf welchem zahlreiche Viehheerden ziehen. In der glänzenden Abendbeleuchtung mit ihren indigoblauen Wolkenschatten erscheint in schimmernder Ferne endlich die wildzerrissene Tatra mit ihrer westlichen Säule, dem hohen Krivan; über seiner Felsenpyramide wölbt sich im lichten Bergeduft ein Regenbogen. Aber der Anblick verflüchtigt sich bald wieder in einen Gewitterdunstschleier. In Rosenberg verlassen wir die Eisenbahn, um unsere Streifzüge in die Gebirge rechts und links zu beginnen. Das Städtchen liegt am südlichen Ufer der Waag, 261 Klafter über dem Meer (nach Angabe der Generalstabskarte).



Ruine Strecsno.

Wir machen Quartier im Wirthshause eines dortigen Weinhändlers und finden hier freundliche Bedienung und mäßigen Ansprüchen genügende Reinlichkeit. Den Abend benutzten wir trotz drohenden Regens noch zu einem Ausfluge auf den mit Betstationen besetzten Capellenberg, um den Anblick der Tatra und der gegenüberliegenden Djumbirkette zu genießen und uns vorläufig zu orientiren.

Am nächsten Morgen nahmen wir ein leichtes Gefährt nach dem vier Meilen entfernten Magnatenschlosse Arva. Die Straße führt nach Norden, am westlichen Gehänge des hohen Choč über die Paßhöhe von Dubowa, wo bei einem alten, plumpen Crucifix sich plötzlich der Blick auf das grüne Arvathal und den in breiter Masse sich dehnenden, fast gipfellosen Kamm der Kubinka Hola (kubinsches Gebirge) eröffnet. Der Anblick erinnert an den südlichen Steilabfall des Erzgebirges. Rasch rollt der Wagen die Windungen der guten Straße hinab, vor uns immer den massigen Gebirgskamm. In dem malerischen Dorfe Jesénowa, am nordwestlichen Fuße des Choč, gleichen einzelne Häuser mit Holzgalerien in ihrem Baustil den bekannten Schweizerhäusern.

Deutschen Namen und deutscher Sprache begegnen wir allenthalben. Nach einer Stunde hielten wir im Marktflecken Kubin, dem Hauptorte im Arvathal, vor dem Gasthause „Zum Tiroler“, und nach einer weiteren Stunde, an dem Fluß aufwärts, endete unsere Fahrt in der Nähe des Arvaschlosses. Aus dem terrassenartig aufgebauten Garten des Wirthshauses genossen wir den Anblick des höchst malerischen Schlosses, welches sich auf einem steilen, zum Theil senkrecht zum Fluß abfallenden Felsen über vier Stufenabsätze des Berges aufbaut und so aus einer Reihe von über einander liegenden Burghäusern emporthürmt.

Die einzelnen Abtheilungen sind durch gewölbte thorartige Treppengänge mit einander verbunden und doch von einander geschieden, so daß jeder Theil für sich besteht und die Besatzung, viermal hinter einander verdrängt, sich nach verlorenem Kampf immer wieder in den höheren Theil zurückziehen konnte zu neuer Vertheidigung. Das Ganze zeigt einen schweren, massigen Aufbau, zwar in leicht ins Auge fallende Gruppen gesondert, aber ohne die feine architektonische Gliederung, die an deutschen Ritterburgen entzückt.

Wir dringen durch ein eisenbeschlagenes Thor ein, ein Rundbogen ohne architektonische Zier. Im Hofraum lockt ein gekuppelter Pavillon auf der hohen Umfassungsmauer zum Ausblick ins Thal und hinüber nach der herrlichen Kuppe des hohen Choč. Je höher wir steigen, desto häufiger begegnen wir künstlich gemeißelten Wappen und Namen der früheren Burgherren, unter denen die Familien der Thurzo, Illyishazy, Tököly, Droskowicz, Eszterhazy, Erdödy und Zichy glänzen. Die Thurzo waren die eigentlichen Herren, sie besaßen einst in dem ganzen Arvagebiet von siebenundneunzig Städten und Dörfern nicht weniger als zweiundachtzig. Besonders berühmt und verehrt war der Schirmherr der Protestanten, der Palatin Georg Thurzo, Graf von Arva. — Auch ein Museum befindet sich in der Burg, welches die Fauna der Landschaft repräsentirt: Bären, Gemsen, Murmelthier, Wölfe, Wildkatzen u. s. w. — Abends kehrten wir wieder nach Rosenberg zurück.

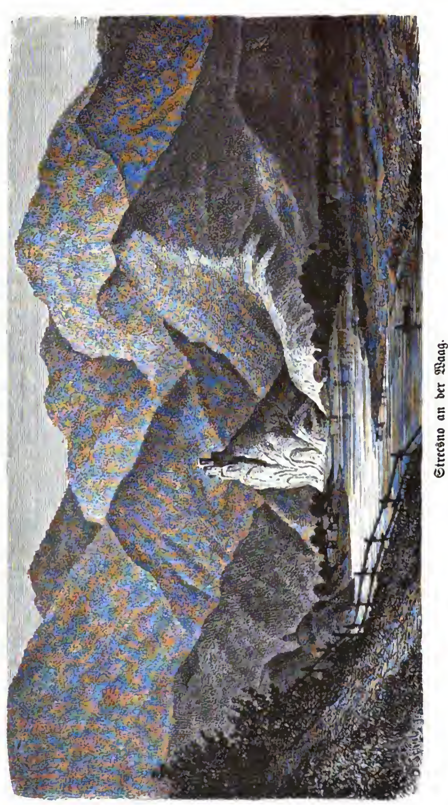
### Eine Besteigung des Choč.

Den nächsten Tag bestimmten wir zur Besteigung des Choč. Unser Wirth wurde in seinem Interesse gewonnen, die Tour mitzumachen. Er war noch nicht oben gewesen, wie überhaupt Niemand in Rosenberg. Wir stellten ihm vor, daß wenn infolge der durch die Eisenbahn gesteigerten Frequenz von Touristen Rosenberg als günstiges Standquartier bezeichnet werden müsse, so würden die bei ihm einkehrenden Fremden es ihm Dank wissen, wenn er Auskunft über den Berg geben könne.

Wir fuhren also wieder auf dem Wege nach Arva bis zum Dorfe Dubowa, wo der Wirth der Dorfschenke verständigt wurde und uns zwei tüchtige Slowaken als Führer für $1^1/_2$ fl. besorgte. Ihnen bürdeten wir unser Gepäck auf nebst dem erforderlichen Imbiß. Während der Zurüstung verweilten wir in der dürftigen Dorfschenke. Dieselbe lag links an der Straße und unterschied sich von den Slowakenhäusern nur durch ein schwarzes Holzschildchen über der Thür, mit dem Namen des Besitzers, der neben der geringen Gastwirthschaft auch noch einen kleinen Kramladen besaß. Die hübsche junge Frau saß mit einem Kinde an der Brust auf der Steinschwelle am Eingange. Ueber die roh gepflasterte Flur führte uns der gefällige Wirth zunächst in eine enge, schmutzige Gaststube, deren Raum noch durch einen Bretterverschlag eingeengt war, hinter welchem einige Schnapsflaschen und allerlei Waaren sichtbar wurden. Der gedielte Fußboden hatte wohl seit Jahren keine Reinigung erfahren. Es roch nach schlechtem Tabak, Fusel und Slowaken, die Luft war kaum zu athmen. Dahinter die sogenannte gute Stube besaß rohe Holzbänke, einen Tisch und selbst ein niedergesessenes Sopha. Nur das sauber bedeckte Bett sah gastlich aus, denn das Stübchen war auch zugleich das einzige Fremdenzimmer. Das Ganze machte einen sehr bescheidenen Eindruck. War der Besitzer wirklich so arm, wie man nach diesen Aeußerlichkeiten schließen durfte, oder war Alles nur auf den Verkehr mit den slowakischen Dorfbewohnern berechnet, die einem feineren Hause nicht trauten? Wirth und Wirthin

kamen mir in dieser Umgebung wie Verbannte vor, die man lieber in ein stattliches Haus mit hellen Räumen versetzt hätte.

Gottesacker, keine Blume, kein Baum ziert die Grabhügel, wenn man die kleinen Unebenheiten des Bodens — mehr flachgetretenen Maulwurfshaufen vergleich-



Strečno an der Waag.

Das Dorf Dubowa liegt am Abhange und in einer von der Höhe des Bergstocks herabkommenden Schlucht des Choč. Der hochgelegene Kirchhof des Slowakendorfes zeigte die höchste Verwahrlosung und schauerliche Mißachtung der Gräber. Keine Mauer, kein Zaun umhegt den

bar — mit diesem Namen belegen darf. Wilde Fußwege schnitten kreuz und quer über das Todtenfeld, und Schweine wühlten am Boden. Die Luft war erfrischend kühl; während unten in Rosenberg das Thermometer 18° R. zeigte, hatte sich oben die Luftwärme um acht Uhr früh auf

12° R. gemildert. Durch eine malerische Dorfgasse zog sich der Weg in der Schlucht am südlichen Fuße der Valentovska Skala, einem klippenreichen, unbewaldeten Ausläufer des Gipfels, aufwärts. Das Thal bricht am oberen Rande kurz und steil ab, so daß man von da an auf gewundenen schmalen, mit losem Geschiebe bedeckten Viehsteigen sich mühsam durchs Gebüsch aufwärts winden muß, denn der frühere Weg war durch ein Unwetter verschüttet. Nach anderthalb Stunden gleichmäßigen Steigens erreicht man eine Art grasiges Plateau, über dessen östlichen Rand der Gipfel selbst sich in breiter Masse aufbaut. Die weite Mulde der Bergplatte bietet eine vorzügliche Alpentrift. Der Wald wird lichter, der Weideboden ist nur noch mit einzelnen mächtigen Fichtengruppen bestanden. Weidendem Vieh, sowohl Rindern als Schafen, waren wir mehrfach begegnet. Hier trafen wir nun auch ihre Wächter: mächtige weiße Hunde mit stacheligem Wolfshalsbande (ein Zeichen, daß die Vertheidigung der Heerden nicht immer gefahrlos ist). Sie fielen uns an, wurden aber von unseren Führern beschwichtigt. Ihr Gebell lockte auch ihre Herren herbei, die slowakischen Hirten des Choč, die hier eine patriarchalische Wirthschaft führen und im Sommer einfache, rindengedeckte Blockhäuser bewohnen. Das Haupt dieser nomadisirenden Genossenschaft, ein weißbärtiger Alter, trat, als wir uns unter einer Gruppe von hohen Nadelbäumen gelagert hatten, an uns heran, einen originell aus einem Stück geschnitzten Milchkrug, dessen Handhabe ein sitzender Adler zierte, in der Hand, begrüßte uns würdevoll und hieß uns willkommen. Dann bot man uns süße und saure Schafmilch, welche letztere namentlich unseren großen Durst kühlte. Durch unseren der slowakischen Sprache mächtigen Gastgeber erfuhren wir nun, daß die Weide am ganzen Choč von der Herrschaft Arva an zwei Gemeinden für jährlich 400 fl. verpachtet wird und daß außer einer geringen Anzahl von Kühen etwa 550 Schafe hier oben Nahrung fanden. Die Heerden bleiben oben bis zur Mitte des August, und in dieser Zeit leben die Hirten fast ausschließlich von Milch und bereiten den berühmten Karpatenkäse und den geschätzten Liptauer.

Ganz gefahrlos ist das Hirtenleben nicht, denn noch immer hausen Bären hier oben und stellen namentlich den Rindern nach. Sie suchen stets, indem sie es umschleichen, ein Thier von der Heerde abzudrängen, um es einsam anzufallen. Der Sprung geschieht stets nach der Kehle, um die Halsader abzureißen und das quellende Blut zu saufen. Natürlich wurden uns, die wir schon vorher beim Aufstieg immer ängstlich die dunklen Dickichte vermieden hatten, in dem verzeihlichen Glauben, daß hinter jedem dunklen Strauch auch ein solcher Viehdieb lauere, auch einige Bärengeschichten zum Besten gegeben.

Eine Probe davon sei hier mit allem Vorbehalt gegeben. Acht Tage vor unserem Besuch hatte ein Bär ein Rind erwürgt. Ueber zwanzig Männer machten sich, mit ihrer unentbehrlichen Walaschka bewaffnet, auf die Verfolgung des Räubers. Einer von den Hirten spürt ihn aus und faßt seine Axt zum Angriff; da erhebt sich der Bär vor ihm, in der einen Tatze einen mächtigen Stein — ganz homerisch —, und zerschmettert in sicherem Wurfe damit seinem Feinde das Schlüsselbein, so daß dieser von der Verfolgung abstehen muß.

Nachdem wir eine Zeit lang gerastet, ging es nun an eine Ersteigung der stumpfen Spitze. Der Aufstieg war in der heiteren, leichten Luft wenig beschwerlich, zunächst durch den parkartig mit Bäumen besetzten Grasboden bis zum Knieholz und dann weiter in mählicher Erhebung bis zur Spitze, auf welcher ein Triangulationsgerüst vom Jahre 1850 uns als Ziel vorschwebte.

Als wir um Mittag oben anlangten, fühlten wir uns keineswegs erschöpft oder erhitzt. Es herrschte völlige Stille in dem weiten Luftraum, so daß wir uns auf den höchsten Klippen ohne weitere Schutzmittel gegen Zugluft lagern konnten und uns dem wonnigen Genusse einer unbeschränkten Aus- und Rundsicht überließen.

Der Choč, über 5000 Fuß hoch, verdient in der That eine hervorragende Stelle unter den Karpatenbergen. Im Osten starren die Zähne und Zinnen der Tatra, gegen Südosten erhebt sich die hochgewölbte und bewaldete Königsalpe

und davor die breite Masse des Djumbir mit den kurzen Felszacken, im Süden und Südwesten steigen die Fatra und im Westen die kahlen Kämme der Magura auf, im Norden dehnt sich der breite Damm des kubinschen Gebirges: Granit, Gneis, Dolomite, Kalke, alle Gesteine in ihren eigenen und wechselnden Gestalten. Wir hatten eine solche Mannigfaltigkeit der Bergformen um uns, wie sie wohl selten von einem hohen Standorte aus zu überblicken sind. Ich führe hier mit Vergnügen einen treffenden Ausdruck eines Reisebegleiters an, welcher von einem „Sortiment“ von Gebirgen sprach.

Bald waren unsere Vorrathsbehälter geöffnet, die Flaschen entkorkt, und beim Knistern eines rasch improvisirten Lagerfeuers hielten wir ein durch nichts gestörtes Mahl auf luftiger Höhe. Unsere Slowaken achteten es nicht der Mühe werth, sich die Gegend anzuschauen; sie legten sich zum glimmenden Feuer und schlossen die Augen. Wir aber verweilten mit immer erneutem Interesse bei dem herzerhebenden Anblick der gewaltigen Bergmassen, Bergspitzen, Bergkegel und Bergrücken.

Nach mehrstündigem Aufenthalt drängte uns ein von Süden anrückendes Unwetter, das sich schwarz über den Klippen des Djumbir lagerte, zur Umkehr. Beim Abstieg schlugen wir einen anderen bequemeren Weg ein, der uns über die Skala führte und uns längere Zeit über elastischen Weidegrund leitete. Doch gab's auch hier, wie auf allen Seiten des Bergstockes, etwas beschwerlichere Stellen zwischen den Felswänden hinunter. Am Gasthause zu Dubowa fanden wir unsere Wagen und rollten behaglich bei einbrechendem Abend ins Waagthal nach Rosenberg hinab. Eine halbe Stunde vor der Stadt verließ ich das Gefährt, um die links von der Straße auf einem Hügel an der Berglehne aufragende Burgruine von Ljakava zu zeichnen. Sie macht, selbst verfallen, noch einen bedeutenden Eindruck. Der gewaltige Mittelbau muß ehedem sehr stattlich gewesen sein, als hier der natürliche Sohn des Königs Matthias, Johannes Corvinus, von seiner Burg aus das Waagthal beherrschte.



Arvaschloß.

Dann wanderte ich auf der ebenen Straße durch das Dörfchen Likanka zurück, wo ich noch ein ländliches Genrebild beobachtete, das wohl Erwähnung verdient. Neben der Straße lief ein klei-

nes Bächlein durch Wiesengrund dem Dorfe zu. Hier saß eine junge Mutter am Wassersaume und sang, ihr Kind wiegend, ein einfaches slowakisches Lied. Die Wiege bestand aus drei Stäben oder Stangen, die am oberen Ende mit einander verknüpft und unten zu einem Dreifuß gespreizt waren, so daß zwei Stäbe auf dem Lande, der dritte aber mitten im Bache stand. Das Kind schwebte zwischen den Stangen in einer Art von Hängematte über dem Bache und wurde von der Mutter durch Schaukeln in Schlummer gewiegt, unbesorgt um die Lage des Kindes, von welcher eine Städterin gewiß den Blick angstvoll abgewendet hätte.

## Das Bad Korytnitza.

Der folgende Morgen führte uns, den bisherigen Ausflügen direct entgegengesetzt, gerade nach Süden. Unser Ziel war das Bad Korytnitza (Koritnica). Ungarn ist so reich an mineralischen Quellen,* daß man nur einen geringen Theil davon verwerthet. In der näheren Umgebung von Rosenberg liegen drei Gesundbrunnen: Lucki am östlichen Abhange des Choč, südlich davon Tepla und jenseits der Waag in der Nähe von Njemecka Lupča, ein Sauerbrunnen. Am besuchtesten aber ist das erst vor einem Decennium bekannt gewordene Bad Korytnitza, an der Westseite der hohen Djumbirkette, in einer Entfernung von drei bis vier Meilen von der Eisenbahnstation Rosenberg. Daher ist auch in Rosenberg immer Fahrgelegenheit zu finden. Der Weg führt uns in ein enges Thal, zwischen 4000 bis 6000 Fuß hohen Gebirgszügen rechtwinkelig eingeschnitten. Der kühle, von den Berghöhen herabdringende Luftstrom und die Enge des Raumes verbieten den Getreidebau, die steilen Gehänge und Berglehnen dienen als Weide- und Wiesenland, auf denen in zahlreichen zwischen dem Buchengebüsch zerstreuten Heustadeln die Wiesenernte für den Winter untergebracht wird. Der Charakter des Thales ist weit ernster als an der Arva und erinnert in seinem Colorit an Harzlandschaften. Kleine Flöße treiben auf dem raschfließenden schäumenden Gebirgswasser der Waag zu. Weiter hinauf, wo über Dolomitfelsen wohl auch ein Wasserfall niederschäumt, wird das Thal alpin. Die Slowaken waren auf den Bergmatten mit der Heuernte beschäftigt und bildeten manche hübsche Landschaftsstaffage.

* Ungarn besitzt über hundert warme und laue Quellen, die zu Bädern benutzt werden.

Vier Stunden von Rosenberg entfernt liegt das einzige größere Kirchdorf im Thale. Hier kommen von drei Seiten, von Südwesten, Süden und Südosten, drei Bäche zusammen und bilden den Fluß des unteren Thales. Die Berge treten in diesem Winkel etwas zurück und geben dem Dorf Osada Raum. Von der Welt fast abgeschieden, lebt hier ein eigenthümliches Völkchen, das sich hier und in zwei anderen kleinen Dörfern nach Tracht und Sprache von den sonstigen Landbewohnern unterscheidet. Unsere Frau Wirthin in Rosenberg, die gelegentlich mit diesen Leuten verkehrte, wenn sie zur Stadt kommen, meinte, der Dialekt sei polnisch, fast russisch. Nach ihrer malerischen Tracht — der schönsten Volkstracht, die ich je gesehen – nannte ich sie scherzweise Weißrussen. Natürlich sind auch hier die Frauen wieder das conservative Element, das seine schöne Tracht zäh festhält, während die Männer in ihrer Kleidung von der slowakischen weniger abweichen. Statt der im Waagthal üblichen Flügelhaube und den Scheuklappen auf den Wangen und statt des rothen, blauen oder schwarzen Kopfbundtuches trägt die Frau in Osada und weiter hinein ins Gebirge ein großes weißes Tuch, so groß wie eine Serviette, über den Kopf zusammengeschlagen und über dem Nacken derart geknotet, daß die Zipfel bis über die Taille den Rücken hinabhängen.

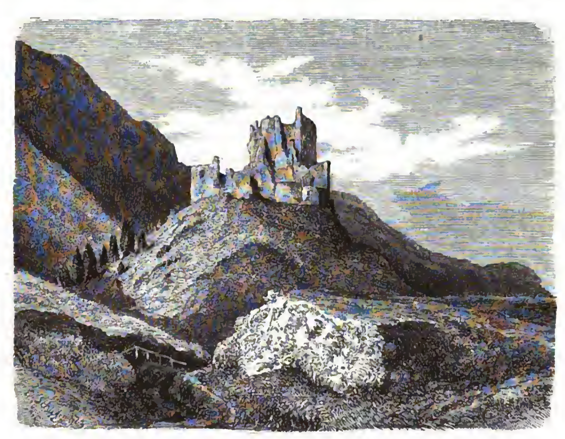
Das unten und oben ausgeschnittene, eigentlich nur die Brust selbst umfassende Mieder besteht aus blauem oder grünem Stoffe und ist von oben nach unten in mehreren Doppellinien von rothen Litzen besetzt. Die Achseln sind roth gestickt, und um die weißen Röcke zu halten, ist um den Leib eine rothe Schärpe geschlungen, deren lange Enden hinten herabfallen. Nur der obere Theil des Hemdes ist von feinem Leinen und reizend gestickt, der eigentliche Rock desselben aber so grob

wie Sackleinen, infolge dessen der Faltenwurf sich voll und breit wie bei Tuchkleidern entwickelt. Eine schön gemusterte blaue, breite Schürze vollendet die kleidsame Tracht.

Alle Stoffe werden von den Frauen selbst gewebt und gearbeitet und nichts gekauft. Der Färber besorgt nur das Muster der Schürze. Diese originelle Tracht, unter der uns manches schöne Gesicht anblickte, findet sich nur in Osada, Lučzna und Revuca, auf dem Wege nach

Gleich rechts befindet sich die gute Baderestauration, in der man vorzüglich bedient wird.

Weiter hinauf liegen an den Promenaden, die nach allen Richtungen den Wald durchziehen, zahlreiche Villen und Gasthäuser: Herculanum, Pompeji, Hunnia, Pannonia, Hungaria, Buda u. a. m. Die Badesaison währt vom 12. Mai bis 22. Juli. Als wir eintrafen, zählten die Badelisten bereits 368 Parteien mit 611 Personen. Die Quellen sind vorzugsweise



Ruine Ljatava bei Rosenberg.

Neusohl. Alle drei Orte liegen in einem Bogen um Korytnitza herum.

Von Osada wird der Weg mühsamer und einsamer, behält aber noch eine gute Stunde seine gerade südliche Richtung, bis er sich scharf nach Osten wendet und in steilem Anstieg direct in die Seite der 924 Klafter hohen Velka Kochala drängt. Hier liegt zwischen zwei Waldrücken auf schiefer Ebene ganz im Wald begraben das Bad Korytnitza. Am Eingange erheben sich über der Straße Ehrenpforten, mit ungarischen Farben geschmückt, und es begrüßt uns der sinnige Spruch: Aegrotis salutem, sanis laetitiam. Das Bad will also nicht bloß Heilung, sondern auch Sommerfrische und Badevergnügen bieten.

Eisensäuerlinge. Der Franz-Josefsbrunnen zeigt einen stark aufwallenden, Blasen aufwerfenden Quell. Auch der Sophienquell brodelt sehr stark. Jeder Curgast schöpft sich durch das Mittelloch der Brunnenklappe mittelst eines Glases an einer 1 m langen Schnur das Trinkwasser des Sophienbrunnens selbst.

An einem kleinen Obelisk an dem oberen Ende der Promenaden stand: „Vámbery volgy 22. Juni 1865!“ Wir versuchten über die gebahnten Wege hinaus in den Wald aufwärts zu dringen, mußten aber bei dem unglaublichen Wasserreichthum des Bodens und dem dadurch gebildeten Ursumpfe unter dem dichten und wilden Nadelgehölz zu unserem Leidwesen bald davon abstehen.

Nachdem wir uns das Badeleben nach allen Seiten angesehen und die Bergpromenaden, die aber eigentlich thalabwärts führen, durchwandert hatten, kehrten wir auf demselben Wege, den wir gekommen, nach Rosenberg zurück und erreichten die Stadt und unser Quartier gegen acht Uhr Abends.

### Nach Hradek und zum Djumbir.

Wir rückten eine Station weiter nach Osten und zwar nach Hradek. Am Bahnhofe zu Rosenberg belustigten wir uns, da die Züge nicht so eilig abgefertigt werden, vom Wagen aus mit unseren Freunden, den braunen Wildlingen aus dem indischen Wunderlande, die uns beim Passiren der Waagbrücke, in deren Nähe sie hausten, schon oft besteuert hatten. Diese heimathlosen Kinder des Ostens muß man in Ungarn beobachten, um sich von ihrer paradiesischen Lebensunbefangenheit einen Begriff machen zu können. Hier in unserer Nähe, im böhmischen Nachbarlande, ist ihnen von Seiten der beaufsichtigenden Behörde schon so viel von den Aeußerlichkeiten eines Culturmenschen aufgezwungen, daß man — was viel sagen will — eine arme Seiltänzerbande von einer Zigeunerhorde nur an der Hautfarbe und dem ungepflegten Haar unterscheidet. In Ungarn ist das anders. Dort fühlt sich auch der niedrigste Slowak so hoch gestellt in seiner socialen Stellung über einen Zigeuner, daß ich zweifle, ob er ihm den Ehrentitel „Mitmensch“ geben würde. Die Zigeuner haben hier weder Haus noch Kleidung, weder Decke noch Dach. Große Burschen habe ich im reinsten adamitischen Costüm — aber die braune Haut sieht ja nie so nackt aus wie die weiße — an den vorüberfahrenden Eisenbahnzug rennen sehen, um durch bittende Geberden und Handausstrecken das Mitleid der Reisenden zu erregen und sich dann um die hingeworfenen Kreuzer zu balgen, die sie, aus Staub und Straßenschmutz aufgerafft, sofort in den einzigen Aufbewahrungsort retten, das heißt in den Mund stecken.

Unsere braunen Wildlinge in Rosenberg bildeten ein Rudel von Kindern, Knaben und Mädchen, barhaupt, barfuß und, wenn man das Wort bilden dürfte, auch barleib; denn nur einige halbwüchsige Mädchen hatten so etwas wie eine zerfetzte Schürze um den Hals gehängt, die um die Beine herabflatterte und ihnen offenbar noch zu unbequem war. Vorsichtig schlichen sich, wie scheues Wild umherlugend, einige auf den Bahndamm herauf und über die Schienen bis dicht an unseren Wagen. Wir warfen einige Kreuzer hinaus, über die nun der ganze Schwarm herfiel, unbekümmert um die unsern dampfende Locomotive. Sowie aber der drohende Ruf eines Bahnbeamten erschallt, rennt die ganze Horde wie wilde Steppenpferde durch Distel und Dorn davon. Hier fallen sie ihrer lauernden Alten in die Hände, die ihnen das errungene Geld wieder abnimmt und sie zaust. Dann rücken sie wieder heran. Sowie ein Polizist erscheint, ducken sie sich nieder im Bachgebüsch wie eine Rotte Rebhühner. Bald kommt Kopf um Kopf wieder zum Vorschein; am Feldrain beginnen sie ihre ungeregelten Tänze, stellen sich vor dem Kornfeld auf, daß wir sie sehen sollen, und tanzen gegen uns heran und klatschen wie zum Dank in die Hände. Es war eine Scene, die uns nicht bloß nach Halbasien, sondern nach Ganzasien versetzte.

Wir sind später noch oft dieser verwahrlosten und verachteten Menschenclasse begegnet.

Wie wetterfest diese Burschen sind, das sah ich bei der Burg Strecsno. Dort hatten sie sich am Strande der Waag aus herrenlosen Brettern, vielleicht Reste eines gescheiterten Floßes, ein Schutzdach zusammengesetzt, lagen aber früh morgens im thaufrischen Grase mit dem Bauche auf der Erde, und als ich mehrere Stunden später wieder vorüberkam, lagen sie noch auf derselben Stelle und ließen sich die hochstehende Sonne auf den nackten Rücken brennen.

In St. Miklosch hatte sich eine Bande unter einem der seitlichen Brückenbogen der aus dicken Holzbalken errichteten und über die Waag führenden Brücke eingenistet. Man ließ sie gewähren, nachdem ihr Häuptling dem Bürgermeister gelobt hatte, nicht in der Stadt zu stehlen, so lange man ihnen ihr Asyl gestattete. Gegen Ueberlassung dieser sonst doch nicht zu verwerthenden Wohnung gaben sie also der Stadt gewissermaßen einen Freibrief und versahen sich in den

benachbarten Dörfern mit den nöthigsten Lebensmitteln, ohne sie zu bezahlen.

Während der Fahrt nach Hradek unterhielten wir uns mit einem magyarischen Grundherrn, dessen Vorfahren unter König Bela IV, 1235 bis 1270, ins Land gekommen waren. Seit sechshundert Jahren saß die Familie auf ihrem Erbe, und nicht ohne bedeutendes Selbstbewußtsein öffnete er das Fenster nach Norden, zeigte auf eine Berggruppe westlich von der hohen Tatra und sagte in gutem Deutsch: „Bitte, belieben zu schauen, dieser Berg ist mein Berg, er heißt nach mir.“ In der weitergesponnenen Unterhaltung erfuhren wir noch manches Erwähnenswerthe.

Das Wetter in der Tatra ist sehr wechselvoll, so daß noch im Juni (1872) sechs Pferde erfroren. Schafe grober Zucht und Rinder halten mehr aus. Die Zeit der Grasernte erstreckt sich bis in den September. Augustschnee bleibt im Gebirge noch nicht liegen. Wenn aber im September der Frost das Gras im Gebirge tödtet und röthet, was man vom Thal aus an der wechselnden Farbe erkennt, dann richtet man sich auch unten für den Winter ein und deckt in den Gärten die Pflanzen zu, welche erfrieren könnten.

Die Station Hradek liegt am östlichen Ende der Thalstufe, wie Rosenberg am westlichen; sie ist etwa drei Meilen lang und zwei Meilen breit. Bei Hradek drängt sich die Waag hart an den Rand der südlichen, vom Djumbir überragten Bergkette; die prächtig bewaldeten Hänge fallen unter steilem Winkel direct zum Wasser herunter. Hradek ist ein weit zerstreuter Ort, wo bedeutender Holzhandel getrieben wird. Das übermüthige Magyarenthum ist bestrebt, überall die slavischen Ortsnamen zu verdrängen und durch die vornehmen Titel seiner vermeintlichen Culturspräche zu ersetzen. So heißt jetzt das Stationshaus in Hradek Lipto-Ujvar. Alle Fahrpläne nennen denselben Namen. Dagegen hat nicht bloß die von Deutschen entworfene Generalstabskarte von Ungarn den alten Namen, sondern seltsamerweise lesen wir ihn auch auf den Fahrkarten der Eisenbahn.

Das Wirthshaus „Zum Brühl“ ist ein großes geräumiges Gasthaus. Die Gesellschaftsclassen sind auch hier natürlich vollständig geschieden. Die „Herren“, und zu ihnen rechnen wir alle Menschen, welche Stiefel tragen und deutsch sprechen, haben ihr besonderes Casinozimmer und bekommen zur Nacht große bequeme Betten. Die Slowaken haben ihr Schenkzimmer, in dem sie den Abend über gehörig qualmen und sich dann auf den platten Boden der Dielen reihenweise zum Schlafe niederstrecken; den Zigeunern gehört die ganze Welt — vor der Thür.

Am Morgen des 28. Juli nahmen wir einen leichten Wagen, der uns an den Fuß des Djumbir tragen sollte. Eine halbe Stunde unterhalb Hradek ergießt sich von Süden her die Stiavnica in die Waag. Sie entspringt am Djumbir, geht zwischen hohen Waldbergen direct nach Norden und mündet unterhalb des Dorfes St. Ivany (Swati Jan) in die Waag. Oberhalb des Dorfes verschwindet alle Ansiedlung, aller Anbau. Wir treten in ein ernstes Waldthal. Der Waldweg, der nur der Holzabfuhr dient, ist verwahrlost, abscheulich, gefährlich. Aber wir vertrauen der Sicherheit unseres Rosselenkers Janosch. Ueber verfallene Knüppelbrücken und Wegabstürze, unter denen das Bergwasser donnert, geht es zwei Stunden lang mühsam vorwärts; herrliche Gentianen, die am Wegrande ihre Kelche öffnen, gehören bereits der Hochgebirgsflora an. Da schnürt ein nackter Felsgrat von weißen Dolomitfelsen das Thal wie mit einem Querriegel ab. Dahinter treffen wir ein einziges Waldhaus, die Wohnung des Hegers. Der Herr des Hauses empfing die ungeladenen Gäste, die in sein Reich eindringen, ziemlich mürrisch und gab nur einsilbige Antwort. Aber indem wir sein Töchterchen beschenken, gewinnen wir auch das Herz des Vaters. Er gestattet, daß die Pferde rasten und Futter erhalten, während wir den Berg besteigen, denn weiterhin in die einsame Bergwelt leitet ein für Menschen möglicher Fahrweg nicht. Er deutet nur den Pfad an, den wir zu suchen haben, um die Höhe zu gewinnen, denn nach dem ausdrücklichen Befehle seines Herrn, wie er vorschützt, darf er Niemanden auf den Gipfel geleiten. Wir steigen in einem rechts abbiegenden Seitenthale hinan. Auf den Gehängen ist das Holz abgetrieben, für neuen Anwuchs mag die gütige Natur selbst sorgen. Es fehlt an Arbeitskräften; noch lohnt es, zu ernten, ohne zu säen.

Wo die Bergwasser ergiebigen, fetten Schlammboden zusammengetrieben haben, wuchert eine strotzende, großblätterige Doldenvegetation. Kein Haidekraut bekleidet die trockenen Abfälle der Höhen. Bei 4500 Fuß beginnt das Knieholz, untermischt mit kurzem Gras und Heidelbeerkraut. Die Wildbäche haben tiefe Wasserfurchen in die kahlen Hochrücken gegraben. Wir klimmen pfadlos einen Querriegel der Hauptkette hinan, um den steilen Absturz des Djumbir auf der Nordseite, den keine Ziege mehr erklettern kann, zu umgehen. Das Knieholz verschwindet. Je höher wir in dem kurzen Grase steigen, desto freier wird die Rundsicht. Ueber den nordwärts streichenden Widerlagern des Kammes leuchten die Tatraspitzen auf. Wir überblicken die ganze Zahnreihe vom Krivan bis zur Lomnitzerspitze, dem höchsten Gipfel der Karpaten. Nach Osten baut sich die Königsalpe auf, gegen Süden, wo der grasige Abhang des Djumbir sich in langen Zügen allmälig senkt, thürmen sich die Erzgebirge Ungarns empor. Hier oben auf dem Rücken, auf dem wir stehen, liegt der Kirchhof zahlloser Kohlweißlinge. Massenhaft decken die Flügel dieser weißen Tagesfalter den Boden. Durch den aufsteigenden Luftstrom vom Thale heraufgeführt, sind sie hier erstarrt und erfroren. Das spärliche trockene Gras, das dürre Moos knistert unter unseren Füßen. Nur hier und da nickt noch die kleine Campanula barbata. Sowie man aber den Blick in das südliche Granthal richten kann, wird die Flora viel üppiger. Auf diesen Alpenmatten blühen Campanula, Alpenvergißmeinnicht und Alpenanemone.

Der Gipfel des 1080 Klafter hohen Djumbir ist mit riesigen Blöcken besäet. Am Fuße des schroffen Absturzes gegen Norden liegen noch Ende Juli bedeutende Schneelager. Man übersieht sehr wohl die Thäler der Waag und Gran und südlich von diesem letzten Strom das innerungarische Mittelgebirge. Schutthalden ziehen zwischen dem Weideboden thalabwärts. An einzelnen feuchten Stellen zwischen den Gneisblöcken, welche auch die Spitze bilden, zeigt sich eine reichere Pflanzenwelt.

Wir umgehen gegen Osten den Hochgrat des Gipfels und wenden uns zu den Quellen der Stiavnica, wo wieder der Kalk auftritt und damit eine üppigere Vegetation.

Das obere Thal der Stiavnica, die an der Südseite des Djumbir entspringt und sich dann um seinen Ostfuß nach Norden wendet, besteht sichtlich aus mehreren Stufen. Hin und wieder verschwinden die rauschenden Quellen vollständig in dem lockeren Kalkboden. Man sieht in einigen mit dichtem Pflanzenkleide bedeckten Gruben die Wasser untertauchen; selbst die Spur eines Rinnsals hört auf dem Boden auf. Man geht auf gleichmäßigem Rasen über den unterirdisch abfließenden Bächen thalabwärts, bis plötzlich sich eine kleine Furche seitlich aufthut und das Wasser wieder an die Oberfläche tritt, um später noch mal zu verschwinden. Am Anfang der Knieholzregion liegt eine verfallene Hütte von Baumrinden, mit einem röthlichen Wall aus Knieholzgestrüpp umgeben, aber unbewohnt. Die südliche Thalwand als die Schattenseite trägt, so lange der Bach nach Osten fließt, nur Knieholz, die nördliche dagegen viel höher hinauf geradstämmige Fichten. Das Thal abwärts ist vorwiegend mit großblätterigem Sauerampfer bedeckt, dessen hohe rostbraune Blüthenstände ein Charakteristicum der Landschaft bilden. Durch dieses mannshohe Krautmeer hat das weidende Vieh hier und da seine schmalen Pfade getreten, denen wir folgen müssen.

Nach zweistündiger Wanderung von den Quellen ab gelangen wir zu einer armseligen slowakischen Blockhütte, scheinbar halb in den Boden versunken. Das Erdreich zwischen den krüppelhaften Tannen ist zerstampft, kein Hälmchen grünt hier, im dunklen Schlamme wälzen sich Schweine. Ein Reisegefährte, welcher in seiner Jugend den amerikanischen Westen durchstreift hatte, meinte: so etwa sehe eine irische Ansiedelung im Urwalde Amerika's aus. Nach und nach zeigen sich Holzschläge und die Rindenhütten der Holzarbeiter; unter den geschwärzten Firstbäumen der Hütten wirbelt blauer Rauch empor. So langten wir wieder beim Waldheger an. Die Felsenmauer, die wir beim Eintritt schon beobachtet, bot noch eine interessante Erscheinung. In der weißen Felswand auf der höchsten Höhe wölbt sich nämlich ein weites Thor wie ein riesiges gothisches Fenster, durch

das der blaue Himmel sichtbar wird. An Höhlen ist die Gegend überall, so weit der Kalk reicht, sehr gesegnet.

Ueber morsche und löcherige Knüppelbrücken, durch Pfützenwege rumpelte der Wagen rasch vorwärts, durch Wasser- und Schlammgeleise, über große Steine polternd, immer thalab, bis auf fünf Brücken die Arme der Waag überschritten wurden und es nun im Galopp auf der guten Chaussee heimwärts ging, eine Leib und Seele erschütternde Bewegung in einem leichten federlosen Wagen. Im Galopp ging's über die letzte Brücke und im Galopp vor unser Gasthaus, wo wir mit Dunkelwerden wieder eintrafen.

Um ein Slowakendorf einmal gründlich kennen zu lernen und die magyarischen Herrensitze und Judenhäuser eingehend zu besichtigen, machte ich mich am nächsten Tage ganz allein nach St. Ivany auf den Weg, während meine Freunde zur Tatra vorauseilten. Wir hatten das Dorf am Tage vorher zweimal zu Wagen passirt, und die Erscheinungen, die ich flüchtig aufgenommen, hatten mich zu einem erneuten Besuche gereizt.

Der Fußsteig führt zunächst an der Waag hin. Ein Slowake begegnet mir; er tritt sofort bei Seite, mir den Steig überlassend, entblößt das Haupt und grüßt ehrfurchtsvoll; denn der Slowak ist „sehr ein gehorsamer Mensch“. Auf einem Steg, an dem wahrlich kein Holz gespart war, überschritt ich die Waag. Am flachen Ufer waren die Slowaken beim Zimmern von Flößen beschäftigt, denn sie gelten als die geschicktesten Holzarbeiter in ganz Liptau. Ihre Walaschka, die lange Stielaxt, dient ihnen als dritte Hand. Eine halbe Stunde jenseits des Steges liegt St. Ivany. Die Bevölkerung besteht aus Magyaren, Juden und Slowaken. Jene wohnen in Herrensitzen mit Thürmen und Erkern; die Juden in Steinhäusern zum Theil mit Treppenaufgängen, grell gemalte orientalische Kuppeln darüber oder Veranden mit Säulen; die Slowaken leben in hölzernen Blockhäusern. Die erste Häuserart hat große offene Fenster, bei der zweiten, der jüdischen, sind dieselben vergittert und verwahrt. Die Blockhäuser haben kleine Fensterchen mit einem Ständer in der Mitte; rechts und links sind die Scheiben der Größe oder Kleinheit des vorhandenen Glasmaterials anbequemt.

Dazu leben drei Confessionen: Katholiken, Protestanten und Israeliten, friedlich neben einander und haben ihre besonderen Gotteshäuser. So haben wir also in dem Dorfe ein Abbild von ganz Ungarn mit seiner Völkermischung und seiner Glaubensmannigfaltigkeit.

Als ich, in den engen Dorfgassen irregehend, ein Steinhaus mit prunkender Vorhalle für das Wirthshaus hielt und um einen Schoppen Wein bat, offerirte mir die Herrin des Hauses, eine asthmatische, wohlbeleibte Frau, sofort Kleiderstoffe, wies mich dann aber, als ich diese dankend ablehnte, freundlich zurecht.

Endlich fand ich die gesuchte Rast und Labung. Mir waren bei meinem ziellosen Umherschweifen bereits drei Herrensitze zu Gesicht gekommen. Also in so gemischter Stammes- und Glaubensgemeinde auch noch getheilter Besitz. Die Herrenfamilie ist in der That sehr zahlreich und hat auch noch „unverheirathete Herrschaft“. Es „residiren“ also mehrere Linien des Geschlechts in einem armseligen Dorfe, das seitabwärts von einer Verkehrsstraße auch von Handel und Wandel nichts aufzuweisen scheint. Ein merkwürdiges Beispiel von den Folgen dieser Abgelegenheit und von der Dürftigkeit erfuhr ich bald selbst. Ich hatte mich zum Zeichnen auf eine Bank neben einem Slowakenhause gesetzt und wurde wie gewöhnlich bei solcher Beschäftigung bald von gaffender Jugend umringt. Dadurch wurden auch die Bewohner des Häuschens aufmerksam. Die Frau brachte mir einen Stuhl heraus, um mir einen bequemeren Sitz zu schaffen, und bemühte sich, die wachsende Zuschauermenge etwas fern zu halten. Als ich meine flüchtige Skizze vollendet hatte, wollte ich mich für ihre wohlmeinenden Dienste erkenntlich zeigen, bemerkte aber zu meinem Bedauern, daß mir das nothwendige Kleingeld fehlte. Ein kleiner Knabe, der sofort merkte, um was es sich handelte und woran es fehlte, erbot sich, er wolle versuchen, einen Gulden zu wechseln. Der Kleine blieb lange aus; ich argwöhnte schon, er werde verschollen bleiben; da näherte er sich langsam, zaghaft und überreichte mir das Papier wieder mit dem Bemerken: er sei

bei drei „Kaufleuten“ gewesen, aber ohne Erfolg. Nun trat aus der Schar, die den Fall aufmerksam verfolgt hatte, ein hübsches dunkeläugiges Mädchen hervor und erklärte bestimmt, sie werde gehen und wirklich wechseln. Und in der That, sie hielt Wort. Nach wenigen Minuten trat sie triumphirend wieder heran und überreichte mir eine ganze Handvoll — nur Kupfer. Dreht sich wirklich der Handelsumsatz im Dorfe nur um Kreuzer? Fast sollte man es meinen. Wenigstens trafen wir später am Krivan einen halbwüchsigen Slowakenburschen, der als Lohn für eine anderthalbstündige Führung durch Busch und Wald einen „Silberzwanziger“ nicht nehmen wollte, weil er das Geld nicht kannte.

Meine eigentliche Absicht bei dem Besuche des originellen Dorfes galt den Mineralquellen, von denen wir schon am Abend vorher, bei der Rückkehr vom Djumbir, im Dunklen, durch die Exhalationen des Straßenschlammes, in den sie sich verloren, Kunde erhalten hatten. Zur ausgesprochenen Tendenz der Dreitheilung im ganzen Dorfe gehören und passen natürlich drei Quellen. Es sind zwei laue Schwefelquellen von 18 bis 19° R. und ein kalter Säuerling. Es reizt mich, die drei Volksstämme mit den drei Quellen in Verbindung zu bringen. Die vornehmste Quelle befindet sich auf der Innenseite der Kirchhofsmauer des höher gelegenen katholischen Gotteshauses neben der ehemaligen Begräbnißstätte der magyarischen Herrenfamilie. Der Quell wallt stark brodelnd auf. Bei meinem ersten Besuche (ich war auf zwei verschiedenen Reisen in dem Dorfe) lagen kalkbespritzte Schöpfeimer und allerlei Maurergeräthe im Wasser; augenscheinlich wurde das Wasser bei der Erneuerung des Kirchenabputzes zur Kalkbereitung benutzt. In dem daneben liegenden Beinhause sollten unter dem Einfluß der Schwefeldämpfe die Leichen nicht verwesen; diese Art der Unvergänglichkeit war also den Herren vorbehalten. Der zweite Quell liegt unten im Dorfe gegen das Gebirge zu an der Straße und brodelte aus einem wenige Fuß hohen Kalksteinfelsen hervor, dessen flachgewölbter, glatter Rücken mit einem kleinen Holzhäuschen überdeckt ist. Aus einer rundlichen Vertiefung von etwa 10 cm Weite quillt das Wasser stark hervor, rinnt über den Felsen hinab und sucht sich in den Straßengeleisen seine weitere Bahn. Kinder stopften blaugemusterte Kattunschürzen und Tücher in den Kessel, ließen das Wasser durchquellen und überwallen und klopften dann die Wäsche mit einem Holz auf dem platten Felsen aus. Also eine Waschanstalt mit Schwefelwasser, gewiß als Präservativmittel gegen unangenehme Kleidergäste sehr empfehlenswerth. Die kleinen Wäscherinnen wußten von dem Sprudel Wunderdinge zu erzählen, namentlich sollte er im Winter so heiß sein, daß man die Hand nicht hineinhalten könne. Offenbar behält das Wasser immer seine Temperatur von 19° R.

Zwölf Schritte von dem Waschhause, auf der anderen Seite der Straße, sprudelt aus dem Gestein neben dem letzten Dorfhause ein angenehm schmeckender kühler Säuerling hervor und fließt unbenutzt, als höchstens zu gelegentlichem Trinken, mit dem Schwefelquell im schwarzen Schlamm des unverbesserlichen Fahrweges zusammen, um die Luft umher zu verpesten. Als ich den Wirth im Dorfe fragte, warum man solche Quellen ganz unbenutzt lasse oder nur zu profanem Gebrauche dienstbar mache, erwiderte er: der „Herr“ fürchte die Gastfreundschaft; denn wenn er ein Bad eröffne, würden sich ihm alle guten Freunde als Gäste ins Haus legen und mehr als den zu erhoffenden Gewinn verzehren. So zäh und verderblich sollte also noch die aus der asiatischen Steppe mit eingeschleppte Gastfreundschaft wirken!

Vielleicht wird sich auch dem Leser, wie mir selbst, der Gedanke aufdrängen: das Dörfchen spiegelt uns die Zustände Ungarns im Kleinen wieder, der weiteren Folgerungen für das herrschende Volk zu geschweigen.

---



# Die Ponzainseln.

Von

**Heinrich Holtzinger.**

---

eit ich an einem sonnenhellen Märztage von den Höhen von Genzano im Albanergebirge bei Rom fern im Süden die zauberhafte Inselgruppe des Ponzaeilandes und der Felsen von Palmarola und Ventotene, von zartem Duft umflossen, aus der tiefblauen Fluth des Mittelmeeres hatte auftauchen sehen, seit jener Stunde nahm ich auf meiner Wanderung in den Süden Italiens den Wunsch mit mir, einmal eigenen Fußes jene Insel der Circe und die Verbannungsstätten so mancher römischen Kaiserprinzessin zu betreten. Im Reisehandbuch sucht man freilich vergeblich nach dem Wege, der zu jenen Inseln leitet, denn in den Kreis der Touristenstationen sind sie noch nicht aufgenommen. Die einzige Verbindung der Inseln mit dem großen Verkehrsstrome Italiens geht nach Neapel hin. Einmal in jeder Woche fährt ein Dampfschiff in neun oder zehn Stunden nach der Hauptinsel Ponza hinüber, um nach zwei Tagen in den Golf zurückzukehren. In der Villeggiatur auf Ischia bot sich mir daher die Gelegenheit, meinen Wunsch zur Ausführung zu bringen.

An einem klaren Septembermorgen steuerte ich in Begleitung eines Freundes von unserem Wohnort Casamicciola längs der Nordküste der Insel hin in einer kleinen Barke dem Hafen von Ischia entgegen, wo wir das Dampfschiff von Neapel erwarteten. Als wir an Bord kamen, brannte die Sonne schon unerträglich heiß, aber bald wehte eine frische Brise uns Kühlung zu; wir hatten den „vento della giornata“, den Wind, der, früh Morgens im Südosten anhebend, mit der Sonne westwärts geht, und der so unserem Cours ins Mittelmeer hinaus direct entgegentrat. Indeß blieb das Meer ruhig und gleichmäßig, besonders so lange wir an der Küste von Ischia unter dem Schutze des hohen Bergrückens des Epomeo blieben. Auf der Höhe der Stadt Forio, die man in ihrer unvergleichlich malerischen Lage, mit ihren Kuppeln und weißen Thürmen, oft mit einer Stadt des Orients verglichen hat, steuerten wir in das offene Meer hinaus; die Wellen hoben und senkten sich in stärkeren Wallungen, aber das gut gebaute Schiff ließ uns kaum eine Schwankung verspüren. Geradeaus nach Westen ging unsere Fahrt, und nicht lange währte es, da tauchten die äußersten Vorboten der Ponzagruppe am Horizonte auf: die Höhen von Ventotene und der Felsen von Santo Stefano. Das traurige Los, das diesen Inseln im Alterthume zugefallen, ist ihnen bis auf unsere Tage verblieben, das Los, eine Verbannungsstätte zu sein für Frevler aller Art. Kaiser Augustus hatte durch ein Edict vom Jahre 12 nach Christo den ponzischen Inseln jene Bestimmung gegeben. Und welche Namen finden wir unter jenen Verurtheilten! Wie vieler Tragödien letzter Act hat zum Schauplatz das einsame

Eiland Ventotene, das alte Pandataria, wo eine Julia, eine Octavia, eine Agrippina endete! Die einzige Tochter des Kaisers Augustus und seiner dritten Gemahlin Scribonia war Julia, ein verführerisches Bild der Schönheit. Dreimal war sie vermählt, mit Marcellus, Agrippa und mit Tiberius; aber bei der großen Schar der Bewunderer, die sie umgaben, blieb ihr Wandel nicht fleckenlos. Ihre Günstlinge büßten ihr Begehren mit der Verbannung; unter ihnen, schuldig oder unschuldig, auch Ovid; Julia selbst ward verstoßen und endete ihr Leben auf Pandataria. Gleiches Schicksal erduldete wenige Jahre später, von Tiberius verstoßen, Agrippina, die Gattin des Germanicus, und Nero, ihr ältester Sohn, folgte ihr im gleichen Jahre in die Verbannung. Als Tiberius gestorben, war seines Nachfolgers Caligula erste That die feierliche Ueberführung der Leiche seiner Mutter Agrippina und seines Bruders Nero von der Schreckensinsel Pandataria nach dem kaiserlichen Mausoleum in Rom. Des stürmischen Meeres nicht achtend, fuhr er in pomphaftem Zuge nach Ventotene hinüber; in kostbaren Urnen nahm das Trauerschiff die Leichen auf, und römische Ritter zogen das Fahrzeug, als es bei Ostia gelandet, den Tiber hinauf zur Hauptstadt. Die Schicksale der jüngeren Agrippina, der Gemahlin des Cnejus Domitius, der Claudia, des Germanicus Tochter, der Orestilla, die Caligula gewaltsam ihrem Gatten Piso entrissen, diese unerfreulichen Blätter der römischen Geschichte, die alle nach jener einsamen Insel weisen, wollen wir hier nicht weiter entrollen; Pandataria ward Zeugin qualvoller Grausamkeiten bis in die Zeiten des Nero hinein. Seine eigene Gattin Octavia sandte der Kaiser dorthin in die Verbannung, da sie des Ehebruchs mit Anicet beschuldigt war, den einst Nero als Mörder seiner Mutter gedungen hatte.

Und noch heute fühlt Jeder, den das Schiff von Neapel nach den Ponzainseln führt, daß er sich einem freudlosen, abgeschiedenen Orte der Verbannung nähert; man braucht nur flüchtige Umschau zu halten auf dem schmucklosen Verdeck des Schiffes: überall Gefangene in Ketten und ihre Wächter in Waffen. Das grüne Käppchen und das rothe Wamms bezeichnet die, die zu lebenslänglicher Gefangenschaft in die Kerker von Santo Stefano geführt werden; für andere sind die Gefängnisse von Ventotene und Ponza bestimmt, während der leichtesten Strafe die „Coatti“ entgegengehen, die sich am Tage frei bewegen, aber für die Nacht in den „Bagno“ eingeschlossen werden.

Dieser Gedanke an einen großen Kerker liegt wie ein trüber Nebel über der Vorstellung von den Ponzainseln, die, so nahe der Küste des Festlandes, doch so selten, ja, wie mir die Einwohner sagten, fast nie von den eigenen Landsleuten der Terra ferma, geschweige von Fremden besucht werden. Zwar mag dies bei der ersten Gruppe, bei den Inseln Ventotene und Santo Stefano noch entschuldbar sein, denn mit den Naturschönheiten des nahen Ischia lassen sich jene nackten Felsen mit dem spärlichen Pflanzenwuchs und den hohen schmucklosen Kerkermauern nicht vergleichen. Aber wer wäre nicht bezaubert von dem Anblick des herrlichen Ponza! Schon bald, nachdem unser Schiff die Rhede von Ventotene verlassen, als die Berge Italiens immer mehr in leisem Duft verschwanden, erschienen am westlichen Horizont die vielgestaltigen Umrisse unseres Zieles, die Felsen von Ponza und Zannone; nur Palmarola blieb durch die Nachbarinseln noch verdeckt. Die Felsenklippen Le Botte sind das letzte Seezeichen vor Ponza, eine Stunde noch ist hier das Dampfschiff von seinem Ziele entfernt. Für die Profilansicht der Insel ist dies der geeignetste Punkt. Dominirend erscheint hier als südlicher Schluß des langgestreckten Ponza die hohe Kuppe, die den Leuchtthurm und das Gebäude des optischen Telegraphen trägt, und nach Norden schließen sich in lebhaftem Spiel der Linien die grünen Hügel und goldbraunen Felsen an, deren Kette nördlich im Eiland Zannone, dem Weideplatz von Ponza, endet.

Die tiefer sinkende Nachmittagssonne warf ihre schrägen Strahlen auf die zerklüfteten Abhänge der Insel, und tiefe Schatten schieden Vorgebirge und Thäler, als unser Schiff an starrenden Klippen vorüber in den stillen, fast ganz geschlossenen Hafen steuerte, den einzigen Landungsplatz der Insel. Hatte bisher außer dem Leuchtthurm nur das hell schimmernde

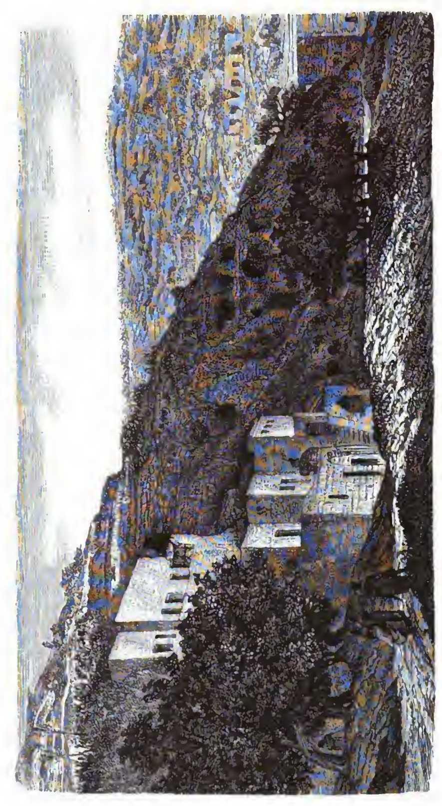
Castell an der Hafeneinfahrt uns gesagt, daß wir einer bewohnten Insel entgegenfuhren, so trat uns jetzt, im Hafen selbst, wie mit einem Schlage der volle Anblick der Stadt entgegen, ein Panorama, wie es an Ueberraschung und Effect in Linien und Farben seines Gleichen sucht! In zwei Terrassen steigt die Häusermasse auf, und in beiden bilden wieder die zweigeschossigen Gebäude je ein einziges zusammenhängendes Ganzes, so daß die Straße, die vor der oberen Häuserreihe hinläuft, auf den Dächern der unteren Häuser ruht, die großentheils Magazine enthalten. Den Verkehr zwischen beiden Straßen vermittelt eine breite Treppe. An ihr liegt das einzige Haus, das auf den Titel „Ristoratore“ (Restaurant) Anspruch macht. In ihm fanden wir nothdürftige Unterkunft, im Gaststimmer wurden die insectenreichen Lagerstätten für uns bereitet. Ihrer Einfachheit entsprach die von Speise



Der Hafen von Ponza.

und Trank. Nur der Wein ist rühmlich auszunehmen, denn die Rebe von Ponza ist weit und breit bekannt und übertrifft um ein Bedeutendes ihre Rivalinnen auf Ischia, am Vesuv und am Posilip. Gleichwohl ist der Weinbau nicht allzu ausgedehnt, die Vignen bedecken nur einen Theil der Süd- und Westseite der felsigen Insel. Neben dem Weinstock aber gedeiht hier vor Allem der Feigenbaum, von dem wir wirklich erstaunliche Exemplare trafen. Auch die stachelige Frucht der „indischen Feigen“ feierte gerade die Zeit ihrer Reife, und als wir in Begleitung eines liebenswürdigen Insulaners durch die zerstreut liegenden Gehöfte der dorfähnlichen Ortschaft Santa Maria streiften, überboten sich die Schönen des Ortes förmlich, uns Trauben, Feigen und feurigen Wein zu credenzen. Durch freundliche Worte war mit Jedermann ein Verhältniß der Gastfreundschaft gleich angebahnt, und als wir Abends spät, nach Resten antiker Gräber suchend, hoch in die Berge hinauf zu einem einsamen Gehöft gekommen waren, in dessen Bereich wir unser Ziel vermutheten, mußten wir mit der großen Familie, die am Feierabend sich zu fröhlichem Geplauder versammelt hatte, uns an der Gabe des Bacchus erquicken und Platz nehmen inmitten der frohen Gesellschaft. Das Haus war ein echter Typus der Bauart fast aller Wohnungen außerhalb des eigentlichen Städtchens selbst. Kaum darf man es ein Haus nennen, es scheint eine Höhle, denn alle Räume sind in den leichten Tuffsteinfelsen hineingebrochen, so daß es nur einer Glättung und allenfalls noch der selten fehlenden weißen Uebertünchung der Felsfaçade bedarf, um die einfache Fronte mit ihrem schmucklosen Eingang und den kleinen Fensteröffnungen auch nach außen als menschliche Wohnung zu charakterisiren. Im Inneren überraschen uns verhältnißmäßig große, flach gewölbte Räume, das tadellose Weiß der getünchten Wände legt Zeugniß ab von dem großen Reinlichkeitssinn, der die Ponzianer rühmlich vor manchen Landsleuten auf der Terra ferma auszeichnet. Oft bildet ein einziger Raum das ganze Innere des Hauses, und alle Utensilien des täglichen Lebens finden sich hier aufgespeichert; sogar eine große Handmühle fehlte nicht, und die Töchter des Hauses belehrten mich mit großem Eifer über den Mechanismus, mit dem sie die großen, gewichtigen Steine in Bewegung zu setzen verstehen. Oft überschattet den Eingang ein Laubdach aus trockenen Wein- und Feigenblättern, dessen Stützen aber selten auf den weißen gemauerten Säulen ruhen, wie wir sie überall auf Ischia und Capri sehen, wo sie ein so bedeutsames Moment in der malerischen Gestaltung der Häuser bilden. Als Ersatz dieses mangelnden äußeren Schmuckes besaß aber jenes einsame Felsenhaus auf Ponza eine Innenarchitektur, die zwar so zu sagen keinen integrirenden Bestandtheil der Wohnung bildete, aber doch von den Insassen, so gut es ging, verwerthet wurde. Diese seltsame Anlage bestand aus vier parallelen Gängen, die in einer Breite von etwa sechs und in einer Höhe von vielleicht zwölf bis fünfzehn Fuß gegen hundertundfünfzig Fuß tief in den Felsen hineinführten, wobei mehrere Quergalerien jene langen Gänge unter einander verbanden. Als ich den schuttbedeckten Boden mit Hacke und Schaufel untersuchen ließ, kam ein weißer Marmorfußboden zum Vorschein, der, in Verbindung mit sonstigen architektonischen Zierden, mit Nischen, Stuckfragmenten und feinerer Behandlung mancher Partien der Tuffwände wohl die Vermuthung ausschließt, die sich dem Beschauer zunächst aufdrängen wird, als hätten diese Räume einmal zu Lagerplätzen, vielleicht für Früchte, Wein und dergleichen, gedient. Ihre Bestimmung wird sich schwer enträthseln lassen; die heutigen Bewohner machen sich wenig Scrupel über die archäologische Bedeutung ihrer Behausung, sie lagern dort den feurigen Rebensaft, und beim kreisenden Becher griffen sie zum Tamburin und wiegten sich in den unnachahmlichen Bewegungen der Tarantella, die auf den Inseln im tyrrhenischen Meere mit besonderer Meisterschaft getanzt wird. Und graziös und fein wie die Bewegungen der Tarantella war die Gestalt der Tänzer und Tänzerinnen; der Ponzianer ist schlank von Wuchs, sein Benehmen ist ruhig und gemessen, selten zeigte einer Neugier; Bettler sahen wir fast keine. Ruhig wie die Bewohner ist das ganze Leben auf der Insel, nirgends stört das

Geräusch eines Wagens die Stille, und wo fände auch ein solcher Platz? Ein einziger breiter Weg führt von dem Städtchen am Ufer des Hafens entlang Felsvorsprünge, die keinen Umgang gestatteten, so daß man schon im Alterthum zum schwierigen Communicationsmittel des Tunnels greifen mußte. Diese Tun-



Beim „Palast der Circe“ auf der Insel Ponza.

zu den Häusern von Santa Maria, die gegenüber in der engen Thalschlucht sich verstecken und an den Felshängen kleben; aber diese Straße, bald beschattet von mächtigen Feigenbäumen, bald bespült von den leise plätschernden Meereswogen, ist hindurchgesprengt durch fünf große nel, oft von erstaunlicher Länge und nicht immer in gerader Linie angelegt, werden durch hohe Schachte erhellt, durch die das Sonnenlicht zwischen grünen Schlingpflanzen freundlich hereinschaut. Oestlich von den Häusern von Santa Maria schaut ein kahler Fels, ausgehöhlt und

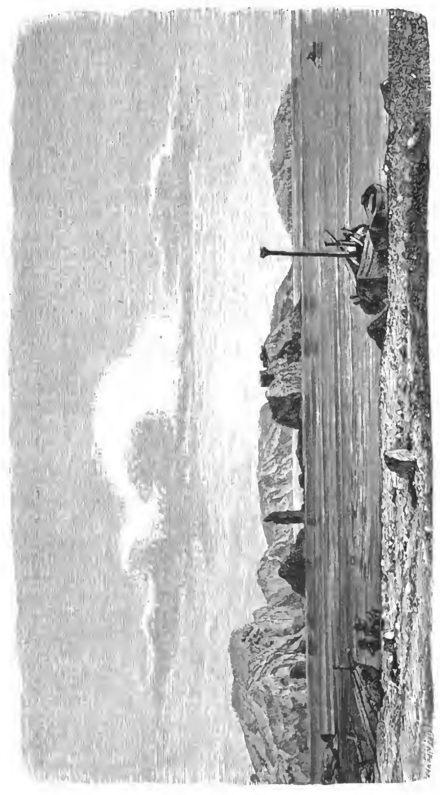
von leeren Fensteröffnungen durchbrochen, auf nadelspitze, hohe Klippen herab, die abgesprengt einsam im Meere stehen, gleich den berühmten Faraglioni an der Küste von Capri; das Volk nennt jene Felsenwohnung den Palast der Circe, in der die Zauberin einst den Odysseus gefangen hielt. Unsere Phantasie muß freilich schon ein gutes Stück Arbeit mit verrichten, wenn wir aus jenen Felshöhlen die „stattliche Wohnung der Circe“ reconstruiren wollen, „aus geglättetem Stein, in weitumschauender Gegend“, und nach der üppigen Vegetation, dem Waldesdickicht, dessen Homer gedenkt, nach den Scharen der Wölfe oder gar nach den Löwen schauen wir heute vergeblich aus; kein gewaltiger Hirsch erscheint uns hier mehr, wie er auf des Odysseus Pfad „dürstend nieder zum Bach entsprang aus der Weide des Waldes.“ Aber so stolz und eifersüchtig ist der Ponzianer auf diese Bedeutung seiner Insel, daß vor wenig Jahren ein Insulaner allen Ernstes mit vielen classischen Citaten von Homer bis auf Cicero und Plinius zu beweisen suchte, daß seine Insel in Wahrheit die Wohnung der Circe trage, ein Ruhm, den ihr das benachbarte Vorgebirge bei Terracina, der Monte Circello, nicht streitig machen könne, wenn man auch seinen Gipfel das Cap der Circe nenne, wie ähnlich die der Insel Procida benachbarten Berghöhen beim Cap Misenum Monte di Procida heißen.

In das Dunkel jener romantischen Sagenzeit von Ponza fallen die ersten Strahlen der Geschichte vereinzelt und in langen Intervallen. Die altitalische Völkerschaft der Volsker in Latium sandte zuerst eine Colonie nach Ponza, das ja dem Festlande so nahe ist, daß das Auge es schauen kann. Als dann der Volskerstamm aufgegangen war in das immer mächtiger sich ausbreitende Rom, fiel auch Ponza letzterem anheim, und als es galt, das neu unterworfene Campanien zu sichern, erhielt die Insel, die die Gewässer an den Küsten jener Landschaft beherrscht, eine dauernde Besatzung (im Jahre 313 v. Chr.). Die kurzen Nachrichten, die in den Geschichtsbüchern des Livius hier und da über Ponza verlauten, beziehen sich durchgängig auf Hülfsleistungen, die die junge Colonie dem durch Hannibal's Kriegszüge bedrängten Rom geboten, und zwar mit einer Freigebigkeit, die dem Abgesandten der Insel in Rom öffentliches Lob von Senat und Volk eintrug, was wieder die Ponzianer für solche Ehre nahmen, daß sie freiwillig auch in der Folgezeit mehr als den pflichtmäßigen Tribut an die Hauptstadt entrichteten, um als Dank später eine Erleichterung der Abgaben zugesichert zu erhalten.

Was Ponza mit seinen Nachbarinseln den römischen Kaisern galt, haben wir bereits berührt; den Opfern der Staatsgerichte und der Hofintriguen wurden bald die Märtyrer des christlichen Glaubens beigesellt; es möge genügen, Domitilla, die Prinzessin aus dem flavischen Kaiserhause, zu nennen, der vielen anderen, deren Opfertod die Kirchenacten nach jenen Inseln verlegen, der Theodora und Euphrosyne, des Eutychus, des Vittorinus und Maro, der Anastasia und Candida, und wie die Namen der Heiligen alle lauten, zu geschweigen; ja, die Legendarien wissen sogar von Massenhinrichtungen der Gläubigen zu erzählen, wie unter Anderem von jener Schar von zweihundertundsiebzig Gefangenen, die Diocletian, um die römischen Gefängnisse zu leeren, auf einem gebrechlichen Fahrzeuge dem stürmischen Meere überlassen, das aber, mitleidsvoller als der Kaiser, die Unglücklichen zum Ufer von Ponza trug, wo der Tod durch das Schwert ihnen die Märtyrerkrone brachte.

Von jener ganzen Vergangenheit bewahrt die Insel heute wenige Spuren. Reste römischer Bauten finden sich hier und da zerstreut; eine Marmorstatue mit restaurirtem Kopf ziert die Rampe der oberen Straße des Städtchens. Interessante Gräberanlagen mit Resten farbigen Stuckes und theilweise erhaltenen Frescobildern traf ich hoch oben in den Bergen über den Gehöften von Santa Maria. Von den erwähnten architektonischen Resten ist das Meiste willkürlich mit Namen belegt worden, die keinerlei Bedeutung für Archäologie und Geschichte haben. So erscheint schon in der „Reise durch das christliche Europa“ eines gewissen Pacichelli aus dem Jahre 1685 die Bezeichnung: „Bäder des Pilatus“, die noch heute einem Complex von Galerien in der Nähe des Castells beigelegt wird;

eine Höhle, in der man Reliefffragmente fand, wird als Heiligthum des Mithras ausgegeben; Reste von Befestigungen scheinen auf dem Hügel Scarpellino erhalten, und von der Anlage eines Theaters zeugen in einer Vigna, nahe den östlichen Häusern der Stadt, die an den Fels gelehnten, arg zerstörten Sitzreihen, aber Dionysos wird hier nicht mehr in Spiel und Gesang, sondern durch sorgsame Pflege seiner Gabe, der saftreichen Traube, geehrt, und wo einst das Bühnengebäude sich erhob, haben die unermüdlichen Meereswogen den leicht abbröckelnden Felsen tief unterwühlt. In der Technik dieser und



An der Ostküste von Ponza.

vieler anderer rings um den Hafen zerstreuter Baureste begegnen wir häufig der im Alterthum beliebten Anwendung des Netzmauerwerkes (opus reticulatum), dessen Material, der Tuffstein, an Ort und Stelle ohne Mühe gebrochen werden konnte. — Die wenigen auf der Insel

gefundenen antiken Inschriften, darunter eine griechische, sind wieder verschollen; die Abschriften, welche man vor Zeiten von ihnen genommen, überließ mir mein liebenswürdiger Cicerone, Signor Luigi Tricoli. — In den Zeiten der napoleonischen Kriege tritt Ponza noch einmal flüchtig in die Geschichte ein, als am 26. Februar 1813 William Bentinck, der Befehlshaber der britischen Flotte im Mittelmeer, hier dem Castell gegenüber auf einer Felsenklippe ein Fort errichtete, das seine Truppen nach Jahresfrist wieder räumten; seinen Namen knüpft das Volk noch an die Trümmer jenes Baues.

Lohnend ist der freilich etwas mühsame und sonnendurchglühte Felsenpfad zum Leuchtthurm und Gebäude des optischen Telegraphen, welch letzterer mit der Insel Ventotene, durch sie mit Ischia und von dort mittelst des elektrischen Telegraphen mit Neapel communicirt. Jener Pfad führt über Felsen und zum Theil über die flachen oder leicht gewölbten Dächer der an und in das Tuffgestein gebauten Häuser gegen eine halbe Stunde aufwärts, an der Westseite der Insel, über jäh abstürzende Wände, an denen sich tief unten die Meereswogen schäumend brechen. Später geht es zwischen Weinbergen und Cactuspflanzen hinan zur hohen westlichen Kuppe der Insel. Die Rundschau hier oben ist überraschend malerisch und instructiv zu gleicher Zeit. Wie eine Reliefkarte breitet sich die langgestreckte Insel in Sichelform nach Norden aus. Ueberall erheben sich die Felsen jäh aus dem Meere, und abgesprengte Klippen umgeben bald hier, bald da wie Pallisaden das unzugängliche Eiland. Wie zwei Forts legen sich den Langseiten die kleineren Nachbarinseln Palmarola und Zannone vor, nackte, kahle Felsen; Palmarola wild und zerklüftet, mit schroffen Wänden und starrenden Klippen und Zacken, Zannone hier und da von spärlichem Pflanzengrün bekleidet. Und trotz dieser scheinbaren Monotonie von Fels und Meer ringsum strahlt dies einsame Inselbild eine Farbenpracht aus, wie sie in solcher Tiefe der Töne die grauen, vielgerühmten Felsenstirnen von Capri nicht zu entwickeln vermögen. Goldbraun wie die Marmorsäulen des Parthenon auf der Akropolis von Athen heben sich die Felsen von Ponza aus der tiefblauen Fluth, die nur der in ihrem ganzen Zauber sich vorzustellen vermag, der selbst am dunklen Spiegel des Mittelmeeres gewandelt; friedlich still wie ein Landsee liegt dort unten der Hafen der Stadt, die weißen Häuserreihen spiegeln sich wieder in der klaren Fluth, die kaum ein Ruderschlag oder der Kiel einer Barke trübt; dunkles Laub weitschattender Feigenbäume und rankender Weinstock winkt drüben vom alten Palast der Zauberin Circe, und hoch bis auf den Gipfel der Felsen wagt sich die gelbgeränderte Aloe. Friedlich und abgeschlossen, eine Welt für sich, ruht das einsame Eiland hier draußen im Meere, und wie mir einst diese Felsen in weiter blauer Ferne gewinkt, so webt jetzt ein leiser Duft drüben im Osten zarte Schleier um das hohe Cap von Terracina, und wie ein Nebelbild zerfließen die feinen Linien der Apenninen und der fernen Albanerberge in der Campagna von Rom.





# Die Wetterprognose
## auf Grundlage der modernen Witterungskunde.

Von
**Dr. Jakob van Bebber.**

ind und Wetter stehen mit den materiellen und geistigen Interessen der Menschen in einem so innigen Zusammenhang, daß es ganz natürlich erscheint, wenn sich schon frühzeitig Bestrebungen geltend machten, die den Witterungsphänomenen zu Grunde liegenden Gesetze zu erforschen und insbesondere das Wetter vorherzusagen. In der That hat wohl keine Wissenschaft mehr Mitarbeiter gehabt, welche durch viele Jahre hindurch fortgesetzte mühsame Arbeit jene zu fördern suchten, als die Meteorologie; aber auch keine Wissenschaft hat Zeit und Arbeitskraft so spärlich belohnt, die Erwartungen so sehr getäuscht, so viele und gewichtige Gegner gehabt als die meteorologische. Waren es doch selbst Gebildete, welche über die Meteorologie den Stab brachen und ihr nicht einen den übrigen Wissenschaften — die ja auch wenigstens zum Theil ihrer selbst wegen gepflegt und geachtet werden — ebenbürtigen Platz anweisen wollten, weil die Meteorologie keinen augenscheinlichen Nutzen gewähre und bei der Anhäufung eines massenhaften, „für das praktische Leben nutzlosen" Zahlenmaterials nur Zeit und Arbeit vergeude. Ja, in der Pariser Akademie der Wissenschaften wurde am Ende des vorigen Jahrhunderts in öffentlicher Sitzung der Meteorologie als Wissenschaft jede Berechtigung abgesprochen. Wir dürfen uns hierüber nicht wundern, wenn wir bedenken, daß bis vor wenigen Jahrzehnten die Witterungskunde kaum so weit gediehen war, daß man nur eine sehr rohe Vorstellung von den allgemeinen atmosphärischen Zuständen gewonnen hatte, ohne sich jedoch über das Ursächliche der atmosphärischen Bewegungen sowie über die Wechselbeziehung der einzelnen Witterungselemente irgendwie Rechenschaft geben zu können. Dann waren es die unsinnigsten Hypothesen und die verrückte-

sten Träumereien, zu welchen die noch wenig fortgeschrittene Witterungskunde ein ungeheures Feld bot — Gründe genug, weshalb die Meteorologie die Achtung besonnener Männer nicht gewinnen konnte. Zwar haben die Wetter- und Bauernregeln sowie die Almanachsprophezeiungen, deren Wurzeln dem grauen Alterthum entsprangen, deren Ausläufer und Zweige aber wie ein Stück mittelalterlicher Astrologie und Alchemie in die helle Zeit unseres intelligenten Jahrhunderts hineinragen, jede Bedeutung verloren und sind nur noch bleibende Monumente eines naiven Empirismus, dem jede wissenschaftliche Grundlage, jede Methode fehlt; allein noch jetzt giebt es sogar Gebildete genug, welche den Witterungsphänomenen Ursachen unterbreiten, von denen die Wissenschaft nichts weiß. So scheint die alte Idee, daß der Mond die Witterung unseres Erdballs beeinflusse, trotz der eingehenden und vorurtheilsfreien Untersuchungen, welche von den ausgezeichnetsten Männern mit vieler Mühe durchgeführt wurden und welche sowohl auf Grund der Berechnung als der langjährigen Erfahrung zu dem unzweifelhaften Resultate führten, daß der Mond keinen merklichen Einfluß auf die Witterung habe, noch sehr tief gewurzelt zu sein. Sehr leicht lassen sich aus den periodisch wiederkehrenden Mondphasen eine Reihe von Wetterregeln ableiten und so für alle Tage des Jahres fortlaufende Wetterprophezeiungen schaffen, man braucht dann nur alle diejenigen Fälle zu vergessen, in welchen jene nicht eintrafen: das Vorurtheil ist fertig und gilt dann als unbestrittene Wahrheit. Auch der Mangel einer einheitlichen Organisation wirkte sehr hemmend auf die Entwickelung der Meteorologie. Beobachter haben nie gefehlt; wollte man alle Beobachtungsjournale sammeln, jene Unmassen von Zahlentabellen sichten und bearbeiten, so würden viele Kräfte noch lange Jahre vollauf zu thun haben. Sollen jene Aufzeichnungen wirklich Erfolg haben, so muß vor Allem zwei Grundbedingungen genügt werden: 1) müssen die Beobachtungen nach einheitlichem und vergleichbarem System und mit genau verglichenen Instrumenten angestellt und 2) müssen die auf möglichst großem Gebiete (womöglich über die ganze Erdoberfläche) angestellten Beobachtungen nach einheitlichen Grundsätzen bearbeitet werden.

Erst der neueren Zeit war es vorbehalten, die Zielpunkte der Meteorologie genau festzustellen und, hiervon ausgehend, eine Erfolg versprechende Methode zu schaffen. — Während in Frankreich die Ideen, die Meteorologie der Schifffahrt und der Landwirthschaft dienstbar zu machen und damit auch eine sorgfältigere Pflege der Wissenschaft zu erreichen, durch die französische Revolution vereitelt wurden, gaben in Deutschland die epochemachenden Werke Alexander v. Humboldt's den meteorologischen Studien einen kräftigen Impuls. Dann waren es die beiden berühmten Männer Dove und Kämtz, welche durch Sammlung, Zusammenstellung und Vergleichung der vorhandenen Beobachtungen die ersten Grundsteine der allgemeinen vergleichenden Klimatologie legten. Gleichzeitig wußte der Amerikaner Maury die Schiffscapitäne für die Erforschung der meteorologischen Verhältnisse auf dem Meere in großem Maßstabe zu gewinnen, und die Kenntniß der Wind- und Strömungsverhältnisse des Oceans gestattete eine enorme Abkürzung der Zeit der Seereisen und Ersparnisse, die jährlich nach vielen Millionen zählen.

Nachdem auf dem Brüsseler Congreß — ein Erfolg der Maury'schen Bestrebungen — eine Vereinbarung über eine einheitliche Organisation der Beobachtungen zur See erzielt worden war, wurde 1873 auf dem internationalen Wiener Meteorologencongreß ein System geschaffen, welches Einheit in der Anstellung und Verwerthung der Beobachtungen zu Lande erzielte. Auch der neuerdings, im Frühjahr 1879 in Rom abgehaltene zweite internationale Meteorologencongreß hatte den Zweck, die Einheit in den meteorologischen Untersuchungen immer mehr herzustellen und zu befestigen.

Zwei Wege eröffnen sich, die zur Auffindung der den Witterungsphänomenen zu Grunde liegenden Gesetze führen können. Der erstere, ältere, beruht auf der Berechnung und Vergleichung der Mittelwerthe der meteorologischen Elemente. Aus den Mittelwerthen ergiebt sich der klimatische Charakter einzelner Gegenden und größerer Gebiete. Aus den Abwei-

chungen der Mittel für einen bestimmten Zeitabschnitt oder der einzelnen extremen Werthe mit den langjährigen Mitteln können die Grenzen ziemlich sicher angegeben werden, zwischen welchen sich die Witterungserscheinungen in einer bestimmten Gegend bewegen. Dann können hierdurch die localen Einflüsse einer Gegend auf die allgemeinen Witterungsverhältnisse bestimmt und so endlich die Grundrisse einer allgemeinen Klimatologie entworfen werden. Allein das ist nicht Alles, worauf unser Interesse, unsere Forschung gerichtet ist: vor Allem ist es der scheinbar regellose, ja launenhafte Gang der Witterung, die außerordentliche Mannigfaltigkeit in den Witterungsphänomenen, der Zusammenhang der einzelnen atmosphärischen Vorgänge mit der allgemeinen Wetterlage, die Wechselwirkung der einzelnen meteorologischen Elemente und die daraus hervorgehenden Resultate: das sind Alles Gegenstände der anziehendsten Studien. Die Mittel gleichen nach dem Ausspruche Marié-Davy's stummen Statuen, denen der frische Hauch des Lebens fehlt; sie geben atmosphärische Zustände an, die nur sehr selten eintreten; sie verwischen den continuirlichen Gang der Witterungserscheinungen, die mannigfachen oft räthselhaften Witterungswechsel: gerade das, was zu erforschen uns am meisten interessirt. Diese Methode der statistischen Untersuchungen, durch welche namentlich Dove Großartiges geleistet hat, die aber wenigstens keine volle Befriedigung geben konnte, mußte von selbst auf das Princip der neueren Methode führen, welche die einzelnen Phasen der Witterungserscheinungen, die auf größerem Gebiete gleichzeitig stattfinden, unmittelbar erfaßt, sie fixirt und verfolgt und hierdurch den getrennten Erscheinungen den Charakter des continuirlich Fortschreitenden giebt. In möglichst kleinen Zeitintervallen werden durch international vereinbarte Zeichen die meteorologischen Elemente und ihre Aenderungen auf möglichst großem Gebiete in geographische (synoptische) Karten eingetragen, wodurch man sofort einen klaren Einblick in die Wetterlage auf dem betreffenden Gebiete erhält.

Beide Methoden scheinen zwar einander schroff gegenüber zu stehen, und insbesondere zwingt die Anwendung der neueren Methode, manche durch Autorität sanctionirte Ansicht fallen zu lassen; allein bei eingehender vorurtheilsfreier Ueberlegung erscheint es nicht allein möglich, sondern auch zur Weiterförderung unseres meteorologischen Wissens wünschenswerth, die beide Methoden trennende Kluft zu überbrücken und beide vereinigt bei unseren Forschungen zur Anwendung zu bringen. Ich glaube, daß es dem jetzigen Stande der Wissenschaft angemessen ist, diese neue Bahn zu betreten und darauf weiter fortzuschreiten, und bin der Ueberzeugung, daß dieser Weg über manche jetzt noch dunkle atmosphärische Vorgänge Licht bringen, insbesondere aber den Prognosendienst erheblich weiterfördern wird. Gewiß dürfte die Kenntniß der Häufigkeit der Minima, ihrer Bewegungsrichtungen, ihrer Geschwindigkeit, ihrer Aenderungen, ihrer Einflüsse auf Wind und Wetter und endlich ihrer Abhängigkeitsverhältnisse von den die Wetterlage bestimmenden meteorologischen Elementen, und zwar mit Berücksichtigung der jährlichen Periode und der geographischen Vertheilung, welches alles ich mit dem gemeinsamen Namen „Klimatologie der atmosphärischen Störungen" zusammenfasse, jedenfalls einige tiefere Einblicke in den Mechanismus der großen atmosphärischen Bewegungen eröffnen und so der ausübenden Witterungskunde eine breitere und festere Basis geben.

Zwei Umstände waren es, durch deren Zusammenwirken diese neuere Methode sowohl in der alten als in der neuen Welt in raschen Aufschwung kam, nämlich die Einführung des Telegraphen in den meteorologischen Dienst und die Anwendung dieser Methode zum Nutzen des praktischen Berufslebens. Nachdem in Amerika im Jahre 1847 die ersten Versuche, den Sturmwarnungsdienst einzuführen, durch politische Wirren gescheitert waren, wurde in Frankreich 1855 auf Vorschlag Leverrier's die Wettertelegraphie eingeführt. Holland und England folgten bald nach, und gegenwärtig giebt es wohl keinen größeren, gut organisirten Staat, der einer Centralstelle für Wettertelegraphie entbehrte.

In keinem Staate wird die Wettertelegraphie aber in einem so großartigen Maßstabe betrieben, finden die telegraphischen

Witterungsnachrichten und die sich daran knüpfenden Sturmwarnungen und Prognosen eine solche Verbreitung als in den Vereinigten Staaten Amerika's, wo nach Beendigung des Bürgerkrieges ein musterhafter Wetterdienst eingeführt wurde, für den der Congreß die jährliche Summe von etwa $3^1/_2$ Millionen Mark bewilligte. Die günstigen Erfolge jenseits des Oceans in Bezug auf Landwirthschaft machten auch in Europa Bestrebungen geltend, die Wettertelegraphie, welche bisher durch Sturmwarnungen nur der Schifffahrt gedient hatte, auch in den Dienst der Landwirthschaft einzuführen.

Im neuerstandenen deutschen Reiche, in welchem mit so manchen Vorurtheilen gebrochen und wir uns so vieler nützlicher gemeinsamer Einrichtungen zu erfreuen haben, wurde mit der Einrichtung der Deutschen Seewarte ein Institut geschaffen, welchem neben anderen wichtigen nautischen Aufgaben auch die zufällt: den wettertelegraphischen Dienst für das praktische Berufsleben nutzbar zu machen. Zwar hat die Seewarte als nautisch-meteorologisches Institut vor Allem für die Interessen unserer Seefahrt zu wirken und insbesondere unsere Küsten vor den Gefahren der Stürme zu schützen; allein zur Lösung dieser Aufgabe ist das Beobachtungsmaterial von einem Gebiete nothwendig, welches fast ganz Europa umfaßt. Am Vormittage laufen von zweiundneunzig Stationen, die auf einem Gebiete vertheilt sind, welches sich von Bodö innerhalb des Polarkreises südwärts bis zur Südspitze Italiens erstreckt und von Rußland ostwärts bis zur Linie Archangelsk (am weißen Meere) und Tiflis (am Kaukasus) sich ausdehnt, telegraphische Nachrichten ein, gewiß ein Material, wie es keinem Institut der alten Welt zu Gebote steht. Die Ueberzeugung, dieses reichhaltige und sehr werthvolle Material auch zum Nutzen der Landwirthschaft und überhaupt des praktischen Lebens mit Erfolg anwenden zu können, ließ es der Seewarte trotz der Vermehrung der an und für sich umfangreichen und aufregenden Arbeiten als Pflicht erscheinen, unbeschadet ihrer Hauptaufgabe auch für die Interessen des Binnenlandes einzutreten.

Nach diesen mir nothwendig erscheinenden Erörterungen will ich versuchen, an der Hand der beigegebenen Wetterkarten in großen Zügen die Grundlage der modernen Witterungskunde und die daraus sich ergebenden Grundsätze darzulegen, welche bei Aufstellung der Wetterprognosen maßgebend sind. —

Die unsere Erde umgebende Luft oder Atmosphäre ist ein elastisch flüssiger Körper, der die vor allen anderen hervorragende Eigenschaft besitzt, daß die Theilchen sehr leicht verschiebbar sind und also eine außerordentlich leichte Beweglichkeit haben. Die Luft hat Gewicht und übt so gut wie jeder andere Körper einen Druck auf ihre Unterlage aus, und zwar pflanzt sich dieser Druck nach allen Richtungen, sowohl vertical wie seitwärts, ganz gleichmäßig fort, wie es auch bei tropfbar flüssigen Körpern der Fall ist. Hieraus ist klar, daß der Luftdruck in allen Höhen nicht gleich, sondern daß derselbe an der Erdoberfläche am größten ist und mit der Höhe nach einem ganz bestimmten Gesetze abnimmt. Der Luftdruck wird durch das Barometer gemessen, welches die Höhe der Quecksilbersäule angiebt, die dem Gewicht einer Luftsäule von demselben Querschnitt und von der Höhe der Atmosphäre das Gleichgewicht hält. Da das Gesetz bekannt ist, nach welchem der Luftdruck mit der Höhe abnimmt, so können, um Vergleichbarkeit zu erzielen, die Barometerstände der Stationen mit verschiedenen Seehöhen auf ein und dieselbe Höhenschicht reducirt werden, und dieses geschieht in der Praxis stets, indem man das Meeresniveau zum Ausgangspunkte nimmt. Für Orte mit geringer Seehöhe beträgt der Unterschied im Barometerstande für je 10 m Höhe ungefähr 1 mm. In allen in den Zeitungen enthaltenen Wetterberichten der Seewarte sind die Barometerstände auf das Meeresniveau reducirt. Da aber die Größe der Luftdruckabnahme mit der Erhebung auch außerdem noch insbesondere von der jeweiligen Temperatur der Luft abhängt und diese in jedem einzelnen Falle nicht bekannt ist, so kann von einer absoluten Genauigkeit hier nicht die Rede sein, jedoch sind die obigen Reductionen namentlich bei nicht allzu großen Seehöhen für die Praxis vollkommen ausreichend. Wäre unsere Atmosphäre im Gleichgewicht oder wären alle auf das Meeresniveau reducirten Barometerstände gleich,

so würde die Luft keinerlei Bewegung zeigen: es würde Windstille herrschen. Dies ist aber niemals der Fall, sondern es wirken beständig oder zeitweise Ursachen, insbesondere Wärme und Feuchtigkeit, welche Störungen im atmosphärischen Gleichgewicht veranlassen und unterhalten. Und da nun, gerade so wie bei den Flüssigkeiten, die Luft stets bestrebt ist, das gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen, ohne daß dieses Bestreben jemals befriedigt wird, so ist die Atmosphäre in stetiger Bewegung begriffen. Diese Bewegung der Luft nennen wir Wind, und da der Wind die Witterungszustände der einen Gegend in die andere überträgt, so ist er für die Witterung von hervorragender Bedeutung.

Wie ich noch des Näheren zeigen werde, ist sowohl die Richtung als auch die Stärke des Windes abhängig von der Luftdruckvertheilung. Um uns von dieser ein anschauliches Bild zu verschaffen, tragen wir alle Barometerstände, nachdem sie auf das Meeresniveau reducirt sind, in eine ein möglichst großes Gebiet umfassende Karte ein und verbinden alle Orte mit gleichem Barometerstande durch Linien mit einander. Solche Linien heißen Isobaren. Auf unseren Wetterkarten (vgl. die Karten) sind die Isobaren von 5 zu 5 mm gezogen, und zwar diejenigen unter 760 mm (also 755, 750 ꝛc.) sind punktirt, dagegen diejenigen über 760 mm (also 765, 770 ꝛc.) sind ausgezogen, die Isobare von 760 mm ist noch besonders hervorgehoben.

Der Ort auf der Karte, wo das Barometer am tiefsten steht, heißt das barometrische Minimum, und die das Minimum umgebende Gegend eine Depression. Auf unserer Karte habe ich das barometrische Minimum mit der Inschrift „TIEF“ bezeichnet. Ein Minimum liegt in Nordamerika westlich von der Seeregion (vgl. Karte I), ein zweites auf dem Ocean südlich von Grönland, ein drittes an der nordnorwegischen Küste und ein viertes endlich im Mittelmeere an der Ostküste Spaniens. Im ersteren ist der Barometerstand niedriger als 740 mm, im zweiten hat er die beträchtliche Tiefe unter 720 mm, im dritten und vierten liegt er unter 750 mm. Ein secundäres oder Theilminimum mit einem Barometerstande unter 735 mm befindet sich an der Südspitze von Grönland. Ferner ist ersichtlich, daß der Luftdruck in der ganzen Umgebung des Minimums mit der Entfernung vom Centrum wächst und daß er in einer bestimmten Gegend den höchsten Werth erhält. Der Ort nun, an welchem der Luftdruck größer ist als in seiner ganzen Umgebung, wird derjenige des barometrischen Maximums genannt. Auf der Karte sind die barometrischen Maxima durch „HOCH“ hervorgehoben: eines liegt mitten im Ocean, ein zweites nördlich von den britischen Inseln, ein drittes über den russischen Ostseeprovinzen; überall steht daselbst das Barometer höher als 770 mm.

Nachdem wir uns durch aufmerksame Betrachtung der Karte eine klare Vorstellung von der Luftdruckvertheilung verschafft haben, suchen wir dieselbe in Beziehung zu bringen zu den Windverhältnissen. Die der Karte eingezeichneten gefiederten Striche oder Pfeile geben einerseits die Windrichtung an, indem der Wind mit dem Pfeile fliegt, andererseits durch die Anzahl der angehängten Fahnen die Windstärken: 1 Fahne = leichter Wind (•——|), 2 Fahnen = mäßiger Wind (•——||), 3 Fahnen = starker Wind (•——|||), 4 Fahnen = stürmischer Wind (•——||||), 5 Fahnen = voller Sturm (•——|||||) und 6 Fahnen = Orkan (•——||||||). Der Kopf des Pfeiles ist ein kleiner Kreis, welcher die Lage der Station des Beobachtungsortes und dessen Ausfüllung die Bewölkung des Himmels angiebt. Alle übrigen Zeichen finden sich am Fuße der Karte.

Ein Blick auf die Karten belehrt uns, daß alle möglichen Windrichtungen und Windstärken vorkommen, aber bei aufmerksamer Betrachtung ergiebt sich sofort ein sehr einfaches Gesetz, welches uns augenblicklich einen klaren Einblick in die Luftcirculation auf unserem umfangreichen Gebiete gestattet. Betrachten wir zunächst die Luftbewegung um die vier Minima, welche auf unserer Karte verzeichnet sind, so gruppiren sich um dieselben die Winde in folgender Weise. Auf der Südseite des Minimums wehen südwestliche und westliche, auf der Westseite nordwestliche und nördliche, auf der Nordseite nordöstliche und östliche und auf der Ostseite südöstliche und südliche Winde, und zwar so,

daß die Luftmassen sich dem Mittelpunkte des Minimums in spiralförmigen Bahnen nähern. — Untersuchen wir ferner die Luftbewegung um das Gebiet des höchsten Luftdrucks, z. B. desjenigen, welches sich von der Südhälfte Skandinaviens über das Ostseegebiet nach dem schwarzen und kaspischen Meere hin ausdehnt, so sehen wir an den Grenzen desselben die Luft abfließen, jedoch nicht geradlinig, sondern stark nach rechts abgelenkt. Die der Karte beigegebenen Figuren zeigen schematisch die Luftcirculation im Maximum und Minimum.

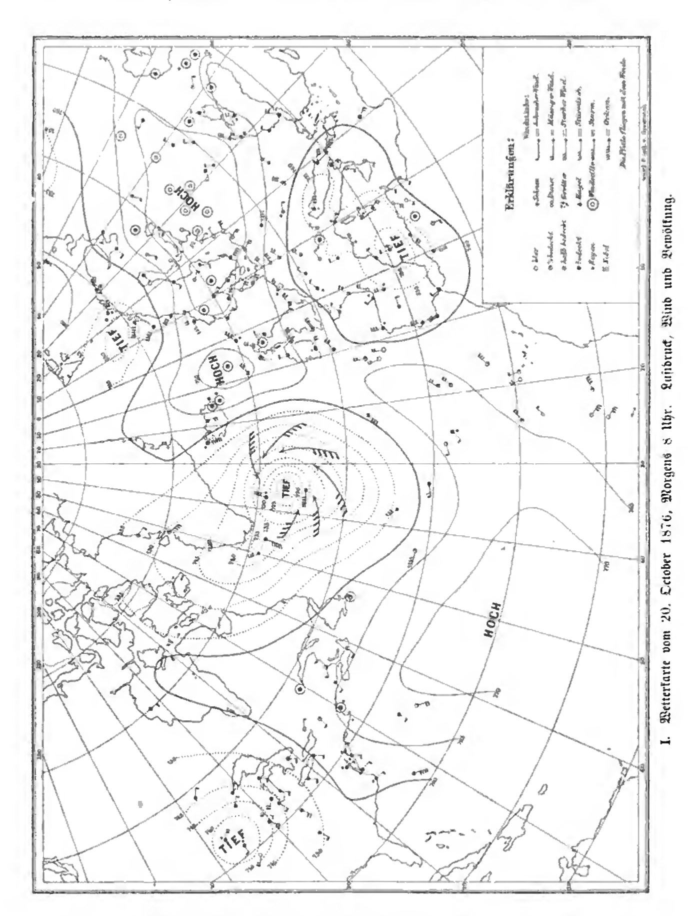
Dieses Gesetz, nach dem Entdecker das Buys-Ballot'sche genannt, läßt sich folgendermaßen formuliren: Kehren wir dem Winde den Rücken, so zeigt für die nördliche Hemisphäre (für die südliche gilt das Umgekehrte) die linke etwas nach vorn erhobene Hand den Ort des Minimums, die rechte etwas nach hinten erhobene Hand den Ort des Maximums an. Es sei noch kurz bemerkt, daß diese Ablenkung des Windes, wie nachgewiesen werden kann, durch die Erdrotation bedingt wird. — Dieses wichtige, die Grundlage der modernen Witterungskunde bildende Gesetz hat sich durch die Erfahrung vollkommen bestätigt, so daß man nur die Luftdruckvertheilung auf irgend einem Gebiete zu kennen braucht, um daraus einen richtigen Schluß auf die Windrichtung machen zu können. Die wenigen Abweichungen von der Regel, welche insbesondere bei gleichmäßiger Luftdruckvertheilung und schwacher Luftbewegung vorkommen, haben ihren Grund in localen Verhältnissen, in der unfreien Lage der Station oder in ungenauen Beobachtungen. Aber noch mehr. Aus der Luftdruckvertheilung folgt auch die Windstärke. Wo auf größerem Gebiete die Luftdruckunterschiede gering sind oder, mit anderen Worten, wo die Isobaren weit aus einander treten, da sind die Winde schwach oder herrschen Windstillen; dagegen wo die Luftdruckunterschiede größer sind oder die Isobaren dicht gedrängt neben einander liegen, da sind die Winde auch entsprechend stärker, so daß die Windstärke im umgekehrten Verhältniß mit der Entfernung der Isobaren zunimmt. Diese Beziehungen sind insbesondere auf ebenem Terrain, z. B. auf dem Meere, so ausnahmslos, daß ich keinen Anstand nahm, auf Karte I Windrichtung und Windstärke durch allgemeine Windpfeile einzutragen. Auf dieser Karte sehen wir das Minimum im atlantischen Ocean umgeben von dicht gedrängten Isobaren; darum sind die dasselbe umkreisenden Winde stürmisch, und in der That melden die Journale der Schiffe, welche sich zu jener Zeit in der Umgebung des Minimums befanden, stürmische Witterung, vielfach schwere Stürme. Auch in der Umgebung des Minimums an der nordnorwegischen Küste herrscht Sturm. Dagegen in dem Gebiete hohen Luftdrucks treffen wir neben vielfachen Windstillen fast überall nur sehr schwache Luftbewegung.

Nun sollte man meinen, daß durch den Abfluß der Luft vom Maximum und durch den Zufluß zum Minimum die Luftdruckdifferenzen sich bald ausgleichen und so bald schwache Winde oder Windstillen eintreten müßten. Das ist aber nicht der Fall, denn aus Gründen, welche zu besprechen uns zu weit führen würde, steigt die Luft im Minimum in die Höhe, fließt oben nach dem Maximum ab, senkt sich im Maximum wieder zur Erdoberfläche, um dann dem Minimum wieder zuzufließen. Durch diesen Kreisstrom, der nicht selten durch die entgegengesetzten oberen Luftströmungen angedeutet ist, erhalten die Luftdruckunterschiede etwas Beständigeres und können sich so längere Zeit erhalten.

Besonders interessiren uns die Witterungserscheinungen im Bereich des Minimums und Maximums, welche meist einen ganz bestimmten Charakter haben. In der Umgebung des Minimums pflegt das Wetter windig, oft stürmisch zu sein, gewöhnlich ist der Himmel bedeckt, und Niederschläge sind häufig. Hält die stürmische Luftbewegung länger an und sind die Temperaturverhältnisse sehr ungleich, so treten in den Küstenstrichen Nordeuropa's nicht selten auch im Winter elektrische Entladungen auf; in unseren continentalen Gegenden bilden die flachen umfangreichen Depressionen nicht selten die Brutstätten von Gewittern, die oft gleichzeitig auf größerem Gebiete sich entladen, oft, wie es scheint, nach bestimmten Gesetzen mit der Depression fortschreiten. Auf unserer

Karte ist im ganzen Umkreis der Depression an der Ostküste Spaniens, über Italien, der Westhälfte des Mittelmeergebietes, über Frankreich, der Westhälfte Deutschlands, theilweise über den britischen Inseln das Wetter trübe, vielfach regnerisch.

In der Umgebung der Depression an der nordnorwegischen Küste herrschen stürmische Winde mit Schneegestöber. Ganz ähnliches Verhalten zeigen die westlich gelegenen Depressionen.




I. Wetterkarte vom 20. October 1876, Morgens 8 Uhr. Luftdruck, Wind und Bewölkung.

Dagegen auf dem Gebiete mit hohem

Luftdruck herrschen in der Regel nur sehr schwache Winde oder Windstillen bei heiterem und trockenem Wetter. Auch unsere Karte zeigt diese Beziehungen im vollsten Maße.

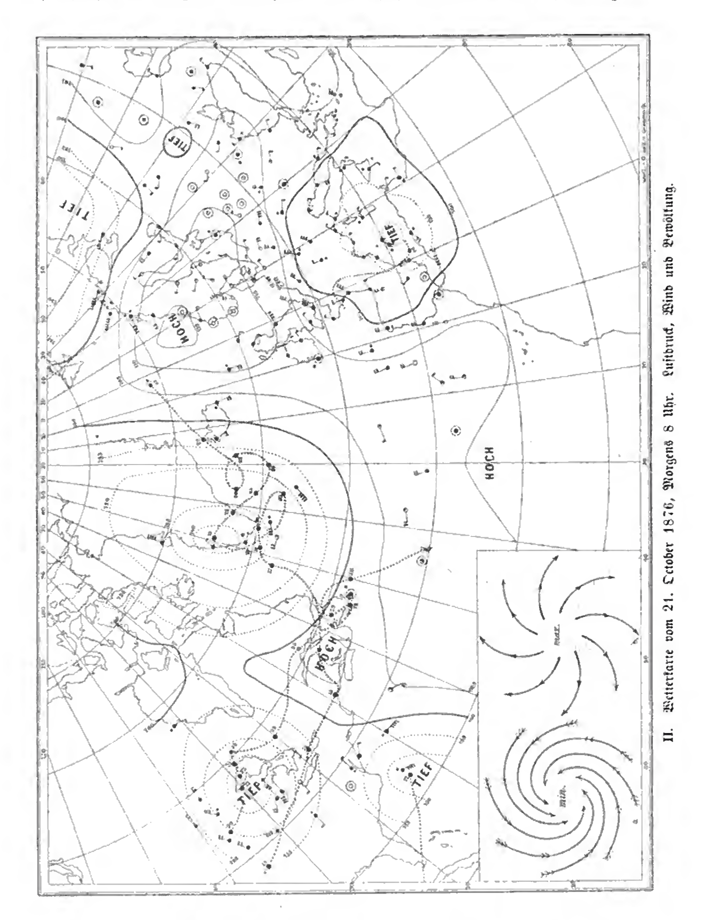
Aus Windrichtung und Windstärke sowie aus dem Zustande des Himmels lassen sich sehr leicht die Temperaturverhältnisse ableiten. Hierbei sind zwei gleichzeitig auftretende Factoren zu berücksichtigen, deren Wirkung nach den Jahreszeiten und je nach den Bewölkungszuständen sehr verschieden ist und leicht zu unrichtigen Schlüssen Veranlassung geben kann: nämlich die Wärmeeinstrahlung und -Ausstrahlung und der Lufttransport. Zur Sommerzeit ist die Einstrahlung der Sonnenwärme entschieden überwiegend, dagegen zur Winterzeit unbedeutend, wogegen die Ausstrahlung die Hauptrolle spielt: daher im Maximum des Luftdrucks im Sommer große Wärme, im Winter strenge Kälte. Im Minimum des Luftdrucks ist der Himmel trübe und hierdurch Ein- und Ausstrahlung gehemmt. Abgesehen vom Lufttransport werden wir in der Umgebung der Depression im Winter mildes und im Sommer kühles Wetter haben. Jedoch hat hier der Lufttransport einen sehr entschiedenen Einfluß: Kommt der Wind aus wärmeren Gegenden, wie im Winter (an der Südseite des Minimums) vom Ocean und im Sommer aus östlichen Gegenden (an der Nordseite des Minimums), so wird Erwärmung eintreten; kommt dagegen der Wind aus kälteren Gegenden, wie im Winter aus dem östlichen Continent, im Sommer vom Ocean her, so wird Abkühlung erfolgen. Um die Karten nicht zu überladen, wurden die Thermometerangaben weggelassen; es möge daher die Bemerkung genügen, daß am 20. October über dem ganzen südwestlichen Europa infolge der lebhaften nördlichen und nordöstlichen Luftströmung Abkühlung, dagegen im westlichen Deutschland, wohin die Luft aus den wärmeren südöstlichen Gegenden strömte, Erwärmung erfolgte.

Sowohl die barometrischen Maxima als Minima sind meist in stetiger Bewegung begriffen. Um uns hiervon zu überzeugen, vergleichen wir die Karte vom 21. October mit derjenigen des Vortages: das Minimum in den Vereinigten Staaten ist nordostwärts fortgeschritten und liegt jetzt in der Seeregion. Die Linie ••• bezeichnet die Bahn des Minimums, die Punkte in derselben die Morgenpositionen mit dem beigeschriebenen Datum, so daß das Minimum bis zu seinem Verschwinden verfolgt werden kann. Das Minimum südlich von Grönland hat sich nordwestwärts fortbewegt und liegt jetzt an der Westküste von Grönland. Die Zugstraße des Minimums, welches sich aus dem Inneren Amerika's über den Ocean nach den Nordküsten Europa's verfolgen läßt, bietet durch die Schleifenbildung an der grönländischen Küste etwas Eigenthümliches. Solche Schleifen sind zwar nicht häufig, jedoch in einzelnen Gebieten, so an Grönland, an den Küsten Irlands, über der Nordsee, über Südschweden und in der Umgebung Italiens, sind sie nicht selten. An der Südküste Amerika's ist eine tropische Cyklone erschienen, welche Cuba und Florida plötzlich überraschte. Auch das Minimum im westlichen Mittelmeer ist etwas ostwärts fortgeschritten, und dasjenige im hohen Norden hat sich nach der nordasiatischen Küste entfernt, während das Maximum des Luftdrucks jetzt über Skandinavien lagert.

Die Gebiete mit hohem Luftdruck verändern in der Regel nur sehr langsam ihren Ort, oft liegen sie mehrere Tage lang über einer und derselben Gegend und geben so der Witterung den Charakter der Beständigkeit. Dagegen ist die Fortbewegung der Minima eine sehr rasche: im Mittel beträgt sie für Europa und den atlantischen Ocean 7 bis 10 m pro Secunde (in Amerika ist die Geschwindigkeit beträchtlich größer), jedoch ist dieselbe in einzelnen Fällen sehr verschieden: manchmal erscheint ein Minimum fast stationär, manchmal hat dasselbe Sturmgeschwindigkeit.* Die Fortbewegung geschieht für die ganze nördliche Hemisphäre, der Calmengürtel ausgenommen,

* Die mittlere Geschwindigkeit der barometrischen Minima, welche ich aus den von der Seewarte herausgegebenen Bahnenkarten der Minima für die fünf Jahre von 1876 bis 1880 berechnet habe, beträgt für Europa im Winter 67, im Frühjahr 61, im Sommer 54, im Herbst 71 und im Jahre 63 Myriameter in vierundzwanzig Stunden. Vgl. van Bebber: „Wissenschaftliche Ergebnisse aus den monatlichen Uebersichten der Witterung von 1876 bis 1880."

meist in östlicher oder nordöstlicher oder südöstlicher Richtung, äußerst selten in westlicher Richtung. Für die Fortbewegung der Minima giebt es gewisse Zugstraßen, die von jenen vorzugsweise inne gehalten werden und je nach den Jahreszeiten mehr oder weniger besucht sind. Diese sind für die Vorausbestimmung der




II. Wetterkarte vom 21. October 1876, Morgens 8 Uhr. Luftdruck, Wind und Bewölkung.

Witterung von hervorragender Bedeutung. Nehmen wir die britischen Inseln und Umgebung als Ausgangspunkt an, wo die Minima, die theils von Grönland

und Irland, theils von dem mittleren nordatlantischen Ocean, theils aus niederen Breiten des Oceans kommen, zuerst sich zeigen, so verläuft eine sehr besuchte Zugstraße von der Westküste Irlands und Schottlands der norwegischen Küste entlang über den Polarkreis hinaus und theilt sich dann in drei Straßen, von denen die eine nordwärts zum Eismeere, die zweite häufiger frequentirte zum weißen Meere und die dritte südostwärts nach dem Inneren Rußlands führt. Im hohen Norden nimmt diese Straße noch diejenigen Minima auf, welche insbesondere von Island kommen. Diese Zugstraße ist im Frühjahre wenig, in den übrigen Jahreszeiten jedoch sehr häufig besucht. Die auf derselben sich bewegenden Minima sind für die Witterungsverhältnisse unserer Gegend von großer Bedeutung: mit südwestlichen und westlichen Winden bringen sie uns oceanische Luft und häufige Niederschläge, im Winter milde Witterung, im Sommer Abkühlung, so daß hierdurch die Gegensätze der extremen Jahreszeiten beträchtlich abgestumpft werden. Die Minima, welche auf südöstlicher Straße durch Finnland nach dem Inneren Rußlands fortschreiten, haben für unsere Gegend meist nordwestliche Winde im Gefolge, welche die Temperatur häufig beträchtlich zum Sinken bringen. — Weitere drei Zugstraßen durchziehen, von den britischen Inseln ausgehend, das Nordsee- und südliche Ostseegebiet in südöstlicher, östlicher und nordöstlicher Richtung und vereinigen sich dann meist zu einer einzigen Straße, welche von Südschweden oder der mittleren Ostsee über Finnland nach dem weißen Meere hinführt. Für unsere Gegend bedingen diese Minima raschen Wechsel der entgegengesetzten Witterungscharaktere: zuerst Trübung und Erwärmung mit südöstlichen auffrischenden und rechtdrehenden Winden sowie Niederschläge, dann veränderliches Wetter mit nach und nach spärlicher werdenden Regen- oder Schneeschauern und von Abkühlung begleiteten, nach Nordwest neigenden Winden. Von hervorragender Bedeutung sind diejenigen Minima, welche zuerst am Canal erscheinen und in ostnordöstlicher Richtung der Küstenlinie folgend fortschreiten, indem dieselben sehr häufig von stürmischer Witterung begleitet sind. Einige der schwersten Stürme, wie z. B. die Octoberstürme des vorigen Jahres, welche zu zahlreichen Schiffbrüchen und vielfachen Verlusten an Menschenleben Veranlassung gaben, wurden durch diese Art Minima bedingt.* — Eine weitere Zugstraße, welche insbesondere im Frühjahr häufig eingeschlagen wird, führt vom Südwesten der britischen Inseln südostwärts über Frankreich nach dem Mittelmeerbecken hin. Hier vereinigt sich dieselbe mit einer Straße, welche aus dem westlichen Theile des Mittelmeeres kommt, und verläuft dann theils ostwärts zum schwarzen Meere, theils nach Nordosten und Norden zum finnischen Busen. Die Minima, welche sich auf der südöstlich gerichteten Straße durch Frankreich bewegen, bedingen in unserer Gegend in der Regel heiteres, trockenes Wetter mit östlichen Winden, im Winter strenge Kälte, im Sommer Hitze und Dürre, im Frühjahr und Herbst nicht selten Nachtfröste. Die von der Adria nordwärts fortschreitenden Minima, welche besonders für die Witterung Süddeutschlands von Bedeutung sind, geben häufig Veranlassung zu Niederschlägen und Schneestürmen. Im Allgemeinen verfolgen die Minima mit Vorliebe die Küstenlinie, z. B. die norwegische, nordfranzösische und die deutsche Küste.

Sehen wir zu, wie Wind und Wetter sich ändern, wenn ein Minimum an einem Orte in größerer oder geringerer Entfernung vorübergeht. Nehmen wir zunächst an, ein Minimum nähere sich vom Westen her und ein Ort liege auf der Bahn des Minimums. Aus Fig. a am Fuße der Karte II ist sofort ersichtlich, daß der Wind an diesem Orte mit Südost einsetzen wird, und der Ort wird diese Windrichtung beibehalten, bis das Centrum vorübergegangen ist. Dabei wird das Barometer beständig fallen, und die Größe der Aenderung in bestimmter Zeit deutet auf die Intensität der Erscheinung. In der Regel wird das Thermometer steigen, die Bewölkung zunehmen und Neigung zu Niederschlägen sich einstellen. Charakteristisch für das Herannahen einer Depression ist gewöhnlich das Auftreten

* Vgl. van Bebber: „Bemerkenswerthe Stürme" in den Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie, Jahrg. 1880, Heft 7 und 1881, Heft 1.

eines dünnen Wolken(Cirrostratus)schleiers, der sich nach und nach weiter ausbreitet, und der von der Richtung des Unterwindes nach rechts abgelenkte Wolkenzug. Nachdem das Centrum den Ort passirt hat, setzt der vorher gewöhnlich abflauende Wind mit zunehmender Stärke aus der gerade entgegengesetzten Richtung (Nordwest) ein, das Barometer fängt an zu steigen, das Thermometer sinkt; die Wolkendecke zerreißt, die Niederschläge fallen immer spärlicher und nur noch in Schauern, die Bewölkung nimmt immer mehr ab. — Liegt der Ort südlich von der Bahn des Minimums, geht also das Minimum nördlich vorüber, so wird zuerst Südost- oder Südwind eintreten, der zunächst langsam, dann rascher nach Südsüdwest, West, Westsüdwest und Nordwest übergeht (rechtdrehend), wobei das Wetter sich in der vorher besprochenen Weise um so vollständiger ändert, je näher der Ort an der Bahn liegt. — Liegt endlich der Ort nördlich von der Bahn oder geht das Minimum südlich vorüber, so setzt der Wind etwa mit ESE (E international für Ost) ein, geht durch E allmälig nach ENE, NE und N (Zurückdrehen, Krimpen des Windes). Die hiermit verknüpften Aenderungen in der Witterung können leicht abgeleitet werden und sind den oben besprochenen ganz ähnlich.

Bei weitem die meisten Minima gehen nördlich an uns vorüber, und dann ist die Aenderung der Windrichtung meist eine rechtdrehende, so daß der Südost gewöhnlich in einen stärkeren Südwest und West übergeht, der darauf häufig nach Nordwest dreht, wobei dann gleichzeitig die oben besprochenen Witterungsänderungen vor sich gehen. Hierdurch findet das Dove'sche Drehungsgesetz eine sehr einfache Erklärung und tiefere Begründung.

Obige Erörterungen geben uns eine allgemeine Vorstellung von dem Gange der atmosphärischen Erscheinungen, wie sie in Wirklichkeit am häufigsten stattfinden; allein Abweichungen von diesen Regeln kommen außerordentlich oft vor, und gerade hierin liegen die großen Schwierigkeiten, welche sich dem ausübenden Meteorologen entgegenstellen. Von hervorragender Bedeutung sind die Theilminima und die Ausläufer der Depressionen oder Ausbuchtungen der Isobaren, welche sich gewöhnlich gleichzeitig mit den Hauptminima fortbewegen. Ein Beispiel eines Theilminimums findet sich auf Karte I an der Südspitze von Grönland. Diese secundären Bildungen pflegen in der Regel schnell fortzuschreiten und sind insbesondere bei rascherer Entwickelung häufig von stärkeren Witterungswechseln begleitet, als dieses bei vollkommen ausgebildeten Depressionen einzutreten pflegt, namentlich geben sie oft Veranlassung zu ergiebigen Niederschlägen und im Sommer zur Gewitterbildung.

Man sieht also, daß es sich bei der Vorausbestimmung des Wetters hauptsächlich um die Bestimmung der Fortbewegung und der Umwandlungen der barometrischen Depressionen handelt, und man darf wohl sagen, daß die weitere Entwickelung des Prognosendienstes insbesondere von dem Fortschritt in dieser Kenntniß abhängt. Sehr oft liest man die Behauptung, daß es fast unmöglich sei, für ein größeres Gebiet Prognosen zu stellen, und daß ein praktischer Witterungskundiger am Orte die auf Grundlage der Witterungsnachrichten aus ganz Europa für ein größeres Gebiet aufgestellten Prognosen mit Erfolg modificiren könne. So unzweifelhaft es auch ist, daß durch die Beschaffenheit des Terrains locale Einflüsse auf den Witterungscharakter ausgeübt werden, daß hierdurch z. B. locale Niederschläge, locale Gewitter auftreten können, so ist doch wohl Niemand im Stande, jene Erscheinungen aus den localen Wetteranzeigen mit einiger Wahrscheinlichkeit vorauszusagen, noch weniger, deren Ausbreitung, Dauer oder Intensität vorher zu bestimmen. Sehr wünschenswerth ist es, daß jene localen Einflüsse auch in Bezug auf die Prognosen eingehend studirt werden, allein verwerflich ist jedenfalls die Ansicht, daß jede meteorologische Station auch berufen sei, Prognosen zu stellen oder zu modificiren; dieses muß vorläufig noch der Centralanstalt oder hinreichend mit der Meteorologie Vertrauten überlassen werden, denen ein genügendes Material von der Centralanstalt zugeht.

Was die bereits bei den Prognosen erzielten Erfolge betrifft, so ist es nach dem jetzigen Stande der ausübenden Witterungskunde der Seewarte möglich, auf

Grundlage der zweimal täglich einlaufenden Witterungsdepeschen aus ganz Europa Wetterprognosen auszugeben, von denen bis jetzt 80 bis 81 Procent mit den nachfolgenden Thatbeständen übereinstimmen,* und hieraus dürfte sich annähernd der Nutzen berechnen lassen, welcher von den Prognosen wenigstens vorläufig für das praktische Leben zu erwarten ist. Es ist Sache der Landwirthe und der sonstigen Interessenten, hiernach die für die Praxis des Prognosendienstes so wichtige Frage zu entscheiden, ob gegenwärtig mit 80 Procent Treffern, die sich ziemlich gleichmäßig auf alle Witterungselemente und auf alle Monate des Jahres vertheilen, dem praktischen Leben so erhebliche Dienste geleistet werden, daß eine weitere Verallgemeinerung desselben geboten erscheint. In der That ist diese Frage schon durch die günstige Aufnahme, welche die Prognosen allerwärts finden, und durch die Thatsache, daß dieselben bereits von fast allen größeren Zeitungen Deutschlands publicirt werden, befriedigend beantwortet worden.

* Vgl. van Bebber: „Ergebnisse der ausübenden Witterungskunde während des Jahres 1880."

Von der Ueberzeugung ausgehend, daß Wetterprognosen nur in Anlehnung an Witterungsthatbestände wahren Werth haben und der Wetterdienst nur dann seine volle Wirksamkeit äußern kann, wenn auch die Prognosen durch sachlichen Einblick in die allgemeine Wetterlage unterstützt werden, wurde es von der Seewarte den Zeitungen zur Bedingung gemacht, gleichzeitig neben der Prognose auch Witterungsthatbestände zu publiciren. Auf jede Weise ist darauf hinzuarbeiten, ein Verständniß der Grundlage des Prognosendienstes zu erzielen, gewiß wird so der Nutzwerth der Prognosen bedeutender ausfallen und mehr gewürdigt werden.

Schließlich kann es nicht oft genug betont werden, daß es sich hier nicht um volle Sicherheit, sondern nur um Wahrscheinlichkeit handelt, allerdings um eine Wahrscheinlichkeit, aus der für das praktische Leben ein wesentlicher Nutzen gezogen werden kann, ganz abgesehen davon, daß man mit Recht erwarten muß, daß jene mit wachsender Erfahrung sich immer mehr, wenn auch voraussichtlich sehr langsam, der Gewißheit nähern wird.





# Willkürliche Lebensäußerungen in der Pflanzenwelt.

Von

**August Vogel.**



Ist auch das ganze Wesen der Pflanzennaturen nur ein schwaches Schattenspiel der thierischen Welt, so liegen doch in der Pflanze Triebe und Eigenthümlichkeiten, die uns unwillkürlich an die Lebensvorgänge im Thierreiche erinnern. In dieser pflanzlichen Haushaltung, welche in dem kleinsten Samenkorn mit verborgener, wunderbarer Kraft waltet — unerklärlich gleich der, welche die Sternenwelt schwebend durch luftleere Räume in ewig gleichen Bahnen führt —, tritt uns eine fremde, unbekannte Welt entgegen; in jeder Pflanze beobachten wir Triebe, die auf Empfindung, auf eine Art besonnenen Strebens hinzuweisen scheinen. Wie die Fähigkeiten des Menschen, geistige und körperliche, nach vorangegangener sogenannter harter, an Beschränkungen reicher Jugend und einer strengen Erziehung, sich besonders gut entwickeln sollen, so ergiebt sich auch bei manchen vegetabilen Gewächsen eine gedrückte Lage für ihr Gedeihen als zuträglich. Das Walzen des Grasbodens, das Niedertreten der Zwiebelpflanzen in Gärten und dergleichen, wenn auch eine rein praktische Erklärung möglich ist, könnten als Beispiele dafür erwähnt werden. Nach einer alten Regel soll der Bauer sich am Johannistage in seinen Zwiebelbeeten wälzen, damit „die Zwiebeln recht groß werden." Wächst ja auch die Kamille nach glaubwürdiger Behauptung des berühmten Sir John Falstaff um so schneller und üppiger, „je mehr sie getreten wird."

Beobachtet man die einzelnen Pflanzen betreffs ihres Vorkommens näher, so bemerkt man bei den einen das Bestreben nach Isolirung, bei anderen den Trieb nach einer Art von Geselligkeit. Zu den ersteren, welche jederzeit einzeln und dort und da zerstreut wachsen, gehören bei uns in Europa der kletternde Nachtschatten (Solanum dulcamara), die weiße Lychnis (Lychnis divica), der Wiesenknöterich (Polygonum bistorta), die lilienartige Zaunblume (Anthericum liliago) und manche andere. Ganz verschieden hiervon ist der Eindruck derjenigen Pflanzen, die dem Triebe der Geselligkeit folgen, ähnlich dem Triebe der Thiere, sich in Heerden zu sammeln. Wie die Ameisen und die Bienen unter den Insecten, wie die Raben, die Staare und viele andere Vögel die Geselligkeit lieben, so giebt es auch eine Menge Pflanzen, die stets in einer größeren Anzahl von Individuen auftreten, große Strecken des Bodens überziehen und andere Arten wenig oder gar nicht zwischen sich dulden. Dahin gehören die Kiefernwälder, die Buchen, Eichen, Birken und Elsen, welche unsere Laubwälder bilden; viele Weiden, zwischen denen prächtige Epilobien mit ihren herrlichen Blüthentrauben hindurchblicken; das Haidekraut, welches große Strecken dürren Bodens überzieht; die Heidelbeere, die den Boden der Nadel-

holzwaldungen bedeckt; manche Gräser, wie Rispengras; mehrere Wasserpflanzen, in moorigen Gegenden Torfmoos (Sphagnum palustre) u. a.

Man weiß, daß es, wie unter den Menschen, Pflanzen giebt, die sich sehr gut, andere, die sich gar nicht mit einander vertragen. So hat die Raute, wie schon Plinius erwähnt, eine Vorliebe für den Feigenbaum und wächst auch in unseren Gärten am liebsten in seiner Nähe; so haßt der Weinstock den Rettig, so meiden sich Eiche und Hasel. Da, wo die Pflanzen familienweise beisammen wohnen, scheinen sie kräftiger zu gedeihen, als wenn sie vereinzelt stehen; ihr Wuchs ist, besonders an Bäumen, schlanker, ihre Oberfläche glänzender. Dagegen sind einzeln stehende Pflanzen struppiger, rauher, auf Berghöhen behaarter. Hierin gleichen die Pflanzen dem Menschen, welcher ja auch durch Geselligkeit heiterer, in seinem Aussehen gefälliger wird, während Einsamkeit ihn rauher und wilder macht. Bisweilen wählt sich eine Pflanze gerade nicht die beste Gesellschaft; unter gemeinem Unkraut ersprießen öfters edle Früchte.

„Es wächst die Erdbeer' unter Nesseln auf,
Gesunde Beeren reifen und gedeihn
Am besten neben Früchten schlechtrer Art."

Ein bekanntes Beispiel von dem Triebe nach Geselligkeit giebt uns der Epheu. Er gedeiht am besten in der Gesellschaft eines Stammes, dem er sich anschließen kann. Wie alle vegetabilen Gebilde strebt zwar auch der Epheu nach oben, dem Himmel, dem Lichte zu; aber allein, ohne Begleitung vermag er es nicht; an einem Stamme muß er sich emporwinden und schlingen, nur an demselben steigt er höher und höher bis zur Spitze hinauf. Je kräftiger und höher sein stützender Geselle aus dem Boden zum Himmel steigt, desto stärker wird auch er, desto näher kommt auch er dem Himmel und grünt so blendend und so saftig in der Hitze des Sommers und im Winterschnee treu vereint mit seinem Gesellschafter, als ob ewiges Leben in seinen Adern fließe. Findet der Epheu keinen Stamm, dem er sich gesellig anschließen kann, so drängt ihn sein socialer Trieb, sich an jeden Zweig oder Stein anzuklammern; ohne Begleiter aber kriecht er einsam, elend und unbeachtet am Boden fort. Ueberhaupt ist der Epheu ein interessantes Pflanzengebilde, an welches sich zahlreiche poetische und prosaische Sagen knüpfen. Als Dionysos geboren war, schützte ihn eine schnell wachsende Epheuranke vor den eifersüchtigen Blicken der Here. Der Epheu diente vor der Verwandlung der Daphne in den Lorbeerbaum zu den Kränzen der Dichter, und noch Horaz singt in seiner ersten Ode:

„Mich gesellet Epheu, der Kranz des Dichterhauptes,
den Göttern."

Auch bei den ersten Christen hatte der Epheu wegen seines Ausdauerns im Winter hohe Bedeutung. Im Mittelalter aber verlor er an Werth; man betrachtete ihn, wenn er an einem gestürzten Baume fortgrünte, höchstens als einen treuen Diener, der seinen gefallenen Herrn nicht verläßt. Auch medicinische Wirkung wurde dem Epheu zugeschrieben. Wer mit Löffeln, aus Epheuholz geschnitzt, ißt, soll vor Halsweh und Bräune geschützt sein (Helwig, Zauberarzt, Seite 84). Bei den Römern war die Meinung verbreitet, Epheulaub verhüte die Berauschung. Jäger erzählen, daß die Wildschweine sich mit Epheu heilen, wenn sie verwundet sind, und daß die Bache zur Erleichterung des Geburtsactes Epheublätter verzehre. Diesen Beobachtungen zufolge pflegte man finnigen Hausschweinen einen Epheuzweig um den Hals zu hängen, was auch heutzutage mitunter noch geschieht. Der Epheu, welcher in der griechischen Mythe so vielfältig auftritt, ist zur Zeit fast als eine gefallene Größe zu betrachten; nur in Frankfurt erfreut er sich noch hergebrachter Ehren. Der Eschenheimer Thurm, unter Ludwig dem Bayer 1364 erbaut, ist ganz mit Epheu umwachsen. Schon mehrmals sollte diese alterthümliche Stadtzierde abgetragen werden, allein man hielt für gut, der Sage Rechnung zu tragen, nach welcher so lange kein Stein entfernt werden darf, bis daß die herrlichen Epheuranken die Wetterfahne des Thurmes erreicht haben. Doch muß anerkannt werden, daß der Epheu allenthalben neuerer Zeit verdientermaßen größere Beachtung gefunden, indem man ihn an Fenstern in Töpfen zieht, um auch im Winter einiges Grün zu haben.

Eine mit dem Geselligkeitstrieb ge-

wissermaßen zusammenhängende Eigenschaft: die Unverträglichkeit oder Kampfsbegierde, ähnlich wie in der Thierwelt, wird auch den Pflanzen mitunter zugeschrieben. Seitdem Darwin's Lehre im größeren Publikum Gegenstand der Unterhaltung geworden, hört man häufig vom „Kampfe um das Dasein“ sprechen, ja die Lehre des Daseinskampfes wird nicht selten zur Erklärung einer großen Menge von Lebens- und Naturerscheinungen aufgeführt. Wir möchten dem Daseinskampfe in der animalischen Natur eine gewisse Berechtigung keineswegs absprechen, — ist derselbe ja doch als selbstverständliche Folge des natürlichen Bestrebens eines jeden Individuums, sich die nothwendige Bedingung seiner Existenz zu sichern und schwächere Concurrenten fernzuhalten, jedenfalls in Betracht zu ziehen. Verfolgt man indeß die Beobachtungsresultate in der Pflanzenwelt etwas genauer, so drängt sich doch die Ueberzeugung auf, daß hier in der vegetabilen Natur ein solcher Kampf eigentlich gar nicht so verbreitet ist, als man anzunehmen gewohnt ist, und daß sogar in vielen Fällen, in welchen die Unterdrückung einzelner Individuen durch kräftigere oder günstiger gestellte Nachbarn klar vorzuliegen scheint, dieses thatsächliche Ergebniß weniger als das Resultat eines Kampfes, sondern vielmehr als ein Verschwinden infolge ganz anderer Verhältnisse hervortritt. Mehrere Beispiele aus der Pflanzenwelt werden dies einigermaßen zu bestätigen im Stande sein.

Wir kennen den charakteristischen Einfluß der chemischen Zusammensetzung des Erdreiches auf die Natur der Vegetation. Bekanntlich gelingt es, durch verschiedenartige Behandlung einer Wiese eine von der ursprünglichen ganz abweichende neue Pflanzenwelt auf derselben zu erzeugen. So z. B. ruft Aschendüngung aus der Grasnarbe die kleeartigen Gewächse, eine Düngung mit gebrannten Knochen die Entwickelung von Raigras hervor u. s. w. Nirgends aber ist die gänzliche Umwandlung der Vegetation in die Augen fallender als auf Torfmooren, welche theilweise von der Cultur berührt worden sind. Die Cultur eines Torfmoores beginnt nach Anlage der Hauptabzugscanäle damit, daß das Torffeld mit ein bis zwei Fuß tiefen Gräben durchzogen wird. Als erste Folge dieser partiellen Trockenlegung ergibt sich eine sehr bemerkbare Veränderung der Pflanzendecke. Die Halme des sauren Grases verschwinden, und es treten neue kleeartige Grassorten hervor, welche dem Wiesenmoor ein total verändertes Ansehen verleihen. Während es im nicht entwässerten Zustande eine gleichmäßig graugrüne Decke zeigte, gleicht es nun schon einem von zahlreichen Blüthen durchzogenen bunten Teppich. Wir haben hier somit einen mächtigen Unterschied des Pflanzenlebens ohne weitere Cultur, ohne irgend eine Düngung, ausschließlich durch Entziehung des stehenden Wassers. Eine ähnliche, nicht minder auffallende Umwandlungserscheinung der Vegetation zeigt sich auf den Hochmooren. Alsbald nach der Entwässerung verschwindet die Krüppelföhre, die Birke tritt auf und bei weiter fortgesetzter Cultur die Fichte und Eiche, ohne daß irgend eine Aussaat stattgefunden hätte. Bei Hochmooren, welche keine Neigung zur Waldbildung haben, erscheinen nach der Entwässerung hochwüchsige Grasarten und zwischen ihnen einige Straucharten, Weiden und Pappeln. Hier kann doch Niemand eine Spur von Kampf erblicken; die Bedingungen des Wachsthums werden durch Wasserentziehung und Düngung gänzlich verändert, und so tritt eine völlig neue Vegetation, aber ohne allen Kampf, in die Erscheinung. Wird ein Boden, welcher längere Zeit uncultivirt lag, aufgebrochen und das Erdreich auf einen Haufen geworfen, wie solches z. B. bei neuen Straßenanlagen gewöhnlich der Fall ist, so bildet sich nach einiger Zeit eine eigenartige Vegetation, welche zwar nach Qualität und Zusammensetzung des Bodens oder der natürlichen Lage und dem Feuchtigkeitsgrade verschieden ist, aber bei übereinstimmenden Verhältnissen stets eine gewisse Gleichmäßigkeit in der Vegetation zeigt.

Bei etwas thonhaltigem Kalkboden besteht die erste Vegetationsperiode gewöhnlich aus der gemeinen Distel, die oft schon im ersten oder zweiten Jahre mit solcher Mächtigkeit auftritt, daß sie bisweilen für sich allein schon solche Erdhaufen vollkommen überdeckt. Die einzelnen Pflanzen drängen sich dicht aneinander, und augenscheinlich findet unter

denselben eine Art von Bestreben statt, sich auf Kosten der Nachbarn auszubreiten, wobei unverkennbar allerdings einige Individuen unterdrückt werden und verkümmern. Besichtigt man aber denselben Erdhaufen im darauffolgenden Jahre, so ist das Bild ein ganz anderes. Die Distel tritt nicht mehr so zahlreich auf, von einer Unterdrückung einzelner Individuen ist keine Spur mehr vorhanden, aber ihre Entwickelung ist auch bei weitem nicht mehr so üppig, als sie im ersten Jahre gewesen, obgleich durchaus keine räumliche Beengung stattfindet. Im dritten Jahre erscheint die Distel nur noch vereinzelt in mageren Exemplaren, während sich zwischen ihnen eine ganz neue Vegetation bildet. In den Waldgegenden am bayerischen Gebirge — wie ich solches zunächst zu beobachten wiederholt Gelegenheit hatte — erscheint gewöhnlich nach der Distel die Belladonna, nach dieser die Walderdbeere, welche längere Zeit hindurch den Boden ganz bedeckt, bis sich endlich zwischendurch vereinzelte Triebe der Himbeere oder der Brombeere entwickeln, die nun das Terrain lange Zeit hindurch behaupten, bis einzelne junge Waldbäumchen, Fichten, Föhren oder Buchen sich dazwischen ansiedeln und am Ende Herren des Terrains bleiben. Ein Kampf zwischen diesen verschiedenen Pflanzengattungen ist in keiner Weise bemerkbar, vielmehr scheint jede Art freiwillig der anderen Platz zu machen, sobald ihre natürliche Periode zum Abschluß gelangt. Nur zwischen den Individuen derselben Gattung, wenn solche gleichzeitig massenhaft auftreten, findet kurze Zeit hindurch gegenseitige Bedrängung statt, die man allenfalls, wenn man gerade will, einer Art von Kampf vergleichen könnte.

Noch bezeichnender ist das Verhalten unserer Waldbäume an solchen Orten, an welchen die menschliche Thätigkeit nur wenig in deren Wachsthum eingreift. Eine jede Wanderung durch die Waldungen in der Nähe der bayerischen Alpen überzeugt uns, daß dieselben ehedem zum größten Theile mit Eichen bestanden waren, daß aber diese Baumart allmälig der Buche, dann der Fichte und zuletzt der Föhre den Platz überlassen hat. Diese Beobachtung wird überdies durch Urkunden, ja selbst durch das Zeugniß aus der Erinnerung älterer Leute bestätigt. Besichtigt man diese nunmehrigen Fichten- und Föhrenwaldungen genauer, so findet man bei dichtem Bestande allerdings zahlreiche Individuen, welche aus Mangel an Licht und Raum zurückgeblieben und verkommen sind; man findet aber auch gleichzeitig zwischen den Fichten und Föhren einzelne junge Eichen und Buchen, welche sich in dem dichten Bestande offenbar nicht behaglich fühlen, vielmehr möglichst in die Höhe drängen und daher bei geringem Umfange unnatürlich in die Länge gewachsen sind und in der Regel nur durch die benachbarten, sie weit überwuchernden Nadelholzbäume aufrecht gehalten werden. Sobald jedoch die Laubbäume so weit emporgewachsen sind, daß sie directes Sonnenlicht erreichen, so kräftigen sie sich in auffälligster Weise binnen weniger Jahre so bedeutend, daß sie sich selbständig aufrecht zu erhalten vermögen, allmälig die Nadelwaldung überragen und zuletzt wieder eine Laubholzwaldung darstellen. Es sind uns mehrere Waldungen bekannt, in welchen sich nach der Erinnerung älterer Leute und nach den vorhandenen Resten innerhalb eines nicht zu langen Zeitraumes schon zweimal ein solcher Wechsel der gesammten Waldvegetation vollzogen hat.

Was veranlaßt die Pflanzen zu einem solchen freiwilligen, kampflosen Ueberlassen des Terrains nach einer gewissen Zeitperiode an eine andere Gattung? Die einzige Antwort, die man auf eine solche Frage zu erhalten pflegt, ist, daß die Pflanze in dem Boden nicht mehr die nothwendigen chemischen Bedingungen ihrer Existenz finde. In dieser Antwort scheint uns indeß, bis jetzt wenigstens, keineswegs eine ganz ausreichende Erklärung des Vorganges zu liegen. Wenn auch in den Aschenbestandtheilen der Waldbäume notorisch qualitative und quantitative Unterschiede bestehen, so sind diese doch nicht so groß, daß hieraus allein schon ein gänzlicher Wechsel der Vegetation genügend erklärt werden könnte. Eichen, Buchen und Fichten wachsen ebensowohl auf einem humusreichen wie auf humusarmem Boden, es kann also nicht das Vorhandensein einer größeren oder geringeren Menge von Kohlenwasserstoffbestandtheilen (Blätterabfall oder sonstige vegetabile Verwesungs-

producte) der Grund dieser Erscheinung sein. Ebenso wenig kann man behaupten, daß Eiche und Buche stärkere Lebenskraft besitzen als Fichte und Föhre, indem bald die Laubbäume die Nadelhölzer, bald umgekehrt die letzteren die ersteren ersetzen. Nur wo die menschliche Thätigkeit fördernd oder hemmend in das Wachsthum des Waldes eingreift (Anlage künstlicher Pflanzungen, Entfernung der Humusdecke u. s. w.), vollzieht sich das diesem Wechsel zu Grunde liegende Gesetz nicht in bemerkbarer Weise.

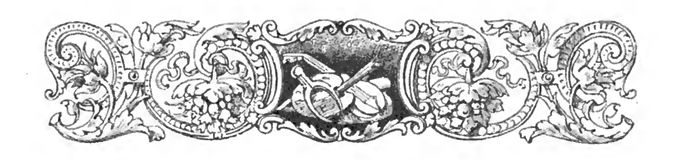
Auch hier also findet ein Kampf um das Dasein nur in sehr beschränktem Maße statt, nämlich vorzugsweise zwischen den Individuen derselben Species, wenn solche mitunter dicht gedrängt stehen. Der Wechsel der Vegetation zwischen verschiedenen Pflanzenspecies dagegen ist im Ganzen nicht Folge eines Kampfes, sondern nach meinem Dafürhalten Folge eines uns noch nicht näher bekannten Naturgesetzes. Bestände in der That ein Existenzkampf zwischen den einzelnen Pflanzengattungen, so wäre es absolut unmöglich, daß unsere natürlichen Wiesen, so weit die Cultur des Menschen nicht eingreift, aus einer so zahlreichen Menge der mannigfaltigsten Pflanzengattungen in ziemlich conformen Mischungsverhältnissen sich darstellen; längst müßten einzelne Gattungen alle übrigen verdrängt haben. Allem Anscheine nach besitzen uncultivirte Wiesen noch ganz dieselben Pflanzenformen und in derselben Mischung, die sie vielleicht unter gleicher Lage und bei gleichem Klima schon vor Jahrtausenden charakterisirten.

Wenn hiernach die Vorstellungen über den Kampf um das Dasein im Pflanzenreiche nach unserem unmaßgeblichen Dafürhalten auf ein geringeres Maß, als man gewöhnlich annimmt, zurückgeführt werden dürften, so möchten andererseits bestimmte, so zu sagen geheime Beziehungen der Pflanze zum Menschen nicht in Abrede gestellt werden. Ist es nicht äußerst kennzeichnend für das eigenthümliche Verhältniß der Pflanze zum Menschen, daß es fast kein Kraut, keine Blume, keinen Baum giebt, an welchen nicht irgend eine Sage, das Wohl oder Wehe des Menschenlebens betreffend, haftet? Wir wissen, noch am Anfange des vorigen Jahrhunderts glaubte man, gewisse Kräuter zur sogenannten Passauerkunst, nämlich zum Festmachen gegen Hieb und Schuß, zur Herstellung von Freikugeln u. s. w., benutzen zu können; man glaubte an eine Feuerwurzel von einem hohen Berge in Aegypten mit der vortrefflichen Eigenschaft, vor Feuerschaden zu behüten; denn wenn an das Haus desjenigen, der sie besaß, Feuer gelegt wurde, so verbrannten nur die zum Anzünden herbeigebrachten Stoffe, ohne daß Latten und Balken, Heu oder Stroh von den Flammen ergriffen wurden. Die Sage, daß aus Gräbern Blumen sprießen — sie ist allgemein verbreitet und trägt Trost und Hoffnung in sich. Pflanzt man ja doch allenthalben Blumen auf die Hügel seiner Verstorbenen, um den düsteren Herd der Verwesung durch einen freundlichen Schmuck zu umhüllen, — um über der Nacht des Grabes einen neuen Frühling zu schaffen, als das Bild einer schöneren Auferstehung. Gern pflücken wir Blumen von den Gräbern unserer Entschlafenen, um sie als Andenken zu bewahren; nur sollen es — so warnt die Sage — solche sein, welche man mit eigener Hand gepflanzt, denn sonst „kommt der Todte zur Nacht und fordert den Raub zurück". Die meisten Volksgesänge von unglücklich Liebenden schließen damit, daß ihren Gräbern Blumen und Bäume entwachsen. In anderen Volksliedern wird erzählt, daß Veilchen, Vergißmeinnicht, Reben, Epheu, Linden u. s. w. aus den Grabhügeln emporwuchsen.

Die Unabhängigkeit des vegetabilen Lebens von der innersten menschlichen Natur ist nur eine scheinbare. Zwar kann man wohl fragen: Für wen blüht und duftet die Blume der Einöde? Für wen prangt sie in der Schönheit und hohen Regelmäßigkeit ihrer Gestaltung, in der bunten Mannigfaltigkeit ihres Farbenschmuckes? Kein menschliches Auge sieht sie, keines Menschen Brust athmet ihre Düfte. Aber sie blüht und prangt und duftet auch in der verlassenen Einöde unbekümmert um menschlichen Beifall. Giebt es doch Menschen, denen sich die Pflanzenwelt — sit venia verbo — mit einer bestimmten Zuneigung zuwendet. Von ihnen sagt man gewöhnlich, sie haben „eine glückliche Hand". Der Same, den sie in die Erde legen, geht auf, die Blumen ihrer Pflege gedeihen. Es ist bekannt, daß Blumen

bei Kranken die Schönheit bald verlieren, sowie sie auch durch Berührung und Pflege gewisser Personen bald vergehen. Das ist nicht erlernte Geschicklichkeit, nicht besseres Verständniß der Behandlung, das ist angeborenes, bevorzugtes Verhältniß zur Pflanzenwelt. Niemand zweifelt daran, daß Einzelnen die Fähigkeit verliehen sei, wilde Thiere durch einen Blick, einen Laut zu zähmen, — daß es Einzelne giebt, die furchtlos und ohne Gefahr die Höhle des Raubthieres in der Wüste betreten. Man findet die Thatsache nicht auffallend, daß ein Pferdebändiger sich das wilde Roß der Steppen ohne Gewalt, nur durch ein Wort unterthan mache. Sollte zwischen dem Menschen und der Pflanzenwelt nicht etwas Aehnliches bestehen können? Bleibt es doch immerhin merkwürdig, daß jungen Leuten offenbar das Pflanzen besser gedeiht als alten, daß namentlich Pfropfer behaupten wollen, mit zunehmendem Alter verderben ihnen immer mehr Schößlinge an den gepfropften Bäumen, bis ihnen zuletzt gar keiner mehr wachse. Warum sollte nicht auch in der Pflanze ein gewisser Instinct liegen, der sie nöthigt, ihre oft widerspenstige Natur einem begünstigten Liebling willig zu unterwerfen? Man weiß, wie schon gesagt, die berührten Verhältnisse auch recht natürlich zu erklären, indem man sie ganz einfach in das Bereich der sogenannten „Fables convenues“ verweist. Doch wir wollen es mit Steffens halten, der uns, um den Geist der Natur recht zu erfassen, in die Gesellschaft der Dichter gehen heißt, „denn nur in Dieser Herzen ergießt sie sich wahr und offen.“

Eine Betrachtung über willkürliche Lebensäußerung der Pflanze, wie sie hier in einigen Andeutungen versucht worden, kann nicht wohl schließen ohne Hereinziehen der vielbesprochenen Frage: „Besitzen die Pflanzen ein Wahlvermögen in ihrer Aufnahme der Bodennährstoffe?“ Einige Beispiele dürften zur Beurtheilung der Frage beitragen. Zunächst ist es Thatsache, daß in den verschiedenen Pflanzen verschiedene Mengen der einzelnen Mineralstoffe gefunden werden, auch dann, wenn sie auf dem nämlichen Boden gewachsen sind. Wenn man Kalkpflanzen und Kalipflanzen neben einander säet auf einem fruchtbaren Boden, das heißt auf einem Boden, der beide Nährstoffe in ausreichender Menge enthält, so nimmt die Kalkpflanze vorzugsweise die ihr nothwendige Kalkerde, die Kalipflanze dagegen das Kali aus dem Boden auf. Dies wird — wohl mit einigem Rechte — dem Wahlvermögen der Pflanze zugeschrieben; sie wählt mit ihren unterirdisch im Boden umherschleichenden Wurzeln die ihr am meisten entsprechende Nahrung aus. Freilich erhebt sich dagegen andererseits ein schwerwiegender Einwurf: Wenn die Pflanzen unter den ihr zur Ernährung gebotenen Stoffen wählen könnten, so würden sie sicherlich keine ihrem Organismus feindlichen Stoffe aufnehmen. Trotzdem ist aber durch zahlreiche Versuche constatirt, daß die Pflanze giftige Stoffe, sobald sie ihr geboten werden, absorbirt. Die Pflanze richtet ihre Wurzelentwickelung, wie man aus vielen Beispielen erkennt, nach der Natur des Bodens ein. Man hat beobachtet, daß die Wurzeln in fruchtbarem Boden, wo sie schon in der nächsten Umgebung Nährstoffe genug finden, von geringerer Ausdehnung sind als in sterilem, wo sie gleichsam ängstlich suchend sich nach allen Seiten und in die Tiefe hin erstrecken muß. Liegt hierin auch nicht ein directer Beweis für Annahme eines Wahlvermögens der Pflanze, so zeugt es doch von einem gewissen willkürlichen Bestreben, sich durch weite Aussendung ihrer Wurzeln aus der Ferne Nahrung zu holen — sie will nicht hungern —, und andererseits von einer gewissen Neigung zur Bequemlichkeit, wenn ihr in nächster Nähe die passende Nahrung zu nehmen ohne Mühe mit sparsam entsendeten Wurzeln vergönnt ist — sie will sich nicht unnöthig plagen. Die Pflanze verfährt nach dem etwas leichtsinnigen Molière'schen Grundsatze: „Je prends mon bien où je le trouve“, und zwar, könnte noch hinzugefügt werden, „sans me déranger.“



# Literarische Mittheilungen.

## Bilder aus dem Leben in England.



Bilder aus dem Leben in England. Von Ludwig Freiherrn von Ompteda. Breslau, Verlag von S. Schottländer.

Allen denjenigen, die sich für die gesellschaftlichen und politischen Zustände der Engländer interessiren, werden diese von Herrn v. Ompteda dargebotenen Bilder hoch willkommen sein. Die Zahl der aus England gelieferten Reisebeschreibungen bleibt zwar weiter hinter der Masse von Büchern zurück, die jährlich den Italienern, den Franzosen oder den Schweizern gewidmet werden, ist aber immerhin bedeutend genug, so daß es für den Schriftsteller nicht leicht wird, außerhalb der Zeitschriftenliteratur einen hinreichend breiten Platz für sein Buch zu finden. Die große Mehrzahl der in England Reisenden pflegt aber nur das städtische Leben, künstlerische und literarische Beziehungen oder die meistentheils auf dem Continent unterschätzten Schönheiten englischer Landschaft in den Kreis der Beobachtungen aufzunehmen. Außerordentlich gering ist dagegen die Ziffer derjenigen, die über die Eigenthümlichkeiten des englischen Landlebens in zuverlässiger Weise Bericht erstatten. In den Einrichtungen, Gebräuchen, Sitten und Genüssen des englischen Landlebens liegt gerade die Kraft und Eigenheit des englischen Nationallebens ebenso stark ausgeprägt, wie die internationale Bedeutung Englands in der Großindustrie, im Handel und im Maschinenwesen sich darstellt. Solche Männer, die den Kreisen des englischen Großgrundbesitzes nahestehen, pflegen entweder überhaupt als Schriftsteller nicht aufzutreten, oder verschmähen es, über einen Gegenstand sich vernehmen zu lassen, der wegen seiner vermeintlichen Alltäglichkeit für die vornehmen Classen in England kaum ein Interesse erwecken könnte. Andererseits ist es für continentale Schriftsteller von Beruf nicht leicht, Zutritt zu erlangen zu einer Gesellschaft, die nicht den Ehrgeiz hat, den die vornehme Gesellschaft in Paris vor 1789 besaß, als sie danach trachtete, überall von Europa angestaunt zu werden. Herr v. Ompteda war in der besonders glücklichen Lage, die Begabung eines in der Darstellung geschickten Schriftstellers mit der Uebung eines politisch eindringenden Blickes und den gesellschaftlichen Beziehungen zu den vornehmsten Schichten der englischen Grundaristokratie zu verbinden.

Seine Lebensgewohnheiten bewahrten ihn davor, Belehrung und Unterhaltung mit einander zu verwechseln, und befähigten ihn, den Zweck zu erreichen, den solche Schilderungen vorzugsweise anzustreben haben: in unterhaltender und anregender Form eine Belehrung zu gewähren, die weder von streng wissenschaftlichen Werken geboten, noch in ihnen gesucht zu werden pflegt, obschon sie für die politische Bildung der Gegenwart von größter Wichtigkeit ist. Der Zusammenhang des öffentlichen Lebens in England, die gesellschaftlichen Grundlagen des Parlamentarismus und die Bedeutung der Selbstverwaltung können nur dann klar werden, wenn man das ländliche Leben jener leitenden Classe genauer beobachtet, von der die meisten Franzosen und Deutschen wenig mehr gesehen haben als den Luxus in Pferden und Equipagen, der während der Sommermonate in Park Lane entfaltet wird.

Herrn v. Ompteda's Buch enthält eine Reihe von Bildern, die theils im helleren, theils im dunkleren Colorit oder, wenn man will, in sehr starken Lichtcontrasten, aber vollkommen naturgetreu gemalt wurden. Eine erste Reihe gehört den „Englischen Landsitzen, Gärten und Gärtnern“. Wir erfahren hier,

warum eigentlich die englische Gartenkunst in unserem Jahrhundert die Gartenkunst der Franzosen und die steifen Hecken oder Alleen Ludwig's XIV. ebenso verdrängt hat, wie die englischen Verfassungsgrundsätze immer mehr an die Stelle jener abstracten Principien treten, welche von der französischen Revolution verkündet wurden. Wie die politische Freiheit des englischen Parlamentarismus innerhalb eines zur Lebensgewohnheit befestigten Gesetzeszustandes wurzelt, so bedeutet auch die englische Gartenkunst die Anerkennung der schöpferischen Freiheit innerhalb der Natur, die durch die Menschenhand nur veredelt und entwickelt, nicht beschnitten und verkümmert wird — wie in jenen berühmten Vorbildern von Versailles, deren Linien und Abtheilungen uns heute anstarren wie ein in das Botanische übersetztes Ministerialreglement.

Die Freude, welche die höchsten Schichten der englischen Aristokratie aus ihren Landsitzen, aus Parkanlagen, landwirthschaftlichen Culturen und Blumenbeeten schöpfen, ist durch Herrn v. Ompteda begreiflich gemacht und dem Verständniß der deutschen Leser näher gebracht.

Als „Nachtstücke" in seinem Buche erscheinen die für Socialpolitiker höchst werthvollen Schilderungen der Trinkkrankheit in England, gegen die mit seltenster Thatkraft, aber mit verhältnißmäßig geringen Erfolgen die Mäßigkeitsvereine ankämpfen, von denen einsichtige Beurtheiler jedenfalls mehr erwarten als von Strafgesetzparagraphen, trotz welchen sich die Trunkenheitsfälle in England während der letzten Jahre nur gemehrt haben.

Die von Herrn v. Ompteda mit großer Sorgfalt gesammelten „Materialien" der Trunkenheitsgesetzgebung sollten von denjenigen nicht unbeachtet gelassen werden, denen es obliegt, an der Lösung gleichartiger Probleme in Deutschland mitzuarbeiten.

Sehr anmuthig sind die Beschreibungen, die der Verfasser vom Oxforder Studentenleben entwirft. Ist die wissenschaftliche Leistungsfähigkeit der Lehrenden, wie Engländer selbst zugeben, auf Deutschlands Hochschulen eine vergleichungsweise viel höhere, so wird unter denjenigen, die Herrn v. Ompteda's Buch lesen, wohl Mancher bedauern, daß die Universität den Lernenden in Deutschland nicht jene Lebensfrische und Lebenskraft bieten kann, die Oxford der Jugend in England verbürgt.

Der politischen Bildung leistet das höchst empfehlenswerthe Buch, dessen Inhalt wir andeuten, auch dadurch einen wesentlichen Dienst, daß mancherlei mißgünstigen Vorurtheilen gegen England, die zur Mode zu werden scheinen, die Spitze abgebrochen wird, während Schattenseiten des englischen Volkslebens ebenso unparteiisch gewürdigt sind.

Franz v. Holtzendorff.

---

# Literarische Notizen.

**Deutsche Hand- und Hausbibliothek.** (Stuttgart, Verlag von W. Spemann.) Vier Bände. Eigentlich unter dem Haupttitel „Collection Spemann" erscheint diese Haus- und Handbibliothek in der That als ein Bedürfniß auf dem deutschen Büchermarkt. Das deutsche Buch ist wirklich ungleich theurer als das französische oder englische. In dieser Sammlung soll nun jedes Werk, elegant gebunden, bloß eine Mark kosten, und trotz dieses billigen Preises sollen in ihr die Meisterwerke der deutschen und aller anderen Literaturen zur Ausgabe gelangen. Der Prospect verheißt in dieser Hinsicht geradezu bedeutende Leistungen, und die bis jetzt erschienenen vier Bände lassen uns hoffen, daß alle diese Verheißungen auch zur Erfüllung kommen werden. Der erste Band enthält zwei gediegene Erzählungen von Louise v. François, der zweite den „Oberhof" von K. Immermann mit einer Einleitung von Levin Schücking, der dritte die moralischen Novellen von Cervantes in der Uebersetzung von A. Keller und Fr. Notter, der vierte endlich ein literarisches Curiosum: den Roman „Die Hallig" von J. C. Biernatzki mit einer orientirenden Einleitung von Heinrich Düntzer. Unter solchen Anspicien ist der Bibliothek die thatkräftigste Förderung und die Unterstützung der deutschen Hand und des deutschen Hauses zu wünschen.

**Emancipirte Novellen.** Von Johannes Proelß. (Leipzig, Verlag von Carl Reißner.) Diese Novellen — fünf an der Zahl — verdienen aus der Unzahl von Sammlungen dieser Art, die gegenwärtig auf den Büchermarkt geworfen werden, mit Auszeichnung hervorgehoben zu werden. Sie sind „emancipirt" von dem Zopf der herkömmlichen Langeweile und des traditionellen Novellenrecepts — daher ihr Name —, nicht aber von der Sitte und der obersten Moral. Es zieht ein fröhlicher jugendfrischer Ton durch diese gutgeschriebenen novellistischen Skizzen, die ein nicht gewöhnliches Fabulirungstalent verrathen und sowohl in der Ausführung wie in der Erfindung fesseln und anmuthen. Den Preis werden wohl „die Gleichheitsbrüder" davontragen.

**Mit dem Bleistift.** Geschichten und Skizzen von Ferdinand Groß. (Leipzig, Carl Reißner.) Wenn man die nicht wegzuleugnende Thatsache des Verfalls der dramatischen Literatur in Deutschland verstehen will, so muß man als einen Hauptfactor den Umstand mit in Erwägung ziehen, daß der moderne Journalismus hauptsächlich dem Drama, aber auch allen anderen Dichtungsarten die besten Kräfte, die hervorragendsten Talente raubt, um sie in seinen aufreibenden Dienst zu ziehen. Selten noch ist uns dies so klar geworden als beim Durchlesen dieser Sammlung feuilletonistischer Skizzen, die alle von Geist und Witz und Wissen durchtränkt sind. Groß ist ein Feuilletonist von hoher Bedeutung; er wäre aber wohl ein gleich vorragender Dramatiker und sicher auch ein trefflicher Romanschriftsteller, wenn er es vorzöge, statt mit dem Bleistift vielmehr — mit der Feder zu schreiben. Aber freilich die Hast und Unruhe des modernen Lebens verlangt diese prickelnde, sprühende, nervöse Art der Darstellung, und man muß gestehen: Groß ist ein Meister dieser Art, und seine Skizzen vom Tage und für den Tag lassen sich auch noch später — mit Genuß zum Theil — stets aber mit Vergnügen lesen.

**Novellen** von B. Glogau. (Berlin, Verlag von W. Hertz.) Mit diesen Erstlingen seiner Muse hat ein junger Autor sich bereits einen guten Namen erworben. Das will bei der Ueberfluthung auf den Heeresstraßen unserer Literatur nicht wenig bedeuten und hat seinen Grund vor Allem in der durchaus originellen Weise, in der dieser Autor seine Vorwürfe anfaßt und zur Ausführung bringt. Schon die erste Novelle, „Auf der polnischen Landstraße", ist originell und interessant — das Vorbild Turgenjew's war freilich etwas zu verlockend —, nicht minder ist die Skizze „Im Exil" geistvoll und fesselnd. Die Novelle „Marga's Erröthen" ist wiederum in der psychologischen Ausführung des Hauptcharakters so fein und richtig, daß man fast glauben könnte, es sei eine Dame, die hier ihre Freundin schildert! Die anderen Novellen sind etwas schwächer und scheinen der ersten Entwickelungsstufe dieses Autors anzugehören, von dem wir wohl noch Bedeutendes zu erwarten haben.

**Sommermärchen.** Von Rudolf Baumbach. (Leipzig, A. G. Liebeskind.) Der Dichter der „Lieder eines fahrenden Gesellen" erscheint hier als Märchenerzähler, und derselbe frische und humoristische Ton, der seine Gedichte durchzieht und ihnen einen so eigenartigen Reiz verleiht, ist auch in diesen entzückenden Märchen wieder anzutreffen — ein Ton, so keck und natürlich und anmuthig, wie er auf dem deutschen Parnaß lange nicht gehört worden, und dabei auch so treuherzig und sinnig, daß die Grenze von dem Kunstmärchen zu dem wahren echten Volksmärchen mit Glück überschritten ist. Es ist eine realistische Verbindung von Märchen und Novelle, welche Baumbach namentlich in den humoristischen Partien geschickt durchgeführt hat. Schöpferische Phantasie, ein echtes Dichtergemüth, ungetrübter Frohsinn haben sich hier zu schönem Bunde vereinigt; — wer ein Freund dieser Dichtungsart ist, dem wird das kleine Büchlein in sommerlichen Tagen manche frohe und schöne Stunde bereiten.

**Gedichte** von Ernst Ziel. Zweite vermehrte Auflage. (Leipzig, Verlag von Ernst Keil.) Ernst Ziel hat sich nicht nur als Redacteur der „Gartenlaube" einen geachteten Namen in der literarischen Republik erworben, er gehört auch als Dichter zu den wahrhaft „Berufenen". Die in kurzer Zeit nothwendig gewordene zweite Auflage seiner Gedichte ist ein vollkräftiger Beweis dafür, daß Ernst Ziel bereits Bürgerrecht auf dem deutschen Parnaß erworben. Es ist in der That ein männlich starker Geist, eine überzeugungstreue Gesinnung, ein energischer Fortschrittstrieb und zugleich eine außerordentliche Gestaltungskraft, welche in diesen Gedichten und Liedern, die auch von seltener Formvollendung sind, sich offenbaren. In den „Vaterländischen Gedichten" pulsirt eine warme patriotische Gesinnung, quillt der Feuerstrom echter Vaterlandsliebe. In den gedankentiefen Canzonen und einzelnen der vermischten Gedichte: „Der Urweltfriede", „Vom Bau zu Babel" sowie in den „Stimmungen und Reflexionen" erhebt sich der Dichter zu mächtigem Gedankenschwunge, der die schwierigsten Räthsel des Menschendaseins zu lösen trachtet. Das Glaubensbekenntniß des Dichters ist das aller wahrhaft großen und edlen Menschen: „Des Menschen Höchstes ist die Menschenliebe!" Am ansprechendsten sind die Lieder Ziel's, aus denen sein sinnig deutsches Gemüth spricht und welche die ergreifendsten Herzenstöne anschlagen. Vorzüglich annuthend sind die Liebeslieder an Willy (des Dichters Gattin), der auch die ganze Sammlung gewidmet ist.

**Aus dem Tagebuche eines Capellmeisters.** Von Martin Roeder. (Mailand, G. Ottino.) „Dal taccuino d'un direttore d'orchestra" — dies ist eigentlich der Titel eines vor Kurzem erschienenen, ziemlich umfangreichen Werkes von Martin Roeder. Der jetzt in Deutschland lebende junge Componist hat diese während seines langjährigen Aufenthalts in Italien in verschiedenen musikalischen und politischen Zeitungen veröffentlichten Aufsätze über Kunst und Künstler Italiens gesammelt, und der Verleger Ottino hat das Werkchen in splendider Ausstattung herausgegeben. Wir empfehlen Allen, die der italienischen Sprache mächtig

sind und sich für moderne Musikverhältnisse interessiren, dieses vortrefflich geschriebene interessante und geistvolle Buch.

* * *

**Flora von Deutschland.** Herausgegeben von Schlechtendal, Langethal und Ernst Schenk. Revidirt und verbessert von Ernst Hallier. Fünfte Auflage. (Gera-Untermhaus, Verlag von Fr. Eugen Köhler.) Band 1 bis 4. Dieses Werk eignet sich ganz besonders zum Studium der deutschen Flora; durch die in demselben durchgeführte, den neuesten Ansichten entsprechende Systematik steht es weit über den gewöhnlichen derartigen Handbüchern. Die Charakteristik der einzelnen Familien, Gattungen und, was am schwierigsten ist, der einzelnen Arten ist mit besonderer Schärfe und Klarheit durchgeführt, so daß auf diese Weise das Bestimmen der Genera auch für den Laien nach einiger Uebung möglich wird. Die Aufzählung der Synonyma und die Erklärung der Namen sogar der einzelnen Species sind Vorzüge, von denen besonders der erstere keinem Handbuche der Botanik fehlen sollte, da die Bezeichnung einer und derselben Species oft fünf bis sechs Namen von den verschiedenen Autoren erhalten hat. Die Erklärung der Blüthe und ihrer Bestandtheile ist meist an Längsschnitten durchgeführt, während die meisten der heutigen Botaniker dieselbe, so weit es möglich, an Diagrammen zu geben versuchen (Eichler, Sachs u. a.). Die Abbildungen sind meist so naturgetreu, daß der aufmerksame Beobachter durch Vergleichung mit ihnen allein schon die einzelne Pflanze erkennen kann; manchmal sind indeß in ihnen charakteristische Merkmale zu grell hervorgehoben, was der Natürlichkeit des Bildes schadet. Jedenfalls sind sie aber einem wenn auch noch so sorgfältig gepflegten Herbarium zum mindesten gleichzustellen. Man kann dieses Werk seiner Reichhaltigkeit wegen auch mit voller Berechtigung eine Flora Mitteleuropa's nennen und ihm einen bedeutenden Leserkreis prognostieiren.

* * *

**Palästina in Bild und Wort.** Von Georg Ebers und H. Guthe. (Stuttgart, Eduard Hallberger.) Je höher die Literatur der sogenannten illustrirten Werke anschwillt — bringt doch fast jede Woche eine neue Erscheinung auf diesem Gebiete —, desto strengere Maßstäbe muß die Kritik an jedes einzelne dieser Werke anlegen. Das vorliegende wird ohne Zweifel auch die strengsten Anforderungen nach jeder Richtung hin befriedigen, wie dies schon die ersten drei bis jetzt erschienenen Lieferungen genügend beweisen. In Bezug auf den Herausgeber konnte wohl eine glücklichere Wahl nicht getroffen werden. Georg Ebers ist einer der genauesten Kenner des Orients; mit einer stupenden Gelehrsamkeit verbindet er die Gabe der allgemeinfaßlichen und poetischen Darstellung. Er hat sich mit H. Guthe, der gegenwärtig in Jerusalem weilt, verbunden, um das große englische Werk, welches dieser deutschen Ausgabe zu Grunde liegt, zu bearbeiten und dem deutschen Volke zugänglich zu machen. Die Illustrationen sind sauber und gediegen ausgeführt, das Ganze dürfte nach Vollendung in Wahrheit ein „internationales Prachtwerk“ werden. Wir kommen, nachdem eine größere Anzahl von Lieferungen erschienen sein wird, auf dieses interessante und bedeutende Unternehmen noch ausführlicher zurück.





# Epilog.



Jeglicher Abschied hat ein Gefühl tiefer Wehmuth im Gefolge, auch wenn er unter den Auspicien eines Wiedersehens genommen wird. Indem wir darangehen, den Epilog eines Vierteljahrhunderts zu sprechen, das über diesen „Monatsheften“ dahingegangen, ergreift uns eben dieses Gefühl von Wehmuth. Wie der Schimmer der Abendröthe lagert es sich über jeder Scheidestunde, und ein elegischer Hauch umweht uns, da wir Vergangenheit und Gegenwart unseres Unternehmens im Geiste mit einander verknüpfen und die Geschichte dieses Zeitraumes so noch einmal an unserem geistigen Auge vorüberziehen lassen.

Es gilt nun, an dieser Stelle nur in kurzen Zügen Rückschau zu halten in die Vergangenheit, Umschau in der Gegenwart und Ausschau in die Zukunft dieser Zeitschrift, soweit solche sterblichem Auge nicht verwehrt ist.

Es war eine trostlose, schlaffe Zeit, als diese „Monatshefte“ ins Leben traten. Die besten Söhne der Nation waren freiwillig oder unfreiwillig in das Exil gegangen oder verbannten sich selbst zu einsamer Zurückgezogenheit vom öffentlichen Leben und vertieften sich in die Vergangenheit, weil ihnen die Gegenwart so trostlos erschien. Auf allen Gebieten des politischen und socialen wie des religiösen und literarischen Lebens zeigte sich ein die ganze Nation durchdringendes Gefühl der Unzulänglichkeit der bestehenden Zustände, der Unzufriedenheit und Unbehaglichkeit mit und in denselben.

In der periodischen Literatur eines Volkes spiegelt sich der Entwickelungsgang seines geistigen Lebens am deutlichsten; wenn wir das Leben dieses Jahrzehnts erkennen wollen, so müssen wir es in den Zeitungen und Zeitschriften jener Epoche aufsuchen — aber ach, auch dort findet sich des Tröstlichen gar wenig! Auch dort kehrt das Gefühl der Unzufriedenheit mit der Gegenwart immer wieder; es durchweht alle politischen Betrachtungen, es durchzuckt alle poetischen Hervorbringungen. Kein Wunder, daß in solcher Zeit die literarische Coterie, die politische Clique vor Allem und allein zur Blüthe gelangen und in Samen schießen! Die literarische Coterie, die die Trennung zwischen dem Norden und dem Süden künstlich aufrecht erhalten, die politische Clique, die — je nach ihrem Dafürhalten — das Vaterland auf ihre Weise befreien und einigen will, beide sich in unfruchtbaren Erörterungen, mehr aber noch in wüstem Gezänk oder gar in erbitterter Feindschaft verlierend und zersplitternd.

Wer es verstände, über diesem Treiben und außerhalb dieser Coterien einen Brennpunkt des geistigen Lebens zu schaffen, er könnte — wäre er ein Mann der That — ein Werk schaffen von bleibender Bedeutung, das den Jammer und die Wirrniß dieser Tage überdauern würde! In Vielen mag wohl damals diese Idee Keime getrieben haben, Viele auch haben sich in Anläufen versucht — Einer aber hat sie zur Ausführung gebracht, voll und ganz im Sinne der Zeit und doch auch wiederum mit einer Energie und einem Verständniß, das den anderen Mitstrebenden fehlte.

Zeuge dessen diese Monatsschrift, die am 1. October des Jahres 1856 hinaustrat in das Leben jener stillen Zeit mit dem Streben, „den Mangel eines größeren Centralorgans für die nach Volksthümlichkeit ringende Bildung“ auszufüllen; mit der Absicht, „die Wissenschaft lebendig zu machen und sie ins Leben zu tragen“ und den „Gegensatz zwischen künstlicher und volksthümlicher Bildung auszugleichen“.

Das war es, was unausgesprochen im Sinne der Zeitgenossen lag. Mit Staunen und mit Beifall wurde es aller Orten aufgenommen. Und es begab sich das Wunderbare: Weit über den Kreis hinaus, für den sie bestimmt war, fand die Idee wie die Ausführung gleiche Theilnahme, gleiches Interesse! Nicht als eitlen Ruhmes Herold, sondern als Träger einer heiligen Pflicht muß hier des Mannes Erwähnung gethan werden, der diese Idee erfaßte und mit der ihm eigenen Ausdauer und Begeisterung in überaus ungünstigen Zeitverhältnissen zur Ausführung brachte. Mit tiefer Wehmuth gedenken wir an der Wende des Vierteljahrhunderts des Mannes und zollen den Tribut pietätvoller Erinnerung den Manen George Westermann's! Die „Monatshefte“ waren ihm eine aufrichtige Herzenssache, nicht ein Vergnügen oder ein Quell des Erwerbs allein. Ihre Blüthe war sein Glück, ihre Erfolge bildeten die große Freude seines Lebens...

Seinen Principien vor Allem hat es diese Zeitschrift zu danken, daß ihr eine ungleich längere Lebensdauer und eine ungleich größere Verbreitung beschieden als allen ähnlichen Unternehmungen, die vorher oder gleichzeitig in Deutschland auftraten, seinen Principien und der Ausdauer und Treue, mit der er dieselben zur Erfüllung brachte, daß ihr die Feier dieses Jubeltages vergönnt ist.

Schon das erste Heft des jungen Unternehmens zeigte den Plan, nach dem es unternommen, ganz und fertig, und scharfsinnige Beobachter erkannten bereits damals, daß hier ein Werk ins Leben getreten, das die Schöpfungen des Jahrzehnts zu überdauern berufen sei. Alle politischen Strömungen der Zeit sollten diesem Werke fern bleiben, alle geistigen Tendenzen der Epoche in demselben unverfälscht zum Ausdrucke gelangen! Das war das leitende Grundprincip George Westermann's.

In jenem ersten Hefte, das sich dem Geiste und der Intention nach von dem vorliegenden dreihundertsten, das der Epilog beschließen soll, kaum wesentlich unterscheidet, gelangten in der That auch alle geistigen Strömungen der Zeit zum Worte. Da kam — der Erste — aus Oesterreich, das bisher hermetisch dem deutschen Literaturleben verschlossen schien, Siegfried Kapper und brachte eine anmuthige Erzählung aus dem böhmischen Leben; ihm folgte aus Süddeutschland, das auch durch eine geistige Mainlinie vom Norden geschieden war, W. H. Riehl und schilderte in einem interessanten Culturbilde die pfälzischen Dörfer; der Norden war durch angesehene Schriftsteller vertreten wie Theodor Mügge, Wilhelm Lübke, der die Architektur der Gegenwart besprach, Adolf Paalzow, der damals bereits die Wirkungen der Elektricität in einer geistvollen Studie darlegte, S. W. Dehn, der Johann Sebastian Bach als Polemiker vorführte. Das Ausland hatte H. C. Andersen gesandt, der einen anmuthigen Märchenstrauß spendete; die deutsche Wissenschaft endlich, die die Versöhnung mit dem Leben anbahnen wollte und mußte, ließ ein kräftiges Wort gegen den sich zur Zeit breitmachenden Materialismus durch M. J. Schleiden sprechen, der den Muth hatte, es zu sagen, daß diese Richtung nicht in naturwissenschaftlichen Fortschritten, sondern in philosophischen Rückschritten ihre Begründung habe. Ihm schloß sich Carl Reclam an, der die Beziehungen der Nerven zu chemischen Vorgängen erörterte, und Moritz Wagner, der einen Besuch bei dem Vulcan Isalco in Centralamerika in anziehender Weise schilderte.

Und diesen Dichtern und Gelehrten folgten zahlreiche andere Gleichstrebende; kaum ein hervorragender Schriftsteller, der in dem abgelaufenen Vierteljahrhundert aufgetreten, ist den „Monatsheften“ principiell fern geblieben; viele der Besten haben hier ihre erste Fahnenwacht gehalten, und die Entwickelung beliebter deutscher Erzähler geht parallel mit der dieser Zeitschrift. Mit Wehmuth gedenken wir auch der Männer, die unserem Unter-

nehmen bis zum Tode treu geblieben. Von den Mitarbeitern des ersten Heftes leben nur noch vier; es ist uns ein Stolz und eine nicht geringe Freude, dieselben im nächsten Hefte — dem ersten des neuen Vierteljahrhunderts — in ungebeugter Frische und Rüstigkeit den Lesern mit sehr werthvollen Beiträgen vorführen zu können! Siegfried Kapper, der vor zwei Jahren in Pisa zur ewigen Ruhe gebettet wurde, sandte noch vom Krankenlager aus seine letzte Arbeit der Zeitschrift zu, der er als Erster zur Seite gestanden; auch diese Studie werden die Leser in dem neuen Hefte finden.

Es war nicht das geringste der Verdienste George Westermann's, daß er Männer zu suchen und zu finden verstand, die sein Unternehmen stützten und förderten, noch mehr aber, daß er sie dauernd an dasselbe zu fesseln wußte. Nur Wenige gingen grollend von dannen, auch diese kehrten meist versöhnt wieder; Alle aber gedenken des Führers, der sie zur Fahne rief, mit inniger Wehmuth und haben dem Ausdruck gegeben, als der Tod ihn vor nun gerade zwei Jahren inmitten seines Schaffens und Ringens aus dieser Zeitlichkeit abrief.

Wenn wir der Mitarbeiter an dem Werke George Westermann's in dieser Scheidestunde gedenken, dann darf aber auch vor Allem der Name Adolf Glaser nicht unerwähnt bleiben, der zweiundzwanzig Jahre lang dem Begründer dieser Zeitschrift als Redacteur mit Fleiß und Geschick zur Seite stand und der die Intentionen Westermann's mit seltener Tüchtigkeit auszuführen verstand. Erst als eine Reorganisation des Unternehmens auf Grundlage der veränderten Zeitverhältnisse beabsichtigt und ausgeführt wurde, zog sich der verdiente Mann zurück, um ungestört seinen Studien und poetischen Arbeiten zu leben.

Dem vereinten Streben, das durch die hervorragendsten Kräfte gefördert und gestützt wurde, gelang es bald, die „Monatshefte" zu hohem Ansehen, zu voller Geltung zu bringen. Vornehmlich waren es zwei Richtungen, die in denselben zu größter Blüthe gelangten und um die sie sich bleibende Verdienste erworben haben.

Wenn sich — nach Lessing — Jedermann seines Fleißes rühmen darf, so dürfen wir wohl auch in dieser Stunde und an dieser Stelle der Verdienste gedenken, die sich diese Zeitschrift um die Pflege der Novelle und, vielleicht als Ergänzung dazu, der Reiseliteratur erworben hat.

Mit Tieck's phantastischen Novellen war die Blüthezeit dieser Dichtungsart in Deutschland dahin. An der Neublüthe, deren sich die Novelle gegenwärtig in unserer Literatur zu erfreuen hat, haben die „Monatshefte" ihren redlichen Antheil. Dichter wie Spielhagen, Scheffel, Raabe, Storm, Heyse, Jensen, Roquette, Bodenstedt, Hartmann, Lewald, Riehl und viele Andere haben in dieser Zeitschrift ihre anmuthigsten Schöpfungen veröffentlicht und derselben hierdurch bleibendes literarisches Verdienst verliehen.

Und in gleicher Weise fanden die Ethnographie und die dieser Wissenschaft verwandten Zweige sorgsamste Pflege in den „Monatsheften". Entdeckungen und Forschungen von großer Tragweite wurden hier zuerst veröffentlicht; was diese Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde gewirkt, ist von Autoritäten dieser Wissenschaft wiederholt ausgesprochen und anerkannt worden.

So gelang es im Laufe der Jahre vor Allem, einen Leserkreis zu schaffen, wie ihn größer vordem noch keine deutsche Monatsschrift gehabt, und einen Mitarbeiterkreis, der die Zierden der Literatur und Wissenschaft in sich schloß. Aber George Westermann's Art war es nicht, mit Erreichtem und Errungenem sich schlechthin zufrieden zu geben und in voller Rüstigkeit zu feiern. In genialer Weise erfaßte er — wie er vor mehr denn einem Jahrzehnt die in der Generation lebende Idee erfaßt hatte — nun auch die neue Zeit, die inzwischen heraufgezogen war und die auch das Morgenroth einer neuen Literaturepoche verhieß! Kaum waren die ersten Heldenthaten deutscher Waffen ausgeführt, als er — am 21. August 1870 — in diesen „Monatsheften" verkünden ließ: „Erst wenn der deutsche Staat ein Ebenbild des deutschen Heeres geworden ist, dürfen wir zur Siegesfeier schreiten. Vergönnt uns aber ein gnädiger Gott auch diesen Schritt zu thun, dann wird man vom Jahre 1870 eine große Epoche datiren, und ihr tiefster Sinn wird den Sieg der germanischen

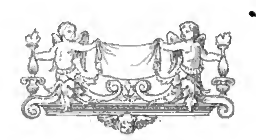
Staats- und Menschenbildung über die romanische bedeuten!"

Den Idealen deutscher Culturarbeit weihte er nun auch diese Zeitschrift, indem er sie den erweiterten Zeitanschauungen gemäß reorganisirte. Wie früher das Leben außerhalb des Vaterlandes, so trat jetzt das nationale Leben in den Vordergrund des Interesses, und der Sinn für die Kunst der Heimath und das deutsche Kunstgewerbe fand Nahrung und Pflege. Aber das Grundprincip — es kann dies nicht oft genug betont werden — hielt er fest: Fern von den jeweiligen Strömungen des religiösen Lebens und den Stürmen der Politik, fern von dem Streit der Parteien des socialen Lebens einen literarischen Mittelpunkt zu schaffen, ein Organ, das die Bildung der Zeit repräsentirt und in welchem ihre geistigen Strömungen zum treuesten Ausdruck gelangen!

Noch an seinem Lebensabend hatte George Westermann die große Freude und die innige Genugthuung, sein Werk durch bedeutenden Erfolg gekrönt und auch vielfach nachgeahmt zu sehen. Aber auch jetzt bewies er die Treue, die ihm kein leerer Wahn war, und die Festigkeit, mit der er bei seinen Anschauungen blieb, daß ihn nichts vermochte, von dem abzustehen, was er einmal für wahr und nothwendig erkannt, und daß er äußeren Einflüssen keine Einwirkung auf sein Werk verstattete. In unseres Vaters Hause sind viele Wohnungen, und so mochten immerhin auch viele Wege zu dem gemeinsamen Ziele führen, die Culturarbeit des deutschen Volkes zu verbreiten, seine nationalen Interessen zu repräsentiren, und alle Wanderer auf diesem Wege und zu diesem Ziele konnten einträchtig und in Frieden, in edlem Wettstreit der Kräfte, neben einander hergehen.

Inmitten seines Reorganisationswerkes wurde George Westermann aus diesem Leben abgerufen, und wir haben das Erbe seiner Ideen, seiner Arbeit und seiner Ziele übernommen und — dies Zeugniß wird uns Jeder ausstellen, der mit Aufmerksamkeit die letzten Bände dieser Zeitschrift verfolgt — in seinem Geiste und nach seinen Principien fortgeführt. So viel an uns liegt, und bleibt uns nur der treue Leserkreis und die Schar der Mitarbeiter zur Seite, soll es auch in alle Zukunft so bleiben! Es sei denn, daß diese uns verließen, nicht anders und auf keine andere Weise werden die „Monatshefte" den Principien ihres Begründers und den Tendenzen untreu werden, die in den nunmehr abgeschlossenen fünfzig Bänden voll und wahr zum Ausdruck gekommen sind! Mit diesem Schwur sind wir am Ende unserer Betrachtungen, vor der Ausschau in die Zukunft angelangt.

Und mit einem frommen Wunsche schließt nach guter alter Sitte der Epilogus. Das „Auge des Jahrhunderts" wird sich geschlossen haben, wenn es — so hoffen wir — dieser Zeitschrift vergönnt sein wird, ihr fünfzigstes Jubelfest zu feiern; es werden dann andere Baumeister am Werke stehen und ein anderer Kreis sich gebildet haben, an den sie sich wenden werden. Möchte es dann ihnen Allen beschieden sein, des Vaterlandes Ruhm und Größe zu schauen und unseres mit Begeisterung unternommenen, mit Liebe fortgeführten Werkes möglichste Vollendung!



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Gustav Karpeles.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.
Nachdruck wird strafgerichtlich verfolgt. — Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Digitized by Google

JAN 7 - 1942

